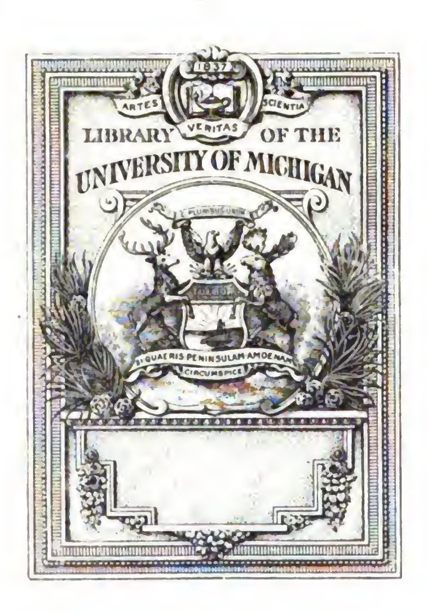
image
not
available


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Zeitschrift

für das

Gymnasialwesen,

begründet im Auftrage

des Berlinischen Gymnasiallehrer-Vereins.

Herausgegeben

von

Dr. W. Hollenberg. Prof. R. Jacobs. Dr. P. Rühle.
Lehrer am Königl. Joachimsthalschen Gymnasium.

In monatlichen Heften.

Siebzehnter Jahrgang.

Erster Band.

BERLIN,
Verlag von Theod. Chr. Fr. Enslin.
(Adolph Enslin.)
1863.

Inhalt des siebzehnten Jahrgangs.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

Dritte Abtheilung.

Verordnungen in Betreff des Gymnasialwesens.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Fünfte Abtheilung.

Vermischte Nachrichten über Gymnasien und Schulwesen.

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Das Altdeutsche auf dem Gymnasium.

Wiederholte Anregungen auf den Philologen-Versammlungen wie in der pädagogischen Literatur geben Zeugnifs dafür, dafs die Ueberzeugung mehr und mehr Boden gewinnt, es dürfe die Umgestaltung, welche die deutsche Sprachwissenschaft seit dem Anfange dieses Jahrhunderts erfahren hat, von der Schule nicht länger ignorirt bleiben; der deutsche Unterricht müsse, soweit er über die Uebung im mündlichen und schriftlichen Gebrauche unsrer Muttersprache hinausgeht, von unten herauf mit den Resultaten dieser neuen Wissenschaft in Uebereinstimmung gebracht werden, und es dürfe den Schülern in den oberen Classen unserer Gymnasien auch ein Einblick in die historische Entwickelung der Sprache selbst nicht länger vorenthalten sein. Freilich ist es ebenso gewifs, dafs diese Ueberzeugung unter Kundigen und Unkundigen auch immer noch ihre eifrigen Widersacher hat und dafs selbst unter ihren Anhängern die Ansichten über das Mafs des zu Ueberliefernden und über die Art der Ausführung weit auseinandergehen. Aber grade bei dieser Lage der Sache scheint mir nichts erspriefslicher, als die Erörterung soviel wie möglich von dem blofs theoretischen Gebiet auf das praktische hinüberzuführen und statt des Hin- und Her-Disputirens über das Ob und Wie recht objectiv gehaltene Mittheilungen auszutauschen über das, was auf dem streitigen Gebiet bereits geleistet und ausgeführt worden ist. Eine solche Mittheilung sollen die folgenden Blätter enthalten. Dem Verfasser derselben war es vergönnt, schon in früher Jugend, als er zu den Füfsen seines theuren Lehrers Koberstein safs, Liebe für den in Rede stehenden Gegenstand einzusaugen in einer Zeit, in welcher Schulpforte wohl fast das einzige deutsche Gymnasium war, auf dem er betrieben wurde. Er ergriff daher mit Begierde die Gelegenheit, die ihm auf Grund einer in der Breslauer Philologen-Versammlung geführten Vertheidigung seiner Ansichten geboten wurde, auf dem

Magdalenaeum im vollen Einverständnifs mit seinem Director, der zu den frühesten Schülern Kobersteins gehört, den deutschen Unterricht in Unter- und in Ober-Secunda und in Unter-Prima nach den Grundsätzen der historischen Sprachwissenschaft einzurichten und zu leiten. Das Verfahren, wie es demgemäfs seit Ostern 1858, also während 4 jährlicher Curse, bei uns zur Ausübung gekommen ist, ist in der Kürze folgendes.

Der Unterricht beginnt in Unter-Secunda nach einer kurzen Einleitung über die Stellung des Mittelhochdeutschen in der Geschichte unsrer Sprache und seine hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten, namentlich auch über die Besonderheiten in der Aussprache, mit der Lectüre der in das Altdeutsche Lesebuch von Pütz aufgenommenen Stücke des Nibelungenliedes. Die nothwendigen grammatischen Erörterungen werden an die Lectüre geknüpft und auf die kleine Grammatik von Vilmar bezogen, die sich in den Händen der Schüler befindet. Die Schüler haben sich aufserdem ein Heft anzulegen, in das sie die zur Ergänzung oder anderweitigen Gruppirung des in der gedruckten Grammatik enthaltenen Stoffes gemachten Bemerkungen gleich während des Unterrichts eintragen. Diese sprachlichen Erörterungen sind nicht blofs auf das gründliche Verständnifs des Gelesenen berechnet, sondern sollen recht eigentlich auch dazu dienen, den Entwickelungsgang der Sprache selbst zu beleuchten und viele ohne historische Begründung unverständliche Erscheinungen des heutigen Sprachstandes zu erklären, wie denn überhaupt unser ganzer Plan nicht blofs darauf angelegt ist, die Schüler in das Verständnifs der mhd. Literatur einzuführen, sondern die Einsicht in die Entstehung der heutigen Sprachformen und die Gewöhnung an die historische Betrachtungsweise der Sprache im Allgemeinen uns als ein mindestens ebenso wesentliches Ziel dieses Unterrichts erscheint. Die Schüler werden zu diesem Zwecke von vorne herein auf die Hauptrichtungen aufmerksam gemacht, in denen die Veränderungen der Sprache sich bewegen, und namentlich ist die kurze, der Lectüre voraufgeschickte Einleitung dazu bestimmt, ihnen gewissermafsen die Rubriken zu bieten, in welche sie dann die in dem fortschreitenden Unterrichte sich darbietenden Bemerkungen einzutragen haben. Solcher Rubriken oder Capitel, die sich nach und nach mit Stoff zu füllen haben, stelle ich namentlich vier auf, indem ich die Schüler anleite, bei der Beschäftigung mit dem Mhd. ins Auge zu fassen: 1. Die Lautverhältnisse. 2. Die Flexionsformen. 3. Die Wort- und Satzfügung. 4. Die Bedeutung der Wörter. In dem ersten dieser 4 Capitel sind die Unterschiede, die das Mhd. gegenüber dem Nhd. darbietet, am meisten in Auge und Ohr fallend, sie prägen sich daher auch dem Gedächtnisse am leichtesten ein, und aufser der Gewöhnung an die strenge Unterscheidung langer und kurzer Stammsilben im lesen, die wenigstens einem grofsen Theile der Schüler schwer zu fallen pflegt, auf die aber nichtsdestoweniger mit aller Energie zu halten ist, macht die Bewältigung der in diese Kategorie fallenden Erscheinungen keine erheblichen

Schwierigkeiten. — Auf dem Gebiete der Flexionsformen sind die Abweichungen gegen das Nhd. weniger durchgreifend und zahlreich, denn die Hauptveränderungen, die unsre Sprache in dieser Richtung erfahren hat, liegen bereits vor dem Beginn der mhd. Periode. Während dem Schüler diese Thatsache durch einen vergleichenden Blick auf die Paradigmen der Ahd. Declination und Conjugation anschaulich gemacht wird, bietet doch auch hier das Mhd. in seinem Verhältnisse zum Nhd. Anlafs genug zu Beobachtungen, die durch das helle Licht, welches sie auf viele ohne dies unverständliche Erscheinungen des gegenwärtigen Sprachstandes werfen, durch die Bezüge, die sie zwischen dem scheinbar zusammenhangslosen aufdecken, durch die Gesetzmäfsigkeit, auf die sie das anscheinend Regellose und Willkürliche zurückführen, nicht verfehlen können, den Schüler zu frappiren und schnell von dem Werthe solcher Betrachtungsweise zu überzeugen. Wie viel Licht gewinnt z. B., um aus vielem nur eins anzuführen, die deutsche Declination, die sich gegenwärtig in einem so zerrütteten und fast chaotischen Zustande befindet, schon allein durch die Zurückführung auf den Standpunkt des Mhd., welches, wenn auch an Formen nicht gar viel reicher mehr als unsre heutige Sprache, doch noch fast frei ist von *all der seitdem eingerissenen Willkür, der schlimmen Wirkung einer immer weiter gegangenen Abschwächung jedes gesunden Sprachgefühls.* — Im Gebiete der Syntax wird sich der Unterricht um so mehr auf weniges zu beschränken haben, als die historische Erforschung und Darstellung dieses Theiles der Grammatik bekanntlich von der Wissenschaft selbst noch nicht vollendet worden ist. Denn seitdem Jacob Grimm mitten in diesem Stoff sein unsterbliches Werk abgebrochen hat, hat er bis auf die neueste ebenfalls noch unvollendete Arbeit von Theodor Vernaleken (Deutsche Syntax. I. Theil. Wien 1861) meines Wissens keine zusammenhängende Behandlung erfahren, und auch dieses Werk wird, nach dem Anfange zu urtheilen, schwerlich diesen Theil unsrer Wissenschaft zu einem irgend befriedigenden Abschlusse bringen. Gleichwohl treten manche Eigenthümlichkeiten der mhd. Wort- und Satzfügung in so auffallender Weise hervor, dafs der Unterricht alle Ursache hat, sie nicht unbeachtet zu lassen; — ich erinnere an den viel *häufigeren* und mannichfaltigeren Gebrauch des Genitivs, an die gröfsere *Freiheit in der Stellung der Adjectiva*, an den Gebrauch der *Negation*, an die eigenthümliche Vorschiebung des abhängigen Theiles des Nachsatzes vor den Hauptheil desselben, u. a. m. Als Hilfsmittel für den Lehrer bei diesen syntaktischen Erörterungen über die Sprache des Nibelungenliedes bieten sich einige wenig bekannt gewordene Schriften dar: Joseph Kehrein. Scenen aus dem Nibelungenlied zum gebrauch bei dem unterricht in der mhd. sprache mit anmerkungen und wörterbuch. Wiesbaden 1846. (in den Anmerkungen ist eben die Syntax ganz besonders berücksichtigt) und die Abhandlung von Lehmann: Sprachliche Studien über das Nibelungenlied. Heft I u. II

in den Gymnasialprogrammen von Marienwerder von 1856 und 1857. — Dem vierten Capitel: von der Bedeutung der Wörter, welches nicht sowohl dem Gebiete der Grammatik, als dem des Lexicons angehört, ist unsres Erachtens eine ganz besondere Wichtigkeit beizumessen. Die Zahl der gegenwärtig ganz ausgestorbenen Wörter, die dem Schüler bei seiner mhd. Lectüre aufstofsen werden, ist verhältnifsmäfsig gering, und sie zu erlernen wird ihm in der Regel um so weniger schwer, als mehrere von ihnen durch ihr häufiges Vorkommen sich von selbst leicht einprägen und als kaum eines unter ihnen sein dürfte, für welches sich nicht in der heutigen Sprache in Zusammensetzungen oder Ableitungen irgend eine Anknüpfung fände (für *bërn* in Bahre, für *jëhen* in beichten, für *ruochen* in ruchlos u. s. w.). Um so gröfser ist dagegen die Zahl derjenigen Wörter, die zwar bis auf den heutigen Tag fortleben in der Sprache, die aber, eben weil sie lebendig geblieben sind, mehr oder weniger erhebliche Veränderungen in ihrer Bedeutung erfahren haben. Unter dem Mangel an Rücksicht auf diese Veränderungen leiden selbst die gelungensten und beliebtesten Uebertragungen der mhd. Dichtungen in unsre Sprache. Indem sie Worte und Ausdrucksweisen beibehalten, deren Bedeutung sich verändert hat, entstellen sie oft den Sinn des Originals auf das empfindlichste und erzeugen ein unerquickliches Gemisch moderner und alter Redeweise. Also schon um des wirklichen Verständnisses der mhd. Texte willen ist es nothwendig, den Sinn der Schüler für diese Seite der Sprachgeschichte früh zu entwickeln und zu schärfen; es ist aber nicht minder erspriefslich und in hohem Grade anziehend aus allgemeineren Gründen; denn während wir in den meisten Theilen des Sprachorganismus im Laufe der Jahrhunderte nur Verluste und Verschlechterung zu beklagen haben: Einförmigkeit an Stelle der Mannichfaltigkeit, Verdunkelung früher durchsichtiger Verhältnisse, Einbufse an sinnlicher Frische und Fülle, — bietet die Geschichte der Wortbedeutungen uns ein Schauspiel ganz anderer Art. Auf diesem Gebiete allein ist die Sprache recht productiv geblieben, hat sie neues erzeugt. Manchen Wörtern, die in ihrer Bedeutung zum Niedrigen und Gemeinen herabgesunken sind, stehen nicht wenige andere gegenüber, in denen an die Stelle des allgemeineren und unbestimmteren Begriffes ein speciellerer und bestimmterer, an die Stelle einer grob sinnlichen Bedeutung eine sittliche oder geistige getreten ist; und neben diesen Hauptarten begegnen uns vielerlei andere Modificationen in den Bedeutungen der Wörter, die nicht selten wie ein Spiel des Zufalls und der Laune erscheinen mögen. Immerhin aber gewährt die Gesammtheit dieser Erscheinungen Stoff zu einer Fülle feiner und fruchtbarer Beobachtungen, die weit über die Sphäre des blofs Sprachlichen hinaus hinübergreifen in das Reich der Cultur- und Sittengeschichte, und die auch bei dem Schüler, vorausgesetzt dafs man sich hütet, ihn zu übersättigen, nicht verfehlen werden, das mannichfachste Interesse zu erregen.

Wenn ich mir erlaubt habe, in dem Vorstehenden die Gesichtspunkte ausführlicher darzulegen, nach denen ich bei dem Betrieb des mhd. Unterrichts in Unter-Secunda zu Werke gegangen bin [1]), so kann ich mich bei dem Folgenden nun um so kürzer fassen; denn für Ober-Secunda ändert sich an der Methode des Unterrichts und an dem Stoff der an die Lectüre geknüpften sprachgeschichtlichen Erörterungen nichts wesentliches; nur der Lesestoff selbst wird ein anderer, indem wir vom Nibelungenliede fortschreiten zu einer Auswahl von Stücken aus der höfischen Epik des 13ten Jahrhunderts und zu den in unserem Lesebuche enthaltenen Proben der mhd. Lyrik, wodurch den Schülern aus eigener Anschauung die erste Bekanntschaft mit den grofsen Meistern jener Zeit vermittelt wird. — Es braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden, dafs neben diesen Beschäftigungen mit Lesebuch und Grammatik die deutschen Stil- und Schreibübungen ihr volles Recht behalten, oder vielmehr: die letzteren werden bei uns so gut wie irgendwo als Hauptsache behandelt und nur die von ihnen nicht in Anspruch genommene Zeit, die anderswo wohl noch einem metrischen oder rhetorischen Unterricht gewidmet ist, wird jenen Beschäftigungen gewidmet. Dieser Grundsatz schliefst aber gleichwohl die Möglichkeit nicht aus, bei zweckmäfsiger Zeiteintheilung die Schüler im Verlaufe von 2 Jahren so weit zu bringen, dafs sie bei ihrem Eintritt in Prima mhd. Texte, die keine besonderen sachlichen oder sprachlichen Schwierigkeiten enthalten, mit einiger Leichtigkeit lesen und übersetzen können, und dafs sie vom Charakter der mhd. Sprache überhaupt und ihrer Stellung zum Nhd. ausreichende Vorstellungen haben.

So vorbereitet treten sie nun in den Cursus der Unter-Prima ein, der aus 2 Theilen besteht. Der erste kleinere Theil — ich widme ihm ohngefähr die Hälfte des Sommersemesters — ist dazu bestimmt, die grammatischen Unterweisungen der früheren Classen zusammenzufassen, zu ergänzen und so zum Abschlusse zu bringen. Dies geschieht durch eine zusammenhängende Uebersicht über die Entwickelungsgeschichte der deutschen Sprache. Ich gehe dabei von dem Verhältnisse des Deutschen zu den übrigen indogermanischen Sprachen aus, woran sich eine geographisch-historische Skizze der verschiedenen Mundarten und Sprachen des germanischen Stammes anschliefst, deren Ziel die genaue Bezeichnung der Stelle sein mufs, die unser Hochdeutsch innerhalb der ganzen Verwandtschaft einnimmt. Nach dieser einleitenden Betrachtung, bei der mir aufser Grimms Geschichte der deutschen Sprache in den letzten Jahren namentlich auch das schöne Buch von Schleicher Die deutsche Sprache. Stuttgart 1860 zu stat-

[1]) Seit Ostern d. J. hat mein College Palm diese Classe übernommen. Er folgt den gleichen Grundsätzen, die wir schon auf der hiesigen Philologenversammlung gemeinschaftlich in gemeinschaftlich aufgestellten Thesen verfochten haben.

ten gekommen ist, verwende ich eine oder zwei Stunden darauf, den Schülern eine gothische Sprachprobe, deren sie in dem Lesebuche und in dem Anhange der Grammatik mehrere vor Augen haben, vorzuübersetzen und die einzelnen Formen grammatisch zu erklären. So gewinnen die Schüler wenigstens einen allgemeinen Eindruck von dieser alterthümlichsten unsrer Mundarten, die zugleich als Brücke zu den classischen Sprachen eine historisch so unvergleichliche Stellung einnimmt, und sie lernen in ihren Formen, die ihnen auf den ersten Blick völlig fremdartig erscheinen müssen, wenigstens den deutschen Character und bei aller Verschiedenheit den Zusammenhang mit unsrer heutigen Sprache anerkennen. Ein Mehreres auf der Schule zu erreichen scheint weder möglich noch für die Zwecke des deutschen Sprachunterrichts erforderlich. Auf diese Episode folgt eine historische Behandlung der einzelnen Hauptcapitel der Grammatik, namentlich der Lautlehre, der Conjugation und der Declination. Jeder dieser Theile wird durch die 3 Entwickelungsstufen der hochdeutschen Sprache hindurchgeführt, wobei sich fast überall an Thatsachen anknüpfen läſst, die aus dem früheren Unterrichte bekannt sind. Man hat es ja nun mit Schülern zu thun, denen Brechung, Umlaut, Assimilation, Ablaut u. s. w. keine fremden Begriffe mehr sind, die sich an die Unterscheidung starker und schwacher Conjugation und Declination, des Organischen und Unorganischen in dem Lautbestande der Wörter und ähnliches gewöhnt haben und die von zweien der 3 zu vergleichenden Entwickelungsstufen der Sprache eine hinlängliche Kenntniſs besitzen. Was die dritte oder vielmehr erste dieser Stufen, das Ahd. betrifft, so wird mir jeder, der es auch nur einigermaſsen kennt, zugeben, daſs es sich auf der Schule noch viel weniger erlernen läſst, als das Gothische. Denn die Sprachdenkmäler, durch welche diese Stufe der Sprachentwickelung in unsrer Literatur vertreten ist, umfassen so viele mundartliche Nuancen, daſs es an jeder festen Norm fehlt oder doch neben die Formen, die man etwa als normal statuiren könnte, sich immer eine verwirrende Menge von Ausnahmen und Abweichungen stellen würde. Hier fordert, wenn man irgend genau sein will, beinahe jedes Schriftwerk seine eigene Grammatik, so daſs die Schwierigkeiten des deutschen Sprachstudiums offenbar nirgends so gehäuft sind wie grade auf diesem Gebiete, welches noch überdies vermöge der Beschaffenheit der ihm zugehörigen Literatur die Ueberwindung dieser Schwierigkeiten nur in sehr geringem Grade belohnt. Das Nibelungenlied und Walthers Lieder im Original lesen zu können, wird, so Gott will, in nicht allzu ferner Zeit ein ebenso unerläſslicher Bestandtheil wissenschaftlicher Bildung sein, wie das Verständniſs des Homer und des Horaz; dagegen mag Otfrieds Krist immerhin in alle Zukunft eine Domäne unserer gelehrten Germanisten bleiben.

Es würde sonach unserem Plane ganz zuwider sein, die Schüler etwa mit dem Erlernen ahd. Formen zu plagen, wie man

uns denn überhaupt das Zeugnifs hoffentlich nicht vorenthalten wird, dafs die Zumuthungen, die wir an das Gedächtnifs der Schüler stellen, äufserst gering sind und dafs uns der Vorwurf, dem ohnehin schon schwer belasteten Geiste der Jugend noch eine neue Bürde aufzuwälzen, kaum treffen kann. Was sie sich Neues anzueignen haben, sollen sie mehr mit dem Verstande, als mit dem Gedächtnisse aufnehmen; sie sollen nicht auswendig lernen, sondern recht eigentlich inwendig, und die Mühe, die sie bei alledem auf diesen Unterrichtsgegenstand zu verwenden haben, und die ihnen nicht erspart werden kann, wird reichlich vergolten durch die Hilfe, die ihnen dieses neue Wissen auch für das Verständnifs andrer Theile des Schulunterrichts gewährt, durch die Lichter namentlich, die es auf die classischen Sprachen wirft, die wir weit entfernt sind aus dem Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts verdrängen zu wollen. Wenn man anders verführe, so würde man sich des Hauptvortheils begeben, den der Verkehr mit gereifteren Schülern mit sich führt. Im Elementarunterricht geht das Lernen dem Verstehen voran, im höheren Unterrichte ist die Ordnung die umgekehrte. Aber eben um des wirklichen Verständnisses willen kann die historische Betrachtung des Ahd., so wenig es auch erlernt werden soll, nicht unterbleiben. Der Schüler soll seine Formen nicht bilden können, aber er mufs ihre Bildung kennen. Das scheint auch immer noch Kobersteins Meinung zu sein, wie aus der Vorrede seines jüngst erschienenen Schriftchens: „Laut- und Flexionslehre der mhd. und der nhd. Sprache. Halle 1862. hervorgeht. Wenn er gleichwohl in diesem Schriftchen weniger, als man wünschen möchte, auf die ahd. Formen zurückgegangen ist, so verweist er selbst in der Vorrede auf die Hilfsmittel, aus denen man seine Darstellung ergänzen kann, und ich würde daher auch bei seinen sonstigen Vorzügen mich keinen Augenblick bedenken, es statt der Vilmarschen Grammatik, die auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig bietet, meinen Schülern in die Hände zu geben.

Ich glaube hiermit den Umfang und die Methode des deutschen Sprachunterrichts auf historischer Grundlage, wie er auf unsrem Gymnasium betrieben wird, zur Genüge dargelegt zu haben und breche demnach meine Mittheilungen ab, ohne auf den zweiten Theil des Cursus der Unter-Prima noch besonders einzugehn, der die Geschichte der deutschen Literatur vom Anfange an bis auf Opitz zum Gegenstande hat. Es versteht sich von selbst, dafs das Lesebuch von Pütz, so weit es eben reicht, bei diesem Theil des Unterrichts mit benutzt wird. Der Vortrag verweilt am längsten bei den Schriftwerken, die in dem Lesebuche vertreten sind, und wird durch die Lectüre der betreffenden Proben, so weit sie nicht schon von Secunda her bekannt sind, unterbrochen, und bei allen Mängeln dieses Lesebuches, die bei längerem Gebrauche mehr und mehr hervortreten, bei allen Ausstellungen, die man gegen die Auswahl und die Behandlung

der Texte sowie gegen den wissenschaftlichen Werth der Anmerkungen zu machen allen Grund hat, hat es sich uns doch auch für diesen literaturgeschichtlichen Zweck sehr nützlich erwiesen.

Nicht was wir erreichen, habe ich in ruhmrediger Weise verkündigen wollen, sondern bescheiden darlegen, was wir erstreben, und diese Mittheilungen würden einen ihrer wesentlichsten Zwecke erreicht haben, wenn sie zu ähnlichen von andrer Seite her den Anstofs gäben, denn nur durch solchen Austausch des wirklich Versuchten und Bewährten kann der Sache Förderung erwachsen.

Breslau. Ed. Cauer.

•

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Philologische Abhandlungen nach Fächern geordnet vom Jahre 1859. [1])

(München, Ludwigs-Gymnasium.) La Roche: *Die Erzählung des Phönix vom Meleagros (Il. ι, 529—600)*, ein Beitrag zu den homerischen Studien. 21 S. 4. Dem königlichen Wilhelmsgymnasium zur Jubelfeier seines dreihundertjährigen Bestehens gewidmet vom königlichen Ludwigsgymnasium. — Die Erzählung des Phönix vom Meleagros ist nach des Verf. Ansicht eine jener Sagen und Erzählungen, wie sie oft in die homerischen Epopöen mittelst Reden eingeflochten sind, so dafs sie nur in einem mehr oder minder willkürlichen, nicht aber in einem eigentlich organischen Zusammenhange mit der jeweiligen Haupterzählung stehen. Diefs zeige sich vorzugsweise in zwei charakteristischen Eigenthümlichkeiten. In dem Eifer, solche Erzählungen einzufügen, werde nicht nur der Fortgang der Erzählung in ungeeigneter Weise gehemmt und unterbrochen, sondern auch in rhetorischer Beziehung sehr wenig darauf geachtet, ob eine Erzählung in der Rede, wo sie eingesetzt wurde, auch passend stehe. Nachdem der Verf. diese Eigenthümlichkeiten an vorliegender Erzählung nachgewiesen hat, stellt er sich die Entstehung derselben, das heifst das Verhalten unseres Dichters seiner von dem Verf. angenommenen Quelle gegenüber etwa in folgender Weise vor: „Unter epischen Liedern von hoher Schönheit und künstlerischer Vollendung, die natürlich ursprünglich aufser allem Zusammenhange mit unserer als Epopöe weit späteren Ilias und Odyssee standen, war auch ein Lied oder vielleicht ein Cyclus von solchen, in welchem die Sage vom Meleagros vollständig überliefert war, von der kalydonischen Eberjagd bis zum Tode des Helden, einschliefslich der Sage von Marpessa und Kleopatra. Diese Quelle benutzte nun der Dichter in höchst eigenthümlicher Weise. Auf der einen Seite lockte ihn die Fülle und das Anziehende des Vorgefundenen zu möglichst reichlicher Mittheilung, auf der anderen Seite mufste er denn doch zu der Einsicht kommen, dafs für seinen Zweck

---

[1]) Die Preufsischen Abhandlungen sind hier ausgefallen, weil dieselben in dieser Zeitschrift schon besprochen sind. O.

einer episodischen und tendenziösen Erzählung Beschränkung dringend geboten war. So sehen wir ihn denn stets zwischen Extremen schwanken: bald ist die Erzählung nichts als ein Aggregat mangelhafter und dürftiger Excerpte, bald tritt wieder Detail von unverhältnifsmäfsigem Umfang und relativ unwesentlichem Inhalte herein, das sich aber meist durch irgend einen Effect zur Aufnahme empfohlen zu haben scheint. Daher findet sich neben Auslassungen wesentlicher Notizen eine hier viel zu ausführliche Beschreibung vom Wüthen des Ebers und die Einschiebung der Sagen von Marpessa. Ebenso ist die in seiner Erzählung die Pointe bildende Bittscene unverhältnifsmäfsig breitgeschlagen, aber auch die vorhergegangene Fluchscene wegen ihres, ihm als *ληκύθιον* hochwillkommenen Pathos mit möglichster Vollständigkeit, wenn gleich, wie die nachgewiesenen Mängel der Diction zeigen, etwas überarbeitet, eingesetzt. Gerade hier aber hat sich der Epitomator als solcher am deutlichsten verrathen. Denn einmal ist seine Angabe, dafs die Erinnys den Fluch der Mutter hörte, welche er aus seiner Quelle gedankenlos in seinen Auszug herübernahm, bei ihm, der mit der Bittscene abbricht, ganz zwecklos, wohl aber pafste das *τῆς δ' ἠεροφοῖτις Ἐρινὺς ἔκλυεν ἐξ Ἐρέβεσφιν ἀμείλιχον ἦτορ ἔχουσα*, vielleicht wörtlich aus dem alten Liede entlehnt, vortrefflich in den dortigen Zusammenhang, da dasselbe erst mit dem Tode des Meleagros schlofs. Aber auch in anderer nicht minder für Erkenntnifs seines Verfahrens instructiver Weise ist er gleich unmittelbar nach dieser Stelle zu Werk gegangen. Bei der Bearbeitung der Fluchscene hat ihn nämlich das Effectvolle dieses Passus zu allzugrofser Ausführlichkeit verleitet. Noch war ja die für seinen Zweck wichtigste Scene der *λιταί* und natürlich diese in gröfster Breite, mit den wirksamsten und nachdrücklichsten Mitteln der Darstellung zu schildern. Was blieb da übrig, als, nachdem man sich bei der Fluchscene verspätet und also zur Bittscene zu hasten hatte, in dem Dazwischenliegenden zu kürzen. Leider traf aber diese Kürzung, in der ungeschicktesten Weise angewendet, die edelsten Theile des alten Liedes. Es fielen nämlich so die ergreifenden und wahrhaft tragischen Momente hinweg, die mit dem von unserem Dichter Beibehaltenen sich erst zu einem sinnvollen Ganzen zusammengeschlossen hätten. Denn in dem alten Liede war zweifellos jener ganze Hergang vollständig in seinem Verlauf und seinen Motiven berichtet, von dem unser Epitomator nur das letzte Glied, die Bitte der Mutter, in seiner Bearbeitung oder besser Verstümmelung so unvermittelt mit dem Vorhergegangenen herübergenommen hat. Dort wird aber auch nicht damit geschlossen worden sein, womit unser Dichter für seinen Zweck abbricht, mit der endlichen Versöhnung des Meleagros und der Rettung von Kalydon. Vielmehr wird dort die Erzählung der Katastrophe vorerst schon jenen wesentlichen Punct in ausführlicherer Darlegung enthalten haben, wie bei Althäa nach langem innerem Kampfe endlich doch der Selbsterhaltungstrieb, die Angst um die Ihrigen bis zu dem Grade über den rachsüchtigen Grimm gegen Meleagros siegte, dafs sie den früheren Fluch zurücknehmen zu wollen und ihn zu bitten vermochte, gegen diejenigen auszuziehen und die zu besiegen, die ihre Stammesvettern und nun auch des erschlagenen Bruders Rächer waren. Trotz dieser selbstverläugnenden Handlung der Mutter blieb aber Meleagros, ob des Fluches noch grollend, unerbittlich. Da lodert von neuem der wüthende Hafs der Mutter auf, neuen Fluch schleudert sie nun auf des Sohnes Haupt. Endlich erweicht nun zwar die Gattin seinen Starrsinn, und er rettet die Stadt im letzten Augenblicke; aber die Unterirdischen waren, einmal aufgerufen, nur zu schnell der verblendeten Leiden-

schaft der Mutter willfährig gewesen; die Erinnys hatte schon beim ersten Fluche der Althäa sich an seine Fersen geheftet, sie hatte seinen Sinn bethört und unbeugsam gemacht gegen die Bitten der Mutter zu desto sichererem Verderben, und nun ereilte sie jählings ihn schadenfroh in dem Augenblicke, wo er die rettende That vollbracht hatte. Aber eine neue Verlegenheit: dieser Schlufs des Meleagrosliedes war nun wieder nicht geeignet, um wenn auch nur im dürftigsten Auszuge in diese Erzählung des Phönix aufgenommen zu werden. Denn nicht nur war für die hier beabsichtigte Parallele zwischen Achilleus und Meleagros überhaupt schon alles noch Nachfolgende völlig überflüssig und den Endeindruck störend, nachdem das erzählt worden war, worauf es hier ankam, nämlich Meleagros habe sich erbitten lassen: sondern es würde geradezu die Wirkung der ganzen Rede und Erzählung des Phönix vernichtet worden sein, wenn dem Achilleus durch die Herübernahme dieses eigentlichen Schlusses indirect die unerfreuliche Perspective eröffnet worden wäre, dafs auch ihn, den vorher Unerbittlichen, wie Meleagros nach der rettenden That das Verhängnifs ereilen könnte. Auf der andern Seite aber sollte denn doch die Erzählung einen Abschlufs bekommen, ja es sollte sogar, wie ja diese Dichter es lieben, ihre ausgebreitete Sagenkenntnifs an den Tag zu legen, davon eine Andeutung gegeben werden, dafs man den eigentlichen Hergang sehr gut kenne. Gar bald war hier ein Ausweg gefunden. Das *τῷ δ' οὐκέτι δῶρ' ἐτέλεσσαν* nämlich mit seiner absichtlichen Dunkelheit erscheint zwar auf den ersten Anblick ziemlich albern, indem es ja unmittelbar in Achilleus den Gedanken wach rufen mufste, auch er bekomme nach der rettenden That die versprochenen Geschenke nicht mehr, aber doch war es das einzige Mittel, welches sich darbot. Nur so wurde sowohl jede directe Erwähnung des eigentlichen Herganges, die hier unterbleiben mufste, umgangen, als auch dennoch derselbe, höchst geschickt verschleiert, angedeutet." —

(Clausthal.) Ueber die kritische Benutzung homerischer Adjective. Von Dr. Alb. Schuster. 24 S. 4. Auch das homerische Adjectiv haben neuere Kritiker mehrfach dazu verwandt, ihren Verdachtsgründen gegen einzelne von ihnen angefochtene Bücher und Abschnitte der Ilias und Odyssee eine Stütze zu leihen. Am weitesten ist in dieser Beziehung Geppert gegangen, der aufser Substantiven und Verben auch eine erhebliche Zahl von Adjectiven als solche bezeichnet hat, die den jüngern Ursprung einzelner Partien der Ilias und Odyssee verrathen und „offenbar den Nachahmern Homers angehören". Die Geppert'schen Ansichten werden nun in fast allen Theilen dieser Abhandlung einer Beurtheilung unterzogen; auch die Werke und Einzelschriften anderer Kritiker (Spohn, Liesegang, Geist, Kayser, Curtius, Rhode, Heerklotz), welche zwar nicht so systematisch, wie Geppert, sondern mehr gelegentlich homerische Adjective für kritische Zwecke verwandt haben, sind berücksichtigt, sowie die in die Homer-Literatur einschlagenden Schriften von Nägelsbach, Döderlein, Düntzer, Faesi, Ameis, Nitzsch, Hoffmann und Jacob, insofern sie die vorliegende Frage berühren, gleichfalls zu Rathe gezogen. Dem Verf. will es scheinen, als ob die Vorsicht und der feine Tact der älteren Kritiker den neueren nicht immer zur Richtschnur gedient habe, und er unterzieht deshalb die ganze Frage über die Benutzung homerischer Adjective zu kritischen Zwecken einer eingehenden Erörterung, indem er als Resultat der Untersuchung den Beweis zu liefern hofft, dafs es schliefslich nur einige wenige Fälle seien, in denen dem Adjectiv eine kritische Stimme eingeräumt werden dürfe. In dreifacher Beziehung pflege man die Adjectiva für

kritische Zwecke zu benutzen: rücksichtlich ihrer Form, rücksichtlich ihrer Bedeutung und rücksichtlich ihres sonstigen Gebrauchs. Der Verf. kann die Gründe nicht billigen, aus denen man verschiedene Klassen homerischer Adjectiva und einzelne Bildungen derselben von Seiten ihrer Form hat angreifen und sie selbst als Producte einer späteren Zeit oder als verfehlte Nachahmungen und dergleichen mehr hat verdächtigen wollen. Damit solle aber durchaus nicht solchen Adjectiven das Wort geredet sein, deren Bildung entschieden das Gepräge einer vorgeschrittenen Wortbildung trage. Es frage sich nur, ob solche überhaupt in den homerischen Gedichten nachgewiesen werden könnten. — Rücksichtlich der Bedeutung scheinen dem Verf. nur wenige Adjectiva für kritische Zwecke erheblich zu sein. Zunächst dürften solche Adjectiva hierher gerechnet werden, bei denen eine Weiterbildung der Bedeutung wahrgenommen werde, die erst einer späteren Zeit angehöre. Dieses sei der Fall bei ein paar mit Präpositionen zusammengesetzten Adjectiven (z. B. ὑπολίζων). Ferner könnten Adjectiva hinsichtlich ihrer Bedeutung gegen die Aechtheit einer Stelle Zeugnis ablegen, wenn sie von der Art seien, dafs sie eine unhomerische, erst spätere Anschauung enthielten (ἡμίθεοι). Inzwischen seien auch hier mehrere Adjectiva mit untergelaufen, denen man zu voreilig eine unhomerische Anschauung aufgebürdet habe. — Abweichende Verbindungen von Adjectiven als solche reichten nicht aus, eine Stelle zu verdächtigen und ihr das Gepräge eines neuerungssüchtigen Nachahmers zu geben; sowie auch dem Falle kein Gewicht beizulegen sei, wenn ein stabiles Epitheton seinem Substantiv auch einmal nicht beigefügt sei. Ein Anderes aber sei es, wenn Epitheta von der Art seien, dafs sie geradezu unrichtig gewählt zu sein schienen. — Der Verf. hofft durch die vorliegende Untersuchung den Beweis geführt zu haben, dafs es schlechterdings unmöglich sei, aus den Erscheinungen in der Sphäre des Adjectivs Schlüsse zu ziehen über den Ursprung und die Entstehung der homerischen Gedichte: homerische Adjectiva könnten in einzelnen Fällen einen Beitrag für die höhere Kritik liefern, für die Entscheidung der homerischen Frage im Ganzen und Grofsen gäben sie kein Resultat. —

(Ulm.) Ueber die Grundgedanken des Aeschyleischen Agamemnon, von Prof. Dr. Planck. 24 S. 4. Der Verf. beantwortet zunächst die zwei Fragen: 1. Ist die Vorstellung von dem Neide der Götter, so wie Welcker will, im Agamemnon vorhanden? 2. Ist nicht eine Schuld von Seiten des Agamemnon gegeben, und zwar so gegeben, mit der Bestimmtheit, dafs sie wirklich als sittliche Unterlage des Stücks angesehen werden kann und mufs? Fasse man den ganzen Standpunct des Dichters ins Auge, so müsse man sich wundern, wie es möglich gewesen sei, jene rohe Vorstellung des Volksglaubens auch in dem Agamemnon ausgesprochen zu finden. Nicht nur gehe durch das ganze Stück die entgegengesetzte Vorstellung von göttlicher Gerechtigkeit und von einer nach ihren Gesetzen im Menschenleben nie ausbleibenden Vergeltung hindurch, sondern der Dichter nehme sich sogar die Mühe, die gewöhnliche Ansicht vom φθόνος ausdrücklich zu widerlegen. Die Grundstimmung des Dichters und Gedichts gebe V. 1455: „Was wird von den Sterblichen ohne Zeus vollbracht? Was von diesem allem ist nicht von Gott vollendet (θεόκραντον)?“ Die Antwort auf die Frage, wie nun Zeus und die Götter walten, laute: nach dem Gesetze der Dike, der gerechten Vergeltung. Wo Dike herrsche, strahle hell des Menschen Glück, ob in der Hütte des Armen oder im Palast des Reichen, Hochbeglückten. Aber bei dem

unersättlichen Streben des Menschen nach Glück könne der Glückliche leicht vom rechten Wege zur ὕβρις sich verirren, und den Glücklichen ohne Dike treffe Götterzorn und Unglück. Dabei sei für den Menschen das noch besonders gefährlich, dafs er nicht blos für eigene, sondern auch für fremde Schuld, für die Schuld seiner Ahnen büfsen müsse. Da also aufser Zweifel sei, dafs Agamemnon keineswegs ein Opfer des φθόνος wegen seines überschwenglichen Glücks sei, sondern dafs sein Misgeschick nur ein Glied in der Verkettung jammervoller Erfahrungen seines Geschlechts sei, bei welchen allen nach dem ewigen Gesetze der Vergeltung Schuld und Strafe sich folgen, und Schuld aus Schuld, selbst wieder als Strafe, sich erzeuge, so wird nun untersucht, wie d. h. durch welche Schuld auch Agamemnon, der treffliche, gottgeehrte Mann, in das gemeinsame Unglücksloos seines Geschlechts verflochten werde. Die grofse Schuld, durch welche Agamemnon in die Kette der Frevel und des Unglücks seines Hauses eintritt, sei die Opferung der Tochter, und diese sei auch für Klytämnestra das wahre und einzige Motiv zum Morde. Andere Motive seien nicht etwa nur von dem Dichter gegen dieses zurückgestellt, sondern sie seien gar nicht vorhanden. Dagegen sei allerdings nicht zu verkennen, dafs noch weitere Momente da seien, welche, neben dem genannten Hauptmoment hergehend, den trefflichen Mann nicht schuldlos untergehen lassen. Es wird nun weiter untersucht: 1. ob Agamemnon wirklich nicht blos für sich, sondern auch für andere büfse; 2. ob die Opferung Iphigenias dabei doch noch seine d. h. eine freie That sei. Agamemnon müsse einerseits für die Sünden seiner Vorfahren büfsen, andererseits aber für seine eigene Schuld (für die Opferung seiner Tochter und die Zerstörung Trojas). Bei diesen Thaten aber, durch die er sich befleckt hat, habe neben seinem eigenen freien Willen auch der reizende und verblendende ἀλάστωρ mit gewirkt. Da der Frevel seines Vaters Atreus noch nicht gesühnt gewesen, so sei er nach dem Gesetze, dafs ein Frevel den andern erzeuge und dadurch die Rache für den früheren herbeigeführt werde, selbst in eine Schuld verstrickt, die, indem sie seinen Untergang veranlasse, ihn zugleich für das, was er selbst gethan, und für den ungesühnten Frevel des Atreus büfsen lasse. Als Resultat ergebe sich nun daraus der Gedanke: „Auch der treffliche, von den Göttern mit Recht hochgeehrte und beglückte Mann geht, indem er den Reizungen des im Hause waltenden Rachegeistes unterliegt, durch eigenen Frevel theilnehmend an der ungesühnten Schuld seines Geschlechtes, zu Grunde.“ — So führe der Dichter sein Grundthema, das göttliche Gesetz: δράσαντα παθεῖν, siegreich durch alle Verschlingungen des irdischen Lebens durch. Das πάσχειν müsse immer eintreffen, sei es an dem Thäter selbst oder an seinen Nachkommen, und doch dürfe auch von diesen keiner ohne Schuld leiden. Sei es ja doch kein Gesetz blinder Nothwendigkeit, sondern des Zeus δικηφόρος V. 508. Aber wie das Leiden immer als die entsprechende Folge des Thuns objectiv etwas Sittliches sei, so erhebe sich der Dichter auch zu der Höhe des Standpunktes, welcher eine sittliche Wirkung des Leidens auf das leidende Subject erkennt. Er feiere den Zeus inmitten seiner bangen Sorgen V. 164 ff. als den, welcher die Menschen auf den Weg der Sittlichkeit, zum φρονεῖν (= σωφρονεῖν) führe (τὸν φρονεῖν βροτοὺς ὁδώσαντα), als den, welcher als endgültig den Grundsatz aufgestellt hat: durch Leiden Belehrung, πάθει μάθος. Selbst wider Willen werde der Sünder zu diesem σωφρονεῖν hingeleitet. —

(Mannheim.) *Observatinnes criticae in Aeschyli Agamemnonem. Scr. J. C. Schmitt.* 27 S. 8.

(Erlangen.) *De Sophocle poeta* Ὁμηρικωτάτῳ *scr. M. Lechner.* 30 S. 4. Der Verf. handelt zuerst *de imitatione, quae versatur in rebus* und alsdann *de similitudine in verbis conspicua.* Bei der Frage *de imitatione rerum* wird *de tragoediarum argumentis, de personarum moribus, de descriptione, de sententiis* gesprochen. Wir heben aus diesen Abschnitten als das Wesentlichste Folgendes hervor: „*Atque argumenta quidem ex Iliade Phrygum, ex Odyssea Nausicaae, Phaeacum, Convivarum Sophocles petiit. Ita enim carmina heroica amplexus est Sophocles, ut ipsis fabularum vestigiis quam maxime posset ingrederetur. Iliadem igitur et Odysseam permultis tragoediarum locis a Sophocle habes expressam. Morem institutumque heroum saepe secundum Homerum Sophocles effingit. Ipsa fabularum conformatione Sophocles carminibus epicis se applicare est solitus.*“ — „*Proximus est locus morum, qui in personis apparent. Et suum cuique ingenium, studia, naturam Sophocles ita conformabat, ut quales in epico carmine existerent personae, tales quoad fieri posset prodirent in tragoedia.*“ — *Sequitur descriptio.* „*Mitto dicere, Sophoclem ipso orationis genere ad naturas et ad mores accommodato insignes quosdam fecisse, quum custodes, nuntios, pastores latius et cum sale quodam populariter loquentes induceret. Illud dico, saepissime apud Sophoclem naturam hominum cognosci ex ea vi, qua moveant aliorum animos, quod Homeri fuisse non solum in Helenae formositate depingenda, sed etiam in moribus heroum exprimendis sciamus. Neque ignoras, ab Homero aut diversos opponi inter se heroas, aut componi dissimiles aliqua parte, ad alteram alterius imagine aut contraria aut quodammodo dissimili illustrandam naturam. Eandem a Sophocle adhibitam esse artem. Jam illud quidem perspicuum est, ejusmodi esse apud utrumque poetam heroum et dicta et facta, ut etiamsi nihil audiamus de ipsis personis optime inde cognoscantur ingenia et mores.*“ — „*In sententiis autem quatenus* Ὁμηρικώτατος *dici possit Sophocles videndum est. Et viget illud grammatici* τοῖς ἐπινοήμασι τεχνικῶς χρῆται Ὁμηρικὴν ἐκματτόμενος χάριν. *Neque enim ejusmodi cogitata proferunt in Sophoclis tragoediis personae, ut poeta loqui videatur, sed ut ex ipsa personarum et rerum conditione nasci quemadmodum apud Homerum illa putes. Sed ne eas quidem omittam quas ab Homero Sophocles videtur mutuatus esse sententias.*“ — Der Verf. kommt nun zu dem zweiten Theile seiner Untersuchung, *de imitatione verborum.* „*Mihi quidem hujus tria videntur esse genera, quorum unum versetur in formis, alterum in constructione, tertium in elocutione. Primum igitur formis verborum Homericis haud raro usum esse Sophoclem demonstrandum est. Ordiamur ab illis formis quibus* ε *dilatatur in* ει, ο *in* ου. *Sequitur litterae* σ *geminatio* (χείρεσσι, ὀρεσσιβάτα, πέλασσον, ὀλέσσας, τόσσον, μέσσος). *Accedunt dativi in* ησι *cadentes. Praeterea* πείρα, ὔμμε, οἱ *cum digammo,* ποτί *in* ποταίνιος, ποτιψαύων, ῥα, πεπείρανται, ταμιεύεσκε, παίεσκε, ἔκτυπεν, ἔρυτο, *augmentum deficiens.*“ — „*Deinceps de constructione dicatur. Ordiamur ab articulo, qui a Sophocle saepius quam ab aliis tragoediarum scriptoribus ita videatur adhibitus, ut sequatur eum quemadmodum saepissime apud Homerum uno verbo vel aliquot interpositis ipsa quae indicatur notio. Idemque Sophocles amans prae ceteris videtur fuisse pronominis possessivi ita substantivo adjuncti, ut objectivi genitivi sub eo subjicienda sit sententia. Sed haec leviora; illa vero gravia, quod genitivum ab Homero sub verbum fugiendi subjunctum pariter invenimus apud Sophoclem, eundemque genitivum verbo accipiendi Homerico*

more additum. Accedit genitivus, qui e toto enuntiato pendens sequitur verbum dicendi. Cumque in temporibus praesertim ac modis cernatur verborum constructio, animadverte quum similitudines indicuntur aoristum gnomicum, a Sophocle mixtum Ὁμηρικῶς *cum tempore praesenti, et conjunctivum, quem particulae* ὡς *vel* ὥστε *pro futuro Homerus adjungit, eadem ratione a Sophocle adhibitum."* — *„Restat, ut de* e l o c u t i o n e *dicendum sit; qui latissime patet locus. Multa enim et in eligendis verbis et in ubertate orationis et in dicendi ornamentis ad Homeri imitationem Sophocles dirigebat.* —

(Münnerstadt.) Schneeberger: *Quaestiones Xenophonteae.* 19 S. 4. Die Abhandlung enthält die Interpretation und Emendation von 12 Stellen des I. Buchs der Hellenica. Die behandelten Stellen sind folgende: Hell. I, 1, 23. τὰ κᾶλα (ebenso Breitenbach) mit Rücksicht auf I, 1, 24 ἕνεκα ξύλων. I, 1, 24. Συρακουσίοις statt συμμάχοις. I, 1, 27 weicht der Verf. in der Stellung der Worte von Breitenbach ab und folgt Dindorf. I, 1, 29 wird emendirt: οὐδενὸς .... ἐπαιτιωμένου, δυοῖν μηνοῖν ἔμειναν, ἕως κτλ. I, 4, 13 statt ἀπελογήθη — ἀπηγγέλθη. I, 4, 16. τῶν οἵων παρ' αὐτοῖς (sive αὐτοῖς) ὄντων (= τοιούτων ὄντων, οἷοι παρ' αὐτοῖς). I, 4, 16. οἷοιςπερ πρότερον ὕστερόν τε (pro δὲ) κτλ. (serius ocius). I, 6, 4. μέγιστα παραπίπτοιεν μὲν (statt ἐν) τῷ διαλλάττειν. I, 7, 19. οὐκ (ἀπολοῦνται), ἐὰν μοι .... πείθησθε τὰ δίκαια καὶ ὅσια ποιοῦντες· καὶ ὧδε (πειθόμενοί μοι) .... πείσεσθε καὶ οὐ μ ... εὑρήσετε κτλ. I, 7, 24. .... ἐλευθερωθήσονται καὶ οὐκ ἀδικοῦντες ἀπολύονται. I, 7, 27. Ἀλλ' ἴσως ἄν τινα .... ἀποκτείνητε, μεταμελήσῃ δὲ ὕστερον, ἀναμνήσθητε. I, 7, 33 vor οὐχ wird τοῦ eingeschoben, also τοῦ .... πρᾶξαι abhängig von τῆς ἀδυναμίας. —

(Hersfeld.) Inhalt und Erläuterung des Platonischen Dialogs Euthyphron, von dem Director Dr. W. Münscher. 37 S. 4. Der Zweck dieser Abhandlung ist, den Leser in den Platon selbst einzuführen, damit er vor Allem in dessen Gedanken eingehe und an dessen Methode sich gewöhne. Daher hat es der Verf. unterlassen, die von Gelehrten theils in allgemeineren Werken, theils in specielleren Abhandlungen ausgesprochenen Ansichten selbst darzulegen und Beistimmung oder Widerlegung weiter auszuführen. —

(Wertheim.) *Symbolae criticae ad Aeneam Tacticum. Scr. F. C. Hertlein.* 29 S. 8. Der Text dieses für die Geschichte der Kriegführung nicht unwichtigen Schriftstellers ist in einer sehr verdorbenen und unsichern Gestalt auf uns gekommen. Wiewohl Aeneas noch in die Reihe der attischen Schriftsteller gehört, so findet man bei ihm doch eine grofse Anzahl von solchen Formen, die der attischen Schreibweise fremd sind und dem Ionismus sich theilweise annähern, was um so auffallender ist, als diese Abweichungen nur in einzelnen Stellen sich vorfinden, während in andern die normale Form vorkommt. Aufserdem lassen sich öfter Interpolationen, unnütze Einschiebsel in den Text nicht in Abrede stellen, während die grofse Zahl eigenthümlicher Ausdrücke, die zu einem grofsen Theil der späteren Gräcität zufallen, der älteren aber gänzlich fremd sind, der Vermuthung Raum geben, dafs wir die Schrift des Aeneas nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt, sondern in einer späteren Umarbeitung, vielleicht von dem hier und dort ionisirenden Aelianus vor uns haben. Indessen selbst abgesehen von einer solchen Ueberarbeitung bietet die Schrift im Einzelnen manche Verderbnisse und Entstellungen, deren Beseitigung diese Beiträge sich angelegen sein lassen, in welchen von dem Verf. zahlreiche Stellen berichtigt werden, während an einigen Stellen auch die Vulgata vertheidigt, an den meisten Stel-

len aber auf dem Wege der Conjecturalkritik das Richtige leicht und in einer ansprechenden Weise gefunden wird. —

(Meiningen.) *De aliquot locis antiquitatum Romanarum Dionysii Halicarnassensis. Scr. Dr. Fischer.* 13 S. 4. Die kritisch und exegetisch beleuchteten Stellen, welche sämmtlich dem 4ten Buch entnommen sind, sind folgende: IV, 15. Die ganze Stelle, welche am ausführlichsten behandelt ist, soll so lauten: *Διεῖλε δὲ καὶ τὴν χώραν ἅπασαν, ὡς μὲν Φάβιός φησιν, εἰς μοίρας ἓξ καὶ εἴκοσιν, ἃς καὶ αὐτὰς ἐκάλει φυλὰς καὶ τὰς ἀστικὰς προστιθεὶς αὐταῖς τέτταρας κατεστήσατο τριάκοντα φυλάς· ὡς δὲ Οὐεννώνιος ἱστόρηκεν, εἰς μίαν τε καὶ τριάκοντα, ὥστε σὺν ταῖς κατὰ πόλιν οὔσαις ἐκπεπληρῶσθαι τὰς ἔτι καὶ εἰς ἡμᾶς ὑπαρχούσας τριάκοντα καὶ πέντε φυλάς· ἀμφοτέρων Κάτων μέντοι τούτων, ἃς ἐπὶ Τυλλίου τὰς πάσας γενέσθαι λέγει τριάκοντα, οὐ χωρίζει τὸν ἀριθμόν.* — IV, 17. soll gelesen werden entweder: *διῃρημένοι καθ' ἡλικίαν οἱ μὲν τοῖς πρεσβυτέροις, οἱ δὲ τοῖς νεωτέροις ἀκολουθοῦντες λόχοι*, oder: *διῃρημένοι τε καθ' ἡλικίαν οἱ μὲν τοῖς πρεσβυτέροις, οἱ δὲ τοῖς νεωτέροις ἠκολούθουν λόχοις.* — IV, 19. *πλείοσιν οὖσιν ἐν ἐλάττοσι λόχοις.* — IV, 19. *διὰ τὴν ἀνειςφορίαν* (statt *εἰςφοράν*). IV, 25. *ὄψεώς τε ἀπάτας οὐκ εἰςφερούσας βίου καὶ πραγμάτων ὠφελείας* (*utilitates quae redundant in vitam et rem publicam s. privatae et publicae utilitates*). IV, 26. *κρείττονι κεχρημένους* (als Prädikat zu *τῇ προνοίᾳ*). —

(Zweibrücken.) *Commentationis, qua de Philostrati in componenda memoria Apollonii Tyanensis fide quaeritur, Part. II scr.* Prof. Mueller. 16 S. 4. (Zur 300jährigen Jubelfeier des Gymnasiums zu Zweibrücken.) *Part. I. hujus commentationis prodiit Onoldi MDCCCLVIII.* 16 S. 4. Der Verf. giebt das Resultat seiner Untersuchung in folgenden Worten: „*In explicanda vitae Apollonianae memoria ita versatum esse Philostratum, ut fere nusquam a temporum veritate ac probabilitate discederet, variis argumentis demonstrare conati sumus. Si qui loci insunt, quibus aliquantulum a temporum ordine deflexisse videtur, non continuo scriptoris fidem in suspicionem adducendam esse censuimus, sed ita rem tractavimus, ut aut errori sive scriptoris sive eorum, quos secutus est, auctorum veniam tribuendam, aut si cui loco deesset erroris excusatio, exspectandum esse putaremus, dum aliis rebus accuratius pervestigatis hujus erroris causam esset patefacturus. In universum autem quantum effecerimus, ut Philostratum a crimine rationis temporum perverse descriptae ac depositae purgaremus, viri docti viderint.*“ —

(Nürnberg.) *Quaestionum Caesarianarum specimen. Scr.* Prof. Dr. Endler. 20 S. 4. Der Verf. behandelt folgende Stellen aus Cäsar's Commentarien *de bello civili:* I, 1, 3. wird die handschriftliche Lesart *habere se quoque ad Caesaris gratiam atque amicitiam receptum* gegen Kraner, welcher *Caesaris* streicht und dafür *Pompei* ergänzt, und gegen Heller, welcher statt *receptum respectum* lesen will, in Schutz genommen und die Stelle so erklärt: „Auch er hätte, wie sie, die Möglichkeit, nehmlich wenn er davon Gebrauch machen wollte.“ Zu ergänzen: „*sed uti eo nolle, quod idem ut et ipsi nolint, consul hortatur senatores*“. — I, 2, 3. *Timere Caesarem, ... videretur* wird Held's Ansicht, der *timere Caesarem* für einen Gräcismus erklärt = *timere se, ne Caesari ereptis etc.*, bestritten und *videretur*, wie bei den Griechen *δοκεῖν*, hier für einen Pleonasmus erklärt, so dafs es in der Uebersetzung entweder ausfallen müsse, oder zu übersetzen sei: „Cäsar fürchte, es möchte sich zeigen, sich herausstellen, den Anschein gewinnen“ — I, 13, 1. wird die handschriftliche Lesart *proinde habeat rationem posteritatis et periculi sui* vertheidigt gegen

Kraner, welcher aus *poster.* „*dum potestas sit*" emendirt hat. Cäsar würde ohne Zweifel mit anderer Wortstellung alsdann *proinde, dum potestas sit, habeat rationem etc.* geschrieben haben. — I, 44, 2. werden die Conjecturen von Morus, Kraner und Heller verworfen, und wird mit Held die Vulgatlesart durch folgende Erklärung vertheidigt: „*milites Afraniani cum Lusitanis reliquisque barbaris assuefacti erant genere quodam pugnae i. e. genere insolito et barbaro, eo genere, quod illis pugnae generibus, quibus utuntur gentes disciplinae militaris et artis bellicae peritae, vere adnumerari nequeat et a Romanorum genere multum differat.*" — I, 44, 4. *Haec tum ratio etc.* „Diese damalige, damals angewendete Art (?)." Weiter unten wird das handschriftliche *censuerant* (gegen *consueverant*) in Schutz genommen und die Stelle so erklärt: „*Caesaris milites quum pugnarent cum hostibus barbaro pugnandi genere utentibus, veriti, ne ab aperto latere procurrentibus singulis circumirentur, facile permoveri poterant, ut paululum a suo pugnandi genere desciscerent. Neque vero id fecerunt, sed a primo statim certamine in suo genere permanendum esse censuerant.*" — I, 48, 5. *Tempus autem erat etc.* wird mit Verwerfung der Kraner'schen Conjectur so erklärt: *Tempus erat difficillimum* 1. *quod frumenta non erant in hibernis; nam Afranius ante adventum Caesaris paene omne frumentum Ilerdam convexerat, et si quid reliqui fuerat, Caesar superioribus diebus consumserat;* 2. *quod frumenta in agris non multum a maturitate aberant i. e. quod illud incommodum accidit proximis ante messem mensibus, quo tempore frumenta consumta superioris anni copia in dies magis deficere solent.* — I, 69, 1. wird *nec non* vor *necessarii victus* gestrichen und weiter unten statt *putarent putaret* gelesen. — I, 80, 3. *Qua re animum adversa Caesar relictis legionibus etc.* werden alle Emendationen als überflüssig verworfen. — II, 4, 4. wird gelesen: *ut invisis atque incognitis rebus magis confidamus vehementiusque exterreamur. Latitantibus* ein Glossem zu *invisis.* — II, 17, 2. wird die von Kraner vorgeschlagene Umstellung der Worte für unnöthig gehalten. — III, 13, 1. wird so emendiert: *At Pompejus cognitis his rebus, quae erant Orici atque Apolloniae gestae, Dyrrhachio timens diurnis eo nocturnisque itineribus contendit. Simul et* (= *etiam*) *Caesar appropinquare dicebatur, tantusque terror incidit ejus exercitus, quod — intermiserat, ut paene omnes ex Epiro finitimisque regionibus signa relinquerent.* — III, 17, 1. *Quibus rebus neque tum etc.* Gegen Hugius, welcher diese Worte für interpolirt hält (Philologus XI, 696), für ächt erklärt. — III, 18, 5. wird die handschriftliche Lesart vertheidigt, und die Worte *conatus — agere*, welche Hugius als Interpolation ausstöfst, werden beibehalten. — III, 19, 2. wird die Conjectur *suos* (st. *duos*) *legatos* gebilligt, und *praesertim cum* (st. *ut*) *id agerent* gelesen. — III, 25, 3. *Duriusque cotidie etc.* wird die von vielen misbilligte Erklärung Held's für die allein richtige gehalten. „*Itaque locus sic interpretandus est: Pompejani exspectabant durius quotidie tempus ad transportandum fore Caesarianis propter leniores ventos.* — III, 26, 3. wird *Dyrrhachiumque* beibehalten, statt *nostris* wird die Lesart der besten Handschriften *nostri* restituirt, statt *se vim tempestatis superare* wird gelesen: *et — superari.* — III, 35, 1. wird Nipperdey's Emendation, vor *praesidiis a* hinzuzufügen, gebilligt. — III, 44, 4. *omnibus vitiis emendatis locus ita legendus erit: Atque ut nostri perpetuas munitiones volebant perductas ex castellis in proxima castella, ne quo loco erumperent Pompejani ac nostros post tergum adorirentur: ita illi interiore spatio perpetuas munitiones efficiebant, ne quem locum nostri intrare atque ipsos a tergo circumvenire possent.* — III, 48, 1. wird folgende Emendation vorgeschlagen: *Est*

etiam genus radicis inventum ab iis, qui studebant oleribus. — III, 53, 6. soll ein Wort ausgefallen sein und etwa so gelesen werden: *quem donatum milibus ducentis atque collaudatum ab octavis ordinibus etc. sive quem donatum — collaudavit atque — pronuntiavit.* Im Folgenden: *duplici stipendio, frumento, veste, cibariis militaribusque donis amplissime donavit.* —

(Tübingen.) *De prooemiis Sallustianis praefatio. Scr.* Rector Dr. Pahl. 16 S. 4.

(Freiburg i. B.) Zur Erklärung von Virgil's Aeneide. Von K. Kappes. 73 S. 8. Der Verf. behandelt eine grofse Anzahl von Stellen des ersten Buchs der Aeneide theils kritisch, theils exegetisch, und zwar mit Berücksichtigung der neuesten Herausgeber und Erklärer Virgil's, namentlich mit Bezug auf Henry's *Adversaria Virgiliana* (Philologus XI), von welchem er jedoch in kritischer wie exegetischer Hinsicht vielfach abweicht. Die Angabe der einzelnen Stellen würde die Grenzen dieses Berichts überschreiten; wir beschränken uns daher auf die Bemerkung, dafs uns durch vorliegende Erörterungen das Verständnifs des Dichters an vielen Stellen gefördert erscheint. Die von Henry bestrittene Unächtheit der vier ersten Verse hat der Verf. aufs Neue und zwar aus inneren Gründen zu erweisen gesucht. Die vier dem Gedichte vorgesetzten Verse seien nicht nothwendig zum Ganzen gehörig, ja für den Eingang ungeeignet; und wenn sie wirklich von Virgil herrührten, wofür allerdings ihr Vorhandensein selbst in besseren Handschriften und ihre Beibehaltung bei den alten Erklärern zu sprechen scheine, so seien sie nur als eine gelegentliche Notiz zu betrachten, die etwa der Dichter dem Werke bei der Uebergabe, sei es nun an Freunde, oder an Augustus beigefügt habe, um zugleich gleichsam als eine Aufforderung zu einer rücksichtsvollen Aufnahme zu dienen. Den kritischen Bemerkungen folgen auch mehrfach sprachliche Erörterungen, wie z. B. über die Bedeutung von *nomen* und *carmen*, sowie überhaupt über die auf *men* ausgehenden Nomina u. A. —

(Giefsen.) Ueber das Wesen der Horazischen Satire, von dem Gymnasiallehrer Dr. Beck. 24 S. 4. In Bezug auf die Horazische Satiren werden folgende Fragen beantwortet: 1. Welches sind die Formen des satirischen Ausdrucks, deren sich Horaz bedient? 2. Wie läfst sich die Horazische Manier im Allgemeinen charakterisieren? 3. In wie fern hat sich Horaz von den Mängeln, in welche der Satiriker leicht verfallen kann, frei zu halten gewufst? Zur Beantwortung der zunächst aufgeworfenen Frage werden einzelne charakteristische Stellen des Dichters herausgenommen und daran Betrachtungen geknüpft. Sat. I, 8. Die höchst originelle Personificierung des hölzernen Priapus und sein Monolog sei ganz als ein Schwank aufzufassen. Nur unterscheide sich die Horazische Manier in diesem Falle dadurch vortheilhaft von der herkömmlichen Form der Harlekinaden, dafs nicht eine typische Figur ohne Individualität, sondern eine originell komische Persönlichkeit in dem Priapus aufgestellt sei. Sat. I, 1, 15—27 trage auch ganz den Charakter des Burlesken an sich. Sat. II, 1, 83 u. 84 begegnen wir einem vortrefflichen Wortspiel von der schlagendsten Wirkung (*mala carmina*). Sat. I, 1, 51—60 sei der Embryo einer sehr schönen äsopischen Fabel, welcher nichts als der epische Vortrag oder die Erzählung fehle, um von Jedermann dafür erkannt zu werden (Wieland). Auf gleicher Linie mit der satirischen Fabel stehe die satirische Erzählung und Vergleichung, wozu als Belege dienen: Sat. I, 1, 45—49; I, 1, 28—40

(diese Manier wird die Ironie, die „sokratische" der Verspottung genannt, die sich in einzelnen Satiren von Anfang bis zu Ende durchgeführt finde, wie in der fünften Satire des zweiten Buchs). Darauf werden noch einige Satiren etwas näher beleuchtet, wo die Herausgeber den ironischen Charakter der Darstellung zum Theil verkannt haben dürften. Dahin gehören: Sat. II, 4 (88—95); II, 2; II, 6. — Epod. 2 geifsele Horaz den Heuchler durch Travestierung; er gebe die verstellte Lobrede des Landlebens getreulich wieder, umkleide aber den angenommenen ernsten Schein derselben mit einer komischen Form, einestheils in den satirischen Schlufsworten, woraus ersichtlich werde, dafs seine Handlungsweise mit seinen Worten nicht im Einklang stehe, und anderntheils in betonter Hervorhebung der hohlen Emphase. Aehnliche Travestierungen seien Sat. II, 3 und 4; II, 7; I, 9. Sat. II, 5 dagegen sei Travestierung, welche Wieland hier habe finden wollen, nicht am Platze. Tiresias erscheine in dieser Fabel durchaus als Ironiker; mithin sei der Unterricht, den er dem Odysseus in der Kunst ertheile, hauptsächlich durch Erbschleicherei ein ruiniertes Vermögen wieder zu restaurieren, als Satire auf eine der abscheulichsten Zeitrichtungen zu fassen. — Der Travestierung sei die satirische Parodie nahe verwandt. Wenn sich Horaz dieser Form bediene, so habe sie gewöhnlich den Zweck der humoristischen Selbstgeifselung. Als Beispiel wird angeführt: A. P. 419—421; auf gleicher Linie stehe Sat. I, I, 114; vermuthlich auch I, I, 68 und I, 2, 37 u. 38. — Nach Erörterung der wesentlichsten Kategorien, auf welche sich die satirischen Ausdrucksformen des Horaz zurückführen lassen dürfen, wird nun untersucht, wie die Manier dieses Satirikers im Allgemeinen zu charakterisieren sei. Der Verf. nennt dieselbe eine humoristische und sucht im Einzelnen nachzuweisen, dafs der Horazischen Satire jenes Prädikat zukomme. Ein „humoristisches" Moment derselben sei zunächst das Desultorische der Darstellung. „Humoristisch" sei ferner der satirische Griffel unsers Dichters in so fern, als er vorzugsweise diejenige Form des Ausdrucks wähle, in welcher das Persönliche sich geltend mache, mithin Dramatisierung (dieser Charakter vorherrschend in den Satiren des zweiten Buchs). Als „humoristischer" Satiriker verschmähe Horaz sodann nicht die Selbstverlachung (Sat. I, 4, 129—140; I, 10). Die „humoristische" Manier setze endlich Tiefe und Reichthum des Gemüths, sowie überhaupt sittliche Würdigkeit, einen hohen sittlichen Ernst bei dem Dichter voraus (I, 4, 105—140). — Schliefslich wird die Frage aufgestellt, einerseits, ob sich Horaz jederzeit von dem Vorwurf der Frivolität frei zu erhalten gewufst, und andererseits, ob er in seinem satirischen Eifer nie zur Bitterkeit sich habe fortreifsen lassen. —

(Cassel.) *De Lucani Pharsalia. Scr. A. Preime.* 43 S. 8. Der Verf. behandelt die Frage, *quo consilio et qua ratione Lucanus carmen Pharsaliae composuerit*; er weist nach, *quanta dissensio in singulis partibus Pharsaliae cognoscatur, nec minus quam in Pompejo et Catone discrepare Pharsaliae partem priorem et posteriorem in Caesaris moribus depingendis* — S. 33—43 werden dann noch einige Stellen der Pharsalia kritisch und exegetisch beleuchtet. Die behandelten Stellen sind: I, 76—77; I, 92; I, 100—104; I, 221—222; I, 314, 315; I, 465; I, 478; II, 80; II, 263; II, 394—395; III, 23. —

(München, Maximilians-Gymnasium.) Ein Schärflein zum Thesaurus Latinus, vom Studienlehrer Britzelmayr. 34 S. 4. *A.* Lexicalisches aus den Periochen zum Livius. *B.* Lexicalisches aus Ju-

lius Obsequens. *C.* Bemerkungen zum Texte der Periochen in Livius. *D.* Bemerkungen zum Texte des Julius Obsequens. Der Verf. hat bei der lexicalischen Bearbeitung dieser Stücke folgende Gesichtspuncte wahrgenommen: erstlich, dafs dadurch ein leicht aufnehmbarer und alles Wichtigere enthaltender Ueberblick des Sprachgebrauches des Schriftstellers selbst gewährt werde; sodann, dafs die historische Entwickelung des Wortes oder der Phrase auch in diesen späteren Auctoren noch beobachtet werde, ob nämlich und wie von ihnen Vorhandenes gebraucht, Neues gebildet werde; ferner, auf welche kritische Grundlage so manche *prodigia* von Wörtern und deren Schreibart sich stütze; endlich, dafs noch die grammatische Construction und stilistische Verwendbarkeit betrachtet werde. —

(Lüneburg.) Homerische Untersuchungen. No. 2. Die Tmesis in der Ilias. Zweite Abtheilung. Vom Director Hoffmann. 16 S. 4. 3. Adverbium. §. 20. In welchem Verhältnisse steht die sogenannte echte Präposition zum Adverbium? Der Verf. verzichtet von vorn herein darauf, diese schwierige Frage ganz lösen zu können. Derselbe kommt zu dem Resultat, dafs man schwerlich mit Recht sagen könne, alle echten Präpositionen seien Adverbia gewesen. Erkenne man dagegen an, dafs das Gebiet des Adverbiums und das der Präposition eng an einander grenzen, so sei damit die Möglichkeit zugegeben, dafs aus einem Adverbium eine Präposition und aus einer Präposition ein Adverbium habe werden können, und nur diese Annahme scheine nach beiden Seiten hin zu befriedigen. Bei ihr bleibe auch die Möglichkeit gewahrt, dafs sowohl Adverbium als Präposition sich aus einem gemeinschaftlichen Ursprung heraus hätten entwickeln können. Was aber geschehen sei, das werde bei jedem einzelnen Worte nur historisch auszumitteln sein. § 21. Fälle, in denen die Präpositionen als vollständige Adverbia erscheinen. Es sind hier solche Fälle gemeint, in denen aus dem Zusammenhange weder ein obliquer Casus, noch ein Verbum leicht ergänzt werden könne. Die Zahl dieser Fälle ist im Ganzen nicht grofs, und es kommen überhaupt nur ἀμφί, ἐν, περί, πρό, ὑπό, σύν und μετά in Betracht, von denen die ersten drei ziemlich häufig, die andern selten als volle Adverbia gebraucht werden. Aus der genauen und sorgfältigen Untersuchung ergiebt sich, dafs die volle adverbielle Geltung nur bei wenigen Präpositionen heraustritt. Ἀμφί mache in dieser Beziehung eine auffallende Ausnahme; πέρι falle weniger auf, weil es wahrscheinlich zuerst elliptisch (statt περὶ πάντων, περὶ ἄλλων) gebraucht sei. Das örtliche περί erscheine, sowie πρό und ὑπό, nur selten als volles Adverbium. §. 22. Fälle, in denen die Präposition dadurch adverbial erscheint, dafs ein aus dem Zusammenhange leicht zu ergänzender Casus neben ihr ausgelassen ist. Es könne zweifelhaft scheinen, ob eine völlige Trennung dieser Fälle von den vorigen nothwendig sei. Soviel aber sei sicher, dafs zwischen beiden Classen ein feiner Unterschied anzuerkennen sei und aus elliptischem Gebrauche der Präposition sich zuweilen wieder ein volles Adverbium entwickeln könne. Bei πέρι hat der Verf. diese Ansicht vorgezogen; bei ἀμφί hat er sich für die entgegengesetzte, dafs die Präposition aus dem Adverbium hervorgegangen sei, entschieden. Jedenfalls nähere sich die Präposition, neben welcher der Casus fehle, dem Adverbium, ohne defshalb volles Adverbium zu werden oder zu sein. §. 23. Uebergang zur Tmesis. Es ergebe sich, dafs die durch Tmesis abgetrennte Präposition der adverbialen Präposition sehr nahe stehe. Die Tmesis sei überhaupt nur so lange möglich, als die Partikel noch eine gewisse Selbstän-

digkeit besitze, d. h. so lange, als das Compositum noch nicht zu einem einheitlichen Begriff geworden sei. Andererseits werde wieder anzuerkennen sein, dafs in gewissen Sprachperioden nicht alle Composita gebildet seien, welche mit einer Präposition hätten gebildet werden können und in späterer Zeit auch oft wirklich gebildet seien. Zu solchen Bildungen sei dann durch die Anwendung der adverbialen Präposition oft gleichsam ein erster Schritt gethan. Nehme man hierzu noch in Betracht, dafs in späterer Zeit zuweilen auch Composita früherer Sprachperioden aufser Gebrauch kommen, so ergebe es sich, dafs das Gebiet der Tmesis bei Homer nicht bis zur völligen Gewifsheit bestimmt werden könne. §. 24. Kann das volle Adverbium in eine Composition mit Verben eintreten? Diese Frage wird entschieden mit Nein beantwortet. — Dafs übrigens mit Recht die adverbiale Präposition von dem vollen Adverbium abgetrennt werde, gehe aus einer Vergleichung des Verbums hervor. Neben Transitiven könne nämlich im Griechischen und Lateinischen sehr wohl ein Accusativ ausgelassen werden, wenn er sich aus dem Zusammenhange ergebe; die Transitiva würden aber dadurch noch nicht sogleich intransitiv, sondern erst dann als intransitiv angesehen, wenn bestimmte Substantiva regelmäfsig neben ihnen ausgelassen würden. —

(Weilburg.) Beiträge zur Lehre vom Relativum bei Homer. Theil I. Von Collaborator Otto. 18 S. 4. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Bildung des Relativs, in der die verschiedenen Sprachen einen verschiedenen Weg gegangen, und über die allmähliche Entwickelung desselben betrachtet der Verf. zunächst das Aeufserliche der Erscheinung des Relativums, und zwar zuerst die Stellung von ὅς und des von ihm eingeleiteten Satzes bei Homer. Zuerst wendet er sich zu dem Fall, wo Präposition und Relativ zusammen kommen. 1. Die Stellung der Präpositionen, die ursprünglich Adverbia des Orts und der Zeit waren, vor ihrem Nomen sei nicht nothwendig gewesen, aber allmählich die allgemein übliche geworden; daher auch noch bei Homer die Nachsetzung der Präposition so geläufig neben der andern Stellung. 2. Stehe die Präposition bei einem Pronomen aufser dem Relativum in der Mitte des Satzes, so habe sie in der Regel schon die Stellung vor dem Pronomen sich gesichert, sowohl bei den enklitischen Formen, als auch bei den orthotonirten. Anders am Anfange des Satzes: von den Präpositionen ständen hier die einsilbigen gern in erster Stelle, dagegen die mehrsilbigen, besonders die der Anastrophe fähigen in zweiter Stelle; von den Pronominen auf der andern Seite gehe gern das Demonstrativum, besonders der Artikel, voraus, die andern nach. 3. Für die Relativa hingegen habe sich ein anderer Gebrauch fast allgemeine Geltung verschafft. Die zweisilbige Präposition folge dem Relativ oder relativen Demonstrativ, die einsilbige stehe vor ihrem Casus. 4. In der Natur und Bedeutung der Präposition finde sich kein Grund, obige Erscheinung zu erklären. Vergleiche man indefs verwandte Erscheinungen im Lateinischen, so zeige sich, nur nicht so durchgreifend als bei Homer, ebenfalls das Relativ öfter geneigt, vor die Präposition zu treten, aber auch bei Demonstrativen, obgleich seltener. Danach treffe man auf ein weitergreifendes Gesetz, welches im Lateinischen nur sporadisch erhalten, bei Homer noch klarer erkennbar sei. Das Pronomen habe die Stelle vor der Präposition verlangt, die übrigen wegen ihrer Bedeutung an und für sich, zumal wenn sie an die Spitze des Satzes traten, das Relativ als das Band, welches vermöge seiner ihm innewohnenden Natur zum Anknüpfen bestimmt war. Daher be-

haupte es, als schon jene zu schwanken begannen, seinen Sitz bei Homer noch ziemlich fest. U. s. w.

(Donaueschingen.) Die Griechischen Präpositionen. Erster Theil. Von Dr. H. Winnefeld. 38 S. 8. Vorliegende Abhandlung hat den Zweck, die in den meisten Schulgrammatiken nur kurz behandelten Regeln über die griechischen Präpositionen den Schülern der mittleren und oberen Klassen in erweitertem Materiale vorzulegen. Der Plan ist: die Präpositionen auf ihre Grundbedeutung zurückzuführen; nachzuweisen, dafs dieselben ursprünglich nur von Bestimmungen des Raumes und der Zeit gebraucht wurden, und darzuthun, wie die übertragenen Gebrauchsweisen aus dieser ursprünglichen zu erklären sind. Da diese Abhandlung nur für den Gebrauch der Schüler bestimmt ist, so sind auch fast sämmtliche Beispiele aus den dem Kreise der Schule angehörigen Schriftstellern mit jedesmaliger Angabe und Uebertragung der Stelle entlehnt. In dem vorliegenden Theile werden diejenigen Präpositionen behandelt, welche mit einem Casus und mit zwei Casus verbunden werden. —

(Heilbronn.) Ueber die Lehre von den Tempora und Modi bei Cäsar, von Prof. Dr. Reinhardt. 41 S. 4. Vorliegende Bemerkungen über die Tempora und Modi bei Cäsar sind aus den Uebungen entstanden, welche der Verf. bei der Lectüre dieses Schriftstellers mit seinen Schülern nach Beendigung gröfserer Abschnitte vornahm, indem die wichtigsten grammaticalischen Regeln hervorgehoben, zusammengestellt und geordnet wurden, um denselben eine Uebersicht über die Hauptregeln der Elementargrammatik zu geben.

(Schlufs folgt.)

Fulda. Ostermann.

II.

Xenophon's Griechische Geschichte. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. B. Büchsenschütz. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1860. 354 S. 8.

Nägelsbach in dem goldenen Büchlein: Gymnasialpädagogik, herausgegeben durch Dr. Autenrieth, wo er Xenophon einen für die Schule unschätzbaren Autor nennt, empfiehlt neben der Anabasis die Hellenica. Und in der That, wenn jene wie dazu geschaffen ist, den Schüler in die historische Lectüre einzuführen, so sind diese ganz vortrefflich geeignet, den Secundaner bereits auf eine etwas höhere Stufe der Historie zu stellen. Die Anabasis fesselt durch den auf den Knaben seine Wirkung nie verfehlenden Reiz energischer Persönlichkeiten und gefahrvoller Unternehmungen; in den Hellenica nehmen zwar auch hervorragende Individuen das Interesse des Lesers in Anspruch, jedoch mehr als Vertreter von Staaten, deren Principien und Machtverhältnisse sie in den Kampf miteinander ziehen. Im zweiten Theil ist es aber

ganz besonders der vorherrschende practisch-moralische Gesichtspunkt, der unserem Geschichtswerk einen eigenthümlichen Charakter giebt. Sparta auf dem Gipfel seiner Macht bereitet sich durch Uebermuth selbst seine Demüthigung. Man mag über diese Art historischer Darstellung vom wissenschaftlichen Standpunkt urtheilen, wie man will, für die Schule, für die Secunda ist er ohne Zweifel ebenso nutzbar als anziehend. Und, was für den Schulzweck noch wichtiger ist, wegen der Form der Darstellung, der Sprache sind auch die Hellenica „unschätzbar". Vom vierten Capitel des ersten Buchs an fliefst die Erzählung, wenn auch nicht überall gleichmäfsig, mit jener von Alten und Neuen viel gerühmten *suavitas dicendi*. Einen ganz besonderen Schmuck der Schrift bildet eine lange Reihe vortrefflicher, wohlgeordneter und leicht übersehbarer Reden, meist bedeutenden Inhalts. Das sind gewifs Eigenschaften, die die Hellenica lesenswerth machen. Bis vor Kurzem fehlte es aber an einer Ausgabe für den Schüler, obwohl gerade diese Schrift wegen einer Anzahl kritisch noch nicht ganz geheilter und einer Menge auch sonst in sprachlicher oder sachlicher Beziehung schwieriger Stellen zu einer Bearbeitung für die Schule aufforderte. Eine solche zu liefern hat nun Hr. Büchsenschütz unternommen. Sehen wir, mit welchem Erfolge.

Die Einleitung bespricht Zweck, Plan und Werth unserer Schrift. Die Ansichten von Niebuhr, Peter, Spiller u. A. werden fast alle als nicht Stich haltend und unerwiesen dargestellt. Die Einheit des Werks scheint Hrn. B. durch nichts in Frage gestellt. Ins Besondere soll die Annahme, Xenophon habe die abgebrochene Erzählung des Thucydides fortsetzen wollen, durch nichts verbürgt sein weder durch die Zeugnisse der Alten noch durch die Schrift selbst. Die Nachricht bei Diogenes, dafs Xen. das Werk des Thucydides ans Licht gezogen habe, läfst er nicht gelten, weil ihm das λέγεται nicht genügt. Wie hätte sich Diogenes wohl anders ausdrücken sollen, um Hrn. B. zu genügen? Im Philologus 1861, wo er dieses Thema weiter bespricht, stellt er S. 518 die Frage: „Was in aller Welt konnte die Erben des Thucydides bewegen, die Schriften desselben dem Xenophon, einem Manne, der als Geschichtsschreiber noch nicht den mindesten Ruf hatte, zu übergeben?" und fährt dann fort: „Ich dächte, wenn die Erben des Thuc. dessen hinterlassene Schriften herausgeben wollten, so brauchten sie dazu den Xen. nicht." Schade, dafs Hr. B. den Erben des Thuc. nicht als Rathgeber zur Seite gestanden hat, um ihnen einen geeigneteren Herausgeber des grofsen Geschichtswerks zu verschaffen. Er bemüht sich (im Philol.) mit grofsem Fleifs, alles, was die genannten Gelehrten zur Entscheidung über die Frage nach dem Verhältnifs der beiden ersten Bücher einerseits zu Thucydides, andererseits zu den fünf letzten Büchern beibringen, als unhaltbare oder wenigstens nicht erwiesene Vermuthungen nachzuweisen und „mit Bestimmtheit dahin zu wirken, dafs man nicht auf einem grundlosen Boden ein Gebäude von Hypothesen aufführe, um darauf wie auf ausgemachte

Thatsachen weiter zu bauen". So sehr man auch die gute Absicht einer solchen Mahnung und die Sorgfalt, mit der Hr. B. die Sache nach allen Seiten hin noch einmal geprüft, anerkennen mag, so übertreibt doch derselbe einerseits die Gefahr, dafs man auf Hypothesen ein blofses Luftgebäude aufführen möchte, da doch, wo man, wie in diesem Falle, seine Ansicht sich meist ohne positive oder feste Unterlagen zu bilden hat, jeder Mann von Urtheil nach seiner individuellen Anschauung von dem auf blofser Combination Beruhenden den rechten Gebrauch zu machen und auch die Hypothesen, selbst wo sie nicht immer von einem „wie es scheint" und dergl. begleitet werden, als Hypothesen zu nehmen und zu schätzen wissen wird; andererseits aber sträubt sich Hr. B. doch auch gar zu sehr, Ansichten, über die Alte und Neue in der Hauptsache einverstanden sind, als so gut wie erwiesen anzuerkennen. Dahin rechnen wir aufser der Nachricht, dafs Xen. das Werk des Thuc. veröffentlicht hat — eine Nachricht, die durch jenes so ohne alle Beschränkung gesagte *λέγεται* als alte Tradition bezeichnet und, da sie an sich gar nichts Unwahrscheinliches hat, also hinlänglich verbürgt ist —, die Ansicht, dafs Xen. die Absicht hatte, den Thuc. fortzusetzen, und dafs der zweite Theil der Hellenica nach Anlage, Plan und Zweck wesentlich verschieden ist. Ob man die beiden Theile äufserlich trennen will, ist eine ganz untergeordnete Frage, auf die Ref. selbst kein grofses Gewicht legt. Gegen diese Trennung aber beweist selbst Krüger's selbstverständliche, von Ref. keinesweges bezweifelte, von Hertlein aber gegen ihn geltend gemachte Meinung, Xen. habe zuerst nur die Absicht gehabt, das Werk des Thuc. zu Ende zu führen, dann aber habe er sich entschlossen, die nächsten vierzig Jahre noch dazu zu behandeln, durchaus nichts. Sie macht blofs erklärlich, wie Xen. das neue, zweite Werk an das erste anknüpfend beginnen konnte, ohne zu erweisen, dafs er das zweite mit dem ersten enger verknüpft wissen wollte, als etwa den Oeconomicus mit den Memorabilien. Die Hauptsache bleibt, dafs die letzten fünf Bücher bei weitem später abgefafst und beendigt sind als die beiden ersten — was natürlich auch B. einräumen mufste —, und dafs der Stoff anders geordnet und nach einer ganz anderen Tendenz bearbeitet ist. Von der hervortretend ethischen Seite des zweiten Theils erkennt B. nichts an, und den Mittel- und Kernpunkt jener ethischen Tendenz, nämlich der Stelle V, 3, 27, dem doch unter allen Umständen in einer Einleitung in die Hellenica ihr Platz gebührte, hat er nicht einmal mit einem Worte zu erwähnen für der Mühe werth gehalten. Er findet in unserem Werke „nichts als eine höchst schätzbare Materialiensammlung zu einer Geschichte der Zeit Xen.'s, nicht eine Geschichte selbst". Bei solcher Ansicht über den Werth des Buchs hatte Hr. B. eigentlich gar kein Recht, es für die Schule zu bearbeiten und der Schule zu empfehlen. Blofse, wenn auch noch so schätzbare, Materialiensammlungen sind für die Schule, für die bekanntlich das Beste nur eben gut genug ist, ohne Zweifel

keine Lectüre, namentlich so lange wir andere künstlerisch bearbeitete historische Werke dem Schüler bieten können. Dafs zu diesen aber die Hellenica nicht zu rechnen, dafs sie keine Geschichte selbst, sondern blofses Material sind, das hat weder in alter noch in neuer Zeit — aufser Hrn. B. — irgend Jemand aufgestellt.

Wenden wir uns nun zu der Bearbeitung des Buchs selbst. Der Text ist im Allgemeinen der Dindorfsche nach der Oxforder Ausgabe von 1853. Die Stellen, an denen B. davon abweicht, etwa 60, sind zu Ende des vierten und des siebenten Buchs übersichtlich zusammengestellt. Darunter sind 38, an denen er die handschriftliche Lesart, die Dindorf aufgegeben, zurückruft. So mit Recht I, 2, 6 *πλευσούμενος* und *ἱππεῖς*. I, 5, 11 *ἔξω Ἑλλησπόντου*. I, 6, 4 *ἀνεπιτηδείων — οὐ γιγνωσκόντων*, wo er aber nach *ἀπείρους* ohne Noth *δὲ* einfügt. Die ganze Stelle ist, wie sie die Hdschr. geben, gesund, nur ist zwischen *κινδυνεύοιεν* und *τι* ein *τε*, wie es scheint, ausgefallen. Ferner I, 6. 5 *Ἐμοὶ* ohne *μὲν*. I, 6, 11 *δείξομεν*. II, 2, 10 *εἰ μή*. II, 2, 16 *καὶ πλείω*. II, 3, 44 *ποι τῆς χώρας*. II, 3, 50 *ἐπιτρέψει*. II, 3, 54 *μὲν ἐναντίοι*. II, 4, 38 *ὡς πρὸς ἀλλήλους*. III, 4, 12 *πεδίον περιῆγε*. III, 5, 12 *καθιστάναι*. Dindorf, wenn er *καθεστάναι* schreibt, hat übersehen, dafs *ἀξιοῦν* hier wie VI, 1, 4. Ages. I, 34 nicht verschmähen, sich nicht schämen heifst. IV, 1, 14 *ἔφη ὁ Ἀγ. δοκεῖ*. IV, 1, 41 *ἀποστερήσειν*. IV, 5, 6 *τὴν λίμνην*. IV, 8, 29 *ἀπήντων*. V, 1, 32 *δέξασθαι*. V, 1, 34 *πρὸς αὐτούς*. V, 2, 5 *διοικιοῖντο*. V, 3, 5 *ἐγγυτέρω τοῦ τείχους*. VI, 3, 6 *ἡμᾶς δὲ*. VI, 4, 21 *ὅτι πορεύοιτο*. VI, 5, 21. 22 *ἐμβεβλήκει* und *συνεισβεβλήκεσαν*. VII, 1, 10 *κίνδυνος* ebenso wie 29 *Ἀργεῖοι* ohne Artikel, aber 28 *ὁ Ἀρχίδαμος*. VII, 1, 34 *οὐδεπώποτε*. VII, 1, 44 *πρὸς τοὺς Ἀρκάδας*. VII, 2, 9 *ἔξω ἀλλόμενοι*, vergl. I, 5, 11, VII, 3, 10 *ὅτι πάλιν*. VII, 3, 11 *πάντων τῶν συμμάχων*. VII, 4, 36 *οἱ μὲν ἄλλοι*, während Dindorf mit cod. D. *ἄλλοι* wegläfst, das aber der Sinn verlangt. Dagegen hält B. zum Nachtheil des Textes an den Handschriften I, 1, 27. 28 fest. Die Umstellung der Worte *μεμνημένους — ὑπάρχουσαν* war in einer Schulausgabe ganz besonders nöthig. Die Gründe dafür hat Ref. in dieser Zeitschrift 1857 S. 133 f. ausführlich dargelegt. Die herkömmliche Stellung der Worte giebt durchaus keinen Sinn. Stellt man sie aber hinter *παραγγελλόμενα*, dann fügen sie zu der an die Soldaten gerichteten Ermahnung, sich auch ferner brav im Dienste zu zeigen, ein treffendes Motiv hinzu, wenn man auf *προθυμίαν* den gebührenden Nachdruck legt, in welchem Wort neben dem Begriff der Tapferkeit zugleich der der Subordination liegt. So haben ferner die Worte *οἱ δ' οὐκ ἔφασαν δεῖν στασιάζειν πρὸς τὴν ἑαυτοῦ πόλιν· εἰ δέ τις ἐπικαλοίη τι αὐτοῖς λόγον ἔφασαν χρῆναι διδόναι* den passenden Sinn: jene aber sagten, sie (die Soldaten) dürften sich dem Staate nicht widersetzen; wenn sie (die Feldherrn) Jemand anklagen wollte, dann müfsten sie sich rechtfertigen. Die Feldherrn reden also den über ihre plötzliche Abberufung aufgebrachten Soldaten zum Guten: sie sollten den

Befehl des Staats achten, so wie sie, wenn unter ihnen etwa ein Ankläger gegen sie aufstände, selbst Rede stehen würden. Dafs die Absetzung der Feldherrn auf Grund einer Anzeige aus der Mitte ihres Heeres erfolgt sei, mochte immerhin wenig wahrscheinlich sein, und dafs ein etwaiger Ankläger sich in Mitten der empörten Versammlung erhebe, kaum zu erwarten, es lag doch nicht aufser der Möglichkeit, und die Erklärung, dafs selbst die Führer, wenn man sie beschuldigte, zunächst hier sich zu rechtfertigen und wie sich von selbst versteht dann auch vor der Obrigkeit zu Hause Rechenschaft abzulegen bereit seien, war wohl geeignet, die Untergebenen nachdrücklich an ihre Pflicht zu erinnern. Ebenso wenig durfte B. IV, 6, 1 *Αἰτωλία* wieder herstellen. Ein Theil, eine Besitzung von Aetolien, wie er es erklärt, kann es sicher nicht heifsen, es müfste denn auch *Θῆβαι ἦσαν Βοιωτία* gesagt werden können in dem Sinne: Theben gehörte zu Böotien. Was er dafür anführt IV, 5, 1 *ὡς Ἄργους τῆς Κορίνθου ὄντος* und IV, 8, 34 *τὴν Κόρινθον Ἄργος ἐπεποίηντο* ist gar nicht damit zu vergleichen. — V, 4, 1 verdient *ὑπ' αὐτῶν μόνων* den Vorzug, obgleich es nur C. und E. haben. — VI, 1, 13 scheint *σὺ* neben *πράττοις τὰ ἄριστα* unhaltbar; nur *σοι* giebt einen Sinn. — Noch weniger ist VII, 2, 15 *περιδεδραμηκότες* zu billigen. Der Sinn der Worte *ὥςπερ ἐπὶ θέαν* ist offenbar: als ob sie nicht zur Unterstützung der Pelleneer, sondern um sich die Sache anzusehen herankämen: so langsam liefen sie herbei. Daraus folgt, dafs *περιδεδραμηκότες* absurd ist; denn um sie sich etwas anzusehen, geht man nicht im Bogen darauf zu. Ferner hat B., ohne die Handschriften für sich zu haben, die Dindorfsche Lesart einige Mal nicht mit Recht aufgegeben. So ist *πεντεδραχμίαν* I, 6, 12 wenigstens zweifelhaft. II, 1, 17 tilgt B. ohne Noth mit Morus *καὶ ἀνήγοντο δέ*. II, 4, 38 scheint es besser, *ἕκαστον* mit den Handschriften zu behalten, aber *τὸ ἑαυτοῦ* zu behalten, das leichter in *τὰ ἑαυτῶν* als *ἑκάστους* in *ἕκαστον* corrumpirt werden konnte. *παραδοῦναι αὐτῷ* statt *παραδ. αὐτῷ* III, 1, 22 ist ebensowenig nothwendig als III, 5, 4 *βοηθεῖν αὐτοῖς*. Cobet's Aenderungen *χάριτας* — *μείζονας* III, 5, 16 und *ῥιγώντων* sind nicht begründet. Auch *γ' ἐδέοντο* II, 3, 41 ist wenigstens zweifelhaft, wenn man mit *εἰ μέλλοι* IV, 8, 5 vergleicht, wovon weiter unten. Denn *ἐξῆν* — *λιπεῖν* ist nicht weit ab von *οὐδὲν πρακτέον ἦν ἢ λιπεῖν*. Womit zu vergleichen Hier. VIII, 9 *πρακτέον μέν γε χρήματα, εἰ μέλλοιμεν*. — Hertlein's Vorschlag *καὶ τίς ἂν αὕτη δίκη εἴη* V, 3, 10 war unnöthig. Auch der Grieche kann sagen: und was denn das für eine Rechtsentscheidung sei. Dafs nur in directer Frage *καὶ* vor dem Fragwort stehen könne, hat keinen inneren Grund. In der indirecten Frage kommen dieselben Fragwörter und Satzformen vor als in der indirecten, und oft läfst sich kaum entscheiden, ob man diese oder jene vor sich hat. In *ἐρωτώμενος δὲ καὶ τί τοῦτ' ἂν εἴη* §. 15 ist es mit *καὶ* nicht anders als hier. Dort steht aber *ἄν*, weil der Sinn ein anderer ist: und was denn das sein könnte. Darum ist nicht auch hier *ἂν* nöthig. V, 4, 28

war das handschriftliche φιλιτίου beizubehalten. Noch weniger durfte VI, 1, 16 τὸ δεόμενον in τὸ δέον geändert werden. Zu δεόμενον ist offenbar πράττειν zu wiederholen. Also ist es hier nicht anders als Oecon. XII, 11 τῶν πράττειν δεομένων und Cyrop. II, 3, 3 τῶν πράττεσθαι δεομένων.

Dagegen billigen wir ohne Handschriften II, 3, 34 εἰ δὲ ἐκεῖ für δεῖ δ' ἐκείνῃ, wie auch Dindorf jenes schon wollte, VI, 1, 15 ταὐτὰ εἴθικε, VI, 2, 10 στρατηγὸν für ταγόν.

Da Hr. B. an dem Dindorfschen Text zu ändern angefangen hat, so ist schwer zu sehen, warum er darin nicht weiter gegangen ist und warum er gerade bei der grofsen Menge von Stellen, an denen man Dindorf widersprechen kann oder mufs, gerade diese 60, von denen fast die kleinere Hälfte nicht sehr dazu aufforderte, herausgehoben und nicht wenigstens ganz analoge Fälle gleichmäfsig behandelt hat, z. B. eine Reihe von Fällen, wo Dindorf ebenso willkührlich als VI, 5, 22. 23 die augmentirte Form des Plusquampf. oder wie V, 1, 32 den Inf. Fut. für den Inf. Aor. gesetzt hat. Dindorf hat den Grundsatz, dafs cod. B. und demnächst cod. C. alle anderen Codices bei weitem überwiegen, den er doch im Allgemeinen anerkannt zu haben scheint. wenn er ihn auch nirgends ausgesprochen, an Hunderten von Stellen, wo die Handschriften variiren, nicht durchgeführt. Ueberdiefs geht es ihm ähnlich, wenn auch nicht in dem Grade, wie Cobet, bei dem aber die Verachtung jeder handschriftlichen Autorität noch mitwirkt, dafs seine kritische Thätigkeit, weil sie sich auf alle griechische Autoren erstreckt, Xenophon's eigenthümlichen Charakter und Sprachgebrauch nicht immer im Auge behält und geltend macht. Besonders darum läfst sein kritisches Verfahren Anderen viel zu thun übrig. Doch Hr. B. hat es einmal vorgezogen und für höher gehalten, sich auf Dindorf's im Ganzen bewährte Autorität zu stützen, und es ist auch deshalb nicht mit ihm zu rechten.

Die Hauptsache bei einer Schulausgabe ist die zweckmäfsige Erklärung. In dieser Beziehung boten die Hellenica viele Schwierigkeiten. Einigermafsen erleichtert waren diese bereits durch Schneider's ziemlich vollständige Zusammenstellung historischer Vergleichs- und Ergänzungsstellen, mehr noch durch Grote's bis in das Detail eingehende höchst sorgfältige geschichtliche Darstellung des betreffenden Zeitabschnitts mit specieller Angabe der Quellen. Für sprachliche Erklärung gab Manches, wenn auch nicht allzuviel, Dindorf, Einiges auch Cobet, viel mehr Hertlein, besonders in drei Wertheimer Programmen.

Prüfen wir zunächst, wie sich Hr. B. in seiner Bearbeitung zu seinen Vorgängern verhält, ins Besondere zu Schneider-Dindorf. Ref. hat es bei anderer Gelegenheit in dieser Zeitschrift schon hervorgehoben, wie viele Irrthümer der sprachlichen und sachlichen Erklärung sich bei Schneider finden und dafs diese zum guten Theil in der Oxforder Ausgabe von Dindorf wörtlich wieder abgedruckt sind. Solche zum Theil grobe Versehen hat B. in den Büchern III bis IV, die wir unserer Beurtheilung zu

Grunde legen wollen, allerdings einige Male corrigirt. So erklären III, 3, 6 Schneid.-Dind. *πᾶσιν ἔφασαν συνειδέναι καὶ εἵλωσι* falsch: *bene notos habere ipsos eorumque consilia helotes et reliquos*; denn persönlich hatten sich die Verschworenen eben Niemandem zu erkennen gegeben. Letztere wufsten nur, wie das Folgende zeigt, dafs die Heloten und Nicht-Spartiaten den grimmigsten Hafs gegen die bevorrechtete Klasse hegten, und nur insofern meinten sie des Einverständnisses mit ihnen sicher zu sein. B. erklärt also richtig: „*συνειδέναι* ohne Object, um die Pläne und Gedanken Jemandes wissen", nur hätte er für Pläne besser Gesinnung sagen sollen. Beiläufig sei bemerkt, dafs Hertlein mit Unrecht *ἔφασαν* in *φάναι* ändern will. Der Anzeiger referirt freilich zunächst, was ihm Kinadon gesagt, und er hat mit keinem anderen der Verschworenen gesprochen, als mit diesem. Nachdem er aber die anderen Häupter der Verschwörung (*τοῖς προστατεύουσι*) erwähnt hat, fährt er fort *ἔφασαν*, insofern ihm, was er von Kinadon gehört, soviel gilt, als hätte er es von allen gehört. Man kann das *ἔφασαν* etwas nachlässig nennen, neben *φάναι* aber, das Hertlein will, wäre *αὐτοὶ* geradezu falsch. Einen solchen Nominativ zu stützen, ist auch Thuc. VIII, 48, 6 nicht geeignet, wo, wie Poppo und der von diesem angeführte Lobeck zu Phryn. S. 756 zeigen, *ἄκριτοι* unhaltbar ist. — Dafs in der verdorbenen Stelle III, 5, 2 *ἄρχεσθαι* für anfangen und nicht, wie Schneid.-Dind. wollen, für beherrscht werden zu nehmen ist, deutet B. wenigstens an. Dafs das Medium jene Bedeutung haben kann, sieht man aus II, 1, 32. 3, 38. III, 5, 4. IV, 1, 32. — IV, 2, 7 meint Schn. bei *παμπόλλων χρημάτων* ein Wort wie *ὅμως* oder *ἔτι* ausgefallen, Dind. schlägt vor *χρημάτων, πάμπολλα*. Beide haben den Sinn falsch verstanden; richtig B.: um die ausgesetzten Preise zu erlangen, schafften sich die Krieger viel bessere Waffen an, als für jene Summe zu erhalten gewesen wären. — IV, 5, 17 werden die von Schn.-Dind. unbegreiflich mifsverstandenen Worte *οἱ ἀπὸ τοῦ Λεχαίου* und *τοὺς ὁπλίτας ἐπιόντας* richtig erklärt, aber zu kurz. Die „*locorum situs ignorantia*", zu der sich Schn. bekennt und mit ihm Dind., bedurfte doch wohl einiger Berücksichtigung. — IV, 6, 5 schützt B. mit Recht *πλέον — ἢ δώδεκα σταδίων* gegen Dind., der sonderbarer Weise *στάδια* oder *σταδίους* verlangt; ebenso vertheidigt und erklärt er IV, 8, 29 richtig *ἀπήντων*, das Dind. verschmäht hat. — VI, 4, 21 giebt er die rechte Erklärung von *ὅτι πορεύοιτο*, das Dind. gewifs aufgenommen hätte, wenn ihm nicht der Sinn entgangen wäre.

Weit häufiger aber begegnet man Irrthümern der früheren Erklärer, die bei B. keine Berichtigung gefunden haben, während doch um des Schülers willen, der doch leichter irren kann als die gelehrten Herausgeber, dringende Veranlassung dazu vorhanden war. So vergleichen Schn.-Dind. III, 4, 9 zu den Worten *καὶ μᾶλλον εἰκότα σὺ ποιεῖς ἢ ἐγὼ ἔπραττον* die entsprechenden Stellen Plut. Lysand. XIII: *Ἀλλ' ἴσως μέν, ὦ Ἀγησίλαε, σοὶ λέλεκται μᾶλλον ἢ ἐμοὶ πέπρακται* und Ages. VIII: *Ἀλλ' ἴσως, ἔφη,*

ταῦτα λέλεκται βέλτιον ἢ ἐμοὶ πέπρακται und wollen daher an unserer Stelle *εἰκότα λέγεις* für *εἰκότα ποιεῖς* in dem Sinne: *quae tu dicis contra me, habent quidem veri aliquam similitudinem ex tua interpretatione, facta tamen mea a veritate suspicionis tuae longissime remota videbis, si ea cum animo meo propius inspexeris.* Wie dieser Sinn in den griechischen Worten liegen soll, ist nicht einzusehen. Will man *λέγεις* statt *ποιεῖς*, so kann der Gedanke nur sein: deine Worte machen sich freilich schöner als mein Handeln, wie bei Plutarch an der zweiten Stelle. Zu einer Entgegnung dieses Sinnes geben aber die vorhergehenden Worte keine Veranlassung. Vielmehr sollte man nach diesen erwarten: du sprichst schöner, als du handelst, d. h. du sprichst recht gut über Dankbarkeit, bist aber selbst gegen mich undankbar. Plutarch, wenn er nicht etwa einer anderen Quelle folgte, hat, wie so oft, das Gespräch nach seiner Weise gestaltet und um des nahe liegenden Gegensatzes willen das Reden dem Handeln gegenübergestellt. Der Zusammenhang ist folgender: Lysander wirft dem Agesilaus vor, er erniedrige seine Freunde (d. h. den Lysander). Da das Agesilaus mit den Worten zurückweist, die, welche größer als er erscheinen wollten, erniedrige er allerdings, die aber, welche seine Ehre mehrten, nicht wieder zu ehren, würde er sich schämen, und damit den Vorwurf der Undankbarkeit gegen Lysander ausgesprochen hat, der als sein Vertrauter von ihm so hoch erhoben ihn jetzt alles Ansehens beraubt, so giebt ihm Lysander diesen Vorwurf in ironischer Form (*ἴσως*) zurück: nun, was du jetzt thust, das ist wohl bei weitem ziemender, ehrbarer, als was ich that, *at, opinor, quae tu nunc facis, vel multo honestiora sunt quam quae ego agebam.* Agesilaus verdankte sein Königthum und die Gelegenheit, sich durch den Zug nach Asien Kriegsruhm zu erwerben, vor Allen dem Lysander. Der Undank dafür, will Lysander sagen, ist auch nicht schön. Der Unterschied zwischen *ποιεῖς* und *ἔπραττον* springt in die Augen. Ob wohl der Schüler ohne alle Andeutung das richtige Verständniſs der Stelle gewinnen wird? — III, 4, 22. 23. Die Beschreibung der Schlacht bei Sardes nennen Schn.-Dind. *nimis ieiune et obscure narratum* im Vergleich mit Diodor. Ganz mit Unrecht, so verschieden auch die Schilderung bei dem Einen und dem Anderen ist. Aber einige Punkte der Stelle muſsten allerdings beleuchtet werden, was B. unterlassen hat. — III, 5, 3 meint Dind., in *λύεις τὰς σπονδὰς πρὸς τοὺς συμμάχους* sei nach *σπονδὰς* der Artikel ausgefallen, und der Schüler muſs das eigentlich auch meinen. Es war zu entgegnen, daſs *τὰς* hier wie Thuc. V, 6 wegbleibt, weil *τὰς σπονδὰς λύειν* wie ein Verbalbegriff und als Gegentheil von *τὰς σπονδὰς* oder *εἰρήνην ποιεῖν πρός τινα* zu nehmen ist in dem Sinn: den Frieden mit Jemand brechen. — III, 5, 19, wo Sinn und Zusammenhang von Weiske, Schneider, Dindorf so arg verkannt worden und Schn. wieder sein „*obscure*“ anmerkt, war die Sache nicht bloſs damit abzumachen, daſs wegen des die Doppelfrage einleitenden *ὁπότερα* mit Dind. Isocr. Panath. 76 angeführt wurde. Die Stelle hat Ref.

im vorigen Jahre in dieser Zeitschrift besprochen. — IV, 4, 6 finden sich bei Morus, Weiske, Schn.-Dind. die wunderlichsten Ausstellungen und Aenderungsversuche. Morus will *ἄξιον εἶναι* beseitigen, Weiske *καὶ* vor *εἰ μὲν δύναιντο*, Schn. *ἄξιον εἶναι* vor *σωτῆρας* einfügen, und das alles referirt Dind. ohne Berichtigung und scheint also auch diese nach Inhalt und Form gleich schöne Periode, wie sie Hr. B. in einer bloſsen „Materialiensammlung" schwerlich finden dürfte, verderben zu wollen. Da war es doch wohl rathsam, dem Schüler über die Construction einen Wink zu geben. Die Erklärer haben nicht gesehen, daſs das *regens* der ganzen Periode im Centrum steht, nämlich das noch von dem vorausgehenden *ἐνόμισαν* abhängige *ἄξιον εἶναι.* Von diesem *ἄξιον εἶναι* hängt erstens *σωτῆρας γίγνεσθαι,* zweitens *τελευτῆς τυχεῖν* ab. Dem *σωτῆρας γίγνεσθαι* ist *πειρωμένους — ποιῆσαι — ἀποδεῖξαι* untergeordnet, sowie *ὀρεγομένους* dem *τελευτῆς τυχεῖν.* Wer Gefühl für schön und symmetrisch angelegten Satzbau hat, wird das zweite *δύναιτο* nicht missen wollen, das Cobet, der alles über einen Kamm scheert, streichen will, indem er ausruft: *necessaria in talibus est ellipsis!* Er hätte nur Cyrop. I, 2, 11 und Anab. V, 7, 29 vergleichen sollen, um zu sehen, daſs sein Postulat ebenso sicher dem *usus* als jeder *ratio* widerspricht. — Daſs IV, 4, 9 *ἑαυτῶν* nur auf die Lacedämonier gehen kann, was Schn.-Dind. in Abrede stellen, bemerkt allerdings B. In sprachlicher Beziehung war aber nicht unwichtig zu sagen, daſs, wenn, wie Schn.-Dind. mit Loewenklau meinen, *adversus cornu dextrum sibi oppositum* zu verstehen wäre, *κατὰ τὸ ἑαυτῶν δεξιὸν* geschrieben stehen müſste. Auch macht Campe (Philol. 1851 S. 273 ff.) mit Recht geltend, daſs die Lacedämonier im Bunde mit Anderen immer den rechten Flügel inne haben. S. z. B. IV, 2, 18. 3, 16. — IV, 5, 1 versteht B. die Worte *ὡς Ἄργους τῆς Κορίνθου ὄντος* wie Dindorf: „das Particip ist nach dem Prädicat statt nach dem Subjecte construirt. Thuc. III, 112 *ἔστον δὲ δύο λόφω ἡ Ἰδομένη ὑψηλώ.*" Das ist falsch. An der von Dind. beigebrachten Stelle ist das Subject zwischen das Prädicat und das dazu gehörige Attribut gestellt, oder besser, dieses Attribut, um es zu heben, ist ungewöhnlich von seinem Nomen durch's Subject getrennt; an unserer Stelle aber soll nach der herkömmlichen Auffassung das Particip neben dem Subject stehend vom Genus des fernstehenden Prädicats angezogen werden. Letzteres geht nicht an und ist wohl ohne Beispiel. Denn ganz anderer Art sind auch die Fälle, wo *ὤν* das Genus des Prädicats annimmt, wenn es neben diesem steht, dergl. z. B. Kühner Schulgr. §. 241. 6. zusammenstellt. An unserer Stelle ist zu übersetzen: als ob Argos Korinth wäre, d. h. als ob Argos das Recht hätte, die Isthmischen Spiele zu leiten und das Festopfer zu vollziehen, ein Recht, das von Alters her nur Korinth hatte. Dieser Sinn ist dem Zusammenhang entsprechender als der Gedanke: als ob Korinth Argos gehörte. Daſs der Artikel auch bei unserer Erklärung nicht anstöſsig ist, versteht sich und ergiebt sich auch aus dem Gegensatz, den Xen. im Sinn hatte: *Ἄργος*

οὐκ ἦν ἡ Κόρινθος. — IV, 5, 18 erklärt B. *Διιὼν* mit Dindorf: durch die Städte, zwar richtiger als Weiske: durch den Peloponnes; allein man müſste dann zu *ἐπ' οἶκον* aus *Διιὼν* wieder das Simplex *ἰὼν* ergänzen. Die Verbindung *Διιὼν ἐπ' οἶκον* ist schwerlich griechisch. Hier hat Cobet das Richtige getroffen: *ΔΙΙΩΝ* ist aus *ΑΠΙΩΝ* corrumpirt. — IV, 7, 5 will B. mit Dind. entweder *εἶπεν* schreiben oder *καὶ* tilgen. Weder das eine noch das andere ist zu thun. Wir haben hier die leichteste Art von Anakoluthie, die es geben kann. Es folgt allerdings, als ob *εἶπε* vorausgegangen wäre, *καὶ οὕτω — ἡγεῖτο*, Xen. fährt aber fort, als ob *νομίζει* den vorhergehenden Satz abgeschlossen hätte. Vergl. ganz ähnliche Constructionen V, 1, 28. VI, 1, 13. 4, 2. VII, 4, 4. — Die Worte *οἰχομένων τῶν πλείστων Ἀργείων* IV, 7, 6 werden von Schn.-Dind. wieder mit einem „*nimis tenue et obscurum*" versehen. B. bemerkt dazu nur: „vielleicht auf Plünderungszügen". In Betreff der Verbindung *οἰχομένων εἰς Λακωνικήν*, die Schn. nicht verstanden, weshalb ihm *οἴχεσθαι* hier nicht auszureichen schien, war für den Schüler zu bemerken, daſs es nur darauf ankam zu sagen: die Argiver w a r e n f o r t und so ihr Land schutzlos. Zu welchem Zweck sie nach Lakonien fortgegangen waren, ist gleichgültig; daher wird *οἴχεσθαι* ganz verkehrt als *nimis tenue et obscurum pro invasione bellica* bezeichnet, und B. entnimmt diesen Worten ganz zwecklos seine Bemerkung: „vielleicht auf Plünderungszügen". — IV, 8, 19 nimmt B. mit seinen Vorgängern nach *βοηθείας* eine Lücke an. Vielmehr ist mit Gobisch (Schweidn. Programm 1850) nach *φιλίας πόλεις* statt des Punkts ein Komma zu setzen. So ist zu *καὶ πλέονες* leicht *ἐσώθησαν* aus dem Vorigen zu ergänzen, und man braucht auch nicht mit Hertlein *καὶ οἱ πλέονες* oder *οἱ πλέονες* zu schreiben. Aber aus cod. B. war *δὲ καὶ οἳ* für *δὲ οἳ καὶ* aufzunehmen. — V, 1, 4 verlangt B. mit Dind. *ἀξιολογώτερον* statt *ἀξιολογώτατον*. Vergl. aber Hier. XI, 7 *ἀλλ' ἐγώ σοί φημι — πρὸς ἄλλους προστάτας πόλεων τὸν ἄγωνα εἶναι, ὧν* (scil. *πόλεων*) *ἐὰν σὺ εὐδαιμονεστάτην τὴν πόλιν, ἧς προστατεύεις, παρέχῃς κ. τ. λ.* Hier ist von der Stadt des Hiero die Rede als der g l ü c k l i c h s t e n unter den Städten, die von anderen beherrscht werden, in welchem Falle unsere Sprache den Comparativ verlangt. Erklärt sich dieser Sprachgebrauch daraus, daſs sich dem Griechen beim Superlativ die Beziehung auf das Besondere zu der auf das Allgemeine erweitert, d. h. daſs ihm, in der Rede bei *εὐδαιμονεστάτην* angelangt, *ὧν* als auf die Städte überhaupt und nicht bloſs auf die Städte anderer Herrscher bezüglich vorschwebt, so steht auch nichts im Wege, die Kunst, die Untergebenen an sich zu fesseln, ein *πολλῶν χρημάτων καὶ κινδύνων ἀξιολογώτατον* zu nennen, da sich auch die *χρήματα* (Gewinnung von Schätzen oder Beute) und die *κίνδυνοι* unter den Begriff *ἔργα* subsumiren lassen. Auſserdem schützt an unserer Stelle den Superlativ die Partikel *ἤδη*, die als Steigerung wie hier nur beim Superlativ steht. S. III, 5, 14 zum Ages. V, 4. Hier. I, 36. Wie hoch übrigens Xen. die Kunst stellt, sich Andere untergeben und

aus freiem Willen dienstbar zu machen, ist ja aus der Cyropädie und den Memorabilien bekannt. S. d. Einl. zur Cyrop. S. VIII. — VI, 3, 13 erscheinen die Worte *ἴσως δὲ καὶ βουλοίμεθ' ἂν ὧν ἕνεκα περιεσώσατε ἡμᾶς κ. τ. λ.* Schn.-Dind. wieder lückenhaft und dunkel. B. begnügt sich zu *ὧν ἕνεκα* zu bemerken: „dafür. dafs ihr uns erhalten habt". Damit ist dem Schüler nicht geholfen. Ihr Licht bekommt die Stelle durch II, 2, 20: *Λακεδαιμόνιοι δὲ οὐκ ἔφασαν πόλιν Ἑλληνίδα ἀνδραποδιεῖν μέγα ἀγαθὸν γενομένοις τῇ Ἑλλάδι.* Dafs man einen abermaligen Kriegszug der Perser gegen Hellas auch damals noch nicht für unmöglich hielt, ersieht man auch aus VI, 5, 43. Die Stelle scheint also diefs zu sagen: vielleicht aber möchten wir euch dafür. dafs ihr uns erhalten habt, das vor die Seele führen, was wir (in der gegenwärtigen Lage) für das Richtige, d. i. das Rathsamste halten, dafs wir uns nicht gegenseitig schwächen und aufreiben, wovon der Perser den meisten Gewinn haben würde. Der Satz enthält eine für die Spartaner besonders durch die Worte *ὧν ἕνεκα περιεσώσατε ἡμᾶς* wohl verständliche Mahnung. Denn aus §. 12 ersieht man, dafs wenigstens das Gerücht ging, die Spartaner hätten abermals den Antalcidas zum Perserkönig geschickt, und nach Diodor. XV, 50 soll Artaxerxes damals Gesandte nach Griechenland geschickt haben. War das aber ein Punkt, über den man nicht entschieden und rückhaltlos reden konnte oder wollte, so erklärt sich eben daraus die Kürze und die etwas dunkle Form der Rede. Mit den Worten *ἵνα δὲ καὶ τοῦ συμφόρου* geht dann der Redner dazu über, den evidenten Vortheil zu zeigen, der in der Freundschaft der beiden mächtigsten Staaten dem übrigen Griechenland gegenüber für sie beide liegen müsse.

Ueberblicken wir die eben besprochenen Stellen, so zeigt sich, dafs Hr. B. in weit mehr Fällen die Fehler der früheren Herausgeber wiederholt als vermeidet oder corrigirt, und dafs ihm der Irrthum Weiske's, Schneider's, Dindorf's oft nicht zum Fingerzeig wurde, der Schüler könne da noch leichter irren oder sich nicht zurechtfinden. In dieser Beziehung hat Hr. B. überhaupt zu wenig Blick gezeigt. Dafs er was Noth that, gar zu oft nicht erkannte, wird eine lange Reihe von Stellen darthun, zunächst solcher Stellen, wo es sich vorzugsweise um Sprachliches handelt.

IV, 1, 36 pafst zu *μὴ — οὐχὶ εἶναι* nur *δέοις*, nicht *δέοιο*. Es war also entweder *δέοις* zu schreiben oder eine Bemerkung zu machen über *δέοιο*, welches *πρὸς τὸ εὐδαίμων εἶναι* fordert, wie Cobet richtig ausführt. — IV, 2, 17 ist der Sinn von *καὶ ψιλὸν δὲ — πλέον ἦν* von B. zwar richtig angegeben, damit ist aber die Stelle noch nicht im Einzelnen klar gemacht. Die früheren Interpreten verstanden sie nämlich darum nicht, weil sie erstens nicht sahen, dafs *τοῖς* das Neutrum ist (von *τὰ τῶν Κορ.* die Truppenmacht der Kor.), zweitens, dafs unter den Korinthiern zugleich die übrigen Verbündeten mit zu verstehen sind, so wie zu Anfang des Paragraphen der Name der Lacedämonier deren Bundesgenossen mit umfafst. — IV. 4, 5 giebt *ἀπῆλθόν τινες οἴκαδε* keinen rechten Sinn. Es mufs, wie auch Campe (Philol.

1852. S. 273) will, ἀπανῆλθον heifsen. Denn ἀπελθεῖν ist an sich niemals *redire*, sondern immer *abire*, und kann nur stehen, wo das *unde* angegeben oder bekannt ist, wie z. B. IV, 8, 15 ἀπῆλθον οἴκαδε. — IV, 4, 10 nimmt Campe Anstofs an dem auffallenden Wechsel des Subjects ohne Angabe desselben. So häufig auch die Sache ist, darüber mufs der Schüler vor allen Klarheit haben. — Dafs IV, 4, 11 nur κρατοῦντα, nicht κρατούμενα möglich ist, wurde vom Ref. früher nachgewiesen. — Was heifst IV, 5, 11 παρέταξε φυλάττειν? B. schweigt. Es mufs ἐπέταξε oder, wie Schn.-Dind. wollen, ἔταξε heifsen, man müfste denn sagen wollen, der Polemarch liefs die Mannschaft (etwa wie zur Musterung) sich aufstellen, um ihr den Platz zu übergeben. — Was heifst IV, 5, 15 ᾕρουν? Campe will schreiben ᾕρουν τε οὐδένα ἐξ ἀκοντίου βολῆς ὁπλῖται ὄντες διώκοντες πελτασταῖς, scheint also nicht gesehen zu haben, dafs ᾕρουν nicht bedeutet: sie nahmen gefangen, sondern: sie erlegten, nämlich mit dem Wurfspeer. — IV, 6, 7 πρὸς τῷ ὄρει. Was will der Artikel? — IV, 7, 4 erwartet der Schüler gewifs εἰ — ἔσεισε. — IV, 8, 5 wird man, da über die Synesis ὑπήκοοι ὄντες für ὑπήκοα ὄντα, das die schlechteren Codd. geben, nichts gesagt ist, οἰκεῖν für *habitare* nehmen statt für *habitari*. — Ebenda verlangt Dindorf und der Schüler noch mehr εἰ μέλλει, was cod. V. bietet. Der Optativ war zu erklären wie Oecon. XII, 5 εὔνοιαν — δεήσει αὐτὸν ἔχειν, εἰ μέλλοι ἀρκέσειν, Hier. VIII, 9 πρακτέον μέν γε χρήματα, εἰ μέλλοιμεν ἕξειν δαπανᾶν εἰς τὰ δέοντα, d. h. wir müssen Geld schaffen, wenn wir im Stande sein sollen u. s. w. S. Kühner zu Anab. V, 6, 9. — IV, 8, 19 vermifst Morus vor καὶ τότε mit Recht ὡς. — IV, 8, 20 kann συνθεμένους, wo von Truppen die Rede ist, nicht heifsen: sich verschaffen. Es war mit Rinkes προςθεμένους zu schreiben, oder jenes wenigstens zu erklären und zu rechtfertigen. — V, 2, 13 ist παρεσόμεθα richtig, bedurfte aber, da der Optativ folgt, der Erklärung. — V, 4, 17 kann ἐξέπνευσε nicht bedeuten: fortwehen, und wenn diese Bedeutung nachgewiesen werden könnte, bemerkt Cobet richtig, forderte die Grammatik daneben ἀφαρπάσας statt ἀφαρπασθέντα. — VI, 1, 7 τί ἂν ἐγὼ φοβούμενος οὐ ῥαδίως ἂν ὑμᾶς οἰοίμην καταστρέψεσθαι. Wie sind die beiden ἂν zu nehmen? Das zweite ἄν, das sich an ῥαδίως eng anlehnt, mufs auch mit diesem zu demselben Verbum bezogen werden. Also gehört dieses ἂν wie ῥαδίως zu καταστρέψεσθαι. Der Sinn ist nicht: warum sollte ich nicht leicht glauben, euch zu unterjochen, sondern: warum sollte ich nicht glauben, euch leicht unterjochen zu können. Folglich ist zu construiren τί ἂν ἐγὼ φοβούμενος οὐ — οἰοίμην ῥαδίως ἂν ὑμᾶς καταστρέψεσθαι. Wir haben also hier ἂν mit dem Inf. Fut. wie III, 2, 12. Ueber solche Dinge mufs der Schüler ein ganz bestimmtes Bewufstsein haben. — VI, 1, 3. Ueber die Anakoluthie ὁ δ' ἐπαινέσας und das Auffallende in der Construction der vorhergehenden Worte, wo δοκεῖν zu schreiben ist, bemerkt B. nichts.

Auch wo es sich um Sinn und Zusammenhang handelt, wird sich der Schüler sehr häufig rathlos sehen.

IV, 1, 25 liegt es keinesweges auf der Hand, was es mit dem γάρ in διὰ γὰρ τὸ φοβεῖσθαι für eine Bewandtnifs hat. Um es richtig zu verstehen, mufs man auf §. 20 zurückgehen. Die Schlauheit des Persers Spithridates war es, die den Lagerplatz des Pharnabazus, der alle Tage wo anders war, entdeckte. Ohne diese und ohne einen Nachtmarsch, der den Ueberfall bei Tagesanbruch möglich machte, wäre das Lager des Pharnabazus mit allen seinen Schätzen schwerlich in die Hände des Herippidas gefallen. Denn, fährt nun Xen. fort, aus Furcht, wenn er wo Stand hielte, d. h. einen oder mehrere Tage an demselben Orte bliebe, umzingelt zu werden, zog er wie die Nomaden umher u. s. w. Jenes γάρ erklärt sich also aus dem Gedanken, den Xen. nicht ausspricht, aber im Sinne hat: die Einnahme des Lagers war ein glücklicher Streich. — IV, 2, 5 meinen Schn.-Dind., unter οἱ πολλοὶ τῶν στρατιωτῶν seien Spartaner zu verstehen, die, nachdem sie die Feigheit der Perser kennen gelernt, lieber in Asien schwelgerisch leben als mit Agesilaus nach der Heimath zurückgehen wollten, um dort gegen ihre Landsleute zu kämpfen. Grote zeigt vielmehr, dafs die στρατιῶται dieselben sind, die §. 3 σύμμαχοι genannt werden, dieselben, denen sich Agesilaus IV, 3, 2 so freundlich erweist, dieselben, deren Weigerung, weiter mit zu ziehen, er IV, 3, 13 fürchtet, nämlich die Soldaten aus den Asiatischen Städten, die durch Aussetzen von Preisen u. s. w. bewogen worden waren, den Agesilaus zu begleiten. Anfangs höchst bereit mitzuziehen, wollen sie nachher, als sie hören, sie sollten als Griechen gegen Griechen kämpfen, zum grofsen Theil zurückbleiben. Die ganze Stelle versteht der Schüler nicht ohne Aufklärung, die B. bei Grote so schön finden konnte. — IV, 2, 13 ist ἐξῄεσαν unverständlich, und was soll man mit Herbst's Conjectur ἀμφὶ Ἀλέαν thun, die B. so ohne Weiteres anführt. — IV, 2, 16 scheint bei der Aufzählung der Truppen auf Seite der Lacedämonier etwas ausgefallen, da man die Tegeaten, Mantineer und Achäer vermifst, die doch nachher als am Kampfe betheiligt vorkommen, übrigens auch die allerkleinsten Contingente namhaft gemacht werden. — IV, 2, 18 sind die Worte αὐτοὶ δὲ τὸ δεξιὸν εἶχον von Grote nicht verstanden und sind auch nicht leicht zu verstehen, aber B. schweigt. Xen. sagt: die Thebaner warteten den Tag ab, wo sie den Oberbefehl hatten, der unter den Verbündeten wechselte, und demnach auf dem rechten Flügel und also den Lacedämoniern nicht gegenüber standen. Dann gaben sie den Befehl zur Schlacht. Das soll heifsen: so lange die Thebaner den linken Flügel inne hatten, auf dem sie die Lacedämonier gegenüber gehabt haben würden, hatten sie keine Lust zu kämpfen, und wufsten, wenn die Schlacht angeordnet werden sollte, durch irgend welche Gründe oder Weiterungen es zu verhindern, bis sie selbst den Oberbefehl und damit die Stellung auf dem rechten Flügel bekamen. — Ebenda. Was heifst πρῶτον μὲν? — IV, 3, 7 giebt οὐδ' ἀνέστρεψαν, wie früher nachgewiesen, keinen Sinn, und doch wird die Stelle nicht erläutert. — IV, 3, 23 verlangt der Zusammenhang durch-

aus στρατιωτῶν statt Σπαρτιατῶν, wie R. Schneider (quaest. Xen. 1860. p. 20) gut darthut. Als getödtet werden aufgeführt, zuerst der Führer, dann dessen Begleiter, die ohne Zweifel Spartiaten sind, zuletzt die gemeinen Soldaten. — IV, 4, 5 ist mit Naber ἀδελφαὶ zu schreiben. Freunde, Mütter, Schwestern passen zusammen. Die Brüder, müssen wir annehmen, sind mit entflohen. — IV, 4, 8 nimmt Campe an καὶ κατὰ τύχην καὶ κατ' ἐπιμέλειαν Anstoſs und will ἢ κατὰ τύχην ἢ καὶ κατ' ἐπιμέλειαν. Die Vulgata läſst sich nur durch die Annahme halten: die beiden Männer, um sich nicht zu verrathen, drängten sich nicht vor, sondern warteten es ab, bis an einen von ihnen die Reihe kam; dann aber wuſsten sie es zu bewirken, daſs der andere sein Gefährte wurde. — IV, 4, 11 fragt man mit Campe, was die Lacedämonier mit den ihnen gegenüberstehenden Korinthiern aus der Stadt gethan haben, ehe sie die Argiver angreifen, und weshalb sie aus dem Pfahlwerk herausgehen und dasselbe zur Linken habend gegen die Argiver anrücken? Wird der Schüler verstehen, was Campe dunkel oder verdorben schien? — IV, 5, 18 bemerkt Campe richtig, wer ὄρθρου von Orchomenos wegmarschirt, der kann nicht ἔτι σκοταῖος bei Mantinea vorbeikommen. Die Worte hätten nur dann einen Sinn, wenn sie sagen könnten: er brach so früh von Orchomenos auf, daſs er noch in der Dunkelheit (Morgendämmerung) bei Mantinea vorüberkam. Allein ὄρθρου steht nur von der Zeit kurz vor oder bei Tagesanbruch, σκοταῖος dagegen nur vom Dunkelwerden nach Sonnenuntergang, z. B. Anab. IV, 1, 10. II, 2, 9. Cyrop. VII, 1, 45. Also ist mit Campe zu schreiben: παρὰ δὲ Μαντίνειαν ἐξ Ὀρχομένου ἔτι σκοταῖος ἀναστὰς ὄρθρου παρῆλθεν. — V, 2, 37 war ἅπαντας zu schreiben und zu erklären: der Eifer zum Krieg gegen Olynth war so groſs, daſs man den Teleutias als Harmost, nicht einfach als Strateg, abschickte und mit ihm zugleich die auf 10,000 Mann fest gesetzte Kriegsmacht nicht in einzelnen Abtheilungen, sondern auf ein Mal (ἅπαντας) abgehen lieſs. — V, 4, 36 ist ὅπως γένοιτο ohne Sinn, aber von B. nicht erklärt. Rinkes' Emendation ist ebenso nothwendig als leicht: ὅπως προσγένοιτο.

An allen diesen Stellen handelt sich's nicht um Dinge, die bloſs den Gelehrten angehen, über die aber der Schüler hinweggehen kann, sondern um das allereigentlichste Verständniſs; es handelt sich aber auch nicht etwa um Nebensachen. Ref. ist weit davon entfernt, wie es oft bei Beurtheilungen von Schulausgaben geschieht, an Kleinigkeiten herumzumäkeln, z. B. ob hier und da nicht etwa noch ein Nötchen hätte angebracht werden können, ob man die Anmerkung nicht etwa lieber so als so hätte abfassen, oder zwei oder mehrere in eine zusammenfassen können u. dergl. mehr. In solchen Dingen modificiren sich Ansichten und Wünsche ins Unendliche: darin muſs man möglichst freie Praxis geben. Dahin gehört auch die Frage, ob auf die Grammatik zu verweisen ist, oder nicht. Hr. B. hat es nicht gethan, Ref. hält es für nützlich, wenn der gewissenhafte und eifrige Schüler — wenn es deren unter zwanzig auch nur einen

geben sollte — die betreffende Sache, die in der Anmerkung doch nur in Kürze und in ihrer Vereinzelung besprochen wird, in einer der angeführten Grammatiken, die er hat oder sich leicht verschaffen kann, in ihrer weiteren Begründung und im Zusammenhang mit verwandten Spracheigenthümlichkeiten ansieht und sich klar macht. Mag man eben darüber denken, wie man will, darin müssen wir alle einverstanden sein, daſs alle Frucht der Lectüre vor Allem auf sprachlich sicher und fest begründetem Verständniſs beruht. Die grammatischen Beziehungen bis ins Kleinste, und das logische Verhältniſs zwischen den Sätzen und Satzgliedern, der weitere äuſsere und innere Zusammenhang, das alles muſs klar erkannt sein, um ein im wahren Sinne richtiges Verständniſs des Schriftstellers zu gewinnen. In diesem Sinn ist Seyffert's Forderung, daſs wir unsere Autoren erklären sollen, als hätten wir lauter Philologen zu bilden, durchaus begründet. Denn es giebt kein anderes richtiges Verständniſs als ein philologisches, und das Streben nach diesem ist es erst, wodurch nicht bloſs Verstand, Urtheil, Geschmack nach allen Seiten entwickelt, sondern auch der Drang nach Gründlichkeit gebildet wird, ohne welchen ein ernstes Streben und Forschen auf practischem wie auf wissenschaftlichem Gebiet nicht möglich und nicht denkbar ist. Der Schüler muſs von unten auf daran gewöhnt werden, daſs er sich den richtigen Ausdruck als die dem Gedanken allein entsprechende Form vorstellt und hinwiederum den Gedanken als den nur aus einer bestimmten Form resultirenden Inhalt. Dazu müssen die Schulausgaben auch das Ihrige beitragen. Nun denke man sich den Sekundaner bei der Vorbereitung auf die Hellenica oder bei der Privatlectüre. Wird er das Buch auch annähernd in dem Sinn, wie eben ausgeführt, verstehen mit der Ausgabe von Büchsenschütz in der Hand? Dazu ist die Bearbeitung bei weitem nicht ausreichend: die Belege sind gegeben, es fehlt zu viel, was nicht fehlen durfte.

Wie steht es nun aber mit dem, was B., und zwar unabhängig von Anderen, giebt? Diese Frage läſst sich leider nicht viel günstiger beantworten. Beginnen wir mit dem Grammatischen und Sprachlichen überhaupt.

III, 3, 7 soll statt des zu erwartenden *εἶναι* nach *τῷ δ' ὄχλῳ* der Satz mit *ἐπιδεῖξαι* gesetzt sein. Das ist nicht zu verstehen. Nach *μαχαίρας* ist vielmehr, wie es scheint, *οὔσας* ausgefallen. — III, 4, 24 wird *ἐν τῷ ποταμῷ ἔπεσον* erklärt: stürzten sich in den Fluſs. Der Gegensatz aber *οἱ δ' ἄλλοι ἔφευγον*, d. i. die Anderen flohen, nicht entflohen, läſst erkennen, daſs erstere sich nicht in den Fluſs stürzten, um sich zu retten, sondern in den Fluſs gedrängt wurden. Also heiſst es nichts weiter als: sie gingen im Fluſs unter. Anders ist es IV, 5, 5. — IV, 1, 16 erwartet B. *βουλομένοις* oder *ἐπισταμένοις* statt *δυναμένοις*. Er mag nur Occon. I, 15 vergleichen, wo auf *τοῖς ἐχθροῖς ἐπίστασθαι χρῆσθαι* in demselben Sinne folgt *τῷ δυναμένῳ ἀπὸ τῶν ἐχθρῶν ὠφελεῖσθαι*, und Ages. XI, 10, wo *ἐπιστάμενος* und *ἐδύνατο* dicht neben einander, Vectig. V, 3 *οἱ δὲ γνώμῃ — δυ-*

νάμενοι χρῆσθαι. — IV, 1, 24 wird *ἐπιπεσὼν* für einen Nom. absol. erklärt mit Verweisung auf II, 2, 3, wo ebensowenig als hier von einem Nom. absol., sondern von einer einfachen partitiven Apposition zu reden war. Hier aber haben wir eine Anakoluthie, die durch eine Attraction bewirkt wird. Zuerst wollte wohl Xen. sagen *ἐπιπεσὼν — πολλοὺς ἀπέκτεινε.* Bei den letzten Worten angelangt, faſst er den sogleich auszusprechenden Gegensatz *αὐτοὶ δὲ διαφεύγουσι* ins Auge und schreibt dem entsprechend *πολλοὶ ἔπεσον.* — Ebenda verweist er wegen *καὶ ἄλλα δὴ οἷα* wie Dindorf (der aber *καὶ ἄλλα οἷα δὴ* verlangt) auf V, 2, 9, wo sich's mit dem *οἷα δὴ* ganz anders verhält. Dort ist *καὶ* mit dem Verbum finitum zu verbinden, *οἷα δὴ* aber ist *quemadmodum* und gehört nur mit *ἐν ταῖς πλείσταις πόλεσι* zusammen, während wir hier die geläufige Partikelverbindung *καὶ — δὴ* mit dem Tonwort in der Mitte haben. Dindorf's *καὶ ἄλλα οἷα δὴ* scheint hier geradezu unstatthaft. — IV, 2, 12 wird bemerkt: „*πάσχοντας* parallel mit *τυπτομένους* ohne ein hinzugesetztes *αὐτούς*, wie man sonst im Gegensatz zu *τοὺς σφῆκας* erwarten würde". B. nimmt also *χειρουμένους* als Passivum, das doch unzweifelhaft Medium ist. — IV, 3, 13 soll *μεταβαλὼν* intransitiv sein. Falsch. Denn *ὡς ἀγγέλλοιτο* ist an Stelle des Objects von *ἔλεγε*; also ist *τὰ ἠγγελμένα* als Object zu *μεταβαλὼν* zu denken. Wir haben hier den gewöhnlichen Gebrauch, das Object beim Particip wegzulassen, wenn es dasselbe ist als das des Verbi finiti. — IV, 4, 1 will B. ein zu *ἀποθνήσκοντας* gehöriges Substantiv oder Adjectiv aus *ἑαυτῶν* ergänzen. Das ist aber grammatisch unmöglich und für den Sinn nicht ausreichend. Denn offenbar soll gesagt werden, daſs viele, nicht daſs einige umkommen. — IV, 5, 5 wird *ἐν τῷ Πειραίῳ καταπεφευγότες* mit III, 4, 24 confundirt. Hier aber findet wirkliche Prägnanz statt: Vorstellung der Bewegung und der Ruhe finden zugleich ihren Ausdruck, doch so, daſs letztere überwiegt und im Kasus zur Geltung kommt. In solchem Falle wie hier steht immer das Perfect. S. die Beispiele bei Bernhardy Synt. S. 108. Kühner zu Anab. IV, 7, 17. Poppo zu Thuc. IV, 14. VII, 87. Aber III, 4, 24 ist nur das Untergehen im Fluſs, dagegen das Hineinfallen in den Fluſs nicht ausgedrückt, sondern dem Gedanken des Lesers überlassen, also keine Prägnanz. — IV, 5, 15 bemerkt B. ganz falsch: „*οἵ τε — καὶ ἄλλοι* = dem gebräuchlicheren *οἱ μὲν — ἄλλοι δέ.*" Es giebt kein *οἵ τε — καὶ ἄλλοι*, das wie *οἱ μὲν — ἄλλοι δέ* zu nehmen wäre. Vielmehr ist hier *οἵ τε ἐκ τοῦ* durch Attraction und entsprechend dem folgenden *ἐκ πλαγίου* statt *οἵ τε ἐν τῷ ἐναντίῳ* gesagt. — IV, 8, 6 spricht B. Dindorf nach, der Infinitiv mit *τοῦ μὴ* nach Verba des Hinderns, z. B. Anab. III, 5, 11, schiene auf falscher Lesart zu beruhen. Diese Behauptung entbehrt jedes Grundes. — IV, 8, 12 soll der Sprachgebrauch *εἰρήνην — ποιεῖν* verlangen, nach Dindorf. Das Medium rechtfertigt sich hier von selbst; denn *τῇ πόλει* ist = *τῇ ἑαυτοῦ πόλει.* — IV, 8, 15 wird zu *ἀπῆλθον* gesagt: der Plural, weil *ἕκαστος* collectiven Sinn hat. Vielmehr ist *ἕκαστος* Apposition zu dem aus dem Vorigen zu ergänzenden

Subject von *ἀπῆλθον*. — IV, 8, 24 spricht B. wieder von seinem unglücklichen Nominat. absol., den es überhaupt nicht giebt. Wenn hier gesagt wäre *Φιλοκράτης — ἔπλει — εἰς Κύπρον — καὶ Τελευτίας — περιτυγχάνων αὐτῷ λαμβάνει πάσας — ταῦτα ἀμφότεροι — πράττοντες*, so wäre die Stelle ganz entsprechend Thuc. VII, 70: *ἦρχον — Σικανὸς μὲν καὶ Ἀγάθαρχος, κέρας ἑκάτερος τοῦ παντὸς ἔχων*. Die Apposition im Plural beruht auf einer Synesis, die im Grunde nicht anders zu beurtheilen ist als Stellen wie I, 1, 10: *Ἀλκιβιάδης — μετὰ Μαντιθέου — εὐπορήσαντες νυκτὸς ἀπέδρασαν* und IV, 8, 29: *Θηρίμαχος — λαβὼν — ἀπήντων*. — Was V, 1, 14 über die gar keiner Erklärung bedürftige Wortstellung *τάτ' ἐπιτήδεια — ἔχειν* gesagt wird, versteht Ref. nicht. — IV, 1, 18 liest man: „*ἅ περ καὶ ὥς ἐμέλλετε*, wie ihr es auch ohnehin im Begriff waret". Diese Bedeutung hat *καὶ ὥς* nicht, das in Prosa nur in dem Sinne: auch so, auch dann, dennoch, bei Xen. übrigens gar nicht vorkommt. Xen. braucht blofs *οὐδ' ὥς*. Dindorf's *ὥσπερ καὶ ἐμέλλετε* ist das Richtige. Was die Leute afsen, darauf kann es nicht ankommen. — V, 1, 28 wird zu *ἦλθον* bemerkt: „in der Anaphora pflegt im ersten Gliede *μέν* nicht zu stehen, wenn im zweiten *δὲ καί* folgt. B. übersieht, dafs *καὶ* hier zugleich dem vorausgehenden *τε* entspricht. Man erwartet zunächst *αἵ τε ἐκ Συρακουσῶν νῆες — καὶ αἱ δὲ ἀπὸ Ἰωνίας*, wie z. B. III, 4, 24 *ἄλλα τε πολλὰ — ἐλήφθη —, καὶ αἱ κάμηλοι δὲ τότε ἐλήφθησαν* und an den vom Ref. zu II, 4, 6 angeführten Stellen. Hier haben wir nun den eigenthümlichen Fall, dafs die Anaphora in das Partikelgefüge eingreift und die Umstellung *δὲ καὶ αἱ* statt *καὶ αἱ δὲ* bewirkt. — V, 2, 1 soll *μή* nach *οὐκ ἂν πιστεύσειαν* statt *μὴ οὐ* stehen, ein starker Irrthum! Dem würde so sein, wenn nicht *οὐκ ἂν πιστεύσειαν*, sondern *οὐκ ἂν ἀπιστήσειαν* dastände. Denn *οὐκ ἂν πιστεύσειαν* ist = *ἀπιστήσειαν ἄν*. — V, 3, 1 wird *ἀμβάτης* „dichterische" Form genannt. Es ist vielmehr die Form der Vulgärsprache, die allerdings auch von den Tragikern mitunter im Diverbium angewendet wird. S. Lobeck zu Phryn. p. 340. — V, 3, 10 stellt er die Regel auf: „der Artikel fehlt bei *οὗτος*, wenn dadurch eine Sache als gegenwärtig bezeichnet wird", während er das, was allein hier zu sagen war, dafs nämlich *αὕτη* Subject, *δίκη* Prädicat ist, erst mit einem „namentlich wenn" nachbringt. — V, 4, 2 erklärt er: „*τοῖς περὶ Ἀρχίαν πολεμάρχοις* d. i. Archias und sein Amtsgenosse Philippos". Das ist wieder stark! Denn durch *οἱ περί τινα* können doch nimmermehr blofs zwei Personen bezeichnet werden. — V, 4, 7 wird die transitive Bedeutung von *κατεσιώπησαν* „bedenklich" genannt und hat dabei Hertlein für sich, der auf II, 4, 20 verweist, wo *κατασιωπησάμενοι* steht. Der Unterschied ist aber deutlich. Dort bezeichnet das Medium: die Versammlung schweigen lassen, hier das Activum: mit Gewalt zum Schweigen bringen. Pape führt dafür noch Lucian. Jup. Trag. 13 an, wo Dind. *κατασιώπησον* für die Vulg. *κατασίγησον* geschrieben hat. Das letztere bestätigt unseren Fall ebensogut wie das erstere. — V, 4, 31 soll

ἠδίκει „mit Plusquamperfectbedeutung" gesagt sein. Es ist aber zu übersetzen: „wenn Sphodrias kein Frevler wäre". Nachher folgt εἰ ἠδίκηκέ τι, d. i. wenn er wirklich etwas Unrechtes begangen hat. Gerade so unterscheiden sich Anab. I, 3, 10 nebeneinander ἀδικεῖσθαι νομίζει ὑφ' ἡμῶν und νομίζει ὑπ' ἐμοῦ ἠδικῆσθαι. — V, 4, 38 heifst es: „der Genetiv σταυρωμάτων ist von dem lokalen Begriff τὰ πρὸς ἑαυτοῦ abhängig". Ganz falsch. Die Genitive τῶν σταυρωμάτων καὶ τῆς ταφροῦ hängen von πρὸς ἑαυτοῦ ab, das = *a suo latere*, diesseits ist. Dagegen wird von dem lokalen Begriff, den die Worte τὰ πρὸς ἑαυτοῦ τῶν σταυρ. κ. τ. ταφροῦ zusammen enthalten, der Genitiv τῆς χώρας regiert. Ebenso ist es mit τὰ πρὸς ἕω τῆς — πόλεως §. 49 und mit der Stelle, die B. aus Herod. II, 32 anführt, wo τῆς Σύρτιος von πρὸς ἕω und natürlich nicht von τὴν χώραν abhängt. Das ἔξω, das Schneid., der mit sämmtlichen Vorgängern die Stelle ebenfalls nicht verstanden, in den Text aufgenommen hat, ist dem Sinne nach in πρὸς ἑαυτοῦ schon enthalten. — VI, 1, 7 verstärkt μᾶλλον keinesweges den comparativen Begriff (κρεῖττον); denn es gehört lediglich zu ἑκόντας προςαγαγέσθαι. In den Worten: es scheint mir besser, wenn ich euch vielmehr (lieber) freiwillig als unfreiwillig zu mir herüberziehe, kann von Verstärkung des κρεῖττον durch μᾶλλον in keinem Sinne die Rede sein. S. m. Anm. zu Memor. *III*, 13, 5. — *VI*, 1, 19 führt B. eine Reihe von Stellen an, wo περὶ mit dem Genitiv bei dem Neutrum des Artikels oder bei Substantiven statt περὶ mit dem Accusativ stehen soll, weil der ganze Ausdruck von einem Verbum abhängig sei, das περί c. gen. nach sich haben könne, und fährt dann fort: „Dagegen wie hier Thuc. VI, 88: ἐφοβεῖτο γὰρ αὐτοὺς διὰ τὴν περὶ τῶν Μαντινικῶν πρᾶξιν". Dieses „Dagegen" ist nicht begründet, weil die ganze Regel, wie sie zuerst von Heindorf zu Plat. Phaedon. p. 58. A, dann von Krüger, besonders von Kühner zu Anab. II, 5, 37 aufgestellt worden ist, keinen Halt hat. Kühner sagt, statt ὅπως μάθοι τὰ περὶ Προξένου erwarte man ὅπως μάθοι τὰ περὶ Πρόξενον, aber das Verbum bewirke durch dieselbe Attraction, welche ὅςτις δ' ἀφικνοῖτο τῶν παρὰ βασιλεῶς πρὸς αὐτὸν Anab. I, 1, 5 statt τῶν παρὰ βασιλεῖ entstehen lasse, dafs τὰ περὶ Προξένου gesagt werde. Wie will man aber dann Polyb. IV, 56 extr. καὶ τὰ μὲν περὶ Σινώπης ἐν τούτοις ἦν erklären, wo kein Verbum vorhanden ist, wodurch das τὰ περὶ mit dem Genitiv erst ermöglicht werden soll? An unserer Stelle ebenso wie Thuc. VI, 88 kann von solcher Attraction keine Rede sein. Denn αἱ περὶ Ἰάσονος πράξεις sind einfach „die Angelegenheiten und Verhandlungen in Betreff des Jason", und ἡ περὶ τῶν Μαντινικῶν πρᾶξις bezeichnet die mit Verhandlungen verbundene Thätigkeit des Alcibiades in Betreff der Mantineer; denn die Worte sind mit Poppo auf V, 61 zu beziehen. Die Stelle aus Polybius zeigt, dafs auch Thuc. II, 6 τὰ περὶ τῶν Πλαταιῶν γεγενημένα nicht erst durch ἠγγέλθη seine Erklärung findet. Wenn aber Kühner τὰ περὶ Προξένου durch *fata Proxeni* wiedergiebt, so trägt er in die Worte einen fremden Sinn hinein.

Sie heifsen nichts weiter als: das über den Proxenos, d. h. was den Xenophon nach der damaligen Lage der Dinge in Betreff des Pr. interessirte. Dagegen wäre *τὰ περὶ Πρόξενον* im objectiven Sinne: das Schicksal, die Erlebnisse des Pr. Und so ist überall der Unterschied zwischen *τὰ περί τι* und *τὰ περί τινος* der, dafs jenes den Thatbestand objectiv bezeichnet, dieses mehr subjectiv, d. h. insofern man über denselben denkt, spricht, hört, oder ihn überhaupt als Gegenstand der Vorstellung darstellen will. Daraus erklärt sich das Vorkommen von *περί τινος* auch ohne ein Verbum, das diese Construction zuläfst, obwohl es in der Natur der Sache liegt, dafs sich in den meisten Fällen ein solches Verbum in der Nähe befindet. — VI, 2, 6 sagt B.: „die Negation *οὐ* bei *ὥςτε* mit dem Infin., weil letzterer nur in Folge der indirecten Rede steht“. Das ist für den Schüler zweideutig gesagt, wenn nach „letzterer“ nicht „hier“ eingefügt wird. — VI, 2, 36 wird *συνέβη* übersetzt: „er kam überein“, was nicht einmal Deutsch ist, wenn nicht dabeisteht mit wem. Es ist: man kam überein, *convenit inter eos.* Der Dativ *ἑκάστῳ* läfst sich nicht mit *συνέβη* verbinden, selbst wenn es *pactus est* bedeuten könnte, was aber nicht der Fall ist; denn selbstverständlich hat Iphikrates nicht mit jedem einzelnen Gefangenen über das Lösegeld verhandelt. *ἑκάστῳ* hängt von *ταχτὸν* ab. — Wenn VI, 2, 39 B. *τὶ* nach *σώφρον* vermifst, so scheint er Dindorf's Worte: „*qui eodem modo errantem correxit* 7, 1, 14“ mifsverstanden zu haben. Ueber die bekannte Sache giebt Kühner zu Anab. III, 2, 38 und Memor. I, 2, 30 volle Belehrung. Für *διαπράξασθαι*, das hier seine volle Bedeutung hat (denn Iphikr. hat die Wahl des Kallistratos und Chabrias verlangt und durchgesetzt) brauchte B. kein „blofses Verbum des Thuns“ zu wünschen. Der zweite Theil des Satzes giebt nur dann „keinen befriedigenden Sinn“, wenn man *οὕτως* nicht richtig versteht. Dieses nimmt nämlich, wie so oft, den vorhergehenden Participialsatz noch einmal auf und hebt ihn hervor. Wiederholt man nun zu *φαίνεσθαι* das Verbum fin. des ersten Satzes *ἐβούλετο*, so ist die genaue Uebersetzung diese: Denn sei es, dafs er sie zu Gehülfen haben wollte, weil er sie für einsichtsvolle Männer hielt, so scheint er mir eine weise Mafsregel durchgesetzt zu haben, sei es, dafs er an ihnen Nebenbuhler zu haben glaubte und so (Nebenbuhler zur Seite habend) kühn zeigen wollte, dafs er weder saumselig noch fahrlässig handle, so scheint mir das von einem Manne zu zeugen, der grofses (edles) Selbstvertrauen besafs. *ἐβούλετο* steht so nachdrücklich am Ende des ersten Vordersatzes, dafs man es am Ende des zweiten leicht ergänzt. — VI, 5, 6 heifst es: „*συνῆγον* ohne Object: sie suchten eine Vereinigung zu Stande zu bringen zu dem Zweck u. s. w.“ Diese Bedeutung hat *συνάγειν* nicht. Bei Polyb. I, 8, 10 ist es: mit Gewalt gedrängt, in die Enge getrieben werden. Aber *inducere*, überreden, vermögen ist *ἐνάγειν*, das schon Valckenaer wollte und Cobet mit Recht empfiehlt, zugleich auf die häufige Verwechselung von *ἐν* und *σύν* hinweisend. — VI, 5, 32 wird *θαρραλεώτερον* erklärt: „mehr Muth er-

weckend". Das ist ebenso falsch, als die Berufung auf Thuc. II, 51 unbegründet. Dort haben die Worte *διὰ τὸ προειδέναι τε καὶ αὐτοὶ ἤδη ἐν τῷ θαρσαλέῳ εἶναι* den Sinn: weil sie den Verlauf der Krankheit vorher wufsten und sich selbst bereits gesichert fühlten. Unsere Stelle ist zu übersetzen: und dafs jene die Stadt nicht weiter angreifen würden, davor glaubten sie bereits mehr gesichert zu sein, oder: einige Sicherheit mehr zu haben. Dafs *ἤδη* zum Folgenden, nicht zum Vorhergehenden zu beziehen ist, zeigt auch die Stelle aus Thuc.

Soviel mag hinreichen, um zu zeigen, wie es mit der sprachlichen Seite der Erklärung steht. Auch hier sind nur bedeutendere Sachen herausgehoben worden. Versehen können bei solchen Arbeiten nicht ganz vermieden werden. Aber die hier gerügten Verstöfse sind verhältnifsmäfsig zu zahlreich, meistens auch zu stark, als dafs sie den Werth und den Gebrauch der Ausgabe nicht wesentlich beeinträchtigen müfsten.

Mehr Sorgfalt ist im Ganzen auf die Erklärung des Sachlichen und rein Historischen verwendet worden. Von dem, was in dieser Beziehung zu tadeln, möge nur Einiges noch Platz finden.

III, 2, 10 will B. *ἢ δώδεκα* mit Dindorf tilgen. Dindorf ist in solchen Dingen, wo es auf das genaue Eingehen in den Zusammenhang ankommt, ein sehr unzuverlässiger Führer. Gerade weil nachher *καὶ ἐποίησε ἐντὸς τοῦ τε τείχους ἕνδεκα μὲν πόλεις* gesagt wird, ist jenes *ἢ δώδεκα* nicht wohl zu entbehren. Denn wenn an der ersten Stelle nichts weiter als *ἕνδεκα* stand, dann war an der zweiten *τὰς ἕνδεκα* oder *πάσας μὲν τὰς ἕνδεκα πόλεις, πολλοὺς δὲ λιμένας κ. τ. λ.* zu sagen. Auch ist es doch leicht denkbar, dafs es von einer zwölften Stadt fraglich war, ob sie zum Chersones mit zu rechnen und in die Schutzlinie mit hinein zu ziehen sei. — III, 2, 28 meint B., *περιεπλήσθη* könne nicht richtig sein; denn wenn von einem Anfüllen des Hauses die Rede wäre, so pafste der hinzugefügte Vergleich nicht. Er hat nicht bedacht, dafs man sich das Gebäude mit Hof und Nebengebäuden denken kann. Werden diese von der herbeiströmenden Volksmenge mit angefüllt, so wird das Anfüllen zugleich zu einem Umschliefsen und Umschwärmen. So kommt *περιεπλήσθη* zu einer Prägnanz der Bedeutung, aus der sich *ἔνθεν καὶ ἔνθεν* und der folgende Vergleich wohl erklärt. — IV, 4, 11 versteht B. *κατὰ τὰς κλίμακας*: „die Treppen, welche von innen auf die Mauern führten". Wer soll denn aber von innen auf die Mauer gestiegen sein? Unter *οἱ μὲν — οἱ δὲ* sind doch offenbar die vor den Lacedämoniern und den Korinthischen Verbannten flüchtenden Argiver u. s. w. zu verstehen. Die Korinthier in der Stadt, da sie die Thore nicht zu öffnen wagen, lassen Leitern von den Mauern nach aufser herab, auf denen die Flüchtigen die Mauern zu ersteigen suchen. Beim Herabspringen, natürlich nach der inneren Seite der Mauer (B. läfst sie „nach dem aufserhalb der Mauer gelegenen Raum" hinabspringen!), da es in höchster Hast und unter Verfolgung geschieht, kommen sie um. So Grote, und anders kann es nicht sein. B. mufs *ἥλλοντο* für „sie fielen

herab" genommen haben, was freilich unbegreiflich wäre. In diesem Kapitel hat der Schüler viele Schwierigkeiten zu überwinden. Wenn er sich nicht selbst durchwindet, B.'s Anmerkungen machen ihm namentlich die gedrängte Schilderung in §. 11 gewifs nicht klar. Das zu *κατὰ τὰς κλίμακας* und zu *κατὰ τοῦ τείχους* Bemerkte verdirbt ihm noch dazu das Verständnifs, das er sich selbst besser verschaffen könnte. — Dafs zu V, 4, 13 ebenso wie von Schn.-Dind. und Grote fälschlich Diodor. XV, 27 als Zeuge dafür angeführt wird, die Kadmea sei von drei Harmosten ausgeliefert und diese seien dafür hingerichtet worden, ist vom Ref. bereits anderswo nachgewiesen. — Zu V, 4, 2 ist die sprachlich falsche Erklärung von *τοῖς περὶ Ἀρχίαν πολεμάρχοις* schon oben gerügt worden. Die Sache anlangend, so hätte B. durch Vergleichung von Plutarch. Pelop. VII und XI, Ages. XXIV und Hellen V, 4, 19 erkennen müssen, dafs, wenn auch Archias und Philippos die amtliche Eigenschaft und den Titel der beiden in Theben herkömmlichen Polemarchen allein führten, doch mit diesen auch Leontiades und Hypates ziemlich gleiche Stellung und Macht gehabt haben müssen. Darum fafst Xen. wie Plutarch alle vier unter dem Namen Polemarchen zusammen. — Für *τοῖς δ' οὖσι* VI, 2, 16 schlägt B. vor *τοῖς δέ τισι*, das dem Zusammenhang fremd ist. Wenn *ἀπομίσθους ἐπεποιήκει* nichts anderes heifsen kann als: er hatte ihnen den Sold entzogen, d. h. er hatte sie entlassen, dann sind die anderen, denen er zweimonatlichen Sold schuldig war, im Gegensatz zu jenen diejenigen, welche b l i e b e n. Danach wäre vielleicht *τοῖς δὲ μένουσι* das Ursprüngliche.

Soll Ref. schliefslich das Resultat seiner Prüfung aussprechen, so kann er die Bearbeitung nach keiner Seite hin als befriedigend bezeichnen. Es hat dazu an der gehörigen Zu- und Ausrüstung gefehlt. Hr. B. war zu einem solchen Werke im Xenophon nicht genug zu Hause, nicht einmal in der Hellenica selbst. Sein Urtheil hat sich von Schneider-Dindorf nicht genug frei gehalten, und das beste Hülfsmittel wie Grote hat er viel zu wenig, Anderes wie Campe's schätzbare Beiträge gar nicht benutzt und wohl nicht gekannt. Selbst das bei Cobet wirklich Brauchbare ist nicht alles verwendet, so wenig es auch ist. Unter 270 Aenderungs-Vorschlägen oder Forderungen, die Cobet in den *rarae lectiones* macht, kann als evidente Emendationen Ref. freilich nur 4 bezeichnen: IV, 1, 36 *δέοις*, IV, 5, 18 *Ἀπιὼν*, V, 2, 5 *διοικιοῖντο*, VI, 5, 6 *ἐνῆγον*; aber brauchbar und bei der Erklärung zu berücksichtigen war doch noch manches Andere, z. B. IV, 8, 28 *ἀποσωθῆναι*. V, 1, 27 *καὶ πρὸς τῶν βραδυτέρων*. Die Präposition scheint allerdings unentbehrlich, aber Ref. wiederholt lieber *ὑπὸ*, das auch leichter ausfallen konnte. V, 4, 17 die Rechtfertigung von *ἐξέπεσε*. VI, 1, 13 *θεοὶ, ἔφη, διδῶσι*, das B. auch erwähnt. VI, 2, 39 *μέγα φρονεῖν*, das gewifs dem Dindorfschen *μεγάλα φρονεῖν* vorzuziehen war. VII, 1, 34 *Ἀγαμέμνων ὅτε*. VII, 5, 27 *γεγράφθω*.

Wiewohl nun die Ausgabe des Hrn. B. einer gründlichen Lec-

türe nicht genügen kann, sondern einer mehr oberflächlichen Vorschub leisten mufs, da der Schüler — bei der Privatlectüre ins Besondere — da, wo er keine Andeutung findet, keine Schwierigkeit vermuthend über Hindernisse mit halbem oder ohne Verständnifs weiter liest, nicht selten auch, wie wir sahen, falsch belehrt wird, so wird das Buch doch gewifs viel gebraucht, erstens weil es trotz vieler Fehler und Mängel doch auch viel Brauchbares und manche Erleichterung bietet, zweitens weil es bis jetzt keine andere Schulausgabe giebt. So kann man ihm nur wünschen, dafs es in der ersten Auflage möglich schnell vergriffen werden möge, damit die zweite vielfach verbessert bald erscheinen kann. Zu dieser gehofften Verbesserung wünscht der Unterzeichnete durch seine Beurtheilung Etwas beigetragen zu haben.

Wittenberg. Breitenbach.

III.

Alkäos und Sappho von Theodor Kock. Berlin, Weidmann, 1862. 98 S. 8. 16 Sgr.

Herr Director Kock hat den recht glücklichen Gedanken gehabt, aus den spärlichen Ueberresten, die von den leidenschaftdurchglühten Ergüssen des oben genannten Dichterpaares auf uns gekommen sind, für Freunde des Alterthums, die zu eignem Studium seiner Schriftsteller nicht oder selten gelangen, ein Charakterbild zu entwerfen, das nach Beschaffenheit der Ueberlieferung freilich hier und da nur vermuthungsweise hat hergestellt werden können, dadurch aber an Wahrheit im Ganzen nichts eingebüfst hat und wohl geeignet ist, die Aufmerksamkeit des Lesers auf das angenehmste zu fesseln. So trümmerhaft das Material ist, das ihm zu Gebote stand, so ist es ihm doch gelungen, ein geschmackvolles und lebendiges Mosaik zusammenzustellen, ein Ausdruck, den wir unverhohlen passender für seine Arbeit finden, als wenn er selbst mit zu wenig Eitelkeit von einer Sammlung „vergilbter Blüthen" spricht, die er zu einem Strausse vereinigt habe. Diese Bruchstücke reden in ihrer Gesamtheit so charakteristisch und harmonisch zu uns, dafs wir von ihnen den Eindruck einer ganzen und vollen Persönlichkeit haben und neben dem schmerzlichsten Bedauern über die Masse des verlorenen doch mit Befriedigung uns des erhaltenen freuen können. Es wäre ganz wünschenswerth, wir besäfsen mehr dergleichen Bilder namentlich aus dem Gebiete der lyrischen Poesie der Griechen, deren reiche Schatzkammer, weil sie meist nur kleinere und kleinste Trümmer der alten Herrlichkeit bietet, den ferner stehenden in der Regel am unzugänglichsten bleibt.

Die vorliegende Schrift zeichnet sich, vom Inhalt abgesehen, durch eine gefällige, alles gelehrten Krames möglichst entkleidete Form, stellenweis auch durch einen wohl angebrachten Anflug von Humor aus. Die meisten der mitgetheilten Uedersetzungen sind bei aller Treue deutsch und unserm Ohre wohlklingend gebaut. Dessen ungeachtet möchte ich nicht unterlassen, auf einige der Stellen aufmerksam zu machen, an denen ich im Lesen angestofsen bin, und den Herrn Verf. zu einer Prüfung meiner Gegenvorschläge auffordern. Ich wähle dazu den Abschnitt über Alcaeus. Zum Verständnifs für unsere Leser wird es nöthig sein, auch die griechischen Worte hierher zu setzen. Auf S. 10 wird fr. 33:

ἦλθες ἐκ περάτων γᾶς ἐλεφαντίναν
λάβαν τῶ ξίφεος χρυσοδέταν ἔχων,
ἐπειδὴ μέγαν ἆθλον Βαβυλωνίοις
συμμάχεις τελεσας, ῥύσαό τ' ἐκ πόνων,
κτέννais ἄνδρα μαχαίταν κτλ.

so wiedergegeben:

Also kehrst du vom Erdrande nach Haus mit dem
Goldgenieteten Schwertgriffe von Elfenbein,
Den du rühmlich erkämpft als Babylonias
Kriegsgenosse, die dein Arm aus der Noth befreit:
Denn im ehrlichen Streit hast du den Mann gefällt u. s. w.

Ich nehme daran Anstofs, dafs am Schlufs des ersten Verses das nach dem Geiste der deutschen Sprache völlig tonlose d e m in einer starken Arsis steht, und zweitens an der Schwerfälligkeit, die durch die beiden Relativsätze in die Construction kommt, im Original aber gar nicht vorhanden ist. Beides wird vermieden, wenn man schreibt:

Wohl mit köstlichem Lohn kehrst du von fern zurück,
goldgenietetem Schwertgriffe von Elfenbein,
im gefährlichen Streit selber von dir erkämpft,
als du Babylon's Heer rettend aus grofser Noth
schlugst mit tapferer Hand jenen Gewaltigen u. s. w.

Fr. 25 *ὤνηρ οὗτος ὁ μαιόμενος τὸ μέγα κράτος*
ἀντρέψει τάχα τὰν πόλιν· ἁ δ' ἔχεται ῥόπας.

lautet auf S. 13:

Der Ehrgeizige, der unersättlich um Gunst sich müht,
Stürzt noch unsere Stadt, die dem Falle von selbst schon naht.

Mir will wieder die Arsis des Artikels d e r und die Betonung Ehrgeizige nicht besonders scheinen, und ich versuche:

Seht den Frevler! wie strebt er so gierig nach Herrschermacht!
lang nicht währt's, so zerstört er die Stadt, die dem Fall schon naht.

Fr. 27 *ἔπταζον ὦστ' ὄρνιθες ὤκυν*
αἴετον ἐξαπίνας φανέντα.

S. 15 Sie duckten nieder gleich den Tauben
Vor des gewaltigen Geiers Angriff.

Wollen wir die Tauben uns gefallen lassen, so steht doch weder von einem gewaltigen noch von einem Geier etwas im Original, wie anderseits das Wort ἐξαπίνας geopfert ist, und es möchte vielleicht richtiger sein:

sie duckten, wie des schnellen Adlers
plötzlichem Stofse die Vögel weichen.

Fr. 35 οὐ χρὴ κάκοισι θῦμον ἐπιτρέπην·
προκόψομεν γὰρ οὐδὲν ἀσάμενοι,
ὦ Βύκχι, φάρμακον δ' ἄριστον
οἶνον ἐνεικαμένοις μεθύσθην

erscheint in sehr freier Uebertragung S. 16:

Lafs nur den Kopf nicht hängen im Mifsgeschick;
duckmäusern fruchtet nimmer im Leben wem,
O Bykchis; greif' zum Sorgenbrecher;
Wein ist die beste Mixtur für Herzweh.

Genauer wäre gewesen:

2 Verzweiflung, Bykchis, hilft uns im Leben nichts;
der Arzeneien allerbeste
ist es, man trinkt sich im Wein ein Räuschchen.

Fr. 41 v. 3 οἶνον γὰρ Σεμέλας καὶ Διὸς υἷος λαθικάδεα
ἀνθρώποισιν ἔδωκ'· ἔγχεε κίρναις ἕνα καὶ δύο κτλ.

S. 17 Zeus' und Semeles Sohn schenkten den gramstillenden Rebensaft
Selbst den Menschen zum Labsal in der Noth; also zum Rande voll
Füllt die Becher und jagt ohne Verzug einen dem andern nach
Durch die Kehle.

Das eine Wort λαθικάδεα ist hier erstlich mit gramstillend, zweitens aber noch mit Labsal in der Noth ausgedrückt. Es reicht meiner Meinung nach hin:

4 selbst dem Menschengeschlecht; also gemischt hurtig den Göttertrank
und die Becher gefüllt! Freunde, nun jagt, einen dem andern nach.

Fr. 44 μηδὲν ἄλλο φυτεύσῃς πρότερον δένδριον ἀμπέλω

mufs sich doch auch im Deutschen in eine Zeile fügen. Hr. K. hat S. 17 geschrieben:

Lafs vor allem Gewächs sorglich den Weinstock in dem Garten dein
Pflanzen.

Warum geht es nicht so?

Willst du pflanzen, o Freund, allem voran denk' an den Rebenstock.

Fr. 97 ἐλάφῳ δὲ βρόμος ἐν στήθεσι φύει φόβερος.

Die Ionici sind im Deutschen ganz entsetzlich schwer zu bilden, weil die erste Kürze der Thesis immer noch eine stärkere Intension hat als die zweite, und unsere Sprache verhältnifsmäfsig wenig kurze Sylben hat, die auch nur eine solche Betonung vertragen. Wir lesen auf S. 19:

Und der Hirsch fühlt in der Brust plötzlich das Herz pochen vor Angst.

Nach meinem Gefühl ist die Infinitivendung en auch nicht der leisesten Hervorhebung vor einer andern fähig [1]), und einem solchen Uebelstande wenigstens entgeht folgende Uebersetzung:

und dem Hirsch regt sich auf einmal in der Brust grausige Furcht.

Endlich fr. 50

ὥς γάρ δήποτ' Ἀριστόδαμόν φαισ' οὐκ ἀπάλαμνον ἐν Σπάρτᾳ λόγον

εἴπην· χρήματ' ἄνηρ, πένιχρος δ' οὐδεὶς πέλετ' ἔσλος οὐδὲ τίμιος

lautet auf S. 19:

Wie vor Zeiten ein passend Witzwort in Sparta der Held Aristodemos sprach,
Nämlich: selbst ist der reiche Mann; Armut fördert die Ehre nicht noch Würdigkeit.

Einen Witz hat aber Aristodemus schwerlich machen wollen, wenigstens müfste er dann absonderliche Vorstellungen von dieser geistigen Erscheinung gehabt haben; mit λόγος ist wohl nur eine schlagende Bemerkung gemeint. Also etwa:

wie in Sparta das kluge Wort einst, so sagt man, Aristodem der König sprach:
Mann ist Reichthum, das Geld nur macht angeseh'n dich und tugendhaft, arm bist du nichts.

Wesentliches hat der Verf. nicht übergangen, obgleich auch längere Fragmente unbenutzt geblieben sind, z. B. mit Ausnahme von fr. 11 die aus den Hymnen des Alcaeus. Hier hätte sich wenigstens der Anfang des auf Hermes gedichteten mit der Ergänzung von Meineke aus Hephaest. p. 84 wohl noch verwenden lassen. Dagegen glaubt Hr. K. eine Erweiterung der Bruchstücke der Sappho nachgewiesen zu haben bei Himer. or. I 19, wo es heifst: φέρε οὖν, εἴσω τοῦ θαλάμου παραγαγόντος αὐτόν (nämlich τὸν νυμφίον), ἐντυχεῖν τῷ κάλλει τῆς νύμφης πείσομεν. Ὦ καλή, ὦ χαρίεσσα! πρέπει γάρ σοι τὰ τῆς Λεσβίας ἐγκώμια. σοὶ μὲν γὰρ ῥοδόσφυροι Χάριτες, χρυσῆ δὲ Ἀφροδίτη συμ-

---

[1]) Weniger unangenehm fällt die Betonung liebreizende in dem Verse auf:

Wie du plauderst, o du liebreizende Schwalbe

(Sapph. 87 S. 30), weil hier durch die Flexionsendung ein stärkerer Ictus auf der Penultima hervorgebracht wird.

παίζουσιν, Ὧραι δὲ λειμῶνας βρύουσι. Hiernach schreibt er, während Bergk nur die Worte *ὦ κάλα, ὦ χαρίεσσα* für sapphisch hielt (p. 689), S. 37:

ὦ κάλα, ὦ χαρίεσσα —
σοὶ μὲν γὰρ Χάριτές τε βροδόσφυρος ἠδ' Ἀφροδίτα
χρυσέα συμπαίζουσι· βρύουσι δὲ λείμακας Ὧραι.

Wortkritik zu üben scheint sonst nicht in der Absicht des Verf. gelegen zu haben. Doch hat er sich nicht überall an den Bergk'schen Text gehalten, zweimal auch selbst eine Vermuthung angemerkt. Alc. 42 fügt er dem zweiten Verse das Wort *ἀννήτινον* hinzu, weil Plutarch sage: *διὸ μάλιστα τοὺς ἀνηθινοὺς ἐκ τῶν τραχήλων καθάπτοντες ὑποθυμίδας ἐκάλουν καὶ τοῖς ἀπὸ τούτων μύροις ἔχριον τὰ στήθη. μαρτυρεῖ δὲ Ἀλκ. κελεύων τὸ μύρον αὐτοῦ κατὰ τᾶς κτλ.* (S. 11). Doch steht es sehr unsicher damit. *Ὑποθυμίδες* sind ja nicht blofs die Kränze von *ἄνηθος*, sondern alle, die um den Hals gehängt wurden. Im Text bei Didot heifst es auch vielmehr *τοὺς ἀνθινούς* (oder *ἀνθίνους*?). Nicht sicherer ist es, wenn er 45 und 46 vereinigt und dabei die Verse so umstellt (S. 18):

ἦρος ἀνθεμόεντος ἐπάιον ἐρχομένοιο. [1])
κέλομαί τινα τὸν χαρίεντα Μένωνα κάλεσσαι,
αἰ χρὴ συμποσίας ἐπ' ὄνασιν ἔμοι γεγένησθαι.
ἐν δὲ κίρνατε κτλ.

Auch Sapph. 91 und 92 will er nach Köchly's Vorgang vereinigen und meint, in 92 sei der Gedanke: „hervorragend wie Achill". Dazu müsse aber erstlich *ὅτ'* in *ὅν* geändert, zweitens unter dem lesbischen Sänger Homer verstanden und drittens in *ἀλλοδάποισιν* eine Corruptel angenommen werden (S. 36). Die letzte Nothwendigkeit sehe ich durchaus nicht ein, denn wir wissen nicht, was im folgenden Verse gestanden hat. Aber ich glaube nicht, dafs Sappho verlangt haben kann, man solle an Homer denken, wenn sie von dem „lesbischen Sänger" redete, da dies eine sprichwörtliche Beziehung des Terpander war [2]).

Was die Deutungen betrifft, die der Verf. diesem und jenem jetzt seines Zusammenhangs entbehrenden Bruchstücke gegeben hat, so läfst sich hier nicht viel wesentliches aussetzen. Man

---

[1]) Uebersetzt:
Deutlich fühl' ich das Nahen des blumenumblüheten Lenzes.
„Blumenumblühet" scheint mir kein glücklich gebildetes Wort. „Des blüthenumdufteten L." ginge schon eher.

[2]) In der Uebersetzung finde ich hier eine Stelle, die schwerlich irgend einem Leser zusagen wird. *Γάμβρος ἔρχεται ἶσος Ἄρηι* soll heifsen: „der Bräutigam naht schwer wandelnd wie Ares". Einen schwerwandelnden Bräutigam kann man sich nicht gut anders als komisch und wenig begehrenswerth denken. Ich wüfste auch nicht, wie und wann Ares zu diesem Epitheton gekommen sein sollte, das Vofs für das homerische *εἰλίποδας* der Rinder zu setzen pflegt. „Schnellfüfsig" würde sich dagegen mehr empfehlen.

mufs, wenn aus abgerissenen Zügen ein Bild zusammengesetzt werden soll, dem einzelnen eine Stellung anweisen, ohne freilich dessen sicher zu sein, dafs man immer das richtige getroffen. Aber wodurch hat Alcaeus wohl denjenigen als Feind bezeichnet, dessen „karischen Helmbusch“ er erwähnt? (fr. 22 S. 14). Aus Strabo's Worten (XIV 661) geht dies durchaus nicht hervor, da er sagt, man nenne die Helmbüsche überhaupt karisch, weil die Karier sie besonders liebten: *τοῦ δὲ περὶ τὰ στρατιωτικά ζήλου τά τε ὄχανα ποιοῦνται τεκμήρια καὶ τὰ ἐπίσημα καὶ τοὺς λόφους· ἅπαντα γὰρ λέγεται καρικά.* cf. Eustath. 367, 23 *δοκοῦσι δὲ καὶ εἰς ὁπλισμὸν συνεισενεγκεῖν τι οἱ Κᾶρες, τὰ γοῦν ὄχανα τῶν ἀσπίδων καρικὰ λέγεται, καὶ οἱ λόφοι.* Fr. 21 *Μέλαγχρος αἴδως ἄξιος εἰς πόλιν* hatte schon Bentley so gedeutet, wie jetzt Hr. K. wiederholt, dafs nämlich nur der Unwille über M. darin liege, also nicht (nach Otfr. Müller Lit. I 302) eine Vergleichung dieses Mannes mit Pittakos zum Nachtheil des letzteren [1]). Sind wir hier mit ihm derselben Meinung, so müssen wir bei Sapph. 94 (S. 31) uns Otfr. Müller's (von dem Verf. gar nicht erwähnten) Auffassung anschliefsen (a. a. O. 323). Sappho war ja selbst vermählt, und nach ihrer Begeisterung für die Tochter Klais (84) scheint es nicht, als habe sie diesen Schritt bereut. Wie sollte sie also die Verheirathung eines jungen Mädchens mit dem „Zertreten einer Alpenrose“ durch den rohen Fufs eines Hirten vergleichen, und nicht vielmehr die Gefahr, so zertreten zu werden, in der Verlassenheit derjenigen Jungfrauen erblicken, die von niemandem zum Weibe begehrt ohne Schutz und Schirm den Beleidigungen Muthwilliger ausgesetzt ist? Die „halb neckische Stimmung“ möchte wohl hier nicht recht am Orte sein.

Unsere Schrift zerfällt in vier Abschnitte. Der erste behandelt Alcaeus allein, der zweite Sappho allein, der dritte das Verhältnifs der beiden Persönlichkeiten zu einander und enthält namentlich eine sehr richtige Vergleichung der sapphischen und alcaeischen Strophe nach ihrer ästhetischen Bedeutung, wobei das Entstehen der letzteren aus der ersteren nachgewiesen wird; der vierte endlich, „Sappho und Phaon“ überschrieben“, begreift den die Wissenschaft am meisten angehenden Theil der Arbeit, indem er den letzten Rest des von Welcker ehemals siegreich bekämpften Vorurtheils nach O. Müller und Bernhardy auf's neue ausführlich zu widerlegen und seine Entstehung zu erklären sucht. Welcker befreite die Dichterin von jedem sittlichen Vorwurf, der ihr nach der völlig unbeglaubigten Ueberlieferung gemacht war, Hr. K. leugnet ganz entschieden die persönliche Existenz eines Phaon als Geliebten der Sappho. Nach einem Ueberblick über die Stellen der Alten, an denen überhaupt Phaon und der Sprung vom leukadischen Felsen sich erwähnt finden, wird hervorgehoben, dafs Palaephatus und Apostolius die einzigen sind, die da

[1]) Siehe Phalarid. S. 100 meiner Uebersetzung: „Alcaeus, der mit seinen Brüdern dem Pittacus in der Empörung gegen Melanchrus beistand“.

behaupten, S. nenne sehr oft den Namen des Phaon, dafs aber hierauf gar nichts zu geben ist, dafs in unsern Fragmenten jener Name nicht einmal vorkommt, dafs Herodot, Horaz und Lucian, von denen der letztere Sappho und Phaon, aber ohne Beziehung auf einander erwähnt, nichts von dem angeblichen Verhältnifs wissen. Man hat eine lesbische Hetäre Sappho erfunden und auf diese alle unsauberen Geschichten übertragen, die von der Dichterin in Umlauf waren. Wurde aber von den Grammatikern die Liebe zu Phaon nicht der Dichterin, sondern jener *Hetäre* zugeschrieben, so liegt darin schon ein unwiderleglicher Beweis, dafs sie in allen Gedichten der S. nirgends den Namen Phaon gefunden hatten, und der unter die ovidischen Episteln aufgenommene Brief *„Sappho Phaoni“* (XV) würde daran nichts ändern, selbst wenn er ebenso gewifs ächt wäre, wie er unzweifelhaft unächt ist, da die Sache zu Ovid's Zeiten eben bereits erfunden war. *Dazu kommt das völlig sagenhafte* in der ganzen Erscheinung dieses Phaon, die erheblichen Abweichungen der Erzählungen von ihm, die innere Unwahrscheinlichkeit des leukadischen Sprunges bei der Lesbierin Sappho, zu dem Anakreon's fr. 19 das Gegentheil von Analogie bietet. Für uns ist der erste, der von der Sache spricht, Menander (300 IV 158), und den *Komikern überhaupt schreibt Hr. K. mit Fug und Recht, wenn nicht die Erfindung, so doch die Verbreitung derselben zu*, worin übrigens noch durchaus nicht in höherem Mafse die Absicht, dem Rufe der S. zu schaden, gelegen zu haben braucht, als wenn sie ihr Liebschaften mit Anakreon, Archilochus, Hipponax andichteten [1]).

Aber Phaon an sich ist keine Fiction der Komiker, sondern eine mythologische Gestalt, er ist der Glänzende und nichts anderes als Phaethon, d. h. eine Hypostase des Sonnengottes — darauf deutet alles, was wir von ihm hören, abgerechnet die Späfse der attischen Komödie. Auf die Frage nun, wie dieser Phaon-Helios mit Sappho habe in Verbindung gebracht werden können, erinnert der Verf. an den Mythus von Minos und Britomartis, die Sage von der sehnsüchtigen Liebe des Sonnengottes zur Mondgöttin, von denen die letztere sich vor ihrem Verfolger von einem Fels im Westen ins Meer stürzt. Und indem er sich an die Ableitung des Namens *Σαπφώ* von *σαφής* im Etym. M. hält, kommt er dahin, *auch diesen Namen ursprünglich für eine Bezeichnung der schimmernden Mondgöttin zu erklären. Die Dichterin brauche* ihn ja nicht zuerst geführt zu haben, er könne vielmehr viel älter sein als sie; ja noch mehr, es sei denkbar, dafs sie wie Plato anfänglich ganz anders geheifsen habe und „erst von der schönen durchsichtigen Klarheit ihrer Gedichte“ (S. 86) Sappho genannt worden sei. So wäre also die Erzählung von Ph. und S. ursprünglich der auch sonst sich findende Mythus von der verschmähten Liebe der Mondgöttin zum Sonnengott, dem von Minos und Britomartis im einzelnen zwar gerade entgegengesetzt, im

---

[1]) Vgl. Lehrs populäre Aufsätze aus dem Alterthum S. 209 ff.

Grunde aber doch derselbe Mythus, und dieser wäre dann von der Mondgöttin auf die Dichterin übertragen.

Der Verf. erachtet dies selbst für nichts anderes, als für einen Versuch, die Sage auf ihren Ursprung zurückzuführen. Die Bestätigung oder Widerlegung wird von den Mythologen und Sprachforschern zu erwarten sein. Mir scheint die im Etym. M. gegebene Etymologie eine etwas zu schwache Position, als daſs sie den Ausgangspunkt für die Erschaffung einer Mondgöttin *Σαπφώ* abgeben könnte. Daſs manche Wörter, wie *σκύφος*, *ὄφις* u. a. bei Homer, Hesiod, Anakreon mit der Sylbe vor der Aspirata in der Arsis vorkommen, daraus folgt noch nichts für jenen Zusammenhang. Anderseits ist dagegen nicht zu übersehen, daſs der Name unserer Dichterin äolisch ist und eigentlich *Ψάπφω* lautet, also mit ursprünglich labialem Anlaut, daher dasselbe Etym. M. die ebenso aus der Luft gegriffene Ableitung giebt: *ἡ παρὰ τὸ σάφω τὸ ψηλαφῶ*. Ob aber die Namenveränderung und die Uebertragung des Mythus auf die Person der Dichterin etwas wahrscheinliches habe, darauf einzugehen macht der Hr. Verf. eigentlich selbst überflüssig, da er S. 97 wieder einen ganz andern Vorschlag hat. Wie Anakreon sagt, er tauche *μεθύων ἔρωτι* hoch vom Felsen Leukas in die graue See, so könne auch S. „in einem Gedichte einem geliebten Mädchen gedroht haben, sich von Leukate in die schimmernde See zu stürzen, um sich von allen Liebesplagen zu heilen; ja sie könnte dabei selbst die später erloschene Sage von der Liebe der Sternennacht oder der schüchternen Luna zu Phaon-Helios erwähnt und so ohne Wissen und Willen die Veranlassung zu ihrer Verunglimpfung in einem Zeitalter, das weder den Mythus noch den Charakter der Dichterin mehr verstand, gegeben haben". Diese Möglichkeit wird ihm gewiſs jedermann zugeben, aber dergleichen läſst sich wissenschaftlich weder begründen noch bestreiten.

Berlin. Ribbeck.

IV.

Aristarch. Das erste, achte und neunte Buch der Ilias kritisch erörtert von Heinrich Düntzer. Paderborn bei Ferdinand Schöningh. 1862. XVII u. 197 S. 8.

Die vorliegende Schrift H. Düntzers schlieſst sich zunächst an dessen Abhandlung über die Interpolationen des elften Buches der Odyssee an. Aristarchs Name soll nach des Verfassers eigener Angabe darauf deuten, daſs von ihm hier derselbe Weg höherer homerischer Kritik verfolgt sei, den bereits jener groſse Kritiker eingeschlagen, nur strenger und rücksichtsloser, um auf

diese Weise durch Ausscheidung der fremdartigen unechten Zuthaten die ursprüngliche Gestalt des Gedichts um so herrlicher hervortreten zu lassen. H. Düntzer beklagt es in den ersten einleitenden Worten seiner Schrift, wie der von Lachmann eröffnete Weg der Forschung uns nachgerade soweit geführt habe, dafs der Genufs der homerischen Gesänge einem grofsen Theile unserer jüngeren Philologen völlig verkümmert sei; „sie haben sich den reinen Blick in diese wunderbaren Gebilde der Dichtkunst getrübt, und an die Stelle staunender Verehrung, die man früher Homers grofsen Epen widmete, ist häufig eine mäkelnde, blofs nach Flecken suchende, innerlicher Erfassung ganz ermangelnde Kritik getreten; eine Kritik, für die Ilias und Odyssee nur da zu sein scheinen, um wie an Leichnamen das willkürlich einschneidende und secierende Messer daran zu üben". So sehr wir auch im Hinblick auf einige neuere Erscheinungen auf dem Gebiete homerischer Kritik im Allgemeinen in diese Klage mit einstimmen müssen, so sind wir doch darüber nicht wenig erstaunt gewesen, ein solches Urteil, insofern es sich gegen diese Richtung der modernen homerischen Kritik überhaupt ausspricht, gerade aus Düntzers Munde zu vernehmen. Wir müfsten uns sehr irren oder H. Düntzer wird gegen diese Hyperkritik, die er bekämpfen will, doch meist nur mit gebrochenen Waffen kämpfen können. Denn sein Standpunkt, wie sein kritisches Verfahren an sich ist doch im Wesentlichen von dem Standpunkt und Verfahren derer nicht verschieden, die „den von Lachmann eröffneten Weg der Forschung" weiter und weiter verfolgt haben. So weit geht D. allerdings nicht, als z. B. La Roche, der neuerdings in seinen homerischen Analysen (Philologus XVI p. 41—51) den Anfang gemacht hat, mittels seines chemischen Auflösungs- und Zersetzungsprocesses im Homer „aus den Geschiebmassen der Epopöen die einzelnen mitgeführten Goldkörner alter epischer Lieder herauszulesen". Von so leichtfertigem, fast nur mit subjectiver Willkür geübtem Zerstörungswerk will D. begreiflicher Weise nichts wissen; ja es gehören gerade die Abschnitte, in denen er jenes mafslose Wolgefallen an selbstgemachten Censurlücken siegreich bekämpft hat, vielleicht mit zu den besten Partieen seines Buches. Andererseits aber schlägt D. doch wieder ganz dieselbe Bahn ein: er trägt kein Bedenken, die jetzige Gestalt der Ilias im Grofsen und Ganzen zu zerreifsen, indem er an *B* 47, mit Beiseiteschiebung der darauf folgenden Gesänge, gleich das achte Buch sich anschliefsen läfst, — doch eigentlich aus keinem andern Grunde als weil das von Zeus gegebene Versprechen unmittelbar zur Ausführung kommen müfste. Ebenso werden dann auch im Einzelnen vermeintlich unechte Stellen ausgeschieden, und zwar in so reichem Mafse, dafs z. B. im ersten Buche nicht allein gleich im Proömium [1]) die V. 3—5, sondern im weiteren Verlauf noch mindestens 130 Verse, wie wir gleich

[1]) In gleicher Weise sollen im Proömium der Odyssee nur V. 1—4 echt sein. Vorwort p. VIII ff.

sehen werden aus meist durchaus nicht stichhaltigen Gründen, vor des Verf. Verdammungsurteil fallen müssen. D. will allerdings, wenigstens seiner bestimmt erklärten Absicht nach, nichts anderes, als „eine haarscharfe Scheidung dessen, was wir dem echten Dichter zutrauen dürfen, von den späteren Zuthaten"; sein Bestreben ist es, „das Prachtgewand der homerischen Gedichte" nur von den ihm anhaftenden Flecken zu reinigen. Wie aber, wenn es sich nun bei der Ausführung herausstellte, dafs mit diesem wolgemeinten Bemühen das grofse epische Gemälde selbst, nicht etwa von dem Staub und Schmutz, der sich im Laufe der Zeit angesetzt, nur gesäubert, sondern die kunstvolle Composition des lebensvollen Bildes selbst theilweise zerstört und viel wesentliche Züge desselben verwischt werden? Als Lachmann darauf ausgieng, unser grofses der homerischen Ilias vollkommen ebenbürtiges Nationalepos, das Nibelungenlied, durch Ablösung der später hinzugedichteten Bestandtheile in seiner ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen, da hatte er für seine kritische Arbeit objective, gegebene feste Mafsstäbe; er fand nicht allein, gegenüber der ausführlicheren und breiteren Darstellung, handschriftlich eine kürzere und kürzeste Form des Nibelungenliedes vor, sondern konnte sich auch auf die kürzere, einfachere Gestalt der vorhandenen Epen früherer Zeit, des Beowulf, des Hildebrandslieds, des Heliands, wie auf die Volkslieder früherer und späterer Zeit mit grofser Zuversicht stützen. Dazu war ihm für seine kritische Operation in dem klar ausgeprägten Unterschied zwischen Volks- und Kunstpoesie, der sich in den vorhandenen Dichtungen der einen wie der andern Seite bis ins Einzelne verfolgen liefs, ein aufserordentlich sicherer Mafsstab der Beurteilung gegeben. Alle diese objectiven, festen Anhaltspunkte gehen der Kritik, die jene Lachmannschen Resultate auf das homerische Epos anzuwenden sucht, gänzlich ab: sie kann sich weder auf den Gegensatz des reinen Volksepos und des Kunstepos stützen, denn der ist hier nicht vorhanden, noch etwa auf vorhomerische epische Lieder, deren es keine gibt, noch endlich auf kürzere Textesrecensionen, die bekanntlich gleichfalls nicht da sind. Durch diesen Mangel so fester objectiver Stützpunkte, wie sie für die Kritik des Nibelungenliedes sich darbieten, ist es denn auch gekommen, dafs von den Gelehrten, die Lachmanns am Nibelungenlied so glänzend erprobtes kritisches Verfahren auf die homerischen Gedichte (freilich auch hier nach Lachmanns eigenem Vorgang) übertrugen, hier meist nur ein völlig subjectiver Mafsstab angelegt wurde; wovon dann wieder die unausbleibliche Folge war, dafs die verschiedenen Kritiker in ihren Resultaten nur sehr selten übereinstimmten: was J. Bekker verwirft, will Köchly bewahrt wissen und umgekehrt, und mufs es doch Friedländer selbst gestehen, wie ihm dieselben Stücke, die er früher entschieden für interpoliert gehalten, im Laufe der Zeit wieder im Glanze echt homerischer Poesie und ebenso einst für echt gehaltene Partieen und Verse später als Interpolationen erschienen seien. Wohin man aber mit diesem subjectiven Mafs-

stab kommen kann, davon sind eben die vorhin erwähnten homerischen Analysen von La Roche ein sehr eclatantes Beispiel. Wir sind weit davon entfernt, die Vorteile zu verkennen, die aus den zahlreichen kritischen Versuchen besonders für die Erkenntnis der homerischen Sprache gewonnen sind. Aber der Hauptgewinn liegt doch vorzugsweise darin, daſs die oft sehr scharfsinnigen Angriffe auf Homers Gedichte uns nötigen, uns immer wieder von Neuem in die groſsen Epen des gröſsten Dichters aller Zeiten zu vertiefen und uns so das vielfach gefährdete Gut mit Aufbietung aller Kräfte wiederzuerobern. Aus dem Zustand des unbefangenen Hinnehmens und sich Hingebens, wie er zu der Zeit noch vorhanden war, als an Homer sich wieder unsere deutsche Nationalpoesie zu entzünden anfieng, sind wir längst herausgestoſsen; — zum Genuſs der poetischen Herlichkeit der homerischen Gesänge führt nunmehr erst ein längerer Kampfesweg und Eroberungszug. Daſs Homers Gedichte interpoliert sind, leugnet Niemand mehr; aber daſs tausend Stellen, die von den neueren Kritikern für interpoliert ausgegeben werden, in Wirklichkeit echte Bestandteile des Gedichtes sind, ist ebenso gewis. Wo man freilich mit falschen, willkürlich-subjectiven Maſsstäben miſst, da bleiben die trefflichsten Partieen des homerischen Epos nicht unangetastet; das verblendete Auge sieht überall *Interpolation*, bis zuletzt so ziemlich alles hinweg interpoliert ist. Hat sich doch der mehrerwähnte neueste Kritiker La Roche unter anderem nicht gescheut — um nur ein Beispiel aus einer groſsen Zahl ähnlicher Verirrungen hervorzuheben —, die in jeder Hinsicht poetisch wie psychologisch unübertreffliche Rede Nestors *Α* 245—303 als „eine abgeschmackte Eindichtung" hinauszuwerfen! Zu was für absurden Beweismitteln da gegriffen wird, hat Düntzer hinlänglich nachgewiesen: das bekannte *γλυκίων μέλιτος melle dulcior* soll an Ueberschwänglichkeit leiden; die, jedes in seiner eigentümlichen Bedeutung, so anschaulich schildernden Worte *ἡδυεπής* und *λιγὺς ἀγορητής* findet La Roche tautologisch und erkennt hierin einen „der Nachdichtung eigenthümlichen Wechsel der Synonyma"; die Verbindung von *οἵ οἱ* soll als kakophonisch dem Interpolator angehören, wobei sowol übersehen ist, daſs *οἱ* mit dem Digamma gesprochen wurde, als auch daſs dieselbe Verbindung ganz ebenso *Δ* 91 und 202 vorkommt; das übliche s. g. Hysteronproteron in *τράφεν ἠδ' ἐγένοντο* erscheint dem Kritiker hier widersinnig und bloſs durch die Versnot geboten zu sein, und was dergleichen Unglaublichkeiten mehr sind! Mit Recht fordert D. vom Kritiker, daſs er sich ganz in die Absicht des Dichters zu versetzen suche und überall nach dem Plane des Epos die dichterische Zweckmäſsigkeit im Auge behalte. Aber zu diesem einen Erfordernis, das selbst für die Kritik des Prosaikers bei weitem nicht ausreicht, treten für die Kritik Homers noch andere nicht minder wesentliche hinzu. Das erste Erfordernis ist ohne allen Zweifel eine genaue, freilich nur durch jahrelange sorgfältige Studien zu erlangende Kenntnis der homerischen Sprache, damit nicht, wie es doch eben so

manchmal vorkommt, für unhomerisch ausgegeben werde, was echt homerisch ist. Das andere Erfordernis (das vom ersten unterstützt wird und seinerseits wieder dieses selbst unterstützt) ist ein lebendiges Gefühl für die Eigentümlichkeit des Epos überhaupt und des homerischen insbesondere, damit man nicht etwas für unepisch oder als wenigstens dem homerischen Epos unangemessen erkläre, was in diesen beiden Beziehungen vollkommen die Probe hält. Das Verständnis des Epos hängt freilich wieder von der Fähigkeit poetischen Verständnisses überhaupt ab. Die ist zwar nicht jedem gegeben. kann jedoch auch, zum Theil wenigstens, erworben und ausgebildet werden. Dieſs ist aber nur dann möglich, wenn man vorerst einmal das Gedicht nimmt, wie es ist; wenn man es ruhig auf sich wirken läſst, ohne ihm gleich von vorn herein mit den trübenden und störenden Eigengedanken entgegenzutreten; wenn man sich immer mehr in den Geist der Dichtung vertieft und ihm sich hingiebt, ohne sich selbst an sie zu verlieren; und wenn man getreulich bei dem Dichter ausharrt. Ein bedeutendes Fördernis dieses richtigen Gefühls für das, was episch ist, bietet dabei das vergleichende Studium anderer Nationalepen, wie insbesondere unseres Nibelungenliedes, dar. Ein drittes Erfordernis ist das: zu dem poetischen Verständnis soll (um es kurz zu bezeichnen) das psychologische Verständnis hinzutreten, d. h. der Kritiker soll die Fähigkeit, wie den guten Willen haben, sich mit seiner Seele sowol in die jedesmalige Situation des epischen Ganzen, das ihm vorliegt, als insbesondere in die Stimmung und den Charakter der handelnden Personen zu versetzen, und er soll ihnen mit psychologischem Scharfblick und feiner Beobachtungsgabe ins Herz zu sehen suchen. Wer diese Fähigkeit besitzt und übt, der wird als Kritiker am leichtesten vor der Gefahr bewahrt bleiben, etwas für „unpassend, abgeschmackt, ungehörig“ zu erklären, was bei näherer Betrachtung sich für die Handlung wie für die Träger derselben als poetisch notwendig erweist. Kommt dann viertens noch die möglichst gründliche Lossagung von modern-ästhetischen Anschauungen und subjectiven Vorurteilen hinzu, so wird der Kritiker immer mehr im Stande sein, den Fehler zu vermeiden, an dessen Vermeidung alles gelegen ist, ich meine den so häufigen und doch so bedenklichen Haupt- und Grundfehler, mit heterogenen Maſsstäben zu operieren. Auf diesen Grundlagen werden sich denn auch dem Kritiker noch besondere Erscheinungen und Gesetze zeigen, die ihm wieder für viele Partieen ein helles Licht geben. Dahin gehört z. B. die Bedeutung des Typischen im Epos, die Einstimmung des Dichters mit dem, was in der Erinnerung des Volkes lebt, die Aufnahme feststehender, im Volke noch lebendiger Traditionen in das Gedicht, die Spuren altepischer Anschauung und Sprache gerade in diesen s. g. traditionellen Bestandtheilen des Epos und noch vieles andere.

Es kann nun hier nicht unsere Absicht sein, dem Herrn Düntzer in seiner ästhetisch-kritischen Analyse des 1sten, 8ten und 9ten Buches der Iliade Schritt für Schritt zu folgen, — das hieſse

ein ebenso umfangreiches Buch schreiben, als das vorliegende ist. Ja, wenn wir auch nur in einem der genannten Gesänge H. D. auf seinem kritischen Wege von Anfang bis zu Ende nachgehen wollten, würden wir die Grenzen, die dieser Anzeige gesteckt sind, weit überschreiten müssen. Es wird hier sowol zur Charakteristik von Düntzers kritischem Verfahren als zu einigen Vertheidigungsversuchen hinreichen, die eine oder andere Stelle des ersten Buches etwas näher zu betrachten. Vielleicht bietet sich noch anderwärts Gelegenheit, auf die vielfach anregende und belehrende Schrift weiter im Einzelnen einzugehen und so zu Erreichung des Zieles etwas mit beizutragen, das ja auch der Verf. vor allen im Auge behalten wissen will, — die poetische Herlichkeit Homers immer mehr zu erkennen und zu würdigen.

Sehen wir diefsmal vom Proömium ab (das D. in dieser Zeitschrift *XI*, 440 ff. behandelt hat), im weiteren Verlauf des 1sten Buchs hält der Verf. V. 50—52 für einen des ursprünglichen Dichters ganz unwürdigen Zusatz. „Mag es immer wahr sein — so begründet D. seine Ansicht —, dafs bei Seuchen zuerst die Thiere, besonders die Hunde fallen, eine solche Ausführung scheint hier durchaus unzweckmäfsig, wo es die Bestrafung der Achäer gilt. *Nichts ist abgeschmackter, als dafs der so treffend beschriebene erste Schufs einem Maulthiere oder Hunde gelten soll*, wie es nach jenen Versen der Fall sein würde. *So* etwas kann dem *ächten* homerischen Sänger nicht in den Mund gekommen sein. Auffällig ist auch die Verbindung *ἐφιεὶς βάλλε*, als ob es einer besondern Bestätigung bedürfte, dafs Apollon beim Schiefsen auf die Achäer auch getroffen habe. Das einfache *ἐφίει* würde hier vollkommen genügen, wie *O*, 444, wo im folgenden Verse ganz richtig, nachdem das allgemeine *Τρώεσσι ἐφίει* vorausgegangen, das Treffen eines der Troer durch *καὶ ῥ' ἔβαλε* bezeichnet wird. Die Einzahl *βέλος ἐχεπευκὲς* (aus *Δ*, 129) dürfte auch nicht ohne Anstofs sein. Und sollte man nicht denken, dafs man die Gefallenen auf einem grofsen Scheiterhaufen verbrannt habe, während hier immerfort Scheiterhaufen dicht an einander brennen." Wir müssen die Richtigkeit dieser Beweisführung in allen Punkten bestreiten. Dafs es hier die Bestrafung der Achäer gilt, ist richtig; aber das verbietet doch dem Dichter wahrhaftig nicht, mit ein paar Zügen auch die verheerenden Wirkungen der Pest unter den Thieren im Lager anzudeuten, und zwar gerade unter den Thieren, deren Verlust für die Achäer sehr empfindlich sein mufste. Es gehört mit zu der poetischen Anschaulichkeit und Wahrheit, dafs ein so naturgetreuer Zug nicht übergangen wurde; — fehlt es doch ebenso wenig bei Sophocles im Oed. Tyr. 22 ff. (*φθίνουσα* sc. *γῇ δ' ἀγέλαις βουνόμοις*), wie später bei Lucretius VI, 1221 ff. *languebant pleraque morbo et moriebantur, cum primis fida canum vis strata viis animam ponebat in omnibus aegre*, — eine Stelle, die bekanntlich auf der berühmten Schilderung des Thucydides II 50 ruht (*οἱ δὲ κύνες μᾶλλον αἴσθησιν παρεῖχον τοῦ ἀποβαίνοντος διὰ τὸ ξυνδιαιτᾶσθαι*). Ferner: die Wen-

dung wäre allerdings unpoetisch, wenn es hieſse „der erste Schuſs galt den Maulthieren und Hunden“; aber so schildert der Dichter ja auch gar nicht, sondern er gibt nur an, daſs die Todesmacht der Verderben bringenden Pfeile zuerst die Maulthiere und Hunde im Lager getroffen und sich dann auch gegen die Menschen gewendet; — ein ebenso wahrer, als poetischer Zug, der uns die Thatsache vergegenwärtigt, wie die Creatur, die um den Menschen ist, in das Leiden, das den Menschen trifft, mit hineingezogen wird. Doch deutet dabei der Dichter auch wieder den Unterschied in der Wirksamkeit des Tod bringenden Gottes an: für die Maulthiere und Hunde braucht er den allgemeineren Ausdruck *ἐπῴχετο*, er nahte ihnen mit den Todesgeschossen, sie unterlagen seinen Tod bringenden Pfeilen, wie einer Naturnotwendigkeit. Bei den Menschen dagegen tritt die direct strafende Hand des Gottes auch in den Ausdrücken *βέλος ἐχεπευκὲς ἐφιεὶς βάλλε* hervor. Daſs aber nicht *ἐφίει* allein steht, sondern *ἐφιεὶς βάλλε* dient sehr zur lebendigen Veranschaulichung der That des Gottes: beides, den Pfeil entsenden und den, gegen den er gerichtet, zum Tode treffen ist eins, und so geht's fort und fort (wie das Imperfect trefflich anzeigt). Der Sing. *βέλος* ferner ist hier gerade sehr charakteristisch dafür, daſs Phöbus Apollo jetzt nur das eine, nicht bloſs verwundende, sondern sicheren Tod bringende Geschoſs, das Todesgeschoſs der Pest, in seinem Köcher hat, das er unaufhörlich auf die Achäer sendet. Endlich aber, daſs es nicht ein groſser Scheiterhaufen ist, auf dem die Todten verbrannt werden, sondern *αἰεὶ δὲ πυραὶ νεκύων καίοντο θαμειαί*, was könnte plastischer die verheerende Gewalt der Pest schildern, die überall im Lager so rasch und schrecklich wüthet, daſs nicht Scheiterhaufen genug angezündet werden können, die Leichname zu verbrennen?

Weiter hält D. in der Antwort des Kalchas die 3 Schluſsverse [1]) V. 81—83 für einen späteren Zusatz: „Die weitere Bemerkung über den nachhaltenden Groll scheint uns hier wenig an der Stelle; Kalchas fürchtet den wüthenden Ausbruch des Zornes Agamemnons, an seinen spätern Groll zu denken liegt ihm fern; auch kommt das schlieſsende *σὺ δὲ φράσαι, εἴ με σαώσεις* nach der entschiedenen Aufforderung zum Schwure etwas matt nach.“ Auch für die Beseitigung dieser Verse scheint mir ein hinlänglicher Grund nicht vorzuliegen; sie sind der Situation ganz angemessen, und die gleich nachfolgende Antwort des Achilles schlieſst sich eng an sie an. Kalchas weiſs, daſs der Herscher Agamemnon durch die bevorstehende Eröffnung in Zorn gerathen wird; darum soll ihn Achill zuvor fest und unverbrüchlich seines (des Achilles) Schutzes versichern; denn dem mächtigen König gegenüber ist der geringere Mann ohnmächtig und bedarf daher eines anderen mächtigen Herren, der sich seiner annehme und zwar nicht bloſs für kurze Zeit, sondern auch für die Dauer in Zu-

---

[1]) Die für unecht erklärten Verse 63 und 70 (während Köchly dagegen V. 71 gestrichen haben will) übergehen wir für jetzt.

kunft; denn wird auch die augenblickliche Aufwallung von dem Zürnenden gedämpft, Kalchas weifs es nur zu gut: im Herzen des beleidigten Mächtigen bleibt der Grimm zurück, um zu gelegener Zeit nur um so heftiger hervorzubrechen. Darum soll Achilles im Hinblick hierauf erwägen, ob er dafür einzustehen entschlossen sei, dafs der Priester unangetastet bleibe. Es ist also gerade nicht so sehr der augenblickliche Zornesausbruch des Königs, den Kalchas fürchtet (das mochte ihm in Gegenwart des Achilles und der andern Heerführer nicht als das schlimmste erscheinen); ihm ist bei dem gekränkten Stolze des mächtigen Königs viel mehr vor der inneren Erbitterung bange, die sich für die Zukunft in Agamemnons Seele festsetzen wird. Und so versteht ihn auch Achilles und versichert ihn demgemäfs seines Schutzes nicht blofs für die Gegenwart, sondern so lange er lebe und auf Erden das Licht der Sonne schaue (*οὔτις ἐμεῦ ζῶντος καὶ ἐπὶ χθονὶ δερκομένοιο σοὶ κοίλῃς παρὰ νηυσὶ βαρείας χεῖρας ἐποίσει*). Dafs aber der Schlufs *σὺ δὲ φράσαι εἴ με σαώσεις* nach der vorausgehenden Aufforderung *σὺ δὲ σύνθεο καί μοι ὄμοσσον* matt sei, können wir doch nicht zugeben. Die eben erwähnten Worte *σὺ δὲ σύνθεο* etc. müssen natürlich voranstehen, denn sie enthalten die Grundbedingung, unter der Kalchas sich überhaupt zu seiner Mitteilung bereit erklärt, dafs Achilles ihn eidlich seines Schutzes versichere. Aber ehe sich Achilles entscheidet, deutet ihm Kalchas das Gewicht und die Gröfse der Verpflichtung an, die Achill übernehmen soll, — es handelt sich nicht blofs um einen vorübergehenden Schutz gegen einen vereinzelten Zornesausbruch, sondern um sichere Bewahrung und Rettung bei jedem sicher zu erwartenden künftigen Racheausbruch des grollenden Herschers. Darum soll Angesichts dessen (— das sind die ganz angemessenen Schlufsworte —) Achilles wol erwägen, ob er ihn, den Priester, zu schirmen und vor den schlimmen Folgen zu behüten entschlossen sei.

Noch viel weniger können wir in die Verwerfung der V. 90 und 91 mit einstimmen. Unbegreiflich ist's, wie D. sagen kann, dafs die Worte *οὐδ' ἢν Ἀγαμέμνονα εἴπῃς* keine rechte Beziehung haben, „da Kalchas keinen Urheber des Unglücks, sondern nur die Ursache des Zorns anzugeben versprochen habe"! Hat Kalchas nicht ausdrücklich gesagt *ἦ γὰρ ὀΐομαι ἄνδρα χολωσέμεν, ὃς μέγα πάντων Ἀργείων κρατέει*? denn Agamemnon ist's ja eben, *ὃς ἠτίμησεν ἀρητῆρα*. Noch unbegreiflicher ist der andere Einwurf, die Bezeichnung des Agamemnon als *πολλὸν ἄριστος* sei nicht passend, weil an keiner echt homerischen Stelle Agamemnon *ἄριστος* genannt werde, was vielmehr recht eigentlich das treffende Epitheton für Achilles sei! Achilles sagt ja aber nicht: *ὃς νῦν πολλὸν ἄριστός ἐστι*, sondern *εὔχεται εἶναι*, Agamemnon mafst sich einen Ruhm an, der nicht ihm gebührt, sondern vielmehr dem Achilles. Und warum das *νῦν* hier störend sein soll, ist schlechterdings nicht einzusehen. Nein, diese Verse dürfen nicht angetastet werden; gerade sie gewähren uns einen trefflichen Durchblick in den Hintergrund der epischen Handlung;

von Achill gesprochen lassen sie uns ahnen, dafs zwischen beiden Helden schon länger eine Spannung besteht, die eben jetzt (νῦν) in neuester Zeit mehrfach hervorgetreten und durch Agamemnons Ueberhebung bis zu dem Grade gesteigert war, dafs es nur noch des éinen Unrechts an Achilles bedurfte, um des Myrmidonenfürsten Verstimmung zum unversöhnlichsten Zorne zu steigern.

So würde uns also hier, wenn wir die Stelle beseitigten, ein sehr bedeutsamer Zug für die inneren Motive der epischen Handlung im Ganzen genommen werden, ähnlich wie uns (um diefs beispielsweise anzuführen) ein trefflicher einzelner Zug in der Charakteristik des Thersites verloren gienge, wenn wir mit D. V. 231 für unecht halten wollten. Hat dort (*A* 231) Achilles das ernste Wort ἦ γὰρ ἄν, Ἀτρείδη, νῦν ὕστατα λωβήσαιο nicht gesprochen, dann verliert dasselbe Schlufswort in der Rede des Thersites *B* 242 seine Bedeutung; ist es aber zuvor Achilles Wort gewesen, dann erscheint eben in dem frechen Nachschwätzer dieses Wortes das feige demokratische Grofsmaul auf der Spitze der Lächerlichkeit.

Doch wir müssen hier abbrechen, um den uns vergönnten Raum nicht noch mehr auszudehnen, so gern wir auch dem Verf. in seinen Untersuchungen noch weiter folgten und die mit Unrecht angefochtenen Stellen so viel in unseren Kräften steht vertheidigen möchten. Nur éinen Punkt dürfen wir in dieser für das Gymnasialwesen bestimmten Zeitschrift nicht mit Stillschweigen übergehen. Der Verf. hofft, dafs auch für den Gymnasialunterricht die Ergebnisse seiner Kritik nicht ohne Bedeutung sein werden, nicht allein wegen der richtigen Erklärung einzelner Stellen, sondern auch „weil seine Forschungen die Schönheit der Dichtung in ein helleres Licht rückten und auf das Ungehörige so mancher unglücklichen Einschiebung hindeuteten“. Dafs der Lehrer diese letztere Einsicht auch den Schülern beibringen solle, will natürlich D. durchaus nicht, wünscht vielmehr, „dafs der Lehrer über solche Stellen möglichst rasch hinweggehe oder bei ihnen besonders grammatische Punkte in Betracht ziehe, aber freilich auch gewapnet sei, wenn einzelnes Auffallende dieser Stellen dem ungetrübten Auge des Schülers sich verrathen haben sollte“. Für die richtige Erklärung einzelner Sellen sind wir H. Düntzer zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Dafs seine Forschungen dazu dienen, die Schönheit der homerischen Dichtung hier und da in ein helleres Licht zu stellen, wollen wir nicht verkennen, nur dafs wir stets der Grenzen eingedenk bleiben, innerhalb deren diefs allein möglich ist. Ich glaube nicht, dafs der Lehrer, in dessen Seele die Herlichkeit der homerischen Poesie wirklich widerstralt, über viele unglückliche Stellen hinwegzueilen genötigt sein wird. Dafs ihn seine Schüler auf Interpolationen aufmerksam machen, kann er in der That ruhig abwarten. Wenn es ihm mit Ernst darum zu thun ist — und das soll es sein —, seinen Schülern die Gröfse der homerischen Poesie zu zeigen und ihre Seelen dabei so zu stim-

men, dafs sie den gewaltigen epischen Gesängen gegenüber ganz klein werden und statt den grofsen Dichtergeist zu meistern, staunend an ihm hinaufschauen, dann wird der Lehrer zum Segen des Unterrichts der kritischen Fragen über interpolierte oder nicht interpolierte Stellen sicherlich nicht viel zu beantworten haben.

Hanau. K. W. Piderit.

V.

Cornelii Taciti Germania. Ins Deutsche übertragen nebst einem Vorwort von L. H. O. Müller, Director des Gymnasiums in Jever. Jever, Druck und Verlag von C. L. Mettcker u. Söhne, 1862. (Besonderer Abdruck aus dem Oster-Programme des Gesammtgymnasiums zu Jever vom J. 1862.) Vorwort 10 Seiten, Uebersetzung 22 Seiten, zusammen 32 Seiten 4to.

Aus dem Vorworte ersieht man, wie die Uebersetzung entstanden, warum sie veröffentlicht ist, welcher lateinische Text derselben zu Grunde liegt, wie und wo der Verfasser von demselben abweicht und welches Ziel er sich bei der Uebertragung gesteckt hat. — „Der Wunsch", sagt er S. 7, „nach einer Uebersetzung, welche wortgetreu dem Sinn und Gedanken sich anschmiege und doch an Kraft und Inhalt mit dem Original sich messen könne, welche den eigentlichen Kernpunkt treffe und zugleich das Wesen der Sache durch glückliche Wahl des Ausdrucks erläutere und somit alle vage Umschreibung vermeide, kurz, wie ein getreuer Abdruck alle wesentlichen Züge des Urbildes wiedergebe — der Wunsch nach solch einer Bearbeitung trat zu wiederholten Malen lebhaft hervor."

Dafs er nach diesem des Strebens würdigen Ziele mit Benutzung der besten bisher erschienenen Ausgaben und Uebersetzungen der Germania (s. dessen Vorwort p. 9) fleifsig und erfolgreich gestrebt habe, geht unverkennbar aus der Uebersetzung hervor. Derselben sind hie und da in Klammern auch kurze Andeutungen zum Verständnifs für nichtgelehrte Leser und im ethnographischen Theile der Schrift geographische Angaben aus den besten Hülfsmitteln hinzugefügt.

Manches läfst sich wohl, wenn „wortgetreu" übersetzt werden soll, unbeschadet unserer Muttersprache noch genauer übertragen, als es der Herr Verfasser gethan hat. Demgemäfs heifsen die Worte des ersten Kapitels *Rhenus ....., modico flexu in occidentem versus, septentrionali oceano miscetur.* nicht: „Der

Rhein ....., ergiefst sich (dies sagt vielmehr *effunditur*: cf. Plin. 2, 108, 112 und Cic. N. D. 2, 45, 116) mit geringer Biegung nach Westen in den nördlichen Ocean", sondern: „Der Rhein ....., vermischt sich nach mäfsiger Biegung gen Westen mit dem nördlichen Ocean", so dafs nicht nur dem *miscetur*, welches Tacitus für den Rhein sehr passend gewählt hat (Caesar sagt auch blos *influit*), sondern auch dem *modico* leicht Rechnung getragen werden kann. — Und in demselben Kapitel bedeutet *plures* nicht „noch mehrere", sondern „mehrere"; denn jenes würde *etiam plures* heifsen und den Sinn bedeutend modificiren.

Derlei Bemerkungen wird der Herr Verfasser selbst machen, wenn er seine tüchtige Arbeit wiederum mit dem lateinischen Text vergleichen will. So, um nur noch Weniges der Art hervorzuheben, ist *propinquitates* im siebenten Kapitel nicht durch „Sippschaft" zu übertragen. Für die Naturwissenschaften mag dies Wort gelten; sonst aber ist es wie das ihm zumeist entsprechende *prosapia* bei Cicero (de Univ. 11), welches von Quintilian (1, 6, 40 und 8, 3, 26) als aufser Brauch und *insulsum* gerügt wird, im guten Sinne nicht gewöhnlich. Wenn nun auch Goethe das Wort „Gelichter" an geeigneter Stelle wieder zu Ehren gebracht hat, so dürfte doch „die Sippschaft" hier wenigstens nicht ein ähnliches Glück haben.

Mifsverstanden sind aber im fünften Kapitel die Worte: *possessione et usu (auri et argenti) haud perinde afficiuntur,* wenn sie bedeuten sollen: „Sein Besitz und Gebrauch rührt sie nicht sonderlich", während sie doch nur bedeuten: „Vom Besitz und Gebrauch desselben werden sie nicht gleichmäfsig (auf gleiche Weise) eingenommen (cf. Forcellini Lex. s. v. *perinde* und Ferd. Handii Tursellinus. Lipsiae 1845. vol. 4 pag. 461), wie dies unzweifelhaft aus den unmittelbar darauf folgenden Worten hervorgeht: *Est videre apud illos argentea vasa, legatis et principibus eorum muneri data, non in alia vilitate, quam quae humo finguntur: quamquam proximi, ob usum commerciorum, aurum et argentum in pretio habent formasque quasdam nostrae pecuniae agnoscunt atque eligunt: interiores simplicius et antiquius permutatione mercium utuntur* d. h. „Es ist ja zu sehen bei ihnen, dafs silberne Gefäfse ihren Gesandten und Häuptlingen zum Geschenk gegeben sind in nicht anderer Wohlfeilheit (der Herr Verfasser übersetzt *vilitate* durch Geringschätzung), als die, welche aus Erde geformt werden: gleichwohl halten unsere Nachbarn wegen des Handelsverkehrs Gold und Silber in Werth, erkennen gewisse Gepräge unseres Geldes an und wählen sie aus: die Inneren bedienen sich nach einfacherer und älterer Art des Waarentausches." Demnach erscheint sowohl *utilitate,* welches Kritz, als auch *nobilitate,* welches Köchly für *vilitate* empfiehlt, als unstatthaft.

Wenn ferner Tacitus im neunten Kapitel von der Germanen sagt, dafs sie dem Mercurius *humanis quoque hostiis litare fas habent* (während dies nach seinem Urtheile und zu seinen Zeiten *nefas* ist), und diesem entgegensetzt, dafs sie den Herkules

und den Mars *concessis animalibus placant*, so heifst *concessis animalibus* nicht „durch gewöhnliche Thieropfer", sondern „durch erlaubte Geschöpfe"; denn „*nefas*" und „*concessus*" sind hier Gegensätze: „gewöhnlich" = „*usitatus*" würde dem „*novus*" oder „*singularis*" (Cic. Phil. 14, 4, 11) gegenüberstehen.

Im 16ten Kapitel schreibt Tacitus von den Germanen: *Solent et subterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo onerant*, welches der Herr Verfasser so übersetzt: „Sie pflegen auch unterirdische Höhlen zu graben und belasten sie noch dazu mit Mist"; die folgenden Worte hätten ihn aber aufmerksam machen können, dafs *insuper* hier soviel als oberhalb (über der Erde) ist, und dafs *multo* nicht ausgelassen werden darf; denn die darüber befindlichen Düngerhaufen sollen einestheils die Gruben gegen Frost schützen, anderntheils den plündernden Feind so täuschen, dafs er dieselben für nichts weiter, als für aufgehäuften Dünger ansehe.

Auch im 24sten Kapitel, wo vom Würfelspiel der Germanen die Rede ist, sieht man aus dem Zusammenhange, dafs *extremo ac novissimo jactu* nicht blofs „auf den endlichen und letzten Wurf" bedeute, sondern vielmehr „auf den höchsten (gröfsten) und letzten Wurf", weil sie dadurch eben *de libertate et de corpore* entscheiden oder, wie wir sagen, weil es um Alles geht (*va tout!*).

Nicht glücklicher sind im 32sten Kapitel die Worte *equestris disciplinae arte* durch „schulmäfsige Reitkunst" übertragen; denn abgesehen davon, dafs die lateinischen Worte dies nicht bezeichnen, würde wohl „schulmäfsig" eher eine *gradatio in deterius*, als eine Belobigung sein, die aber doch Tacitus beabsichtigt.

Ohne Grund übersetzt der Herr Verfasser auch die lateinischen Superlativen sehr oft nicht durch unsern ihnen entsprechenden Gradus, sondern durch „gar" mit dem Positiv (S. 24 dreimal), welches genau genommen denn doch etwas anderes ist.

Auch kürzer noch läfst sich manches dem Original gemäfs übertragen. So z. B. würde ich in dem Satze des zweiten Kapitels: *Quidam autem, licentia vetustatis, ... affirmant* die Worte *licentia vetustatis* durch *licet per vetustatem* (cf. Ter. Ad. 1, 2, 28) erklären und übersetzen: „Einige aber, das Alterthum erlaubt es ja, ... behaupten"; während der Herr Verfasser sagt: „Einige, wie denn das in Sachen des Alterthums frei steht, ... behaupten". — Im 11ten Kapitel heifst *pertractentur* nicht „sorgfältig verhandelt wird", sondern blos „verhandelt wird", sonst würde Cicero (Inv. 2, 14) nicht ausdrücklich *diligenter* zu diesem Verbum hinzufügen. — Im 14ten Kapitel kann *ultro* durch „freiwillig" wo nicht deutlicher, so doch kürzer ausgedrückt werden, als durch „auf eigene Hand".

Dagegen darf das Streben nach Kürze unserem Sprachgebrauch nicht Eintrag thun, wie im zweiten Kapitel geschieht bei den Worten: *Ipsos Germanos indigenas crediderim minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos*, wenn sie so verdeutscht werden: „Die Germanen möchte ich für Ureinwohner halten und

nicht mit andern Völkern durch Zuzüge und Fremdenverkehr gemischt", wo wir im Deutschen dafür sagen müssen: „Von den Germanen selbst möchte ich glauben, dafs sie Ureinwohner und am wenigsten mit andern Völkern durch Zuzüge und Gastfreundschaften vermischt sind", weil wir das Participium conjunctum ohne Flexionsendung zum Subjekt des Satzes rechnen. — Demnach darf auch der Latinismus des 14ten Kapitels: *Jam vero infame in omnem vitam ac probrosum, superstitem principi suo ex acie recessisse* in unsere Sprache nicht übertragen werden durch „Vollends aber bringt's Ehrlosigkeit fürs ganze Leben und Vorwurf, seinen (Wessen?) Häuptling überlebend (Wer?) aus der Schlacht zurückzukehren"; wir müssen sagen: „Vollends aber ist es schimpflich für das ganze Leben und schmählich, wenn jemand seinen Häuptling überlebend aus der Schlacht zurückkehrt".

Auch verständlicher kann manches werden, namentlich für nicht gelehrte Leser, durch Vermeidung von Provinzialismen oder nicht allgemein gebräuchlichen Constructionen. Dahin gehören im 16ten Kapitel „Esch" für *campus* (cf. Wörterbuch der deutschen Sprache von Konrad Schwenck, Frankf. a. M. 1855): im 18ten Kapitel „das aufgeschirrte Rofs" für *paratus equus*: im 21sten Kapitel „abzustehen" für *concedere* (abzutreten): im 31sten Kapitel „Aller Kämpfe Beginn ruht bei ihnen" für *omnium penes hos initia pugnarum* (beruht auf ihnen oder steht bei ihnen): im 32sten Kapitel „Altvordern" für *majores* (Vorfahren).

Auch folgende Ausdrücke und Constructionen sind nicht überall verständlich und gebräuchlich: im 6ten Kapitel „Den Schild dahinten (?) zu lassen, ist gar grofse Schande" für *Scutum reliquisse, praecipuum flagitium.* (Den Schild im Stiche zu lassen, ist eine besondere Schande.): im 10ten Kapitel „Einen wie immer (?) erhaschten Gefangenen von (?) dem Volke, mit welchem sie Krieg haben, stellen sie mit einem aus ihren Landsleuten Erlesenen, jeden in den Landeswaffen (?), zum Kampfe" für *Ejus gentis, cum qua bellum est, captivum, quoquo modo interceptum, cum electo popularium suorum, patriis quemque armis, committunt.* (Einen aus dem Volke, mit welchem sie Krieg haben, auf irgend eine Weise aufgegriffenen Gefangenen stellen sie mit einem aus ihren Landsleuten Erlesenen, jeden in den Waffen seines Vaterlandes, zum Kampfe.): im 12ten Kapitel „Vor (?) der Versammlung darf man auch Anklage erheben" für *Licet apud concilium accusare quoque* (Bei der Versammlung [oder vor dem versammelten Volke] darf man auch klagbar werden): in demselben Kapitel „und grofs ist sowohl unter der Gefolgschaft (?) der Wetteifer" für *magnaque et comitum aemulatio* (unter dem Gefolge): im 29sten Kapitel „Denn des römischen Volkes Gröfse hat die Ehrfurcht vor der Herrschaft über den Rhein und über die alten Grenzen hinausgetragen" für *Protulit enim magnitudo populi Romani ultra Rhenum ultraque veteres terminos, imperii reverentiam.* (Denn der Umfang des römischen Volkes hat über den Rhein und über die alten Grenzen hinaus Achtung vor sei-

ner Herrschaft verbreitet.): im 32sten Kapitel „es empfängt sie der Sohn, nicht, wie das Uebrige, der älteste, sondern wenn einer kriegsmuthiger ist und tüchtiger" für *excipit filius, non, ut cetera, maximus natu, sed prout ferox bello et melior* (es bekommt sie ein Sohn, nicht, wie das Uebrige, der älteste, sondern je nachdem einer muthig im Kriege ist und tüchtiger): im 36sten Kapitel „weil unter Gewaltthätigen und Starken es verkehrt ist, ruhig zu sitzen;" für *quia inter inpotentes et validos falso quiescas;* (weil man zwischen Gewaltthätigen und Starken irrthümlich feiert;). —

Ob nun der Herr Verfasser in der Auswahl der durch Handschriften versicherten Lesearten immer der glücklichste sei, darauf kommt es hier nicht an, weil er eine Recension des allerdings hie und da noch schwankenden Textes der Germania nicht beabsichtigte: wenn er aber (S. 20 Anm.) geneigt scheint, die im 21sten Kapitel durch alle Handschriften gesicherten, von den Erklärern der Germania aber ohne Grund mehrfach abgeänderten und umgestellten Worte: „*Victus inter hospites comis*" für ein Glossem zu halten, so bemerke ich dagegen, dafs dieselben keinesweges ein Glossem sind, sondern folgenden Sinn haben: „Ueberboten (übertroffen) unter Gastfreunden ist der Gefällige", so dafs die vorhergehenden Worte: *Abeunti, si quid poposcerit, concedere moris: et poscendi invicem eadem facilitas. Gaudent muneribus: sed nec data inputant, nec acceptis obligantur* dadurch erst völlig klar und abgeschlossen werden. Der Gefällige, meint Tacitus, nehme unter den Gastfreunden nicht die erste Stufe ein, wie etwa bei den Römern; derselbe werde vielmehr noch dadurch übertroffen und überboten (s. über diese Bedeutung Cic. Att. 13, 29, 2 und 13, 33, 2), dafs man gegenseitig verlange, gebe und annehme, was man wolle, kurz: mit der Gefälligkeit sei es bei ihnen nicht abgemacht, so weit gehe die Gastfreundschaft bei den Germanen.

Zuletzt wünsche ich dem Herrn Verfasser viele Frucht in seinem Streben, indem ich den trefflichen Schlufs seines Vorworts: „Möge diese Arbeit ...... unsern Mitbürgern, denen des deutschen Vaterlandes Wohl am Herzen liegt, eine laute Mahnung werden, nicht zu lassen von den Tugenden unserer Vorfahren und nicht zu verfallen in ihre Fehler, unsern gelehrten Mitarbeitern an der Jugend aber ...... ein neuer Antrieb werden, immer mehr Licht zu verbreiten über die germanische Vorzeit, damit wir alle im klaren Bewufstsein der grofsen Aufgabe, welche unserm deutschen Volke gestellt ist — dafs es der Wanderstab werde, an welchem die Cultur über die Erde schreitet —, die Güter festhalten, ohne welche das irdische Dasein seinen Werth verliert: unseren Glauben, unsere Treue, unsere deutsche Zucht und Sitte, unsere Achtung und Liebe für alles Wahre, Grofse und Schöne!" gern unterschreibe.

Neifse. J. N. Schmidt.

VI.

Theoretisch-praktische Schulgrammatik der französischen Sprache für Gymnasien und höhere Bürgerschulen von Dr. L. Süpfle. Heidelberg, Jul. Groos, 1861. 361 S. 8.

Es ist in neuerer Zeit eine nicht unbedeutende Menge französischer Schulgrammatiken erschienen und darunter nicht wenige recht brauchbare. Es bleibt aber immer sehr wünschenswerth, dafs Lehrer, die eine Reihe von Jahren an höheren Schulen den französischen Unterricht ertheilt, die ferner die bisherigen Lehrbücher benutzt und geprüft haben, mit einer neuen Grammatik vor das Publikum treten, wenn sie durch ihre Erfahrungen zu der Ueberzeugung gelangt sind, dafs sie Genügenderes und Zweckentsprechenderes geben können, als ihre Vorgänger. Besonders beim Französischen, dem bekanntlich auf unseren Gymnasien nur eine sehr geringe Stundenzahl bewilligt ist, kommt es, wenn nur annähernd eine grammatische Sicherheit bei den Schülern erreicht werden soll, aufserordentlich auf die Beschaffenheit des Lehrbuchs und auf die Unterrichtsmethode an.

Ein ganz begründetes Urtheil über die Brauchbarkeit des vorliegenden Buches, über die Richtigkeit der Anordnung des Stoffes wird sich freilich erst nach Jahren fällen lassen von Lehrern, die dasselbe bei ihrem Unterrichte zu Grunde gelegt oder es wenigstens dabei benutzt haben. Zu solcher Prüfung aufzufordern, ist der wesentliche Zweck dieser Anzeige.

In der Vorrede sagt der Verf.: „Da das Studium der Grammatik nur Mittel zum Zwecke d. h. zum Verstehen, Schreiben und Sprechen der Sprache, zumal einer lebenden, sein soll, so glaubte ich weniger auf streng wissenschaftliche Eintheilung und systematische Anordnung oder auf eine scharfe Trennung der Formenlehre und Syntax, als vielmehr darauf bedacht sein zu müssen, dafs die Anfänger die Form baldmöglichst zu gegebenem Stoffe zu verwenden und zu verwerthen Gelegenheit finden. Zu diesem Zwecke lasse ich den Schüler von der ersten Lektion an kleine Sätze aus dem Französischen ins Deutsche und aus dem Deutschen ins Französische übersetzen und gebe die einzelnen Theile der Formenlehre, so wie einige syntaktische Regeln jedesmal an dem Orte, wo sie der Lernende braucht, um zweckmäfsig gewählte Beispiele mit Sicherheit und Freudigkeit übersetzen zu können."

Der Verf. wünscht also zunächst, dafs der Anfänger die Grammatik zugleich als Uebungsbuch benutze. Deshalb folgen jedem Regelabschnitt kleine deutsche und französische Uebungsstücke. Nach unserer Ansicht müfsten diese Stücke aber bedeutend vermehrt werden, damit von Jahr zu Jahr mit denselben gewechselt werden kann. Der Lehrer weifs, welche Misbräuche aus der

stets wiederholten Uebersetzung derselben Sätze hervorgehen. Für seinen Zweck mufste der Verf. natürlich einzelne syntaktische Regeln und Bemerkungen einstreuen, wie das ja auch in den Uebungsbüchern für die untersten Stufen (Ahn etc.) geschieht. Er scheint uns im Allgemeinen dabei das Richtige getroffen zu haben. Ueber die Angemessenheit einzelner dieser Regeln an dieser Stelle liefse sich streiten. Uns will es scheinen, als ob z. B. für Knaben, denen die Elemente noch Schwierigkeiten machen, eine Auseinandersetzung über den Gebrauch von *de* und *par* beim Passiv (S. 63) noch nicht an der Stelle sei.

Dafs eine strenge Auseinanderhaltung von Formenlehre und Syntax für eine Schulgrammatik durchaus nicht erforderlich sei, geben wir dem Verf. gern zu. Ob er in der Vertheilung des grammatischen Stoffes und in der Aufeinanderfolge der einzelnen Materien im Allgemeinen das Richtige getroffen hat, läfst sich vollständig erst nach mehrjähriger Anwendung des Buches beurtheilen. Uns ist besonders aufgefallen, dafs von dem Geschlecht und der sogenannten Motion der Hauptwörter erst in der Syntax (S. 201 ff.) gehandelt wird, während die Regeln über die Eigenschaftswörter und ihre Femininbildung vorn in der Formenlehre stehen. Schien dem Verf. ein Theil dieser Regeln für den Anfänger zu schwer, so konnte er diese, wie er auch sonst thut, durch kleineren Druck kenntlich machen.

Im Uebrigen scheint uns einerseits das Buch allen grammatischen Lehrstoff für Gymnasien und Realschulen vollständig zu enthalten, anderseits alles nicht dahin Gehörige sorgfältig weggelassen zu sein. Die Regeln sind, so viel wir bemerken konnten, im Allgemeinen präcis gefafst, und wo Mängel sind, wird gewifs eine folgende Auflage nachbessern. Wenn es z. B. S. 187 heifst: „Der Artikel wird im Französischen wiederholt vor allen vor dem Hauptworte stehenden Eigenschaftswörtern, wenn diese sich auf verschiedene Gegenstände beziehen, z. B. *les grands et les petits états*, so scheint uns das undeutlich ausgedrückt.

Kreuznach. Möhring.

VII.

Henry Lange's kleiner vollständiger Schulatlas über alle Theile der Erde in 26 Karten in Stahlstich und Buntdruck. Preis 1 Thlr.

Mit dem, was in dem vorgedruckten Prospect gesagt ist, erklärt sich Ref. im Ganzen einverstanden; es sei ihm nun gestattet, auf das Einzelne einzugehen. — Auf Blatt No. 2, welches „Erdansichten" betitelt ist, sind die Gebirge nur durch einfache stärkere oder schwächere Striche angedeutet. Die Motivierung dieser Manier im Prospect ist höchst verständig. Diese Art der Darstellung ist in Schulbüchern früher schon mit gutem Erfolge angewendet, so in dem geographischen Leitfaden von v. Seydlitz. Ref. macht seine Herren Collegen darauf aufmerksam, da er aus eigener Erfahrung weifs, wie viel bei der Darstellung verwickelter Gebirgsverhältnisse eine solche erste Orientierung durch einfache Striche nützt. Recht brauchbar und nützlich ist Blatt 3, auf dem die bedeutendsten Strömungen klar und verständlich dargestellt sind. Je seltner man selbst gebildete Leute findet, welche von diesen Erscheinungen des Meeres wissen, um so mehr wird es Pflicht jedes Lehrers, diese für den Handel, also für die *signatura temporis* mafsgebenden Verhältnisse den Schülern wenigstens in den ersten Umrissen nahe zu bringen. Als ganz besonders schön hebt Ref. Blatt 7 hervor, auf dem Oesterreich behandelt ist. Eine so klare Uebersicht über die Karpaten auf so kleinem Raume hat Ref., so viel er sich erinnert, noch nie gesehen. Vortrefflich ist auch Blatt 11: Spanien und Portugal. Ueberhaupt kann Ref. die Arbeit als eine im Ganzen wohlgelungene empfehlen und ist der Ansicht, dafs sie in Schulen sehr gut zu gebrauchen ist.

Einzelne Ungenauigkeiten, welche dem Ref. aufgefallen sind, könnten bei einer zweiten Auflage mit Leichtigkeit abgestellt werden. So endet in Blatt 15 (Rufsland) der uralisch baltische Höhenzug mit der Waldai-Höhe. Diese Darstellung mufs aber den Schüler zu der Ansicht bringen, als ginge dieser Höhenzug nicht weiter und erreiche am Endpunkte, was doch immer höchst seltsam wäre, seine gröfste Erhebung. Ferner fehlt in No. 14 (Skandinavien und Dänemark), in diesem wunderhübsch ausgeführten Blatte, die Småländische Platte und der Kinnkullen. Diese Platte aber ist doch nothwendig, um die ganze Formation Nord-Europas zu begreifen. Zwischen ihr und den Südhjelden liegen die grofsen skandinavischen Seen, ebenso wie der Ladoga- und Onegasee zwischen der Finnischen Seeplatte und der Waldai-Höhe. Sie ist ferner nothwendig, um die geistreiche Hypothese zu begreifen, dafs zwischen Gottland und Swealand früher das Skager Rack mit dem bottnischen Meere in Verbindung gestanden und dafs diese Meeresstrafse durch den finnischen Meerbusen,

durch die Einsenkung um den Ladoga- und Onegasee bis in das weifse Meer sich erstreckt habe. Hält man diese geographische Anschauung fest, so versteht man, warum Finnland stets zu Schweden, Gottland aber bis ins 17te Jahrhundert gröfstentheils zu Dänemark gehört hat. Ungern vermifst man ferner die Erhebung Tiweden und Colmården zwischen dem Wenern- und Wettersee und dem Hielmar- und Målarsee, da diese 7 Tagereisen breite Gebirgswaldwüste die alte Grenzscheide zwischen dem Volke der Gothen und Sueonen war.

Auf Blatt 25 steht Lützen statt Lötzen. Wenn wir dort Pr. Eilau gezeichnet finden, so vermissen wir ungern Pr. Friedland.

Für die verschiedenen Theile Deutschlands ist das 26ste Blatt ein verschiedenes, indem dies eine Specialkarte des bestimmten Theiles giebt; mir lag der Atlas vor, welcher für Schlesien, Sachsen, Brandenburg und Posen bestimmt ist. Die übrigen 5 Specialkarten sind für 10 Sgr. zu beziehen. Ueber diese habe ich jedoch kein Urtheil, da ich sie noch nicht zu Gesicht bekommen habe.

Berlin. R. Fofs.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

I.

Aus Oldenburg.

(Erläuterung und Entgegnung.)

Die Anklagen, welche in dem Osterprogramm 1862 der höhern Bürgerschule zu Oldenburg deren Rector Prof. Mommsen gegen die Oldenburgischen Schulzustände und Lehrerverhältnisse erhoben hat, haben ihren Weg auch in diese Zeitschrift gefunden (s. Septemberheft 1862 pag. 750), obgleich sie augenscheinlich weniger für das mit den betreffenden Einzelnheiten unbekannte „Ausland" berechnet waren; und so mag es denn wohl gerechtfertigt erscheinen, dieselben an dieser Stelle näher zu beleuchten.

Einsender ist weit entfernt, alle jene Anklagen als ungerechtfertigt darstellen und Oldenburg als das Eldorado der Lehrer und der Schulen anpreisen zu wollen; nein, auch hier findet sich vieles, was geändert und gebessert werden mufs, auch hier bleibt dem Lehrer mancher Wunsch für sich, für seinen Stand, für seine Anstalt versagt; wogegen er aber glaubt das Oldenburger Ländchen verwahren zu müssen, das ist jener Ton der Unzufriedenheit und Erbitterung, welcher gerade Oldenburg in allen Stücken als abschreckendes Beispiel hinstellt und mit keinem versöhnenden Worte irgend eine Besserung hoffen läfst. Es mufs in der That eine sehr üble Laune gewesen sein, in welcher Herr Prof. M. jene Auslassungen niederschrieb; unmöglich hätte er sonst auf die Taktik verfallen können, einzelne Vorzüge einzelner Staaten und Städte aufzuzählen, um dadurch zu dem Schlusse zu gelangen: *ergo* ist es in Oldenburg nicht auszuhalten! Als ob nicht viele andere deutsche Staaten dem Lehrer ebenso wenig Aussicht auf Avancement böten! als ob nicht viele andere Orte den Lehrer für seine materiellen Entbehrungen nicht entschädigten, weder durch leichte gesunde Luft noch durch schöne Umgebung noch durch ein fröhliches Durcheinander Aller! als ob nicht in vielen anderen Staaten die Theilnahme der Oberbehörden an dem Schulwesen eine weit geringere wäre! als ob nicht manche andere Gymnasial- oder gar Progymnasialstadt von den Eisenbahnen eben so weit entfernt läge wie wenigstens die Stadt Oldenburg! (denn Jever und Vechta möchten hierin allerdings wohl allen deutschen Städten den Rang streitig machen!) — Nun ja, es hat das Leben im hohen

Norden, an den Grenzen der deutschen Cultur und in der Abgeschiedenheit von den grofsen Verkehrstrafsen seine grofsen Schattenseiten; es tritt, wie hier zu Lande überhaupt mehr der Verstand als das Gefühl herrscht, das Interesse, welches doch unleugbar alle Gebildeten am Schulwesen nehmen, nicht mit wohlthuender Wärme und Lebendigkeit hervor: aber als einen Vorzug, und als wesentlichen Vorzug des Oldenburgischen Lehrers vor vielen vielen anderen, müssen wir — trotz Herrn Prof. M.! — gerade das Institut des Ober-Schul-Collegiums hervorheben und den Geist, der in ihm waltet. „Ein einziger energischer Mann" wird vieles rasch neuern und ändern können; aber sind Neuerungen auch stets Besserungen? und ist nicht für Schulen die Politik des gemäfsigten, bedächtigen Fortschrittes die einzig richtige? „Ein einziger energischer Mann" wird die durch Tüchtigkeit sich auszeichnenden Lehrer zu belohnen wissen, und sollte er die Mittel, Gott weifs woher, nehmen: aber ist er, der Einzelne, nicht zu leicht Irrthümern und Vorurtheilen ausgesetzt, um wirklich stets das Verdienst zu belohnen? und soll denn der durch Gelehrsamkeit und Talent minder hervorragende, vielleicht aus Bescheidenheit sich zurückhaltende, aber mit Pflichttreue und mit befriedigendem Erfolge wirkende Lehrer zurückgesetzt d. h. tief im Innersten seines Herzens gekränkt werden? Fürwahr, der einzelne Staatsdiener ist in seinem Amte nie besser geschützt, als durch ein Collegium, in welchem nicht Fachleute, sondern Männer zu entscheiden haben, welche ihr ganzes Leben lang gewohnt sind, allein nach dem Gesetze ohne Ansehen der Person zu richten! *Auch ist der sonst so oft vorkommende Mifsbrauch, dafs trotz des Collegiums ein einziger Fachmann gerade in den Personalien als Autokrat herrscht* und Gunst und Ungunst, Beförderung und Zurücksetzung austheilt, hier bei dem Geiste, der alle Behörden des Landes durchdringt und speciell bei der ganzen Einrichtung des O. S. C. nahezu unmöglich. Denn nicht blofs dafs dasselbe aus einer gleichen Anzahl von Juristen und Fachleuten besteht; den Vorsitz darin führt ein Jurist [1]), und alle Verordnungen, Erlasse, Beförderungen, Verweise etc. müssen collegialisch berathen und beschlossen werden und erhalten erst durch die Unterschrift des Vorsitzenden ihre officielle Gültigkeit. Wie demnach der Einsender gerade um dieser Einrichtung und um des Geistes der Gerechtigkeit unseres O. S. C. willen es noch nie bereut hat, vor Jahren vom „Auslande" her in den Oldenburgischen Schuldienst übergetreten zu sein; so glaubt er zugleich im Namen der bei weitem gröfseren Mehrzahl seiner oldenburgischen Collegen erklären zu können, dafs wir um keinen Preis unsere Oberbehörde mit dem Sultanat „eines einzigen energischen Mannes" vertauschen möchten.

Aber freilich, wenn auch dieser Vorzug unter Umständen — unbezahlbar ist, leben kann man allein davon denn doch auch nicht; und wir müfsten es Herrn Prof. M. Dank wissen, die Unzulänglichkeit der Lehrergehalte offen besprochen zu haben, wenn nicht die Art und Weise der Besprechung eine derartige wäre, dafs sie, statt an entscheidender Stelle zu Verbesserungen anzuregen, vielmehr Unlust und Verdriefslichkeit zu erzeugen und durch die Uebertreibungen Veranlassung zu geben geeignet erscheint, dafs das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und der Glaube erweckt werde, es sei eben zur Unzufriedenheit durchaus gar kein genügender Grund vorhanden. Denn wo in deutschen Landen wird der Lehrerstand ausreichend besoldet? ist

---

[1]) Präsident des Appellations-Gerichtes.

nicht in allen Staaten der Lehrer mehr oder minder der Paria unter den gebildeten Ständen? Dafs dies in Oldenburg aber nicht mehr als irgendwo anders der Fall ist und dafs im Gegentheil Oldenburg noch manchen Staaten als Muster aufgestellt werden könnte, werden folgende Zahlen leicht beweisen. Für das Gymnasium in Oldenburg gilt folgendes Gehaltsregulativ: Rector 1000—1500 Thlr., Conrector 800—1100 Thlr., 3 Lehrer à 700—1000 Thlr., 2 Lehrer 400—700 Thlr. Aehnlich ist das Regulativ für Jever; hier beziehen an Gehalt augenblicklich der Rector 1400 Thlr. (Maximum), der Conrector 1100 Thlr. (Maximum), der Tertius 950 Thlr. (18 J. Dienstzeit), der Quartus 650 Thlr. (9 J. Dienstzeit, darunter aber 5 J. mit 300 resp. 350 Thlrn. im „Auslande"!), der Quintus 500 Thlr. (Dienstzeit 3 Jahre), der Lehrer der neuern Sprachen 650 Thlr. (Dienstzeit 6½ J.), der Mathematikus 550 Thlr. (Dienstzeit 3 Jahre). Ein bestimmtes Regulativ gilt nun zwar für die höhere Bürgerschule, die eine städtische Anstalt ist, nicht; wenn aber der Rector 1100 Thlr. und freie Wohnung, die folgenden Lehrer resp. 900, 850, 700, 650 und 550 Thlr. an Gehalt beziehen, und wenn unter letzteren die drei älteren Lehrer ursprünglich nur Seminarbildung genossen und erst später auch einige Zeit die Universität besucht haben, so kann man gewifs behaupten, dafs das städtische Patronat seine Lehrer nicht schlechter als die vom Staate besoldeten Gymnasiallehrer zu stellen bestrebt ist. — Es lassen sich nun freilich bei den theureren Lebensverhältnissen im Norden diese Gehaltssätze nicht absolut mit denen jedes anderen, namentlich eines süddeutschen Staates vergleichen; aber im Allgemeinen will es uns doch nicht bedünken, als ob Oldenburg sich seiner Lehrerbesoldungen gerade mehr als jeder andere Staat zu schämen hätte.

Indessen wollen wir nun nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit die allgemeinen gerechtfertigten Wünsche resp. Klagen der Oldenburger Lehrer auszusprechen. Dahin können wir nun freilich nicht mit Herrn Prof. M. die Steuern u. s. w. rechnen; denn diese sind überall hart und drückend und würden bei ausreichender Besoldung natürlich gar nicht ins Gewicht fallen. Auch werden diese Abgaben zum Theil gerade durch die Wittwen-Casse so hoch, die doch im Prinzipe ein segensreiches Institut ist. Oder wer möchte lieber eventuell seine Familie der Gnade und dem Erbarmen des Staates überlassen, statt ihr eine vom Staate garantierte Rente zu kaufen? Wie aber für den Staat eine Rechtspflicht nicht vorliegt, für die Hinterbliebenen seiner Diener zu sorgen, so möchte das von Herrn Prof. M. angeführte Sachsen-Weimar mit seinen gesetzlichen Wittwenpensionen als Gratis-Zugabe zum Gehalte gewifs allein dastehen, und wären wir in der That neugierig, die „anständigen Fabrikherren" kennen zu lernen, die (notabene, ohne ihren Arbeitern regelmäfsig eine Quote am Wochenlohn zu kürzen!) sich der Hinterbliebenen der Arbeiter mit einer als Pflicht übernommenen Rente annähmen [1]). — Wohl aber kann es jüngeren Lehrern für das Aufrücken im Gehalte sehr hemmend werden, dafs zwei Lehrer nur bis 700 Thlr. (resp. 600 Thlr. in Jever) aufrücken können, — eine Bestimmung des Regulativs, die dem Hauptgrundsatze desselben, die Gehalte der ordentlichen Lehrer nicht nach

[1]) Ein besonderer Vorwurf der Oldenburger Wittwen-Casse war die durch Streben nach allzugrofser Sicherheit bedingte zu grofse Höhe der Beiträge. Durch die neue Organisation ist diesem Uebelstande abgeholfen, und werden schon nächstes Jahr pl. m. 20 pCt. der Beiträge abgängig werden.

den Stellen, sondern nach den Persönlichkeiten (Dienstalter u. s. w.) zu bemessen, geradezu zuwiderläuft. Man hört diese Stellung wohl mit der eines Auditors [1]) vergleichen; indessen sind die Aussichten des letzteren denn doch viel, sehr viel günstiger, und ist ja der Unterschied beider Stellungen auch prinzipiell dadurch ausgesprochen, dafs es für die beiden unteren Lehrer ein Maximum und ein Minimum giebt. Wir meinen, in einem kleinen Staate müfste unter den ordentlichen Lehrern ein solcher Unterschied nicht gemacht werden.

Dann aber — und hier treffen wir in der Hauptsache mit Herrn Prof. M. zusammen — stehen die Lehrergehalte nicht in richtigem Verhältnisse zu den Besoldungen der Justiz- und Administrativbeamten. Bilden doch die Amtsrichter und Amtmänner auch nur die unteren Stufen der höheren Staatsdienerschaft — und doch steht selbst noch nicht das Gehalt des Rectors im Maximum den Besoldungen jener gleich! Eine Erhöhung der betr. Maxima der Gehalte um 200 Thlr. würde erst diese Ungleichheit heben, abgesehen davon, dafs der Rector doch eigentlich den Mitgliedern der Oberbehörden gleich gestellt sein sollte! Und dem gegenüber darf man uns Lehrer nicht darauf verweisen, dafs wir früher angestellt werden und also eher ein Gehalt beziehen. Denn dieses liegt nur in den zufälligen Conjunkturen und gilt augenblicklich z. B. ebenso von den Theologen und Medizinern, die doch auch, was die Einnahmen betrifft, mit dem Lehrer nicht tauschen werden, wie denn für die Juristen diese goldne Zeit der frühen Anstellung noch nicht gar lange verschwunden ist; und dann mufs man doch auch erwägen, dafs mit dem Eintritt in das Gehalt der Staat uns Lehrern auch sofort die volle Last des vollen Amtes auflegt, während er von den Juristen wohl eine zweijährige Probe- und Uebungszeit, nicht aber die Uebernahme eines Amtes ohne Sold verlangt. Eine Abänderung des Regulativs in diesem Sinne könnte freilich, obgleich der sonst äufserst sparsame Landtag sich gegen die Schulen und die Lehrer in keiner Hinsicht hart gezeigt hat, vielleicht auf allerlei Schwierigkeiten stofsen, welche die Sache wenigstens hinausschieben würden; indessen liegt es ja auch jetzt in der Hand der Regierung, die Lehrer sehr rasch zu ihrem Maximum aufsteigen zu lassen und dadurch die im Regulativ liegende Zurücksetzung einigermafsen zu paralysieren.

„Der Geist aber, welcher solche und ähnliche Grundsätze unweiser Sparsamkeit diktiert, ist unsterblich", sagt Herr Prof. M. — Wenn wir dagegen, um in die Zukunft sehen zu können, einen Rückblick in die Vergangenheit werfen, so werden wir gern zugestehen müssen; dafs im vorigen Jahrzehend die Stellung der Lehrer hier einen gewaltigen Aufschwung genommen hat. Vor 15 Jahren bezog z. B. in Jever der Rector pl. m. 900 Thlr. und freie Wohnung (jetzt 1400 Thlr.), der Conrector pl. m. 650 Thlr. (jetzt 1100 Thlr.) und der Quartus pl. m. 350 Thlr. (jetzt 600—1000 Thlr.), und mufsten dazumal die Lehrer sich ihre Besoldung zum Theil aus Schulgeldern und — Leichengebühren zusammensuchen! Angesichts solcher Thatsachen glauben wir — im vollen Gegensatz gegen Herrn Prof. M. — zu der

[1]) Dies ist die erste amtliche Stellung des Juristen mit 420 Thlrn. Gehalt. Die Titel sind hier vielfach niedriger als anderswo; so haben wir auch an den Gymnasien nur Rector, Conrector, 3 Collaboratoren und (sonstige) Lehrer. Der Titel Gymnasialdirector für den Rector und Professor für den Conrector sind besondere Gnadenbezeugungen.

festen Hoffnung berechtigt zu sein, dafs, wenn auch in den letzten Jahren hie und da ein Stillstand eingetreten sein mag, doch die Oberbehörden in richtiger Würdigung der hohen Bedeutung des Schulwesens auch der Lehrer und des Lehrerstandes nimmer vergessen werden!

Ein Oldenburgischer Lehrer.

II.

Zwei Vorschläge.

In der gefälligen Zuschrift, durch welche Sie, geehrte Herren, zur Mitarbeit an Ihrer Zeitschrift einladen, bezeichnen Sie ausdrücklich als einen der Gegenstände, womit sich dieselbe zu beschäftigen habe, die Kritik der bestehenden Gymnasial-Einrichtungen. Erlauben Sie mir, Ihrer freundlichen Aufforderung folgend, zweierlei zur Sprache zu bringen. Aus der Feder eines Mannes, welcher seit mehr als fünf Jahren dem Gymnasio fern steht, können dergleichen Urtheile natürlich keine besondere Kraft beanspruchen; sie sind vielmehr blos Fragen an die Schulmänner, Bitten an dieselben, ihre Aufmerksamkeit da oder dorthin zu wenden.

Das Erste, was ich zu sagen habe, betrifft den Erlafs der mündlichen Prüfung beim Abiturienten-Examen. Es sind jetzt wol gerade zwanzig Jahre, seitdem derselbe begonnen hat, sich einzubürgern. Anfangs scheu und sehr vereinzelt hervortretend, von manchen Directoren spröde abgewiesen, hat er, wie ich glaube, erst nach dem Jahre 1848 allgemeinere Aufnahme gefunden und ist dann durch das Regulativ von 1856 bestimmt geregelt, seitdem aber auch sehr häufig geworden. — Die Zeit ist lang genug, um zu der Frage Anlafs zu geben, resp. die Beantwortung der Frage: was für Erfolge dieser Erlafs gehabt habe, zu ermöglichen.

Wie haben sich die durch denselben ausgezeichneten Abiturienten in den späteren Staatsprüfungen erwiesen? haben sie sich in denselben hervorgethan oder sind sie etwa gar hinter Andern zurückgeblieben?

Mir scheint das Letztere nicht unwahrscheinlich. Abgesehen von der grofsen Versuchung zum Dünkel, welche mit einer solchen Auszeichnung vor den Mitschülern fast nothwendig verbunden ist, und von der daraus folgenden weiteren Versuchung eines Nachlassens im Fleifse erleidet derjenige Schüler, welcher von der mündlichen Schlufsprüfung dispensirt wird, in der That einen Verlust.

Das Abiturienten-Examen hat ja doch nicht blos den Zweck, den Lehrern der Anstalt und dem Königl. Commissarius zu zeigen, welches Maafs des Wissens und Könnens ein einzelner Zögling während seiner Schulzeit erreicht habe, sondern auch denjenigen, diesen selbst zum Bewufstsein der eignen Kräfte zu bringen. — Es sind allerdings dieselben Lehrer, unter deren Führung er seit Jahren gearbeitet hat, die ihm dort als Examinatoren entgegentreten; aber der grüne Tisch, das Festgewand, der Ernst und die Feierlichkeit der ganzen Prüfung lassen ihn diese doch als etwas ganz Besonderes ansehen; dazu kommt die Anwesenheit des Schulrathes und die Wichtigkeit der Ent-

scheidung. Es gehört demnach eine ernste Sammlung, eine gewisse Festigkeit und Klarheit des Wissens dazu, dafs der Jüngling mit ruhigem Sinne in die Prüfung gehe und in derselben bestehe. Und wenn er bestanden hat, wenn es ihm gelungen ist, nachzuweisen, dafs er sieben bis neun schöne Lebensjahre gewissenhaft ausgekauft habe, dann geht er nicht so aus dem Examen, wie er in dasselbe eingetreten ist, sondern, wenn nicht sein Wissen, so ist doch sein Können in den wenigen Stunden erheblich gewachsen.

Wir Lehrer, denen es als kein so namenloses Unglück erscheint, dafs ein junger Mann sechs Monate später zur Universität gehe, sind zu leicht geneigt, die Wichtigkeit zu unterschätzen, welche das erste öffentliche Examen für denjenigen hat, der es ablegen soll. Wer aber in kleinen Städten dasselbe beobachtet, die Theilnahme der Mitschüler aus allen Klassen bemerkt, die im Corridore warten, die Quasi-telegraphen, welche im Augenblick die frohe Kunde über das Städtchen verbreiten, der kennt dieselbe. Und liegt nicht vielleicht selbst darin etwas Bezeichnendes, dafs wir gerade vom Abiturienten-Examen so oft und so ängstlich träumen?

Es ist also kein unerheblicher Gewinn, welchen diejenigen einbüfsen, denen die mündliche Abiturienten-Prüfung erspart wird und die dafür drei, als Mediziner fünf Jahre später zum ersten Male sich einem Staats-Examen unterziehen.

Aber auch der nächste Zweck der Prüfung — die Prüfung selbst wird nur sehr unvollkommen erreicht. Es ist bekannt, wie grofs die Neigung der Abiturienten ist, bei ihren schriftlichen Arbeiten zu täuschen, und wie wenig sich selbst die tüchtigsten Schüler ein Gewissen daraus machen, den Andern unter die Arme zu greifen. Auf den Tag werden fast überall Pilatus und Herodes Freunde. Nehmen wir aber einmal an, dafs alles ehrlich zugehe und jeder Lehrer mit Catonischer Strenge verfahre — meint denn wirklich jemand, dafs die schriftliche Arbeit ausreiche, um ein genügendes Urtheil über einen Menschen zu geben? Das Paradoxon: „der Stil ist der Mann“ kann unmöglich da angewendet werden, wo wir es mit Jemand zu thun haben, der noch keinen Stil hat und noch kein Mann ist. Es verlangt ja aber auch Niemand, dafs das Urtheil über den Abiturienten aus seinen schriftlichen Arbeiten allein gewonnen werde, wendet hier vielleicht Jemand ein; die Lehrer kennen ja ihren Zögling seit Langem, und der Schulrath hat ihr Zeugnifs über denselben, dessen Censuren obenein vorliegen und eingesehen werden können. Wenn dem so ist, lautet die einfache Antwort, dann brauchen wir kein Examen, keine Reise des Königl. Commissarius u. s. w. Die Lehrer werden über die Tüchtigkeit ihres Schülers „im Schriftlichen“ um so viel sicherer zeugen können, als sie zur Begründung ihres Erachtens seine Hefte vorlegen können. Dann kommt es so, wie die schlesischen, wenigstens die Breslauer Primaner *anno* 48 beantragten, dafs das Abiturienten-Examen wegfällt und die Herren Lehrer den Knaben wie vormals aus Quinta nach Quarta, so von Prima nach der Universität versetzen. In Oesterreich war es ja und ist es zum Theil noch so.

Fällt dieser Einwand, so stehen wir in der That vor der Frage, ob die schriftlichen Ausarbeitungen eines 17—20jährigen Menschen einen richtigen Blick in das geistige Wesen, ein Urtheil über seine Reife geben können; eine Frage, welche jeder Pädagog verneinen wird. Wie tief stehen z. B. deutsche Aufsätze eines Gymnasiasten in kleinen Städten, welcher das elterliche Haus nicht verlassen, über den Kreis desselben nie hinausgesehen hat, nicht nur unter denen anders geführter, älterer Mitschüler, sondern unter seiner eignen gei-

stigen Kraft. Wir nehmen ein anderes Beispiel. Ein Ordinarius der Prima, ohne eigne Frische des Geistes, mechanisch geschult, aber treu und fleifsig, setzte seine Schüler in den glücklichen Besitz einer Fülle Ciceronianischer Wendungen, Sätze u. s. f.; er lehrte sie auch, dieselben zu einem oberflächlichen Aufsatz über ein oder das andere Thema zusammenzusetzen. Was beweist nun der wohlgelungene freie lateinische Aufsatz? —

Wieder liefse sich fragen, ob, wenn ein Urtheil über das gesammte Wesen des Examinanden aus seinen Arbeiten nicht ermöglicht, die Tüchtigkeit im schriftlichen Ausdruck nicht das Wesentliche sei, hinter dem das Andere billig zurücktrete. Gewifs, wenn das Wissen mehr gilt als das Können, wenn wir der Schule und nicht dem Leben lernen, wenn wir die Bürger eines Staates erziehen, in dem die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit nirgends gilt. Ist aber das Gegentheil wahr, liegt Sinn in dem Ausruf des Dichters: o welche Tugend ist die Kunst der Worte, dann ist die Aufgabe, welche das Regulativ von 1856 an die mündliche Prüfung in der Geschichte und der Mathematik stellt, eine eben so anerkennenswerthe, wie ihre Lösung schwierig.

Ich habe bei meiner Hochachtung vor der Aufgabe des Gymnasiums, vor der ernsten Arbeit eines tüchtigen Lehrer-Collegiums und der Bedeutung der Abiturientenprüfung noch einen dritten Grund. Es geht wol Niemand, der einen Gast in seinen Garten geladen hat, demselben voran, um die besten Früchte noch schnell abzubrechen. Die Abiturienten-Prüfung hat auch Bedeutung für die Lehrer, für die ganze Anstalt; sie ist Selbstzeugnifs, Erndte, wie Sie wollen; sie giebt dem einzelnen Lehrer einen Maafsstab für die Beurtheilung seines Lehrganges; sie giebt sämmtlichen Lehrern Gelegenheit, dem gewöhnlich hoch verehrten — (wenigstens war es bei uns so) — Schulrath zu zeigen, wie sie ihr Werk angreifen. Dazu gehört doch aber, dafs man sich mit dem vollständigen Cötus zeige, nicht blos mit den Schwächeren. Den Schwächeren, so müssen wir annehmen, denn sind sie das nicht, so ist die Maafsregel eine ungerechte, vom Zufall abhängige. — Auch hier erlaube ich mir ein Beispiel anzuführen: ein neu errichtetes Gymnasium legt das erste Abiturienten-Examen ab; es liegt auf der Hand, dafs von einem Dispens von der mündlichen Prüfung nicht die Rede sein darf, denn die Anstalt mufs sich zeigen. Lehrer und Schüler haben bestanden. Sie werden ein Jahr später nicht wünschen, den Schein des Rückschrittes auf sich zu nehmen; es wird einen schweren Entschlufs kosten, ehe sie an die Dispense gehen. Aehnlich, wo ein neuer Director, ein neuer Lehrer für ein Hauptfach eintritt. Und was Einem recht ist, ist dem Andern billig.

Demnach frage ich im Interesse der Schüler, wie der Lehrer, in dem der Gründlichkeit und Gerechtigkeit der Prüfung: wäre es nicht gut, die mündliche Prüfung wieder zu einer obligatorischen zu machen? —

II.

Der zweite Gegenstand, für welchen ich Ihre Theilnahme in Anspruch nehmen möchte, ist der Unterricht in der polnischen Sprache.

Demselben kommt zunächst eine practische Bedeutung zu. Der Staat hat ein hohes Interesse daran, dafs die Bewohner der Provinzen mit gemischter Bevölkerung beider Landessprachen inne seien; er hat es doppelt da, wo es sich darum handelt, eine Million von Staatsbürgern, welche um ihre Vergangenheit trauern, über ihre Gegenwart grollen, zu versöhnen; denn versöhnt kann der Pole erst

werden, wenn wir mit ihm in seiner Sprache reden und ihm dadurch den Beweis wenigstens einiger Theilnahme für sein Leben und Leiden geben. Gereizt wird er, wenn sich zu den Mängeln der bureaukratischen Verwaltung, resp. zu ihren natürlichen Härten, unter denen ja auch wir Deutschen hier vieles leiden, die Bitterkeit fügt, die in der fremden Zunge liegt. — Es kann kein Vertrauen zu einem Manne in mir stark werden, mit dem ich durch einen Dolmetsch reden mufs. Es ist in der That ein räthselhafter Zug an einer Nation, welche wegen ihrer innern Abhängigkeit von allem Fremden, ihrer Uebersetzungswuth viel gescholten wird, auf ihre Empfänglichkeit und Theilnahme für Fremdes und Fernes sich viel zu Gute thut, dafs sie sich gerade nach Einer Seite hin so spröde und stolz abschliefst. — Es wird erzählt, dafs der verstorbene Wachler in Breslau in seinen späteren Jahren sein Bedauern ausgesprochen habe, dafs ihm, dem Verfasser einer Universalgeschichte der Literatur, eine ganze Sprachenfamilie fremd geblieben sei und dafs er zugleich erklärt habe, er wolle gern ein Jahrzehend seines Lebens darum geben, wenn er diese Lücke noch nachträglich ausfüllen könnte. Gewifs ist die kleine Anecdote bezeichnend. Es wiederholt sich täglich, dafs ein gebildeter Mann, der erröthen würde, wenn er von Racine, Corneille, ja von viel unbedeutenderen französischen Autoren nichts wüfste, seine ganze Bekanntschaft mit der polnischen Litteratur in den Namen Mickiewicz fafst, ohne jemals auch nur eine Dichtung von ihm gelesen zu haben. Doch mag das sein. Es ist Schwäche. Das aber ist keine Schwäche mehr, wenn man mit einem Volke unter gemeinsamem Dache wohnen will, ohne mit ihm zu reden. Es ist nicht wahr, dafs die Polen mit uns gleiches Recht haben, wenn sie nicht mit ihren Vorgesetzten in ihrer eignen Sprache reden dürfen. — Allerdings soll es nicht verschwiegen werden, dafs die Richter in unserer Provinz, wenn sie auch aus ganz fremden Provinzen herkommen, keine Mühe scheuen, bis sie das Polnische sich wenigstens nothdürftig angeeignet haben, aber unseren Verwaltungsbeamten dürfen wir das Gleiche nicht nachrühmen, noch viel weniger aber dem gesammten Personal der Unterbeamten.

Gefordert kann es von einem bei dürftiger Besoldung auf Nebenerwerb angewiesenen Manne nicht werden, dafs er einen früher nicht empfangenen Unterricht nachhole; er würde es nur dann thun, wenn die Ausfüllung der Lücke die unerläfsliche Bedingung für seine Anstellung wäre, und die Behörde würde ein Recht haben, solchen Zwang auszusprechen, wenn unsere Schulen die ausreichende Gelegenheit zur Erlernung der polnischen Sprache böten.

Auch um ihrer selbst willen sollte dieselbe gepflegt werden. Die hier eingebornen Kinder, um die es sich dabei zunächst und zumeist handelt, sind in der That beneidenswerth, da ihnen ein doppeltes Pfund in die Wiege gelegt wird. Es ist nichts Geringes, kann für ihre gesammte Geistesbildung nicht ohne Frucht bleiben, dafs sie neben ihrer Muttersprache von früh an eine zweite zu erlernen befähigt sind. Diejenigen, welche erst durch die Schule mit polnischen Kindern bekannt werden, haben noch immer den unendlichen Vortheil, dafs das Wort des Lehrers durch den Verkehr mit den Mitschülern ergänzt wird und jeder selbständige Versuch an diesem sein Correctiv findet. Das wird nicht häufig geboten und sollte höher geschätzt, sorgfältiger gepflegt werden.

Lohnt es denn aber die polnische Sprache auch wirklich?

Gewifs, schon, weil es eine Sprache ist, noch mehr, weil eine ganz fremde, die mit der germanischen nichts als einige ihr entlehnte Vocabeln gemein hat. In jeder Sprache, die wir lernen, sagt Rückert,

thut sich für uns eine neue Seite des eignen Geistes auf. Wie viel mehr gilt das von einer ganz neuen Sprachengruppe. In diesem Bezuge gebührt dem Polnischen gerade als Lehrgegenstand eine weit höhere Beachtung als dem germanischen Englisch oder dem romanischen Französisch. Es sei erlaubt, hier nur an Einiges zu erinnern, was schon bei Erlernung der Elemente ins Auge fällt. Die germanischen Sprachen sind reich an Vocalen, arm an Consonanten; die polnische dagegen hat bei einer auffallenden Armuth der Vocale einen seltenen Reichthum an Consonanten und Consonantenverbindungen; die germanischen decliniren fast gar nicht, die polnische hat nicht blos eine sorgfältig gefügte Declination des Nomens, sondern auch noch für das Adjectiv andre Formen als für das Hauptwort und mehr Casus als die übrigen Sprachen (zwei Ablativformen, localis und instrumentalis); ganz vorzügliche Feinheiten zeigt sie ferner in der Motion der Substantiva. Natürlich ist aus all' diesen Gründen die Erlernung der polnischen Sprache für den Deutschen schwer, und sie wird es in noch höherem Grade durch die ungenügenden Schulbücher, die wir bis jetzt haben, und durch den Mangel an Methode, den wir bei den meisten polnischen Sprachlehrern zu beklagen haben; aber Schwierigkeiten dürfen den Gymnasiasten nicht schrecken. Ob endlich die Literatur der Polen einer eingehenderen Beschäftigung würdig sei, darüber vermögen jetzt die Bemühungen von Woycke und Nitschmann, uns durch Uebersetzungen und Auszüge in dieselbe einzuführen, ein Urtheil zu gewähren. Sie seien hiermit empfohlen.

Wie es trotz aller dieser Verhältnisse, welche eine sorgliche Pflege der polnischen Sprache auf unsern Gymnasien gebieten sollten, damit stehe, ist bekannt. Wie ein kranker Mann schleppt sich der Unterricht in zwei wöchentlichen Stunden von Sexta bis zur Prima hinauf. Bei keiner Versetzung steht die Unwissenheit, selbst die Faulheit in diesem Lehrgegenstande im Wege und noch viel weniger beim Abiturienten-Examen. Will ja einmal der „polnische Lehrer" Ernst machen, so rettet der Dispens, welchen der Director unter besonderen Umständen ertheilen darf, den Bedrängten aus jeder Verlegenheit. Dieser Dispens dürfte nach meiner Meinung unter keiner Bedingung ertheilt werden, jeder Schüler mufs gezwungen sein, das Polnische mitzulernen. Das geböte schon die Achtung vor der Nationalität.

Aber die Sache ist nicht so einfach; denn verständige Eltern, gewissenhafte Lehrer werden den Dispens nur gewähren, wo es wirklich geschehen mufs, und diese Fälle sind häufig. In Sexta eingetreten soll das zehnjährige Kind zugleich Latein und Polnisch beginnen, ein Jahr darauf Französisch, im nächsten Jahre Griechisch. Nun lernt also der kaum zwölfjährige Knabe vier fremde Sprachen auf ein Mal und hat obenein auch noch die Elemente der Mathematik zu überwinden. Das ist zu viel. Längeres Verweilen in einer Unterclasse hilft allerdings, aber das ist ein zu hoher Preis.

Wie nun?

Ich meine, es sei auf die Frage zurückzugehen, wefshalb überhaupt lebende Sprachen auf dem Gymnasio getrieben werden und warum man sich trotz aller Gründe, welche dafür sprächen, mit Recht geweigert hat, zu der französischen die englische zu fügen. Dafs eine oberflächliche Kenntnifs derselben dem gebildeten Menschen unerläfslich, eine tiefere höchst segensreich, ja das in höherem Grade sei als die der französischen, das leugnet Niemand. Man sagt aber, es sei dem Jüngling leicht, durch späteren Privatunterricht in viel kürzerer Zeit und viel gründlicher Englisch zu lernen als auf der Schule, die nicht für jedes Bedürfnifs aufkommen könne. Das Französische werde

gelehrt, weil die Kenntnifs einer neueren Sprache das Verständnifs der alten, sowie der eignen Muttersprache erleichtere — aus formalen Gründen also; und eben defswegen reiche eine neuere Sprache aus.

Ich meine, es sei ferner gut, die Klagelieder der „französischen Lehrer" zu hören; ich habe selbst drei Jahre lang das Kreuz getragen, ein solcher zu sein. Sie beschweren sich ebenfalls über ihre zwei Stunden, den geringen Einflufs der Lection auf das Gesammturtheil über den Zögling. Sie haben ein Ziel, das sie nur unter besonders glücklichen Verhältnissen erreichen können u. s. f.

Wohlan denn; der Schlufs liegt nahe. Man entschliefse sich, in Posen, Preufsen (West-), Oberschlesien das Französiche gleich dem Englischen dem Privatunterricht zu überlassen, allenfalls facultativ wie das Hebräische zu treiben, und gewähre dem Polnischen als einem obligatorischen Lehrgegenstand die gewonnenen zwei wöchentlichen Stunden, so dafs dasselbe nicht unter vier Stunden für die Woche komme. Der sichere Gewinn wird nicht ausbleiben.

Schroda. K. Schneider.

III.

Historische Geographie als Unterrichtsgegenstand auf Gymnasien.

Als im Jahre 1849 durch den Rector und Professor Dr. Klee im Einverständnifs mit seinen Collegen und mit Genehmigung der Behörde der Lectionsplan der hiesigen Kreuzschule nicht ohne Einwirkung der im Gymnasialreformstreite gegebenen Anregungen so festgestellt wurde, wie er im Wesentlichen noch jetzt besteht, ward mir der vollständige Geschichtscursus in den 5 oberen Abtheilungen und daneben in der 5ten Abtheilung eine wöchentliche Unterrichtsstunde in der „historischen Geographie" übertragen in der Voraussetzung, dafs der eigentliche geographische Cursus in den 4 unteren Abtheilungen absolvirt werden könnte. Nach dem Wunsche des Rectors gab ich den Schülern eine Uebersicht der Menschenstämme (Rassen), der Völkerstämme, Völkerzweige und Völker der Erde. Bei der grofsen Bedeutung, welche die Nationalitäten in der europäischen Geschichte der letzten Jahrzehente gewonnen haben, schien eine Aufklärung über diesen Gegenstand, z. B. über indogermanische Völker, über die Verhältnisse der Germanen zu Romanen, Slaven, Magyaren, Rumänen u. s. w., für richtigere Auffassung der Geschichte und besseres Verständnifs unserer Stellung zu anderen Nationalitäten sehr zweckmäfsig. In den ersten beiden Jahren brachte ich jedesmal zwei volle Semester damit zu: ich war, wie gewöhnlich der Lehrer beim ersten Versuche, zu weitläuftig. Dessen ungeachtet hatte ich die Befriedigung, dafs sich die Schüler für diesen Gegenstand sehr interessirten und dadurch für den spätern Geschichtscursus vorgeschult wurden. Natürlich war der Unterricht durch wiederholenden Hinweis auf das, was die Schüler früher in der Geographie gehabt hatten, lebendiger und vielseitiger gemacht worden. Im 3ten Jahre konnte ich den Unterrichtsstoff in einem Semester bewältigen: im 2ten Halbjahre versuchte ich ein Bild der wichtigsten geographischen Veränderungen in der deutschen Geschichte zu geben, wodurch ebenfalls der besseren Orientirung für

den später folgenden Cursus der vaterländischen Geschichte vorgearbeitet wurde. Allerdings erhielt ich mir in dieser Stunde ganz freie Hand: nach dem Bedürfnifs wurde bald der eine, bald der andere Theil ausführlicher oder kürzer behandelt. Ja es kam auch vor, dafs während eines Jahrescursus das hier erwähnte Unterrichtsmaterial ganz unberührt bleiben mufste, da ich genöthigt war, den in den unteren Abtheilungen nicht ganz beendeten Cursus der allgemeinen Geographie zu absolviren. In diesem Falle suchte ich den nicht berührten Stoff, soweit es möglich war, in dem späteren Geschichtscursus in gelegentlichen Erläuterungen nachzuholen.

Ich habe diese Mittheilung über eine seit 12 Jahren gemachte Erfahrung hier deshalb gegeben, um meine Amtsgenossen, welche Geschichtsunterricht geben, darauf aufmerksam zu machen. Vielleicht findet sich auch anderswo Gelegenheit, den Nutzen eines solchen speciellen Unterrichts in der historischen Geographie zu erproben oder wenigstens diesen Beziehungen beim Geschichtsunterricht mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als es gewöhnlich der Fall ist.

Dresden. K. G. Helbig.

IV.

Zu Verg. Georg. I, 141 seq.

Jupiter, sagt Vergil Georg. I, 121 seqq., hat dem goldenen Zeitalter ein Ende gemacht; unter ihm lernten die Menschen die Aecker bestellen, Jagd und Fischfang betreiben:

v. 139 *tum laqueis captare feras et fallere visco*
inventum et magnos canibus circumdare saltus;
atque alius latum funda jam verberat amnem
alta petens, pelagoque alius trahit umida lina;

So Ribbeck.

Schon die alten Erklärer zweifelten, ob „*alta petens*“ mit dem Vorhergehenden oder dem Nachfolgenden zu verbinden sei. Wir lesen bei Servius: *nonnulli „alta petens“ ad maris piscationem applicant, ut prima pars: „funda jam verberat amnem“ fluminis piscatio videatur: „Alta petens pelagoque alius trahit humida lina“, de mari dixerit.* Er selbst scheint also die Verbindung nicht zu billigen und demnach „*alta petens*“ zum Vorhergehenden zu ziehen. Dafs diese Verbindung den Vorzug verdiene, hat Wagner in der gröfsern Ausgabe gegen Heyne aus der Stellung von „*que*“ nachgewiesen. In den Quaest. Vergil. p. 553 dagegen und in der kleinern Ausgabe hat er seine frühere Ansicht zurückgenommen, da man „*altum* oder *alta petere*“ nur von den zur See Fahrenden sage, vielmehr sei auch hier eine bei Vergil sehr häufige Verbindung ungleichartiger Satzglieder durch *que* (*et* u. s. w.) anzunehmen, und *pelago* sei epexegetisch hinzugefügt. An der Verknüpfung ungleichartiger Satzglieder durch *que* u. s. w. bei Vergil kann freilich nicht gezweifelt werden, allein nimmermehr können wir zugeben, dafs dem Dichter eine Tautologie aufgebürdet wird, wie sie hier durch die Epexegese entstehen würde: „Auf die hohe See fahrend und zwar auf dem Meere“! Nur die gänzliche Rathlosigkeit konnte Wagner auf diese Erklärung führen. —

Scheint es nun also, als ob „*alta petens*" zu v. 141 gehört, so macht doch die Erklärung dieser Worte wieder Schwierigkeit. Ladewig bemerkt: „Der *latus amnis*, dem man sich jetzt zuerst anvertraute, kam dem Schiffer wie das Meer vor, daher hier der Ausdruck *a. p.*" — eine Erklärung, die sich nach Ameis durch ihre Einfachheit empfiehlt. Allein dem Dichter ist hier ein Gedanke untergeschoben, den er nicht gehabt haben kann. Es steht doch fest, dafs er nur sagt, sowohl auf dem Flusse als auf dem Meere sei Fischfang betrieben worden. Schien nun wirklich der Flufs jenen Menschen schon ein Meer zu sein, wie hätten sie zu gleicher Zeit die Fahrt auf das Meer gewagt? Oder soll der Dichter von Zaghaften und Kühnen sprechen? Wie käme dieser Gedanke hierher und wodurch wäre er angedeutet?

Somit bliebe nur übrig, wieder auf Vofs zurückzugehen, der „*alta*" von der Tiefe versteht und übersetzt:

> Dort nun fuhr in die Tiefe des breiten Stromes das Wurfnetz
> Rauschend hinab, ...

Aber dieser Auffassung widerstrebt der Gebrauch von *alta petere*; bei Vergil wenigstens wird „*alta petere*" nur vom Fahren auf die hohe See gesagt. Man vergleiche die schon von Wagner angezogenen Stellen Aen. VII 362. VIII 691. IX 81. Will man aber wissen, wie der Dichter sich ausgedrückt haben würde, wenn er die Tiefe des Meeres verstanden wissen wollte, so lese man z. B. Aen. VIII 67 *ima petens* und IX 119 seq.:

> *.. aequora ..*
> *ima petunt.*

Wir glauben, dafs der Text corrumpirt ist. Man lese:

> *atque alius latum funda jam verberat amnem,*
> *alta petens alius pelago trahit umida lina;*

und alles ist in Ordnung. Dafs Umstellungen nicht selten in den besten Handschriften vorkommen, kann man leicht aus der *varia lectio* bei Ribbeck ersehen. Stand nun in einer Handschrift: *alta petens pelago alius t. u. l.*, so war nichts natürlicher, als dafs ein Abschreiber, um den Hiatus zu beseitigen, ein „*que*" einschob, wie es aus gleichem Grunde häufiger geschehen ist, z. B. Aen. I. 668. Ein passendes Beispiel der Umstellung und der daraus hervorgegangenen Corrumpirung giebt G. IV 254 *continuo est aegris alius color; horrida voltum*
alius a
D. m. Der Mediceus hat *aegris color horridus alia vultum* ..; offenbar ist hier *horridus* aus *horrida* corrumpirt, weil *alia* darauf folgt.

Wegen der Zusammenstellung von *alta* und *pelagus* verweisen wir schliefslich auf Aen. II. 203 seqq.:

> *... tranquilla per alta*
> *angues*
> *incumbunt pelago.*

P. Lissa. O. Hanow.

V.

Zu Cic. de senect. 18, 65.

Die Worte *at sunt morosi et anxii et iracundi et difficiles senes si quaerimus etiam avari sed haec morum vitia sunt non senectutis* interpungirt Tischer: „*at sunt — senes: si quaerimus, etiam avari. Sed — senectutis*; Lahmeier setzt vor *si quaerimus* Komma statt Kolon; Sommerbrodt hat Semikolon. Orelli in der ersten Ausgabe hat hinter *senes* ein Punkt, und fährt dann fort: *Si quaerimus, etiam avari! — Sed haec morum — senectutis*, ebenso Otto, so dafs mit *sed* ... die *refutatio* beginnt. Dafs die Worte „*at sunt — senes*“ eine *anteoccupatio* bilden, ist klar, dafs aber mit *sed haec morum* ... die Widerlegung eingeführt wäre, in hohem Grade unwahrscheinlich. Seyffert schol. lat. p. 140 citirt die Stelle mit Auslassung der Worte „*si quaerimus, etiam avari*“ und sagt dann weiter: „Ein solches *sed* erledigt sich nur dadurch, dafs man davor ein *fateor* ergänzt“. Ich glaube vielmehr, dafs gerade die ausgelassenen Worte auf das Richtige führen. Man interpungire so: *at sunt — senes. — Si quaerimus, etiam avari; sed haec morum vitia sunt, non senectutis*, und die Form der *anteoccupatio* und *refutatio* ist diejenige, von der Seyffert l. c. kurz vorher gesprochen hat, in welcher nämlich der Einwurf scheinbar eingeräumt, dann aber durch ein beschränkendes *sed* oder ein eine Ausnahme statuirendes *nisi* vernichtet wird. Zu diesen Formeln gehört unter vielen anderen auch das *fateor*, das S. ergänzen will, und wofür noch p. Sull. § 23. p. Quint. § 65. p. Cluent. § 97 verglichen werden mag; aber die Ergänzung ist nach der vorgeschlagenen Interpunction unnöthig. Den Einwurf „*at sunt — senes*“ widerlegt Cato so, dafs er denselben durch „*si quaerimus, etiam avari*“ nicht nur einzuräumen, sondern sogar zu überbieten scheint; dann aber durch das folgende *sed haec morum vitia sunt, non senectutis* in seiner Unhaltbarkeit nachweist. Zudem macht sich das *si quaerimus* auf der Seite desjenigen, der den Entwurf macht, sehr wunderlich; denn ein Einwurf soll nicht herausgesucht erscheinen, sondern möglichst auf der Hand liegen: dagegen sind die Worte im Munde des widerlegenden Cato ganz treffend, indem er gleichsam sagt: „Du hast den Greisen hübsch etwas aufgepackt (man beachte das Polysyndeton in der *anteoccupatio!*), wenn es denn einmal herausgesucht werden soll (hier pafst „bei Licht besehen“ nicht wohl), so will ich Dir noch eins sagen, es giebt auch *avari* unter den Greisen; aber das sind alles Fehler des Characters, nicht des Alters.“

Prenzlau. Schaeffer I.

Am 15. December 1862 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstrafse 47.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Ueber die Schulordnung des Gymnasiums zu Bunzlau.

In dem Centralblatt für die gesammte Unterrichtsverwaltung in Preufsen, herausgegeben von Stiehl, 1862, Juni und Juli, las man zuerst eine für das neu errichtete Gymnasium zu Bunzlau verfafste Schulordnung, welche auch in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat und im Interesse des Gymnasialwesens gewifs eine Besprechung in dieser Zeitschrift verdient.

Dem Unterzeichneten sind bis jetzt vier öffentliche Aeufserungen darüber bekannt geworden. Die erste findet sich in dem Osterprogramm des Gymnasiums selbst von 1862, wo es in der Einleitung zu der dort vollständig abgedruckten Schulordnung heifst: „Nachdem der Herr Prov. Schulrath Dr. Scheibert die in das Ressort des Hochlöbl. Prov. Schulcollegiums übergegangene Anstalt vom 31. Oct. bis 3. Nov. 1860 einer Revision unterzogen hatte, bewies er sein wohlwollendes Interesse für die weitere Entwickelung des Gymnasiums zunächst dadurch, dafs er selbst eine umfassende Schulordnung entwarf und dem Lehrer-Collegium zu sorgfältiger Berathung übergab. Aus letzterer fast unverändert hervorgegangen wurde dieselbe nach erfolgter Genehmigung von 1861 ab eingeführt. Die Erfahrungen des vergangenen Schuljahres haben die Zweckmäfsigkeit und den wohlthätigen Einflufs der neuen Einrichtung so deutlich herausgestellt, dafs der Wunsch entstand, durch den Abdruck der Schulordnung eine noch exactere Beobachtung und Ausführung derselben zu ermöglichen. Der Herr Prov. Schulrath hatte die Güte, dem bezüglichen Antrage seine Zustimmung zu ertheilen." Ferner wird in Langbein's Pädagog. Archiv, 1862, Heft 4 p. 310 die neue Schulordnung kurz charakterisirt und zugleich auf Scheibert's frühere pädagogische Schriften verwiesen. Sodann bezeichnet in derselben Zeitschrift, Heft 9 p. 690, Herr Prorector Dr. Schmidt in Schweidnitz die Schulordnung kurz mit dem Prädicat „trefflich",

bemerkt jedoch dabei, dafs sie sich bei einem neu zu organisirenden Lehrer-Collegium eher durchführen lassen werde als bei einem schon länger bestehenden, wo dies schwieriger sein dürfte. In dem nämlichen Hefte findet sich nochmals ein vollständiger Abdruck der Schulordnung.

Diesen Urtheilen, von denen eines unbedingt beifällig lautet und daneben die Entstehungsart der Schulordnung angiebt, stellt sich nun ein sehr weit abweichendes gegenüber. Nämlich am 31. August 1862 haben sich (vgl. Neue Jahrbücher f. Philol. u. Pädag. 1862, Heft 9) nicht wenige in Greifswald versammelte Gymnasiallehrer nach einer Besprechung der Bunzlauer Schulordnung, wobei manches Einzelne darin als gut, wenn auch nicht neu, anerkannt wurde, über das Ganze dahin ausgesprochen, dafs es „eine wahrhaft beklagenswerthe pädagogische Verirrung“ sei.

Welche von den genannten Beurtheilungen trifft nun das Richtige oder das Richtigere? Sollte man nicht denken, die Leute, welche mitten in der Sache verkehren und tagtäglich — bei der erstaunlichen Spezialisirung, welche in dieser Schulordnung herrscht, ist dies in der That kaum übertrieben — irgend einen Paragraphen oder eine Nummer eines solchen anwenden, diese müfsten am besten wissen, was sie daran haben, und ob sie zweckmäfsig ist oder nicht? Gewifs können sie über den Erfolg besser urtheilen als wir aufsen stehende, also auch besser als unsre verehrten Herren Collegen in Pommern. Aber es giebt denn doch einige Bedenken. Einmal führt darauf die Geschichte von der Abfassung, Berathung und Genehmigung der Schulordnung; ferner der Umstand, dafs eine Zeit von $1\frac{1}{4}$ Jahr zum Wahrnehmen von Resultaten auf einer Schule etwas kurz ist; endlich, und das ist die Hauptsache, möchte ich an den Ausspruch erinnern, dafs ein Kranker auf drei Arten gesund werden kann, nämlich ohne, mit, und trotz ärztlicher Hülfe; denn es wäre wohl denkbar, dafs die von der Schulordnung wenig geachtete Persönlichkeit der Lehrer mehr zu dem guten Erfolg beigetragen hätte als die Schulordnung selber; ja dafs wohl auch manche Bestimmung derselben übersehen und dennoch, oder vielleicht eben deshalb, etwas Befriedigendes erzielt worden wäre. Und so dürfte die obige Frage nicht ganz ohne Weiteres im Sinne des neuesten Bunzlauer Programmes entschieden werden müssen.

Wir werden am besten thun, das streitige Object selbst näher anzusehen und eben so von Bunzlau und Stettin wie von Greifswald unabhängig zu prüfen.

Umfassend genug ist diese Schulordnung; darin hat das mehrerwähnte Programm vollkommen Recht. Sie enthält nämlich in ihren sechs Hauptabschnitten 95 Paragraphen, von denen vierzehn noch in zusammen 50 Unterabtheilungen zerfallen, und aufserdem 33 Anmerkungen; dazu kommt als siebenter Abschnitt die Ordinariats-Ordnung in 3 Paragraphen; in zwei Anhängen folgen dann 1) die Turnordnung in 21, und 2) die Schulgesetze in 25 Paragraphen. Für die Anfertigung von Tabellen zu verschiedenen Zwecken sind 7 Schemata vorgeschrieben. Also kein

Mangel an Vorschriften und an Memorirstoff für den executirenden Lehrer.

Das Ganze wird durch folgende Vorbemerkung eröffnet: „Damit die Schule eine christliche Gemeinschaft und nicht ein Aggregat von Schulklassen und Lehrerpersönlichkeiten werde, sind die dazu geeigneten Mittel und Institutionen in einer für Lehrer und Schüler gleich sehr verbindlichen Schulordnung festzustellen.“ Das Attribut der Schulordnung ist wohl nur aus dem Streben nach Numerus hervorgegangen, also ein phraseologischer Zusatz; denn entweder versteht sich die allgemeine Verbindlichkeit ganz von selbst, oder im anderen Falle steht es sehr schlecht [1]). Auch das „sind ... festzustellen“ klingt entweder wie ein Selbstgespräch des Verfassers oder so, als würde aufser der hier gegebenen Schulordnung noch eine zweite, eine noch festzustellende, verlangt; und das wäre in der That zu viel. Doch das sind Kleinigkeiten. Viel wichtiger ist der vorangeschickte Zweeksatz; in diesem steckt der Kern der Sache. Wir wollen übersehen, dafs das „Aggregat von Schulklassen und Lehrerpersönlichkeiten“ nicht einen aufwiegenden Gegensatz zu der „christlichen Gemeinschaft bildet, und nur das Wort „Lehrerpersönlichkeiten“, aber zusammen mit der Negation „nicht“, schärfer ins Auge fassen. Dies Wort, statt des einfachen „Lehrern“ gesetzt, scheint in der That nicht blos phraseologische Geltung zu haben, sondern absichtlich geschrieben zu sein, um schon hier darauf hinzuweisen, was im Folgenden immer klarer wird, dafs durch die Schulordnung ein möglichstes Zurückdrängen der Persönlichkeit, des Individuellen in den einzelnen Lehrern, und der Charakterunterschiede zwischen ihnen bewirkt werden solle. Die Persönlichkeiten — ich gebe zu, nicht die Personen — gelten dem Herrn Verf. als die Haupthindernisse einer Gemeinschaft, wie sie allerdings mit Recht von einem Lehrercollegium gefordert wird. Da haben wir einmal wieder das leidige Verwechseln von Einerleiheit mit Einheit, von Gleichheit mit Symmetrie, von Einklang mit Harmonie, ein Vergessen der Thatsache, dafs ein lebendiger Leib nur aus lebendigen Gliedern bestehen kann, die, ein jedes auf seine besondere Art, für das Gedeihen des Ganzen wirken.

Sollten nun diese gefährlichen Persönlichkeiten nach Möglichkeit unschädlich gemacht werden, so kam es darauf an, ihnen durch eine grofse Menge von Einzelvorschriften das *liberum arbitrium*, was man doch wahrlich nicht immer durch „Willkür“ übersetzen darf, zu nehmen. Wie dies geschieht, wird die weitere Betrachtung zeigen.

Am wenigsten noch tritt das genannte Streben in Abschn. I, der „Lehrordnung“, hervor, welche überhaupt am allgemein-

---

[1]) So lautet nachher auch § 21, der erste in der „Schulregierungs-Ordnung“, folgendermafsen: „Jeder Schüler ist verpflichtet, die ihm eingehändigten Schulgesetze zu beobachten.“ Eine nachdenkliche Bestimmung! Sie sagt entweder gar nichts oder etwas sehr Schlimmes.

sten gehalten ist und sich nicht als eine schon fertige hinstellt, sondern als eine werdende ankündigt. Das ist zu loben. Es heifst am Schlufs: „Sie“ (die vorher charakterisirte Lehrordnung) „ist im Zusammenhang zu berathen ... und von Zeit zu Zeit immer wieder nach den inzwischen gemachten Erfahrungen zu berathen.“ Wenn aber vorher als eine der Aufgaben der Lehrordnung genannt wird, sie solle „genau begränzen: c) Zahl und Art der den Schülern wöchentlich abzufordernden schriftlichen und mündlichen Aufgaben, um Lücken wie Ueberschreitungen in den Pensen zu verhüten und die Schüler vor Willkürlichkeiten und Ueberbürdungen, vor dem Vielerlei und vergeblichen Arbeiten zu bewahren“, so wird doch hier ein gutes Theil von dem vorweg genommen, was je nach dem augenblicklichen Bedürfnifs, nach der Fassungskraft der Schüler, nach der gröfseren oder geringeren Schwierigkeit des gerade vorliegenden Objects u. s. w., dem Ermessen des Lehrers anheim gestellt bleiben mufs. In Betreff der schriftlichen Arbeiten ist es bekannt, dafs manche Lehrer sehr geneigt sind, hierin zu viel zu verlangen; daher sind gegen diesen Misbrauch eben so, wie gegen die entgegengesetzte Nachlässigkeit in demselben Puncte mitunter geeignete Mafsnahmen erforderlich, und wenn diese nicht, was mir als das Beste erscheint, dem wachsamen Auge des Directors überlassen werden sollen, so mögen sie durch gemeinschaftliche Berathung getroffen werden. Aber wie steht es denn mit den „mündlichen“ Aufgaben? Hoffentlich ist anzunehmen, dafs darunter die Memorir-, Präparations- und Repetitions-Aufgaben gemeint sind, und nicht etwa die Antworten der Schüler auf vorgelegte Fragen in der Lehrstunde. Ein vernünftiger, unbefangener Mensch wird freilich diese absurde Annahme nicht machen, aber einer, der sich alle einzelnen Bestimmungen dieser Schulordnung hat einprägen müssen, könnte doch in seiner daher entspringenden Aengstlichkeit auf den Gedanken kommen, er müsse auch für „Zahl und Art“ dieser mündlichen Aufgaben eine bindende Norm haben, um ja nichts zu verfehlen. Obendrein steht ja vorher, die Lehrordnung solle „genau begränzen“ (*sic*) „b) eine möglichst genaue Charakteristik der mit den Schülern vorzunehmenden mündlichen und schriftlichen Uebungen“, wodurch die angegebene Aengstlichkeit noch etwas gröfser werden mufs. Es ist ein Glück, dafs bei aller der verlangten „Genauigkeit“ wenigstens das Wörtchen „möglichst“ noch eine Stelle gefunden hat; sonst möchte die verheifsene Lehrordnung leicht zu einem vollständigen Lehrbuch der Didaktik anschwellen; denn die „mündlichen und schriftlichen“ Uebungen umfassen doch so ziemlich alle Uebungen, die überhaupt auf einer Schule gemacht werden können, aufser denen im Turnen, und es gehören so dazu eigentlich auch die Aufgaben, deren Zahl und „Art“ nachher noch einmal genau bestimmt werden soll.

Es folgt Abschn. II, die „Conferenz-Ordnung“. Hier wird obenan als Zweck der Lehrer-Conferenzen hingestellt, „Einheit in Unterricht und Zucht unter allen Collegen hervorzurufen

und zu erhalten". Dagegen ist nichts einzuwenden; das soll und mufs überall einer der Zwecke sein, welche die Conferenzen zu erfüllen haben, und hauptsächlich deshalb ist es ein Mangel, wenn irgendwo wirklich zu wenig Conferenzen gehalten werden. Dieser Fehler ist hier ganz vermieden; denn es sind als regelmäfsig zu halten vorgeschrieben: 1) Wochenconferenzen an jedem Sonnabend; 2) alle 6 Wochen eine Rangordnungsconferenz; 3) dreimal jährlich eine Censurconferenz; 4) zu Ostern eine Versetzungsconferenz für jede einzelne Classe; 5) Fachconferenzen, und zwar eine solche jedesmal beim Beginn des Schuljahres, um „für jeden Gegenstand die Zeit der Abgabe und Rückgabe der schriftlichen Schüler-Arbeiten und die Stunden zu bestimmen, zu denen die Schüler eine mündliche und häusliche Aufgabe erhalten sollen" (Arbeitskalender) — was hier unter „mündlicher Aufgabe" verstanden wird, zumal unter „mündlich und häuslich", ist mir nicht klar —, ferner aber jährlich mindestens eine andere Fachconferenz über einen Lehrgegenstand nach einem vorangegangenen „Probelehren". Davon später. Endlich noch 6) aufserordentliche Conferenzen nach Bedürfnifs und Ermessen des Directors.

Daraus ist ersichtlich, dafs in Bunzlau gewifs genug conferirt werden wird. Zwar sollen manche dieser Conferenzen mit einander verbunden werden, oder die eine der andern wegen ausfallen (wobei ich bemerke, dafs zwischen § 3, Anm. 1 und § 6, 1 ein Widerspruch stattfindet); genug aber ist es gleichwohl. Als Zweck der Wochenconferenzen ist festgestellt: „alle Lehrer der einzelnen Classen über die Sittlichkeit, den Fleifs und die Leistungen jedes Schülers in Kenntnifs zu erhalten [1]), ferner, Abweichungen von der Schulordnung von Seiten der Lehrer oder Schüler zur Sprache zu bringen [2]), und endlich, geeignete Mafsregeln für erziehliche Einwirkung auf einzelne Schüler oder ganze Classen, wie auch für Wirksamkeit der Schulordnung zu berathen. Im letzteren Passus ist unstreitig die hier gegebene Verordnung bezeichnet, und es geht daraus hervor, welchen grofsen Werth diese auf sich selber legt. Der folgende § 5 knüpft etwaige Abänderungen derselben an gewisse Formen, gegen welche nichts zu sagen sein würde, wenn nur nicht eine grofse Anzahl minutiöser Bestimmungen vorhanden wäre, deren Wegfall wahrhaftig ohne vorhergegangene achttägige Meditation ohne Weiteres in derselben Sitzung, wo der Vorschlag gemacht worden ist, füglich beschlossen werden könnte. Doch das mag sein; es ist aber des Besprechungsstoffes so viel gegeben, dafs, wenn man nun noch die unvorhergesehenen Sachen, ferner die mitzutheilenden Verfügungen der Behörden, die Meinungs-Differenzen u. s. w. mit

---

[1]) Die gesperrten Worte sind in dem Texte selbst nicht gesperrt, aber sie stehen doch so da und enthalten, namentlich in Betreff der Leistungen, eine wirklich starke Forderung.

[2]) Hier wünschte ich, es stände „Ordnung" statt „Schulordnung"; denn man weifs nicht, ob die Ordnung der Schule, was gut wäre, gemeint ist, oder diese vorliegende „Schulordnung".

in Anschlag bringt, eine beträchtliche Zeit auf die Wochenconferenzen allein wird verwendet werden müssen. Und, gleichviel ob so oder so, wäre es denn nicht viel einfacher und natürlicher, aus dem unmittelbaren Leben der Schule den jedesmaligen Stoff der Berathung zu nehmen? Werden denn nicht der Director und die Lehrer am besten wissen, was jedesmal noth thut? Mufs ihnen alles verordnungsmäfsig in den Mund gelegt werden?

Wir kommen nun zu dem vorher erwähnten „Probelehren", wovon sich die Schulordnung sehr viel verspricht. Ich habe gehört, dafs eine ähnliche Einrichtung, aber glücklicherweise unter anderm Namen, an einer Seminarschule mit Nutzen bestanden hat oder noch besteht; das Genauere über den Hergang ist mir nicht mehr gegenwärtig; hier an unserm Orte wird derselbe folgendermafsen vorgeschrieben (§ 8): „Das Probelehren geschieht in einem Unterrichtsgegenstand durch alle Classen in möglichst kürzester [1]) Frist hinter einander von den betreffenden Lehrern vor dem Director, allen Fachlehrern und allen denjenigen Collegen, welchen irgend dazu freie Zeit vom Unterrichte beschafft werden kann. Die Lehrer haben eine halbe Stunde lang zu unterrichten und ihr Unterrichtsverfahren nach möglichst vielen Seiten hin darzulegen [2]), die andere halbe Stunde zu repetiren, um die erreichten Resultate [3]) zur Anschauung zu bringen. Zugleich werden die Uebungshefte der Schüler zur Ansicht vorgelegt". Können wohl die anwesenden Richter in einer Stunde den Inhalt dieser Hefte, vielleicht 30 oder mehr, mit Einsicht prüfen und zugleich auf die Feinheiten des Unterrichts genau genug merken, um nachher mit einigem Ernst das zu thun, was nun weiter folgt? — „Wenn alle Classen durchgegangen sind, so erfolgt [4]) die Fach-Conferenz, in der jeder Lehrer das Recht [5]) hat, Anfragen über das Wahrgenommene zu stellen, so wie auch seine etwa differirenden Ansichten über Methode zur Erörterung zu bringen. Als Zweck dieses Probelehrens und der darauf folgenden Fach-Conferenz ist möglichste Einheit der Methode und Vervollkommnung des Lehrplanes im Auge zu behalten."

Diese Veranstaltung mag auf den ersten Blick für den pädagogischen Künstler etwas Anlockendes haben, und in der That müfste man einmal einen solchen Probelehrgang mit durchmachen, um genau zu wissen, wie sich die Sache in Wirklichkeit ausnimmt. Aber einigermafsen läfst sich auch schon so schliefsen, dafs der etwa gehoffte Nutzen zu den mancherlei Inconvenienzen der Einrichtung in einem nicht allzu günstigen Verhältnifs stehen werde. Und dafs der Verf. selbst nicht so ganz sicher darüber gewesen ist, zeigt, beiläufig bemerkt, der dreima-

[1]) Richtiger „kurzer".
[2]) Für die zugemessene Zeit etwas viel verlangt.
[3]) Wie vorher.
[4]) folgt?
[5]) Es ist zu loben, dafs nicht statt dessen „die Pflicht" gesagt ist.

lige Gebrauch des Wortes „möglichst". Der Hauptübelstand ist auch hier wieder die ausgesprochene Absicht, die Subjectivität des einzelnen Lehrers nach Kräften zu beseitigen, und eine sogenannte Einheit der Methode zu begünstigen, welche, wenn sie erreicht werden könnte, in der Praxis als Einerleiheit erscheinen und dann geradezu schädlich wirken würde. Aber sie wird nicht erreicht, und wozu dann die ganze Sache? Ist es denn nicht viel räthlicher, wenn jeder Lehrer sich seine Methode — versteht sich, an gewisse ganz allgemeine und längst bekannte Normen gebunden — durch Erfahrung und Uebung selbst bildet, folglich auch sich frei und ungezwungen darin bewegt, als wenn er aus Furcht, gegen die Dogmen der allein selig machenden Methode zu verstofsen, unsicher und schwankend wird? Und selbst einzelne entschiedene Fehler, die der verständigste Lehrer machen kann, schaden viel weniger, als ein Unterricht, der, vor dem *Richterstuhl der Methode* ohne Makel, doch des freien und frischen Wesens entbehrt, welches aus der gebildeten Eigenthümlichkeit des Lehrers lebensvoll hervorgeht. Was aber das gegenseitige Verbessern anbelangt, so giebt niemand leichter als ich zu, dafs jeder von dem andern immerfort lernen kann und soll, der ältere von dem jüngern eben so wie umgekehrt; aber es ist ein *gewaltiger Unterschied, ob das auf die eine oder die andere Art geschieht. In dem Lehrer-Collegium, dem ich anzugehören* die Ehre habe, ist dergleichen während *meiner langen Schullauf*bahn unzählig oft vorgekommen und oft mit dem besten Erfolg, aber ohne diese oder eine ähnliche künstliche Veranstaltung, vielmehr im täglichen Verkehr, bald mehr scherzhaft, was gar nicht schadet, bald ernsthaft, mitunter auch wohl in der Conferenz, allein stets ungesucht und frisch heraus. Dazu ist freilich ein freundliches und herzliches Verhältnifs zwischen den Personen der Lehrer erforderlich, wie es, Gott sei Dank, unter uns stets geherrscht hat und noch herrscht. Dabei glaube ich bemerkt zu haben, dafs sich dergleichen Gespräche und gegenseitige Erinnerungen viel seltener an die beim öffentlichen Examen oder ähnlichen Productionen gemachten Wahrnehmungen anschlossen, als an anderweitig zu Tage kommende Eigenthümlichkeiten, weil wohl jeder richtig fühlte, dafs in jenen ersten Fällen der „auftretende" Lehrer nicht ganz *sui similis* ist, sondern mehr oder weniger an Befangenheit leidet. Dies letztere dürfte wohl auch beim Probelehren der Fall sein. Und überhaupt fürchte ich, wenn, wie hier, dergleichen gegenseitige Erinnerungen an eine amtliche Vorschrift gebunden werden, so treten gar leicht folgende Misstände hervor. Einmal werden in den betreffenden Conferenzen die leidigen Methodenschwätzer [1]) hauptsächlich das Wort führen, die bescheideneren aber und die, welche verstockt genug sind, ihre eigene wohlüberlegte Methode nicht verlassen zu

[1]) Niemand zu Leide! Die Schulordnung ist gewifs nicht für das jetzige Lehrer-Collegium allein bestimmt, sondern soll dasselbe überdauern.

wollen, werden am liebsten schweigen; und dann wird die Frucht solcher dienstgehorsamen Methodenbesprechungen gar leicht gerade das Gegentheil von einer gröfseren Einheit der Methode sein, theils wegen der natürlichen und löblichen Abneigung gegen das viele leere Stroh, das bei solchen Gelegenheiten gedroschen zu werden pflegt, theils aber, weil auch unser ehrenwerther Stand nicht ganz und gar von Eigensinn freizusprechen ist. Und aufser dem allen verlangt doch ein alter geübter Lehrer nichts Unbilliges, wenn er nicht alle Jahre von neuem officiell examinirt werden will; das mufs doch einmal im Leben aufhören. Der ordentliche und tüchtige Lehrer examinirt sich selber am besten und schärfsten, täglich und stündlich; er weifs am allergenauesten, wo ihn der Schuh drückt, und wird, wenn mich nicht alles trügt, gar oft bei und nach seinem „Probelehren" die für ihn sehr belustigende Bemerkung machen, dafs seine richtenden Herren Collegen dies und jenes Aeufserliche und Nebensächliche aus seiner Probeleistung herausgreifen, ohne dabei, sei es aus freundlichem Tact oder aus Mangel an scharfer Beobachtung, das *punctum saliens* zu berühren. Und dann ist eben wieder eine Zeitlang umsonst geredet worden, was heut zu Tage nichts seltenes, aber auch nichts erfreuliches ist. Zum Schlufs nun noch dies, dafs mir, mag man sonst denken wie man will, der Name „Probelehren" höchst unglücklich gewählt zu sein scheint. Denn die Schüler wenigstens sollten es doch nicht amtlich erfahren, dafs nicht sie, sondern ihre Lehrer auf die Probe gestellt werden. Ich meinerseits würde mich, wenn's sein müfste, auch davor nicht fürchten, und mancher andere gewifs eben so wenig, aber *in thesi* taugt es doch nichts und mufs also auch nicht sein.

Wir kommen nunmehr zu den beiden „Gemeinschaftsordnungen", welche in Abschn. III und IV als „christliche Gem." und „anderweitige (sociale) Gem." auftreten. Ueber Form und Inhalt der Ueberschriften will ich trotz mancher Versuchung dazu mit dem Verf. nicht rechten, vielmehr gleich zur Sache selbst übergehen. In Abschn. III enthalten die 6 ersten Paragraphen (§ 9—14) Einzelvorschriften über die Zahl und Einrichtung der Schul-Andachten (täglich zwei in den einzelnen Classen, beim Beginne und am Schlusse des Schultages, am Sonnabend zum Schlufs eine gemeinsame umfangreichere mit Ansprache), Kirchenbesuch, Abendmahl, Schulfeierlichkeiten, und liturgische Andachten, diese zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Bei den täglichen Classen-Andachten soll die ganze Woche hindurch auf das nächste Sonntags-Evangelium Bezug genommen werden, wobei auf den Stoff verwiesen wird, welchen das Gesangbuch für höhere Schulen vom Director Klix in Glogau enthält. Da mir dies nicht bekannt ist, so vermag ich über die Art jenes Bezugnehmens nicht zu urtheilen und nehme das Beste an; ganz bescheiden aber und unvorgreiflich möchte ich doch bemerken, dafs das absolute Ausschliefsen jedes anderen Stoffes mitunter eine rechte Zwangsjacke werden kann, z. B. wenn plötzliche Ereignisse Stimmungen hervorrufen, in denen die Bezugnahme auf irgend ein anderes Bibel-

wort gewifs das Herz der Schüler mehr ergreifen kann, als jene gebotene. Und warum sollten überhaupt andere, meinetwegen für eine bestimmte Periode ausgewählte, Bibelstellen, namentlich auch, wenn es einmal Perikopen sein müssen, die Episteln nicht eben so geeignet sein? — Gegen die Menge der Classenandachten will ich nichts weiter sagen, als dafs mir persönlich allerdings eine solche an jedem Tage, und zwar am Morgen, völlig zu genügen scheint; es ist nicht ohne Beispiel, dafs das viele Beten ein Feind des rechten Betens geworden ist, und nicht alles und jedes, was in einem Hause oder in einer geschlossenen Erziehungsanstalt mit Fug und Recht, auch mit Erfolg, geschieht, pafst ohne weiteres auf die öffentliche Schule. Doch das ist eben nur eine Meinung. Dagegen sollte gewifs der Inhalt der von dem Director oder den Religionslehrern am Sonnabend zu haltenden Ansprache nicht ebenfalls ihnen förmlich vorgeschrieben sein, und namentlich scheint es von diesen Ansprachen zu viel verlangt, wenn es heifst, durch sie solle der Schüler befähigt werden, „den inneren Zusammenhang der gesammten Classen-Andachten der Woche aufzufassen". Man bedenke nur, wie viel damit gesagt wird, um einzusehen, dafs factisch sehr wenig damit gesagt ist. Eben so klingt nach Phrase, was in der Anmerkung zu diesem Abschnitt steht: „Dem wahrhaft christlich gesinnten Lehrer wird sich unwillkührlich der Zusammenhang des Kirchenjahres mit dem Schuljahre erschliefsen etc." Mir für meine Person ist zwar der Zusammenhang des Kirchenjahres mit dem gesammten christlichen Leben, auch mit dem in der Schule, ziemlich klar, aber der Zusammenhang mit dem Schuljahr als solchem will sich mir auch nach einigem Nachdenken, geschweige denn unwillkürlich, durchaus nicht „erschliefsen". Entweder mufs ich also an meiner Gesinnung irre werden oder das Gesagte für mindestens unklar halten. Dagegen ist dabei eins in der That tröstlich; man findet doch hier einmal eine Appellation an die Persönlichkeit des Lehrers. Und eben so tröstlich stellt der — freilich auch in hohen Worten abgefafste — Schlufsparagraph (§ 15) als Wesentlichstes auf, dafs das christliche Leben in der Anstalt nicht als „Veranstaltung", sondern als eine „innere Nothwendigkeit" erscheine. Ja wohl! Wenn nur nicht eben gar so viel „Veranstaltetes" in dieser Schulordnung wäre!

Abschn. IV giebt (§ 16—20) die Einrichtungen an, welche „das Bewufstsein einer Gemeinschaft wecken, fördern und erhalten" sollen. Die drei zuerst aufgestellten betreffen die Beaufsichtigung der Schüler aller Classen durch alle Lehrer, erstens unmittelbar vor dem Beginn des Unterrichts und im „Respirium" um 10 Uhr, zweitens in den zum Nacharbeiten bestimmten zwei wöchentlichen Stunden, drittens für einzelne auswärtige Schüler in deren Privatwohnungen, und viertens auf dem Turnplatze, wobei überall ein wöchentlicher Wechsel zwischen den einzelnen Lehrern stattfinden und jeder von ihnen eine Woche lang diese Aemter alle zugleich verwalten soll. Man mufs annehmen, dafs bei dem Bau des neuen Schulgebäudes darauf gesehen wer-

den wird, dafs sich die zuerst genannte Aufsicht ordentlich ausführen lasse. Aber auch dann liegt eine praktische Schwierigkeit darin, dafs der jedesmalige Ephorus seine eigene etwa zu gebende Lehrstunde nicht eher anfangen kann, als bis alle seine Collegen die ihrigen begonnen haben, und damit hier keine Störung eintrete, ist die äufserste Pünctlichkeit aller Lehrer erforderlich und ein Wegfallen jedes Unterschieds im Beginn der Stunde zwischen den obersten und untersten Classen. Es wird daher wohl die Spezial-Aufsicht der einzelnen Lehrer nicht fehlen dürfen, und man wird, glaube ich, bald dahin kommen, auf diese letztere mehr Werth zu legen. Indessen neben derselben mag die General-Aufsicht immerhin ihr Gutes haben. In dem dritten der oben angegebenen Fälle kann ich mir dagegen von dem wöchentlichen Wechsel der Lehrer durchaus kein günstigeres Resultat versprechen, als wenn die „einzelnen auswärtigen" Schüler bestimmten einzelnen Lehrern bleibend überwiesen werden; denn nur hierdurch kann sich ein für die Erziehung förderliches Verhältnifs zwischen Lehrer und Schüler bilden, ein sittliches Band, ein innerliches Interesse, während jene Einrichtung des Wochenwechsels hier durchaus einen mehr polizeilichen als pädagogischen Charakter an sich trägt.

Was in § 19, 1 speziell von dem Turnunterricht gesagt wird, so wie die als Anhang beigegebene „Turnordnung", lasse ich unberührt, weil ich in diesem Gegenstand nicht bewandert genug bin und weil eine Besprechung desselben von competenter Seite in diesen Blättern zu hoffen ist. Dafs auch hier „ein Lehrer in abwechselnder Reihenfolge auf dem Turnplatze zugegen sein soll, um auch das Turnen als Angelegenheit der Schule darzulegen etc.", ist schon bemerkt worden. Für den Chorgesang, wovon § 19, 2 spricht, ist zwar diese Bestimmung nicht wiederholt, wohl aber wird von allen Lehrern eine „lebendige und soweit möglich thätliche Theilnahme" gefordert; freilich ohne zu sagen, worin sich die „Lebendigkeit" dieser Theilnahme. wenn sie nicht „thätlich" ist, kund geben solle. In § 20 endlich ist von den „auf (?) Turnen, Gesang, .. Jugendspiele und Jugendarbeiten .. organisirten und ausgestatteten" Schulfesten die Rede; die dazu gefügten Anmerkungen sind mit allerhand allgemeineren Hinweisungen — oder, wenn der Verf. lieber will, „auf" solche — ausgestattet, welche theilweise anerkennen, dafs nicht alles von oben her construirt werden kann; manches darunter versteht sich indessen von selbst, und die Anm. 2. enthält eine etwas schwebende Behauptung, welche die Einrichtung des oben angegebenen Wochenwechsels nochmals empfehlen soll.

Doch wir müssen weiter gehen und zu Abschn. V, der „Schulregierungs-Ordnung", kommen. Dieser Abschnitt ist der umfangreichste — er geht von § 21 bis § 81 — und zerfällt in drei Theile: A. für alle Schüler (§ 21—51); B. für die Ordnungsschüler; C. für die Beziehung der Schule zum Hause. In diesen drei Stücken, von denen das letzte die genannte Ueberschrift etwas gezwungen trägt, entfaltet sich der erfinderische Geist der

Schulordnung in einer erstaunlichen Menge von Einzelvorschriften, welche zum Theil in ihrer Künstlichkeit und Kleinlichkeit einen eben solchen Eindruck machen, als es ein Bauplan thun würde, bei dem der Baumeister gleich vorgeschrieben hätte, wo in jeder Stube die Schildereien und Schränke stehen sollen. Und wäre einer so vorsorglich, das zu thun, so wird er doch wahrlich nicht sagen, der künftige Bewohner dürfe seine Commoden nicht mit der Vorderseite gegen die Wand stellen.

Um den Leser nicht noch mehr, als es bisher vielleicht schon geschehen ist, zu ermüden, verlasse ich die Reihenfolge und nehme Einzelnes, was besonders bemerkenswerth scheint, in Betracht. Dazu gehört zunächst das Institut der „Ordnungsschüler", d. h. solcher Schüler, die bestimmte ihnen angewiesene amtliche Obliegenheiten regelmäfsig zu erfüllen haben. Es sind das: 1) in jeder Classe ein Custos (auf $\frac{1}{4}$ Jahr eingesetzt), 2 bis 3 Tutores (auf 6 Wochen), ein *Praecentor* und einige Adjutores; aufserdem 2) für die gemeinsamen Schul-Andachten einige Praecentores. Der Custos (§ 53), der etwa dem Classen-Primus andrer Schulen entspricht — denn ein solcher existirt in Bunzlau nicht, indem dort alle sechs Wochen die Rangordnung neu bestimmt wird —, ist der Vermittler zwischen der Classe und dem Ordinarius; er hat das Classenbuch zu besorgen, er „*behält die Schlüssel zum Classenspinde* [1]) *in Aufsicht*", *fertigt wöchentlich* Zusammenstellungen aus dem Classenbuche an, ordnet die *Geschäfte* der einzelnen Tutoren etc. *Diese* letzteren (§ 54) haben unter seiner Aufsicht alle Schulutensilien (deren einzelne Aufzählung nicht vergessen ist) zu beschaffen, auszutheilen und wegzulegen, die schriftlichen Arbeiten „tischweise" einzusammeln, ihrerseits wieder die übrigen Schüler (nach der Reihe) zum „Wegtragen und Abholen der Hefte [2]), wie auch zu anderweitigen Diensten für die Classe", z. B. Schwammreinigen etc., anzuweisen, in den Zwischenminuten und „Respirien" die Aufsicht zu führen, und endlich die „etwa vergessenen" Bücher der Schüler zu sammeln [3]) und zu verwahren. Das Amt der „Praecentores" bestimmt sich von selbst. Die „Adjutores" (§ 57) „werden verwandt, wenn man einem leicht störenden oder leicht gestörten Schüler einen ruhigen Nachbar, einem schwachen Schüler eine Beihülfe bei seinen Arbeiten [4]), einem unordentlichen einen Mahner beigeben will."

Gegen die Ansicht, dafs eine rührige Theilnahme der Schüler

---

[1]) „Spinde" ist ein Provinzialismus für „Schrank".

[2]) Diese Einrichtung contrastirt auffallend, aber nicht zu ihrem Nachtheil, damit, dafs neuerdings anderswo zwei Väter über diese Verwendung ihrer Söhne Beschwerde geführt haben und nicht unbedingt abgewiesen worden sind. In diesem Fall ging freilich die Anordnung von einem Lehrer, unter Genehmigung des Directors, aus, in Bunzlau von den amtlich bestellten Tutoren.

[3]) Bei 2—3 Tutoren wird also auf ziemlich viel dergleichen gerechnet.

[4]) Das ist von sehr zweifelhaftem Werthe.

an dem Aufrechthalten der Ordnung im Allgemeinen recht nützlich sei, habe ich gar nichts einzuwenden; aber — *quod fieri potest per pauca non debet fieri per multa*; hier ist im Einklang mit der Vorbemerkung zu Abschn. V, B. „die Schule mufs (?) zum Zwecke ihres Gemeinschaftslebens möglichst viele (!) Schülerämter schaffen“ die Sache ins Extrem getrieben. Es kommt beinahe so heraus, als bestünde eine Classe aus einigen hundert Schülern, die nur durch ein solches System von Beamten in Ordnung gehalten werden könnten. Nach meiner Erfahrung kann das allermeiste dieser Quisquilien von dem Primus, anderes unter dessen Beistand von dem Lehrer selbst sehr leicht, ohne alle diese Weitläuftigkeiten, bewerkstelligt werden, und für die Ordnung im Ganzen und Einzelnen sorgt entschieden besser das Auge und der verständige Tact des Lehrers, selbst in einer zahlreichen Classe. Und nun hat die Schulordnung an diesen Bestimmungen für die Ordnungsschüler noch nicht genug; es giebt noch speciellere, z. B. für das Abgeben der schriftlichen Arbeiten. Da heifst es § 28: „Die Abgabe der schriftlichen Arbeit erfolgt an dem dazu festgesetzten Tage [1]) unmittelbar nach der Morgenandacht an den Primus der Bank, der jedes Heft ansieht, ob die verlangte Arbeit in demselben ist, und sie nach der Rangordnung legt“. — Es würde wahrlich eine arge Frechheit dazu gehören, ein Buch ohne die verlangte Arbeit abzugeben; und käme es wirklich alle Jahr vielleicht einmal vor, wird es dann der Lehrer nicht merken? — Weiter: „Ein Ordnungsschüler geht zu den einzelnen Primen und nimmt die Hefte in Empfang, wobei der Primus die Namen derjenigen nennt, welche die Arbeit nicht abgegeben haben, und gleich hinzusetzt“ — was denn? Das Object folgt in dem Satze mit „wenn“ —, „wenn die Betreffenden abwesend sind [2]). Ein anderer Ordnungsschüler (Custos) schreibt die genannten Namen (auch mit dem Vermerk „abwesend“) auf einen Zettel, welcher den Heften beigelegt wird. Der betreffende Lehrer [3]) notirt zugleich dieselben Namen in's Classenbuch unter der Rubrik „nicht geleistet“, auch mit dem Vermerk „abwesend“ an der Stelle des Buches, wo die Aufgabe verzeichnet steht, und unterstreicht die Namen derer, welche wegen Abwesenheit die Arbeit nicht abgegeben haben. Der erstere Ordnungsschüler bringt sogleich [4]) die Hefte mit dem Zettel [5]) auf das Lehrerzimmer, von wo sie im Respirium von den Schülern nach der Reihe, über deren Innehalten der Custos

[1]) Auch das thut die Schulordnung ein für allemal in § 24, 3.

[2]) Hat denn der Lehrer keine Augen? Oder sitzen etwa 50 Schüler auf einer Bank?

[3]) Glücklicherweise hat dieser auch etwas dabei zu thun.

[4]) Er mufs also das Schulzimmer verlassen und so — hoffentlich — ein Stück der Lehrstunde versäumen. Was würde es denn schaden, wenn die Hefte bis zu Ende der Stunde liegen blieben, wie anderswo?

[5]) Nochmals erinnert.

wacht [1]), zum betreffenden Lehrer gebracht, und von dem [2]) sie an dem bestimmten Tage durch einen Schüler wieder abgeholt werden."

Ich bitte die Herren Collegen in Bunzlau aufrichtig um Verzeihung, wenn ich es unbegreiflich finde, warum sie bei der Berathung der Schulordnung diesen Paragraphen nicht mit einem *Quorsum haec tam multa?* einfach beseitigt, oder nicht wenigstens stark geändert haben. Das letztere kann ich freilich nicht wissen; indessen ein stilles Begräbnifs wäre wirklich das beste gewesen. Aber, wird man einwenden, „es mufsten ja „möglichst viele" Schülerämter geschaffen werden, damit die Ordnungsschüler etwas zu thun haben". Sonst suchte man die Leute für die Aemter; hier umgekehrt. Man wird kein Wort weiter über diesen Gegenstand verlangen.

Aufser den „Ordnungsschülern" kennt die Schulordnung, damit es nicht an verordneter Ordnung [3]) fehle, auch noch „Ordnungsbücher", und zwar nicht etwa nur für die untersten Classen, sondern durch das ganze Gymnasium. Denn es heifst § 22: „Jeder Schüler empfängt ... ein Ordnungsbuch". Dafs dessen Beschaffenheit genau angegeben ist, dafs gesagt und vorgemalt ist, wie es liniirt und rubricirt sein soll, mit: „Aufgegeben; wann?; zu wann?; *Bemerkungen*", kann man sich ohne Weiteres denken; doch es hat sein Gutes, dafs das *Schema* dasteht, weil wir erst daraus sehen, dafs das Ordnungsbuch nichts anderes ist, als was bei anderen Sterblichen „Aufgabenbuch" heifst, und für ganz kleine Schüler als brauchbar, für erwachsenere aber, und besonders für die der obersten Classen, theils als unnütz, theils als geradezu schädlich betrachtet wird. Allein der anspruchsvollere Name, so wie die Ausdehnung des Gebrauchs, rührt wohl mit daher, dafs es zugleich als Correspondenzmittel zwischen Schule und Haus dienen soll. Denn unter der in jenem gehörig liniirten und schematisirten Buche enthaltenen Rubrik „Bemerkungen" soll der Ordinarius (nicht etwa ein anderer Lehrer) etwaige Notizen an die Eltern gelangen lassen. Natürlich ist auch wieder vorgeschrieben (§ 63), worauf diese Notiz sich erstrecken soll und was nicht darin gesagt werden darf, und ferner soll (§ 64) „in der Regel eine solche Notiz .. nur in Folge einer Besprechung mit allen Classenlehrern in der Wochenconferenz gegeben werden". Wieder ein Fangstrick für die Subjectivität der einzelnen Lehrer und selbst des *Ordinarius!* Es ist zu verwundern, dafs nicht auch verordnet ist, was der einzelne Lehrer thun soll, wenn ihn der Vater eines Schülers nach diesem

---

[1]) Nach § 54, 4 soll dies ein Tutor thun.

[2]) Eine verwunderliche Construction!

[3]) Als ein tüchtiger und von dem alten Zelter sehr geschätzter Musiker diesem einstmals eine Composition zur Beurtheilung gab, in welcher zu Anfang das Wort „Heilig" gar zu oft wiederholt war, sagte der Altmeister: „Heilig ist gut, viel Heilig sehr gut, zu viel Heilig wird langweilig."

fragt. Dem Geiste der Schulordnung gemäfs müfste er antworten: „Lieber Herr, ich mufs erst den Herrn Ordinarius fragen; dieser mufs in der Conferenz am nächsten Sonnabend mit den übrigen Classenlehrern über Ihren Sohn sprechen, und dann wird er Ihnen im Ordnungsbuche unter der Rubrik „Bemerkungen“ Auskunft geben“. So müfste er antworten; denn nach § 63 sollen in jene Rubrik vom Ordinarius „solche Schülervergehungen für die Eltern zur Benachrichtigung eingeschrieben werden, auf deren Abstellung diese mitwirken können, als häufiges zu spätes Kommen, Unordnung in Büchern und Sachen [1]), Vergefslichkeit, wiederkehrend nachlässiges häusliches Arbeiten, sich häufendes Nacharbeiten — (nie aber einzelne Fälle von Betragen oder Unaufmerksamkeit und Unthätigkeit in der Schule) und jede von der Conferenz beschlossene Schulstrafe“. Warum die gewifs schlimmeren Dinge, wie schlechtes Betragen (denn dies soll wohl unter dem absoluten „Betragen“ verstanden werden) und dergl., nicht den Eltern mitgetheilt werden sollen, und in wie fern die Eltern nicht auch diese abstellen helfen könnten, vermag ich nicht einzusehen. Oder legt man etwa in Bunzlau auf die Vergehungen gegen die „Ordnung“ mehr Werth als auf die gegen die Sitte? Das ist unglaublich. Eher möchte ich annehmen, dafs der Nachdruck jener Parenthese auf dem Worte „einzelne“ liegen soll, um den Lehrer, der natürlich nicht von selbst Tact genug hat, um Wichtiges von Unwichtigem, Habituelles von Zufälligem zu unterscheiden, vor Mifsgriffen und Ueberschätzung von Kleinigkeiten zu warnen.

Unter den Anweisungen, welche der Ordinarius zu Anfang des Schuljahres den Schülern geben soll, ist auch der über die Form der Hefte gedacht (§ 24, 4); mag sein; aber damit nichts vergessen werde, ist in Parenthese zugesetzt: „Blauer, fester Umschlag mit weifser Titel-Vignette und Namen und Gegenstand darauf, reines Löschblatt, beschnitten und in den zur Correctur abzuliefernden Büchern weifses — nicht Concept-Papier“. Die Fürsorge geht ins Weite. Und solcher Dinge finden sich noch gar manche. So z. B. § 68, wonach die für die Censur und Versetzung zu machenden Probearbeiten „auf gleichem Papier, bis Tertia incl. auf halbgebrochenem Quart, in II. und I. auf halbgebrochenem Folio-Format etc.“ angefertigt sein sollen; und § 75, Anm. 2: „Der Director ergänzt sich die Liste“ (der zum Versetzen vorgeschlagenen Schüler) „mit farbiger (!) Bezeichnung ... und merkt zugleich durch ein hinzugefügtes (+) oder (—) an, wo etwa nach seiner Ansicht einzelne Arbeiten zu strenge, oder zu milde beurtheilt worden sind“. Also auch der Director darf nicht beliebige Tinte und beliebige Zeichen anwenden.

Allein noch übertroffen wird das in § 60, wo es heifst: „Um den Schülern, resp. Eltern auch die nur in Strichen und Zeichen gegebene Correctur leicht verständlich zu machen, werden alle Correcturen und Correctur-Zeichen mit farbiger Dinte und die

[1]) Diese beiden Sachen sind nicht eben sehr logisch unterschieden.

Correctur-Zeichen von allen Lehrern auf gleiche Weise gemacht und zwar etc."; und nun folgen diese Zeichen, etwa acht, in deutlichen Abbildungen nebst Erklärungen. In der Anmerkung werden drei Hauptarten von Fehlern statuirt, die am Rande durch drei besondere Zeichen vermerkt werden sollen, mit der Anweisung, jede dieser drei Arten besonders zu summiren. Ferner aber mufs (§ 61), wenigstens in den oberen Classen, das Urtheil des Lehrers, weil es eine Charakteristik der Leistung für Schüler und Eltern sein soll, nicht mit Symbolen oder Zahlen, sondern mit Worten bezeichnet werden. Die dazu bestimmten classificirenden Prädicate „sehr gut, gut, befriedigend, nicht ganz befriedigend, unbefriedigend" scheinen mir passend gewählt und zweckmäfsiger zu sein als die hier zu Land für die Censuren vorgeschriebenen. In den beiden oberen Classen mufs immer, und zwar vor dem classificirenden Prädicate, eine Charakteristik der Arbeit stehen. Auch dies ist ganz gut; nur die Betonung des „vor" ist wieder auf Rechnung des Verordnungs-Fanatismus zu schreiben.

Abgesehen nun von diesen zu billigenden Bestandtheilen der Correctur-Ordnung, ist es denn dem Verfasser oder den Berathern der Schulordnung gar nicht in den Sinn gekommen, daran zu denken, dafs hier die Grenze des Heilsamen in der Gesetzgebung weit überschritten wird? Ich wenigstens traute meinen Augen kaum, als ich aufser den übrigen Uniformstücken der Schulordnung auch noch uniforme Correcturzeichen fand. Aber es ist wirklich so. Die armen Lehrer müssen zu andern Sprachen auch noch die Hieroglyphik der gemeinsamen Correctursprache lernen, sie dürfen auch hierin nicht einmal ihrem eignen Geschmack folgen, das ohnehin ermüdende Geschäft des Corrigirens — das einzige, worüber selbst der eifrigste Lehrer wohl einmal seufzen darf, ohne seine Pflicht zu verletzen — wird ihnen noch mehr zur Last gemacht. Aber, heifst es, diese neue Sprache ist nicht allein für die Schüler, die sich allenfalls an die verschiedenen Zeichen der verschiedenen Lehrer gewöhnen könnten, sondern auch für die Eltern bestimmt, und darum eben steht dieser Paragraph in dem Capitel von der Beziehung der Schule zum Hause. Dieser Einwurf gründet sich meiner unmafsgeblichen Meinung nach — es sei mit aller sonstigen Achtung vor der Einsicht und Erfahrung des Verfassers gesagt — auf eine sehr sanguinische, wo nicht kindliche Hoffnung. Ich möchte wohl wissen, wie viele Väter oder gar Mütter sich die Mühe nehmen werden, diese todten Zeichen zu studiren und von ihnen geleitet den Irrgängen in dem Gehirne ihrer Söhne nachzuspüren, zumal da die allermeisten von ihnen schwerlich zu der Classe derjenigen gehören, welche vermöge ihrer allgemeinen Bildung für dergleichen Studien Neigung und Uebung darin besitzen können. Es wäre ja nichts mehr zu wünschen, als dafs man den Eltern mehr Interesse an dem, was ihre Kinder in der Schule thun, beibringen könnte; aber durch dieses Mittel wird gewifs hierin nichts erreicht, und aufserdem ist es noch fraglich, ob gerade auf die-

sem Gebiete, dem der grammatischen, lexicalischen und anderen Fehler, wo schon unter den verschiedenen Lehrern verschiedene Ansichten genug existiren, ein Mitreden von Seiten der Eltern heilsam sein würde. Wenn irgendwo, so hat hier das *„ne sutor supra crepidam“* seine Stelle. Jedoch auch innerhalb der Schule selbst ist der Versuch, eine völlige Gleichmäfsigkeit in dieser Beziehung herbeizuführen, ein unglücklicher. Lassen sich denn die verschiedenen Arten von Fehlern, namentlich in den höheren stilistischen Uebungen der oberen Classen, so genau classificiren, wie es jene Gleichmäfsigkeit verlangt? Oder ist das etwa gar in dem vorliegenden Verzeichnifs von Fehlerclassen geschehen? Keineswegs. Man müfste da noch gar manches andere Zeichen und manche andere Combination von Zeichen erfinden, um die möglichen Fälle zu erschöpfen. Wenn z. B. in einer Schülerarbeit solche Stilproben vorkommen, wie in § 34 der Schulordnung, wo es in Bezug auf die Nacharbeitstunden heifst: „Nach Verlauf einer Stunde werden alle entlassen und: 1) Diejenigen, welche bei fleifsiger und unausgesetzter Arbeit doch nicht fertig geworden sind, unterstrichen mit dem Vermerk „nicht ganz geleistet. N.“ 2) Diejenigen, welche leichtfertig die Zeit hingebracht [1]) und darum mit der Arbeit nicht fertig geworden sind, werden nicht unterstrichen, und bei ihrem Namen bemerkt „nicht geleistet. N.“ [2]), oder, wie in § 46 „Die Schüler müssen beim sitzenden (!) Anhören des Unterrichts beide Hände auf dem Tische haben etc.“ [3]), wenn, sage ich, solche Sachen in einer Schülerarbeit vorkommen, so wird der corrigirende Lehrer leicht in Verlegenheit kommen, welches von den vorgeschriebenen Zeichen anzuwenden sei, und nach langem Besinnen einen der vom alten Asmus vorgesehenen Fälle in Anwendung bringen, indem er trotz der Schulordnung setzt, was er will. Andere nicht unbedenkliche Ausdrücke sind freilich leichter zu rubriciren, wie z. B. das schon oben berührte „Begränzen einer Charakteristik“ (§ 1), oder in der Anmerk. zu § 37 „die Aufsicht mufs nicht so rigoröse sein etc.“, oder das „Organisiren und Ausstatten auf etwas“ in § 20, oder der überflüssige Dativus Commodi in § 24, Anm. 2; 75, Anm. 2 und 79, Anm. 4. Recht fatal kann auch eine falsche Auffassung des Schlusses von No. 3 in Abschn. VII werden, wonach es den Ordinarien obliegt, „den Schüler wie die Classe gegen Unbill, Härte und Ungerechtigkeit durch Vertretung derselben vor dem Director zu schützen“. Das „vor“ möchte etwa einer einmal mit „schützen“ verbinden.

Und nun noch ein paar Worte über das Censur- und Ver-

---

[1]) Hier reicht allerdings das für ein ausgelassenes Wort vorgeschriebene Zeichen aus. — Was macht denn übrigens der die Aufsicht führende Lehrer?

[2]) Im Vorhergehenden kann man die Metonymie noch allenfalls hinnehmen; aber hier werden sogar die nicht unterstrichenen Personen der Schüler von ihren Namen ausdrücklich unterschieden.

[3]) Auch die Primaner?

setzungs-Verfahren, wovon sich leider ohne Mittheilung des ganzen hierher gehörigen Theiles der Schulordnung, welcher § 68—81 umfafst, ein deutliches Bild nicht geben läfst. Ich will ein solches annähernd zu entwerfen suchen, so gut es in der Kürze geht. Dreimal jährlich, Michaelis, Weihnachten, Ostern, findet Censur statt; einmal, Ostern, Versetzung. Die Vorbereitungen zu der ersteren beginnen mit der drittletzten Woche vor dem Schulschlusse mit Probearbeiten in „allen" Gegenständen, Anfertigung von Listen, worin das Wissen und Können der Schüler durch drei Zahlen erst von den einzelnen Lehrern und dann von dem Ordinarius (natürlich mit „farbiger Dinte") charakterisirt wird, Eintragung der Einzelcensur in die Censurbücher der Schüler und in das der Schule. Hierbei ist nicht vergessen, die Ordinarien zu erinnern, dafs sie zu diesem Zwecke von den Schülern die Censurbücher „rechtzeitig" zurückfordern müssen; als wenn die Leute an gar nichts von selbst denken könnten. Dann wird in der zweitletzten Woche die Censur-Conferenz für jede Classe einzeln gehalten und hier das durch Besprechung festgestellte Zeugnifs in die Bücher eingetragen. — Zu den Versetzungsanstalten wird schon mit dem Schlusse der fünftletzten Woche geschritten, durch Einreichung einer Liste vor dem Probeschreiben (dies ist eine gute Bestimmung), worin die Schüler durch die Nummern 1, 2 und 3 als reif, zweifelhaft und unreif bezeichnet werden. In der folgenden Woche werden bis Prima incl. an denselben Tagen . . die Versetzungsarbeiten (in Prima sollten sie doch anders heifsen) geschrieben, und zwar sind ein für allemal bestimmte Wochentage für bestimmte Gegenstände designirt; als Gegenstände erscheinen von Montag bis Sonnabend Deutsch, Mathematik (Rechnen), Griechisch, Lateinisch, Französisch, Hebräisch (consequenter Weise müfsten auch Geschichte, Geographie und Naturkunde noch vorkommen; aber da fehlt es an Tagen). Noch am Schlusse dieser Woche findet eine Vor-Conferenz statt, worin die vorher erwähnten Urtheile der Lehrer über die Gesammtleistungen während der verflossenen Zeit und eben so die über die Arbeiten gefällten mitgetheilt werden; dazu müssen also die Arbeiten corrigirt, dem Director mitgetheilt, von diesem superrevidirt und ihre Resultate von ihm (mit + oder —) in die andere Liste eingetragen sein (das mufs alles sehr geschwind gehen, da am Sonnabend noch eine Arbeit gemacht wird, freilich nur die hebräische). Die drittletzte Schulwoche müssen die Lehrer hauptsächlich anwenden, um sich über die Schüler, welche in der Vorconferenz als „zweifelhaft reif" bezeichnet sind, ein bestimmtes Urtheil zu bilden. Dann folgen in der vorletzten Woche von Montag bis Freitag (Sexta bis Secunda, in der Dauer von 4 bis $5\frac{1}{2}$ Stunde steigend) die mündlichen Versetzungsprüfungen in allen Lehrobjecten vor dem Director, Ordinarius und, so weit als möglich, den übrigen Classenlehrern. (Die specielle Anordnung, welche hier ausnahmsweise einmal dem Director überlassen ist, wird wohl manchmal viel Kopfbrechen verursachen, weil ja alle Objecte daran kommen, möglichst viele Lehrer dabei sein, daneben aber die ande-

ren Classen nicht ohne Unterricht bleiben sollen, so dafs allerhand Vertretungen nothwendig werden.) Unter den Zwecken dieser Prüfung, deren recht viele (ich fürchte fast zu viele) aufgeführt werden, erscheint zuletzt der, dafs durch eine „ganz genaue und eingehende“ Prüfung der zweifelhaften Schüler „alle Lehrer und besonders die Schüler selbst ein Urtheil über Reife und Unreife gewinnen“ sollen. Der Director ordnet deshalb die Classe bei diesem Examen in drei Gruppen (reif, zweifelhaft, unreif), „ohne jedoch sonst wie dies auszusprechen [1]). Darauf werden vorzugsweise die Zweifelhaften geprüft etc.“ Auf Grund dieses Examens „ergänzt sich“ der Director nochmals [2]) die vielgenannte Liste, deren Schema [3]) mitgetheilt ist, und hält am Nachmittag desselben Tages die Versetzungsconferenz über die betreffende Classe. Hier wird sich, wie die Anm. zu § 80 sagt, wenn „Lehre und Zucht in rechter Einheit“ gewesen ist, bei den allermeisten Schülern eine „merkwürdige“ Einstimmigkeit der Lehrer ergeben [4]); geschieht dies dennoch nicht, so wird entweder noch eine besondere Stunde, etwa 12—1 [5]) oder 4—5, zur Prüfung des fraglichen Schülers in Gegenwart aller Classenlehrer festgesetzt, oder, falls den Collegen dies nicht beliebt [6]), der Director giebt die Entscheidung, die dann als eine einstimmig gefafste von der Conferenz anerkannt werden mufs.

Per tot discrimina rerum geht ein Bunzlauer Schüler aus einer Classe in die andere.

Ich will nur Weniges bemerken. Die schwerste aller Schulzeiten, die der Censur und Versetzung nebst ihren Vorarbeiten, wird dem Vorstehenden gemäfs, in Bunzlau auf volle zehn Wochen jährlich ausgedehnt. Wenn man nun weifs, dafs in solchen Zeiten aus allerhand erklärlichen Gründen — und diese werden in Bunzlau durch das vorstehende umständliche Verfahren eher verstärkt als geschwächt werden — nicht mehr allzu viel Energie und namentlich zu wenig Gemüthsruhe in den Schülern vorhanden zu sein pflegt, um vollen Nutzen vom Unterricht zu haben, so kann man eine solche Ausdehnung nicht billigen. Es bleiben dann von den 42 Schulwochen (oder nehmen in Bunzlau die Ferien etwa nicht auch 10 Wochen ein, wie anderswo?) nur 32 übrig, in denen der Unterricht seinen ruhigen, regelmäfsigen Verlauf nimmt. Nun ist es zwar ganz richtig, dafs, namentlich bei jährlicher Versetzung, dieser Act ein sehr entscheidender ist und daher sehr wohl überlegt sein will; es ist richtig, dafs möglichste Uebereinstimmung sehr wünschenswerth ist; aber die reifliche

---

[1]) Die Schüler merken das natürlich nicht.

[2]) Nun glücklich zum letztenmal.

[3]) Wie umfassend und ausführlich, wie vielfach eingetheilt und rubricirt dies ist, mag man sich denken; es wird viel Raum für solche Actenstücke erforderlich sein.

[4]) Mag sein; vielleicht aber zum Theil aus Ermüdung.

[5]) Wie diese erst am Nachmittage festgesetzt werden kann, verstehe ich nicht.

[6]) Was recht vernünftig wäre.

Ueberlegung ist doch nicht in eine Zeit von vier Wochen zu bannen, sondern kann und mufs fortwährend mit dem Unterricht Hand in Hand gehen, und, was die Uebereinstimmung betrifft, so wird sie in den wirklich schwierigen Fällen auch durch das hier eingeschlagene Verfahren doch höchstens nur so weit erreicht, dafs eine gezwungene Einstimmigkeit, welche eigentlich gar keine ist, herauskommt. Auch in diesem Puncte wird man besser thun, ein Ausgleichen der verschiedenen Meinungen von einem freundlichen Verhältnifs unter den Lehrern, von öfter wiederholten Privatbesprechungen derselben zu erwarten, als von dem officiellen gegenseitigen Controliren und dem leidigen Schematismus in den überaus voluminösen Listen. Wenn also durch Einschränkung dieses todten Listenwesens jede der drei Drangperioden um eine Woche verkürzt werden könnte, so wäre Vortheil auf allen Seiten. Es wird ja ohnehin schon überall verhältnifsmäfsig zu viel censirt und examinirt, und so mufs man das nicht auf Kosten des ruhigen und ungestörten Unterrichtens und Lernens, woraus allein eine bleibende Frucht erwächst, noch vermehren, wie hier geschehen ist. Und abgesehen von dem allen hätte schon eine richtige und völlig erlaubte Scheu vor der immensen Last einer zum grofsen Theil unnöthigen Arbeit — *ich meine nicht, vor der Arbeit überhaupt* — die berathenden Herren Collegen von dem Eingehen auf diese übermäfsige und peinliche *Weitläuftigkeit* des vorgeschlagenen Verfahrens abhalten sollen; denn durch dergleichen wird Ermüdung und Erschlaffung hervorgebracht, ja es ist sogar nicht undenkbar, dafs gerade das Uebermafs von Notizen, welches in der grofsen Liste zusammengehäuft wird, mehr lähmend und verwirrend auf den Geist des Beurtheilers wirkt, als fördernd und aufklärend. Wer das nicht glauben will, der sehe den in § 79 abgedruckten Theil des Schema genau an.

Doch wir müssen weiter gehen. Abschn. VI „die Zuchtordnung" handelt in den 13 ersten Paragraphen (82—94) von der allgemein pädagogischen Behandlung der Schüler durch die Lehrer, und enthält manche gute Regeln, daneben aber auch einige recht bedenkliche, ganz unnütze und solche, die sich mündlich besser ausnehmen würden als schriftlich und in der Verordnungsform. So mufs die Lehrerconferenz in § 91 sich sagen lassen, dafs ihre Aufgabe „auf dem Zuchtgebiete" nicht die sei, „etwa *Strafen* und *Strafmittel* zu ersinnen und zu beschliefsen etc." Auch fehlt es nicht ganz an Uebertreibung im Specialisiren, wenngleich dasselbe in diesem Theil weniger hervortritt als in den früheren, und § 94 sogar anerkennt, dafs gewisse Dinge nicht vorgeschrieben werden können.

Desto breiter aber ergeht sich § 95, wo von der Einrichtung des Censur-Actes die Rede ist. Es heifst da: „Am Censur-Tage ... sammeln sich die Schüler, nur mit dem Gesangbuche versehen, unter den Augen (!) des Ordinarius in ihren Classen. Dieser unterhält sich mit den Schülern [1]) in ernstem (!) Gespräche,

[1]) Darf er nicht auch schweigen?

bis der Director, der von Classe zu Classe geht, mit den Schülerzeugnissen in der Classe erscheint. Dieser hält eine kurze, dem Alter und sittlichen Verhalten der Classe angemessene Ansprache, wendet sich dann namentlich an diejenigen, welche harten Tadel verdient haben, mit sehr (!) ernsten, ihr sittliches Sein (!) ihnen aufschliefsenden, strafenden Worten, proclamirt dann (wenn Versetzung Statt hat) die Namen der Versetzten und übergiebt dem Ordinarius die Zeugnisse und geht zur folgenden Classe." — Soll in den letzten Worten etwa dem Director angedeutet werden, dafs er auch diese letzte Scene des ersten Actes, den Abgang aus der Classe, mit der nöthigen Würde ausführen müsse? Wenn nicht, so fällt einem doch gar zu leicht der *ridiculus mus* ein. So viel ist aber gewifs, dafs der Director nun haarklein weifs, was er zu thun und zu sagen hat (denn die Worte „wendet, proclamirt" und „übergiebt" sind noch obendrein gesperrt gedruckt; nur das „geht" ist vergessen); es fehlt nur noch an etlichen Musteransprachen für besondere Fälle, welche dem Director zu Hülfe kommen könnten, wenn er etwa Gefahr liefe, das Angemessene zu verkennen oder den rechten Schlüssel zu dem sittlichen Sein nicht sogleich zu finden! Da sage einer, was er will, ich nenne das gespreizt. Und weiter: „Nach dem Scheiden des Directors beginnt nun das Censurgeschäft des Ordinarius. Er hat hier das Feld (!) für das Wort der Ermahnung, Ermuthigung, Tröstung, Strafe; vor Allem hat er hier die Gelegenheit und die Pflicht, jedem Schüler den Sinn der Censur aufzuschliefsen [1]), die Thatsachen ihm aufzudecken, worauf sich das Urtheil gründet, die Milde, welche dies und das noch verschwiegen hat, hervorzuheben etc. und so den Schüler zum Nachdenken über sich selbst und zum Insichgehen zu bewegen." — Man sieht, der Ordinarius bleibt auch nicht ohne gehörige Anleitung. — „Dabei übergiebt er jedem Schüler die Censur und proclamirt am Schlusse die Rangordnung und läfst sich die Schüler gleich darnach setzen. Wenn noch Zeit ist [2]), so läfst er nun die Schüler auf den Schulhof austreten, wacht aber mit Ernst (!) darüber, dafs kein störender Lärm oder ein ungehöriges Gebahren entstehe, und läfst sie sich zu dem Zeitpuncte, wo der Director seinen Umgang durch die Classen vollendet hat, wieder in der Classe sammeln und ordnen. Die Classen werden dann einzeln zum Hinaufgehen in den Betsaal abgerufen, wo sie der Director empfängt (§ 49) [3]) und dieselben nach der neuen Rangordnung sich setzen läfst." — Das ist der zweite Act. Als dritter folgt noch die Feierlichkeit im Betsaal mit der

---

[1]) Schon wieder!

[2]) Schwerlich oft; denn all das vorher verlangte Aufschliefsen, Aufdecken, Hervorheben und Zum Nachdenken Bringen wird manchen gar leicht zu langer und salbungsvoller Rede verleiten.

[3]) Die Verweisung auf § 49 geschieht nicht ohne Grund, weil dort noch Einiges über dieses Empfangen gesagt und bestimmt ist, wie die Classen kommen und gehen sollen etc.

„Censurrede“ des Directors, „die sich jedes Eingehens auf specielle Censuren enthält, vielmehr die Schulzucht und das Schulthun unter der Leuchte des christlichen Glaubens betrachtet“; dann zum Schlufs, wie zum Anfang, Gesang. Es ist kaum denkbar, dafs ein Gymnasialdirector bei dieser allgemeinen Censurrede nochmals, wenn kein besonderer Grund vorliegt, auf einzelne Censuren eingehen sollte; das verbietet schon der gesunde Tact oder auch die Uebersättigung daran für diesen Tag. Wozu also eine Verordnung, die dem Director so wenig Vernunft und Geschmack zutraut? Und doch, wenn etwa allgemeiner in dem ganzen Schulleben hervorgetretene Uebelstände in der Rede erwähnt werden müssen, da kann es leicht kommen, dafs man in dem einen oder dem anderen Worte eine Anspielung auf einzelne Censuren wahrzunehmen glaubt; dann mag sich der Director in Acht nehmen.

Der eben behandelte Abschn. VI war der letzte von den zu Anfang angekündigten; als allerletzter aber (aufser den Anhängen) folgt noch ein Abschn. VII mit der Ueberschrift „Eine Ordinariats-Ordnung“, welche die wesentlichen Aufgaben der Ordinarien nochmals zusammenstellt, und zwar unter drei Gesichtspuncten; nämlich diese Lehrer sind: „1) die Vermittler zwischen *Schule und Haus in Beziehung auf den einzelnen Schüler*, 2) die *Vermittler zwischen der Schule und der einzelnen Classe*, 3) die *persönlich von der Schule beauftragten und im Namen derselben* handelnden Erzieher und Seelsorger der einzelnen Schüler“. In der Erörterung der ersten beiden Puncte kommt nichts neues vor; in der des dritten ist dies mehr der Fall, doch geht es dabei nicht ganz ohne Phrasen und Stelzen ab.

Manchem wird nun wohl unter anderem auch das aufgefallen sein, dafs in allen bisher genannten Einzelvorschriften von einem Unterschied der obersten und untersten Classen in Bezug auf die Behandlung der Schüler gar nicht die Rede gewesen ist. Dieses Bedenken wird durch die Schlufsbemerkung gehoben, welche lautet: „Die Frage, wie weit in die Classen hinauf eine solche [1]) Schulordnung aufrecht erhalten werden solle, erledigt sich durch die Bemerkung, dafs der erwachsene Sohn im Hause, den eine feste, ihn gewöhnende Hausordnung erziehen half, von dem verständig erziehenden Vater mehr Freiheit nach und nach erhält, als er gefordert, und doch nicht dem Wesentlichen der Hausordnung entwächst.“ Da haben wir wiederum eine unverhoffte Appellation an den Verstand der Lehrer, eine Hervorhebung des Wesentlichen, worin unwillkürlich und stillschweigend auch das Vorhandensein von Unwesentlichem zugegeben wird; da haben wir das Sicherheitsventil gegen die Uebelstände, welche durch die, gleichwohl sonst verlangte, allgemeine Anwendung der Vorschriften entstehen mufsten, und die Hinterthür, durch welche die vielverachtete Persönlichkeit der Lehrer aus- und einschlüpfen kann. Wir müssen das dankbar acceptiren, wenngleich

[1]) Warum nicht „diese“?

zu fürchten steht, dafs die bindende Kraft der Schulordnung, worauf so viel Gewicht gelegt wird, dadurch einen Stofs erleidet und das junonische Antlitz der einen untheilbaren Schulgesammtheit einiges Farben- und Muskelspiel annimmt, welches dem vom Künstler beabsichtigten majestätischen Eindruck nicht geringen Abbruch thun dürfte.

Ueber die im zweiten Anhange mitgetheilten „Schulgesetze" finde ich nichts irgend Erhebliches zu bemerken. Sie enthalten das Nothwendige in kurzen, bestimmten und verständlichen Worten [1]), und machen, was entschieden zu loben ist, nicht den Anspruch auf besondere Eigenthümlichkeit und Vortrefflichkeit, welcher in der Schulordnung selbst so oft hervortritt. Und gerade darum sind sie wirklich gut.

Ueberschauen wir nun mit einem kurzen Blick das Ganze noch einmal und versuchen, aus dem Gegebenen einen Schlufs auf das Gewollte und das dadurch zu Erreichende zu machen, so läfst sich durchaus nicht verkennen, dafs es dem Verfasser ernstlich darum zu thun gewesen ist, dem neuen Gymnasium eine Form zu geben, in welcher sich dasselbe so gedeihlich als möglich entwickeln könnte. Da sollte recht genau und präcis eins in das andre greifen, nicht eine Kraft die andre hemmen und hindern, sondern alle gemeinschaftlich und in einem Sinne für ein und dasselbe thätig sein. Vortrefflich! Aber, siehe da, unser mit Maschinen aller Art reich gesegnetes Zeitalter hat ihm da einen schlimmen Streich gespielt; der Gang einer Dampfmaschine hat ihm vielleicht als Muster vorgeschwebt; dieser entsprechend hat er seine Schule construirt, so dafs es ihm als wünschenswerth erschien, wenn alle dabei thätigen Personen nur als Räder, Hebel, Kurbeln, Stangen u. dergl. thätig wären, die, selbst willenlos, auf gegebenen Anstofs regelmäfsig fortarbeiten. Darum mufsten jedem Einzelnen seine Functionen bis ins Kleinste genau vorgeschrieben, darum für Alles und Jedes Zeit, Ort, Art und Weise vorgezeichnet werden; darum sind die Hauptfactoren eines l e b e n d i g e n Organismus, die lebendigen Kräfte möglichst zurückgeschoben und nur, wo es nicht anders ging, hier und da als beiläufige Auskunftsmittel benutzt, dagegen die äufseren Formen in Unmasse in den Vordergrund gestellt worden. Man scheint vergessen zu haben, dafs das organische, und noch mehr das geistige Leben von innen nach aufsen geht; hier wird zu viel von aufsen nach innen gearbeitet, und das umgekehrte Richtige wird zwar an einzelnen Stellen verlangt, aber es ist sehr fraglich, ob die eingeschnürten Kräfte diesem Rufe folgen können. Denn ein tüchtiger Mensch, und vor allen ein tüchtiger Lehrer ist nur der, welcher stets bestrebt ist, m e h r zu thun, als er m u f s, welcher die etwa ihm gegebene Instruction nur als die u n t e r e Grenze seines Pflichtgesetzes betrachtet; wie soll ihm das möglich werden, wenn der gegebenen Vorschriften einmal schon der Zahl

[1]) Nur der Ausdruck „Modalitäten" in § 9 hätte leicht vermieden werden können; was denkt sich ein Sextaner dabei?

nach so viele sind, dafs er mit ihrer pünctlichen Erfüllung genug zu thun hat, und wenn er ferner in seinen persönlichen Ansichten und Gefühlen, in seiner nach und nach mit der eignen Natur verwachsenen Lehrart, ja, ich sage das ganz ohne Scheu, selbst in seinem gemüthlichen Behagen sich immer und überall durch jene Vorschriften gebunden und gehemmt fühlt, wenn er also z. B. zu bestimmter Zeit mit den Schülern sich unterhalten mufs, wenn er in gewissen Fällen (§ 49) hinter seiner Classe, in andern (§ 50) vor derselben hergehen mufs etc.? Es ist wahr, der Eigenwille und Eigensinn der Lehrer kann auf solche Weise gebrochen werden, aber der eigene Wille derselben, der etwas ganz anderes und besseres ist, wird es auch, und so der Waizen mit dem Unkraut ausgerauft.

Bestimmungen solcher Art, welche geflissentlich darauf abgesehen sind, die Persönlichkeit des Lehrers über das nothwendige *Maafs hinaus zu beschränken*, sollten zu allen Zeiten nur allenfalls in den vereinzelten Fällen des nachgewiesenen Misbrauchs angewendet werden, aber nie ganz allgemein für alle, und nie bei einer neuen Schulanstalt. Ich meine, dem Verfasser müfste während seiner Arbeit am grünen Schreibtisch die frische, grüne Pflanzung eingefallen sein, die er unter den *Händen* hatte, und *er müfste gefühlt haben, dafs er es in manchen Puncten dem Gärtner nachthut, der einen ganz jungen Baum gar zu viel dreht* und wendet und zustutzt, auch wohl einmal mit der grofsen Scheere in die Wurzel hineinfährt. Diese Wurzel aber, das lasse ich mir nicht nehmen, ist und bleibt für jede Schule die natürlich gesunde und tüchtige, dabei fein gebildete und tactvolle Persönlichkeit des Lehrers. Je mehr solche Persönlichkeiten an einer Schule thätig sind, desto besser steht es mit ihr. Und je höher der Standpunct einer Schule ist, desto mehr gilt dies und desto weniger kann darin alles das geduldet werden, was zu sehr nach Drillen und Exerciren aussieht. Im Unterricht giebt das Jeder zu, und auch der Herr Verfasser dieser Schulordnung wird am letzten Ende von der Gleichförmigkeit der Methode nicht allzu viel erwarten; aber in der Erziehung ist es nicht anders, und hierin ist das Meiste versehen.

Am allerwenigsten aber eignet sich ein solches Einschränken der Persönlichkeit für die wahren Bedürfnisse gerade unsrer Zeit. Ich spreche *hier nicht von dem sogenannten Zeitgeist* und will *wahrlich dem Libertinismus nicht das Wort reden*; im Gegentheil wünschte ich, man könnte der wahren Freiheit durch Beseitigung dieses Zeitübels ohne Weiteres auf die Füfse helfen. Ich denke vielmehr meine Behauptung durch zwei triftige Gründe stützen zu können.

Erstlich, wenn überhaupt wirklich das Nichtachten von Gesetz und Ordnung jetzt allgemeiner und stärker als in früheren Zeiten hervortreten sollte, so kann man diesem Uebel nicht mit solchen Gesetzen begegnen, über deren viele die berechtigte Persönlichkeit sich unbedenklich hinwegsetzen darf, ohne dem Ganzen irgendwie zu schaden, und manchmal sogar zum Nutzen des

Ganzen. Nein, man mufs, je mehr man jenem wirklichen oder vermeintlichen Uebel entgegenarbeiten will, desto sorgfältiger im Aufstellen von Verordnungen und Gesetzen sein, man mufs, anstatt Verordnungen und Verfügungen regnen zu lassen, nur wenige aber desto besser durchdachte ausgehen lassen; alles Indifferente, bei dem es in der That keinen Unterschied macht, ob der Eine es ganz eben so einrichtet wie der Andre oder nicht, mufs man ganz ignoriren, vor nichts endlich sich ängstlicher hüten als vor jedem Anflug von Kleinlichkeit. Denn wenn in einer Verordnung, ganz zu schweigen von der farbigen Dinte, dem Löschpapier, den Correcturzeichen etc., zwischen guten und wichtigen Vorschriften alle Augenblicke ganz unwichtige oder solche, die sich von selbst verstehen, erscheinen. und wenn namentlich dergleichen Dinge so massenhaft vorkommen, wie in der Bunzlauer Schulordnung, so erweckt das nicht die Freude am Gesetz. sondern verleitet selbst den von Natur Gehorsamsten und Pflichttreuesten dazu, im gerechten Unwillen über solche Vielregiererei mit jenen kleinlichen Sachen auch das daneben vorkommende Nützliche — denn dessen ist, wie mir scheint, auch hier einiges vorhanden — über Bord zu werfen oder doch geringer zu achten, als er es sonst thun würde. Beobachtet man dagegen in der Schulgesetzgebung die vorher angedeutete Vorsicht und den richtigen Unterschied zwischen Grofsem und Kleinem, überhaupt das richtige Maafs, so wird jeder vernünftige Lehrermensch solchem Gesetz sich mit Freuden unterwerfen, und dann wird es leicht sein, auch die Schwächen der weniger Vernünftigen theils zu übertragen, theils sie, so wie auch die Unfügsamen und Ungebundenen, zur Ordnung zu zwingen. Das ist eine sehr alte Weisheit und Wahrheit, aber sie mufste einmal wieder ausgesprochen werden.

Zweitens aber ist die einzelne Persönlichkeit heut zu Tage mehr als jemals ein kostbares und seltenes Gut. Oder woran leidet denn unser sittliches Leben jetzt hauptsächlich? Wenn mich nicht alles täuscht, an einer ganz erstaunlichen, wenn auch zum Theil anständigen und ehrbaren Mittelmäfsigkeit; der Strom ist sehr breit geworden und hat natürlich an Tiefe verloren; es fehlt in dieser weiten, flachen Ebene an hervorragenden Höhen, zu denen der Blick des suchenden Wanderers hinaufschauen möchte; es fehlt an Charakteren, an Originalen, mit einem Worte an ausgeprägten Persönlichkeiten. Ja freilich, solche Höhen sind dem Regierungsgeometer mitunter unbequem, die Charaktere lassen sich nicht gar leicht in Tabellen und Schemata bringen; aber sie sind nothwendig, wenn es in der Welt schöner und besser werden soll. Dahin mit allen Kräften zu wirken, ist vor allem Pflicht der Schule. Tüchtige Persönlichkeiten, welche in ihr thätig sind, diese erziehen und bilden am ersten wieder ihres Gleichen unter den Schülern heran; das ist unbestreitbar, und die Erfahrung hat es oft genug an ganzen Schulen und an einzelnen Schülern bestätigt. Schliefst sich doch schon von Natur der strebsame und nicht irre gemachte Knabe am liebsten an die

Person seines Lehrers an, und viel lieber als an irgend ein Gesetz, wenn er nur an diesem Lehrer — und bekanntlich ist die Jugend darin sehr feinfühlend —, selbst bei manchen Ecken und Spitzen und Wunderlichkeiten, einen kräftigen Ernst und Wohlwollen und Liebe durchmerkt; unterscheiden doch die Schüler sehr genau die Personen ihrer Lehrer, etwas, das sie sich mit allen möglichen Gesetzen nicht werden nehmen lassen, und zwar keineswegs immer zum Vortheil der Schwachen und allzu Nachsichtigen. Was soll man nun dazu sagen, wenn einer Lieblingsidee von Einheit, Gemeinschaft, Majestät der Gesammtschule u. dergl. zu Gefallen das jetzt noch vorhandene Wenige von Persönlichkeit des einzelnen Lehrers vollends lahm gelegt wird?

Doch es ist genug und vielleicht schon zu viel. Allerdings giebt die Schulordnung noch aufserdem manches Einzelne zu bedenken und zu besprechen, allein es kam hier vornehmlich darauf an, bei und nach Darstellung ihres hauptsächlichsten Inhalts den Weg, welchen sie verfolgt, so scharf als möglich zu charakterisiren. Das ist hinreichend geschehen, und so mögen andere, wenn sie wollen und es der Mühe werth scheint, die Sache von anderen Seiten betrachten.

Dafs ich jenen Weg für einen vielfach verschlungenen und zum Theil verfehlten halten mufs, thut mir um der guten Sache willen leid; hoffentlich macht sich in dem realen Leben der Schule manches anders und besser, als es hier geschrieben steht. Freilich bleibt immer zu verwundern, wie ein ganzes Lehrercollegium bei sorgfältiger Berathung der Schulordnung die angeregten Uebelstände nicht bemerken konnte. Allzu schwer war das nicht. Und wollten unsre Herren Collegen nicht zu scharf verfahren, so hätten sie doch füglich dem Herrn Verfasser wenigstens den einen Gefallen thun sollen, durch Kürzung und Vereinfachung des mitunter etwas anspruchsvollen Ausdrucks, an manchen Stellen auch durch einfache Berichtigung desselben dem Ganzen eine mehr geniefsbare und weniger anfechtbare Gestalt zu geben. Denn es schickt sich, geradezu gesagt, nicht, dafs die officielle Schulordnung eines Gymnasiums mit allerhand Sprachversehen vor die Augen des Schulpublicums tritt. Wir können einmal das Corrigiren nicht lassen; hier hätte es vor der Publication geschehen müssen.

Zum Schlufs noch zwei Bitten. Einmal könnte es scheinen, als schätzte ich die äufsere Ordnung und Exactheit des tagtäglich sich abrollenden Schulwerkes nicht genug, oder als wüfste ich nicht, dafs hierin auch das Kleine und Einzelne seinen sehr grofsen Werth hat. Ich bin im Gegentheil ein sehr eifriger Verehrer der äufseren Ordnung und glaube, dafs die, welche mich ein wenig kennen, daran nicht zweifeln; ich weifs ferner, dafs diese äufsere Ordnung einem Deiche gleicht, der alle Tage genau revidirt werden mufs, damit nicht ganz kleine schadhafte Stellen, anfangs kaum bemerkbar, allmählich zu grofsen Rissen anwachsen, und dafs da alle einzelnen Wächter wachsam auf ihrem Posten sein und einem Willen gehorchen müssen; ich habe mich

daher auch bei gebotener Gelegenheit ganz vernehmlich, und manchmal mit nicht eben sanften Worten, gegen die Nichtachtung des Kleinen, nur scheinbar Geringfügigen im Schulwesen ausgesprochen. Allein — und darauf kommt alles an — das Kleine mufs dem Grofsen dienen, nicht über dasselbe herrschen wollen; es darf sich nicht, wie man im gemeinen Leben sagt, breit machen. In der richtigen Messung und Handhabung dieses Verhältnisses zeigt sich der wahre Schulmann im Gegensatz einerseits zu dem Pedanten, andererseits zu dem übermäfsig Genialen und Geistesstolzen. Auch macht es, um das Bild noch einmal zu brauchen, einen Unterschied, ob die kleinen schadhaften Stellen sich an der Aufsenseite oder an der Innenseite des Dammes zeigen. Wenn demnach im einzelnen gegebenen Falle die vielen bekannten kleinen Schulkünste dem Grofsen und Ganzen förderlich scheinen, gut, dann wende man sie an, und zwar hier die eine, dort die andere; wenn sie aber irgendwie mit dem Grofsen in Conflict gerathen, dann halte man nicht ängstlich an ihnen fest, sondern werfe sie — versteht sich, nur *ad hoc* — bei Seite. Die gegebenen Fälle aber richtig erkennen, das kann man nur mitten im Laufe des lebendigen Lebens, nicht vorher ein für allemal; das kann ferner allein, oder wenigstens am besten, der unmittelbar betheiligte Lehrer, oder, sobald das Ganze der Schule dabei in Betracht kommt, der Director, der dann seinerseits nach Lage der Sachen entweder die Gesammtheit der Lehrer, oder einzelne darunter an der Beurtheilung Theil nehmen lassen, oder auch allein damit fertig werden mag. Kurz, wenn vor allen andern und ihnen zum Muster der Director pünctlich und gewissenhaft über dem Kleinen wacht und entschiedenen Werth darauf legt, so wird es mit der äufseren Ordnung in der Regel gut bestellt sein, es müfste denn etwa ein gar zu wunderlich componirtes Collegium neben ihm stehen; im anderen Falle kann keine Schulordnung, und wenn sie noch so viele Paragraphen hätte, gegen Laxheit und Nachlässigkeit etwas ausrichten. — Das Vorstehende wird genügen, um den oben genannten Verdacht von mir fern zu halten, als wollte ich etwa für die äufserlichen Dinge gar kein Gesetz und keine Ordnung haben, und um zu zeigen, in welchem Sinne ich mich — nicht gegen eine gute Schulordnung überhaupt oder auch gegen alles, was die vorliegende enthält — sondern gegen diejenigen Partien derselben, wo das Kleine auf gar zu hohen Schuhen einhergeht, ernstlich und nachdrücklich erklärt habe.

Sodann aber bitte ich eben so ernstlich um Entschuldigung, wenn ich im Eifer des Schreibens etwas zu scharf im Ausdruck gewesen sein sollte, oder wenn mich hier und da der Humor verleitet hat, etwas zu sagen, das um des lieben Friedens willen hätte verschwiegen bleiben können. Was auf diese letztere Rechnung fällt, das gebe ich ohne Weiteres preis; die übrigen etwaigen Schärfen aber möge man dem Umstande zu gute halten, dafs ich mich von jeher in der glücklichen Lage befunden habe und noch befinde, durch keinen übermäfsigen Zwang von aufsen, durch

keine andere Rücksicht, als auf die allgemeine in uns, um uns und über uns waltende Ordnung und Sitte, so wie auf den Willen gewissenhafter und verständiger Directoren, in meinem persönlichen freien Wirken bestimmt zu sein. So habe ich vielleicht eine Antipathie gegen solche überaus fein ausgesponnene Schulordnungen; indessen könnte es sein, dafs ich dieselbe mit manchen anderen theile. Und auch darum möge man mir die lebhafte Vertheidigung der einzelnen Persönlichkeiten in ihrer Berechtigung verzeihen, weil mein amtliches Leben noch in eine Zeit zurückreicht, wo man an ein dermafsen minutiöses Verfahren in Angelegenheiten der Schule noch nicht dachte, sondern dieselben, frei von Organisations-Fanatismus und weit ab von der Sphäre des Polizeiwesens und des Exercier-Reglements, mit weitem Blick und in hohem Sinne leitete: wo man ebenfalls zu verordnen verstand und es auch that, aber meist nur, so weit es unumgänglich nothwendig war, und stets mit Vertrauen auf *die persönliche* Einsicht und den persönlichen guten Willen der *Directoren* und Lehrer. Unter den verehrten nun alt und grau gewordenen Männern aus jener Zeit mag einer und der andere, wenn ihm die Bunzlauer Schulordnung zu Gesicht kommt, bei manchen Stellen den Kopf schütteln und mit mir denken: Wozu das? und wohin, wenn es weiter um sich greifen sollte? *Absit omen!*

Berlin. R. Jacobs.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Philologische Abhandlungen nach Fächern geordnet vom Jahre 1859.

(Schlufs.)

(Landshut.) **Ninive**, kurze historische Abhandlung *mit Beziehung* und Benutzung der neuesten Entdeckungen, verfafst von Professor M. **Breiteneicher**. 12 S. 4. mit 2 Beilagen. §. 1. Geschichte. §. 2. Ninive's Lage und Gröfse. §. 3. Ninive's Fall. §. 4. Religion. §. 5. Cultur. —

(Celle.) **Zur Beurtheilung Cleons, des Atheniensers**, von Director H. **Brock**. 25 S. 4. Die am meisten verbreitete Auffassung dieser Persönlichkeit sei zugleich die ungünstigste, welche sie erfahren könne. Der allgemein verbreiteten Ansicht über die Person des Cleon am nächsten, für manche der Lehrbücher allgemeiner Geschichte wahrscheinlich die Quelle, sei eine Abhandlung von F. **Kortüm** (in den philol. Beiträgen der Schweiz von Bremi und Döderlein, Zürich 1819), welcher in dem Cleon ein Ungeheuer finde, dem unter einer Masse sittlicher Gebrechen nichts übrig geblieben sei, als die Anzeichen nicht gewöhnlicher Anlagen, welche in dem strengen Festhalten an den einmal angenommenen Grundsätzen und in der Gewandtheit, seine Widersacher durch Kriegsunternehmungen zu entfernen, gefunden werden. Gegen diese Auffassung ist die Kritik des Verfassers gerichtet, welcher durch sorgfältige Prüfung der angegebenen Gründe ein möglichst unparteiisches Resultat zu gewinnen sucht. Aber auch die mildere Auffassung von C. F. **Ranke** (in dem 37. Abschnitt der *vita Aristophanis*), welche, von der vorhergehenden noch am wenigsten abweichend, gerade von Aristophanes aus auf Cleon kommt, um dessen Recht und Glaubwürdigkeit für seine Verspottungen des Cleon nachzuweisen, sowie namentlich die dritte Auffassung überspannter Hervorhebung Cleons, als deren Vertreter **Grote** in seiner Geschichte Griechenlands aufgestellt wird, nach welcher die Prüfung der von den verdächtigten Autoren überlieferten **Thatsachen** das Resultat ergiebt, dafs Thucydides nicht unparteiisch geschrieben habe, Aristophanes aber vollends gar keine Bedeutung zukomme, weil man kein Recht habe, bei ihm andere Tendenzen zu suchen, als die, welche der komischen Muse angehören, nämlich Unzufriedenheit mit Allem

zu zeigen, — werden ausführlich besprochen. Der Verf. erkennt für das Stück der Geschichte, welches sich an die Person des Cleon knüpft, die Richtigkeit der Darstellung Grote's im Allgemeinen an und sucht nur dessen überspannte Hervorhebung Cleons auf das wahrscheinlich richtige Mafs zurückzuführen. Das Urtheil über Cleon wird folgendermafsen zusammengefafst: „Cleon, ein Parvenu, zur Classe der Ritter zählend, von grofser persönlicher Beredsamkeit, tritt in die Staatsgeschäfte, als Athen auch nach aufsen hin in einer höchst kritischen Lage war. Auf diesem Boden findet die Heftigkeit seines Temperamentes ebenso reichliche Nahrung, wie seine Capacität für politische Angelegenheiten. Er bahnt sich seinen Weg durch öffentliche Anklagen der Staatsbeamten. Seine Anklagen sind aber meistens wohlbegründet, denn Unredlichkeit bei der Verwaltung öffentlicher Mittel war eine so verbreitete Krankheit, dafs Unbestechlichkeit schon allein ausreichender Grund zu blindestem Vertrauen von Seiten des Volks war; so war es diese Eigenschaft vorzugsweise, welche dem Aristides und dem Nicias soviel Einflufs verschaffte. Manchmal griff er fehl, wie bei der Anklage des Perikles. Zu seinen Fehlgriffen gehören indefs die gegen Aristophanes erhobenen Klagen keineswegs; denn wenn dieser in Gegenwart der Fremden die athenischen Bürger und, wie zu vermuthen ist, die hervorragendsten, welche an der Spitze der Geschäfte standen, verhöhnte, so war Cleon in gutem Recht, wenn er im Interesse des Staats diesem Unwesen Einhalt that. Die ausgelassene Zügellosigkeit der Aristophanischen Komödie zu ertragen, waren wahrscheinlich die Bundesgenossen ebensowenig fähig, wie die Athener es waren, ausgenommen die Zeit der höchsten Blüthe der Democratie. Wenn er in der zweiten Anklage auf die Angriffe gegen seine Person in den Rittern, die ungerechtfertigsten und doch gelungensten von allen, dem Aristophanes Schwierigkeiten bereitete, so zeugt das allerdings nicht von Seelengröfse und moralischer Erhabenheit über das gewöhnliche Getreibe der Menschen, allein es drückt ihn ebensowenig unter das Niveau hinab, sondern mufs ganz natürlich erscheinen. Denn wohl nie ist ein Mann stärker und verletzender angegriffen, als Cleon in den Rittern des Aristophanes, und diese wurden vor demselben Volke, vor welchem er immerfort auf der Rednerbühne stand, und vielleicht in seiner eignen Gegenwart aufgeführt. Uebrigens zeugt die Fortsetzung der Aristophanischen Verunglimpfungen dafür, dafs sie dem Cleon nicht sonderlich geschadet haben, aufser bei der Nachwelt, welche sie zu leichtgläubig aufnahm; ebenso verräth ihre Heftigkeit, dafs er zu den hervorragenden Gröfsen Athens gehörte; ja wollte man die Gröfse und Bedeutung der Männer nach der Menge und dem Gewichte der Aristophanischen Angriffe schätzen, so müfste er die hervorragendste gewesen sein. Und dafs er das gewesen, namentlich in Vergleich mit Nicias und seiner Partei, das ist durch den Verlauf der Dinge bestätigt. Wenn er darum noch nicht dem Pericles gleichgestellt werden darf, gegen dessen allgewaltige, auf allen Gebieten bürgerlicher und menschlicher Auszeichnung hervorstrahlende Persönlichkeit jede andere Figur in unbedeutende Formen zusammenschwindet, so ergiebt doch die unparteiische Betrachtung der Thatsachen, dafs Cleon der einzige Mann im athenischen Staate war, der die Einsicht hatte, die Pericleische Politik zu verfolgen, und die Gewalt und Macht, den Staat, so lange er lebte, auf dieser Bahn zu erhalten. Selbst sein Auftreten im Procefs der Mitylenäer rechtfertigt nicht den Vorwurf einer vor seinem Zeitalter ausgezeichneten Grausamkeit. Ein Mann von leidenschaftlichem Temperament, scheut er sich nicht, in aufserordentlichen Zeiten eine aufser-

gewöhnlich ausgedehnte Anwendung gesetzlicher Mafsregeln zu empfehlen. In der Angelegenheit von Pylos und Amphipolis tritt aufser der Consequenz in der Verfolgung Pericleischer Politik seine Stellung zu der gegenüberstehenden Partei hervor. Dafs seine Politik für die Angelegenheit von Pylos die richtige war, lehrt der Erfolg und eine vorurtheilslose Betrachtung der erzählten Thatsachen. Es erweist sich der Ausgang seines Unternehmens durchaus nicht als das Ergebnifs unberechenbaren Zusammentreffens glücklicher Umstände, sondern als Facit vollständig gegebener Factoren, dagegen folgeweise die Politik des Nicias sich, wenn nicht als dem Gemeinwesen Athens principiell feindselig, so doch als Eigensinn der Partei charakterisirt, welche sich gegen das wahre Interesse des Staats verstockt hat. Denn es bleibt für das Auftreten des Nicias gegen Cleon bei Gelegenheit der Strategen-Aufstellung für Pylos kein anderer Erklärungsgrund, als persönliche und parteisüchtige Schadenfreude. — Cleon, ohne *ἀξίωμα*, aber hervorragend an Einsicht, ein Muster in der Leitung des Volks durch die Rede, aber ohne den Ruf der Unbestechlichkeit, suchte er auf alle ersinnliche Weise zu ersetzen, was ihm durch den Mangel an *ἀξίωμα* gebrach. So stand er gleichmächtig einem Manne gegenüber, welcher alle die Eigenschaften besafs, die ihm fehlten, aber auch alle entbehrte, durch welche er sich auszeichnete. Jedoch welch einen Vorsprung gab dem Nicias seine Lebensstellung! Um so gröfserer Anstrengung bedurfte es von Seiten Cleons, um diesem Vorurtheile gegenüber mit seiner besseren Einsicht und richtigeren Politik durchzudringen. Dazu kamen die persönlichen Angriffe, das spöttische Herabsehen auf den Mann ohne Ahnen, der blofs auf Grund seiner Steuerclasse in politischen Dingen ein Wort mitreden will. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen ein Mann, welcher seiner höheren Einsicht sich bewufst ist, die angeborene Heftigkeit seiner Gemüthsart noch überbietet, kein Wunder, wenn die ohne Unterlafs im Schwung gehaltene Aufregung ihm mafslose Worte, aufsergewöhnliche Gesticulation entreifst, kein Wunder, wenn er die persönlichen Verunglimpfungen mit ebenso wenig begründeten Verläumdungen erwiedert, kein Wunder endlich, wenn er für das fehlende Schicksalsgeschenk einer begünstigten Lebensstellung sich nach künstlichen Stützen persönlichen Einflusses umsieht. So steht also Cleon dem Nicias freilich an Reinheit des Charakters nach, im Uebrigen hält er sich durchaus auf dem Niveau athenienischer Sittlichkeit; an Einsicht jedoch und politischer Wirksamkeit behauptet er entschieden den Vorrang, und nichts ist mehr zu bedauern, als dafs ihm die Kriegstüchtigkeit in einem so hohen Grade gefehlt hat, dafs dieser Mangel den Gegnern eine Blöfse und der Nachwelt eine scheinbare Bestätigung aller gegnerischen Verunglimpfungen bot.“ —

(Rottweil.) Die Politik des Cajus Julius Cäsar in seinem ersten Consulate nach den Quellen dargestellt von Professor Dr. Schneiderhan. 31 S. 4. Der Verf. hat in dieser vortrefflichen Darstellung, welche von einem gründlichen Studium der Quellen und Hülfsmittel zeugt, Cäsars consularische Thätigkeit, damit ihre volle Bedeutung erkannt werde, nach folgenden vier Seiten aufgefafst: Cäsar handelte ganz consequent nach einem bestimmten Plane, und dieser Plan ist kein anderer, als sich durch aufserordentliche Wohlthaten auf Kosten des Staats zunächst das verarmte, aber politisch mächtige Volk, dann den einflufsreichen Ritterstand und selbst die vor Gericht Angeklagten verbindlich zu machen. Aber sein Ziel war die Weltherrschaft, darum begnügte er sich nicht mit der Beschenkung des Volks und der Ritter in Rom, sondern suchte sich auch die auswär-

tigen Könige, Völker und Städte, namentlich aber die Bewohner der römischen Provinzen zu gewinnen. Erst nachdem ihm dieses gelungen, ging seine Politik dahin, sich auch die materiellen Mittel zur Vollendung seines Werks zu verschaffen, die Statthalterschaft über grofse und reiche Provinzen und ein unüberwindliches Kriegsheer. Nachdem er dieses Ziel glücklich erreicht, war er darauf bedacht, sich den Besitz des Erworbenen zu sichern und seine gefährlichsten Gegner in Rom unschädlich zu machen. Hiernach zerfällt die Untersuchung in die vier Abschnitte: I. Cäsar erwirbt sich den Dank des Volkes, der Ritter und der Beklagten in Rom. *Lex Julia de agro Campano, lex Julia de publicanis, lex Vatinia de alternis consiliis rejiciendis.* — II. Cäsar gewinnt die Anhänglichkeit der aufseritalischen Völker. *Lex Julia de actis Pompeji, lex Julia de rege Ptolemaeo, lex Julia de rege Ariovisto, lex Julia de pecuniis repetundis, lex Julia de liberis legationibus.* — III. Cäsar erwirbt sich durch die Statthalterschaft in drei mächtigen Provinzen eine gewaltige Hausmacht und ein unüberwindliches Heer. *Lex Vatinia de imperio Caji Caesaris, lex Vatinia de colonis Comum deducendis.* — IV. Cäsar sorgt für die Fortdauer seiner Gesetze und seiner Machtstellung. *Lex Vatinia de Vettii indicio. Lex curiata de adoptione P. Clodii.* —

(München, Wilhelmsgymnasium.) Ueber Begriff und Bedeutung der griechischen σοφία von den ältesten Zeiten an bis auf Socrates, von Prof. Fr. von Paula Eisenmann. 27 S. 4. Verschiedene Bedeutungen der griechischen σοφία. I. Im nichtphilosophischen Sinne. Aus der Darstellung geht hervor, dafs der Grieche jede durch strenge Uebung, vielfältige Erfahrung und ernstes Nachdenken bedingte Geschicklichkeit in Handwerk und Kunst, Dichten und Denken, Leben und Theorie mit dem Worte σοφία bezeichnete, so dafs Plato σοφία und ἐμπειρία überhaupt gleichbedeutend zu setzen sich nicht scheuen durfte. II. Im philosophischen Sinne. Auf die Frage nach der Bedeutung der σοφία oder vielmehr Philosophie in den ältesten Zeiten griechischer Forschung finde man freilich nirgends eine directe Antwort; dagegen könnten wir dieselbe dadurch annähernd bestimmen, dafs wir einerseits den Gegenstand jener Forschungen ins Auge fafsten, und andererseits die Art und Weise betrachteten, wie die jeweilige Forschung ihres Gegenstandes Meister zu werden bemüht sei. Der Gegenstand jener Forschungen aber sei durchaus kein anderer, als das All der Wirklichkeit, und zwar dort als bewegliches Werden mit Sinn und Gedanken, hier als beharrliches Sein mit der denkenden Vernunft ausschliefsend erfafst, doch nicht mehr in der Form schlechthiniger Behauptung, wie bei den Dichtern, sondern bereits in der Form einer gewissen, wenn auch noch so dürftigen Begründung, so dafs sich der Begriff der Philosophie jener ältesten Zeit wohl nicht unpassend als begründete Erkenntnifs der Wirklichkeit, oder, weil Wirklichkeit und Wahrheit identificirt wurde, als begründete Erkenntnifs der Wahrheit erklären lasse. —

(Corbach.) *De Prodico Ceo scr. C. Diemer.* 20 S. 4. Der Verf. handelt zuerst *de vita Prodici*, dann *de moribus ejus* und zuletzt *de scriptis et doctrina.* Die Arbeiten von Welcker, Spengel, C. Fr. Hermann und Zeller sind berücksichtigt; auch die neueste Abhandlung über Prodikus von dem Franzosen Cougny, mit welchem der Verf. jedoch in wesentlichen Puncten nicht übereinstimmt, ist herangezogen. Das Urtheil des Verf. über Prodikus geht dahin: „*virum fuisse morum probitate incorrupta, virtutis disertum laudatorem, quam*

non philosophiae ratione investigabat, sed ea, quae clarorum poëtarum dictis et optimi cujusque opinionibus probabantur, secutus oratione florida et ad animos commovendos apta commendabat, artis synonymicae, quamquam non ab omni parte probari potest, inventorem minime contemnendum. Quum omnes sophistae ab iis doctrinae principiis profecti essent, quae ad eversionem eorum, quae populari fide stabilita erant, perducere necesse esset, Prodicus nihil docuit, quod antiquos mores subverteret. Quae quum ita sint, tamen ne Socratis quidem adeo similis est, ut antecessorem ejus appellare possimus. Quod maxime Socratis proprium erat, indefessum studium veritatem ex ipsa rerum notione dialectico acumine eruendi a Prodico alienissimum erat. Magistrum vero Socratis, quem titulum Cougnius in eum confert, non fuisse et ex omnibus, quae attulimus, apparet et Hermannus uberrime exposuit. Omnino Callimachus haud procul a vero abfuisse videtur, qui Prodicum rhetoribus potius quam philosophis adscripserit." —

(Rastatt.) **Der Philosoph Lucius Annäus Seneca.** Ein Beitrag zur Kenntnifs seiner Philosophie in ihrem Verhältnifs zum Stoicismus und zum Christenthum. Zweiter Theil. Von Prof. Dr. **Holzherr.** 76 S. 8. Die Abhandlung liefert die Fortsetzung der in dem vorjährigen Programme begonnenen Untersuchung. Der Hauptinhalt dieses zweiten Theils bezieht sich auf die Darstellung der **Kosmologie** und **Psychologie** Seneca's. Im ersten dieser beiden Abschnitte wird die Lehre von der Entstehung der Welt und der Einrichtung derselben, worin Seneca so ziemlich den früheren Stoikern sich anschliefst, behandelt; und da Seneca nach dem Vorgang der Stoiker als Theile der Wissenschaft von der Welt die Astronomie, die Meteorologie und Geographie, insofern sie über die Erde und ihre Beschaffenheit Aufschlufs giebt, betrachtet, so wirft der Verf. auch auf diese Disciplinen einen Blick und theilt uns Seneca's Anschauungen darüber mit. Die auch von Seneca nach dem Vorgang anderer Stoiker angenommene Lehre von dem Untergang der Welt und deren Erneuerung bildet den Schlufs der schönen Darstellung, die hier grofsentheils mit den eigenen Worten Seneca's gegeben wird. In dem andern Abschnitt von der **Psychologie** sucht der Verf. nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Ausbildung, welche die Lehre von dem Ursprung und Wesen der Seele bei den Stoikern überhaupt erhalten hat, zuerst im Allgemeinen den Charakter der Seelenlehre Seneca's darzustellen, insofern Seneca darin von der Lehre der ältern Stoiker mehrfach abweicht und zu socratisch-platonischen Anschauungen sich hinneigt, in Folge dessen die Unterscheidung von Geist und Materie, von einem Diesseits und Jenseits viel entschiedener und bestimmter hervortritt, und die Hoffnung des jenseitigen Lebens eine die irdischen Verhältnisse verklärende Kraft gewonnen hat. Dies wird nun näher im Einzelnen nachgewiesen, zuerst in der Lehre von dem Ursprung der Seele und ihrer Gottverwandtschaft, wobei jedoch der Verf. nicht verfehlt, aufmerksam zu machen auf den Unterschied, der zwischen der christlichen Offenbarungslehre und der Lehre Seneca's von dem Ursprunge der Seele aus Gott und ihrer Gottverwandtschaft, die auf ihrer vernünftigen Natur beruht, stattfindet, sowie auf den in Seneca's Lehre liegenden Irrthum von der Wesensgleichheit der menschlichen Seele mit dem göttlichen Wesen und der daraus hervorgehenden Gleichstellung des Weisen mit Gott, worin gerade der allgemeine Charakter der heidnischen Weltanschauung hervortritt. — In der Anerkennung Seneca's, dafs in Wirklichkeit kein Mensch wahrhaft gut und weise, und Jeder von Geburt an der Sünde verfallen sei, liegen die Berührungspuncte mit dem Christenthume. Seneca erkennt tiefer,

als irgend ein Philosoph des Alterthums, den auf der Menschheit liegenden Fluch der Sünde und die weite Kluft zwischen den Forderungen des Vernunftgesetzes und deren wirklicher Erfüllung, zwischen dem ursprünglichen Zustand der Unschuld und dem nachfolgenden Verderben; und eindringlicher, als ein Sittenlehrer vor ihm, lehrt er die Nothwendigkeit einer Heilung durch Erkenntnifs seines sittlichen Zustandes und innere Umwandlung. Aber auch er beweist seinerseits die Rathlosigkeit des Heidenthums, indem er als Heilmittel des Uebels nichts Anderes zu empfehlen weifs, als die Philosophie, d. h. die Verweisung auf die menschliche Einsicht und Kraft, die doch von ihm selbst als unzulänglich anerkannt worden ist. Mit besonderer Aufmerksamkeit wird die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele behandelt, die den Schlufs der gesammten Erörterung bildet; um so mehr, als Seneca selbst diese Lehre in ihrer vollen Bedeutung erkannt und gewürdigt hat, hier aber auch gleichfalls von der Lehre der Stoa abweicht und der platonischen Anschauung sich zuwendet. Aber der Verf. unterläfst auch nicht darauf hinzuweisen, wie in dieser Darstellung neben dem, was uns an christliche Anschauung erinnert, doch auch die wesentlichen Verschiedenheiten hervortreten, welche bei Seneca den noch ganz heidnischen Standpunct beurkunden, wie dieses z. B. in der Lehre von den letzten Dingen insbesondere der Fall ist. —

(Göttingen.) Ueber den dorischen Ursprung des Apollodienstes. Erste Abhandlung. Von dem Conrector Müller. 16 S. 4. Der Verf. bestreitet die Ansicht, dafs *Apollo ursprünglich aus dem Orient stamme und über die Inseln nach den Gestaden von Hellas gekommen sei.* Seinem in dieser Zeitschrift (XIV, 1 S. 138) gegebenen Versprechen gemäfs unterzieht er zunächst die von Schönborn, Preller, Gerhard, E. Curtius und Welcker über den Ursprung des Apollodienstes mit gröfserer oder geringerer Ausführlichkeit ausgesprochenen Ansichten einer genauern Prüfung, und theilt sodann über die Verbreitung des Dienstes durch die Dorier und die ursprüngliche Natur des Gottes einige neue Combinationen mit, welche dazu dienen sollen, die Ansicht O. Müller's gegen fernere Anfechtungen sicher zu stellen. —

(Hildesheim.) W. Aschenbach: Ueber die Erinyen bei Homer. 15 S. 4. Der Verf. bestreitet zunächst die beiden neuesten Erklärungen des Namens ἐρινύς, von denen die eine Kuhn aufgestellt, und Leo Meyer weiter zu begründen gesucht hat, die andere vom Oberappellationsrath Bachhofen herrührt, und bleibt darum bei der alten Erklärung von Pausanias. — Die Erinyen, die ja im Erebos wohnen, gehören bei Homer durchaus in den Kreis der unterirdischen Gottheiten. Um die Stellung der Erinyen als Schützerinnen des Rechts zu würdigen, wird ein Blick auf die Rechtsverhältnisse, besonders das Blutrecht der heroischen Zeit im Allgemeinen geworfen. Nachdem der Verf. an Beispielen gezeigt, wie die Erinys ins menschliche Leben eingreife, weist er nach, wie sie noch allgemeiner als Schützerin der bestehenden Ordnung erscheine in der berühmten Stelle (Il. XIX, 418), wo sie die Rede des Rosses Xanthos unterbricht. Die Erinys erscheine hier ganz als Schützerin der physischen Weltordnung; sie zeige sich nach der allgemeinsten Fassung bei Homer als die Bewahrerin der Ordnung im menschlichen und natürlichen Leben. Dadurch unterscheide sie sich aber eigentlich nicht so wesentlich von den Göttern der Oberwelt. Sie trete in ähnlichen Verhältnissen wirkend ein, wie diese, oft mit ihnen vereint. Dagegen sei die Weise ihres Auftretens dem Wesen der anderen Götter entgegengesetzt; sie habe den Vorzug, unbedingter in ihrem Handeln dazustehen, als die anderen

Götter, gehe aber auch zugleich jeder Veredelung verlustig. — Bei Homer finde sich überall keine Spur einer Verwandtschaft zwischen Demeter auf der einen Seite und Persephone und den Erinyen auf der anderen Seite aufser im Hymnus. — Wie sich nach ihrer Umwandlung in Eumeniden die Erinyenidee weiter entwickelt habe, wird nur mit wenigen Worten angedeutet. Neben den Erinyen kenne der Grieche Fabelwesen, wie die erzfüfsige Empusa, Mormolyke u. s. w. Diese seien aber nie Gegenstand der religiösen Verehrung gewesen; sie gehörten vielmehr dem poetischen Aberglauben an, der nach dem Bildungsstande der Menschen sich in mehr oder weniger ästhetischen Phantasien ergehe; sie hätten auch lediglich Bezug auf das physische Leben; ihr ungöttlicher Charakter spreche sich ferner auch aus in der mit thierischen Formen gemischten Menschengestalt. Die Schlangenhaare der Erinyen dagegen seien sicher zunächst ein rein ästhetisches Motiv, dem wilderregten Charakter der ihr Opfer mit fliegendem Haar verfolgenden Jägerinnen entsprechend. —

(Hanau.) Orion der Jäger. Ein Beitrag zur semitisch-indogermanischen, besonders zur deutschen Mythenforschung, von Dr. R. Suchier. 46 S. 4. Die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung ist nachzuweisen, soweit in der wissenschaftlichen Mythologie von Nachweis überhaupt die Rede sein kann, dafs Orion, der in der Mythologie eine sehr bedeutende Stellung einnimmt, der Jagd-, Kriegs- und Todesgott der Indogermanen, zugleich Zeitengott, Wettergott und Gott des Wachsthums, ja, wenn nicht Alles trüge, eine Götter- oder Heroengestalt sei, die noch über die indogermanische Zeit hinausreiche, d. h. ein Gemeingut der Indogermanen, Semiten und Hamiten.

Fulda. Ostermann.

II.

Programme des Grofsherzogthums Oldenburg. 1862.

Oldenburg. Gymnasium. Ostern 1862. *De Socrate*, vom Director Bartelmann. 27 S. 8. Der Verf. sucht die Stellung des S. zwischen den Sophisten einerseits und Platon andererseits genauer zu bestimmen. Jene brachten die durch die früheren philosophischen Schulen wie durch die Dichter und sonstige Umstände im Volke geweckte Zweifelsucht in ein System, Moral und Logik schienen untergehen zu müssen als antiquiert; dagegen lehnte S. sich auf mit seinem energischen Sittlichkeitsgefühl; und durch die Nothwendigkeit, die Richtigkeit und Gültigkeit desselben zu beweisen, ward er zugleich auf eine Rettung der Denkgesetze durch die Dialektik geführt. Die Sophisten machten den einzelnen Menschen zum Mafs aller Dinge, S. die allgemeine menschliche Natur, als deren vollgültiger Vertreter in jeder Richtung des Geistes er selber sich durch Wort und That bewährte. Auf diese Grundzüge aber beschränkte S. sich auch, er wandte sie, gerade um sie möglichst weit zu verbreiten, nur auf Begriffe und Dinge aus dem gewöhnlichen Leben an; wogegen Platon es vorbehalten blieb, auf sie gestützt, das eigentlich geistige Gebiet zu erforschen. — Schulnachrichten 10 S. 8. Schülerzahl 160; Abiturienten Mich. 1861: 1, Ostern 1862: 6.

Oldenburg. Höhere Bürgerschule. Ostern 1862. Zur Frage über die Erkenntnifs des Menschen vom Leben seiner Seele, vom Oberlehrer Schmeding. Mit Beneke (Lehrbuch der Naturwissenschaft) kommt der Verf. nach einem geschichtlichen Ueberblick über die verschiedenen philosophischen Versuche, die Vermittelung zwischen der Aufsenwelt und dem Denken zu finden, zu dem Resultate, dafs nunmehr die Grundlage aller ferneren philosophischen Untersuchungen in der Psychologie zu legen sei. — Schulnachrichten 24 S. 8. Candidat Krohne gieng Mich. 1861 ins Pfarramt; für ihn trat Cand. theol. Stakemann (aus Stade) ein. Schülerzahl 155.

Jever. Gesammtgymnasium. Ostern 1862. *Cornelii Taciti Germania* ins Deutsche übertragen nebst einem Vorworte, vom Director Müller. 32 S. 4. — Schulnachrichten 8 S. 4. Schülerzahl 101. Abiturienten Michaelis 1861: 1.

Vechta. Katholisches Gymnasium. Michaelis 1862. Der altrömische Pontifex Maximus, vom Collaborator Dr. Wulf. 33 S. 4. 1) Die etymologische Bedeutung des Ausdruckes Pontifex Maximus; 2) Seit wann und wie lange ein P. M. bestanden; 3) Das Amt der Pontifices; 4) Die Wahl und die Erfordernisse zu diesem Amte; 5) Die Amtskleidung, Amtswohnung und Dotation des Grofs-Pontifex. — Schulnachrichten 15 S. 4. Schülerzahl 56; Abiturienten Mich. 1862: 5.

Eutin. Gesammtgymnasium. Ostern 1862. Dr. J. W. Petersen, ein theologisches Lebensbild aus der Zeit des Pietismus, vom Collaborator Kürschner. 25 S. 4. Petersen war 1649 in Osnabrück geboren, studierte 1669 in Giefsen, war Prediger in Hannover, Eutin und Lüneburg bis 1692, lebte von da bis an seinen Tod 1727 auf einem ihm geschenkten Landgute zu Thymer bei Zerbst, von wo aus er durch Reisepredigten und namentlich durch zahlreiche Schriften für seine pietistischen und chiliastischen Ansichten wirkte. Von seinem Charakter, sowie von seiner dichterischen und wissenschaftlichen Bedeutung giebt uns der Verf. ein Bild, welches die theils dürftigen, theils ungenauen Angaben in den Encyklopädien von Ersch und Gruber (III, 19) und von Herzog (s. v.) ergänzt. — Schulnachrichten 10 S. 4. Schülerzahl 141; Abiturienten Michaelis 1861: 1.

Jever. Pahle.

III.

Vorschule für den Lateinischen Elementarunterricht von K. A. J. Lattmann, Dr. ph. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht's Verlag. 1861. 28 S. 8.

Fafst man die Bestimmung des vorliegenden Buches ins Auge, so wird man dasselbe als seinem Zwecke vollkommen entsprechend bezeichnen müssen. Die Anwendung desselben setzt das Bestehen einer Septima voraus, in welcher ein für Sexta vorbereitender Unterricht im Lateinischen ertheilt wird. Es will den kleinen Anfänger in die zu erlernende Sprache einführen; er soll hier die einfachsten Flexionsformen kennen lernen und sich einen

kleinen Wortschatz erwerben, der in vielfachen lateinischen und deutschen Sätzen vorgeführt sein bleibendes Eigenthum wird. Die beiden Punkte, welche für einen solchen Zweck auf dieser Stufe zu berücksichtigen sind, sowohl das rechte Mafs des Lernstoffs zu bestimmen, als auch das Erlernen selbst möglichst zu erleichtern, sind auch für den Verfasser leitend und mafsgebend gewesen. Der grammatische Stoff ist mit weiser Beschränkung und richtigem Verständnifs für das Bedürfnifs des Anfängers ausgewählt und in kleine übersichtliche Gruppen eingetheilt. Es wird das Grundschema der ersten vier Deklinationen mit Ausschlufs aller schwierigeren und unregelmäfsigen Formen durch geeignete Paradigmen zur Anschauung gebracht und von der Conjugation nur soviel aufgenommen, als davon nothwendig hinzugezogen werden mufs, um die Formen des Nomen nach ihren syntaktischen Verhältnissen im Satze klar machen zu können. Die Conjugation ist auf den Indicativus (aufser Fut. exact.), den Imperat. Act. und vier Passivformen der ersten Conjugation beschränkt. Bei der Deklination fehlen die schwierigeren *s*-Stämme, die vokalischen Neutra, die Adjektiva der dritten Deklination und die ganze fünfte Deklination. Eine vollständige Trennung der Deklination und Conjugation findet nicht Statt, sondern jedem Pensum aus der Deklination folgt ein kleines Stück von Conjugation, um mit dem gewonnenen Material der Deklination sogleich operiren und dasselbe in lebendigen Flufs zu mündlichem und schriftlichem Satzbau bringen zu können. Der Schüler wird also sofort in den Stand gesetzt, auch das Prädikat selbst zu formen, und damit er des syntaktischen Baues der einfachsten Sätze von vornherein sich vollständig bewufst werde, sind gleich von den ersten Seiten dieser Vorschule an die einfachsten Elemente der Syntax (Subject, verbales und nominales Prädikat, Objecte, Attribut) mit zur Einübung gebracht. Die Anwendung des Ablativs und Vocativs ist an das Ende gestellt, so dafs jener mit einigen Präpositionen, dieser mit dem Imperativ verbunden wird. Jedem grammatischen Pensum ist eine nicht zu grofse Zahl von Vokabeln beigefügt, welche der Schüler in's Gedächtnifs aufzunehmen und zur Bildung von Sätzen auch in den später folgenden Abschnitten des Buches zu verwenden hat. Um den in der Grammatik des Herrn Dr. Lattmann aufgestellten, sehr vereinfachten Genusregeln vorzuarbeiten, sind die zu erlernenden Substantiva nach Personen-, Thier- und Sachnamen gruppirt, und um gleich von Anfang an in die Prosodie einzuführen, ist die Quantität der Stammsilben bezeichnet.

Die lateinischen und deutschen Uebungssätze sind dem Standpunkte der Knaben entsprechend gebildet, einfach und fafslich. Die Zahl der lateinischen Beispiele ist verhältnifsmäfsig gering; der Verfasser will dieselben sobald als möglich, um der bei ihnen ganz besonders hervortretenden Unerquicklichkeit der unaufhörlichen Einzelnsätze vorzubeugen, durch die Lectüre der im Anhange gegebenen zwölf Fabeln ersetzt sehen. Damit recht bald zum Uebersetzen derselben geschritten werden könne, hat er bei

ihnen die Methode der Interlinearversion angewandt, natürlich nur diejenigen Worte übersetzend, welche dem Schüler im Laufe dieser Vorschule nicht zum Verständnifs gebracht werden.

Von den wenigen Einzelnheiten, welche der Verbesserung bedürfen möchten, heben wir folgende hervor: p. 7. c. findet sich der Uebungssatz: „Wir lieben den Frieden", obwohl an jener Stelle der Knabe noch nicht gelernt hat, die erste Person Plur. Präs. zu bilden. p. 8. c. ist mir die Pluralform „die Geschreie" aufgefallen. p. 18. a. stehen die Sätze: „Der Löwe der vierten Fabel ist stolz und schlau; der Löwe der fünften Fabel ist grofsmüthig", ohne dafs die Zahlwörter *quartus* und *quintus* angegeben sind. p. 22 hätten Formen der zweiten, dritten und vierten Conjugation, deren Kenntnifs für diese Stufe vom Verfasser selbst nicht bestimmt ist, in den Uebungsbeispielen vermieden werden sollen.

Das Buch wird sich an allen den Anstalten, welche eine Septima haben, sowie Privatlehrern, welche ihren Schülern eine Vorbildung im Lateinischen für Sexta geben wollen, zum Gebrauche empfehlen.

Neu-Ruppin. Th. Lenhoff.

IV.

Lateinisches Lern-, Lese- und Uebungsbuch von K. A. J. Lattmann, Dr. ph. III. Uebungsbuch. (Erste Hälfte.) Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht's Verlag. 1861. 99 S. 8.

Das vorliegende Buch bildet den dritten Theil des von dem Referenten in dieser Zeitschrift besprochenen „Lateinischen Lern-, Lese- und Uebungsbuches" von Dr. Lattmann; jedoch ist bis jetzt nur die erste Hälfte dieses dritten Theils erschienen. Diese zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste von § 1 — § 39 ist der Einübung der Formenlehre gewidmet und schliefst sich im Allgemeinen dem in dem Lernbuche aufgestellten Entwicklungsgange an, nur dafs in diesem Uebungsbuche Deklination und Conjugation nicht so scharf von einander geschieden, sondern theilweise in einander gearbeitet sind, damit durch die Verknüpfung der wichtigsten Grundlehren der Syntax von der Bedeutung des Subjects, Prädikats, der Copula, des näheren und entfernteren Objects etc. mit dem Aufbau der Formenlehre von vornherein ein klares und richtiges Verständnifs der Form in ihrer Anwendung im Satze sich ergebe. Die zweite Abtheilung von § 40 — § 74 enthält Aufgaben, welche zur Anwendung der weiteren syntaktischen Regeln dienen sollen. Die ersten Abschnitte derselben

(§ 40 — § 47) sind zur Einübung derjenigen lateinischen Constructionen bestimmt, deren Kenntnifs für den Schüler zunächst als ganz besonders dringlich erscheint, wie der Construction der Städtenamen, des Acc. c. Inf., der Absichts- und Folgesätze und der Abl. absol.; weiterhin schreiten die Uebersetzungsaufgaben im Ganzen in derselben Folge fort, in welcher die Syntax von dem Herrn Verfasser in seinem Lernbuche bis Regel 50 behandelt ist, nur dafs derjenige Abschnitt derselben, welcher vom nominalen Prädikate und seinen Wandlungen handelt, erst am Schlusse des ganzen Buches zur Anwendung kommt.

Der in beiden Abtheilungen gebotene Uebersetzungsstoff ist zweckmäfsig ausgewählt, der Bildungsstufe der Schüler entsprechend, und zeigt ein streng methodisches Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren. In dem ersten Cursus der ersten Abtheilung geht den deutschen Uebungssätzen jedesmal auch eine Reihe entsprechender lateinischer Beispiele voran, welche für den bei der Besprechung des Lesebuchs gerügten Mangel, dafs nämlich für die ersten Anfänge im Uebersetzen nicht gesorgt sei, einigen Ersatz gewähren. Einen bedeutungsvollen Inhalt können die Sätze natürlich nicht haben; die Aufmerksamkeit soll eben auf dasjenige gerichtet werden, um was es sich handelt, das Sprachliche, und dazu ist es nöthig, dafs der Stoff der Sätze den Knaben recht leicht und geläufig sei. Als ganz besonders gelungen können wir die zur Unterscheidung und richtigen Anwendung des Demonstrativ. und Relativ., sowie des Determinativ. und Reflexiv. bestimmten Sätze bezeichnen. Zu Ende jedes gröfseren Abschnitts ist eine Sammlung gemischter Beispiele gegeben, damit es sich zeige, ob der Schüler die nöthige Sicherheit in dem bis dahin Behandelten erreicht habe; ebenso fehlt es an geeigneter Stelle nicht an zusammenhängenden, dem Gebiete der Fabel oder der einfachen Erzählung angehörenden Uebungsstücken, in denen eine gröfsere Anzahl der zuletzt und früher eingeübten Regeln zur Anwendung kommt, und diese basiren, was als ganz besonders zweckmäfsig erscheint, auf bestimmten Abschnitten des Lesebuchs, so dafs viele der in denselben vorgekommenen Vokabeln und Wendungen wieder zu verwenden sind.

Ein besonderes Wörterverzeichnifs ist nicht angehängt, sondern die Vokabeln, deren der Schüler bedarf, sind theils dem deutschen Texte selbst in Parenthese beigefügt, theils, wenigstens in der ersten Abtheilung des Buches, den einzelnen Aufgaben vorangestellt und sollen jedenfalls memorirt werden, theils endlich wird ihre Kenntnifs, wie schon bemerkt, aus der gleichzeitigen Lectüre des Lesebuches vorausgesetzt. Zweckmäfsig ist auch hier, wie in der Vorschule, bei den zusammengestellten Vokabeln die Bezeichnung der Quantität der Stammsilben.

Die Brauchbarkeit des Buches würde nach unserer Ansicht erhöht werden, wenn über den einzelnen Aufgaben aufser den betreffenden Abschnitten des Lernbuches auch die entsprechenden Paragraphen der gangbarsten Grammatiken citirt wären.

Neu-Ruppin. Th. Lenhoff.

V.

Elementarbuch der Lateinischen Sprache mit eingereihten Lateinischen und Deutschen Uebersetzungsaufgaben und einer Sammlung Lateinischer Lesestücke nebst den dazu gehörigen Wörterbüchern von Dr. Raphael Kühner. Für die unteren Gymnasialklassen. Einundzwanzigste verbesserte Auflage. Hannover. Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung. 1861.

Wenn eine Elementargrammatik trotz der grofsen Anzahl ähnlicher Bücher binnen zwanzig Jahren einundzwanzig Auflagen erlebt hat, so wird die Anzeige der letzten Auflage derselben kurz zu fassen sein, da vorausgesetzt werden darf, dafs sie in der Schulwelt bereits allgemein bekannt ist, und der Erfolg selbst den Beweis liefert, dafs sie den Bedürfnissen vieler Anstalten entspricht. Dafs ferner ein Mann wie Kühner seinen Werken niemals die bessernde Hand entziehen wird, ist selbstverständlich und beweisen auch die Aenderungen in der vorliegenden Ueberarbeitung, auf welche in dem Vorwort hingewiesen ist. Indefs sind dieselben weder so zahlreich noch so durchgreifend, dafs nicht die früheren Auflagen neben der neuesten ohne grofse Uebelstände gebraucht werden könnten, während zugleich mehrere Vorzüge dies Buch auch für die Zukunft empfehlen dürften. Zu diesen gehört vornehmlich die knappe Form der Regeln, so wie die dem Schüler dargebotene Gelegenheit, sich gleich im Anfang an eine genaue Beobachtung der Quantitätsgesetze zu gewöhnen, und endlich das sichtbare Bestreben des Verf., jede Ausschreitung in der Mittheilung des grammatischen Lernstoffs zu vermeiden. Wenn nichtsdestoweniger im Folgenden mehrere Bedenken gegen das Buch ausgesprochen werden, so soll damit nicht etwa die Unbrauchbarkeit desselben behauptet, sondern vielmehr das Recht einer Methode vertheidigt werden, welche in der neueren Zeit von verschiedenen Seiten ohne Grund aufgegeben worden ist.

Zunächst kann sich Rec. eines Zweifels darüber nicht entschlagen, ob es angemessen und nützlich ist, eine Grammatik zu gebrauchen, neben welcher noch eine andere in derselben Anstalt nothwendig ist. Die so viel beklagte Unsicherheit unserer Schüler in der Anwendung des erworbenen Lernstoffs rührt gewifs nicht am wenigsten von der grofsen Anzahl der Schulbücher her, welche nicht selten in demselben Gegenstande neben oder nach einander gebraucht werden, und ganz besonders dürfte es dem Erlernen der alten Sprachen hinderlich sein, wenn die Schüler genöthigt werden, ihre Kenntnifs der Sprachgesetze aus verschiedenen Lehrbüchern zu schöpfen. Denn um den gramma-

tischen Lernstoff vollständig zu beherrschen, müssen sie sich so sehr in ihre Schulgrammatik eingelebt haben, dafs sie den Inhalt der einzelnen Abschnitte stets sicher zu reproducieren vermögen und mit ihrem geistigen Auge jede Regel an ihrer Stelle verzeichnet sehen. Dies Ziel läfst sich aber nur dann sicher erreichen, wenn dieselbe Grammatik von Sexta bis Prima in den Händen der Schüler sich befindet, wohingegen Unsicherheit und Verwirrung nur schwer zu vermeiden sind, wenn sie noch zu einer zweiten Grammatik zu greifen haben, welche manches in einer anderen Form und in anderem Zusammenhange als die früher gebrauchte lehrt. Am meisten aber mufs das Verständnifs und Festhalten der grammatischen Regeln erschwert werden, wenn eine Elementargrammatik, wie die Kühnersche, nur für die zwei oder drei untersten Klassen bestimmt ist; denn in der kurzen für Tertia oder selbst für Quarta und Tertia bestimmten Zeit ist es dem Schüler doch kaum möglich, sich in eine umfassendere Grammatik so hineinzuarbeiten, dafs er beim Uebergange nach Secunda das gesammte grammatische Material sein völliges Eigenthum nennen könnte, was doch unumgänglich nothwendig ist. Jedenfalls mufs in den mittleren Klassen die Gewöhnung an eine andere Grammatik wenigstens anfänglich ein langsameres Fortschreiten zur Folge haben, ganz abgesehen von den unerläfslichen Wiederholungen einzelner Abschnitte aus dem Pensum für die untersten Klassen, welche doch auch am besten nach dem Buche angestellt werden, aus welchem der Gegenstand zuerst gelernt worden ist. Diesem Uebelstande kann auch dadurch nicht ganz abgeholfen werden, dafs die zweite Grammatik nach Inhalt und Methode mit der ersten so übereinstimmt, dafs sie nur als eine Erweiterung derselben anzusehen ist, und da in der vollständigeren Grammatik doch auch die Formenlehre enthalten sein mufs, so entsteht aufserdem noch die Frage, warum der Schüler gehalten sein soll, sich die letztere doppelt anzuschaffen. Aehnliche Gründe sprechen auch dagegen, dafs erst von Secunda an eine andere Grammatik gebraucht werde, obgleich die Gefahr der Verwirrung dann nicht mehr so grofs ist. Da jedoch auch in den oberen Klassen noch Wiederholungen früher gelernter Abschnitte nothwendig sind, so erscheint es selbst für diese Klasse noch am gerathensten, das von Anfang an gebrauchte Lehrbuch beizubehalten, während der übrige Sprachunterricht in Secunda und Prima, insofern er über die elementare Grammatik hinausgeht, am besten der mündlichen Erklärung des Lehrers vorbehalten bleibt und an die Stilübungen oder auch, so weit er die Eigenthümlichkeiten einzelner Schriftsteller betrifft, an die Lectüre derselben angeknüpft wird. Uebrigens kann auch der in den obersten Klassen hinzukommende Lernstoff wenigstens theilweise in der Schulgrammatik mitgetheilt und durch Verweisung in die Anmerkungen, so wie durch den Druck als Pensum der obersten Lehrstufe bezeichnet sein, so dafs der Schüler bei der Durchnahme desselben wieder an bekannte Stellen seines Lehrbuches verwiesen wird. Die Anknüpfung an bereits Gelerntes

wird das Verständnifs des neu Gebotenen immer erleichtern müssen, und andrerseits der Fortschritt zu Neuem sich bequem mit einer Wiederholung des früher Behandelten verbinden lassen. Endlich dürfte für den Gebrauch derselben Grammatik in allen Klassen auch die Rücksicht auf die einheitliche Methode im gesammten Unterricht sprechen, da das zu Grunde gelegte Schulbuch oft der wirksamste Regulator für die verschiedenen Ansichten und Methoden der Lehrer selbst sein kann.

Während die bisher angeführten Gründe den Gebrauch einer für die untersten Klassen berechneten Elementargrammatik überhaupt als wenig zweckmäfsig erscheinen lassen, besitzt das anzuzeigende Buch Kühners noch insbesondere eine Eigenthümlichkeit, welche von Manchen für einen Vorzug gehalten werden mag, Andere dagegen vielmehr gegen das Buch einnehmen dürfte. Dies sind die zwischen die grammatischen Regeln eingestreuten Uebersetzungsstücke aus dem Deutschen in das Lateinische und umgekehrt, welche allerdings fast durchweg dem Standpunkte des Schülers angemessen und insofern zweckmäfsig eingerichtet sind, als derselbe Gelegenheit erhält, früher gelernte Regeln in mannigfachen Variationen immer wieder von neuem anzuwenden, aber in ein besonderes Lesebuch, nicht in die Grammatik gehören. Denn wenn der Schüler nicht blofs die einzelnen Regeln anwenden lernen, sondern auch in ihrem Zusammenhange begreifen und so vollständig durchdringen soll, dafs er sie selbständig aus einander entwickeln kann, so mufs selbstverständlich alles vermieden werden, was auch nur äufserlich den Zusammenhang unterbricht und die Uebersicht erschwert. Der grammatische Lernstoff mufs daher nicht blofs möglichst präcis, sondern auch zusammenhängend mitgetheilt sein, widrigenfalls der Schüler Gefahr läuft, auch die Einzelnheiten bald wieder zu vergessen, weil er sie nicht in ihrer Zusammengehörigkeit erkannt hat. Von diesem Gesichtspunkt aus kann Recensent gegen eine Durcheinanderwürfelung von Regeln und Uebungsbeispielen, wie sie sich in der Elementargrammatik von Kühner findet, seine ernsten Bedenken nicht unterdrücken, und er ist der Ansicht, dafs eine Sonderung von Grammatik und Lesebuch für Verständnifs und Gedächtnifs nützlicher ist.

Abgesehen von dem Mangel an Uebersichtlichkeit, welche in dem vorliegenden Elementarbuch zu beklagen ist, ist es auch in Folge derselben Zerreifsung des grammatischen Lernstoffes nicht frei von Wiederholungen, welche keinen pädagogischen Zweck haben können und leicht zu vermeiden waren. So findet sich die Lehre von den Genera und Tempora des Verbums ohne wesentliche Veränderung an zwei Stellen § 41—42 und § 81—82; von den Modi ist sogar an drei verschiedenen Stellen die Rede: § 43, § 83 und § 97 ff.; wefshalb aber die §§ 81—83 (Lehre von den Genera, Tempora und Modi des Verbums) zwischen die Regeln über den Nominativ und Genetiv eingeschoben sind, ist nicht recht ersichtlich. Ueberhaupt kann Recensent keinen praktischen Grund für die grofse Zersplitterung des grammatischen Materials

erkennen, wie wenn z. B. im ersten Cursus von § 11—33 die regelmäfsige Declination der Subst. und Adj., das Adv., Pron., Zahlwort und die Präpositionen behandelt und im zweiten Cursus erst von § 34—40 die ausführlicheren Regeln über das Geschlecht der Subst. und die abweichenden Casusendungen der fünf Declinationen nachgeholt werden. Recensent meint ja keineswegs, dafs alles, was z. B. über die dritte Declination zu sagen ist, auch hinter einander gelernt werden solle; aber eine zusammenhängende Darstellung desjenigen, was zusammengehört, erscheint ihm auch in einem Elementarbuch als angemessen, während dem Lehrer selbst die Freiheit gewahrt bleiben mufs, je nach dem Standpunkt seiner Schüler die nöthige Auswahl der Regeln zu treffen. Uebrigens ist der Herr Verf. bei der Vertheilung des Stoffes auch nicht ganz consequent gewesen, denn sonst hätte er wol auch die selteneren Formen für den Comparativ und Superlativ in den zweiten Cursus verweisen müssen. Mit einem Worte: die hier geübte Methode der Auflösung und Zersplitterung des gesammten Materials kann Ref. weder für eine wissenschaftlich berechtigte, noch für den Geist der Jugend erspriefsliche erachten.

In Bezug auf die Uebungsbeispiele ist zu bemerken, dafs sie ihrem Inhalt nach zwar öfters dürftig, aber doch im Allgemeinen zu dem Zweck, die grammatischen Regeln zu befestigen, passend gewählt sind. Recht angemessen ist auch die Art und Weise, wie schon während der Behandlung der Formenlehre die wichtigsten syntaktischen Regeln, welche beim Uebersetzen nicht umgangen werden können, in stufenweiser Folge zur Anwendung kommen, und die dabei bewiesene Beschränkung auf das Nothwendigste, so dafs dem Schüler nichts zugemuthet wird, wozu seine Fassungskraft noch nicht ausreichen möchte. Ebenso ist bei der Auswahl der zu memorierenden Vocabeln auf die Bedürfnisse der Schule sorgfältig geachtet und ein besonderes Vocabularium dadurch unnöthig gemacht worden. Der Verf. scheint mit Recht den Grundsatz zu befolgen, dafs der Schüler sich einen zwar mannigfaltigen, aber nur aus den gelesensten Schriftstellern entlehnten Wortschatz anzueignen habe und dafs dieser am besten durch ununterbrochene praktische Anwendung einzuprägen sei. Aber nicht kann gebilligt werden, dafs unmittelbar vor den einzelnen Uebersetzungsstücken die darin gebrauchten Vocabeln angeführt sind, so dafs sich der Schüler darauf verlassen kann, sie während des Uebersetzens selbst noch aufzufinden, wenn er sie vorher nicht genau memoriert hat. Dafs aber leichtfertige Schüler eine solche Gelegenheit zur Bequemlichkeit gern benutzen werden, liegt sehr nahe. Diesem Uebelstande konnte leicht vorgebeugt werden, wenn sie am Anfange oder Ende des Buches für den ganzen Uebersetzungsstoff zusammengestellt wurden, wodurch der Schüler genöthigt sein würde, sich dieselben so genau einzuprägen, dafs er sie unter allen Umständen gegenwärtig hätte. In dieser Weise dürfte auch am besten ein Vocabularium anzu-

ordnen sein und in unmittelbare Verbindung mit dem Lesebuch gebracht werden.

Aufserdem sind nur noch wenige Punkte hervorzuheben, an denen man mit dem Verf. rechten könnte. So z. B. ist nicht ersichtlich, warum auf Seite 13 nicht auch *deis* als Dat. und Abl. von *deus* angeführt ist. S. 23 hätte statt der seltenen Comparativform *veterior* gleich *vetustior* angegeben werden können. Dafs *is, ea, id* zu den Personalpronomina gerechnet ist, darf befremden; aber auch ein Demonstrativum ist es nicht, sondern ein Determinativum, da es lediglich dazu dient, entweder einen vorhergehenden Begriff wieder aufzunehmen, oder einen folgenden im voraus anzukündigen und somit die Aufmerksamkeit auf ihn hinzulenken. S. 23 ist die Regel über *cum* so dargestellt, als ob es nur *quocum, quacum, quibuscum* heifsen dürfte. S. 38 fehlt die Angabe, wie es mit dem bei *milia* stehenden Subst. gehalten wird, wenn noch ein kleineres Zahlwort hinzutritt. S. 40 ist *natus, us* angeführt, als ob es vollständig im Gebrauch gewesen wäre. S. 46 konnte zu *Sophocles* bemerkt werden, dafs der Voc. auch *Sophocles* hiefs, und S. 47 zu *vetus*, dafs der Abl. zwar häufiger *vetere* lautete, aber doch auch *veteri* gebräuchlich war. — In Betreff der Stammformen der Verba, von denen die übrigen Formen abgeleitet werden, scheint es fafslicher zu sein, den Inf. als eine besondere Stammform anzusehen, von welcher die Imperative und Conjunctive Impf. gebildet werden. Ferner sind als Infinitivformen vorzuziehen *amaturum, amatum esse cet.*, nicht *amaturus esse*, damit sich der Schüler schon früh an den regelmäfsigen Casus beim Inf. gewöhne. S. 110 ist die Regel über den Modus bei *quod, quia cet.* überflüssig, schon darum, weil auch der Conj. dabei stehen kann und überhaupt die lateinische Construction mit der deutschen übereinstimmt. — Mit der angegebenen Grundbedeutung des Gen., wonach er der Casus der Ursache, Veranlassung, des Urhebers, des Thätigen sein soll, sind so viele einzelne Gebrauchsweisen dieses Casus unvereinbar, dafs man sich nach einer anderen Definition umsehen mufs. Angemessener scheint die Erklärung zu sein. dafs der Gen. der Casus der Abhängigkeit eines Nomens von einem andern Nomen sei; demgemäfs mufs auch die Regel über *memini cet.* hinter der über *memor* behandelt werden. Ueberhaupt aber erregt die Syntax hinsichtlich der Fassung einzelner Regeln und ihrer Verbindung unter einander manche Bedenken, welche hier nicht weiter berührt werden können.

An Druckfehlern sind mir aufgefallen S. VII: S. 131 ff., wofür es wol 142 ff. heifsen soll; S. 17: nach der II Declination, statt: nach der III Declination; S. 19: *pueir* statt *pueri*; S. 203 Z. 5 v. o.: Akkusative, statt: Ablative.

Zu dieser Elementargrammatik gehört noch eine Anzahl zusammenhängender lateinischer Lesestücke, welche auch besonders herausgegeben sind unter dem Titel:

Lateinisches Lesebuch für Anfänger mit dem dazu gehörigen Wörterbuche von Dr. Raphael Kühner. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Hannover 1861.

Dieses Buch ist zunächst für solche Lehranstalten bestimmt, auf welchen die lateinische Vorschule desselben Verf. eingeführt ist, und enthält I Fabeln, II Gespräche, III Merkwürdige Aussprüche, IV Einiges aus der Geschichte, und zwar zuerst einen Ueberblick über die römische Geschichte, sodann die Perserkriege nach Nepos und Justin und zuletzt gröfsere Abschnitte aus Curtius über Alexander d. Gr., V Erzählungen, welche zum Theil aus Cicero entlehnt sind. Die Auswahl ist nach Inhalt und Form im Allgemeinen zu billigen, und es kann dies Lesebuch zum Gebrauch in der Quarta eines Gymnasiums statt des Nepos wohl empfohlen werden. Denn wenn auch der letztgenannte Schriftsteller wegen seines biographischen Inhalts zur Einführung in die zusammenhängende Lectüre römischer Schriftsteller besonders geeignet zu sein scheint, so giebt doch seine Sprache zu häufig Veranlassung, den Schüler vor der Nachahmung desselben zu warnen, während andrerseits die besten Musterschriftsteller eine nicht geringe Anzahl von solchen Lesestücken enthalten, welche auch für den Anfänger nicht zu schwer sind. Freilich wäre noch eine Vermehrung des Lesestoffes zu wünschen, zu welchem Zwecke auch Nepos noch mehr benützt werden könnte, wenn er durchweg einer gleich sorgfältigen Sichtung unterzogen wird, als mit dem kurzen aus ihm entlehnten Stücke und mit dem Eutrop hier geschehen ist. In gleicher Weise können auch aus Cicero noch manche kürzere Erzählungen hinzugefügt werden, damit der Knabe möglichst früh ein Gefühl für klassische Sprache gewinne. Dagegen dürften nicht alle Gespräche, welche sich hier finden, angemessen sein, wie z. B. das sechste, dessen Inhalt doch gar zu nichtig ist, obgleich zugegeben werden mufs, dafs die meisten wegen der in ihnen gebrauchten Vocabeln oder der Pointe, mit welcher sie schliefsen, dem Schüler interessant und nützlich sind. Auch ist es fraglich, ob die Anordnung der Lesestücke ganz gebilligt werden kann, da z. B. die aus Eutrop genommenen Stücke leichter sind, als manche von den vorhergehenden. Da sich indefs erwarten läfst, dafs dies Buch auch noch eine dritte Auflage erleben wird, so ist nicht zu zweifeln, dafs der Verf. bestrebt sein wird, bei einer erneuerten Durchsicht desselben den Bedürfnissen der Schule noch in weiterem Umfange Rechnung zu tragen. — Hinzufügen will ich noch, dafs es in dem zweiten Gespräch wol heifsen soll: *huc attulisti*, statt *hunc attulisti*. Auf Seite 11 Z. 1 fehlt hinter *censeo* die Interpunction.

Potsdam. Sorof.

VI.

Lateinische Grammatik für Progymnasien, Realschulen und ähnliche Anstalten von C. Richard, Lehrer am Progymnasium zu Osterode. Dritte Auflage. Hannover 1862.

Der Titel dieses Buches ist nicht ganz vollständig, denn es enthält aufser den grammatischen Regeln noch eine ziemlich bedeutende Anzahl von Uebersetzungsstücken, durch welche jene befestigt werden sollen. Der grammatische Lernstoff empfiehlt sich gröfstentheils durch eine präcise Fassung der einzelnen *Regeln*, so wie durch geschickte Heraushebung des Unentbehrlich*sten*, durch welche sich der Verf. als einen erfahrenen Lehrer erweist. Wenn derselbe aber hofft, dafs seine Grammatik den Bedürfnissen der im Titel erwähnten Anstalten „durchaus genügen und für den Kreis und Umfang derselben völlig ausreichen werde“, so vermuthe ich, dafs er sich in dieser Hoffnung ganz gewifs täuscht. Zwar dürfte schwerlich erreichbar sein und in Wirklichkeit erreicht werden, was vor einigen Jahren in dem Programm einer Realschule als das Ziel einer vollkommen entwickelten Realschule bezeichnet worden ist, dafs sie nämlich in den meisten Unterrichtsgegenständen, welche sie mit dem Gymnasium theilt, weit über dasselbe hinauszugehen habe und nur im Latein um eine Klasse zurückbleibe, und man wird zufrieden sein müssen, wenn sie in dem letzteren nur dasjenige erreicht, was eine gute Obertertia des Gymnasiums leistet; aber das vom Verf. dargebotene Material entspricht doch nur etwa dem Pensum der Quarta eines Gymnasiums, wenigstens eines preufsischen, und genügt somit selbstverständlich auch einem Progymnasium nicht, welches doch in der Regel die mittleren Gymnasialklassen vollständig in sich begreift. Sollte das vorliegende Buch in Wirklichkeit die von dem Verf. gehegte Hoffnung erfüllen, so müfste die ganze Casus- und Moduslehre viel gründlicher und vollständiger behandelt, und andrerseits das Uebersetzungsmaterial reichhaltiger und schwieriger sein. Ich kann es ferner nicht gutheifsen, dafs auch in diesem Schulbuche der grammatische Stoff nicht im Zusammenhange dargestellt, sondern durch Uebungsbeispiele durchbrochen ist, so dafs der Schüler genöthigt ist, das Zusammengehörige an weit auseinander liegenden Stellen zusammenzusuchen. Hätte der Verf. jene beiden Theile des Buches streng von einander gesondert und den grammatischen Theil im Zusammenhange erörtert, so würden gewifs Wiederholungen unterblieben sein, wie die ist, dafs im § 52 eine Reihe von Casusregeln zusammengestellt ist, welche später noch einmal wiederkehren; es würde ferner die Regel über *memini, recordor cet.* vielleicht im Anschlufs an die Adjectiva relativa im § 61 behandelt sein, da jenen Verben doch diese adjectivischen Begriffe zu Grunde

liegen; es würde endlich manche Regel wahrscheinlich ganz weggefallen sein, wie z. B. die Anmerkung zu § 69 über *opus est*, deren Inhalt am passendsten als Ergänzung zu § 72 A. 2 hinzugefügt werden konnte. Auch kann ich es nicht billigen, dafs in der Formenlehre bereits viele syntactische Regeln vorkommen, für deren Verständnifs noch nicht die nöthige Fassungskraft vorausgesetzt werden kann.

Aufser diesen Bedenken in Bezug auf die Anordnung des Unterrichtsstoffes im Allgemeinen haben sich dem Unterzeichneten noch mehrere über den Inhalt oder die Fassung einzelner Regeln aufgedrängt, welche im Folgenden kurz angedeutet werden mögen. § 9 konnte als Nominativendung der zweiten Declination neben *ir* sehr wohl *ur* angeführt werden, dagegen war als Genetivendung in der vierten Declination *u* besser ganz wegzulassen. Warum ferner im § 14 zu der Regel über den Gen. Plur. die Wörter *canis, panis, iuvenis* nicht hinzugefügt sind, ist nicht ersichtlich. Ebendaselbst war die Ablativform *mare* als dichterisch zu bezeichnen oder ganz wegzulassen; dasselbe gilt § 16 von *sal* hinsichtlich seines sächlichen Geschlechts. Wenn aufserdem in demselben § ein Theil der Geschlechtsausnahmen in Reimregeln zusammengestellt ist, so fragt sich, warum diese Methode nicht mit allen consequent durchgeführt worden ist. Im § 21 dürften mehrere Wörter, wie z. B. *pedum*, *cupedia*, unnöthiger Weise erwähnt sein, und die Bemerkung, dafs *ver* des Gen. Plur. ermangele, ist darum überflüssig, weil unmittelbar vorher gesagt ist, dafs ihm der Plur. überhaupt fehlt. Dagegen ist hinzuzufügen, dafs *opera* im Plur. nicht blofs die Bedeutung „Arbeiter“ hat. Hinwiederum scheint es § 21 überflüssig, zu *Orpheus* die selteneren griechischen Casusformen anzugeben, von *aër* hingegen, *aether* und *Pan* sind *aëra, aethera, Pana* als die vornehmlich gebräuchlichen Accusative zu lernen. § 28 a. A. 2 ist die Bemerkung, eine Verstärkung entstehe durch Verdoppelung von *me, te, se,* auf *se* zu beschränken, denn *meme* und *tete* sind in der klassischen Zeit schwerlich jemals gebraucht worden. § 28 b. A. 1 ist die syntaktische Regel über *sui, sibi, se* und *suus* wenigstens undeutlich; richtiger wird die Fassung derselben, wenn bei der Beziehung dieser Pronomina auf das Subject des regierenden Satzes zwischen subjectiver und objectiver Abhängigkeit des Nebensatzes unterschieden wird. § 32 entspricht die Regel, der Conj. Präs. könne auch für den Imp. gebraucht werden, in dieser Allgemeinheit nicht dem klassischen Gebrauch. Dieselbe Anmerkung findet sich übrigens fast wörtlich auf Seite 38 wieder. Ferner erscheint der ganze § 34 überflüssig, da die vollständige Conjugation des Verbums folgt; jene Zusammenstellung der ersten Personen möge der Schüler für sich anfertigen. Befremdend ist auch, dafs das Part. in den zusammengesetzten Formen des Inf. im Nom. steht. § 37 ist die Regel über den Gebrauch des zweiten Supinums nach Adjectiven zu allgemein gefafst, da bekanntlich nur eine beschränkte Anzahl solcher Supina im Gebrauch war. § 38 war zu *tueri* als die regelmäfsige Per-

fectform *tutatus sum* anzugeben. § 40 ist die Bildungsweise der vier Stammformen gut entwickelt worden, ich wünschte aber zu *explicare* die Formen *explicavi, explicatum* als die regelmäfsigeren angegeben zu sehen, und zu *iuvare*, dafs von dem Compositum *adiuvare* das Part. Fut. Act. *adiuturus* heifst. Dafs § 42 *emturire* als Beispiel angeführt ist, darf um so mehr befremden. als sich nur die Form *empturiens* bei Varro findet; auch *petessere* und *conscribillare* hätten füglich wegbleiben sollen; dagegen würde es mir angemessen scheinen, wenn § 43 zu *ferre* noch die Composita *auferre* und *afferre* wegen der abweichenden Formen im Perf. und Supinum hinzugefügt wären. Ebenso vermisse ich zu *ire* die Bemerkung, dafs seine Composita im Inf. Perf. und Conj. Plqupf. (d. i. vor *s*) das *ii* gewöhnlich in *ī* zusammenziehen. Von *coepi* § 44 war die Präsensbedeutung besser wegzulassen, da für diese *incipere* regelmäfsig im Gebrauch war; ebenso ist statt *osus* nur *exosus* und *perosus* anzuführen, da jenes veraltet war. § 48 ist die Regel über *sin* zu allgemein gefafst, da es nur dann zu setzen ist, wenn im Vorhergehenden ein Bedingungssatz steht oder gedacht werden mufs; bei *si non* konnte auch an *si minus* erinnert werden. Bei den Fragepartikeln ist die Angabe zu berichtigen, dafs *num* auch in der Doppelfrage gebräuchlich gewesen sei. § 52 ist die Behauptung befremdlich. dafs statt des Theilungsgenetivs auch *a* mit dem Abl. gebraucht werden könne. § 57 kann die Fassung der Regel über den Acc. c. Inf. zu dem Irrthum Veranlassung geben, als ob nur bei den Adjectiven, welche den Begriff des Empfindens oder Erklärens enthalten, jene Construction gebraucht werden dürfe; danach würde sich dieselbe bei *facile, opus, necesse est* u. ähnl. schwer erklären lassen. Warum ist nicht ganz einfach die übliche Unterscheidung zwischen Subjects- und Objectsaccus. c. Inf. beibehalten worden? Dafs *aequare* in der Bedeutung „gleichkommen" auch mit dem Dat. verbunden werden könne, ist wenigstens nicht so ausgemacht, dafs es in einer Schulgrammatik angeführt werden dürfte; denn die Stelle Cic. de off. 1, 1, 3 wird jetzt richtiger geschrieben: *qui iam illis fere se aequarunt.* § 70 ist die seltene Construction von *dignus* mit dem Gen. und die der Verba *utor cet.* mit dem Acc. besser ganz unberücksichtigt zu lassen; dagegen scheint es nothwendig, zu § 73 hinzuzufügen, dafs die Verba des Fürchtens für dafs nicht *ne non* zu sich nehmen. sobald sie negiert sind. Wenn endlich § 74 *non nego quin* eingeführt wird, so läfst sich diese Construction zwar logisch rechtfertigen, aber sie ist viel zu wenig im Gebrauch gewesen, als dafs sie zur Nachahmung empfohlen werden könnte.

Was die Uebersetzungsbeispiele betrifft, so zerfallen diese in zwei Abtheilungen, von denen die erstere, meist aus einzelnen Sätzen bestehende sich eng an die betreffenden grammatischen Regeln anschliefst, während die letztere zusammenhängende Lesestücke enthält. Diese behandeln in einem lateinischen Theile, welcher fast ganz aus Nepos geschöpft ist, die griechische Geschichte von Miltiades an bis zu Alexander d. Gr. und in einem

darauf folgenden deutschen die römische Geschichte bis zur Zerstörung Carthagos. Auch in der ersten Abtheilung finden sich bereits mehrere zusammenhängende Erzählungen, eine Erscheinung, welche durchaus zweckmäfsig ist. Jedoch machen diese Uebersetzungsstücke die Lectüre eines ganzen Schriftstellers, wie z. B. des Cäsar, noch keineswegs entbehrlich, und der Verf. selbst wird dies nicht erwartet haben. In Bezug auf die ersten Uebersetzungsstücke kann ich aufserdem die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs sie oft zu inhaltslos sind, und andrerseits, dafs es immer nützlicher ist, solche Sätze aus den lateinischen Schriftstellern selbst zusammenzustellen. Es ist dies schon aus dem Grunde empfehlenswerth, weil der Schüler auf diesem Wege am sichersten in den Stand gesetzt wird, sich allmählich von selbst an die echt lateinische Wortstellung zu gewöhnen. Eigenthümlich ist übrigens die Gewohnheit des Verf., bei diesen Sätzen so häufig auf die entsprechenden Regeln hinzuweisen, und ganz unangemessen erscheint mir die Anführung solcher Paragraphen, welche erst später ihre Erledigung finden. Im Einzelnen ist mir noch mehreres aufgestofsen, wie z. B. S. 77 der Satz: „Etwas Goldes oder Gold“, welcher mir unverständlich ist, und die Sätze auf S. 97, wo der Gebrauch von *implere* in solchen Verbindungen empfohlen wird, in denen nur *incendere, inflammare, imbuere, excitare* o. ä. gebraucht werden darf. Auch die aus dem Kirchenlatein entlehnte Phrase *deus mundum creavit* statt *procreavit* findet sich noch hier. Nichtsdestoweniger verrathen diese Uebersetzungsbeispiele nicht minder als die Fassung der grammatischen Regeln Erfahrung und Umsicht des Verf., und es kann dies Buch trotz der vorhergehenden Ausstellungen für Anfänger mit gutem Grunde empfohlen werden. Ein Vorzug desselben ist auch der, dafs die zu den einzelnen §§ erforderlichen Vocabeln nicht unmittelbar vorher, sondern erst am Ende des Buches angegeben sind, so dafs der Schüler gezwungen ist, sie vor der Uebersetzung sich genau zu memorieren. Aufserdem folgen am Schlusse noch Bemerkungen über die römische Verskunst, der Kalender und eine Zusammenstellung der gebräuchlichsten Abkürzungen. Zu dem Druckfehlerverzeichnifs dürfte noch nachzutragen sein S. 16 c.: die Neutra auf *os* statt *as*.

Potsdam. Sorof.

VII.

Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische für mittlere Gymnasialklassen von Dr. A. H. Fromm, Oberlehrer. Erster Theil für Quarta. Berlin 1861. Verlag von Theobald Grieben. 114 S. 8.

In 71 Abschnitten (von denen 30 je zwei zusammenhängende Stücke enthalten) werden Uebungsbeispiele zu der Schulgrammatik der Verfassers (Syntax § 1—364 mit Ausschlufs der Zusätze und Anmerkungen) gegeben. Die vorkommenden Vocabeln und Redensarten sind (S. 85—113) am Schlufs des Ganzen nach der Reihenfolge der Stücke zusammengestellt. Hiedurch unterscheidet sich die Einrichtung des Buches von der des Augustschen und der des Tischerschen, mit denen sie sonst im Wesentlichen übereinstimmt. Wo die Grammatik des Verfassers eingeführt ist, wird es mit Nutzen gebraucht werden können, allenfalls auch neben den Grammatiken von Zumpt und von Meiring, da S. 114 eine Hinweisung auf die betreffenden §§ dieser Bücher gegeben ist. Die Sätze sind für einen Quartaner nicht zu schwierig. und in den zusammenhängenden Stücken ist darauf Bedacht genommen, dafs auch früher behandelte syntaktische Regeln immer wieder eingeübt werden. Ueber Einzelnes habe ich Folgendes zu bemerken:

Bei Einübung der Verba impersonalia *piget, pudet* u. s. w. ist es von Wichtigkeit und geeignet, dem Schüler das Wesen des impersonalen Gebrauchs eines Verbi zum Bewufstsein zu bringen, wenn, was nicht geschehen ist, auch Beispiele von *coepit, solet, videtur pudere* u. dgl. gegeben werden.

Zu Unregelmäfsigkeiten sind die Schüler nicht anzuleiten. Dahin gehört, wenn S. 63 steht: und leugneten, dafs sie (reflex.) gefangen wären, wenn u. s. w. Die correcte Uebersetzung ist *futurum fuisse ut caperentur.* Geradezu fehlerhaft ist *lampas necesse est* (S. 79). — Wenn man den Schüler lernen läfst *rebellare*, sich empören (S. 110), so wird er diesen Ausdruck oft falsch gebrauchen. S. 112 steht *stragula*, die Decke. während, wie die Lexica zeigen. *stragulum* vorzuziehen ist, wenn das Wort substantivisch gebraucht wird.

S. 28 fehlt hinter dem 27sten Satze das Frage- oder Ausrufungs-Zeichen. Dem Deutschen ist dem Lateinischen zu Liebe. soweit ich bemerkt habe, nur im letzten Satze Gewalt angethan: „Die Stadtbewohner ergriffen diejenigen, auf deren Betrieb sie glaubten, dafs das niedere Volk aufgewiegelt worden sei". — Das heifst etwas Anderes, als es heifsen soll.

Warum wird (S. 39) der bekannte Markgraf von Brandenburg Woldemar genannt, statt, wie sonst allgemein üblich ist, Waldemar?

Ratibor. G. Wagner.

VIII.

Annales veterum regnorum et populorum imprimis Romanorum confecti a C. T. Zumptio, tertium editi ab Aug. Wilh. Zumptio. Berolini, apud Dümmlerum. XXII et 203 pag. 1862. 8.

Die Zumpt'schen *annales* fanden bei ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1819 eine um so allgemeinere Anerkennung, je mehr bis dahin eine übersichtliche, auf gründlichem Quellenstudium beruhende annalistische Darstellung der alten Geschichte vermifst war. Dafs das Buch auch jetzt noch, neben den seitdem erschienenen ähnlichen Werken Anderer, seinen wohlverdienten Ruf bewahren wird, dafür bürgen die bedeutenden Vorzüge, durch welche sich die vorliegende dritte Auflage von den beiden vorhergehenden unterscheidet.

Mit Recht hat der Herr Herausgeber die Eintheilung des gegebenen Stoffs, welche wir als bekannt voraussetzen zu dürfen glauben, unverändert gelassen. Seine Aufgabe bestand zunächst darin, sowohl die Erzählung der Facta, wie die Zeitangaben mit Rücksicht auf die Resultate der historischen Kritik neuerer Zeit zu verbessern, und wenn er hierbei mit grofser Vorsicht gehandelt und mit Ausschlufs alles desjenigen, was bis jetzt Conjectur ist, nur das bereits zur Gewifsheit Erhobene statt des in den ersten Auflagen Ueberlieferten in seine Zeittafeln aufgenommen hat, so wird Jeder, welcher die besondere Bestimmung derselben vor Allem für die studirende Jugend in's Auge fafst, ihm auch hierin beistimmen. Aufser dieser Rectificirung im Einzelnen aber hat sich der Herr Herausgeber die Erweiterung der Annalen mit grofser Sorgfalt angelegen sein lassen, und bedeutende Zusätze von seiner Hand gestalten das Werk in einigen Theilen (namentlich der römischen Geschichte) zu einem völlig neuen.

Auf gewisse Facta näher einzugehen, bei denen die Ansichten des Herrn Zumpt gegenüber den neueren Forschungen allzu conservativ sein dürften, unterlassen wir. Uns kommt es hier nur darauf an, die dritte Auflage der Annalen als ein vorzügliches Hülfsmittel zur Erlernung der alten Geschichte allen denjenigen angelegentlichst zu empfehlen, welchen es nicht um eine fortlaufende Angabe der Quellen zu thun ist. Denn eine solche Angabe, welche schon der erste Herausgeber absichtlich unterlassen hat, fehlt allerdings auch in der neuen Auflage, und in dieser Beziehung steht dieselbe hinter den berühmten Peter'schen Zeittafeln zurück. Doch wird der Mangel der Quellen weniger fühlbar durch die vorausgeschickte *de auctoribus historiae veteris brevis institutio*, welche in gedrängter Kürze einen Ueberblick über die Schriftsteller eines jeden Zeitraums giebt mit Berücksichtigung ihrer Glaubwürdigkeit.

Die Ausstattung des Buches ist vortrefflich, und durch Ver-

änderung des Quartformats der früheren Auflagen in Octavformat hat die Brauchbarkeit desselben noch gewonnen; doch wird der enge Druck Manchem nicht willkommen sein.

Berlin. Gustav Krüger.

IX.

Lehrbücher der französischen Sprache.

1. Theoretisch-praktische Schulgrammatik der französischen Sprache für Gymnasien und höhere Bürgerschulen von Dr. L. Süpfle. Heidelberg bei Julius Groos. 1861. XI u. 361 S. 8.[1])

Wer, veranlafst durch den vielversprechenden Titel, obige Grammatik mit der Erwartung in die Hand nimmt, dafs der Verf. wenn auch nicht gerade Neues dem Inhalt nach, doch eine eigenthümliche, für den Unterricht ersprieſsliche Anordnung des Stoffes bietet, wird seine Hoffnung keinesweges erfüllt sehen und mit uns übereinstimmen, dafs dieselbe sich weder durch gröſsere Brauchbarkeit, noch durch ein nach eigenthümlichen Principien geordnetes System, noch durch eine andre besonders hervortretende Eigenschaft vor andern französischen Schulgrammatiken auszeichnet. Abgesehen davon, dafs auf das Substantiv und Adjektiv sogleich das regelmäfsige Zeitwort folgt, und dafs der Verf. in Formlehre und Syntax scheidet, was bei Andern, z. B. bei Borel, erster und zweiter Cursus genannt wird, haben wir Nichts finden können, wodurch sich in der Anordnung diese Grammatik von der Hirzels, Borels und vieler Anderen unterscheidet. In jener wie in diesen wird die Syntax nach Redetheilen behandelt, in jener wie in diesen folgen, um die Regeln einzuüben, darauf bezügliche Uebungsbeispiele sowohl im elementaren Theil als im syntaktischen. Auch sonst geht Alles im hergebrachten Geleise, und von wissenschaftlicher Auffassung ist nicht viel zu merken. So hat das Verbum noch seine vier Conjugationen, unter den Stammzeiten findet sich auch hier das Partic. présent, die unregelmäfsigen Zeitwörter sind ohne alles Princip aufgezählt u. s. w. Die den Regeln beigegebenen Uebungsstücke enthalten, wie wir gern anerkennen, recht Passendes, aber auch hier ist viel aus andern Grammatiken entlehnt, und unter den zusammenhängenden Uebungsstücken finden sich mehrere, die wörtlich aus Borels Grammatik abgedruckt sind. Im Ganzen hinterläfst dies Werk mehr den Eindruck einer fleifsigen, nicht ohne Geschick gemachten Compilation, als den eigener Arbeit.

---

[1]) Vgl. Januarheft S. 64.

2. Kurzgefafste Grammatik der französischen Sprache von Bernhard Blanchard, Lehrer der neuern Sprachen zu Leipzig. Dresden bei Ehlermann. 1862. VI u. 56 S. 8.

Der Verf. hat sein Buch vorzugsweise für diejenigen bestimmt, welche nach den Lehrgängen von Ahn, Hauschild und Andern bereits praktisch geübt worden sind, spricht aber in seinem Vorwort die Hoffnung aus, dafs dasselbe auch denen willkommen sein werde, welche sich im Besitz einer gröfseren Grammatik befinden. Diese Hoffnung können wir nach Einsicht des Buches nicht theilen. Ob dasselbe im Wesentlichen vollständig ist, wie der Verf. behauptet, wollen wir nicht untersuchen, da über das, was in eine kurzgefafsten Grammatik gehöre oder nicht, die Ansichten sehr verschieden sein können. Aber wenn jemand sich auch die 260 §§ dieses Buches, wie der Verf. es wünscht, fest ins Gedächtnifs geprägt haben wird, so zweifeln wir doch, dafs er der Mühe überhoben sein wird, sich einer gröfseren Grammatik dauernd zu bedienen, weil den Regeln der kurzgefafsten Grammatik nicht eine solche Fassung und ein solcher Inhalt gegeben worden ist, dafs sich aus ihnen, wie aus einem Mittelpunkte, die einzelnen Spracherscheinungen ableiten liefsen. Welchen Nutzen soll ein Geübterer aus Regeln ziehen, wie sie, um durch einige Beispiele das Behauptete zu erläutern, der Genetiv z. B. bietet. Da wird gleich in No. 2 gesagt: der Genetiv steht nach Hauptwörtern, um zusammengesetzte Hauptwörter zu ersetzen. Dient denn dazu der Dativ nicht auch? Gewifs! denn es steht im Dativ ebenfalls unter No. 2: er bezeichne zusammengesetzte Hauptwörter. Wie unterscheiden sich nun beide Ausdrucksweisen? Darüber giebt die Grammatik nicht die geringste Andeutung. Ferner heifst es unter No. 3: Während im Deutschen einem Substantiv oft ein zweites unmittelbar folgt, steht im Französischen das zweite fast immer im Genitiv (wie steht es denn nun mit den Appositionen?). Nach *mont, rue, église, place, maison, hôtel, jardin, porte* bleibt *de* gewöhnlich weg (aber man sagt doch *rue de la Paix, place de Berlin etc.*). In No. 4 wird gesagt, der Genetiv stehe nach vielen Adjektiven, und in No. 3 der Regeln über den Dativ findet sich genau dieselbe Regel. Nach welchen Adjektivis steht denn nun der Dativ, und nach welchen der Genetiv? Doch genug der Beispiele, welche zu vermehren leicht sein würde. Wir glauben danach kaum, dafs die kurzgefafste Grammatik sich viele Freunde erwerben wird.

3. Methodischer Lehrgang für den Unterricht in der französischen Sprache. Eine auf die Muttersprache sich gründende Darstellung. Nebst einem Anhange über die Aussprache. Für Lehrende und Lernende. Von Fr. d'Hargues. Erster Cursus, II. VII u. 177 S. 8. Dritte Auflage. Berlin bei F. Schneider. 1861. Pr. 10 Sgr., geb. 11½ Sgr.

Dem Streben des Verfassers, seinen Lehrgang auf wissenschaftliche Principien zu gründen, und seinem Bemühen, die Resultate der neuern Sprachforschung für den Unterricht nutzbar zu machen, wird gewifs Niemand seine Anerkennung versagen, aber die Art und Weise, wie er sein Vorhaben ausgeführt hat, erscheint uns als eine ungenügende und verfehlte. Das Bestreben, gründlich und wissenschaftlich zu sein, hat den Verf. zu einer breiten, von Wiederholungen nicht freien, schwer verständlichen Darstellung geführt, welche manches Sonderbare, im Wesentlichen aber nichts Anderes und Neues bringt, als in vielen guten Elementarbüchern zu finden ist, ja die sogar die Frage entstehen läfst, ob der Verf. über das, was er geschrieben hat und andere lehren will, sich selbst ganz klar gewesen ist. Wie umständlich und breit der Verf. verfährt, zeigt sich gleich auf Seite 12 in dem, was er über reflexive Verba sagt: Aus der passiven Bedeutung ist noch eine andre hervorgegangen. Während die Sprache im Passiv schon äufserlich erkennen läfst, dafs auf das (grammatische) Subjekt, welches das logische Objekt ist, eingewirkt wird, wählt sie in der medialen Form die Darstellung, dafs dasselbe die Bewegung selbstthätig an sich verrichtet. Für das Medium hat die deutsche wie die französische Sprache keine besondern Formen am Verb ausgebildet, sondern dasselbe wird in beiden Sprachen mit Hilfe der persönlichen Pronomen mich, dich, sich etc. bezeichnet; die Sprache giebt dadurch zu erkennen, dafs die Bewegung wieder in das grammatische Subjekt zurückkehrt, zurückzieht. Diese äufsere Bezeichnungsweise der Sprache hat den Verben dieser Art den Namen bezügliche, reflexiva Verben erworben. S. 18 wird dann das Verbum reflex. geradezu dem Medium gleichgesetzt, und endlich S. 19 fortgefahren: Es giebt in beiden Sprachen eine Anzahl Verben, die jetzt nur medialer Bedeutung d. h. intransitive Verben in der eigenthümlichen, reflexiven Form sind. Solche Verben sind z. B. im Deutschen sich freuen etc. Es sind diese Verben von den transitiven und intransitiven zu unterscheiden, welche die reflexive Form annehmen. Jene wesentlich medialen Verben hat man im Französischen *verbes pronominaux essentiels* genannt, diese, welche nur die reflexive Form annehmen, welche gleichsam nur zufällig sich in dies Gewand kleiden, nennt man *verbes pronominaux accidentels*. Das sind wahrlich viel zu viel Worte, um einem Lernenden zu sagen, was ein Verbum reflexivum ist und dafs es in beiden Sprachen Verba giebt, die nur in reflexiver Form vorkommen. Dabei wirft die ganz unnöthige und unge-

rechtfertigte Einmischung eines Mediums auf den Verf. den Schein, als ob er mit seiner Gelehrsamkeit Staat machen wolle. Denn abgesehen davon, dafs es zwischen Medium und reflexivem Verbum doch noch recht wesentliche Unterschiede giebt, wozu, fragen wir, von einem Medium sprechen, wenn es, wie der Verf. selbst zugiebt, in beiden Sprachen kein Medium giebt und er schliefslich doch zu der einfachen, hergebrachten Bezeichnung, reflexives Verbum, zurückkehrt? Nach einem Verzeichnifs von Verben, welche in reflexiver Form ihre Bedeutung ändern, folgt dann S. 20 die Bemerkung: dafs auch intr. und trans. Verba in der reflexiven Form vorkommen können, ist schon gesagt; es ist nur noch hinzuzufügen, dafs das Pron. der 3ten Person im Dativ auch *se* lautet. Der erste Theil dieser Bemerkung ist eine unnütze Wiederholung des auf S. 19 schon dagewesenen, und der zweite Theil hätte da erwähnt werden müssen, wo von dem „geschaffenen" Pronomen *se* gesprochen wird, und konnte um so leichter mit abgemacht werden, als beide Sprachen, Deutsch und Französisch, hierin vollständig übereinstimmen und zwei Worte darüber vollkommen ausgereicht hätten. Aehnliche Weitläufigkeiten, durch die eine gröfsere Klarheit in der Sache selbst nicht verbreitet wird, zeigen sich in den seitenlangen Auseinandersetzungen über Pron. pers. disjoint (S. 71) und über den Modus (S. 104), wo der Verf. entweder gar nicht oder erst nach langen Umwegen zum Kern der Sache kommt. Nehmen wir z. B. S. 71 § 35 über die Pronoms disjoints, wo es unter No. 1 heifst: Wenn die Frage nach dem Subjecte mit einem persönlichen Fürwort beantwortet werden mufs, so wird die Antwort nicht durch die persönlichen Pronomen *je, tu etc.* ausgedrückt, sondern durch untenstehende klangreichere Formen. Die Pronomen *je*, *tu*, *il etc.* mit ihren verschiedenen Casus heifsen Pron. conjoints; die Pronomen, welche wir jetzt betrachten, heifsen Pron. disjoints. Es folgt nun das Pronomen und seine Deklination in einem für alle vollständig durchgeführten Paradigma, woran sich No. 2 die Bemerkung schliefst, man bediene sich ebenfalls dieses Pronomens, wenn die Frage nach einem Objekt beantwortet wird, mit Beispielen für die Régimes dir. und indir. Nichtsdestoweniger kommt in No. 3 die Regel, dafs dies Pronomen nach allen Präpositionen stehe, als ob *de* und *à* nicht auch Präpositionen seien. Sub No. 4 wird nun eine ausführliche Conjugation des Ausdrucks *c'est* in Verbindung mit einem Pron. pers. disj. und einem Relativsatz gegeben, eine Arbeit, die jeder Schüler, der *être* und die Conjugationen gelernt hat, nicht nur machen kann, sondern mufs; endlich sub No. 4 b. S. 73 und 74 steht noch die Anmerkung, dafs auch die verschiedenen Objekte durch Hilfe des *c'est* vor andern Satztheilen hervorgehoben werden, mit ausführlichen Beispielen. Was aber nun ein Pron. pers. disj. eigentlich sei, das wird dem Lernenden nirgends gesagt. In den Darstellungen der Moduslehre heifsen die Verba *croire*, *dire*, *avouer*, *penser*, Verba einer unsichern Erkenntnifs; dieselben Verba heifsen weiter unten Verba des Denkens und Sagens; woher diese abweichende Bezeichnung?

Der Verf. hat offenbar nicht erkannt, dafs *dire etc.* nicht an sich Verba der unsichern Erkenntnifs sind, sondern dafs die Erkenntnifs erst durch den negativen oder fragenden Gebrauch dieser Verba als eine unsichere erscheint. Die Conjunctionen *quoique etc.* heifsen bei ihm Conjunctionen der Erinnerung, während den verwandten Ausdrücken *quelque — que, quoi que etc.* der Charakter der Einräumung beigelegt wird.

Wie in seinem Ausdrucke ist der Verf. auch bei der Benutzung seiner wissenschaftlichen Hilfsmittel nicht immer genau und sorgfältig genug gewesen, sonst wäre es ihm z. B. nicht begegnet, das Gegentheil von dem zu sagen, was Mätzner (S. 504 französ. Gramm.), den er benutzt hat, über die Auslassung von *pas* nach *savoir* richtig aufgestellt hat. Was er vom Conditionel sagt, wird er gleichfalls nach Mätzner p. 375 zu berichtigen haben.

Bei den unregelmäfsigen Verben ist es dem Verf. nicht gelungen, sich zu einem wissenschaftlichen Princip durchzuarbeiten, und er kommt mit sich selbst in Widerspruch. Im § 31 werden 9 Seiten dazu verwendet, die dritte Conjugation wissenschaftlich darzustellen und zu begründen, wobei *mouvoir, savoir, vouloir, valoir, pouvoir, voir* zusammen mit *recevoir* und *devoir* erscheinen; nichtsdestoweniger finden wir dieselben Verba unter den unregelmäfsigen am Ende des Buches mit aufgezählt. In der 2ten Conjugation werden *bouillir, courir, cueillir* in eine Klasse gethan und *fuir* mit *ouvrir etc.* in eine andre, obgleich *fuir* und *bouillir* zu den Verben gehörte, welche wie *dormir etc.* ohne Einschiebung conjugiren, worüber der Verf. das Nähere bei Mätzner p. 227 nachsehen mag. Ferner ist es ein Irrthum, wenn das *s* in *conduire* und den verwandten Verben, das *ss* in *connaître*, das *v* in *écrire* als Bindeconsonanten bezeichnet werden; es sind Stammconsonanten (cf. Maetzn. p. 229 sqq.). — In Anbetracht dieser Mängel und bei der grofsen Verbreitung, welche das Buch, dessen dritte Auflage vorliegt, in Schulen gefunden hat, müssen wir den Verf. dringend ersuchen, er möge, sobald eine neue Auflage nöthig wird, das Buch nicht blos abdrucken lassen, sondern es mit Ernst und Sorgfalt umarbeiten, um es für Lehrende und Lernende wirklich nutzbar zu machen.

4. Erster französischer Leseschüler in engster Verbindung mit der Sprachlehre herausgegeben von Dr. Adolf Gutbier, herzogl. sächs. kob. goth. Prof. etc. München bei Fleischmann. 1861. VI u. 170 S. 8.

Der erste Leseschüler ist bestimmt, als Lehrbuch neben dem Elementarunterricht in der Grammatik herzugehen, und entspricht diesem Zweck durch seine Anordnung und seinen Inhalt in genügender Weise. Er beginnt mit einfachen, durch *avoir* und *être* gebildeten Sätzen und schreitet ganz allmählich durch Hinzuziehung der übrigen Redetheile zu erweiterten Sätzen und zum Satz-

gefüge vor. Aber nicht nur zum Lesen, sondern auch zum Sprechen will das Buch anleiten. Der Verf. hat daher seine Sätze nicht mit abstrakten, wenn auch einfachen Gedanken gefüllt, sondern die Dinge der nächsten Umgebung des Schülers, das Haus, die Schule, das Zimmer, das Hausgeräth, Spielzeug, der menschliche Körper, die bekanntesten Thiere, geben den Stoff zu den Uebungen, welche allmählich, je mehr der Gesichtskreis des Schülers sich erweitert und Neues hineingezogen werden kann, den Charakter eines zusammenhängenden Ganzen annehmen. Aufserdem ist als Wiederholung einem jeden Lesestücke eine Reihe von Fragen hinzugefügt, welche der Schüler mit Hülfe des Gelesenen leicht beantworten kann. Die Mühe, welche sich der Verf. bei der Zusammenstellung der Lesestücke gegeben hat, ist Anerkennungs- und Dankes werth, doch soll damit nicht gesagt sein, dafs Alles, was das Büchlein bietet, zu billigen und zu loben sei. Sätze wie *on avait un ventre, le porte-assiette est une couverture, Dieu est l'aubergiste, le monde est l'auberge, la terre est une chambre du monde, l'homme est l'hôte,* möchten wohl bei Niemand Billigung finden. Ein zweiter Vorwurf, den man mit Recht dem Buche machen kann, ist der, dafs die Sprache nicht frei ist von Germanismen und oft den Beweis liefert, dafs der Verf. seine französischen Kenntnisse nicht aus dem Leben, sondern aus dem Lexicon geschöpft hat. Die Dinge sind nämlich häufig nicht bei ihrem rechten Namen genannt, oder es sind veraltete Ausdrücke gewählt. So ist *chambre d'habitation* kein Name für Wohnzimmer; *jaquette* ist nicht die Bezeichnung für Jacke, sondern bezeichnet ein Kleid, welches der Knabe trägt, bevor er alt genug ist, ein Beinkleid anzuziehen; eine Jacke heifst *veste*; oder hat der Verf. an ein Kleidungsstück gedacht, welches jetzt *blouse* heifst? *saquebute* für Posaune ist veraltet; es mufste *trombone* gebraucht werden; *lavoir* ist nicht Waschbecken, sondern *cuvette*; *casquette* heifst die Mütze des Mannes, und nicht *bonnet*, welche Kopfbedeckung nur von Frauen getragen wird, wenn nicht etwa der Verf. an eine Nachtmütze oder an das vierkantige Barret eines Professors gedacht hat, was aber die Stelle, wo von der Kleidung die Rede ist, nicht vermuthen läfst. Dies Verzeichnifs liefse sich noch leicht vermehren, doch wird das Gesagte schon hinreichen, um beim Gebrauch des Buches zur Vorsicht zu mahnen.

5. *Les grands faits de l'histoire de France. Tableaux historiques tirés des meilleurs auteurs français par H. Schütz.* Hannover bei Rümpler. 1862. Drei Bändchen. I. VI u. 207 S., II. 216 S., III. VI u. 229 S. 8.

Die vorliegende Sammlung ist eigentlich eine Chrestomathie, unterscheidet sich aber wesentlich von den meisten Büchern dieser Gattung. Sie bietet dem Schüler nicht auf dieser Seite Voltaire und auf jener Chateaubriand, sie giebt ihm nicht ein buntes

Gemisch von Geschichte, Philosophie, Literatur u. s. w., sondern dadurch, dafs der Verf. umfangreiche Stücke aus den Geschichtschreibern ausgewählt hat, und ferner durch die Beschränkung auf einen Gegenstand, die Geschichte Frankreichs, hat er seiner Sammlung jenes bunte, wie aus Lappen zusammengesetzte Gewand genommen, welches der Chrestomathie von ihren Gegnern vorgeworfen wird, und hat dem Buche eine Einheit gegeben, die es fast als Ganzes erscheinen läfst. In chronologischer Folge werden die Hauptereignisse der französischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis auf das Ende der Kreuzzüge uns vorgeführt, und geographische und kulturhistorische Verhältnisse haben die nöthige Berücksichtigung gefunden. Die Namen Le Beau, Jornandès, Fauriel, Michaud, Augustin Thierry, Chevallet etc. bürgen für die Correctheit der Sprache und Trefflichkeit der Form; dadurch aber, dafs Historiker aus verschiedenen Epochen der Literaturgeschichte aufgenommen sind, wird zugleich dem literarhistorischen Zweck, so weit es möglich war, genügt. Was die altfranzösischen Stücke der Sammlung betrifft, so pflichten wir darin dem Verf. gern bei, dafs, um einen Einblick in die Entwickelung der Sprache und des geschichtlichen Stils zu gewähren, er ihre Aufnahme nicht unterlassen durfte, und dafs er keine besseren Vertreter wählen konnte, als: Villehardouin, Joinville, Commines, Froissart; wenn aber ihre Verwendung beim Unterricht in Frage kommt, so glauben wir uns dagegen aussprechen zu müssen. Die Aufgabe der Schule ist es, dem Schüler eine tüchtige, mehr oder weniger umfangreiche Kenntnifs des jetzt gebräuchlichen Französisch zu gewähren. So weit es, um dies Ziel zu erreichen, nöthig ist, auf die geschichtliche Entwickelung der Sprache zurückzugehen, um das Gewordene zu begreifen, wird ein wissenschaftlich gebildeter Lehrer gewifs nicht unterlassen, das Altfranzösische heranzuziehen; zu dem Studium desselben aber heranzubilden und vorzubereiten, liegt, glaube ich, aufserhalb der Aufgabe der Schule. Dazu kommt, dafs die Zeit, welche dem französischen Unterricht auf Gymnasien gegönnt ist, so knapp zugemessen ist, dafs sie kaum ausreicht, um den Schüler das Ziel, welches ihm gesteckt ist, erreichen zu lassen; auf Realschulen aber möchte die Kenntnifs des Lateinischen trotz des Aufschwungs, den dieser Unterricht in jüngster Zeit genommen hat, doch nicht hinreichen, um, selbst wenn sich Mufse dazu fände, mit Erfolg etymologische Studien beim Unterricht zu betreiben. Schliefslich bemerken wir noch, dafs die vom Verf. in Anmerkung gewährten Hülfen für das Verständnifs nicht ausreichen, und andre Hülfsmittel möchten einem Schüler nicht leicht zu Gebote stehen.

Berlin. Planer.

X.

Dr. W. B. Mönnich (Gymnasialrector), Auswahl deutscher Aufsätze und Reden. Ein ergänzendes Hülfsmittel für den höhern Schulunterricht in der Darstellungskunst. Heilbronn, A. Scheurlen. 1862. XI u. 493 S. 8.

Gern machen wir auf diese Sammlung stilistischer Musterstücke aufmerksam, die nach der schön und würdig geschriebenen Vorrede dazu bestimmt ist, mit einem scheinbar unselbständigen Aufnehmen und Aneignen des Gegebenen von Seiten des Schülers den Grund zu freier Nachbildung des Angeeigneten und, so Gott will, zu eigenem Gedanken-Leben zu legen. Dem Verfasser ist es aus eigener Erfahrung bekannt, wie übel die Leistungen der heranwachsenden Schüler in Aufsätzen dann in der Regel ausfallen, wenn sich der Erinnerung kein Vorbild darbietet, dem sich die verlangte Leistung nach Sache und Form anschliefsen läfst. Um durch solche Vorbilder „der Unbeholfenheit, Trockenheit und Dürre" jener Specimina abzuhelfen, bedarf es (S. V) freilich nicht blofs einer Mustersammlung; der Lehrer mufs auch bei dieser Sache das Meiste thun. Ueber diese Thätigkeit des Lehrers spricht Hr. Mönnich und zwar nicht so ausführlich und durchschlagend, als man wünschen sollte, aber doch für die nächsten Zwecke belehrend genug. Er fordert gewissenhafte Vorbereitung des Lehrers auf jeden Aufsatz, gutes Vorlesen, eine so wichtige und schwierige Kunst, ferner, dafs besonders vollendete Aufsätze auswendig gelernt und von den Schülern zur Uebung im guten Vortrag benutzt werden. Hinsichtlich der Aneignung der Stücke durch Besprechung wirkt er durch seine *Bemerkungen* dem oberflächlichen Geniefsen nach Kräften entgegen, indem er auch bei der Durchschauung der Disposition eines Aufsatzes das Gedächtnifs und die concentrirteste geistige Anstrengung in Anspruch nimmt. Wenn nun der Verf. durch ein analytisches Verfahren den Mittel- und Kernpunct der betreffenden Musterstücke finden lassen will, so ist das eben so richtig, als dafs er nun von hier aus die Theile ordnen läfst, die sich um die Mitte gruppiren. Nur ist allerdings diese Analyse und Synthese bei einigen der ausgehobenen Stücke durch deren zu grofse Kürze ziemlich illusorisch gemacht, bei andern, wie bei sehr distinct ausgearbeiteten Predigten, zu sehr erleichtert. Die Einzelheiten der Aufsätze nicht durch zu viele sprachliche und sachliche Erörterungen zu martern und zu zerpflücken, räth Hr. Mönnich mit Recht, obwohl er natürlich nicht verkennt, dafs nicht wenige Schwierigkeiten erst durch den Lehrer beseitigt werden können, der, wenn er aus dem Vollen schöpft, von sittlichen und pädagogischen Gründen abgehalten werden mufs, mehr zu geben, als was den Schülern frommt. Ueber die Principien, nach

denen die Auswahl der Stücke getroffen worden ist, spricht der Verf. sehr kurz. Die Aehnlichkeit mit Hieckes und Kletkes Sammlungen tritt leicht hervor, aber der Verf. hat neben den Aufsätzen „wissenschaftlichen, kunstrichterlichen und schriftenthümlichen Inhaltes“ (freilich eine eigenthümliche Partition) solche in etwas gröſserer Menge aufgenommen, „welche sittliche, religiöse und vaterländische Fragen behandeln, oder die auch geeignet schienen, der Jugend zur Aufmunterung in dem Streben nach Selbstbildung zu dienen“. Scharfe Bestimmungen liegen weder in diesen Bemerkungen, noch in den folgenden Sätzen.

Zu den 493 Seiten haben 51 Prosaiker, alle im 18. Jahrhundert geboren, ihre Beiträge geliefert, in 119 kleinern oder gröſsern Stücken. Die Anordnung ist (von Gellert bis Wolfgang Menzel) chronologisch getroffen, ohne daſs dadurch natürlich der Lehrer bestimmt werden soll, diese Reihenfolge zu benutzen. Das Inhaltsverzeichniſs giebt bei jedem Namen einige literarhistorische und ästhetische Data und Notizen, die vielleicht besser fortgeblieben wären, da der Schüler ohnehin in unsern Tagen leicht zu Redensarten seine Zuflucht nimmt, wo ihm eigene Anschauungen fehlen.

In Ermangelung eines festen realen Princips und bestimmter didactischer Tendenz für die Auswahl wird man um so mehr einen idealen Kanon an die Stücke legen müssen. Wir dürfen es damit um so strenger nehmen, als der Verf. mit Recht die Lehrer vor der Kritik der zu lesenden Musterstücke und dem Aburtheilen über die Führer unserer literarischen Entwickelung ernstlich warnt. Diesen idealen Maſsstab ertragen nun leider mehrere der Stücke nicht, und wir würden dringend bitten, es darin bei einer 2. Aufl. genauer zu nehmen. Warum sollte man nicht statt der 51 Autoren 25 unzweifelhaft mustergültige und diese in gröſsern Abschnitten darbieten? Sollte das nicht dem gründlichen Erkennen mehr Hülfe gewähren? Die 4 Seiten aus Winckelmann geben kein Bild von der Geistesart des Mannes, von Kant war ein gröſseres Stück statt der 4 kleinen zu nehmen und zwar aus der principiellen Partie seiner practischen Philosophie. Von Mendelssohn, von Zollikofer, Garve, Reinhard, Niemeyer, Moritz, Gentz, Reinhold, Gruber, Eberhard, Rumohr, W. Menzel und von einigen Andern sähen wir lieber nichts in dieser Sammlung, die doch kein literarisch-antiquarisches Bedürfniſs befriedigen und gegen bedenkliche Namen eher spröde sein soll. Auch sind einige Stücke aus den andern Schriftstellern nicht bedeutend genug, so gleich der erste Abschnitt aus Gellert: warum es nicht gut ist, sein Schicksal vorher zu wissen. Ein Aufsatz Schillers (No. 4. Universalgeschichte) macht zu viele Berichtigungen nothwendig, als daſs er nach des Verfassers Principien hätte Platz finden dürfen. Doch wir schlieſsen die einzelnen Ausstellungen mit dem Wunsche, daſs zu einer gründlicheren Vorbereitung auf die Lectüre dieser Stücke in einer 2. Auflage überall genau der Ort angegeben werde, wo sich das ausgehobene Stück in dem Autor findet. Dies ist jetzt durchweg unterlassen.

Wir haben schon oben ausgesprochen, dafs sich aus den Worten der Vorrede kein bestimmtes Princip der Auswahl ergebe, nach denen der Verf. sich gerichtet habe. Eine literargeschichtliche Sammlung des Characteristischen in der Prosa, wie eine solche zur Belebung des Literaturvortrages erforderlich ist, soll unsre Auswahl nicht sein und ist sie zum Glück nicht. Eine Sammlung des wahrhaft Vollendeten in Form und Gedanken, was die deutsche Prosa besitzt, ist sie auch nicht. Und doch wäre eine solche Sammlung den stilistischen Uebungen der Schüler in jedem Betracht förderlicher, als eine Auswahl, die auch sehr mittelmäfsiges Gut in sich aufgenommen hat.

Uns schwebt ein nach dem Inhalt (encyclopädisch) geordnetes Lesebuch als eine bessere Realisirung des Gedankens vor, den das vorliegende Buch verwirklichen soll. Ohne Zweifel kennt Hr. Mönnich das Magersche Lesebuch zur Encyclopädie (1847). Die wissenschaftliche Vollständigkeit dieses Lesebuchs und seine Bestimmung für die Zeit der Schule und der academischen Studien zugleich macht die zureichende Benutzung für die Schulklassen in unserm armen Deutschland fast unmöglich (der Preis des Buchs ist über 4 Thlr.). Es liefse sich aber denken, dafs eine Bearbeitung des genannten Lesebuchs für die Sekunda und Prima durch die Beschränkung des Inhalts auf die Wissenschaften des Geistes — also auf eine Auswahl des auf S. 155—676 dort Gebotenen — alle die Absichten auf eine vollkommenere Art erreichte, die Hr. Mönnich in seiner Vorrede aufzählt, und noch dazu einige andere, die in unsern Augen wichtig genug sind. Es ist unsre Absicht, ein anderes Mal über diese Lesebuch-Angelegenheit unsre Vorschläge vorzubringen. Diese Absicht hält uns nicht ab, Hrn. Mönnichs Sammlung für überwiegend gelungen zu erklären und uns der Bildungskraft zu freuen, die aus den meisten der ausgewählten Stücke unter der Leitung eines Lehrers, wie es der Hr. Herausgeber sein mufs; nothwendig erwächst.

W. Hollenberg.

XI.

W. Knoch (Oberlehrer), Geschichte des Schulwesens besonders der lateinischen Stadtschule zu Helmstädt.

Unter diesem Titel hat Hr. Knoch, Oberlehrer an dem von Dr. P. K. Hefs dirigirten Braunschweigischen Gymnasium zu Helmstädt 3 gröfsere Programme 1860, 1861, 1862 (April) geschrieben, welche mit grofser Gründlichkeit aus den localen Quellen geschöpft, in dem Exempel von Helmstädt ein Bild allgemeinerer Schulzustände geben und für den Geschichtschreiber der Schulen eine Fundgrube genannt werden dürfen.

Eine allgemeinere Wichtigkeit dürften die Mittheilungen erst von der Reformation an haben (I, 22 ff.). Im Jahre 1542, nachdem also die 1253 gestiftete Schule fast 300 Jahre bestanden hatte, erscheinen die Verhältnisse derselben noch in einem ganz ungeordneten und unsichern Zustande. Die Gehälter der Lehrer entsprechen den gewöhnlichen geringen Angaben der damaligen Zeit, bei denen der hohe Geldwerth resp. die Tauschkraft des Geldes doch nicht allein die Ausgleichung hergiebt; man führte eben ein elendes Leben bei den 60 Gld., 40 Gld., 30 und 20 Gld., selbst wenn eine „bequeme" Wohnung dazu kam. Wenn man nun bedenkt, dafs gerade in den 30er bis 50er Jahren des 16ten Jahrh. eine Preisrevolution eintrat (Roscher, Nationalökonomie I, S. 260 ff.), und dafs die Gehälter darum nicht eben erhöht wurden, so begreift man, dafs die Lehrer, dazu oft noch verkommene Subjecte, Nebengeschäfte betreiben mufsten, wie z. B. Brauerei, von Privatlectionen zu schweigen. Aufserdem wurde ihnen jenes geringe Emolument von den armen Städten oft nicht einmal regelmäfsig ausbezahlt (I, 62). Wilrich erzählt, dafs er in den 15 Jahren seiner Amtsführung (seit 1635) statt 733 Thlr. nur 405 bekommen habe und zwar in Raten von 3, 5, 6 Thlrn.

Die Schulordnung von 1543 (plattdeutsch) ist von tüchtiger Einsicht getragen, hebt insonderheit nach gut reformatorischer Art Religion und classische Sprachen hervor. Die unwürdige Stellung der Lehrer unter Geistliche und Rath wird natürlich hier ebenso gefunden, wie in ähnlichen Festsetzungen bis in das 17. Jahrh. (I, 31). Die Lehrer waren zugleich kirchliche Singemeister *in cantu plano* wie *in figurali*. Der Mittwoch (Vormittag) war *dies repetitionis*, und der Sonntag war *dies exercendae pietatis*, ein merkwürdiges Exempel von Concentration.

Diese Schulordnung wurde erst 1651 durch Herzog August wesentlich abgeändert. Die Einleitung dieser neuen Ordnung bestätigt es, dafs man über das Elend des 30jährigen Krieges auch in Beziehung auf den Ruin der Schulen nicht wohl zu stark reden kann. Die tiefe Verachtung der Präceptoren von Seiten der Bürger, Schuster und Schneider wird ernstlich gerügt (I, 57).

Von den drei Arten der Schulen sollte die Elementarschule selbst in jedem Dorfe sein und von Küstern (die nicht Handwerker, sondern gebildete, auch in den niedrigsten *principiis* der lateinischen Sprache geübte Männer sein mufsten) bedient werden. Mittelschulen sollten in kleinern Städten, wie Holzminden, Blankenburg etc., in 3 Abtheilungen bestehen, insbesondere auf Weiterbildung im Latein (Ciceros Briefe, Terenz, Virgils Eclogen) und Anfänge des Griechischen und der Arithmetik berechnet. Der höhern Schulen sollten im Fürstenthum 3 sein (Wolfenbüttel, Helmstädt, Gandersheim).

Der Religionsunterricht hat eine starke Richtung auf das Lehrhafte und Polemische. Von Grammatiken waren im Lateinischen und Griechischen die von Gerh. Joh. Vossius eingeführt. Zur griechischen Lectüre dienten: Aesops Fabeln, die Sentenzensammlung von Joach. Camerarius, die *Tabula Cebetis*, einige Reden

des Isocrates, die *minus scurriles* Gespräche Lucians, *Aeliani variae historiae*, Briefe und Hymnen des Gregor von Nazianz, Epigramme der Anthologie, Sentenzen des Theognis, Hesiod, Homer. Xenophon wird nicht genannt. Das Ziel war, dafs die Schüler *Latinam linguam perfecte*, *Graecam mediocriter comprehendant, antequam ad Academiam aspirent*. War das Ziel erreicht, so durfte das Hebräische dazu treten. Auf Gedächtnifsübungen wird mehrmals gedrungen.

Zur persönlichen Ueberwachung der Ausführung dieser Bestimmungen war ein Schüler des Calixt Prof. Schrader in Helmstädt bestimmt. Derselbe Mann beaufsichtigte auch die Studirenden, was bei dem Fehlen des Abiturientenexamens wichtig war. Schrader verwandte sich auch lebhaft für Gehaltsaufbesserung der Lehrer und für Vermehrung der Auditorien und Lehrkräfte, nicht überall mit Erfolg. Bei den schlechten Gehältern wechselten die Lehrer sehr rasch, zankten sich auch wegen der Vertheilung des Einkommens unter einander nicht selten und um Kleinigkeiten ($\frac{1}{2}$ Fafs Broyhan oder Cantorbier). Der Baccalaureus hatte jährlich 19$\frac{1}{2}$ Thlr. feste Geldeinnahme nebst freier Stube und Feuerung und einem Antheil am Holzgelde, Martenslicht, Gregoriengeld und Leichengebühr [1]).

Im Jahre 1718 kam ein neues Reglement zur Geltung, von französischem Geiste inficirt, aber ein bedeutender Fortschritt in der Anordnung der äufsern Dinge. Eine weitere Entwickelung liegt in der Schulordnung von 1755 (II, S. 27 ff.); hier tritt auch ein Maturitätszeugnifs der Visitatoren ein (S. 31). Die weitere Geschichte der Helmstädter Schule bis auf die Gegenwart, die Nachrichten von den bedeutenden Männern unter den Rectoren wolle man in den Programmen des Hrn. Knoch selbst nachlesen, das Anziehende liegt eben in dem Detail. Wir konnten auf dasselbe nur aufmerksam machen.

---

[1]) Uebrigens diene zur Verallgemeinerung, dafs mein Vater als Elementarlehrer in seiner ersten Stelle am Jammerthal im Bergischen (sein Vorgänger hiefs Schmachtenberg) im Jahre 1814 acht Thlr. jährliches Gehalt nebst Wohnung und Wandeltisch hatte. Er hielt ein Jahr lang aus.

W. Hollenberg.

XII.

A. Tholuck, Das kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts II. Hälfte. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1862.

Nur zum Theil freilich gehört das vorliegende Werk in den Kreis unserer Zeitschrift, aber der betreffende Theil ist anzie-

hend genug, um einige Auszüge aus demselben zu rechtfertigen. Die ersten beiden Kapitel (Kirchenverfassung und Kirchenlehre S. 1—82) übergehen wir. Das 3. Kapitel handelt von der Toleranz in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Wir sehen, wie die Aufnahme der französischen Reformirten in lutherischen Territorien auf den gröfsten Widerstand stiefs, selbst Spener in Frankfurt (1689) trat in diesem Sinne auf. In Preufsen und Hannover übten die Familien der Fürsten einen mildernden Einflufs, aber doch hiefsen fremde Confessionen fremde Religionen, und als ein Herzog von Zeitz eine reformirte Prinzessin von Brandenburg heirathete, schrieb ein Probst und Professor eine Schrift des Titels: Der Fang eines edlen Lebens durch fremde Glaubensehe (1689), wofür der Verfasser nach Spandau gebracht wurde. Im Jahre 1695 wurde in Arnstadt über einige Bürger der Bann ausgesprochen, weil die 4. Bitte im Vaterunser von ihnen *geistig* statt leiblich erklärt wurde. Eine besonders barbarische Inquisition erfuhr Heinrich Nicolai, Gymnasiallehrer in Danzig, als er kurz vor seinem Tode das Sakrament verlangte (S. 87—90). Tholuck fügt der ausführlichen Darlegung dieser Verhandlung die Bemerkung hinzu: „Wurden solchen Inquisitionsgerichten bescheidene Gelehrte unterworfen, welche sich zu den Symbolen der Kirche bekannten, so läfst sich abnehmen, wie mit Laien verfahren wurde, welche unreiner Lehre verdächtig geworden, durch Laiendünkel und wohl auch durch Separatismus den Anstofs erhöhten.“ Aber auch unter den Theologen erweitert sich allmählich das Gebiet der Toleranz.

Das Amtsansehen nahm ab, besonders durch die wachsende Macht des Staats über die Kirche (S. 95 ff.). Der Geistliche wird nach der Theorie des Thomasius einfach ein fürstlicher Beamter, und ein Hofprediger, der seinen Fürsten mit dem Bindeschlüssel drohen sollte, gilt für unverschämt. Die Bildung der Geistlichen hatte besonders in der Bibelkunde und gelehrten Exegese viele Mängel. Es heifst sogar bei Spener von den Kandidaten: *plerique graeca non intelligunt; huius tamen linguae in scholis et gymnasiis cognitionem iam comparasse debebant.* Die Amtspflichten wurden im Ganzen ernster genommen, besonders die Seelsorge. Freilich geht der Eifer auch ins Mafslose, denn selbst ein Spener meint, der Magistrat habe dafür zu sorgen, dafs die Juden auch wider ihren Willen etwas von Christo und seiner Lehre hören müssen. Ein solcher Eifer ist aber fast nicht so widerwärtig, als wenn die Leipziger Facultät einem bedrängten Pfarrer Winkler in Hamburg, der an seinen 30,000 Gemeindegliedern nicht genug zu arbeiten glaubte, antwortete: „Der Prophet Jonas hatte in seinem Kirchspiel zu Ninive mehr denn 120,000 Seelen; wer will nun glauben, dafs Jonas vor jedweden seiner Zuhörer habe *in specie* und *in individuo* Sorge getragen?“

Die Bildung und Sittlichkeit (S. 105 ff.) hat gegen die erste Hälfte des 17. Jahrh. zugenommen, aber doch klagt ein Gutachten aus Jena (1649), dafs die Studenten gemeiniglich schon

im 2. oder 3. Jahre aus Mangel der *sumptuum* sich wieder nach Hause begeben und Beförderung erwarten. Der Kirchenbann wurde von den Predigern noch öfters wegen nicht gezahlter Accidenzien etc. verhängt; manchmal kam der Pfarrer Jahrelang nicht in seine Schule, die er wenigstens monatlich inspiciren sollte; sie blieben auch wohl aus, wenn sie zu predigen hatten. Der Eifer im Kirchenbesuch nahm vielfach ab, die Sonntagsentheiligung durch Saufgelage, Scheibenschiefsen, Seiltänzer-Vorstellungen und Possenspiel nahm zu. Die Orgel trat mit Ungebühr im Cultus hervor durch lange, lustige Zwischenspiele, mit denen man den ohnehin kläglichen Gesang der Gemeinden noch mehr verdarb. Es entstanden moderne Lieder nach Arien zu singen. (Dilherr 1655. J. Saubert 1676. Darmstädtisches Gesangbuch 1698.)

Wie der Pietismus zu kämpfen hat, um die Abneigung gegen das Werk der Heidenmission allmählich zu besiegen, ist S. 144 ff. im Buche selbst nachzulesen.

Ein besonders lehrreicher Abschnitt ist der VII. Die bürgerliche Sittlichkeit (S. 190 ff.). Hier wird z. B. geschildert, wie die Fürsten mehr und mehr von Frankreich angezogen werden und von dort Sprache, Sitte, Luxus und Leichtsinn nach Deutschland bringen. Im Jahre 1660 war das Churfürstenthum Sachsen im Begriff, Bankerutt zu machen. Der Landtag ermahnte den Churfürsten, die Ausgaben nach den Einnahmen einzurichten und den Hofstaat, der aus 291 Personen bestand, einzuziehen. Der Churfürst aber erklärt, dafs dieser „zur Führung der von Gott erhaltenen churfürstlichen Reputation nöthig sei“, und legt neue Steuern auf. — Die Titel- und Rangsucht wuchs; S. 192 wird ein lächerliches Beispiel von einem churmainzischen Gesandten erzählt, der durchaus die *scala secreta* betreten wollte, welche beim Umbau jedoch verschwunden war. Die Maitressen-Wirthschaft griff um sich, und eine hallische Juristenfacultät (Thomasius) schrieb: „Das *odium in concubinas* mufs bei grofsen Fürsten und Herren cessiren, indem diese den *legibus privatorum poenalibus* nicht unterworfen, sondern allein Gott von ihren Handlungen Rechenschaft geben müssen; hiernächst eine *concubina* etwas von dem *splendeur* ihres *amanten* zu überkommen scheint.“ Der Adel wetteifert im Luxus mit den Fürsten, auch die Völlerei findet sich noch hier und da. Allmählich wird durch den Pietismus hierin eine Besserung bewirkt (S. 198 f.). Die Sittlichkeit in den untern Ständen war nicht eben besser, als die der höhern; im Allgemeinen urtheilt jedoch Tholuck, dafs wir uns glücklich schätzen könnten, wenn die Sittlichkeit nicht unter das damalige Niveau zurückgesunken wäre. Namentlich mit Unzuchtssünden nahm es die damalige Gesetzgebung ernst, während jetzt darin so entsetzlich lax geurtheilt wird.

Den Schlufs des Buches macht eine Beschreibung der deutsch-reformirten Kirche, wie sie in derselben Zeit sich entwickelt hatte (S. 212—265).

Der vorliegende Band bildet mit dem ersten einen wichtigen

Beitrag zur Geschichte kirchlichen Lebens, der von der Wissenschaft schon vielfach begrüfst worden ist. Die Zuverlässigkeit des von Tholuck beigebrachten Materials ist durch genaue Citate erwiesen. Die richtige Vertheilung von Licht und Schatten läfst sich nicht so leicht nachweisen und setzt eine noch weit vollständigere Uebersicht über das Detail voraus.

W. Hollenberg.

XIII.

Dr. Fr. Lübker, Vorträge über Bildung und Christenthum. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses, 1863. 380 S. 8.

Das vorliegende Buch enthält 12 Vorträge, welche der verehrte Verfasser vor einem gebildeten Zuhörerkreise über einen Gegenstand gehalten hat, der an Wichtigkeit keinem andern nachsteht. Der Name Dr. Lübkers ist uns schon eine Gewähr dafür, dafs wir hier eine kenntnifsreiche Vertretung des Christenthums inmitten der auf- und abwogenden Bildungsbestrebungen alter und neuer Zeit zu erwarten haben, deren Aussöhnung mit den sittlichen Idealen des Christenthums sich auf manchen Puncten noch kaum ahnen läfst. Sollten wir die Form des Buches genauer bezeichnen, so würden wir es ein Compendium der Kulturgeschichte mit Hervorhebung der literarischen Seite des Gegenstandes nennen. Weil es eben ein Compendium ist, so werden die Hörer und Leser nicht bei der Begründung jedes einzelnen Gedanken aufgehalten, sondern durch rasche Skizzirung in den Geist eines Mannes oder einer Epoche versetzt und haben von dem Eindruck, den das so rasch entwickelte Ganze auf sie macht, die Garantie zu entnehmen, dafs weiteres Studium der Einzelheiten das allgemeine Urtheil bestätigen werde. Die Antwort auf die Frage. ob das neue Werk Lübkers aufser dem intellectuellen Vergnügen an der Uebersicht über so unendliche Gebiete menschlichen Wissens auch eine Anregung zu einem nachfolgenden Vertiefen in das Einzelne je nach dem Bedürfnifs des Lesers gewähre, ist, wie mir scheint, mit Sicherheit zu bejahen. Im Uebrigen ist das Urtheil über die Genauigkeit der Skizzirung im Einzelnen gar zu schwer, weil es selten einem einzigen Mann gegeben sein dürfte, über alle Gebiete der Kultur, welche Herr Dr. Lübker behandelt, ein selbständiges Wissen zu gewinnen. So ist uns insonderheit die bildende Kunst wie die Malerei und die Literatur des mittelalterlichen Italiens ein zu wenig bekanntes Gebiet, Andern wird Anderes in dem Werkchen mehr Gegenstand der Belehrung als der Kritik sein. Wir glauben daher hier alles gethan zu haben, wenn

wir durch Abdruck des Inhaltsverzeichnisses eine Vorstellung von der Vielseitigkeit des in Rede stehenden Buches zu erwecken suchen.

Inhaltsangabe.

Erster Vortrag.

Die Schönheit und die Wahrheit in ihrer nothwendigen Gemeinschaft, ihrer Beziehung zu ewigen und einigen Gesetzen und zu den Hauptorganen der menschlichen Natur. Das Christenthum in seiner Beziehung zu Bildung und Cultur, insbesondere zur Literatur. Das Evangelium bei seinem ersten Auftreten und die humane Bildung. Fördernde Umstände für dasselbe; die hellenistische Sprache und die alexandrinische Literatur. Spaltung der Ansichten unter den ersten Kirchenlehrern über das classische Alterthum. Die neuplatonische Philosophie und der Gnosticismus.

Zweiter Vortrag.

Die literarische Bildung und die Kunst. Bedeutung der Kunst für das Alterthum wie für die christliche Welt. Baukunst, Sculptur, Malerei; Musik. Verschiedene Auffassungen ihres Werthes nach Confessionen und Zeitaltern; die mittelalterliche Kunst in Italien, den Niederlanden und Deutschland.

Dritter Vortrag.

Das classische Alterthum in seinen charakteristischen Unterschieden. Der religiöse Volksglaube und die Mythologie. Die bedeutendsten mythologischen Gestalten. Die religiösen Vorstellungen vom Wesen der Götter.

Vierter Vortrag.

Der Mangel der antiken Religionserkenntnifs von der göttlichen Liebe und Vorsehung. Das Verhältnifs der Gottheit zur Welt und die Gliederung des Götterstaats. Die Quellen der Religion: die Erfahrung, die Mantik, die Orakel; ihre Bethätigung in Opfer und Gebet, in Staat und Familie. Die Sünde und die Sühnung. Die orphischen Weihen. Die Mysterien. Vorstellungen vom Wesen der Seele und ihrer Unsterblichkeit. Allgemeine Charakteristik des religiös-sittlichen Standpuncts der Alten. — Der Werth der griechischen Poesie: Homer, Hesiod, Pindar, die Tragiker.

Fünfter Vortrag.

Die Bedeutung des Alterthums für Wissenschaft und Kunst, Rechts- und Staatsleben. Die griechische Philosophie. Die Aufgabe des römischen Lebens. Der Fall des Heidenthums; seine letzte Ahnungen und Kämpfe mit dem Christenthum. Die Verfolgungen der Christen. Constantin und die christliche Staatsreligion; die Gegenanstrengung Julians. Die Völkerwanderung. Karl der Grofse und die Erneuerung der antiken Studien.

Sechster Vortrag.

Die unvermerkten Uebergänge des Antiken in das Christliche. Die Bedeutung des Mittelalters. Der germanische und romanische Völkergeist. Der Scholasticismus und die Mystik; Mönchthum und Klosterwesen, der Jesuitenorden. Fernere Charakterzüge des Mittelalters. Das Gemeingefühl und der Separationstrieb. Die Nationalitäten.

Siebenter Vortrag.

Die Bedeutung und der Charakter des germanischen Volks. Die sittlichen Grundzüge seines Lebens, die religiösen Vorstellungen und mythologischen Schöpfungen. Ihre geistige Thätigkeit: Ulfilas, Heliand. Die Hohenstaufenzeit und die Natur- oder Volkspoesie: Nibelungenlied und Gudrun. Uebergang zur Kunstpoesie.

Achter Vortrag.

Parcival, die Grals- und Artussage. Die italienische Literatur: Dante, Petrarca, Boccaccio. Die göttliche Komödie. Tasso und Ariost. Verhältnifs dieser Literatur zur Kirche und zur Reformation.

Neunter Vortrag.

Das Ende des Mittelalters. Die Unterschiede der Völker und Zeiten auch in confessioneller Beziehung. Das wiedererwachte Studium der alten Literatur. Reuchlin und Ulrich von Hutten, Luther und Melanchthon. Die literarische Ausbildung der Prosa. Der volksthümliche Gesang und das Kirchenlied. Verhältnifs der Künste zur Reformation.

Zehnter Vortrag.

Die Macht des Protestantismus, seine Einwirkung auf Seele und Gemüth, das psychologische Element. Die Entwickelung der englischen Literatur. Baco von Verulam. Shakespeare und seine verschiedenartige Beurtheilung; sein protestantischer Charakter, das Tragische und der Humor. Die ethisch-psychologische Entwickelung. Andeutungen über den Charakter seiner einzelnen Stücke.

Elfter Vortrag.

Das neue Blütenalter der deutschen Literatur. Die protestantischen Bewegungen in ihrem Einflusse auf die Wissenschaften, insbesondere die Theologie, Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaft; ihre Beziehung zur schönen Literatur. Das Ringen gährender Elemente in dem geistigen Leben des Volks. Die Verbindung des Christlichen, Classischen und Nationalen. Klopstock, Winkelmann, Hamann, Herder, Lessing. Die Philologie. Vofs und Stolberg.

Zwölfter Vortrag.

Die Neubelebung der Theologie durch Schleiermacher. Die religiöse Stellung Goethe's sowohl in seinem Leben als auch in seinen Dichtungen, namentlich seinem Faust. Der religiös-sittliche Charakter Schiller's. Die neueren Lyriker. Die Aufgabe der Gegenwart und die Versöhnung der grofsen Gegensätze in ihr.

W. Hollenberg.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

I.

Zu Celsus und Plinius.

Cels. de medic. III, 21 extr. In der Daremberg'schen Ausgabe (Teubner, 1859) — die Targa'sche steht mir leider nicht zu Gebote — lautet es p. 109, 28 kurz vor Ende des Capitels de hydropicis: „*Balneum rarum res amat; frequentiorem in jejuno vomitum.*“ Ein Blick wird genügen, zu erkennen, dafs die Stelle bei dieser Lesart völlig sinnlos ist. Celsus hat eben von der Wiederherstellung der Wassersüchtigen gesprochen und seine Therapie offenbar schon, wie an andern Stellen, mit den bedeutsamen Worten vollständig geschlossen: *donec ex toto convalescat.* An diese Worte des Celsus reihen sich nun noch ein Paar Vorschriften über das Verhalten der Reconvalescenten und darunter als erste die obige. Während Celsus (p. 107, 3) für die Dauer der Krankheit entschieden erklärt: „*Balneum atque omnis humor alienus est*“, folgt jetzt hier in Betreff der Reconvalescenten die Bemerkung: „*Balneum rarum res amat*“ *etc.* Dafs das, was vorher im Stadium der Krankheit als durchaus schädlich verworfen wurde, in eingeschränkterem Mafse nachher zugelassen wird, hätte an und für sich gar nichts Auffallendes, ist sogar der Sache nach völlig richtig; aber was soll man mit dem wunderlichen *res amat* anfangen, wovon vollends das folgende Object *frequentiorem vomitum* abhängen lassen? Doch nicht etwa auch von *res amat*?! — Die Stelle wird auf leichte Weise und sachlich richtig hergestellt, wenn man mit ganz geringer Aenderung der vorliegenden Lesart schreibt: *Balneum rarum resanat frequentiorem in jejuno vomitum*; denn dafs während dieser Krankheit bei Nüchternen das Erbrechen sehr gewöhnlich ist und dies secundäre Uebel durch Bäder beseitigt wird, ist zu bekannt, als dafs ich erst auf Canstatts oder Anderer Pathologieen und Therapieen hinzuweisen nöthig hätte. — Gegen diese vorgenommene, scheinbar leichte Aenderung der Lesart kann nur das eine, allerdings aber sehr wichtige Bedenken erhoben werden, dafs Celsus selbst das Wort *resanare* nirgends gebraucht, sondern nur *sanare*, und dafs dieses Compositum, wie jedes ausführlichere Lexicon nachweist, nur an einigen wenigen Stellen bei Späteren in tropischem Sinne vorkommt, während es in der Medicin der nachfolgenden Jahrhunderte auch im eigentlichen Sinne der gewöhnliche Ausdruck ist. Dies nun aber ist mit ein Hauptgrund, wefshalb ich, mit voller Aufrechterhaltung meiner Emendation,

die Worte des Celsus selbst mit: *donec ex toto convalescat* als beendigt ansehe und die wenigen nachfolgenden, unwichtigeren Vorschriften dieses Abschnittes für eine reine Interpolation späterer Zeit halte, deren sich, was gar nicht zu verwundern, gerade im Celsus so viele finden. Wie deutlich wird dies nicht, wenn man sieht, wie hinter jenem entschiedenen *donec ex toto convalescat* noch das matte *Ubi convaluit aliquis cett.* nachgehinkt kommt!

Cels. de medic. VIII, 4 (Daremb. p. 333, 30). Die ehrenwerthe, echt männliche Weise, mit welcher Hippocrates seine Irrthümer im Gebiete der Heilkunde frei und offen einzugestehen pflegte, bewegt den Celsus an dieser Stelle zu einer kurzen ethischen Betrachtung: *Levia ingenia, quia nihil habent, nihil sibi detrahunt: magno ingenio, multaque nihilominus habituro, convenit etiam simplex veri erroris confessio, praecipueque in eo ministerio, quod utilitatis causa posteris traditur, ne qui decipiantur eadem ratione, qua quis ante deceptus est.* Celsus, der sich stets streng nur an die Sache hält und jede Abschweifung nach andern Seiten hin ängstlich vermeidet, fährt darauf, gewissermafsen um jene eingeschaltete Betrachtung zu entschuldigen, weiter fort: „*Sed haec quidem alioquin memoria magni professoris, uti interponeremus, effecit.*" Worauf in aller Welt soll sich das *alioquin* beziehen? Auf *magni* unmöglich! — Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, dafs Celsus geschrieben hatte: „*Sed haec quidem alioquin aliena memoria cett.*", welches Wort von einem flüchtigen Abschreiber hinter dem gleich anfangenden *alioquin* übersehen und ausgelassen wurde. Nur so allein erhält die Stelle den richtigen Sinn wieder.

Plin. Epist. IV, 11, 3 findet sich in dem an Minutianus gerichteten Schreiben über das traurige Schicksal des gewesenen Senators Valerius Licinianus, der nach Sicilien verbannt dort als Rhetor lehrte, die höchst auffallende Stelle: „*Idem quum Graeco pallio amictus intrasset (carent enim togae jure, quibus aqua et igni interdictum est) postquam se composuit cett.*" Man hat, so viel mir bekannt, an diesen Worten bisher keinen Anstofs genommen, und selbst Becker (Gallus Thl. 3 S. 109) führt sie, ohne im mindesten ein Bedenken zu äufsern, als Belegstelle an. Mufs es aber nicht als höchst sonderbar erscheinen, dafs ein Römer gegen einen andern eine derartige Bemerkung, wie wir sie hier in der Parenthese lesen, machen konnte, da die Sache ja doch einem jeden von selbst bekannt sein mufste, wenn sie einmal durch ein kaiserliches Gesetz angeordnet war? Wollte man sich denken, dafs diese Anordnung eine neue, vielleicht während längerer Abwesenheit des Minutianus von Italien getroffen war, so hätte Plinius sicherlich dies nicht so einfach hingestellt, sondern er würde sich anders ausgedrückt und etwa gesagt haben, dafs seit einiger Zeit durch ein kaiserliches Gesetz diese ganz neue Anordnung getroffen worden sei. So wie die Sache hier liegt, ist sie nicht anders, als wenn ein Preufse einem andern gebildeten und hochgestellten Landsmanne schreiben wollte: „denn wer in der zweiten Classe ist, darf die Nationalcocarde nicht tragen." Ich glaube daher fest, dafs die parenthetischen Worte: *carent enim togae jure, quibus aqua et igni interdictum est*, eine Interpolation eines späteren Grammatikers sind. Hätte nicht auch, worauf mich Jemand aufmerksam machte, die Stellung *togae jus* statt des zu erwartenden *jus togae* etwas Befremdendes?

Es könnte scheinen, dafs es mit der in Plin. Ep. VII, 19, 2 gemachten Mittheilung ganz dieselbe Bewandtnifs hätte: *Nam virgines, quum vi morbi atrio Vestae coguntur excedere, matronarum curae cu-*

stodiaeque mandantur, zumal wenn der Empfänger dieses Briefes, Priscus, mit jenem Neratius Priscus, einem der gröfsten Rechtsgelehrten seiner Zeit, ein und dieselbe Person sein sollte. Jedoch dürfte die Sache an dieser Stelle wohl anders sein. Die hier erwähnte Vorschrift über die Behandlung erkrankter Vestalinnen gehört sicherlich unter die ganz speciellen der vestalischen Ordensregel, welche in ihren Einzelnheiten gewifs nur wenigen bekannt war.

Stolp. M. Horstig.

II.

Zu Xenophon.

Anab. IV. 6. 3: *τοῦτό γε δὴ Χειρισόφῳ καὶ Ξενοφῶντι μόνον διάφορον ἐν τῇ πορείᾳ ἐγένετο, ἡ τοῦ ἡγεμόνος κάκωσις καὶ ἀμέλεια.* „Dies, nämlich die Mifshandlung und schlechte Beaufsichtigung des Wegweisers, war die einzige Veranlassung, dafs es auf dem Marsche zwischen Cheirisophos und Xenophon zum Streit kam". — Soll nun dieser Satz so verstanden werden: zwischen Cheirisophos und Xenophon bestand während des ganzen Rückzugs eine so grofse Einigkeit, dafs nur ein einziges Mal eine Mifshelligkeit zwischen ihnen vorkam, oder: trotzdem dafs zwischen beiden eine besondere Einigkeit, ein festes, unbedingtes Vertrauen des einen auf den andern nicht bestand, so kam es doch nur dies Eine Mal zum Ausbruch eines förmlichen Streites? Die letztere Deutung scheint die richtigere und ihre Begründung auch in den Partikeln *γέ* und *δή* zu finden. „Dies wenigstens konnte, wie sich erwarten läfst, Xenophon nicht ungerügt lassen". — Xenophon hatte den Komarchen besonders freundlich behandelt und dadurch für sich gewonnen; — nur weil sein Lochag Polykrates das ihm durchs Loos zugefallene Dorf mit grofser Raschheit in Besitz genommen hatte, war es gelungen, die Einwohner noch aufzufinden, nur weil dem Komarchen war versprochen worden, dafs nicht nur ihm und den Seinigen kein Leid geschehen solle, sondern dafs man ihm auch beim Abmarsch das Haus mit Lebensmitteln anfüllen werde, hatte sich auch dieser ihnen freundlich und entgegenkommend erwiesen. Xenophon hatte ihm dann sein freilich schon altes und von dem Marsche übel zugerichtetes Pferd zum Geschenk gemacht, um es der Sonne zu opfern, und hatte ihn endlich, um ihm sein Zutrauen zu beweisen und ihn willfährig zu machen, ungefesselt dem Heere den Weg durch den Schnee zeigen lassen. Diesen seinen Schützling nun hatte Cheirisophos wahrscheinlich ohne gerechten Grund schlagen lassen, — denn der Führer konnte ja Recht haben, dafs es wirklich in dieser Gegend Dörfer nicht gab — und dadurch mufste Xenophon sich persönlich beleidigt fühlen. Cheirisophos hatte ferner zu dieser raschen That der Hitze und des Zorns noch die Unbesonnenheit hinzugefügt, dafs er auch den mifshandelten Führer nicht hatte bewachen lassen. Das hatte sich dieser natürlich zu Nutze gemacht und war auf und davon gegangen, und dadurch hatte Cheirisophos gegen das ganze Heer gefehlt, das nun wieder des so nützlichen Führers beraubt war. Diese *non solum privata sed etiam publica injuria* konnte denn wohl Xenophon bewegen, die sonst vielfach beobachtete Rücksicht gegen Cheirisophos aufser

Acht zu lassen und ihm derbe Vorwürfe wegen seiner unüberlegten Handlungsweise zu machen; und es mag wohl zu harten und bittern Worten zwischen beiden gekommen sein, in denen sich vielleicht lange verhaltener Groll einmal Luft machte. — Der Natur der Dinge nach konnte ja auch in der That ein besonders vertrauliches Verhältnifs zwischen beiden Führern nicht bestehen. Als in jener furchtbaren Lage der Griechen, wo sie mitten in Feindesland der Feldherrn beraubt, rath- und muthlos die Hoffnung auf Rückkehr in die Heimath aufgeben zu müssen glaubten, Xenophon aufgetreten war und seine Landsleute aufgefordert hatte, den Tod nicht zu fürchten, lieber ruhmvoll zu sterben als schimpflich zu leben, und Alles aufzubieten, um aus dieser Noth wieder herauszukommen, da hatte der Spartaner Cheirisophos mit nicht zu verkennendem Stolze gesagt (III. 1. 45): „Bisher habe ich von dir nur gewufst, dafs du ein Athener seist (d. h. doch nur: weil ich hörte, dafs du aus Athen warst, dachte ich, dafs du nicht viel werth sein könntest), jetzt sehe ich aber, was du sprichst und thust, ist lobenswerth, und ich wollte, wir hätten recht viele unter uns mit solcher Gesinnung!“ — Dies konnte für Xenophon, wenn er auch grade kein begeisterter Anhänger seiner Vaterstadt war, nicht sehr schmeichelhaft sein, und es mufste in seinem Herzen gegen den, der ihm das so offen in das Gesicht gesagt hatte, ein gewisses bitteres Gefühl zurückbleiben; denn selbst der schlechteste Patriot möchte nicht vertragen können, wenn ihm die Abstammung aus seiner Vaterstadt zum Vorwurf gemacht wird. Er, der Athener, war aber jetzt der That nach der Leiter und Führer des ganzen Rückzugs, und nur weil er Athener war, konnte er nicht auch den Namen des Oberanführers annehmen (VI. 1. 26—32); Cheirisophos aber stand an der Spitze des Zuges und wurde nachher, wenn auch nur auf sechs oder sieben Tage, zum Oberfeldherrn gewählt, am Ende doch nur weil er Spartaner war (III. 2. 37). Was Wunder also, dafs zwischen diesen beiden Männern, von denen der eine das war, was er nicht heifsen konnte, der andre für das gehalten wurde, was er nicht war, ein wahres Verhältnifs der Eintracht und Freundschaft nicht möglich war! — Und doch scheint Xenophon in seiner Erzählung dies nirgends anzudeuten, sagt vielmehr an unserer Stelle ausdrücklich, dies sei das einzige Mal gewesen, dafs er mit Cheirisophos in Streit gerathen sei, d. h. nach unserer Auffassung, dafs beide einmal ihren sonst vielleicht aus Rücksichten für das Gemeinwohl zurückgehaltenen Gefühlen freien Lauf liefsen; denn nur dann war ihre Stellung einander gegenüber haltbar, wenn, wie es ja auch meist geschah, der ältere sich willig der besseren Einsicht des jüngeren fügte, und wenn der jüngere uneigennützig dem älteren die ihm selbst gebührende Ehre überliefs. Namentlich mufs man es aber doch Xenophon hoch anrechnen, dafs er diesem Gebote der Klugheit folgte [1]). Er berührt zwar sein persönliches Verhältnifs zu Cheirisophos sonst an keiner Stelle, spricht in der rein objectiven Weise seiner Erzählung weder Lob noch Tadel [2]) über diesen seinen Mitfeldherrn aus; und doch, wer zwischen

---

[1]) Grote, history of Greece. vol. IX. p. 145 bemerkt zu unserer Stelle: *„a fact very honourable to both considering the numberless difficulties against which they had to contend“*. Die meisten Schwierigkeiten hat aber doch offenbar Xenophon überwunden und zu allen andern noch die schwierige Behandlung des Cheirisophos, daher gebührt auch diese Ehre ihm ganz besonders.

[2]) Nicht einmal, was am auffallendsten ist, da, wo er seinen Tod er-

den Zeilen zu lesen versteht, wird finden, dafs es ihm zuweilen wohl schwer fallen mochte, wenigstens die äufsere Eintracht aufrecht zu erhalten.

IV. 6. 4—22. Neun Tage waren seit jenem Streit zwischen Xenophon und Cheirisophos verflossen; die Griechen waren längs des Phasis gezogen und hatten dann eine andere Richtung eingeschlagen, als sich ihnen ein Heer von Chalybern, Taochern und Phasianen entgegenstellte, um ihnen den Uebergang in die Ebene zu wehren. Da beruft Cheirisophos den Kriegsrath der Strategen und Lochagen und fordert sie auf, ihre Meinungen zu äufsern. Nachdem Kleanor diese dahin abgegeben hatte, dafs sie sofort nach eingenommenem Mahle noch an diesem Tage auf die Feinde losgehen wollten, tritt Xenophon auf: Die zu entscheidende Frage sei nicht: wie kämpfen wir am befsten? sondern, wie kommen wir am befsten über das Gebirge? Da nun der vor ihnen liegende, über 60 Stadien sich ausdehnende Berg nur an Einer Stelle von Feinden besetzt sei, so könne gar kein Zweifel obwalten, dafs es besser sei, sie suchten bei Nacht ohne Kampf an einer unbesetzten Stelle den Uebergang über das Gebirge sich zu erstehlen [1]), als am Tage zu kämpfen gegen einen gerüsteten Feind wenn auch auf noch so ebenem Terrain. „Wozu brauche ich aber“, fährt Xenophon fort, „lange Worte zu machen vom Stehlen? Ihr Spartaner, o Cheirisophos, werdet ja von früher Jugend an im Stehlen geübt, das bei euch nicht nur nicht für schimpflich, sondern selbst für ehrenvoll gilt. Nur sollt ihr euch dabei nicht ergreifen lassen, denn dann werdet ihr mit Geifselhieben gestraft. Du hast also jetzt die schönste Gelegenheit, eine Probe abzulegen von deiner guten Erziehung; du mufst nämlich dafür sorgen, dafs wir uns einen Theil des Berges erstehlen, ohne bemerkt zu werden, damit wir keine Schläge kriegen!“ — Auch bei dieser Rede des Strategen Xenophon zeigt sich uns, wie so oft, der philosophisch gebildete Mann, der Schüler des Sokrates. Den Vorschlag des guten Kleanor, gleich ohne Weiteres auf den Feind loszugehen, weist er zurück in der Art, wie Sokrates zu verfahren pflegte einem Schüler gegenüber: Deine Antwort pafst nicht auf meine Frage; du hast übersehen, um was es sich handelt. Man mufs immer zuerst fragen, welches ist unsere Lage? dann, was wollen wir erstreben? und drittens, welches sind die geeignetsten Mittel, dies Ziel zu erreichen? — Zuweilen jedoch verfällt Xenophon auch in sophistische Künste, z. B. (III. 2. 18 sqq.) wo er diejenigen zu widerlegen sucht, die bange sind, weil die Griechen der zahlreichen Reiterei der Feinde keine gegenüberzustellen vermochten. Wie nöthig auch den Griechen Reiterei war, zeigt sich sehr bald, und (III. 3. 19 und 20) wird uns erzählt, dafs sie wenigstens 50 Pferde aufbrachten und den Athener Lykios zum Hipparchen über diese kleine Schaar ernannten. Dort aber sucht Xenophon zu beweisen, dafs Reiter von gar keinem Nutzen seien: „10000 Reiter sind nichts anderes als 10000 Männer, von einem Pferde ist noch nie einer in der Schlacht

---

zählt (VI. 4. 11). Auch da nur die Worte: „Cheirisophos war schon gestorben, und Neon übernahm seine Stelle“. Warum widmete Xenophon diesem Strategen nicht einen Nachruf, wie (II. 6) dem Klearch, Proxenos und Menon, welchen letzteren er so bitter beurtheilt, oder auch nur so wenige Worte, wie dort dem Agias und Sokrates?) Offenbar doch nur, weil er ihn nicht loben konnte und nicht tadeln wollte.

[1]) So läfst sich das Wortspiel von κλέψαι auch im Deutschen wiedergeben, woran Vollbrecht zweifelt.

gebissen, getreten oder getödtet worden (!), nur die Männer führen die Entscheidung des Kampfes herbei; die Reiter haben sogar den Nachtheil, dafs sie nicht blos die Waffen der Feinde fürchten müssen, sondern auch herunterzufallen von den Pferden, während wir sicher auf festem Boden stehn; und den Einen Vortheil der leichteren und sicherern Flucht wollen wir ihnen gern gönnen und sie darum nicht beneiden!“ Diese Gründe sind so schwach, dafs sie eigentlich nur darauf berechnet scheinen, den Griechen zu rathen, sich mit einem gewissen heiteren Humor über den wirklich grofsen, aber nun einmal unersetzlichen Mangel an Reiterei hinwegzusetzen. — Und denselben heiteren Humor, denselben feinen Witz finden wir auch in unserer Stelle, von der wir abgeschweift sind. Es war dies wahrscheinlich seit jenem Streite die erste Gelegenheit, dafs Xenophon und Cheirisophos wieder zusammentrafen. Unversöhnt waren sie auseinandergegangen, noch war kein Wort wieder zwischen ihnen gewechselt worden; da bietet Xenophon die Hand zum Frieden. Um wenigstens die äufsere Eintracht wiederherzustellen, sucht er mit einem artigen Scherze über die drückende Stimmung hinauszugelangen, die unter diesen Verhältnissen nothwendig unter den Versammelten herrschen mufste. Dafs der von ihm angegebene Plan, bei Nacht auf einer andern Stelle als auf dem von den Feinden besetzten Wege das Gebirge zu ersteigen, der richtige war, zeigte nachher der glückliche Ausgang, aber wir können annehmen, dafs auch die Art, wie er diesen Plan seinen Kameraden vortrug, ihm deren vollen Beifall erwarb. Wie aber nahm Cheirisophos diesen Scherz auf? War er froh, an dieser ihm so fein dargebotenen Handhabe vergangene Zwistigkeiten in Vergessenheit sinken lassen zu können? Nahm er Theil an dem heiteren Lachen der Anderen? — Nein! Mit einem Ἀλλὰ μέντοι unterbricht er das Beifallrufen der andern Strategen, stellt die Ruhe wieder her und läfst nun auf Xenophons jedenfalls gut gemeinten Scherz eine so grobe Antwort folgen, wie sie Knaben, die beim Spiel in Streit gerathen sind, nicht anders zu bezeichnen pflegen, als eine „gemeine Retourkutsche“. Dafs Xenophon die Lacher auf seiner Seite hat, hat des Cheirisophos Empfindlichkeit nur erhöht, und indem er das Wortspiel von κλέπτειν beibehält, erwiedert er: „ich höre übrigens, dafs auch ihr in Athen gewaltig geschickt seid, die Staatsgüter zu bestehlen und zwar, obwohl die Gefahr für den Stehlenden gewaltig grofs ist, dafs grade die befsten darin am geschicktesten sind, wenn anders bei euch die befsten für würdig gehalten werden, Staatsämter zu bekleiden. Und so hast auch du, o Xenophon, Gelegenheit, Probe abzulegen von deiner heimathlichen Erziehung“. Hierzu bemerkt Poppo: „*Animadvertamus, quam acerbo opprobrio Athenienses a Cherisopho onerentur, ad quod Xenophon ne respondet quidem quidquam; tantum ei de veritate rei persuasum erat*“. Allerdings antwortet Xenophon hierauf gar nicht, aber, wie uns scheint, nicht aus dem Grunde, weil er zu sehr von der Wahrheit des Vorwurfs überzeugt war, um etwas zu entgegnen, sondern weil sein harmloser Scherz mit einer so furchtbaren Grobheit erwiedert wurde; jeden Athener mufste eine so bittere Anklage gegen seine Vaterstadt tief kränken. Später freilich, als Xenophon seine Commentarien niederschrieb, empfand er vielleicht ein gewisses Behagen darin, seinen Landsleuten, die ihn verbannt hatten, zu zeigen, wie Spartaner über ihre demokratische Regierungsweise urtheilten; — damals aber, als ihm diese Entgegnung ins Gesicht geschleudert wurde von dem Manne, der ihm schon einmal „den Athener“ so schnöde vorgehalten hatte, aus dessen Munde er das am wenigsten vertragen mochte, schwieg er betroffen still, da sein Spafs

nichts weniger als eine solche Antwort hatte provocieren wollen. Um es nicht wieder zum Streit kommen zu lassen, bricht er ab und entgegnet ganz kalt und wieder, so zu sagen, im amtlichen Ton: „Ich bin bereit, mit der Nachhut nach eingenommener Mahlzeit aufzubrechen, um den Berg in Besitz zu nehmen“. Cheirisophos aber gönnte ihm selbst dies nicht; er wollte nicht zugeben, dafs der, welcher den Ruhm hatte, den unstreitig richtigen Rath gegeben zu haben, sich dazu erwerbe auch den Ruhm der richtigen Ausführung dieses Planes. „Warum mufst du denn grade aufbrechen und dein Amt, die Nachhut zu bewachen, aufgeben? schicke doch Andere, wenn sich keine Freiwilligen melden!“ Sofort treten Freiwillige vor; und diese, welche in der Nacht das Gebirge ersteigen, und Cheirisophos, welcher andern Morgens seine Vorhut auf den von den Feinden besetzten Weg zuführte, erringen ohne grofse Mühe den Sieg; dem Xenophon, dessen gutem Rathe sie es allein zu verdanken hatten, blieb nur das Zusehen — aber auch das frohe Bewufstsein, in zweifacher Weise wieder zum Wohle der Gesammtheit gewirkt zu haben, einmal durch guten Rath und dann dadurch, dafs er durch Selbstbeherrschung einen neuen Zank vermieden, lieber eine grobe Beleidigung auf sich genommen und die ihm gebührende Ehre Andern gegönnt hatte, als dafs er aus persönlichen Rücksichten gegen den Vortheil des ganzen Heeres gehandelt hätte.

Natürlich aber blieb die Verstimmung zwischen Xenophon und Cheirisophos, und Spuren davon finden wir auch bei ihrem nächsten Zusammentreffen (IV. 7. 1—12), das nach ungefähr acht Tagen im Lande der Taocher stattfand. Die Griechen litten Mangel an Lebensmitteln, da die Taocher alle ihre Habe in befestigte Plätze zusammengebracht hatten. Als daher Cheirisophos wieder an einen solchen festen Platz kam, machte er sofort einen Angriff auf denselben (*προςέβαλλεν εὐθὺς ἥκων*), ohne zuvor das Terrain genau zu untersuchen und zu überlegen, wie man am beſsten den Ort einnehmen könne. Nachdem ein dreimaliger Versuch gänzlich mifslungen war, langt Xenophon mit der Nachhut an, und in voller Aufregung und Hitze redet Cheirisophos ihn an: „Ihr kommt grade recht, den Platz müssen wir nehmen, denn das Heer hat keine Lebensmittel, wenn wir den Platz nicht nehmen“. Ihn quält nur der Hunger und die Nothwendigkeit, diesem „schlimmsten aller Feinde“ [1]) entgegenzutreten; und in dieser Noth der Verzweiflung empfängt er selbst den Xenophon, mit dem er entzweit war, mit einem *εἰς καλὸν ἥκετε*. Doch nur mit Mühe kann er sich der ruhigen Ueberlegung und bedachtsamen Untersuchung des Atheners fügen. Auf die einfache, aber gewifs auch in etwas ironischem Tone vorgebrachte Frage des Xenophon: „was hindert uns denn hineinzugehen?“ erwiedert er in seiner aufgeregten Stimmung: „Aber wie kann man so fragen? sieh doch hin, nur ein einziger Zugang ist da, und wenn wir uns auf diesem nähern wollen, wälzen die Feinde grofse Steine auf uns“. — Jetzt ist für Xenophon die ersehnte Gelegenheit da, eine kleine Wiedervergeltung zu üben an dem groben Spartaner. Seiner Ueberlegenheit sich bewufst bleibt er nur um so ruhiger, je mehr er Cheirisophos aufser Fassung sieht. Ironisch lächelnd fragt er weiter: „wenn aber nun die Feinde ihre Steine aufgebraucht haben, hindert uns dann noch etwas Anderes, als — Nichts?“

---

[1]) cf. Anab. II. 5. 19. Hom. Od. *μ*. 341 u. 342. *πάντες μὲν στυγεροὶ θάνατοι δειλοῖσι βροτοῖσιν, λιμῷ δ' οἴκτιστον θανέειν καὶ πότμον ἐπισπεῖν.*

Dann setzt er seinen schnell gefafsten Plan auseinander, mit einer kleineren, sich hinter den zerstreut stehenden Bäumen verbergenden Schaar auf den Platz loszugehen und die kurze, nur etwa 50 Fufs weite, von Bäumen unbedeckte Strecke rasch zu durchlaufen, wenn die Feinde grade nachliefsen, mit Steinen zu werfen. So sehr Allen gleich einleuchten mochte, dafs Xenophon wieder das Richtige getroffen hatte, versucht Cheirisophos, jedoch nur ganz kleinlaut, noch einmal Widerspruch zu erheben: „Aber das kann ja nichts helfen", sagt er, „denn sobald wir nur anfangen vorzurücken, werden die Steine in Menge auf uns geworfen". Ganz lakonisch antwortet Xenophon (ähnlich wie jener Spartaner in der Thermopylenschlacht): „Um so besser, um so früher werden sie mit ihren Steinen fertig!" — Gefährlich ist die Sache aber doch immerhin, deshalb hat Cheirisophos dies Mal Nichts dagegen, dafs ein Lochos von der Nachhut das Wagestück unternimmt [1]). Durch das schlaue Manoeuvre des Kallimachos und den schönen Wetteifer zwischen diesem, dem Agasias, Aristonymos und Eurylochos gelingt unter dem lauten Beifalljauchzen der zuschauenden Griechen das Unternehmen, und der „Athener" ist gerächt. — Als dann nach etwa 24 Tagen die Griechen vom „heiligen Berg" aus das Meer erblickten, da werden in der allgemeinen Freude über die glückliche Errettung (IV. 7. 24 u. 25) auch Xenophon und Cheirisophos diese Zwistigkeit vergessen haben.

Sehr treffend ist die schöne Ausführung bei Grote, history of Greece vol. IX p. 113—118, worin gezeigt wird, dafs Xenophon seinen grofsen Einflufs im Heere nur seinen athenischen Eigenschaften zu verdanken hatte. Entweder der Spartaner Cheirisophos, der schon Strateg war, oder der Lochag Kleanor aus Arkadien, dessen Landsleute mehr als die Hälfte des Heeres bildeten, hätten das Recht und die Pflicht gehabt, nach dem Morde der Strategen sich an die Spitze der Griechen zu stellen. Das, was sie zu thun unterliefsen, übernimmt der Athener Xenophon, bisher nur freiwilliger Begleiter des Heeres. Und wie nach der Katastrophe auf Sicilien nur der Athener Alkibiades die Spartaner zur lebhafteren Betreibung des Krieges aufstacheln konnte, so und noch viel mehr bedurfte das führerlose griechische Heer in Asien eines Atheners, um neues Leben und frische Thatkraft zu gewinnen. Nur ein Athener hatte die zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe nöthigen Talente, nur ein Athener konnte denken, reden und handeln mit gleicher Wirksamkeit, und selbst ein Brasidas, der als Feldherr dem Xenophon wohl überlegen war, der auch nicht unberedt war, aber doch nur ὡς Λακεδαιμόνιος [2]), würde mit der kriegerischen nicht auch die politische und rhetorische Befähigung gehabt haben, die wir in Xenophon vereint finden. Dieser dreifache Vorzug war es, welcher ihn zum einflufsreichsten Mann in dem Heere der Griechen erhob, und so waren die Eigenschaften, durch die er so viel zur Rettung des Heeres und zu seinem eignen Ruhme beitrug, trotz

---

[1]) Vergleichen wir hiermit noch die Stelle III 4. 41, wo es sich um die schwierige Besetzung einer Bergspitze handelt, so fällt auf die Unfreundlichkeit des Cheirisophos in IV. 6. 19 ein noch schärferes Licht. Auf Xenophons Erbieten: „Willst du bleiben, so will ich gehen, oder willst du gehen, so will ich bleiben!" erwiedert dort Cheirisophos: „Wähle selbst!", worauf Xenophon als der jüngere das Schwierigere für sich nimmt, seine Mannschaft aber sich aus der Vorhut des Cheirisophos erbittet und auch erhält.

[2]) Thuc. IV. 84. 2.

seines Lakonismus weit mehr athenische als spartanische. — Sollen wir darin eine rächende Nemesis für seine geringere Neigung zur Vaterstadt erblicken? — oder sollte er selbst sich dessen gar nicht bewufst gewesen sein, sollte er selbst nicht deutlich gefühlt haben, dafs seine Ueberlegenheit einem Kleanor und Cheirisophos gegenüber hauptsächlich in seiner athenischen Erziehung begründet war? Bei einem Manne von Xenophons Bildung können wir einen solchen Mangel an Selbsterkenntnifs nicht annehmen, können daher auch Cron's Urtheil nicht unterschreiben, dafs wir ihn selbst auf dem Rückzuge der Zehntausend nicht als athenischen Patrioten kennen lernten [1]), meinen vielmehr, dafs die eben angeführte Wahrnehmung Grote's nicht undeutlich sich durch die Anabasis durchzieht und namentlich auch in den von uns behandelten Stellen hervortritt: Xenophon war sich seiner Vorzüge bewufst und wufste, dafs es athenische waren. — „Einigung von Hellas gegenüber dem Ausland und namentlich dem Erbfeind, dem Perser — das war die patriotische Idee, der Xenophon bis zu Ende seines Lebens treu geblieben ist, ohne jedoch trotz der vieljährigen Verbannung seine Liebe zur Heimath je zu verläugnen, wo diese nicht mit jener in Conflict kam.“ Diese Anfänge einer grofsartigen hellenischen Politik findet Keck mit vollem Rechte bereits in Xenophon entwickelt [2]); selbst der Zusatz: „Einigung unter lacedämonischer Anführung“ scheint nicht unbedingt nothwendig; derselbe pafst für die Zeit des Agesilaos; in der Anabasis läfst Xenophon durchblicken, dafs die Athener an und für sich geeigneter wären, die Hegemonie zu führen, wenn nicht eben erst ihre Macht durch Sparta gebrochen wäre. Abgesehen hiervon aber, worüber Xenophon zu verschiedenen Zeiten verschiedene Meinung haben konnte oder vielleicht sich ebenso wenig klar zu werden vermochte, wie etwa heut zu Tage deutsche Politiker schwanken zwischen Oesterreichs und Preufsens Führung — Cron's Zweifel an der von Keck angenommenen panhellenischen Richtung Xenophons scheinen nicht durchschlagend. Woran Agesilaos durch Bürgerkriege im Mutterlande gehindert wurde, was der makedonische Heldenkönig Alexander ausführte, das hat Xenophon begonnen; denn die Ueberzeugung, dafs die Griechen mit einem wenig zahlreichen und gut disciplinierten Heere das Reich der Perser mit Erfolg angreifen würden, datiert von dem Rückzug der Zehntausend [3]), und diese Ueberzeugung hat Xenophon schon in seiner ersten Rede an das griechische Heer ausgesprochen (III. 2. 24—26): „Lafst uns in die Heimath zurückkehren und unsern Landsleuten sagen, dafs, wenn sie dort arm zurückbleiben, es ihre eigne Schuld ist, da ihnen Niemand wehren kann, hierherzukommen und reich zu werden, *πάντα ταῦτα τἀγαθὰ δῆλον ὅτι τῶν κρατούντων ἐστί*.“

---

[1]) Jahrbücher der Philologie und Pädagogik, 1861, Bd. 83 p. 442.

[2]) Ebendaselbst p. 131.

[3]) cf. Grote, vol. IX p. 248. Dieser Ruhm wird Xenophon auch nicht geraubt werden durch Köchly's Ironie. Akademische Vorträge und Reden I. p. 253 u. 254.

Marburg. G. Schimmelpfeng.

III.

Zu Horat. Carm. IV, 4, 13—16.

Qualemve laetis caprea pascuis
Intenta fulvae matris ab ubere
Iam lacte depulsum leonem
Dente novo peritura vidit: —

Hanc stropham cum ex iis, qui fulvam matrem dici leaenam putant, nemo adhuc satis commode aut explanavisse videatur aut sanavisse coniectura· iam ego me ad sententiam applicavi eorum, qui illis verbis Horatium capreae matrem designavisse existimant. Quamquam mihi unus scrupulus etiam restat in epitheto matris. Nam Peerlkampio ut facile concedo fulvos posse dici non solum leones, sed cervos etiam, ita hoc loco molestum videtur id epitheton et a capreae matre alienum de causis pluribus. Propterea pro fulvae scribendum censeo silvae, quod quidem bene opponatur matris uberi per chiasmum et corrumpi facile potuit ab eo, qui matrem intellegeret leonis.

Gumbinnen. J. Arnoldt.

IV.

Zu Livius.

Livius I. 14, 7 darf als handschriftlich beglaubigte Lesart — die Abweichungen des Lips. und Voss. 2. verdienen keine Berücksichtigung — betrachtet werden: „*ibi modico praesidio relicto egressus omnibus copiis partem militum locis circa densa obsita virgulta obscuris subsidere in insidiis iussit*". Trotz der Versicherung Madvig's — der sonst in Sachen der Latinität für mich eine Respectsperson zu sein pflegt —, dafs die angeführte Stelle *nullam mutationem aut poscere aut recipere* (Emendatt. Livv. p. 43), möchte ich doch behaupten, dafs sie *emendationem non solum recipere verum poscere.* Denn mit der Annahme, dafs *obsita* hier bedeute „*passim sparsa et prospectum adimentia*", was allerdings einen passenden Sinn gäbe, ist noch nicht bewiesen, dafs das Wort irgenwo in dieser Bedeutung vorkomme, und es nimmt mich daher Wunder, dafs Moriz Seyffert (Emendatt. Livv. in Jahn's Jahrbb. 83, 1 p. 63), ein feiner Kenner der *proprietas verborum*, dieser Ansicht beipflichtet. Ohne allen Zweifel ist *obsita* an dieser Stelle falsch, weil es grammatisch unrichtig ist. Die Zahl der Conjecturen und Verbesserungsvorschläge — Drakenborch und Weifsenborn p. XCIV haben sie registrirt — ist so grofs, dafs man versucht werden könnte, den bekannten ovidischen Vers freilich mit starker Uebertreibung zu parodiren in *quot coelum stellas tot habet locus iste medelas.* Zu den dort angeführten kommt noch der von M. Seyffert, welcher für *locis* gelesen wissen will *lucis*, wodurch aber, so viel ich sehe, der Stelle nicht aufgeholfen wird. Weifsenborn in der 3ten Aufl. des 1. und 2. Buchs

schreibt: *locis circa, densa inter virgulta obscuris*, = an den Orten umher, in der Nähe, wozu dann *densa inter virgulta obscuris* das Attribut bilden sollen. Er streicht demnach *obsita*, wie einige andere Gelehrte, als Glossem, ein eben so leichtes als bedenkliches Verfahren. Ohne Furcht vor dem γλαῦκ' ἐς Ἀθήνας will ich die Zahl der Vermuthungen vermehren und schlage vor zu lesen: *ibi modico praesidio relicto egressus omnibus copiis partem militum locis circa densa abditam virgulta obscuris subsidere in insidiis iussit*. *Abdere* ist ein bekannter militairischer Ausdruck, den ich, wenn ich es für nöthig erachtete, genugsam mit Beispielen belegen könnte; *locis* nehme ich als Dativ, habe auch nichts einzuwenden, wenn man es als Ablativ fassen will. Aufserdem mache ich aufmerksam auf die bedeutsame Stellung von *abditam*, die freilich der der livianischen Wortstellung Kundige nicht übersehen wird, und verbinde *obscuris* und *insidiis*, bei welchem Worte sich als Attribute *occultae latentes absconditae clandestinae* anderwärts finden. Endlich nehme man *subsidere* wegen *virgulta* in seiner Grundbedeutung. So giebt uns Livius in seiner *lactea ubertas* eine recht plastische Schilderung von dem Manöver und von dem Terrain. Zum Abschlufs vergleiche man Ovid. Fast. II. 217 *Caetera virgultis abdita turba latet*.

Livius I. 58, 5 geben die Handschriften: „*quo terrore cum vicisset obstinatam pudicitiam velut victrix libido profectusque inde Tarquinius ferox expugnato decore muliebri esset, Lucretia maesta tanto malo nuntium Romam eundem ad patrem Ardeamque ad virum mittit ut cum singulis fidelibus amicis veniant.*“ Jeremias Markland hat zwar das Verdienst, zuerst auf die sinnlose Verbindung von *vicisset velut victrix* (Madv. l. l. p. 54) aufmerksam gemacht zu haben, jedoch mufs sein Vorschlag (in den Anhängen zu Eur. Suppl. p. 314 ed. Lips.), *ultrix* für *victrix* zu lesen, als ein ganz verfehlter betrachtet werden. Da nun ein so feiner und scharfsinniger Kopf wie Markland den Sitz der Korruptel in *velut victrix* gefunden zu haben glaubte, so richteten neuere Herausgeber, die an der Stelle Anstofs nahmen, wie Hertz und Weifsenborn, in deren Ausgaben man die beiden Worte eingeklammert findet, so wie Madvig und Seyffert in ihren kritischen Beiträgen, ihr Augenmerk auf diese Worte. Mir sagt weder das Verfahren von Hertz und Weifsenborn zu, noch kann ich die von Madvig l. l. p. 54 in Vorschlag gebrachte und von Seyffert l. l. p. 63 treffend widerlegte Emendation *vel vi victrix* billigen. Aber auch Seyffert's Vermuthung *velut sic victrix*, läfst sich mit *vicisset*, selbst wenn man es in dem von ihm angedeuteten obscönen Sinne nimmt, nicht vereinigen. Meiner Meinung nach ist an *velut victrix* nicht zu rütteln, vielmehr steckt der Fehler in *vicisset*, wofür ich *fregisset* in Vorschlag bringe mit Berufung auf Propert. V. 5, 28 ed. Lachm.:

Sperne fidem, provolve deos, mendacia vincant,
Frange et damnosae iura pudicitiae.

Liest man: *quo terrore* (Schreckmittel, Drohung) *cum fregisset obstinatam pudicitiam velut victrix libido profectusque inde Tarquinius ferox expugnato decore muliebri esset* ..., so erhält man eine ganz der Situation angemessene Schilderung.

Salzwedel. Befsler.

V.

Der zweihundertjährige Geburtstag A. H. Francke's

wird am 22. März 1863 gefeiert werden. An diesem Secularfeste sich gemeinsam zu betheiligen, ist schon oft im Kreise ehemaliger Zöglinge der Franckeschen Stiftungen gewünscht worden.

In diesem Sinne hat sich daher vor Kurzem eine gröfsere Zahl ehemaliger Zöglinge der Waisenanstalt hier versammelt und einmüthig beschlossen: einmal zu einer persönlichen Vereinigung alter Anstaltsgenossen die Hand zu bieten; zugleich aber als Zeichen der Dankbarkeit gegen die Anstalt, der sie so reiche Wohlthaten verdanken, und als bleibendes Gedächtnifs an den Seculartag A. H. Francke's mit vereinten Kräften unserem Waisenhause eine Secularfestgabe darzubringen.

Wir glauben als Zöglinge grade der Waisenanstalt zur Anregung dieses Planes zunächst berechtigt und verpflichtet zu sein; wir wenden uns aber mit freudigem Vertrauen an alle, welche auch als Schüler anderer Anstalten die Wohlthaten der Francke'schen Stiftungen in Erziehung oder Unterricht genossen haben, und bitten dieselben, sich mit uns zu würdiger Feier des hohen Seculartages zu vereinigen.

Wir bitten also alle ehemaligen Anstaltsgenossen, wefs Standes und Alters sie sein mögen, welche mit uns von gleichen Gefühlen der Dankbarkeit gegen die Francke'schen Stiftungen, des Interesses an dem Seculartage des Stifters erfüllt sind, ein jeder nach seinen Kräften zu der mit Gottes Hülfe zu begründenden A. H. Francke'schen Secularstiftung beizutragen, das Interesse an diesem Unternehmen in ihren Kreisen weiter zu verbreiten, und die eingehenden *Beiträge* und Zeichnungen direct oder durch Vermittlung der nächsten Buchhandlung an den mitunterzeichneten Buchhändler Bertram (Adresse: Buchhandlung des Waisenhauses) zu übersenden.

Ueber die Einrichtungen zu persönlicher Vereinigung alter Zöglinge müssen wir Näheres späterer Bekanntmachung vorbehalten, wie überhaupt zu weiteren Mittheilungen jeder der Unterzeichneten stets gern bereit ist.

Scharlach. Oswald Bertram. A. Iske. G. Lindemuth.
Pinckernelle. W. Schwarz. Dr. G. Weicker.

VI.

Berichtigung.

In der im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift S. 400 ff. enthaltenen Recension der Carmina amatoria des Ovid von Lucian Müller hatte ich an den Leistungen des Herausgebers lobend die Athetesen hervorgehoben, welche derselbe an verschiedenen Stellen der Amoren vorgenommen hat. So eben werde ich darauf aufmerksam gemacht,

dafs der gröfste Theil dieser Athetesen, nämlich I, 6, 65—66; 9, 33—34 u. 37—40; II, 8, 11—14; 16, 31—32 nicht von Lucian Müller, sondern von Dr. Hampke, zur Zeit in Lyck, herrühre, was im 11ten Bande des Philol. erwähnt sei. Die Abhandlung Müllers im Philologus, von welchem der 11te Band, soviel ich weifs, hier in Brandenburg überhaupt nicht vorhanden ist, war mir bei der Abfassung jener Recension ganz unbekannt. Indem ich mich daher jetzt beeile, jenes Versehen wieder gut zu machen, kann ich freilich durch diese Entdeckung mein Urtheil über die geringe Leistungsfähigkeit Müllers auf dem Felde der Ovidianischen Kritik nur bestätigt finden.

Brandenburg. H. A. Koch.

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

Dem Lehrer Dr. Uellner an der Realschule zu Düsseldorf ist der Titel Oberlehrer verliehen worden.

Am Gymnasium zu Stendal ist die Anstellung des Dr. Erdmann als ordentlicher Lehrer genehmigt worden.

Am Gymnasium zu Lyck ist der Schulamts-Candidat Saran als ordentlicher Lehrer angestellt worden.

Am Dom-Gymnasium zu Magdeburg sind die DDr. Arthur Richter und Nicolai als ordentliche Lehrer angestellt worden.

Am Gymnasium zu Gumbinnen ist dem ordentlichen Lehrer Dr. Basse das Prädicat „Oberlehrer“ beigelegt worden.

Der ordentliche Lehrer Dr. Malina bei dem Gymnasium zu Deutsch Crone ist in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Braunsberg, und der ordentliche Lehrer Dr. Bludau bei letzterer Anstalt in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Deutsch Crone versetzt worden.

Am Gymnasium zu Brieg ist dem Oberlehrer Dr. Tittler das Prädicat „Professor“ beigelegt worden.

Die Ernennung des Lehrers der Mathematik und Physik Franz Joseph Harnischmacher am Gymnasium zu Brilon zum Oberlehrer ist genehmigt worden.

Der Schulamts-Candidat Brühl ist bei dem katholischen Gymnasium an Marzellen zu Cöln als ordentlicher Lehrer angestellt worden.

Dem Oberlehrer am Kadettenhause zu Berlin, Dr. Fromm, ist das Prädicat „Professor“ beigelegt worden.

Am 30. Januar 1863 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstrafse 47.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Ueber Wilhelm von Humboldts ästhetische Versuche.

Ein Beitrag zur Kritik unserer Poetik.

Der Vorredner zur dritten Auflage der „Versuche", Herr Dr. Hetner, spricht sich zur Empfehlung der Schrift folgendergestalt aus:

„Der Kern des Buchs ist noch vollgültig, trotz der Förderung der Aesthetik durch Schelling, Solger, Hegel und deren Einfluſs. Auch Gervinus hat nur aus Schillers Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung und aus Humboldts Buch geschöpft. Humboldt hat das Verdienst, diese beiden Dichtungsformen auf einen höhern Begriff zurückzuführen, indem er, im Sinne Kants handelnd, die menschliche Einbildungskraft als diese einheitliche Grundkraft aller schöpferischen Kunstthätigkeit hinstellt, noch mehr aber indem er mit Anwendung dieser Bestimmung auf das Einzelne Ernst macht und in ihr das Wesen aller Kunst und ihrer geschichtlichen Erscheinung aufzeigt. Da es nun Schelling, Solger, Hegel und die Hegelsche Schule versäumt haben, ihre Metaphysik des Schönen aus dieser wahren Quelle herzuleiten, sollte es nicht an der Zeit sein, zu dieser Humboldtschen Physiologie der schöpferischen Einbildungskraft wieder mit voller Bewuſstheit zurückzukehren, um sie folgerichtig fortzubilden und auszugestalten?"

Diese Behauptungen scheinen uns die Nothwendigkeit aufzuerlegen, die historische Bedeutung der vorliegenden Schrift in den Hintergrund zu stellen (wir werden dieselbe am Schluſs unsrer Betrachtung berühren), um uns zu fragen, ob erstens Gervinus nur aus Schillers Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung und aus Humboldts Buche seine maſsgebenden Ansichten geschöpft habe (womit bewiesen wäre, daſs noch heutzutage auch die gröſsten Kenner noch nicht über dasselbe hinausgekommen sind, da ja Schillers Ideen in Humboldts Werke ihre Verarbei-

tung gefunden), ob zweitens Humboldt das Verdienst habe, die menschliche Einbildungskraft als diese einheitliche Grundkraft aller Kunstthätigkeit hinzustellen und eine Physiologie derselben zu schaffen, was von der späteren Metaphysik des Schönen verabsäumt sei; drittens, ob er aus dieser Grundquelle mit solchem Erfolg die weiteren Principien der verschiedenen Dichtungsarten hergeleitet, dafs in Erwägung dessen noch gegenwärtig nichts Besseres zu thun sei, als auf diese Ableitung zurückzukommen.

An diese Fragen schliefst sich eine vierte und fünfte Frage, welche sich aus dem wesentlichen Inhalt und der ganzen Composition des Humboldtschen Werkes aufdrängen, wie diese in dem gleich nachfolgenden Urtheil des Vorredners über dasselbe angegeben sind, nämlich ob es viertens Humboldt gelungen ist, unser Gedicht dergestalt zu erforschen und zu charakterisiren, dafs eine solche Erforschung und Charakteristik auch noch unsern heutigen Erwartungen entspricht, endlich fünftens *ob die* Schilderung, in welcher er uns den Dichtergeist Goethes zeichnet, auch noch heute für uns mafsgebend sein kann? Denn in Beziehung auf den Punkt, dessen Beleuchtung hier vor allen andern am Ort zu sein scheint, in wiefern nicht etwa blofs einzelne Abschnitte der Humboldtschen Schrift (namentlich die, welche Hermann und Dorothea insbesondre erläutern), sondern dieselbe als Ganzes dem Studium der auf unseren höheren Schulen heranzubildenden Jugend zu empfehlen sei, ist das nachfolgende, wohlbegründete Urtheil des Vorredners, welches uns Inhalt und Form unseres Buches summarisch vor Augen stellt, eine die Sache treffende, endgültige Entscheidung. Hetner sagt: „Die Form des Buches ist nicht gut gewählt. Humboldt hatte sich eine zwiefache Aufgabe gestellt. Erstens sollte sein Buch (aus dem Umgange mit Schiller und Goethe, namentlich aus den Ideen des ersteren über naive und sentimentale Dichtung und der Betrachtung von Hermann und Dorothea 1797 im dreifsigsten Lebensjahre des Verf. entstanden) eine Würdigung von Hermann und Dorothea und dabei, soviel als innerhalb dieser Begrenzung möglich, eine Würdigung von Goethes gesammter Dichternatur und Eigenthümlichkeit sein; und zweitens sollte es, zur Beweisführung, dafs hier ein Kunstwerk der höchsten Art vorliege, das Einzelne aus dem Allgemeinen ableitend, sich zu einer umfassenden philosophischen Kunst- und Dichtlehre, zu einer «Elementarästhetik» erweitern. Allein es ist ein Uebelstand, dafs Humboldt alle diese weit auseinander liegenden Fragen, blofs darum, weil er die Anregung und Lösung derselben gleichzeitig empfangen und erarbeitet hatte, nun auch sofort in eine gemeinsame Form gofs und einem und demselben Buche anvertraute. Dadurch wird er vor lauter Gründlichkeit zuweilen breit und langweilig und die Gewaltsamkeit der Composition desto sichtbarer, je mehr sein Stil ohnehin trocken und phantasielos, ohne Wärme und Bildlichkeit ist. Zudem reichte Humboldts Kraft nicht aus, diese gewichtige Forderung in ihrer ganzen Tragweite zu übersehn und zu erfüllen. Seine begriffli-

chen Ableitungen sind stumpf und unbeholfen, seine geschichtlichen haften einseitig und ungeschichtlich an dem von Schiller überkommenen Maſsstabe des Naiven und Sentimentalen." Ebenso tadelt Schiller an diesem Werke „die Kraftlosigkeit des Stils, dem es an einer gewissen nothwendigen Kühnheit des Ausdrucks und in Rücksicht auf die ganze Behandlung an der Kunst der Massen fehle". Er tadelt „die Composition, welche einen nicht zu vermittelnden Sprung von dem Begriffe und dem Gesetze zu dem einzelnen Falle und zur Anwendung auf den Dichter hervorrufe". Jedermann sieht ein, daſs, wenn dergleichen *Schriften* in die Hände der heranreifenden Jugend gegeben werden sollen, sie vor allem Muster der Composition, Methode, Begriffsschärfe und des Stils sein müssen. Fast sollte man glauben, daſs ein so entschiedener Tadel, der Unzulänglichkeit, des Mangels an Kraft und Methode, jene im Eingang ausgesprochene Empfehlung hätte unmöglich machen müssen.

I. Was die Frage betrifft, ob wirklich Gervinus in den Fundamenten seines Urtheils über das vorliegende Buch nicht hinaus sei, so wird jeder, der die Schilderung des Gegensatzes von Goethe und Schiller (Gesch. der d. Dichtung V, 489 ff.) liest, eine Reihe von Betrachtungen über das Wesen von Epos und Drama finden, welche einen tieferen Blick in die historische Entwicklung dieses Gegensatzes (mit welchem sich der Gegensatz zwischen den Anlagen und der Bildung Goethes und Schillers verbindet) thun lassen, als Humboldt in der abstrakten Manier seiner Darstellung zu eröffnen im Stande ist. Die Gedanken von Gervinus erinnern aber lebhaft an die ausgezeichnete Schilderung, welche Hegel von dem Homerischen Epos und der heroischen Zeit macht, in der allein die ächte Epopoe wurzelt, an die Tiefe, womit Hegel den Unterschied der heroischen und der tragischen Charaktere, des heroischen und des tragischen Schicksals erfaſst (vergl. besonders Gervinus l. c. 490 ff. Hegel, Aesthetik III, 554 ff.). Hier steht offenbar, sei es mit Hülfe Hegels, sei es selbstständig, Gervinus über Humboldt.

II. Es soll das Verdienst Humboldts sein, das Wesen der Kunst in ihrem Ursprunge aus der menschlichen Einbildungskraft gefunden, dadurch eine „Physiologie" derselben begründet und so aus derselben die einzelnen Formen der Kunst an sich und in ihrer geschichtlichen Erscheinung abgeleitet zu haben. Nach dieser Behauptung muſs man vermuthen, bei Humboldt diese Kraft des Geistes „physiologisch" d. h. aus dem Organismus des Geistes und den Functionen seiner Organe (um in diesem beliebten, von uns keinesweges gern angewendeten Bilde zu bleiben) und dem Gesetz ihres Verhaltens hervorgehen zu sehen. Was finden wir statt dieser Ableitung? p. 13: „Wir unterscheiden drei allgemeine Zustände unsrer Seele, in denen allen ihre sämmtlichen Kräfte gleich thätig, aber in jedem Einer besonderen, als der herrschenden, untergeordnet sind. Wir sind entweder mit dem Sammeln, Ordnen und Anwenden bloſser Erfahrungserkenntnisse, oder mit der

Aufsuchung von Begriffen, die von aller Erfahrung unabhängig sind, beschäftigt; oder wir leben mitten in der beschränkten und endlichen Wirklichkeit, aber so, als wäre sie für uns unbeschränkt und unendlich." Ohne uns mit der fehlerhaften Fassung dieses Gegensatzes aufzuhalten, wollen wir gleich auf die Sache gehn. Humboldt scheint einen Zustand des Bewufstseins anzunehmen, in welchem der Mensch Endliches und Unendliches verwechselt oder verschmilzt (in diesem herrscht, wie wir nachher sehn werden, seiner Meinung nach, die Phantasie) und andre Zustände, in welchen er Endliches (Erfahrungskenntnisse mit Verstand) und Unendliches (Aprioristisches mit Vernunft) auseinanderhält. Nun ist es aber grade die Erfahrung, welche das Allgemeine und Nothwendige (Unendliche) in der Erkenntnifs mit dem Einzelnen, blofs Daseienden (Endlichen) verschmilzt. Nach so und so viel Fällen, in denen man dieses oder jenes Stück Gold geschmolzen, sagt die Erfahrungserkenntnifs: alles Gold ist schmelzbar, mufs sich schmelzen lassen. Im Aprioristischen setzt der Mensch auch statt der Continuität des Identischen in seinem eigenen Bewufstsein (statt des Endlichen) — denn nur das liegt seiner Wahrnehmung vor — das Unendliche (das ewige Sein im Wechsel der Erscheinungen). Es ist daher kein regelmäfsiger Geisteszustand der irgendwie über die erste Rohheit hinweggeschrittenen Menschheit denkbar, in dem nicht die Intelligenz Endliches in unendliche Formen erhebt, allerdings Jahrtausende lang ohne es zu wissen. Allein es giebt einen unregelmäfsigen Zustand des Menschen, in welchem er nicht das Endliche mit dem Unendlichen verwechselt, in dem er aber die Grenzen der Vorstellungen aufhebt, Vorstellungen verbindet, welche er nie anders als getrennt geschaut, Vorstellungen trennt, die er sonst nur verbunden geschaut (Theile eines Löwen und einer Jungfrau, eines Vogels und eines Pferdes in der Sphynx, im Pegasus etc.), wo also nicht mehr die Grenzen der Begriffe, nicht mehr die Verbindungen, in welchen die Erscheinungen sich in der Natur finden, festgehalten werden, wo endlich sogar das blofs Vorgestellte mit dem Wahrgenommenen verschmolzen wird (im Fieber u. s. w.). Dies ist der Zustand des Phantasirens; aber immer noch ist in demselben Verstand und Erfahrung vorherrschend, sonst würde er in ein gestaltloses Chaos übergehn. Doch lassen wir Humboldt weiter sprechen: „Was in demselben (diesem Zustande des Phantasirens) vorgeht, mufs eine zwiefache Eigenschaft in sich vereinigen. Es mufs 1) ein reines Erzeugnifs der Einbildungskraft sein, und 2) immer eine gewisse innere oder äufsere Realität besitzen. Ohne das Erstere würde die Einbildungskraft nicht herrschen, ohne das Andere wären die übrigen Kräfte unserer Seele nicht zugleich thätig." Man sieht also, dafs auch Humboldt Anschauen, Verstand und Vernunft mitwirken läfst, nur dem Phantasiren d. h. der Ungebundenheit der Combinationsthätigkeit die Herrschaft über diese Thätigkeiten zuspricht. „Da aber die Realität", fährt Humboldt fort, „von der hier die Rede ist, sich nicht auf ein Dasein in der Wirklichkeit beziehen darf, so kann dieselbe nur auf Gesetz-

mäfsigkeit beruhn. Aus diesem Zustande nun entspringt das Bedürfnifs der Kunst. Daher ist die Kunst die Fertigkeit, die Einbildungskraft nach Gesetzen produktiv zu machen, und dieser ihr einfachster Begriff ist zugleich auch ihr höchster."

Wie oben der undefinirte Begriff der Phantasie es uns völlig selbst überliefs, grade dadurch das Rechte zu finden, dafs wir das Unrichtige der von Humboldt selbst aufgestellten Beschreibung des Zustandes, in welchem die Phantasie herrscht, einsahen, so ist es auch hier mit der Produktivität der Phantasie nach Gesetzen, die sich aber nicht auf ein wirkliches Dasein beziehen soll. Es kommt hier alles darauf an, zu begreifen, was für Gesetze das sind, nach denen sich die ungebundene Combinationsthätigkeit richten soll. Diese Gesetze aber sind keine andre als die Gesetze unsrer innern und äufsern Natur (physische, psychische) nach der Erfahrung oder die mathematischen und logischen Grundgesetze aller Bewegungs- und Denkthätigkeit. Wenn aber diese Gesetze gemeint sind, welches andere Kunstprincip liegt dann darin als das alte des Aristoteles, Nachahmung der Natur, wenn auch nicht nach dem Wirklichen, doch nach dem Nothwendigen, Möglichen, dem Wahrscheinlichen? ein Princip, welches Breitinger annimmt und in demselben der Phantasie die rechte Rolle anweist: „denn was ist Dichten anders, als sich in der Phantasie neue Begriffe und Vorstellungen bilden, deren Originale nicht in der gegenwärtigen Welt der wirklichen Dinge, sondern in irgend einem andern möglichen Weltgebäude zu suchen sind". Warum war denn Humboldt mit diesem viel kleineren Begriff des Aristoteles von der Kunst nicht zufrieden? Weil er fühlte, dafs unser Wohlgefallen am Kunstwerk nicht blofs auf seiner Uebereinstimmung mit der Natur beruht, sondern wesentlich auf einem Verhalten, welches auch in der Natur (im wirklichen Leben) unser Wohlgefallen auf sich zieht, von der Kunst aber reiner, ungemischter dargestellt werden kann. Humboldt verstand nur nicht, es konsequent aus seinem Princip abzuleiten, ohngeachtet er an Schillers Hand demselben hätte viel näher kommen können. Schiller leitet in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen (1795) aus den Zuständen des Gleichgewichts der Seele zwischen dem sinnlichen Triebe (der Passivität, welche die Wirkungen der äufsern und innern Natur aufnimmt) und dem Formtriebe (der Aktivität, welche sich der Passivität gegenüber als verarbeitender und wirkender Gedanke kund giebt) den Spieltrieb her, welcher sich bestrebt, so zu empfangen, wie er selbst hervorgebracht haben würde, und so hervorzubringen, wie der Sinnentrieb zu empfangen trachtet. Der Gegenstand aber des sinnlichen Triebes sei das Leben, des Formtriebes die Gestalt. Der Gegenstand des Spieltriebes sei also sinnliche Gestalt, Schönheit. Erst in diesem (ästhetischen) Mittelzustande setze der Mensch die Welt, die er erleidet, aufser sich oder betrachte. Die Schönheit sei demnach das Werk dieser freien Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen, ohne jedoch, wie bei Erkennt-

nifs der Wahrheit, den Boden der Sinnlichkeit zu verlassen. Hier hat Schiller erstens das Wesen der formalen Phantasie beschrieben, denn sie ist in Wahrheit nichts anders als die Intelligenz selber, welche die Fähigkeit besitzt, die aufgenommenen sinnlichen Eindrücke (das Erscheinende, *φαινόμενον*) sowohl zu reproduciren, als auch zu neuen Verbindungen zu combiniren; beides ist *φαντάζειν*, vorstellen, *φαντασία*, Vorstellungsthätigkeit, welche aber im Spiel sich keinen andern Regeln unterwirft, als denjenigen, bei deren Beobachtung sie die Eindrücke erhält, welche ihr genehm sind. Nun darf man die Worte Schillers nur in Hegelsche Ausdrücke kleiden, um die Uebereinstimmung beider zu erkennen. Im ästhetischen Zustande d. h. in dem der künstlerischen Thätigkeit sind Subjekt der Thätigkeit (Schillers Formtrieb) und Objekt der Thätigkeit (der sinnliche Trieb) in Kongruenz gesetzt, der Widerspruch zwischen Bestimmung von aufsen und Bestimmung von innen, von Natur und subjektivem Geist sind ausgeglichen, wir haben den sub-objektiven, also (formal) absoluten Geist, aber zunächst in der unmittelbaren Form der Idee (des sinnlichen Lebens).

Dennoch bleibt bei aller formellen Uebereinstimmung ein Unterschied zwischen beiden; Schillers Spieltrieb bezieht sich auf einen Theil der Lebensthätigkeit mit ihrem eignen Inhalt und ihrer eignen Form (dem sinnlich und geistig Angenehmen), Hegels Sub-Objektivität der Kunst umfafst die Vorstellung des ganzen Lebens in sinnlicher Erscheinung. Schillers Spiel ist eine gelegentliche Beschäftigung der Menschen, Hegels Kunst auch ein Thun des Menschen, aber in welchem der absolute (sich selbst darstellende unendliche) Geist die erste d. h. blofs sinnlich vorstellende Stufe seiner selbstbewufsten Kongruenz feiert. Wir verlegen mit Schiller das Streben der Kunst ganz in die menschliche Gesellschaft, und zwar in diejenigen Situationen, wo sie auch hätte spielen können, d. h. in Zeiten der Erholung von der Arbeit und von den überwältigenden Aufregungen der Leidenschaft und des Genusses; aber Zweck und Inhalt der Kunst ist nicht der mehr oder weniger willkürliche des Spiels, sondern, wie Hegel sagt, das Leben will sich selbst darstellen, aber nicht das absolute Leben (das Göttliche als Göttliches), wie Hegel will, sondern das relative Leben, das Leben des Menschen an sich und in seiner Beziehung auf das Absolute, wie es dem Menschen erscheint. Um dieser Relativität des Menschen willen ist es auch nicht das ungetheilte, in unendliche Fülle auseinandergehende Leben, welches der Mensch in der Kunst fassen kann; es ist nur ein Theil dieses zerstreuten Ganzen, den er als Ganzes in dieser Erholungszeit zu erfassen und darzustellen vermag, und zwar wählt er das ihm zunächst Bedeutungsvollste, bedeutungsvoll für seinen Lebensgang, sein Glück und Unglück, seine Freude und seinen Schmerz. Die Kunst setzt also eine Lebensanschauung (Weltanschauung), und sei sie noch so roh, im Menschen voraus. Diese aber ist das Produkt der Intelligenz und der Sinnenthätigkeit, im Gedächtnifs zusammenfliefsend und durch

Erinnerung reproducirt, also ein Werk der Vorstellungsthätigkeit (*Phantasie* im weiteren Sinne), in welchem manche Combinationen mit unterlaufen, welche eine Abänderung des Zusammenhangs, wie ihn die Wahrnehmung ursprünglich bot (Phantasiegebilde im engern Sinne), enthalten sind. Das Ziel aber dieser Vorstellungsthätigkeit ist nicht Erdichtung, sondern Wahrheit.

Von dieser Phantasie als Voraussetzung der Kunst hat also nicht nur Breitinger lange vor Humboldt gesprochen, sondern auch Hegel hat dieselbe sehr ausführlich verfolgt, freilich nicht in seiner Aesthetik, wohl aber in seiner Philosophie des Geistes.

Vollends hat Vischer (Aesthetik II, 2) erst das Wesen der Phantasie (S. 299—402) und dann (S. 403—524) die Geschichte der Phantasie oder des Ideals (nach Hegel ist Ideal die konkrete Anschauung oder Vorstellung des an sich absoluten Geistes [*Gen. objecti*]) wissenschaftlich darzustellen versucht.

Nach diesen Nachweisungen wird uns weder diese Humboldtsche Aufstellung als eine „Physiologie" der Phantasie erscheinen können, noch werden wir die Behauptung des Vorredners gerechtfertigt finden, dafs die neuere Metaphysik des Schönen diese „Physiologie" vernachlässigt habe.

Wir haben aber aus diesen Nachweisungen zugleich erkannt, dafs Humboldt zur Grundlegung einer Aesthetik noch wesentlich zweier Begriffe bedarf, welche in der Phantasie, als subjektives Vermögen betrachtet, nicht liegen, nämlich der Begriffe Natur und Ideal.

Allerdings hält Humboldt das Ideal für ein reines Produkt der Phantasie. p. 19: „Alles ist idealisch, was die Phantasie in *ihrer reinen* Selbstthätigkeit erzeugt, was daher vollkommene Phantasieeinheit besitzt." p. 14: „Das Reich der Phantasie ist dem Reich der Wirklichkeit durchaus entgegengesetzt, und ebenso entgegengesetzt ist daher auch der Charakter dessen, was dem einen oder dem andern dieser beiden Gebiete angehört." Woher soll aber die Phantasie als subjektives Vermögen in ihrer reinen, das heifst doch von den (nach Humboldts Vorstellung) anderen Vermögen. nämlich Sinnlichkeit, Vernunft, Verstand, ungestörten Selbstthätigkeit ihren Inhalt hernehmen? Etwa aus der Erinnerung? Nun die Erinnerungen entstammen doch früheren Wahrnehmungen, diese aber früheren Sinnenerscheinungen. Die Sinnenerscheinungen aber dürfen doch nicht im Ideal zugelassen werden, weil sie aus der Wirklichkeit entspringen, welche (meint Humboldt) dem Gebiet der Phantasie entgegengesetzt ist. Es giebt freilich eine Brücke zwischen Wirklichkeit und Phantasie: „das Mögliche". Warum aber wird das Wirkliche perhorrescirt? warum das Mögliche gewählt? „Mit dem Begriffe des Wirklichen unzertrennbar verbunden ist es, dafs jede Erscheinung einzeln und für sich dasteht, dafs keine als Grund oder Folge von der andern abhängt. Die Erscheinung ist da, das ist genug, jeden Zweifel zurückzuweisen; wozu braucht sie sich noch durch ihre Ursache oder ihre Wirkung zu rechtfertigen? Sobald man hingegen in das Gebiet des Möglichen übergeht, so

besteht nichts mehr als durch seine Abhängigkeit von etwas anderem; und alles, was nicht anders als unter der Bedingung eines durchgängigen inneren Zusammenhanges gedacht werden kann, ist daher im strengsten und einfachsten Sinne des Wortes idealisch." Hier scheint alles auf den Kopf gestellt, denn das Wirkliche ist nach den Behauptungen aller Philosophen *eo ipso* auch möglich, daher jede Entgegensetzung beider ausgeschlossen. Alsdann mufs das Wirkliche (von wirken) als das durch seine Ursach Gesetzte (*quod re vera est*) vorgestellt werden, und endlich gehört zur Wirklichkeit die Wechselwirkung der Totalität aller Ursachen, folglich ist jede Erscheinung jedes Wirklichen immer nur im engsten Zusammenhang aller Dinge und ihrer Erscheinungen untereinander. Das Wirkliche ist daher nichts anderes, als was bei der Totalität der Ursachen gewirkt wird, das Mögliche aber ist, absolut genommen, nur Eines (das künftige Wirkliche) für den, der alle Ursachen in ihrer Wechselwirkung kennt, es ist aber relativ ein Verschiedenes (so oder so, problematisch) für den, der nur einen Theil der Ursachen zu veranschlagen im Stande ist. Die Kunst nun, sei es dafs sie einen Theil des Wirklichen, sei es dafs sie das blofs Mögliche darstellt, thut in beiden Fällen dasselbe, sie isolirt ein Fragment und giebt ihm doch die Form eines Ganzen. Freilich in dieses Fragment kann der Künstler einen solchen Zusammenhang (örtlich, zeitlich, ursachlich) legen, dafs der beschränkte Menschenverstand sogar ihn klar in der Anschauung vor sich hat, während dies dem grofsen Werkmeister der Schöpfung mit dem unendlichen Ganzen, eben wegen der Beschränktheit des Menschen, nicht gelingt. Denn das wird uns ohne Weiteres ein Jeder zugeben, wenn Einzelnes in der Natur und im Menschenleben hervorgehoben wird, kann die Kunst weder in der Kraft noch im Liebreiz mit demselben wetteifern. Welche Musik könnte mit dem Donner, welches Bild mit dem lebendigen Ausdruck des Auges oder mit der Farbenpracht der untergehenden Sonne wetteifern? Mufs man aber, um die anschauliche Konsequenz des Zusammenhangs darzustellen (denn dies ist dem Verf. idealisch, s. oben), sich auf eine der Wirklichkeit ganz entgegengesetzte Seite werfen? „denn es (das Idealische) ist insofern der Wirklichkeit, der Realität, grade entgegengesetzt". Weiterhin aber heifst ist: „Ueberall den Zufall zu verbannen, zu verhindern, dafs in dem Gebiete des Beobachtens und Denkens er nicht zu herrschen scheine, im Gebiet des Handelns nicht herrsche, ist das Streben der Vernunft." Hiermit scheint also Humboldt dem Princip der blofsen Phantasie untreu zu werden und anzuerkennen, dafs dasjenige, wodurch sich die Phantasie zum Ideal erhebt, nichts anders ist als die Harmonie von Denken, Empfinden und Handeln, vermittelt durch die Vernunft. Jedoch statt nun diese Bestimmung des Idealischen als des in sich Harmonischen und mit der Vernunft Uebereinstimmenden zu verfolgen, legt er darauf keinen weiteren Werth, sondern er stellt (nach der Ueberschrift der Kapitel) zwei Begriffe des Idealischen

hin, den ersten und niedern „des Idealischen, als des Nicht-Wirklichen". den zweiten und höhern „des Idealischen, als eines Etwas, das alle Wirklichkeit übertrifft". Von diesem Standpunkt aus erklärt Humboldt das Princip der Nachahmung der Natur für die Kunst als ungenügend. Auch der Ausdruck: Kunst, eine Nachahmung der „schönen" Natur, sei verwerflich, denn dieser Ausdruck „schön" sei unbestimmt, idealisch aber ganz bestimmt. „Denn alles ist idealisch, was die Phantasie in ihrer reinen Selbstthätigkeit erzeugt, was daher vollkommene Phantasieeinheit besitzt." Wenn man aber unter Natur den Inbegriff alles dessen verstehe, was für uns Realität haben kann [das heifst das blofs Mögliche, nicht das Wirkliche], dann, sagt Humboldt, kann man sagen: „Kunst ist die Darstellung der Natur durch die Einbildungskraft". „Sie mufs eine Umwandlung der Natur enthalten, denn sie versetzt dieselbe in eine andre Sphäre" (p. 19).

Worauf also nun alles ankommt, ist, zu erfahren, wie Humboldt sich diese Verwandlung der wirklichen Natur in die mögliche und idealische denkt. Er sagt p. 18: „So unbegreiflich das Verfahren des Künstlers ist . . . . ., soviel ist indefs gewifs, dafs der Künstler zuerst von nichts anderem ausgeht, als nur etwas Wirkliches in ein Bild zu verwandeln; dafs er aber bald erfährt, dafs dies nicht anders als durch eine Art lebendiger Mittheilung, nur dadurch möglich ist, dafs er gleichsam einen elektrischen Funken aus seiner Phantasie in die Phantasie andrer überströmen läfst, und dies zwar nicht unmittelbar, sondern so, dafs er ihn einem Objekt aufser sich einhaucht." Da hierauf die Worte folgen: „Dies ist der einzige Weg etc.", so sieht man, dafs dies Verfahren mit dem elektrischen Funken ziemlich unbegreiflich ist. Indessen begreift doch Humboldt mehr davon, als diese Worte vermuthen lassen, nur dafs er das von ihm Begriffene, statt es hier durch Entwicklung des Begriffs der Idealität folgen zu lassen, unbewufst im Nachfolgenden einführt, indem er plötzlich zu einem neuen Princip überzugehen scheint. Er sagt nämlich p. 20: „Wir haben nunmehr gesehen, wie der Dichter zur Idealität gelangt, aber unsre Behauptung im Vorigen erstreckte sich noch weiter: wir sagten, dafs er allemal auch Totalität erreiche". Denn nach p. 15 „nimmt die Kunst an der Aufgabe des Menschen Theil, die ganze Natur treu und vollständig in das Land der Ideen hinüberzutragen, diese ungeheure Masse einzelner und abgerissener Erscheinungen in eine ungetrennte Einheit und ein organisirtes Ganzes zu verwandeln". Dies geschieht (p. 20), „indem der Dichter entweder den Kreis der Objekte durchläuft oder den Kreis der Empfindungen". „Auf keinem von beiden Wegen ist es ihm schwer, zu diesem Ziel zu gelangen. Alle verschiedene Zustände des menschlichen Wesens, auch alle Kräfte der Natur sind so nahe miteinander verwandt, halten und tragen sich so gegenseitig untereinander, dafs es kaum möglich ist, eine derselben lebendig darzustellen, ohne auch zugleich den ganzen Kreis aufzunehmen". Hierin liege auch die beruhigende Kraft der alten Dichtung, „denn diese Kraft einhauchende Ruhe fehlt nie-

mals, sobald nur der Mensch sein Verhältnifs zur Welt und zum Schicksale ganz übersieht" (p. 22). "Alles, was er hiebei zu thun hat, ist nur, seinen Leser in einen Mittelpunkt zu stellen, von dem nach allen Seiten hin Strahlen ins Unendliche ausgehn, und von dem er daher alle die grofsen und einfachen Naturformen überschauen kann, die sogleich dastehen, wenn man die wirklichen Gegenstände ihrer zufälligen Eigenthümlichkeiten entkleidet." Sehen wir von den letzten bei uns gesperrt gedruckten Worten ab, welche Humboldt nur nebenher entschlüpfen, aber ein wesentliches Princip des Ideales in sich schliefsen, halten wir uns nur an diese „Totalität", so sind mit derselben zwei wichtige Momente der Kunst gegeben: Weltanschauung und Zusammenhang des Gemüthslebens in der Glückseligkeit (oder Unglückseligkeit) und beide in engster Wechselwirkung. Die Glückseligkeit des Menschen hängt aber von den Lebensgütern (Gesundheit, intellektuelle und moralische Kraft, Kenntnisse, Fertigkeiten, Schönheit, Anmuth, Einflufs, angemessene gesellschaftliche Verhältnisse, Sittlichkeit, Pietät) ab, in deren Besitz er wirklich ist (das objektiv Gute), oder von dem Besitz alles dessen, was das Ziel seiner Bestrebungen ist (das subjektiv Gute). Nun ist zu beachten, dafs auch die Aussicht auf den künftigen Lauf des Lebens zur gegenwärtigen Situation gehört, da sie nach dieser veranschlagt wird, dafs ferner die Lage aller derer, an denen wir Theil nehmen, sympathetisch zu unsrer Lage gehört, dafs endlich Situation hier unsre ganze Geistesbeschaffenheit in sich begreift. Es ist demnach klar, dafs die Stimmung des Menschen mit dem objektiven zugleich und subjektiven Werth seiner Situation steigt und fällt. Da aber der Werth der Situation d. h. das Gröfsenverhältnifs des wirklich oder vermeintlich vom Menschen erreichten Guten zur Summe des wirklich oder vermeintlich erreichbaren Guten von all den Faktoren abhängt, welche das menschliche Leben bestimmen (der eignen zum Charakter gebildeten Anlage, gegenüber der Einwirkung andrer Wesen: Naturkräfte, Menschen, Gottheit), so ist die Glückseligkeit des Menschen oder seine Stimmung in jedem Augenblick ein Produkt aus seinem Charakter, seiner besonderen Situation und der Weltlage im Allgemeinen. Es ist demnach unmöglich, auf eine bedeutsame Gemüthsstimmung zu treffen, ohne entweder die Totalität des Menschen (als Charakter) oder die Totalität der Weltlage oder beides zugleich zu berühren. Allein es ist nicht genug, die Totalität nach einer dieser Seiten, Gemüth oder Welt, aufzufassen, sie mufs in der Wechselbeziehung dieser beiden Seiten aufgefafst werden d. h. ein jedes Kunstwerk mufs zugleich ein Spiegel der Weltlage und des menschlichen Gemüthes sein. Dies ist die Sub-Objektivität Hegels oder der absolute Geist in seiner unmittelbaren Form d. h. in seiner sinnlich-geistigen Existenz. Ist es aber die Phantasie im engeren Sinne, welche die Weltanschauung erbaut und die wesentliche Grundlage zu den Stimmungen des Menschen legt? In der Weltanschauung selbst der rohesten Völker herrscht der Causal-

begriff, welcher den Begriff der innern Einheit voraussetzt und den der Substantialität zur Folge hat. Diese Begriffe entstammen der unsinnlichen Natur des Bewufstseins, der Intelligenz, welche unbewufst ihren Produkten ihre eigne Natur aufprägt: Einheit und Selbstthätigkeit. Wo aber vollends der Mensch das Nichtseiende oder wenigstens Noch nicht Wahrzunehmende fordert, in jedem Soll, ist die Thätigkeit der Intelligenz als solcher sichtbar, ebenso wie in der besonderen Art des Soll, die sich in dem Begriff des Unendlichen ausspricht und nichts anders ist als die Forderung der Fortsetzung. das einfache Und so weiter (mache den Weg zur Sonne, zum Sirius und so weiter). Nun ist aber in jeder allgemeinen Vorstellung (Pferd. Baum u. s. w.). in jedem Gesetz (Du sollst nicht stehlen) das Unendliche. Demnach ist in der Weltanschauung Vernunft als Vermögen das Unendliche selbst, Verstand als Vermögen das Bestimmte in unendlicher Form (als Art, als bleibend) aufzufassen. Wollen wir daher der Intelligenz als Phantasie eine besondre Rolle anweisen, so kann es nur die sein, die Elemente der Erfahrung mit Abänderung ihres erfahrungsmäfsigen Zusammenhangs zu combiniren (Sphynx, Chimära etc.), oder die Rolle da, wo die Erfahrung aufhört, wo also der vorsichtige Forscher nur ein Postulat seiner Vernunft hinstellen würde (es mufs eine Fortdauer nach dem Tode geben), Combinationen aus Elementen der Erfahrung als Existenzen hinzustellen (Todtengericht, Seelenwanderung).

Wenn nun die nach Analogieen des Verstandes und der Erfahrung und nach Postulaten der Vernunft und des Gemüthes producirende Phantasie an sich schon Kunst wäre, so würde Kunst und Religion bei den Aegyptern. Indern gleichbedeutend sein. Allein Kunst ist (nach unserer Ansicht) die Darstellung, in welcher der Mensch vor dem Menschen (als Einzelnem oder Gemeinde) das für ihn (für seine Sinne und sein inneres Gefühl, seine Glückseligkeit) Bedeutsame des Lebens zur Anschauung bringt. Das Bedeutsame aber erfordert einen entscheidungsvollen Lebensmoment (Geburt, Tod, Rettung, Sieg, Aernte etc.). Wenn der Drang der Arbeit, des Kampfes, der Noth, der Aufregung vorüber, Sicherheit und Herrschaft der Vernunft zurückgekehrt ist, oder zuweilen, wenn Bewegungen dieser Art bevorstehen, fühlt die Gesellschaft das Bedürfnifs, sich die Momente der Entscheidung wieder vorzuführen oder im voraus zu bedenken. Wie sollte da nicht der Urheber dieser Momente vor allem gedacht werden, der Gottheiten, der Fürsten, Helden u. s. w.? Feste (so glauben wir), Familienfeste, patriotische Feste, religiöse Feste, sind der Ursprung aller Kunst. Der Raum des Festes mufste geschmückt werden (daher Architektur, aus der sich Skulptur und Malerei entwickelten), die Bedeutung des Festes mufste vor der theilnehmenden Gemeinde in Bewegung und Rede dargelegt werden (daher Pantomime, Tanz, rhythmische Instrumente, feierliche rhythmische Rede: Liturgik, Musik, Poesie). Freilich vom Standpunkt des Absoluten ist alles bedeutsam, aber dem Menschen erscheint zunächst nur das bedeutsam, was auf sein gan-

zes sinnlich-geistiges Dasein (organische und centralorganische Affekte und die mit diesen in Wechselwirkung stehende, die innern Gefühle weckende Thätigkeit der Intelligenz) einen ergreifenden Eindruck macht, und zwar zunächst dasjenige, was die Fassungskraft der Sinne und Intelligenz entweder ihr gegenübertretend überwältigt oder sie sympathetisch an sich ziehend ins Unbegrenzte steigert: das Erhabene; alsdann das, was die Thätigkeit der Sinnenorgane oder der Centralempfindung angenehm erhöht, dabei die Intelligenz lebhaft und leicht beschäftigt und, die Mittel zu steigendem Lebensgenuſs gewährend, das Gemüth (direkt oder durch Sympathie mit Anderen) zur Freude stimmt: das Reizende; ferner was dem unwillkührlich messenden Organ, was der (Theile und Ganzes, Aeuſserung und Kraft, Erscheinung und Wesen, Sein und Soll) vergleichenden Intelligenz unmittelbar im Wohlverhältniſs erscheint: das Harmonische; endlich was sich aus freiem Triebe mit Konsequenz in einen energischen Widerspruch seines Seins mit dem wahren Soll setzt: das Lächerliche (Verkehrte). Aus diesem folgt, daſs so wenig der Gegenstand, der Inhalt einer festlichen Veranstaltung (und das ist jedes Kunstprodukt) unbedeutsam sein darf, so wenig auch seine Form. So entsteht dann der für Anschauung und Gemüth bedeutsame Inhalt in gleich bedeutsamer Form: das Ideal der Kunst. Daher ist Ausscheidung des Bedeutsamen vom Unbedeutsamen (wohlverstanden nach dem Maſsstabe und der Stimmung derer gemessen, für welche die Darstellung ist) der Kunst so wesentlich, daſs Humboldt in Widersprüche verfällt, wo er dieselbe nicht anzuerkennen scheint. Er sagt: „Denn weder die Zahl der Objekte, welche er (der Dichter) in seinen Plan aufnimmt, ist hierbei vorzüglich wichtig, noch auch die Nähe, in welcher dieselben zu dem höchsten Interesse der Menschheit liegen; beides, wie sehr es auch die Wirkung seiner Arbeit verstärken kann, ist für ihren künstlerischen Werth gleichgültig.“ p. 16: „Welches auch die Eigenthümlichkeit sei, die sie (die Charaktere) an sich tragen, wenn sie nur ganz und allein in ihnen erscheint, wenn sie nur als ein reines Objekt der Einbildungskraft behandelt ist — dies ist die einzige Forderung, der ihm Genüge zu leisten obliegt. Um aber diese zu erfüllen, hat er eben nicht Züge wegzulassen oder hinzuzufügen etc.“ Wie kann etwas gleichgültig sein, was die Wirkung des Kunstwerks verstärkt, oder wie wird eine Eigenthümlichkeit am besten ganz und allein erscheinen, als indem man die bedeutungslosen oder störenden Züge wegläſst, die übereinstimmenden aber zur Verstärkung zufügt? Aber Humboldt trifft ja selbst das Rechte in der oben angeführten Stelle, wo er von den „groſsen und einfachen Naturformen“ spricht, „welche sogleich dastehn, wenn man die wirklichen Gegenstände von ihren zufälligen Eigenthümlichkeiten entkleidet“. Durch eine solche Entkleidung (also Weglassung) entsteht die Harmonie des Inneren und Aeuſseren, das Charakteristische. Und wie der einzelne Gegenstand im Stande ist, eine solche Harmo-

nie darzustellen, so auch das Leben im Ganzen. Denn die Erscheinung des Lebens im Ganzen folgt ebenso gut übereinstimmenden ewigen Gesetzen als das Leben des Einzelnen, es kommt nur darauf an, sie zu erkennen, wo nicht, wenigstens zu ahnen und dieser Erkenntnifs und Ahnung gemäfs die Erscheinung vorzuführen, um sicher zu sein, dafs sie harmonisch wirkt. Wir werden also auf die Frage, wie verwandelt der Künstler die Wirklichkeit ins Ideale, antworten: Wenn er das Leben von allen Seiten kennen lernt, wenn er im Leben des Geistes, wie im Leben der Natur jedes Wesen, jedes Verhalten aufsucht, von dem Sinn und Gemüth überwältigende oder entzückende oder harmonisch befriedigende oder durch Verkehrtheit belustigende Eindrücke empfängt, wenn er diese Wesen, Situationen oder Vorgänge in die durchsichtigste Erscheinung herausstellt nicht nur mit sich im Einklang in aller Mannichfaltigkeit und allem Wechsel, sondern auch harmonisch sich einfügend in eine totale Weltanschauung, und das alles dem Zuhörer oder Zuschauer so einleuchtend, dafs er schaut und fühlt, was er schauen und fühlen soll. Und wenn er dann auch weder die äufsere Natur auf der höchsten Höhe ihrer Wirkung (die Erhabenheit eines Niagarafalls, die lebendig spielende Lieblichkeit eines jugendlichen naiven Gesichts etc.) noch die innere Natur in den gröfsesten Momenten des geistigen Aufschwungs (die höchste Andacht, die volle Seligkeit mütterlicher Liebe etc.) erreichen kann, so kann er doch dem der gemeinen Erscheinung überdrüssigen Sinn das Aufserordentliche hinstellen und dessen Wirkung durch Concentration und Gegensatz (mit Entfernung alles Störenden und Gleichgiltigen) bis ins Unberechenbare steigern.

Wie konnte dieser natürliche Hergang der Sache in seiner einfachen Ganzheit sich Humboldt entziehen, der doch die einzelnen Vorgänge (Auffassung des Wirklichen als Bild, Idealisirung durch konsequente Verbindung seiner Elemente, durch Sonderung des Wesentlichen vom Zufälligen, durch Harmonisirung mittelst Beziehung auf die Totalität einer Weltanschauung und die Totalität des Gemüthslebens) richtig erkannte? Dies lag darin, dafs er von einem aus Schillers Ansichten entlehnten diametralen Gegensatz von Wirklichkeit und Ideal ausging, diesen aber noch dadurch auf die Spitze trieb, dafs er dasjenige, was Schiller nur für die moralische Welt hinstellt, generalisirte. Moralische Ideen sind es also, wenn er *sagt* p. 24: „Wir nennen Ideal die Darstellung einer Idee in einem Individuum". Denn die natürlichen Ideale sind desto zahlreicher, je einfacher und niedrer die natürliche Art (Idee) ist, die sich in ihnen ungestört ausbildet und darstellt. So giebt es sicher mehr Ideale von Schnecken als von Pferden etc. Aber in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst hat Schiller selbst schon einen Anlauf dazu genommen, diesen Gegensatz zu überwinden. Er sagt: „Da es also weder dem arbeitenden Theile der Menschen überlassen werden darf, den Begriff der Erholung nach seinem Bedürfnifs, noch dem contemplativen Theile, den Begriff der Veredlung nach sei-

nen Speculationen zu bestimmen, wenn jener Begriff nicht zu physisch und der Poesie zu unwürdig, dieser nicht zu hyperphysisch und der Poesie zu überschwenglich ausfallen soll — diese beiden Begriffe aber, wie die Erfahrung lehrt — das allgemeine Urtheil über Poesie und poetische Werke regieren, so müssen wir uns, um sie auslegen zu lassen, nach einer Klasse Menschen umsehen, welche, ohne zu arbeiten, thätig ist und idealisiren kann, ohne zu schwärmen; welche alle Realitäten des Lebens mit den wenigsten Schranken desselben in sich vereinigt, und vom Strom der Begebenheiten getragen wird, ohne der Raub derselben zu werden." In diesem nicht schwärmenden, also das Unmögliche aufgebenden, Idealismus liegt die Versöhnung. Dies sieht Schiller vollkommen ein, aber ihm ist einmal Realität und Idealität ein sich begrifflich ausschliefsender Gegensatz. Es folgt nämlich die Schilderung des Realisten und des Idealisten. Dann heifst es: „Einem aufmerksamen und parteilosen Leser werde ich nach der hier gegebenen Schilderung nicht erst zu beweisen brauchen, dafs das Ideal menschlicher Natur unter beide vertheilt, von keinem aber völlig erreicht ist. Erfahrung und Vernunft haben beide ihre eigne Gerechtsame, und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den innern oder äufsern Zustand des Menschen schlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewissen Bedingungen ist, was unter bestimmten Voraussetzungen erfolgt, was zu bestimmten Zwecken geschehn mufs. Die Vernunft allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt und was nothwendig sein mufs. etc." Sollte man nun nicht sagen, dafs diese Vernunft, welche das Unmögliche (das schwärmerische Ideal) will, die Unvernunft ist, dafs also nicht das (absolut) Gute, wohl aber das (relativ) Beste der wirklichen Anlage der Natur (Idee) entspricht, also das wahre Ideal und das Vernünftige ist, wie Schiller in Beziehung auf die Tugend sagt:

„Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben,
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Ist ja doch auch diese Welt (des Todes und der Sünde), wenn auch nicht eine gute, doch jedenfalls die beste.

III. Die dritte Frage ist nun die, ob Humboldt aus dieser Grundquelle der schöpferischen Phantasie die weiteren Principien der verschiedenen Dichtungsarten mit solchem Erfolg hergeleitet, dafs in Erwägung dessen noch heutzutage nichts Besseres zu thun sei, als auf diese Ableitung zurückzukommen? Diese Ableitung sucht Humboldt nun auf einem einfachen Wege zu bewerkstelligen: 1) indem er von einer Betrachtung des Goetheschen Werks und einer Vergleichung desselben mit Ariost und Homer ausgeht, um den Charakter der Objektivität daran zu erweisen; 2) indem er von einem Unterschiede der dichterischen Stimmung aus die Unterschiede der Dichtungsarten darzulegen versucht.

1. Das Princip der Objektivität wird uns p. 31 ebenso unvermittelt entgegengebracht als vorher die Principien der Phantasieproduction, Idealität und Totalität. Humboldt findet drei Stufen der Objektivität in unserm Gedicht. a) Es stellt nur die Sache, die Handlung, die Person vor uns. b) Wir erblicken überall in demselben die reinen Formen sinnlicher Gegenstände wie in einem Werke der Skulptur, aber doch dadurch der Poesie angemessener, dafs sie sich mehr in der Bewegung als in der Ruhe, mehr im Ganzen als im ausgeführten Nebeneinander der Theile zeigen. c) Zwar haben wir mit Zeichnungen zu thun, welche von der Phantasie des Dichters aus auf die Phantasie des Hörers wirken, aber diese Zeichnungen concentriren sich in Einem Gegenstande in strengster Gesetzmäfsigkeit. Zu näherem Erweis stellt er (p. 48—56) Homer als Muster der Objektivität dem Ariost gegenüber: Homer wirkt mehr als Bildner, Ariost mehr stimmend (musikalisch), bei Homer keine Spur des Sängers. Ariost tritt zuweilen mit seinen eignen Reflexionen und Gefühlen auf, bei Homer verbinden sich die Handlungen nach ihrer natürlichen eignen Folge, im Orlando verknüpft sie und unterbricht sie öfter der Dichter mit anscheinender Willkür, bei Homer beschreibt sich gleichsam die Sache selbst und tritt im Ganzen vor die Seele, Ariost beschreibt das Einzelne Zug um Zug. Homer zeichnet sich durch Reinheit der Formen und Schönheit der Composition aus (er concentrirt seine Handlung in gebundener Einheit), Ariost glänzt durch sein Colorit, vertheilt das Ganze in für sich anziehende Gruppen und sucht den Effekt auf seine Zuhörer, Homer ist naiv, Ariost sentimental. Diese Vergleichung ist der glänzendste Theil von Humboldts Schrift. Und doch, wie vieles davon ist mehr schimmernde Antithese als Wahrheit. Wir wollen hier einige Bemerkungen anknüpfen, weil sie von einer das ganze Gebiet der gegenwärtigen Betrachtung beherrschenden Tragweite sind:

α) Jede Erzählung ist mehr oder weniger subjektiv d. h. durch Talent, Bildungsstandpunkt und Absicht des Erzählers gefärbt. Objektiv ist nur das sich selbst darstellende, konkrete Dasein mit seiner ins Unendliche gehenden Bestimmtheit. Da nun der erzählte Hergang (die Worte der eingeführten Personen ausgenommen) sich nicht selbst darstellt, so ist er schon nicht objektiv, noch auffallender aber ist die Weglassung unzähliger Züge, welche er doch in der konkreten Wirklichkeit hat und haben mufs. In diesem Betracht ist selbst eine gemalte Natur objektiver als ein Gemälde, dies objektiver als eine blofse Schilderung. Der Künstler hebt überhaupt aus der unendlichen Concretion der Natur nur das Bedeutsame hervor. Das Bedeutsame ist aber (abgesehn vom Unterschiede der Individuen) verschieden nach dem Bildungsstandpunkte der Zeit, nach den Lebensinteressen der Gesellschaft. Je reflektirter Zeit und Gesellschaft, für die gedichtet wird, desto mehr concentriren sich die Züge der Beschreibung zur Abstraction, desto mehr mufs der Dichter auswählen, desto mehr wird es scheinen, als wenn er auf Effekt absichtlich hin-

arbeitet, sobald man die Dichtung einer sinnlicheren und darum auf eine gröfsere Fülle von Umständen achtenden Zeit damit vergleicht. Die zuweilen eingeschobenen Betrachtungen Ariosts ändern den Charakter der Erzählung im Ganzen wenig, so wenig als bei Homer eine Aenderung im Ton der Dichtung entsteht, wenn Odysseus erzählend auftritt und gelegentlich eine für ihn passende Aeufserung einmischt. Was man also in der Erzählung objektiv zu nennen berechtigt ist, liegt in dem, was nach der Subjektivität der Gesellschaft, für welche erzählt wird, an dem Hergange gleichmäfsig für alle bedeutungsvoll ist.

β) Homer beschreibt so gut wie Ariost das Einzelne am Ganzen, und zwar meist sinnlich ausführlicher, sobald es ihm nur bedeutsam genug ist. Vergl. die Schilderung der Wohnung der Kalypso V, 55 ff., des Schweinhirten XIV, 5 ff, der Wäsche der Nausikaa VI, 70 ff., der Wohnung des Alkinoos VI, 85 ff. u. s. w.

γ) Homers Colorit ist nicht weniger kräftig als Ariosts. Wenn die Zeichnung die Grenzen und Bewegung der Dinge charakterisirt, so stellt die Farbe als Lokalfarbe gleichsam die innere Natur der Dinge (ihre innere Differenz von einander) symbolisch heraus, oder sie verbreitet als Ton der Beleuchtung einen Unterschied des Lichteffekts über die ganze Scene, welcher dem Unterschiede der Stimmung entspricht, den grade diese Situation im Vergleich mit andern in uns erwecken wird. Nun aber finden wir bei Homer die Charakteristik der Dinge nicht nur durch ihre gegenseitige Berührung (als Zeichnung) hervorgehoben, sondern gleichsam direkt zu uns sprechend in den Reden der Personen, den Beiwörtern und Ausmalungen der Dinge (Lokalfarbe), besonders aber finden wir ein sehr verschiedenes Licht über das Ganze des Auftritts ausgegossen, wenn er von der heitern Höhe des Olympos als wenn er vom Schattenreiche, wenn er von den geselligen Phäaken als wenn er vom einsamen Kyklopen, wenn er von den Kämpfen der Götter als wenn er von den Kämpfen der Menschen u. s. w. spricht. Homer hat also auch Stimmung seines Lichtes. Aber eben weil Homers Colorit so sachgemäfs ist, dafs man immer nur die Sache, nicht die Farbe sieht, so kann die Täuschung entstehn, als ob er weniger Colorit habe als ein Anderer.

δ) Homer ist aber auch nicht weniger musikalisch stimmend als Ariost, er ist es in einem um so höheren Grade, als er pathetischer ist als dieser, als das ernste Interesse, mit dem er seinen Gegenstand behandelt, tiefer ergreift als die ironische Behandlung des Letzteren. Ja, die Anrufung der Musen, welche wir an der Spitze der Homerischen Gedichte finden, beweist, dafs der Heldengesang nur aus gottbegeisterter Stimmung fliefsen könne, dafs er also eine durch das Erhabene des Gegenstandes hochgetragene Stimmung, den Affekt der Bewunderung, in sich schliefst; grade wie der Hexameter, dieser volltönende Marschrhythmus, den Gedanken an Kampf und Schlachtentscheidung erweckt. Sicherlich hat erst eine lange Gewöhnung dazu gehört, die einst bedeutungsvollere Form zum Gebrauch für das minder Bedeutende

herabkommen zu lassen. Wie bedeutungsvoll sie aber für die Stimmung ist, zeigt der effektvolle Gebrauch derselben im Gegensatz zum Inhalt bei der Batrachomyomachie.

ε) Endlich kann man auch nicht sagen, dafs Ariost sentimental ist, weder im gewöhnlichen Sinne des Wortes, noch in dem Schillers; nicht im ersten, weil er nicht den Genufs des Gefühles auch noch da sucht, wo derselbe nicht mehr hingehört, nicht in Schillers Sinne dieses Wortes, weil kein ernster Bruch zwischen den Forderungen eines höheren, idealen Daseins und einer schaalen Wirklichkeit seine Seele durchzieht, vielmehr die idealische Welt, die er darstellt, mit Ironie von ihm behandelt wird. Wenn Ariost in der von Schiller (naive und sentimentale Dichtung) angeführten Stelle eine Lobrede der ritterlichen Treue hält, so kann man sie im Munde desjenigen, dem seine ganze Fabel nur ein Spiel der Phantasie ist, für nicht so ernst gemeint nehmen, als Schiller glaubt. So wenig wir also in allen diesen Punkten den Ansichten Humboldts beitreten können, so müssen wir immerhin so viel zugeben, dafs die dichterische Selbstthätigkeit des Ariost, sein Walten über dem Gegenstande energischer hervortritt, weil er alles, was Homer auch thut, mit mehr Absicht und merkbarer thut. Dasjenige aber, worin er an wahrer Objektivität weit hinter Homer zurückbleibt, ist grade von Humboldt übersehen, es ist die Dramatisirung, die Selbstäufserung der Charaktere in ihren Worten, diese eigentlich objektive Form, weil sie die Selbstdarstellung des Gegenstandes ist. Hier finden wir statt jener Naturtreue Homers, welche die Personen in ihrer unmittelbarsten Gemüthsäufserung wiederzugeben scheint, bei Ariost mehr eine lyrische Behandlung ihrer Situation. Am meisten aber mufs die Entfernung der Handlung von dem natürlichen Boden wirklicher Zustände und die Ironie, welche sich in dem Gange der Dinge selbst geltend macht, dem ganzen Werke Ariosts das Gepräge der Subjektivität aufdrücken.

Nach dieser Vergleichung von Homer und Ariost stellt nun Humboldt die Goethesche Darstellung der Homerischen als ihr völlig gleich an Objektivität an die Seite. Dies geschieht durch eine Analyse der Schilderung der Hauptfiguren des Gedichtes, Hermanns und Dortheas. Alsdann wird das in Betracht gezogen, wodurch sich dennoch unser Gedicht von den Werken der Alten unterscheide. Humboldt findet diesen Unterschied in einem Mangel an sinnlichem Reichthum, in der Abwesenheit des eigentlich Wunderbaren, in vorzugsweiser Darstellung des Innern, in der Einwebung von Gefühlen, die in das Sentimentalische übergehn (denn Goethe verbinde mit dem naiven Charakter der Alten moderne Sentimentalität). Da jedoch dieser Unterschied auf Rechnung des modernen Gehalts komme, so thue dies unserer Bewunderung vor der echt antiken Form, in welche derselbe gefafst sei, keinen Abbruch, vielmehr sei es dadurch Goethe gelungen, ein grofses Ideal aufzustellen, das dem Geiste der Menschheit und Natur gleich sei.

Da Humboldt mit dem Gegensatz des Naiven und Sentimen-

talen, wie ihn Schiller in seiner bekannten Abhandlung aufgestellt, den wesentlichen Gegensatz der Alten und Neuern, den Hauptgegensatz im Charakter aller dichterischen Produkte festgestellt glaubt, da noch jetzt viele (namentlich, so scheint es, der Vorredner) diese Ueberzeugung theilen, so müssen wir wohl vorweg denselben ins Auge fassen. Zuvörderst mufs daran erinnert werden, dafs nicht von naiver und sentimentalischer Dichtungsart, sondern von naiver oder sentimentalischer Weltanschauung oder Kunststil die Rede sein sollte. Schiller versteht unter naiver Dichtungsart eine solche, welche aus dem Einklange der Menschheit mit der Natur hervorgeht, unter sentimentaler diejenige, welche sich aus dem Bewufstsein eines Zwiespaltes zwischen Natur und Kultur, zwischen der Idee des Unendlichen (Moralität) und den Schranken des Wirklichen (Sinnlichkeit) entwickelt. Sie sei satirisch, wenn sie das Mifsfallen am Künstlichen oder Wirklichen, elegisch, wenn sie die Sehnsucht nach dem Natürlichen und Idealen, idyllisch, wenn sie eine Einheit des Wirklichen und Natürlichen ausdrückt. Allerdings ist diese Auffassung Schillers ein tiefer Griff in die weltgeschichtliche Entwicklung der Menschheit. Aber wie, wenn jener Zwiespalt der Menschheit zwischen dem Dasein und der Idee (dem Soll in den verschiedenen sittlichen Beziehungen der Menschen zur Gottheit, zu Eltern, Geschwistern, Weib, Kind, Mitbürgern etc.) die nothwendige Folge der ersten, die anfängliche Rohheit überwindenden Kultur sein mufste? Denn jede höhere Kulturstufe mufste als das Soll eines Besseren auftreten, und jede Zeit, in der alte und neue Principien (Sollvorstellungen) kämpften, konnte die menschliche Glückseligkeit in einer vergangenen goldnen Zeit statt in der Zukunft suchen. Daher finden wir den Ton der Unzufriedenheit mit dem dermaligen Dasein vor allem über Hesiod ausgegossen, und bei Homer bricht er oft genug durch. Ist dies nicht eine elegische Stimmung? Hält nicht Archilochus von Paros schon 200 Jahre nach Homer seiner entarteten Zeit den Spiegel der Satire vor? Beruht nicht die Tragödie ganz und gar auf dem Zwiespalt des Seins und Sollens? Aber dennoch ist die Elegie und die Satire weder der Griechen noch der Römer sentimental, denn den Schlechten gegenüber gab es Gute (welche die Einheit des Sollens und Seins darstellten, gleich den Heroen Homers), und selbst die Schlechtigkeit des Zeitalters erschien als eine solche, welche dasselbe abschütteln könne. Erst das Christenthum brachte das Bewufstsein eines absoluten Bruchs zwischen Sein und Sollen in die Welt, indem es dieses Sollen als ein unendliches hinstellte. Aber bald schaffte die Kirche und das Ritterthum eine neue Versöhnung, jene stellte ihre Heiligen dem eingebornen Ueberwinder jenes Gegensatzes an die Seite, dieses erhob seine Helden zur Höhe der Heiligen durch das Unendliche ihrer Liebe, Ehre, Treue, Tapferkeit, Thatenlust, ja selbst Frömmigkeit, allen aber, die weder dem geistlichen noch dem ritterlichen Heldenthume angehörten, verhüllte die Gewifsheit, an den Verdiensten desselben Theil zu empfangen,

den innern Zwiespalt, und die romantische Dichtung ist in dem Sinne, den Schiller diesem Worte gegeben, ebensowenig sentimental als die antike.

Als die Reformation die Unmöglichkeit einer Versöhnung des Daseins mit dem unendlichen Ideal zum Gemeinbewufstsein ihrer Zeit machte, erwuchs aus diesem Samen die moderne Weltanschauung: das Leben ein Widerspruch von Sein und (unendlichem) Sollen, und aus diesem Widerspruch erzeugte sich die Sentimentalität im Sinne Schillers. Das Griechenthum hatte das Mittlere zum Princip, und die Ueberschreitung wurde von der Nemesis getroffen, die griechischen Tugenden lagen im Bereich einer verständigen und kräftigen Menschennatur. Weil der Grieche nicht mehr sein wollte, als er konnte, konnte er sein, was er wollte. Dies ist eigentlich die Stimmung desjenigen, den Schiller naiv nennt. So das Dichtergenie, welches einen Inhalt wählt, den dasselbe vollkommen zu bemeistern im Stande ist. Daher nennt Schiller ein solches Genie realistisch und zeichnet Goethe, wogegen er das nach einem unerreichbaren Ideal strebende idealistisch nennt und an sich selbst denkt. p. 95 giebt nun Humboldt eine keineswegs mit dem Schillerschen Begriff der Sentimentalität kongruente Vorstellung derselben. „Während die naive Denkweise ein Produkt unserer Hingebung an die äufsere Natur sei, entstehe die sentimentalische aus der Verfeinerung, welche den Menschen dazu führe, sich einsamer in sein Gemüth zu verschliefsen, seine Vernunft abgesonderter zu beschäftigen, seine Einbildungskraft mehr mit einem Stoffe zu nähren, den er allein aus sich selbst nimmt, seiner Empfindung eigen geschaffene Gegenstände zu geben.“ Nun, Plato ist wahrlich ein Mann, hervorgegangen aus der Verfeinerung, der Urbanität Athens, der wie Einer seine Vernunft abgesondert beschäftigt, der seine Einbildungskraft mit Mythen und Ideen genährt, denen er seine ganze Empfindung hingegeben. Aber wer wird Plato sentimental nennen, trotz seiner Liebe! Warum nicht? Seine Ideen, wenn auch urweltlich und ewig, waren dennoch die Urbilder eines Wirklichen, nicht eines Unwirklichen. Sein Staat war, wenn er auch nicht in allen seinen Formen existirte, doch auf sehr handgreiflichen Einrichtungen basirt, die, einmal eingeführt, sich wie die Lykurgische Verfassung behaupten zu können schienen. Erst das Wort: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, machte die Welt zum „Nichtidealen“ und das „Ideale“ zum Jenseits, und das Wort: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes etc.“, machte die Sehnsucht nach dem unendlichen Ideale zur Pflicht. Die Reformation ist es, welche diese Pflicht einem jeden ins Herz schrieb, und seit der Reformation hat nicht nur der Gläubige, sondern auch der Ungläubige diesen Zwiespalt in sich aufgenommen. Die skeptische Weltanschauung (wenn man das eine Welt nennen darf, dem der Zusammenhang fehlt, und das eine Anschauung, welche nichts Festes sieht), weil sie weder für das Unendliche noch für das Endliche sich entscheiden kann, wird sich auf kein sicheres Mafs (wie die Alten) zurückziehn, noch

wird sie im Gefühl allseitiger Dissonanzen die Sehnsucht nach der Harmonie verläugnen können. Ja selbst die Verehrer des Alterthums, welche sich der antiken Weltanschauung zuwandten, konnten dem Gefühle der Disharmonie zwischen dem modernen Treiben und ihren antiken Idealen nicht entgehn. Daher haben unter diesen verschiedenen Einflüssen auch die Jugendjahre Goethes jener Sehnsucht, dem Sentimentalen, angehört, und erst seit seinem staatsmännischen Wirken hat er an einem rationalen Maſs der Lebensgestaltung gearbeitet, welches die Unendlichkeit in das Jenseits rückend und der Hoffnung überlassend, in der Wirklichkeit eine natürliche, also endliche, daher nur langsam vorwärts strebende Veredlung zum Ziel macht. Diese keineswegs mehr sentimentale Weltanschauung macht sich überall in Hermann und Dorothea geltend. So sagt der Pfarrer I, 84 ff.:

„Ich tadle nicht gern, was immer dem Menschen
Für unschädliche Triebe die gute Mutter Natur gab.
Denn was Verstand und Vernunft nicht immer vermögen, vermag oft
Solch ein glücklicher Hang, der unwiderstehlich uns leitet.
Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt, erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegeneinander verhalten? Denn erst verlangt er das Neue,
Suchet das Nützliche dann mit unermüdetem Fleiſse;
Endlich begehrt er das Gute, das ihn erhebet und werth macht."

V, 6:

„Widersprechen will ich euch nicht, ich weiſs es, der Mensch soll
Immer streben zum Bessern; und, wie wir sehen, er strebt auch
Immer dem Höheren nach, zum wenigsten sucht er das Neue.
Aber geht nicht zu weit, denn neben diesen Gefühlen
Gab die Natur uns auch die Lust zu verharren im Alten
Und sich dessen zu freun, was jeder lange gewohnt ist.
Aller Zustand ist gut, der natürlich ist und vernünftig.
Vieles wünscht sich der Mensch, und doch bedarf er nur wenig,
Denn die Tage sind kurz, und beschränkt der Sterblichen Schicksal."

IX, 45 ff.:

„Lächelnd sagte der Pfarrer: Des Todes schreckliches Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln;
Diesem stärkt es zu künftigem Heil in Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod. Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewiesen.
Zeige man doch dem Jüngling des edel reifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daſs beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen, und so sich Leben im Leben vollende."

Daher ist das Idealische in Hermann und Dorothea nicht höher als im Homer, Hermann nicht besser als der verständige Telemachos, die Liebe seiner Mutter zu ihm (was auch Humboldt sagen mag) nicht inniger als die der Thetis zum Achilleus, die Tugend der Dorothea nicht edler als die der Jahre lang geprüften Penelopeia, noch ihre Anmuth reizender als die der Nausikaa, noch der Gemeinsinn des Vaters eifriger als der Nestors. Nur in dem Pfarrer hat Goethe eine Persönlichkeit gezeichnet, die in

männlicher Gedankentiefe den ruhmredigen Sohn des Neleus übertrifft. Diesem Charakter des ganzen Gedichtes gegenüber können die beiden Stellen, welche Humboldt als sentimentalisch vor allen andern hervorhebt (das Anlächeln der beiden Liebenden im Brunnen, die Sehnsucht nach einer Gattin), nicht in Betracht kommen, zumal auch sie grade weit eher der naive Ausdruck für die naheliegende Auffassung einer unmittelbaren Situation sind. Aber dennoch ist Hermann und Dorothea, auch ohne sentimental zu sein, seinem Inhalt nach ein Gedicht von durchaus modernem Charakter. Somit wäre es eigentlich höchst befremdlich, dafs ein moderner Inhalt mit Glück in eine antike Form gefafst werden konnte. Entweder nämlich würde Goethes Werk des höchsten Ruhmes eines Kunstwerks, der Congruenz des Aeufsern und Innern entbehren, oder die Form ist in der That so antik nicht, als sie den Anschein hat. Diese Alternative scheint Humboldt nicht eingefallen zu sein. Versuchen wir derselben näher zu treten. Neben der Theilnahme am Verhältnifs der beiden Liebenden, welches ganz auf ihren gegenseitigen Gefühlen beruht, in diesen allein sich ganz innerlich entwickelt, haftet unser Interesse vorzüglich an den Reflexionen über alles das, wovon das moderne Leben bewegt wird (Stellung des Einzelnen zur Gesellschaft, des Einzelnen und der Gesellschaft zum Schicksal, zum Fortschritt der Kultur). Daher sind die Gespräche der Personen (1619 Verse von 2051 des Ganzen) das Wesentliche des Gedichts, die Mehrzahl der übrigen Verse besteht aus ein- bis siebenzeiligen Uebergängen zwischen den Unterredungen; nur vier Stellen (zusammen 166 Verse) enthalten eine etwas längere Beschreibung des Aeufserlichen. Wenn nun auch dergleichen Schilderungen in den Gesprächen vorkommen, so tragen sie doch, Hermanns erste Erzählung abgerechnet, ganz anders wie bei Homer, einen subjektiven Charakter. Bei Homer werden die Gespräche, so wie sie sich ausdehnen, zur Erzählung. Ferner gehen die Reflexionen der Goetheschen Personen weit über das hinaus, zu dessen Vermittlung sie dienen sollten, sie werden Selbstzweck, während sie bei Homer nur der Handlung dienen, endlich erhebt sich Homer häufig zum Pathos, während nur eine einzige pathetische Stelle im ganzen Goetheschen Gedichte ist (die Worte, in denen Dorothea den Entschlufs ankündigt, wieder zu gehen). Woher denn also bei so grofser Verschiedenheit die Aehnlichkeit mit Homer? Sie liegt in der ganzen Manier der Behandlung. Es ist derselbe Vers, derselbe Satzbau ist durch die Cäsuren geboten, und die tausend Reminiscenzen an ähnlichen Wendungen bei Homer erinnern uns fortwährend an diesen. Es würde nicht schwer sein, zu jeder Goetheschen Beschreibung eine Parallele bei Homer, der äufseren Gliederung nach, zu finden. Wir müssen erstaunt ausrufen: Wie gewandt ist die Sprache Homers, wie universal in ihren Formen, dafs sie noch nach Jahrtausenden, in den Lauten einer fremden Zunge reproducirt, sich geeignet zeigt, die Erscheinungen eines doch so vielfältig veränderten äufseren Lebens in ähnlichen Wendungen wiederzugeben! Doch nicht in

diesem Punkte, wo der Einflufs der homerischen Reminiscenzen trotz der Umwandlungen, die sie unter Goethes Genius erleiden mufsten, grofs genug sein konnte, liegt die gröfste Aehnlichkeit zwischen Homer und Goethe, nein, in der Dramatisirung. Diese ist es, welche, wie wir schon oben andeuteten, die wahre Form der Objektivität ist. Nur in seinen Worten, nicht in der Beschreibung seines Aeufsern, kann der Charakter vollkommen zu der Aeufserung gelangen, die er sich in der Wirklichkeit gegeben hat oder gegeben haben würde, die eignen Worte der eingeführten Personen sind der bei Homer und Goethe überall hervorsprudelnde Quell unmittelbarer Lebendigkeit der Charakteristik. Welcher poetisch erzählende Dichter steht ihnen darin gleich? Liegt also die Aehnlichkeit Goethes und Homers in der Gleichmäfsigkeit der Gliederung der vorgeführten äufseren Erscheinungen, vorzüglich Bewegungen, in der gleichmäfsigen Lebendigkeit dramatisirender Charakteristik, liegt aber der ganze moderne Gehalt Goethes nur im Inhalt der Gespräche, so ist es klar, wie Goethe eine antike Form mit einem modernen Inhalt hat vereinigen können, zumal der leicht behandelte deutsche Hexameter (wie schon Platen, glaube ich, bemerkt) trefflich für Reflexionen geeignet ist.

2. Von p. 111—154 sucht nun Humboldt den Unterschied der Dichtungsarten *a priori*, und zwar aus den Unterschieden der menschlichen Stimmungen abzuleiten. Er sagt:

„Man blieb immer nur bei dem Objecte, bei dem Producte des Dichters stehen, und wir haben schon im Vorigen bemerkt, dafs man bei ästhetischen Untersuchungen sich an die Stimmung seines [des Dichters] Geistes und an die Natur der Einbildungskraft wenden mufs.“ „Denn nur in sofern es der allgemeinen Beschaffenheit unserer Phantasie nach eine dichterische Bestimmung giebt, die von allen andern wesentlich verschieden ist, kann derselben eine eigne Gattung entsprechen, sei es eine eigne Dichtungsart, oder eine eigne Dichterindividualität, je nachdem jene Stimmung ein verschiedenes oder nur eine (subjectiv) verschiedene Behandlung desselben Objectes verlangt.“ „Der Eintheilungsgrund aller wesentlich verschiedenen Dichtungsarten ist allein die Natur der dichterischen Einbildungskraft und des allgemeinen Zustandes der Seele, den sie in jeder einzelnen bearbeitet. Die Untersuchung dieser beiden Stücke für sich und in ihrer Verbindung giebt den Charakter der einzelnen Dichtungsart, die subjective Stimmung, aus der sie entsteht, und die sie wiederum hervorbringt, und aus dieser läfst sich die objective Definition ableiten.“ „Es giebt offenbar in dem Gemüthe der Menschen zwei Zustände, welche sowohl in Rücksicht auf die Veränderungen, die sie in uns hervorbringen, unter allen am weitesten von einander verschieden sind und alle übrigen, deren dasselbe fähig ist, wie unter zwei grofse Klassen zusammenordnen: den Zustand allgemeiner Beschauung und den einer bestimmten Empfindung. In dem einen herrscht das Object, in dem andern das Subject.“ „Parteilosigkeit und Allgemeinheit sind daher die Merkmale, welche jenen Zustand der Beschauung vor allen ihm ähnlichen characterisiren, und durch beide erhebt er sich zu den höchsten und besten, in welchen der Mensch sich befinden kann.“ „Wenn nun die dichterisch gestimmte Einbil-

dungskraft einen solchen, so wesentlich von allen andern unterschiedenen, so bestimmt charakterisirten Zustand in der Seele vorfindet, so kann sie nicht anders als versuchen, diesem in ihrem Gebiete eine entsprechende Form zu schaffen, und dieser Versuch ist es, durch welchen die epische Poesie entsteht.“

Wir wollen nicht mit Humboldt rechten, dafs er es zweifelhaft läfst, ob sich die Phantasie ihrer eignen, selbstständigen Natur nach in einen Unterschied der Stimmungen setzt, oder ob etwas Anderes hinzutreten müsse, diesen zu erzeugen, nicht, dafs er drei verschiedene Stimmungen vermischt und ohne weiteres als gleich setzt, die erzeugende des Dichters, die seinem Produkt entgegenkommende und dann die von diesem Produkt erst erzeugte Stimmung des Zuschauers oder Hörers, aber das war unumgänglich nöthig, dafs er einen Begriff von der Stimmung aufstellte und die Möglichkeit einer, jede bestimmte Empfindung ausschliefsenden, geistigen Beschauung (denn sie soll nur mit der Phantasie geschehn) einerseits und einer, jede geistige Beschauung ausschliefsenden, bestimmten Empfindung andrerseits als Quellen dichterischer Thätigkeit nachwies. Denn wenn unter Herrschaft einer bestimmten Empfindung (wir wollen gar nicht einmal annehmen, dafs sie alle andere und die Betrachtung oder geistige Beschauung ausschliefst), wenn unter Herrschaft eines bestimmten Affekts die Intelligenz sich überhaupt gar nicht zu einer wahren Kunstthätigkeit erheben kann, so fällt ja mit der Richtigkeit der Alternative das ganze Fundament der Humboldtschen Theorie über den Haufen. Dies ist aber Schillers Ansicht (Aesthetische Erziehung des Menschen, Anfang des 25sten Briefs).

In der That ist die Stimmung des Menschen (wie schon oben angedeutet) ein Produkt der Auffassung seiner Situation, diese aber ist ihrerseits ein Produkt aus der Persönlichkeit des Menschen und der auf dieselbe einwirkenden Faktoren. Und so, wie wir direkt durch die eigne Situation gestimmt werden, werden wir indirekt, vermöge der Sympathie, durch die Situation eines Andern gestimmt. So entstehen sowohl die allgemeinen Stimmungen, Schmerz und Freude, welche sich allen besonderen Affekten beimischen, als auch die besonderen, auf bestimmte Faktoren unsrer Situation bezogenen Affekte: Liebe, Hafs, Neid etc. Aber unsere Intelligenz übt die Werthschätzung der Faktoren unserer Situation nicht nur nach ihrem Werthe für uns und für die Gegenstände unserer Theilnahme, sondern auch nach einem für den Charakter dieser Faktoren (seien es geistige Wesen, seien es Dinge) an und für sich geltenden Mafsstabe, nämlich nach der Vorstellung dessen, was man von diesen Wesen (Dingen) erwarten oder wünschen dürfe, und aus dieser Quelle fliefsen die Affekte der Hoch- oder Geringschätzung, der Bewunderung, des Staunens, der Begeisterung. Mit den höhern Graden unsrer Affekte jeder dieser Arten ist aber eine nicht so leichten Erfolg erzielende Zweckthätigkeit unverträglich, denn bei derselben mufs Zweck und Mittel wohl erwogen und einander angepafst werden. Unstreitig aber ist die Kunstthätigkeit eine solche Zweckthätig-

keit, indem es bei derselben darauf ankommt, auf schlagende Weise dem Inhalt der Darstellung die Form derselben völlig angemessen zu machen. Andrerseits setzt grade die Entstehung der Kunstthätigkeit Ereignisse voraus, welche die betreffende Gesellschaft in hohem Grade afficiren (Sieg, Tod, Geburt etc.). Niemals aber konnte in dem Drang der Ereignisse selbst die Kunstthätigkeit hervortreten (sogar wenn dadurch nicht schon ohnehin die ganze Spannung des Menschen in Anspruch genommen worden wäre); sondern sie fand erst nach demselben, vor demselben aber nur, wenn sich in der Mitte desselben gleichsam eine Erholungspause schaffen liefs, in dieser ihre Stelle. Auf keinen Fall war alsdann der Zwang des Affektes selbst das Treibende der Leistung, es war vielmehr nun das Bedürfnifs, sich auszusprechen, das Bedürfnifs, die Bedeutung der Sache, des Ereignisses, sich und der Gesellschaft zur Anschauung zu bringen, welches eine Feier, und mit der Feier die verschiedenen Kunstleistungen hervorrief. Dieser Trieb war in seiner Lebhaftigkeit auch ein Affekt, aber das, was durch ihn dargestellt wurde, was früher die Gesellschaft afficirt hatte, war nunmehr Gegenstand der Darstellung, während ein neuer Affekt die Darstellenden belebte: die Freude des Darstellens. Insofern kann man sagen, dafs der Trieb des Darstellens der Vater, die Lust an der Darstellung selbst die Mutter aller Kunst ist. Die älteste Poesie kann man daher autodramatisch nennen, denn die beim Ereignifs wie bei der Feier zunächst betheiligten Personen selbst ergreifen zur Musik in feierlicher, rhythmischer Rede oder Gesang das Wort. Diese Poesie finden die Reisenden bei den ungebildeteren Völkern, diese Poesie sehen wir geübt von den Israeliten (Mirjam nach dem Untergange Pharaos, die Israeliten bei Grabung eines Brunnens 4. M. 21, 17 ff., das Siegslied über Sihon 4. M. 21, 27 ff., das Lied der Debora, Richter V ff.). Diese älteste Poesie ist durchaus lyrisch, die aus ihr entwickelte spätere Lyrik unterscheidet sich nur dadurch von ihr, dafs auch die beim Ereignifs und der Feier nicht unmittelbar betheiligten Personen die Leier ergreifen, dafs die, welche die Kunst vorzugsweise üben, nicht mehr den Anstofs der äufseren Gelegenheit abwarten, sondern ihren Gegenstand (Person, Sache, Ereignifs, Verhalten) im Geist aufsuchen, ja, dafs sie sogar für Andre nach deren Situation zur Sache das Wort ergreifen (Dichtungen für Festchöre etc.). Mag aber immerhin im lyrischen Gedicht eine Empfindung die Oberhand haben, die Einheit desselben, der Boden, aus dem es erwächst, ist nicht diese einfache Empfindung, sondern es ist die durch die Veranlassung gegebene Situation des Betheiligten, welche es aber auch erlaubt, sich auf Einen Faktor derselben (Person, Sache, Verhalten) zu beschränken. Alle ursprüngliche Poesie ist Gelegenheitsgedicht, und noch jetzt mufs sich der Lyriker, wenn er sein Thema auf dem Wege blofser Gedankencombination ohne bestimmte äufsere Veranlassung erhalten hat, eine bestimmte Situation zur Sache als Veranlassung schaffen, wenn sein Werk in vollster Lebendigkeit

lyrischer Form erscheinen soll. Welche Reihe von Empfindungen das Gedicht wach rufen wird, zeigt erst der Verlauf der von der Veranlassung in Bewegung gesetzten Betrachtung. Ein Triumphgesang kann von der Freude über die Rettung des Vaterlandes ausgehn, seinen Spott über den stolzen Feind ergiefsen, den Verlust der Gefallenen beweinen, die Hinterbliebenen trösten. Man denke an die wechselnden Gefühle in Schillers Glocke, wo die Veranlassung derselben erfunden und ins Gedicht eingewebt ist. Auch darf sich die lyrische Poesie ganz der Beschauung hingeben (ist ja doch die Beschauung nur die sinnliche Seite der Betrachtung), vollends aber in dem Sinne, wie Humboldt sie nimmt, für den die Beschauung nur die Phantasieproduction eines sinnlichen Ganzen ist, p. 116. Vergleiche die ausgeführten Anschauungen: Gebet an die Morgenröthe, aus den Vedas, bei Menzel; Gesänge der Völker S. 9; desgl. Psalm 29, 73, 104. Der lyrischen Anschauung eröffnet sich nicht nur die nahe und ferne Vergangenheit (Deboralied, Psalm 105, 114), selbst die Zukunft thut sich vor ihr auf (Jesaias 10—12), und indem sie von Bild zu Bild überspringt, sammelt sie eine Reihe von Scenen zu einem Ganzen (Klopstocks Frühlingsfeier, Schillers Schlacht).

Wir sehen also, dafs weder der Gegensatz von „sinnlicher Betrachtung und bestimmter Empfindung“ noch von „Phantasieprodukt eines sinnlichen Ganzen“ und dessen Gegentheil sich dergestalt scheidet, um eine Trennung von Epik und Lyrik herbeizuführen, ebensowenig als der Gegensatz einer „allgemeinen und unparteiischen Betrachtung“ und deren Gegentheil. Denn was kann allgemeiner und unparteiischer sein als das Lob Gottes in vielen Psalmen und Hymnen oder als Schillers Reflexionen und Schilderungen in der Glocke u. s. w.! Nein, die Situation der Gesellschaft hat die Lyrik hervorgebracht, eine Aenderung in dieser Situation allein konnte die Epik hervorbringen. Fragen wir darüber die Kulturgeschichte der Völker! Aus dem Interesse der Gegenwart ist die Lyrik geboren, hervorragende Momente derselben gaben die erste Veranlassungen ihrer Ergüsse. Der Blick in Vergangenheit und Zukunft wird nur vom Interesse der Gegenwart getragen; wenn dies Interesse auch einen ganz allgemeinen, alle Menschengeschlechter umfassenden Charakter annimmt, immer ist das Interesse dieser Gesellschaft im allgemeinen Interesse (daher didaktisch-lyrisch) enthalten. Das Interesse an einem völlig anderen Geschlechte allein kann zur völligen Verläugnung des eignen und allgemeinen Interesses, zur Aneignung fremder Interessen führen. Ein noch nicht dagewesenes, zukünftiges oder erst zu erdichtendes Geschlecht kann diesen Sieg über das Interesse der Gegenwart nicht davon tragen. Um dies zu Stande zu bringen, mufste zweierlei zusammentreffen, erstlich ein hoher Grad reflektirender Bildung, damit die an der Lyrik herangebildete Gesangkunst sich so völlig von den gegenwärtigen Zuständen und Interessen losreifsen konnte, um ganz in den Zuständen und Verhältnissen des vergangenen Geschlechtes zu leben, zweitens eine solche Stellung der Gegenwart zur Vergangenheit, dafs diese, we-

nigstens für den Augenblick, interessanter erschien als jene. Sollte man nicht glauben, dafs hierzu fast ein Ruin der vorhandenen Interessen gehörte, dafs selbst die Tradition der lyrischen Lob-, Siegs-, Heldenlieder unterbrochen werden mufste, um sie in blofse Sagen zu verwandeln, aus denen ein neues Geschlecht die Schicksale des untergegangenen erfuhr. Es ist merkwürdig, dafs weder die altgriechische noch die altgermanische Lyrik sich erhalten hat, dafs aber umgekehrt die hebräische Lyrik sich behauptet, ohne der Epik Raum zu gönnen, dafs die ganze ältere arabische Dichtung lyrisch ist und erst im zwölften Jahrhundert, als die altarabischen Zustände untergegangen, die Epik bei ihnen auftritt. Diese Erscheinung hat unsere, aus der Litteratur der Alten abstrahirenden Theoretiker zu dem Irrthum verleitet, die Epik als die erste und noch dazu als Naturpoesie anzusehn, während sie einen höhern Grad von Bildung, namentlich auch von Kunstbildung erfordert als die Lyrik. Sobald also ein Volk sich nach den sturmbewegten aber grofsartigen Zeiten der Vergangenheit bei verhältnifsmäfsiger Mufse und Leere der Gegenwart den gewaltigen Thaten und Schicksalen des vergangenen Heldengeschlechts zuwandte, so war mit dem Inhalte des neu sich bildenden Gesanges auch die Form desselben gefunden. Es war dies die Form der Ueberlieferung selbst, die schlichte Erzählung, d. h. der Vortrag einer Vorstellungsreihe, welche in ihrem Nacheinander dem Nacheinander der bedeutendsten Momente des ursachlichen und zwecklichen Zusammenhangs der Begebenheiten entspricht. Nun wurden unter wesentlicher Beibehaltung dieses Nacheinander der Momente die Thaten und Schicksale eines andern Geschlechts nach deren Bedeutung für dieses Geschlecht selbst zu einer lebhaften Anschauung gebracht, von den Selbstäufserungen der vorgeführten Personen durchwoben und nur für die sympathetische Gemüthsbewegung des Hörens von Gewicht, ohne alle Beziehung auf seine eignen oder allgemeinen Interessen. Dies ist die Epik. Ihre Entstehung hat die schlichte Sage zur Voraussetzung und wird wesentlich dadurch erleichtert, dafs sich ein eigner Sängerstand bildet, der bei den Thaten der Helden nicht einmal als Abkömmling derselben betheiligt, sie mehr zur Unterhaltung als zur Hebung des Stamm- oder Volksgefühls vorträgt. Wenigstens ist mit diesem Verhältnifs der Grad der Abstraction von selbst gegeben, der sich von den Interessen der Gegenwart und damit von der Lyrik loszureifsen im Stande ist. Damit ist denn auch das gesagt, was man den objektiven Charakter des Epos nennt, eine Versenkung in die Denk-, Handlungs-, Lebensweise längst vergangener Personen und völliges Aufgehen in deren eigne Interessen. Diesen Charakter hervorzubringen, zu dem, wie wir gesehn haben, auch die konkrete, unendliche Fülle aller Lebensverhältnisse gehört, bedurfte es nicht nur des steten Fortschritts der kunstübenden Subjekte, wie er nur da erreicht werden kann, wo die Kunst zur Lebensaufgabe wird, es bedurfte auch eines steten Fortschritts in dem von der Kunst gebildeten Objekte d. h. des Umstandes, dafs, unter Voraussetzung eines Inhalts von un-

wandelbarem Interesse für Dichter und Hörer, die dichterische Form, welche dieser Inhalt erlangte, selbst Gegenstand der Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht wurde und damit zugleich einen Vervollkommnungsprocefs durchmachen mufste, in dem keine Verbesserung verloren gieng und das Werk eines jeden, auch des trefflichsten Künstlers zu einem Gemeingut wurde, dergestalt, dafs zuletzt nun auch alle individuelle Arbeit im Ganzen aufgegangen war. Auf diesem Wege, auf dem sich nachher ebenso die plastische Götterwelt der Griechen ausbildete, hat das Homerische Epos jene Höhe erreicht, in welcher es die Produkte der epischen Kunst aller andern Völker hinter sich läfst.

Ebenso wie das Epos versucht Humboldt auch die Tragödie aus einem Unterschiede der Stimmung herzuleiten

p. 128: „Epik und Tragödie kommen im Begriff der Handlung, und folglich der Objectivität, beide in den allgemeinen Forderungen der Kunst miteinander überein; um also in ihren Resultaten so weit auseinander zu gehen, müssen sie in der ursprünglichen Gemüthsstimmung verschieden sein, welche die Einbildungskraft nur dichterisch bearbeitet.“ „Dem epischen Gedichte haben wir den Zustand der sinnlichen Betrachtung, also einen objectiven, ruhigen und mehr intellectuellen zugeeignet. Indefs ist es natürlich, dafs in diesem Zustande die Empfindung nicht schweigt, dafs sie vielmehr in ihrer gröfsten Energie zugleich rege wird, da so grofse und uns so nahe liegende Gegenstände, als das Schicksal und die Menschheit, vor uns dastehn.“ „Allein was durch den epischen Dichter in Bewegung kommt, ist der ganze empfindende Mensch nicht eine einzelne Empfindung, es ist keine, die wir auf unsern gegenwärtigen augenblicklichen Zustand, vielmehr allgemeiner auf unsre ganze Lage beziehn; es ist endlich noch weniger eine, die unmittelbar durch die Gegenwart des Objectes geweckt wird, es ist immer noch eine dritte Person, der Erzähler, zwischen diesem und uns.“ „Dieser Umstand ist überaus fühlbar, wenn wir die Erwartung vergleichen, welche die Lösung des furchtbaren Räthsels, woran Oedipus Schicksal hängt, und welche der Kampf Hektors und Achills erregt.“ „In beiden Fällen ist unsre Furcht, unser Mitleid gleich stark. Aber der Ton dieser Empfindungen ist anders, da in jenem der Ausgang noch nicht entschieden ist, in diesem nur seine Erzählung erwartet wird, er selbst aber längst dagewesen ist.“ „Diese verschiedene Einwirkung erklärt sich natürlich aus der verschiedenen Form beider Dichtungsarten, dafs die eine uns zum Zuschauer ihres Gegenstandes macht, die andre ihn uns nur, wie aus einer beträchtlichen Ferne, durch Ueberlieferung zuführt. Aber dafs grade diese Formen ihnen beiden wesentlich und nothwendig sind, dies ist es, was ihren Charakter bestimmt. Denn in der That lassen sich alle Eigenschaften der Tragödie am leichtesten aus dem Begriff der lebendigen Gegenwart, in die sie ihren Stoff versetzt, ableiten, so wie sich aus dem Begriff der Erzählung alle diejenigen entwickeln lassen, welche das epische Gedicht von ihr unterscheiden. Da aber nicht gleich gut auch seine übrigen Eigenthümlichkeiten daraus herfliefsen, so war es besser, eine andre Methode des Raisonnements als diese zu erwählen.“ Aus diesen Worten ist klar, dafs Humboldt vollkommen einsieht, die Darstellungsform ist das wesentlich Unterscheidende der beiden Dichtungsarten, aber da er nun einmal „die ursprüngliche Gemüthsstimmung, welche die dichterische Einbildungskraft nur bearbei-

tet", zum obersten Princip des Unterschiedes gemacht hat, so glaubt er, dafs dies Princip auch durchgreifen müsse. „Der Zustand einer bestimmten Empfindung ist also derjenige, auf welchen der tragische Dichter hinarbeitet, und die Tragödie ist insofern nur eine besondere, aber zugleich die höchste Gattung der lyrischen Poesie."

Die bestimmte Empfindung, auf welche die Tragödie hinarbeite, ist Humboldt nach der bekannten Aristotelischen Definition Furcht und Mitleid (p. 128). Es ist nun sonderbar, dafs Furcht und Mitleid Eine bestimmte Empfindung sein sollen. Nun beziehen sich aber beide auf Alles, was Vernichtung oder Schmerz bringt, sei es uns, sei es andern, sei es gegenwärtig, sei es bevorstehend. Mithin entstehen beide Empfindungen aus der Spannung, mit der wir unser oder eines Andern Schicksal auffassen oder entgegensehen. Diese Spannung aber ist es, welche das Drama bis zur Entscheidung immer stärker und stärker anzieht, stets noch ebensowohl einen glücklichen als einen unglücklichen Ausgang in Aussicht stellend. So lange also die Spannung dauert d. h. bis nicht nur die Entscheidung gefallen ist, sondern auch (worauf es uns wegen der Sympathie ankommt) bis wir gesehen haben, wie sie von den Betheiligten aufgenommen wird d. h. bis zu Ende des Dramas, steht neben dem Mitschmerz die Mitfreude, neben der Furcht die Hoffnung. Die Stimmung des Zuschauers ist daher allen Tönen der ganzen Scala menschlicher Glückseligkeit und Unglückseligkeit geöffnet. Nun sind aber in der Form der Glückseligkeit und Unglückseligkeit (der Freude und des Schmerzes) die anderen, bestimmter nach Ursach und Umständen charakterisirten Gefühle enthalten, also ist mit dem dramatisch ins Werk gesetzten Schicksal die Erschütterung durch alle wesentlichen Gefühle des Menschen mit ins Werk gesetzt, und folglich ist in dem Ausdruck Furcht und Mitleid nicht eine Empfindung, sondern das ganze System der menschlichen Gefühle gegeben. Im Kaufmann von Venedig von Shakespeare haben wir Hafs, Wuth, Neid, Geiz in Schylock gegenüber der Menschenliebe, Grofsmuth, Uneigennützigkeit des Kaufmanns; die Gerechtigkeitsliebe, das Lob der Gnade in den Gerichtsverhandlungen gegenüber der Parteilichkeit, dem strengen Recht der Streitenden; die Schwermuth des Kaufmanns gegenüber der Lustigkeit und dem Humor Gratianos; Launcelots Neckerei und Spott in Portia gegenüber dem steifen Pathos ihrer Werber; die wunderhafte Welt Belmonts und das Gedränge nüchterner Verstandesrücksichten, wie Sicherheit des Verkehrs, Verpflichtung im Handel und Wandel in Venedig; das harte Leben und den Schmelz musikalischer Stimmung auf Grundlage eines erreichten Liebesglücks etc. Die Ilias mit allem Wechsel ihrer Empfindungen reicht nicht bis in den Abgrund dieser teuflischen und dieser seligen Gefühle. Es ist daher im Umfang der anzuregenden Gemüthswelt kein Unterschied zwischen Epos und Drama. Wie Raphael sogar auf Einem Bilde (die Verklärung) das Schönste und Entsetzlichste des Lebens vereinigt, so das Drama bei seinem unendlich gröfseren Spielraum, wiewohl es mehr concen-

triren mufs als das Epos. Zudem begeht Humboldt einen wesentlichen logischen Fehler, indem er nicht Art mit Art (Epos und Drama), sondern Art (Epos als erzählendes Gedicht) mit Unterart (Tragödie) vergleicht. Denn bei Darstellung einer Zeit von tieferer Reflexion kann wohl der Schein des Lächerlichen durch humoristische Personen als Folie oder Verkleidung des Ernstes eingeführt werden (Hamlet, Faust etc.), aber nie kann die Handlung, auch nicht einer einzigen Scene zugleich im Interesse der Lust am Lächerlichen und im Interesse des wahren Ideals fortschreiten. Ebenso wenig als aber behauptet werden kann, das Epos sei von allgemeinerem, umfassenderem Charakter in den von ihm erweckten Stimmungen als das Drama, ebenso wenig kann man behaupten, dafs im Drama vor dem Interesse an der gegenwärtigen Scene das Interesse am Ganzen zurücktrete. Jede Scene des Dramas stellt sich als Entwicklungsmoment des Ganzen schon dadurch dar, dafs die Bestrebungen der Personen stets auf die Lösung des das Ganze umfassenden Bandes der Situation gerichtet sind, während umgekehrt jede Scene des Epos schon darum selbstständiger auftreten mufs, weil der Epiker ja ursprünglich immer nur einzelne Scenen (Gesänge) vortrug. Ebenso wenig ist die Behauptung richtig, dafs im Drama eine unmittelbare Vorführung des Objektes stattfinde. Der Zuschauer weifs von Anfang an, dafs er es mit einer blofsen Fiction zu thun hat, es ist nicht einmal die Absicht vorhanden, ihn darüber zu täuschen, während im Gegentheil der Epiker, wenigstens ursprünglich, den Glauben an die Wahrheit seines Berichtes voraussetzt. Endlich ist durch die schon oben angedeutete irrige Identificirung der gedichterzeugenden Stimmung des Dichters mit der gedichtempfangenden des Zuhörers oder Zuschauers der Standpunkt der Eintheilung verschoben. Hier leitet Humboldt immerfort seine näheren Unterschiede zwischen Epos und Tragödie von der zu erwirkenden Stimmung des Gedichtempfangenden her, statt von der ursprünglichen, vor dem Empfangen vorhandenen. Der auf den Bänken des Theaters das Festspiel erwartende Zuschauer ist ja erst recht zur sinnlichen Betrachtung oder Beschauung gestimmt, noch von keinem speciellen Gefühl eingenommen. Allein auch von dieser ursprünglichen Stimmung des Publikums durfte er konsequenterweise nicht ausgehn, sondern er wollte ja, wie oben gezeigt ist, die gedichterzeugende Stimmung des Dichters bei seinen Ableitungen zu Grunde legen, wiewohl er gleich anfänglich voraussetzt, dafs die des Zuhörers dieselbe ist. Diese soll nun eben lyrisch sein. Nun beruht aber die Lyrik ursprünglich auf dem gegenwärtigen Interesse, der eigenen Situation des Dichters oder des von ihm vertretenen Geschlechts und auf allem, was auf diese eigenen Interessen, eigene Situation einwirkt, wie wir oben gesehn haben. Es ist daher schlechterdings unmöglich, dafs das Drama aus der Lyrik hervorgehe. Wir sahen ja, dafs die Lyrik aus dem Autodrama der Gemeinde (so nennen wir hier den Gesellschaftskreis, Familie, Stamm, Volk oder religiöse Versammlung) hervorgeht, was aber Drama genannt wird,

ist ein Heterodrama. Diese Heterodramatik kann daher nur hervorgehn aus der Lust, einen Andern zu spielen als sich. Sie mufste sich anfänglich auf die unmittelbar gegebenen Darstellungsmittel beschränken d. h. man mufste mit seiner eignen Person (Wort, Geberde, Kleidung) eine andre in ihrer Erscheinung bedeutsame (ungewöhnliche) Person nachahmen. Damit machte man einen überraschenden, die Aufmerksamkeit fesselnden Eindruck. Freilich durfte der zu Fesselnde in dem Augenblick nicht etwas für ihn Wichtigeres zu thun haben, das durfte er ja aber auch nicht, wenn er einen lyrischen Ergufs oder eine Erzählung des Andern anhören sollte. Kurz, der Trieb, andre bedeutsamere Personen nachzubilden (er steckt ja schon in den Kindern), konnte auf die mannichfaltigste Weise zur Ausbildung des Dramas führen. Es war ein Keim, der gewisser socialen Fortschritte und Bedingungen bedurfte, um hervorzuspriefsen, ohne dieselben aber in kümmerlichen Regungen erstickte. Wir vermuthen, dafs die kunstlose Nachbildung des Lächerlichen der des Erhabenen voraugieng, weil das Letztere Ehrfurcht und Zurückhaltung gebot. Aus der Möglichkeit, sich mit andern Personen von mimischem Talent zu verbinden, eine Bühne aufzuschlagen, würdige Anzüge zu beschaffen, die Gemeinde dafür zu interessiren, gieng erst bei gereifter Civilisation die Begründung öffentlicher scenischer Spiele hervor. Wir werden uns daher fragen, woher die Veranlassung zu diesen öffentlichen scenischen Spielen kommen konnte? Es ist auch nicht schwer, an der Hand der Geschichte diese Frage zu beantworten. Es waren religiöse Feste, die bei den Griechen wie im Mittelalter mit prächtigen Aufzügen und Chorgesang gefeiert wurden. Bei diesen hatte das Bedürfnifs einer Versinnlichung der Person und der Thaten der Religionsstifter, der Gottheiten, vergötterten Helden etc. schon längst Abbildungen derselben und Herumführung dieser Abbildungen in Procession veranlafst. Wie, wenn man die zu feiernden Personen, ihr Gefolge, ihre Gegner etc. durch Ausstattung dazu geeigneter Theilnehmer des Festes vorführte, wenn man von diesen Festgenossen die wichtigsten Handlungen der Darzustellenden nachbilden, endlich die Worte derselben singen oder aussprechen liefs? Immerhin war nun ein grofser Sprung zur Freiheit der individuellen Durchführung nöthig, sei es, dafs der Darstellende, wie bei den Alten, aus dem lyrischen Chor hervortrat (Episodion), sei es, dafs er zwar vorher schon zwischen der episch musikalischen Erzählung die im Evangelium oder in der Legende enthaltenen Worte gesungen hatte, sie nun wie in diesem Moment von ihm selbst erzeugt vortrug. Erst mit diesem Durchbruch der freien Nachahmung der darzustellenden Personen ist das Drama da und setzte sofort mimische Produktion in Bewegung, folglich mimisches Talent voraus. Völlige Verleugnung der eigenen Subjektivität ist daher Grundbedingung für den dramatischen Künstler, er mufs sofort mit absoluter Objektivität mit der ganzen fremden Persönlichkeit auch eine völlig fremde Stimmung anziehn. Daher ist die dramatische Kunst im Princip der lyrischen diametral entge-

gengesetzt. Die epische Kunst steht zwischen beiden. Sie vertritt alle Schattirungen von dem überwiegend subjektiv lyrischen Ton mancher Balladen bis zu dem ganz dramatischen Ton anderer Gesänge dieser Art (das schottische Volkslied „Edward“ bei Herder, „der treue Bruder“, chinesische Romanze bei Rückert, Schicking, viele Lieder der Edda etc.). Selbst Homer kündigt sich mit einer vorgefafsten erhabenen (für seinen Gegenstand begeisterten) Stimmung an, während der Dramatiker selbst ohne Stimmung für sich in seinen Personen aufgeht. Und während bei Homer selbst in einer gewissen Erhabenheit der Zeichnung und des Colorits, im Gange seines Rhythmus jener subjektive Grundton des Dichters, der nur das Würdige an sich zieht, das andre aber aussondert, hindurchklingt, gehen jene dramatisirenden Lieder auch in einen lyrischen Ton über, dessen Stimmung aber nicht mehr die subjektive des Dichters, sondern die objektive der vorgestellten Personen ist (man höre die Compositionen solcher Lieder). Aber auch diese Lyrik mufs der Dramatiker verläugnen, wo er seinem eigentlichen Geschäft nachkommen will. So wenig im Leben selbst beim Gedränge von Wirkung und Gegenwirkung die handelnde Person sich in abgerundeter Betrachtung auf sich selbst und ihre Stellung zu besinnen Mufse hat, so wenig im Drama. Es mufs eine Pause in der Handlung, es mufs eine Person von poetischem Charakter sein, damit ein lyrischer Ergufs eintreten könne (Schillers Jungfrau in ihren Monologen). Nur indem man diese Ruhe durch eine Fiction den Personen vindicirt, erlangt man (wie in unsern Opern) die Möglichkeit, sie sich auch mitten in der Handlung lyrisch aussprechen zu lassen. Von vielen Dramen, z. B. Shakespeares, läfst sich daher keine einzige Stelle unverwandelt als lyrischer Ergufs ansehn. Nicht also die Situation des Dichters, die Mutter der Lyrik, sondern die völligste Lossagung von derselben führt die Dramatik herbei.

Wenn Humboldt bei so viel Irrthümlichem in der Grundlegung dennoch so viel Richtiges in der Anwendung sagt, so liegt dies darin, dafs er unwillkührlich seine schönen Vorbilder, Homer, Goethe und die alten Tragiker, vor Augen hat. Wo er aber seine abstrakten Antithesen aufstellt, kommt das Irrthümliche seiner Grundlegung wieder zum Vorschein. So sagt er: „Wenn nun die Einbildungskraft diese beiden Zustände (Betrachtung — episch —, Empfindung — dramatisch —) in dichterische Stimmungen umwandeln will, so hat sie den ersteren ihre Sinnlichkeit, den letzteren ihre Idealität zu leihen.“ Nun ist aber die Sinnlichkeit der Anschauung grade in der Dramatik zu ihrem Gipfel erhoben, die Idealität aber in der Epik. Die alten Heroen sind grade die höchsten Ideale ihres Volks, und nur weil sie das sind, blieb die Aufmerksamkeit desselben Jahrhunderte nach ihrem Verschwinden auf ihnen haften. Die Helden aber der Tragödie sind die mit S c h u l d Beladenen, ja die V e r b r e c h e r (Prometheus, Klytämnestra, Orestes, Oedipus, Antigone, Aiax, Phädra etc.). Dies schliefst ihre Idealität nicht aus, nur steht sie unter der heroischen des Epos. Aber wie? Wenn Humboldt zwar in

Beziehung auf die geschichtliche Entstehung der Grundformen der Dichtung aus einem Unterschiede der Stimmung Unrecht hätte, keineswegen aber in Beziehung auf die Entscheidung, welche der jetzige Dichter bei der Wahl der nun vorhandenen Formen trifft? Allein auch hier werden wir unsre Behauptung aufrecht erhalten, dafs der gereifte Dichtergeist, welcher Lebenserfahrung und Fähigkeit zur Vertiefung in die Concretion fremder Zustände besitzt (denn ohne diese kann er bei interessanten Situationen, gereizt von anziehenden Personen und Verhältnissen, wohl Lyriker, aber nicht Dramatiker und Epiker sein, wie Theodor Körner beweist), bei der Geistesarbeit, mit der er Inhalt und Composition zu erfassen hat, unmöglich von blofser „Stimmung" geleitet werden kann, wir behaupten, dafs vielmehr die wohlbegründete Aussicht, seinen Gegenstand in der zu wählenden Form zu bemeistern, ihn bestimmen wird, derselben den Vorzug zu geben, und dafs nach getroffener Wahl der Genius die Stimmung beherrschen wird, nicht aber die Stimmung den Genius. Aber in dem ganzen geistigen Charakter eines Dichters, in seiner Lebensstellung sowohl als in seiner zeitweiligen Richtung, kann eine gröfsere Disposition für die eine oder die andre Form vorhanden sein. Diese kann zunächst von der Beschäftigung mit der Form und dem Reiz derselben herrühren (Shakespeare, Molière, Goldoni waren Schauspieler und Theaterdirektoren, Vofs und Goethe gewannen durch Beschäftigung mit Homer die epische Form lieb), sie kann aber auch mit einer gröfseren oder geringeren moralischen Energie des Charakters zusammenhangen, vermöge welcher der Dichter sich mehr oder minder gedrängt fühlt, sich geistig in die tiefsten Konflikte des menschlichen Gemüths und der menschlichen Gesellschaft einzulassen und zugleich diese Konflikte in schlagendster Wirkung durch die concentrirteste Composition hinzustellen. Denn bei jener gröfseren Energie wird er mehr zum Drama (wie Schiller), bei geringerer mehr zur Erzählung oder loserer, also undramatischer Scenenverbindung (wie Goethe, man denke nicht blofs an seine Romane, man denke auch an Goetz und Faust) neigen. In Wahrheit aber müfste nicht die Disposition des Dichters, sondern der Gegenstand und Inhalt die Wahl der Form bestimmen, grofse und zu äufserem Kampf zusammentreffende Völker- und Parteikonflikte müssen zur epischen, die sich zur Handlung concentrirenden Collisionen der persönlichen Leidenschaften und gesellschaftlichen Interessen müssen zur dramatischen Form führen, während die Strebungen des Einzelnen gegenüber der Macht der gesellschaftlichen Verhältnisse mit anziehender Folge psychischer Zustände in mehr oder weniger lose verknüpften Situationen und voller Breite natürlicher Wirklichkeit der Prosa des Romans anheim fallen.

p. 135 u. f. wird nun die Idylle aus der idyllischen Stimmung hergeleitet, die Humboldt auch hier bald als erzeugende Dichterstimmung, bald als zu erarbeitende oder zu erzeugende Stimmung des Hörers nimmt. Er sagt:

„Offenbar sind in dem moralischen Menschen zwei verschiedene

Naturen sichtbar, eine, die mit seinem physischen Dasein gradezu übereinstimmt, und eine, die sich zuerst von demselben losmacht, um reicher und gebildeter dahin zurückzukehren. Vermöge der ersteren ist es gleichsam an den Boden festgewurzelt, der ihn erzeugt hat, und gehört selbst als ein Glied zur physischen Natur, nur dafs er nicht aus Noth an sie gefesselt, sondern freiwillig durch Liebe mit ihr verbunden ist. Die Idylle behandelt nie mehr als die erstere, so wie sie immer aus einer ihr angehörenden Stimmung entspringt." „Das Naturdasein des Menschen kann sich nicht durch einzelne Handlungen, sondern nur durch den ganzen Kreis der gewöhnlichen Thätigkeit, durch die ganze Art des Lebens beweisen. Der Pflüger, der Hirt, der stille Bewohner einer friedlichen Hütte überhaupt kann nur selten (und dann geht er immer aus diesem Kreise heraus) auf einzelne bedeutende Unternehmungen stofsen; was ihn bezeichnet, ist nicht, dafs er heute dieses oder jenes gethan hat, sondern dafs er es morgen wiederholt, dafs er so zu leben und zu handeln gewohnt ist; man kann nicht von ihm erzählen, man mufs ihn beschreiben." „Beide, die Idylle sowohl als die Satire, schildern das Verhältnifs unseres Wesens zur Natur (nur dafs die erstere beide in Harmonie, die letztere in Widerspruch zeigt), und beide schildern dies Verhältnifs für die Empfindung. Denn der Idyllendichter steht (und dies bildet wiederum einen mächtigen Unterschied zwischen ihm und dem epischen) offenbar dem lyrischen näher."

So vortrefflich diese Charakteristik der Idylle ist, so unklar ist ihre Ableitung. Wir werden das Verständnifs derselben daher in den Ideen Schillers über naive und sentimentale Dichtung zu finden suchen. Nach Schiller ist die bisherige Idylle der Versuch, die Harmonie von Ideal und Wirklichkeit dadurch darzustellen, dafs man sie in die Zustände der Menschheit vor der Wirksamkeit der Kultur verlege. Diesen Versuch aber nennt er „den unwürdigen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verschlechtern, um es der menschlichen Bedürftigkeit anzupassen, und den Geist auszuschliefsen, um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben". Er will eine Idylle, „welche jene Hirtenunschuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüstigsten, feurigsten Lebens, des ausgebreitetsten Denkens, der raffinirtesten Kunst, der höchsten gesellschaftlichen Verfeinerung ausführt". Wir sehen also hier Humboldt und Schiller in einem offenbaren Widerspruch. Der Schillersche Kulturmensch hat mit dem Naturzustande gebrochen, er kann, ohne seinem Wesen untreu zu werden, nicht zu demselben zurückkehren, darum soll er vorwärts, seine Versöhnung ist Idylle in der verfeinertsten Kultur. Humboldts Kulturmensch behält den Naturmenschen an sich und kehrt, nachdem er die Gebiete der Kultur durchstreift, gern einmal zu seinem Wesensgenossen zurück. Durch welchen Vorgang soll dies aber möglich sein? Wir antworten: Der kultivirte Mensch besitzt in seiner Intelligenz und davon ausgehenden Geschmacksrichtung auf jedem höheren Standpunkt die Fähigkeit, sich in den tieferen hineinzudenken und wenigstens bei dem, was Vernunft- und Naturgemäfses in demselben war, gern zu verweilen. So vermag er sich nicht nur auf frühere, einfachere Kulturstufen zurückzuversetzen, er vermag auch sich in solche Verhältnisse seiner eignen Zeit hineinzudenken, welche einen eignen, vom Centrum der Kulturthätigkeit entlegenen Lebenskreis bilden. Aus der Freude, die er hieran empfindet, entsteht ihm, wenn er dichterische Begabung hat, die Neigung zur Idyllendichtung.

IV. Ist es nun Humboldt gelungen, unser Gedicht dergestalt zu

erforschen und zu charakterisiren, dafs eine solche Erforschung und Charakteristik auch noch unsere heutigen Ansprüche befriedigt? Ueberall tritt uns wohl eine verständige, klare Auffassung, wie sie der Gebildete von einem Hochgebildeten erwartet, entgegen, zuweilen werden wir selbst durch genialere Bemerkungen betroffen, z. B. p. 70 über die Unangemessenheit des blutigen Kampfes der Dorothea, p. 87 über die Ersetzung des Wunderbaren durch das Grundlose, p. 147 finden wir eine ganz ausgezeichnete Nachweisung der erhabenen und zugleich echt epischen Situation, welche Homer Ilias XIV am Anfang schildert, p. 151 giebt eine treffliche Bemerkung über die Anrufung an die Muse in Herm. u. Dor. IX, p. 177 über die Verlegung des Anfangs in die Mitte der Stadt fern vom Zuge, p. 179 über die Hinhaltung der Entscheidung durch den Ring an Dorotheens Finger, p. 184 über die Einführung des Gedankens an den Tod vor der letzten Entscheidung, p. 188 über das Verhältnifs der Kultur und einer kultivirten Zeit zu dem epischen Gebrauche. Dieser Anerkennung gegenüber müssen wir jedoch hervorheben, dafs wir die Einschiebung einer bürgerlichen Epopoe in das System der Dichtungsarten nicht für gerechtfertigt ansehen können, und dafs wir für das eigentliche künstlerische Entstehen unseres Werkes einen tieferen Einblick in die Werkstätte des dichtenden Geistes erwartet hätten.

Hermann und Dorothea soll eine Epopoe sein, wiewohl eine bürgerliche, weil dieses Gedicht nicht nur die objektive Form einer Epopoe trage, sondern auch ein Thema behandle von einem grofsen allgemeinen Interesse, grofse Charaktere und Begebenheiten vorführe. Um diese Behauptung zu stützen, unterscheidet Humboldt einen sinnlichen und einen moralischen Heroismus, um diesen für die Charaktere Hermanns und Dorotheas in Anspruch zu nehmen. Der Heroismus besteht indefs nicht blofs in Selbstbeherrschung und Menschenliebe, dem Gebiete der Moralität, sondern in einer Energie der Gesammtanlage zu Wirkungskraft, um durch Geistes- und Körperstärke hohe und gemeinwichtige Bestrebungen mit Ausdauer und Tapferkeit durchzusetzen. Diese Gröfse der Anlage mufs aber, um erkannt, um ästhetisch gefühlt zu werden, zur Erscheinung kommen. Wie kann sie das anders als in grofsen Wirkungen d. h. grofsen Thaten? Woran soll jedoch die Gröfse der Thaten gemessen werden, wenn nicht an der Gröfse der zu besiegenden Hindernisse, woran anders als an einem starken Feinde und mächtigem Widerstande im Himmel und auf Erden? Kein Heldengedicht ohne Kampf auf Leben und Tod, kein Herakles ohne den Zorn der Here, kein Achilleus ohne Hektor. Wer will den Sturm in einem Glase Wasser für erhaben halten? Es giebt kein bürgerliches Heldengedicht, und wenn es ein solches gäbe, so würde Hermann und Dorothea auch nicht dazu gehören. Alles, was Hermann zu überwinden hat, ist (am Brunnen) die Scheu, ein schmerzliches Nein zu hören, und er ist froh, die Entscheidung hinausschieben zu können. Gewifs, Hermann ist ein vortrefflicher Mensch, aber ein Held ist er nicht. Wenn aber das Thema („dafs grader und gesunder Sinn mit festem Muth sich gegen alle äufseren Stürme behauptet, den Menschen jeden höhern und bessern Eindruck offen hält, aber jedem Geist der Verirrung und Unruhe widerstrebt") unser Gedicht zur Epopoe machen soll, so gilt dagegen, dafs dies zwar das Thema der Reden ist, das Thema der Handlung aber (das wir wohl von Goethes Tendenz unterscheiden) eher die Erfahrung, dafs ein gesunder, wohlerzogener Sinn auch in kurzer Begegnung den gesuchten Charakter wohl erkundet, und dafs dem gediegenen Charakter, zwar nicht ohne günstiges Geschick, zumeist aber durch seine Gediegen-

heit Anerkennung und ein würdiger Wirkungskreis wird. Ein solches Thema ist kein heroisches.

Nun ist von Hegel auf das schlagendste nachgewiesen worden, dafs die heroische Poesie wesentlich das Zeitalter zum Gegenstand hat, wo vor der geordneten Staatseinrichtung der Held als einzelne Person in den gesellschaftlichen Zustand bestimmend einwirken, das Heil der Gesellschaft erzielen, das Unheil abwenden, Recht üben, dem Unrecht wehren konnte, dafs dagegen mit den Einrichtungen, welche diese Wirkungen zu einem gemeinsamen Werk der verbundenen Gemeine machen, die prosaische Zeit begonnen hat und dadurch die moralischen Kämpfe des Individuums innerhalb dieser festen Bestimmungen das Thema der Prosa des neueren Romans und der Novelle geworden ist. Wenn trotz der Nähe des Reichs der Prosa dennoch eine poetische Bewegung unser ganzes Gedicht schon in der Sprache hebt, woher kommt diese anders als aus seinem idyllischen Charakter? Es ist eine Idylle, aber freilich eine aus der Mitte der Civilisation des achtzehnten Jahrhunderts. Man hat bisher die Theokritischen Idylle für die Urform dieser Gattung genommen, sie verhält sich aber zur Uridylle wie das Alexandrinische Epos zu dem Homerischen. Die Uridylle ist die Poesie des patriarchalischen Lebens, und die schönsten Uridyllen finden sich in den Schilderungen des Patriarchenlebens in den Büchern Mosis, ferner im Buch Ruth und im Hohenliede. Die Seele aber des Patriarchenlebens ist die Liebe, Liebe des Jünglings und der Jungfrau, Liebe der Geschwister, der Eltern und Kinder. Das Urepos ist dagegen die Poesie des kriegerischen Herrenstandes, das religiöse Drama die Poesie der religiösen, das profane Drama die der politischen Volksgemeine. Das Interesse des Urepos ist daher Kampf und Krieg, das des Urdrama die religiöse und sittliche Ordnung. Die lebendige Erzeugung der Epopoe gieng mit dem kriegerischen Herrenthum, das Leben des alten Dramas mit der Volksfreiheit unter. Was blieb nun dem Privatkreise des Alterthums als das Privatleben in den Schranken einer zur Prosa herabsinkenden Poesie in der neueren Komödie oder der Kontrast des gewöhnlichen Lebens mit dem Unerwarteten in der prosaischen Erzählung von Liebesabenteuern? Da wandte sich der Blick zurück nach den einst von Krieg und Kampf, religiösen und staatlichen Forderungen und Stiftungen ungestörten primitiven patriarchalischen Zuständen, dem reinen Glück, welches die Familie und die einfachste Lebensweise, besonders die Liebe zu bieten im Stande ist; es entstand die erste Kunstidylle, welche, den Gegensatz der gesellschaftlichen Kultur überspringend, an dem Bilde dieses einfachen Glücks sich freut. Und nachdem in zwei Jahrtausenden andre Völker in den Fortgang der Kultur eingetreten waren, deren Urzustand vergessen ist, deren freier Herrenstand und erste freie Gemeindebildung wiederum längst verschwunden, wandte sich die Sehnsucht nach der entschwundenen Poesie des Lebens abermals der Darstellung jenes ungestörten Glücks der alten goldnen Zeiten zu, aber diesmal mit dem vollen Bewufstsein, einen blofsen Traum vorzuführen. Da wurde eine von Klassicität zugleich und deutschem ländlichen Sinn genährte Natur von dem Gedanken eingenommen, dafs solches Glück dem deutschen Landleben, von frommer Vernünftigkeit getragen, nicht fremd sei, und es entstand Vofs's Luise. Das höchste dichterische Genie aber der Zeit, von Wohlgefallen an diesem Bilde ergriffen, zugleich aber, nach seiner Individualität, vom Bedürfnifs der lebendigsten Wahrheit durchdrungen, wollte ein ähnliches Gemälde häuslicher und bürgerlich gesellschaftlicher Harmonie in den innigsten Zusammenhang mit seiner

Zeit einfassen, einerseits jeden diese Harmonie erhöhenden Ton aus derselben heranziehend, andrerseits jeden Mifsklang der dieselbe durchströmenden Bewegung — weglassend? nein, zur Geltung bringend, aber zugleich durch Auflösung entfernend. So gleicht sein Gedicht der Beethovenschen Pastorale, deren Freudentöne von einem vorüberziehenden Gewitter unterbrochen werden, ohne ihr den Grundcharakter des Idyllischen zu nehmen. In diesem Sinne geschieht es, dafs Dorothea (denn ihr von der Zeitbewegung ergriffener Bräutigam ist dahin) ihrem Hermann die Hand reicht.

Gern würden wir nun gesehen haben, wenn uns Humboldt geschildert, wie Goethe innerlich dieser Richtung schon nahe gerückt war, als er durch Vofs's Luise noch mehr gereizt wurde, diesen Anschauungen einen gestaltenden Ausdruck zu geben, wie ihm ein günstiges Geschick jene Erzählung von der Werbung des Geraer Wirthssohnes um die ausgewanderte Salzburgerin das künstlerische Motiv geboten, wie er das Leben einer kleinen Stadt für einen glücklicheren Boden der Entwicklung seiner Idee erachtete als das Dorfleben und die Gesellschaft des Städtchens am besten durch Gastwirth, Pfarrer, Apotheker und (den indirekt eingeführten) Kaufmann vertreten glaubt, warum er den wichtigsten Moment der Handlung, den treibenden Keim derselben, die Entstehung der Liebe Hermanns, als bereits vorausgesetzt einführt, die Motivirung desselben der eignen Phantasie des Lesers anheim gebend, warum er ebenso alle ernsten Verwicklungen aus der Handlung entfernt, auf welche Weise er die Stellung der Charaktere aus der Tendenz des Gedichtes hergeleitet, in welchem Gegensatz der Scenen (in und beim Hause, im Dorf und im Heimgange) sich die Handlung entwickelt, zu welcher Stufenleiter der Empfindungen der Fortgang derselben sich gestaltet, in welchen Wechselbeziehungen das Motiv, das Thema der Handlung und die Tendenz Goethes zu einander stehen, welche Modificirung die antike Form, namentlich auch der Hexameter, erlitten, um dem Inhalt angemessen zu werden, welche Stellung endlich das Werk Goethes neben dem Vofs's einnehme u. s. w., alles dieses hätte Humboldt vielleicht tiefer untersucht, wenn die Erforschung unseres Gedichtes allein sein eigentlicher Zweck gewesen wäre, und er es nicht beständig von dem Gesichtspunkt aus angesehen hätte, es zum Träger seiner ästhetischen Abstractionen zu machen.

V. Wir können nun zu der Frage übergehn, in wiefern die Charakteristik, welche uns Humboldt von Goethe gibt, noch jetzt für uns mafsgebend sein kann. Humboldt spricht seine Ansicht über unsern Dichter aus, aber wesentlich nur in der Hinsicht, dafs er nachweist, auf welcher Höhe sich dessen Genie in dem betrachteten Gedichte zeigt, wie dasselbe darin alles leistet, was nur die Abstraction von dem wahren und höchsten Dichter fordern kann: Einfachheit, Wahrheit, Stärke der Wirkung, Gehalt für den äufseren und inneren Sinn, Einheit, Bestimmtheit, Idealität, mehr Vielseitigkeit und Feinheit des Geistes als wir bei den Alten, mehr Totalität und Harmonie als wir bei den Neuern finden, wie dies Gedicht als das reifste Produkt Goethes darthut, dafs dieser überhaupt der Mann war, der, wie je Einer, ein offenes Auge für alles hatte, was ihn umgab, um es gleichsam mit dem Blicke des Naturforschers aufzunehmen, der in allen Gegenständen des Nachdenkens und der Empfindung nur Wahrheit und gediegenen Gehalt schätzte, kein Kunstwerk ohne verständige und regelmäfsige Anordnung, kein Räsonnement ohne geprüfte Beobachtung, keine Handlungsweise ohne consequente Maximen anerkannte, der, in seinem ganzen Wesen zum Dichter bestimmt, seinen Charakter seiner

Bestimmung gleich gemacht und so seine Grundsätze und Gedanken seinen Werken aufgeprägt hat, der, mit den Alten innig vertraut und mit dem besten Geiste der Neuern durchdrungen, dennoch so individuell gebildet sich darstellte, dafs er nur in seinem Volke, zu seiner Zeit werden konnte, was er ward, und nur in seiner Sprache dichten, was er dichtete.

Dieses Urtheil Humboldts, so wenig wir es in irgend einem Punkte bestreiten werden, ist eben nicht genug von einer Erkenntnifs und Darlegung dessen getragen, was doch darin auf das bedeutendste hervorgehoben wird, dafs nämlich Goethe nur in seinem Volke und zu seiner Zeit werden konnte, was er ward. Dieses zu begreifen und ins Licht zu stellen, hätte Humboldt davon ausgehen müssen, dafs die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft, das einzelne Werk ein Produkt der Berührung des einzelnen Seelenlebens mit den wechselnden Eindrücken der dermaligen Aufsenwelt ist; er hätte dann wie Gervinus sein Urtheil auf ein Studium des Entwicklungsganges der Zeiten gebaut, oder hätte, wie Lewes hinabsteigend in Goethes Kindheit und von da aus alle Regungen und Aeufserungen seines Geistes gegenüber allen Erlebnissen und Zeitströmungen verfolgend, eine Würdigung des Dichters dadurch gefunden, dafs er die ganze Art der Wechselwirkung zwischen seiner ursprünglichen Anlage und seiner Situation, zwischen den Phasen seiner Situation und denen der Weltlage vor sich entstehen liefse.

Sollen wir nun einen Rückblick auf die von uns angestellte Betrachtung und auf deren Ergebnifs werfen, so ist dieselbe zuerst nur die Begründung der vom Vorredner selbst aufgestellten Behauptung, „dafs Humboldts Kraft nicht ausreichte, diese gewichtige Forderung (die Aesthetik als eine Physiologie der Phantasie zu fassen) in ihrer ganzen Tragweite zu übersehen und zu erfüllen, dafs seine begrifflichen Ableitungen stumpf und unbeholfen sind, seine geschichtlichen einseitig und ungeschichtlich an dem von Schiller überkommenen Mafsstabe des Naiven und Sentimentalen haften.“ Alsdann weist unsre Erörterung darauf hin, dafs die von Humboldt angestellte Analyse unseres Gedichts zwar ein trefflicher Führer ist, um den Laien auf die Schönheiten in der Zeichnung des Einzelnen und in der Composition des Ganzen aufmerksam zu machen, dafs aber der Kunstforscher vergebens darin die Enthüllung der von der Beabsichtigung des Werks zur Wahl des Motivs, von da zur weiteren Durchbildung fortschreitenden Kunstthätigkeit suchen würde; endlich soll dieselbe darthun, dafs die Beurtheilung Goethes durch Humboldt mehr der Ergufs eines hingerissenen Bewundrers und von seinem Meister lernenden Schülers als die nach allen Seiten spähende Prüfung eines an allem, was Welt und Kunst bietet, geübten, in seiner Bildung ganz unabhängigen Kenners ist.

Woher aber, wird man uns fragen, das von seinem ersten Erscheinen an bis auf die jetzige Herausgabe wiederholte Lob dieser Schrift? Sie hat das Grunderfordernifs eines ästhetischen Werks, einen feinen Geschmack für das wahrhaft Schöne. Dieser leitet den Verfasser, überall das Treffliche anzuerkennen und hervorzuheben. Sein Stil ist, wenn auch nicht kräftig, doch klar und fliefsend, sein Gedankengang, wenn auch in der Grundlegung willkürlich, dennoch im Zusammenschlufs der einzelnen Haupttheile wohlbedacht und planmäfsig, die Begriffe, auf welche er baut, sind den Gebildeten geläufig und werden daher von ihnen, wie er sie giebt, als feste und zuverlässige Unterschiede ohne Prüfung aufgenommen, die wesentlichsten Grundsätze seiner Theorie sind Ideen, welche, wie sie von den Ko-

ryphäen seiner Zeit vorgetragen, in ihrer Kunstpraxis befolgt und daher als Bein von ihrem Bein anerkannt wurden, so auch bei dem ganzen (immerhin aber auserwählten) Kreise der Kunstliebhaber theils um dieser Autorität willen, theils wegen ihrer Anwendbarkeit auf die zunächst vorliegenden Musterwerke unbedingten Beifall fanden. Aber schon Schiller und Goethe konnten nach Lessings, Kants, Herders und ihren eignen ästhetischen Untersuchungen Neuheit in dem Inhalte nicht finden, noch (wie wir am Anfang hörten) der Form Kraft und Schönheit zusprechen (Eigenschaften, welche Lessings Laokoon einen unvergänglichen Werth sichern), geschweige denn, dafs wir jetzt, nach mehr als zwei Menschenaltern, der Forderung Folge geben könnten, welche der Vorredner im Widerspruch mit seinem oben angeführten Tadel in die Frage gekleidet hat: „Sollte es also nicht an der Zeit sein, zu dieser Humboldtschen Physiologie der schöpferischen Einbildungskraft wieder mit voller Bewufstheit zurückzukehren, um sie folgerichtig fortzubilden und auszugestalten?“ Nicht diese Physiologie der Einbildungskraft fehlt den neueren ästhetischen Systemen, sondern sie vergessen oft über die Construction aus dem Begriff die Construction aus dem ursachlichen Zusammenhange der Dinge im Kulturfortschritt der Völker, ein Mangel, dem durch mannichfaltige geschichtliche Arbeiten über Poesie und Kunst der verschiedenen Nationen nach vielen Seiten abgeholfen wird.

Potsdam. Albert Hamann.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Programme der evangelischen Gymnasien und Realschulen der Provinz Schlesien. Ostern 1862.

A. Gymnasien.

Breslau. 1) Gymn. zu St. Elisabet. (Städtisches Patronat.) Abhandl. vom Director Prof. Dr. K. B. Fickert: Zur Geschichte des 300jährigen Jubiläums der Anstalt. Schulnachrichten von demselben Verfasser. Das wichtigste Ereignifs des Gymn. in dem abgelaufenen Schuljahre war die 300jähr. Jubelfeier seines Bestehens am 29. Jan. 1862. — Eine Lehranstalt bestand bei der Kirche zu St. Elisabet in Breslau bereits seit dem Ende des 13. Jahrh. Unter dem 31. August 1293 hatte der Bischof Johann III. von Breslau auf Bitte der Bürgerschaft die Erlaubnifs zur Errichtung einer Trivialschule bei der gedachten Kirche ertheilt. Aus der Zeit vor der kirchlichen Reformation sind wenige Nachrichten über dieselbe erhalten. Bereits zu Anfange des 16. Jahrh. scheint sich dieselbe über den Standpunkt einer Trivialschule erhoben zu haben. Bei der in der Zeit der kirchlichen Reformation, in welcher der Kirche zu St. Elisabet und somit auch der mit ihr verbundenen Schule der evangelische Character aufgeprägt wurde, vorgenommenen Erweiterung des Lehrcursus genügten die bisher der Anstalt angewiesenen beschränkten Räume nicht. Im J. 1560 wurde der Neubau eines massiven Gebäudes auf dem Kirchhofe begonnen, das am 29. Jan. 1562 von den Lehrern und der Schuljugend unter angemessenen Feierlichkeiten bezogen werden konnte. Diese Einweihung beschreibt Pol in seinen handschriftlichen Nachrichten mit folgenden Worten: „Den 29. Jan. ward die Schuljugend aus dem Pfarrhofe in die Kirche, aus der Kirche in die new wohl erbaute Schule zu St. Elisabeth mit ihren Präceptoribus begleitet und geführet, das Tedeum figuraliter abgesungen, eine Oration von der Kinderzucht gethan, eine deutsche Comödia von Kain und Abel, und eine lateinische aus dem Terentio agiret.“ Zugleich wurde der Anstalt die damals aufgekommene Benennung „Gymnasium“ verliehen. Das gedachte Gebäude wurde bis zum Jahre 1826 für Schulzwecke benutzt. Die dringende Nothwendigkeit eines Neubaues hatte sich herausgestellt. Derselbe wurde in den Jahren 1826—1835 ausgeführt. Während dieser 9 Jahre wurde das indefs im Bau vollendete Gebäude der

Realschule zum Zwinger, die erst zu Mich. 1836 ins Leben trat, für die Schulzwecke des Gymnasiums zu St. Elisabet benutzt. „Im J. 1662 unter dem Rectorat des Elias Major wurde zwar nicht der Jubeltag, aber doch das Jubeljahr gefeiert durch zwei Schulacte am 31. März: *Gymnasii Elisabethani saeculum primum* und am 31. Aug: *De primariis sapientiam prudentiamque docentium ac discentium virtutibus.* Im J. 1762 gab besonders der Ober-Consistorialrath Joh. Friedr. Burg, Schüler und von 1725—1735 selbst Lehrer am Elisabetan, die Veranlassung zu einer grofsartigen Feier am 29. Jan., zu welcher der Rector durch zwei Programme einlud." Zu der 300jähr. Jubelfeier in diesem Jahre hatten der Director und das Lehrer-Collegium durch eine Sammlung von Abhandlungen eingeladen, zu welcher von jedem der 13 wissenschaftlichen Lehrer der Anstalt ein Beitrag geliefert worden war. Dem Text der Abhandlungen geht auf S. III—VI ein Vorwort des Directors voraus, worin derselbe die geschichtlichen Verhältnisse der Anstalt behandelt. Demselben schliefsen sich die Abhandlungen in folgender Reihe an: 1. „Der Rector zu St. Elisabet Johann Caspar Arletius und seine Stiftungen" von Dr. Carl Rudolph Fickert, erstem Prof. und Director der Anstalt. Der Abh. beigegeben ist ein Abdruck der goldenen Medaille, welche der gedachte berühmte Rector, ein Zeitgenosse Friedrichs II., auf Preufsens grofsen König in Gold hat prägen lassen. Die Schulstiftungen dieses ebenso durch seine Gelehrsamkeit als durch die Eigenthümlichkeiten seines Characters bekannten Schulmannes, der offenbar zu den verdienstvollsten Rectoren des Elisabetanums zählt, bestanden in folgenden: 1. *Legatum Antididactricum* den 11 ordentlichen Lehrern des Elisabetans (als Ersatz für das freizugebende Schulgeld; Arletius wollte überhaupt das Schulgeld aufgehoben wissen) 6000 Thlr. 2. *Legatum scholasticum* den 26 ordentlichen Lehrern der 3 Schulen *Augustanae confessionis* zu St. Elisabet, zu St. Maria Magdalena und zu St. Bernhardin (für 5 arme Knaben als *Immunes Arletio-Haenseliani*) an seinem Geburtstage, den 1. Oct., zahlbar, 1000 Thlr. 3. Den Wittwen und Waisen der Elisabetanischen Lehrer (eine Wittwe mit einem oder mehreren unversorgten Kindern erhält eine doppelte Portion) am Tage Caspar, den 6. Jan., zahlbar, 1000 Thlr. 4. Den Töchtern der 11 Elisabetanischen Lehrer bei ihrer Verheirathung oder den Eltern zur Ausstattung 1000 Thlr. Verheirathen sich zwei oder mehrere in demselben Jahre, so werden die Zinsen gleichmäfsig getheilt; findet keine Verheirathung statt, so werden sie capitalisirt. Von jeder neuen Capitalisirung erhält der Rector die Erstlingszinsen. 5. *Stipendium Hebraicum et Orientale* für einen Studirenden, der das Elisabetan besucht und sich durch Fleifs und Kenntnisse im Hebräischen vor seinen Mitschülern ausgezeichnet hat, 1000 Thlr. Der Rector kann das Stipendium auch über das Triennium hinaus ertheilen; doch mufs der Empfänger jährlich eine kleine Abhandlung philologischen oder exegetischen Inhalts schreiben, sie in 50 Exemplaren drucken lassen und dem Rector widmen. Auch hier erhält der Rector die Erstlingszinsen von jeder neuen Capitalisirung. 6. Den emeritirten Lehrern bei St. Elisabet, Erlös aus der Bibliothek, 2200 Thlr. 7. Zur Vermehrung der Münzsammlung auf der Rehdigerschen, der Bücher auf der Magdalenen-Bibliothek, für beide Bibliotheken und zu Büchern für arme Schüler in den 3 untersten Klassen des Elisabetans 1200 Thlr. Aufserdem vermachte er der Rehdigerschen Bibliothek seine Sammlung von schlesischen Münzen, Metallwerth 1300 Thlr., und an Büchern, Handschriften u. s. w. 300 Thlr. — Der Abhandlung des Dir. Dr. Fickert folgt 2. die über eine altfranzösische Handschrift der Rehdigerschen

Stadtbibliothek in Breslau und über ein altfranzösisches Gedicht aus derselben von Nathanael August Weichert, Prorector und zweitem Professor. 3. *De usu conditionalium enunciationum Homerico* von Dr. Carl Ferd. Kampmann, drittem Prof. 4. Ueber die Nothwendigkeit practischer Vorbildung für das höhere Lehramt vom Oberl. J. Stenzel, erstem Collegen. 5. Aus der Schule vor funfzig Jahren. Selbsterlebtes und Selbsterfahrenes vom Oberl. Moritz Adolf Gutmann, zweitem Coll. 6. Kann das hebräische Verb einfacher als bisher behandelt werden? vom Oberl. Wilh. Karl Rath, drittem Coll. 7. Beiträge zur Trigonometrie, zur Stereometrie und zur Arithmetik vom Prof. Dr. Ludw. Kambly, viertem Coll. 8. *De cognominibus in Anthologia graeca poetis, praecipue de Leonidis* vom Oberl. Julius Hänel, fünftem Coll. 9. *Lichenes Hochstetteriani* vom Oberl. Dr. G. G. Körber, sechstem Coll. 10. Offenes Sendschreiben an den Ordinarius der Ober-Sexta am Elisabetanum im Jahre 1962 vom Oberl. Georg Friedr. Neide, siebentem Coll. (Dies Sendschreiben ist ziemlich humoristisch gehalten. Der Verf. bespricht die Zustände seiner Klasse und theilt die Erfahrungen aus seiner 15jährigen Wirksamkeit mit.) 11. Ueber das Musenthal im Helikon, eine archäologisch-topographische Abhandlung nebst einer Karte und Zeichnung von Dr. Richard Schillbach, achtem Coll. 12. *De tribus Antigonae Sophocleae locis* vom Collab. Dr. Karl Wiefsner. 13. *Parodum priorem, quae legitur in Aeschyli Eumenidibus, strophis Alcaicis latinis vertit et brevi annotatione instruxit Rudolfus Künstler.* — Ueber die Festfeier selbst berichtet der Director Prof. Dr. Fickert in dem diesjährigen Osterprogramm: „Am 28. Januar von Nachmittags 3 Uhr an wurden im Amtszimmer des Rectors die Glückwünschenden durch das Curatorium, den Rector und das Lehrercollegium empfangen. Die Herren Regierungs-Präsident von Prittwitz und Schulrath Dr. Scheibert sprachen die Glückwünsche des Königl. Provinzial-Schulcollegiums aus; Ersterer übergab ein Glückwunschschreiben dieser Behörde und händigte dem Rector die Insignien des Rothen Adlerordens III. Klasse mit der Schleife ein. Herr Generalsuperint. Dr. Hahn, Herr C. R. Dr. Gaupp und Herr C. R. Wachler gratulirten im Namen des Königl. Consistoriums, der Rector magnificus Herr Prof. Dr. Semisch, der Decan der philos. Facultät Herr Prof. Haase und Prof. Dr. Elvenich im Namen der Königl. Universität; Herr Geh. Rath Göppert, Prof. Dr. Kutzen und der Stadtgerichtsrath Schwärz im Namen der Schles. Gesellschaft für vaterländ. Cultur. Hierauf folgten die Beglückwünschungen Seitens der Geistlichkeit bei St. Elisabet, Seitens des Gymn. zu St. Maria Magdalena, Seitens des Friedrichsgymn., ferner von den Lehrercollegien der beiden Realschulen am Zwinger und zum heiligen Geist in Breslau, der höheren Töchterschule daselbst, so wie der Lehrercollegien der Gymn. in Oels, Brieg und Schweidnitz. Als Festgaben wurden überreicht: eine Gratulationsschrift der Universität, ein *Carmen Seculare* Seitens des Gymn. zu St. Maria Magdalena, insbesondere noch von dem Director dieser Anstalt Hrn. Prof. Dr. Schönborn ein Fac-Simile der Stiftungsurkunde der Elisabetschule, von Seiten des Friedrichsgymn. eine vom Prof. Dr. Lange verfafste Gratulationsschrift nebst einer *Commentatio de Prisciani Lydi Metaphrasi in Theophrastum de Sensu et Phantasia*, deren Verfasser der Director Prof. Dr. Wimmer ist, ein Glückwunsch der Realschule am Zwinger, ein Glückwunsch der Realschule zum heiligen Geist, eine Gratulationsschrift der höheren Töchterschule zu St. Maria Magdalena, lateinische Gratulationen der Gymn in Schweidnitz und Oels, eine Gratulationsschrift des Brieger Gymn. mit *Henrici Martinii Ordo Le-*

ctionum et methodus docendi von Hrn. Director Guttmann, ein *Carmen Seculare* vom Director Dr. Fickert. An diese Seitens der Repräsentanten der gedachten Anstalten überreichten Schriften reihen sich einige, welche eingesandt worden waren. — Die Vorfeier begann Nachm. 5 Uhr in der Aula des Gymn. Sie bestand in abwechselnden musikalischen und deklamatorischen Vorträgen der Schüler. Den musikalischen Theil der Aufführung leitete Hr. E. Kramer, dritter Lehrer der Vorbereitungsklasse. Nach 7 Uhr war diese Feier beendet. Inzwischen hatte ein grofser Theil der ehemaligen Zöglinge des Gymn. sich in einer der Klassen versammelt. Dieselben begaben sich hierauf im Zuge nach der Aula, wo sie von dem Director und dem Lehrercollegium empfangen wurden. Pastor Kutta sprach den Glückwunsch der ehemaligen Zöglinge aus und übergab ein Album mit den Namen, das zugleich die Stiftungsurkunde für ein von früheren Schülern begründetes Stipendium enthielt. Aufser dieser Stiftung, deren Höhe, weil die Sammlung noch nicht abgeschlossen ist, zur Zeit noch nicht angegeben werden kann, hat sich der Wohlthätigkeitssinn in noch anderen Dotationen kundgegeben. — Die Ordnung der Feierlichkeiten am eigentlichen Festtage, am 29. Januar, war folgende. Lehrer und Schüler der Anstalt so wie Festgenossen (unter letzteren bemerkte man auch den Oberpräsidenten der Provinz Schlesien Herrn Dr. von Schleinitz) versammelten sich um 9 Uhr im Gymn. Nach halbstündigem Glockengeläute um Punkt 9 Uhr setzte sich der Zug vom Gymn. aus in Bewegung und begab sich in die Elisabetkirche. Die Feier eröffnete der Gesang des Liedes: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ etc. Die Predigt hielt der Pastor primarius Girth, unter Zugrundelegung des Textes aus Psalm 78, 1—8, über das Thema: „Die dreihundertjährige Jubelfeier unseres Gymnasiums, und zwar 1. im Rückblicke auf seine Vergangenheit und 2. im Hinblicke auf seine hochwichtige Aufgabe und auf die daran sich knüpfenden Anforderungen.“ Das Gebet sprach vom Altar Senior Penzig; den Schlufs machte der Gesang des Liedes: „Nun danket alle Gott“ etc. — Die Schulfeier eröffnete der Choralgesang von Albert Knapp: „Gott Vater, aller Dinge Grund“; hierauf sang der Schulchor unter Leitung des Signator Kefsler den 150. Psalm von Berner. Die Festrede hielt der Director Fickert. Dieselbe gab einen schätzenswerthen Beitrag zur Cultur- und Literärgeschichte Breslau's. Der Redner stellte es sich zur Aufgabe, einzelne Characterzüge des wissenschaftlichen und geistigen Lebens in Breslau vorzuführen. Er widmete besondere Aufmerksamkeit den Bestrebungen der Rectoren, von denen er jeden einzelnen theils in eingehender Schilderung seiner Verdienste, theils in kurzen Worten characterisirte, gedachte der berühmteren Lehrer der Anstalt, besprach das Leben und Treiben der Schüler und die Theilnahme, welche die Väter der Stadt so wie das Publikum der Anstalt zugewendet haben. Interessant war es, aus dem Munde des Redners zu vernehmen, dafs bisweilen Männer, welche sich ursprünglich nicht speziell der pädagog. Laufbahn gewidmet hatten, vom Rath der Stadt zu Rectoren der Anstalt berufen worden waren. Nachdem der Rector den Katheder verlassen, trat der Dekan der philosophischen Facultät Prof. Haase nebst den Professoren Elvenich und Dr. Göppert vor und verkündete nach einer einleitenden Rede, dafs die philosophische Facultät den Oberbürgermeister Geh. Rath Elwanger, den Bürgermeister und Curator des Elisabetanums Bartsch und den Prorector Weichert *honoris causa* zu Doctoren promovirt habe. Die Feierlichkeit endete mit dem Gesange zweier Verse des Liedes: „Ich und mein Haus, wir sind bereit“ etc. In dem ersten Theile des diesjähri-

gen Osterprogrammes fügt der Director der Uebersicht über die Feierlichkeiten die Predigt, welche Pastor Girth, die Rede, welche er selbst, und die Ansprache, welche Prof. Haase an die promovirten Herren gehalten hat, bei. Ref. schliefst seinen Bericht mit den Worten des Director Fickert: „Möge der Segen des Herrn, welcher 300 Jahre auf dieser Schule geruht und sie zu einer *Officina Spiritus Sancti* gemacht hat, ihr auch ferner erhalten bleiben!" Der von ihm gehaltenen Rede hat der Director den vom Prof. Joh. Ephraim Scheibel erstatteten Bericht über das Elisabet-Gymn. vom October 1779 beigefügt. Dem damaligen Lectionsplane zufolge wurden ertheilt in VI Religion in 11, deutsche Sprache in 4, lateinische Sprache in 9, Naturhistorie in 2, Rechnen und Schreiben in 4 St.; in V Religion in 9, deutsche Sprache in 4, lateinische in 10, französische Sprache in 2, Naturhistorie in 2, Geographie in 1, Rechnen und Schreiben in 4 St.; in IV Religion in 6, deutsche Sprache in 2, lateinische in 10, griechische in 2, französische in 2, Geographie in 2, Historie in 2, Naturhistorie in 2, Rechnen und Schreiben in 4 St.; in III Religion in 6, deutsche Sprache in 2, lateinische in 10, griechische in 2, französische in 2, Geographie in 2, Historie in 2, Naturhistorie in 2, Rechnen und Schreiben in 4 St ; in II Religion in 3, lateinische Sprache in 12, griechische in 4, hebräische in 1, französische in 2, Oratorie in 2, alte Geopraphie in 1, römische Alterthümer in 1, Historie in 2 St.; in I Religion in 3, lateinische Sprache in 9, griechische in 3, hebräische in 2, französische in 2, Oratorie in 2, Historie in 2, Philosophie in 3, Physik in 2, Mathematik in 4 St. — Die Concentration des Unterrichts bestand also nicht darin, dafs manche Lectionen, deren Stoff für das Leben Bedeutung hat, nicht gelehrt wurden, sondern dafs die Wissenschaften, welche gewissermafsen als Centralpunkte der gesammten Gymnasialbildung angesehen wurden, mit einer reichen Stundenzahl bedacht waren. Im Vergleich zu der jetzigen Lehrverfassung ist besonders bemerkenswerth die für den Religionsunterricht bestimmte grofse Stundenzahl; die Gliederung des Stoffes für diese so wie für die anderen Lectionen weist der Unterrichtsplan im Speziellen nach. Bemerkenswerth ist, dafs für den Religionsunterricht in I die Anordnung getroffen war, dafs drei verschiedene Lehrer, zwei Geistliche und der Rector des Gymn., jeder in einer Stunde denselben leitete. Der naturhistor. Unterricht wurde in den 4 unteren Klassen in je 2 wöchentl. Stunden ertheilt, der damalige Unterrichtsplan gestattete nicht wie der jetzige Normalplan eine Lücke in IV. Bemerkenswerth ist, dafs trotz des sehr lebhaften Handels und Verkehrs, den damals Schlesien, und besonders Breslau, mit Polen trieb, die polnische Sprache nicht als facultativer Lehrgegenstand eingeführt war. — Was die gegenwärtige Combination des Religions-U. in je zwei unteren Klassen, IV A u. B, V A u. B, VI A u. B betrifft, so fällt dem Ref. diese Einrichtung jetzt weniger auf, nachdem er in Erfahrung gebracht, dafs die Hälfte der Zöglinge in denselben Schüler mosaischen Glaubens sind. Bei der Menge der jüdischen Schüler, welche in Breslau die christlichen Gymnasien besuchen, dürfte vielleicht der Gedanke der Begründung eines jüdischen Gymnasiums nicht fern liegen. Es würde dadurch den jungen Leuten mosaischen Glaubens, welche die pädagogische Laufbahn betreten, Aussicht auf eine Versorgung für die Zukunft eröffnet, und das nach unserer Ansicht unbegründete Verlangen, dieselben an christlichen Schulen zu placiren, abgeschwächt werden. Uebrigens bleibt es immerhin auffallend, dafs in Breslau eine spezifisch jüdische Anstalt, die Wilhelmsschule, welche die Zöglinge für die Tertia, theilweise auch für die Secunda eines Gymnasiums

vorbereitete, sich nicht hat halten können, und dafs das kathol. Gymn. in Gleiwitz in Oberschlesien, in welcher Stadt unter des Lexikographen Dr. Freund's Leitung eine höhere jüdische Privat-Schulanstalt, welcher der Gymnasiallehrplan zu Grunde liegt, besteht, den Nachrichten in dem neuesten Schulprogramme zufolge, noch von 116 Schülern mosaischen Glaubens besucht wird. — Der Unterricht in der polnischen Sprache wird als facultativer Lehrgegenstand in den 3 evang. Gymn. Breslau's betrieben, eben so wie an mehreren anderen Gymn., welche Gegenden nahe liegen, unter deren ländlicher Bevölkerung das Polnische noch als Verkehrssprache geredet wird; an dem kathol. Gymn. in Leobschütz in Oberschl. ist neben dem Polnischen sogar das Böhmische und Mährische facultativer Lehrgegenstand. — Was die Verordnungen der Behörden anbelangt, so sind die allgemeinen Ministerial-Verfügungen bekannt. Ref. theilt noch folgendes besondere mit: „Unter dem 13. Jan. 1862 macht das hochlöbl. Kgl. Prov. Sch. C. bekannt, dafs künftig nur von der Hälfte der Gymnas. die Prüfungsverhandlungen jedes Termins nach Auswahl des Kgl. Prov. Sch. Coll. der Kgl. Wissenschaftl. Prüfungs-Commission zur Begutachtung vorgelegt werden sollen. Doch hat das Kgl. Ministerium sich vorbehalten, nach Befinden auch noch andere Gymnas. zur Begutachtung zu bestimmen. Die Verhandlungen sind nach wie vor von allen Gymn. einzusenden. Die Gutachten der Wissenschaftl. Prüfungs-Comm. werden wie bisher an die Gymnasial-Directoren zur Mittheilung an die betreffenden Lehrer gelangen, und haben diese durch Unterschrift zu bekunden, dafs sie davon Kenntnifs genommen haben.“ Die Königl. Wissenschaftl. Prüfungs-Comm. in Breslau hat die Abiturientenarbeiten von weit über 30 höheren Lehranstalten der Provinzen Schlesien und Posen durchzusehen. Einer Privatmittheilung zufolge sind Mitglieder der gedachten Commission um eine Erhöhung der für diese Amtsverrichtung ihnen zustehenden Remuneration beim Ministerium vorstellig geworden. Auf die Gewährung dieser Bitte ist dasselbe nicht eingegangen, sondern hat durch vorgedachte Verfügung eine Erleichterung der Arbeitslast eintreten lassen. Ob diese Anordnung ganz zweckgemäfs sei, darüber will Ref. sich des Urtheils enthalten.

2) Gymn. zu St. Maria Magdalena. (Städtisches Patronat.) Abhandlung vom Collegen Dr. F. G. Lindner: *De Arellio Fusco commentatio* (S. 1—23). Diese Arbeit reiht sich anderen desselben Verf.'s über M. Porcius Latro, L. Cestius Pius und G. Albucius Silus an. Am Ende der Abhandlung (S. 22) sagt der Verf.: *Haec fere sunt, quae ex Senecae libris de Arellii declamandi ratione potuimus eruere. Quae si comprehendimus, non dubium est, quin Cestio populari suo Asiatico multum sit anteponendus. Latronem tamen non plane aequiparat, propius accedit ad Albucium Silum. Quorum utrique similis est, quod sanam sectabatur eloquentiam. Sanos plerumque habet colores, sanas sententias, splendidam descriptionem et copiosam, quamvis interdum nimis cultam et luxuriosam, figuras plurimas quidem nec vero inepte cumulatas. Oratio argenteae est aetatis, sed dum multo minus Latrone et Albucio novare veretur linguaeque legibus vim facere, vacat sordibus immixtis Albucii et inaequabilitate. Divisio denique, quae apud Latronem egregia erat, apud Albucium vituperanda videbatur, quod modum nesciebat tenere, apud Fuscum arida deprehenditur. Qua de causa si ordo faciendus est trium virorum, quos cum Gallione ad primum rhetorum tetradeum Seneca composuit, primas dare Latroni non dubitamus. Secundae utri tribuendae sint quaestio est difficilior; pari enim sibi jure vindicare videntur et Albucius et Arellius, quoniam uterque habet cum virtutes tum vitia sua, quibus compensatio quae-*

dam efficitur etc. — Schulnachrichten vom Director Prof. Dr. Schönborn (S. 25—58). Das Gymn. hat im Verlaufe des Schuljahres eine bedeutende Erweiterung erhalten. Bisher hatte die Anstalt 9 Klassen umfafst; denn I, II u. III waren in eine obere und niedere Abtheilung schon seit längerer Zeit getheilt; in Folge der von Sr. Excell. dem Minister Herrn v. Bethmann-Hollweg geschehenen Aufforderung, wegen der grofsen Schülerzahl Parallelklassen zu beiden Tertia, Quarta, Quinta und Sexta zu errichten, wurden Seitens der städtischen Behörden die Mittel zur Theilung der gedachten 5 Klassen und somit auch zur angemessenen Vermehrung der Lehrkräfte gewährt. Das Gymn. umfafst jetzt 14 Klassen; dazu kommen noch die 3 Elementarklassen, die gleichfalls durch Theilung vermehrt werden mufsten. Ref. hält diese Vergröfserung der Anstalt nicht für segensreich; es sind factisch 2 Gymn. in einer Anstalt vereinigt. Nimmt man nun dazu, dafs am Elisabetanum gleichfalls die unteren 3 Klassen getheilt sind, dafs ferner die Theilung der Tertia in Aussicht steht, so leuchtet die Nothwendigkeit eines dritten evangel. Gymn. in Breslau ein; aber auch dann wird die Ueberfüllung der Klassen noch nicht beseitigt sein. Die beiden evangel. Gymn. städtischen Patronats sind sehr alte Stiftungen; in neuerer Zeit ist eine derartige Anstalt nicht dazu gekommen. Das Bedürfnifs der Vermehrung der höheren Schulen wächst dem städtischen Patronat, so zu sagen, über den Kopf. Die beiden Realschulen am Zwinger und zum heiligen Geist sind für die wachsende Schülerzahl nicht mehr ausreichend; die Realschule am Zwinger umfafst mehr als eine Doppelanstalt, manche Klassen sind dreifach getheilt; man denkt daran, eine neue vor dem Nikolaithore zu errichten. Das Bedürfnifs nach höheren Töchterschulen ist gleichfalls sehr dringend. Die städtischen Behörden haben nun die Creirung einer städtischen Schulrathstelle beschlossen. Bei der in der Verwaltung des Schulwesens vorwaltenden Concentration dürfte derselbe schwerlich in die sogenannten *res internas* der höheren Anstalten eine bedeutende Einwirkung erlangen.

3) Königl. Friedrichs-Gymn. Abh. vom Gymn.-Lehrer Dr. Geisler: *De Plinii minoris vita* (S. 1—16). Der Verf. hatte sich nicht zur Aufgabe gestellt, eine Biographie Plinius des jüngeren zu schreiben, sondern nur die Irrthümer der früheren Biographen Masson (*C. Plinii Secundi Junioris Vita, ordine chronologico sic digesta etc. Amstelod.* 1709. 8.) und Francke (Zur Geschichte Trajans und seiner Zeitgenossen. Güstrow 1837) nachzuweisen. — Schulnachr. vom Dir. Prof. Dr. Wimmer (S. 17—32). Was die Lehrverfassung des Gymn. anbelangt, so scheint es dem Ref., dafs der Bedeutung des Ordinariats durchaus nicht Rechnung getragen ist, wenn der Ordinarius in II in seiner Klasse nur 5 Stunden wöchentlich, nämlich den Unterricht in der Mathematik und Physik, ertheilt. Eine im Laufe dieses Schuljahres von dem Prov. Sch. Coll. der Provinz Brandenburg an die Directoren der Gymnasien seines Ressorts in dieser Beziehung erlassene und im Centralblatt der gesammten Unterrichtsverwaltung abgedruckte Verfügung hier in Erinnerung zu bringen, erscheint mir nicht unstatthaft. Für die Naturkunde weist der Lehrplan des Gymn. überhaupt nur eine Stunde wöchentlich nach und zwar in III; die zweite Stunde, welche der Normalplan für den gedachten Unterrichtszweig in dieser Klasse bestimmt, ist dem mathematischen Unterricht zugelegt worden. Diese geringe Berücksichtigung der Naturkunde an einem Gymn., dessen Director selbst Naturforscher ist, giebt Ref. zu mancherlei Betrachtungen Veranlassung. Die Combination der Klassen III und IV für den Religionsunterricht ist nicht zu billigen. — An der

50jährigen Jubelfeier der Universität Breslau betheiligte sich die Anstalt durch Ueberreichung einer latein. Gratulationsschrift, deren Verf. der Director ist: *Lectiones Aristotelicae e libris de historia animalium.* Derselbe überreichte im Namen des Gymn. zur 300jähr. Jubelfeier des Elisabetanums die von ihm verfafste Schrift: *Commentatio de Prisciani Lydi Metaphrasi in Theophrastum de sensu et de phantasia.*

Brieg. (Königl. Gymn.) Abh. vom Director Prof. Guttmann: *Henrici Martinii ordo lectionum et methodus docendi* (S. I—IV, 1—9). Der Verf. hat hiermit einen Abdruck der Gratulationsschrift besorgt, die er zur 300jähr. Jubelfeier des Elisabetanums in Breslau verfafst hat. Auf 2 Seiten der Einleitung giebt derselbe einen geschichtlichen Commentar, in den 9 folgenden den Text der von Heinr. Martini für das Gymn. zu Brieg im J. 1671 entworfenen Schulordnung. — Schulnachrichten (S. 11—18) gleichfalls vom Director. Was die Lehrverfassung anbelangt, so ist zu bemerken, dafs der Director, der in den beiden früheren Jahren den latein. Sprachunterricht nach einander in den beiden unteren Gymn.-Klassen ertheilt hatte, in dem abgelaufenen Schuljahre aufser 8 Stunden, die er in den oberen Klassen ertheilte, den Unterricht in der griech. Sprache und in der Religion in IV gab. Zahl der Zöglinge in 6 Klassen: 326. Bei 69 Schülern in III scheint eine Theilung dringend geboten.

(Schlufs folgt.)

Schweidnitz. Julius Schmidt.

II.

Ausgewählte Komödien des Aristophanes. Erklärt von Theodor Kock. Erstes Bändchen. Die Wolken. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin 1862. Weidmann'sche Buchhandlung.

Zehn Jahre liegen zwischen der ersten und der zweiten Ausgabe dieses Stückes, ein Zeitraum in welchem so Manches für die Kritik des Dichters, insbesondere auch für die Erklärung der Wolken geschehen ist. Wenn es schon hiernach ein gutes Vorurtheil erweckt, dafs die neue Auflage sich als umgearbeitet ankündigt, so finden wir die dadurch erregten Erwartungen bei genauer Vergleichung vollkommen gerechtfertigt. — Die umfangreiche, theils formell theils auch materiell umgearbeitete Einleitung unterzieht die für die sachliche Erklärung in Betracht kommenden Fragen, so weit deren Beantwortung möglich, einer eingehenden Erörterung. Sie zeichnet im ersten Abschnitt den geschichtlichen und politischen Hintergrund, die Bestrebungen der Sophisten, auf der andern Seite die Wirksamkeit des Sokrates, der in seinem scharfen Gegensatze zu jenen doch auch wieder mannichfache Aehnlichkeiten und Berührungspunkte mit ihnen darbietet, und erklärt es aus der konservativen Richtung des Ari-

stophanes, wenn er den Philosophen mit dem ganzen sittlichen Ernst seiner Gesinnung und seiner Kunst nicht persönlich, sondern als Repräsentanten einer ganzen Gattung verspottet. (So im Wesentlichen auch in der ersten Ausgabe.) Es folgt im zweiten Abschnitt eine genaue Uebersicht über die Oekonomie der Komödie. Der dritte und ausführlichste Abschnitt (p. 20—48) behandelt die schwierige Frage über das Verhältnifs der uns vorliegenden Bearbeitung der Wolken zu der ursprünglichen, die bei der Aufführung durchgefallen war. Die Grundlage dieser Besprechung bildet mit Recht die auf den ältesten Quellen beruhende sechste Hypothesis, in welcher drei Hauptscenen bezeichnet werden, die eine umfassende Aenderung erfahren haben. Im weitern Verfolg der Untersuchung, in welchem den neueren Forschungen über die doppelte Recension (Fritzsche, Enger, Teuffel, Göttling, Petersen, Bücheler und vor allen Köchly) sorgfältige Berücksichtigung zu Theil wird, werden manche auffallende Widersprüche in der Komposition hervorgehoben: so die Schwankungen in der Zeichnung des Strepsiades, der trotz mancher kluger und origineller Einfälle beim Unterricht als einfältig und unbrauchbar heimgeschickt wird und seinen Sohn anstatt seiner hergeben mufs, und gleichwohl gegen Ende des Stücks sich selbst vortrefflich gegen die unbequemen Gläubiger zu helfen weifs; — nicht minder auffallende Inkonvenienzen in der Zeichnung des Pheidippides: Widersprüche welche die Mischung aus zwei Bearbeitungen zu verrathen scheinen und zu mehrfachen Vermuthungen führen, welche Theile der ersten, welche der zweiten Bearbeitung angehört haben müssen. — Um Anderes zu übergehen, wird besonders treffend hingewiesen auf den entschiedenen Gegensatz zwischen dem Sokrates in den 3 ersten Epeisodien und dem Sprecher des Unrechts im vierten Epeisodium, welcher an Sokrates Stelle eingetreten doch zum Theil ganz andere Ansichten und Grundsätze vertritt: ein Widerspruch, der die Einheit des Planes ganz wesentlich beeinträchtigt und sich nur durch eine tiefer in den Organismus des Stücks eingreifende Ueberarbeitung erklären läfst. Dieselbe könne nicht zum Abschlufs gekommen sein und sei wahrscheinlich erst aus dem Nachlafs des Dichters veröffentlicht worden. — Der vierte Abschnitt weist in gedrängter Kürze auf die vermuthlichen Gründe hin, welche die Kampfrichter bewogen, den aufgeführten Wolken den Preis nicht zuzuerkennen. Was die erste Ausgabe am Schlufs der Einleitung über die scenische Darstellung der Wolken enthielt, ist wohl deshalb, weil es zum Theil auf unhaltbaren Hypothesen beruhte, in der neuen Ausgabe weggelassen.

Wesentliche Aenderungen hat der Text des Stückes in der zweiten Bearbeitung erfahren. Hierbei ist es rühmend anzuerkennen, dafs Hr. Kock, der früher aufser manchen glücklichen Emendationen auch mehreren unhaltbaren Konjekturen Aufnahme gewährt hatte, nunmehr mit sorgfältiger Prüfung und Umsicht zu Werke gegangen ist. Mehrere Verbesserungen gab die inzwischen erschienene zweite Recognition von Bergk, eine gröfsere

Anzahl noch die Textesrecension von Meineke an die Hand; und wo der Herausgeber nicht beistimmen konnte, wurde er öfter zu neuen eigenen Vermuthungen angeregt, bei denen er sich seinem früheren Grundsatze getreu möglichst eng an den Rav. anschliefst. Abweichende Ansichten werden öfter auch ohne Nennung des Namens in den Anmerkungen begründet (z. B. v. 24 zu *ἐξεκόπην*, v. 74 zu *ἵππερον*, v. 125 zu *περιόψεται ἄνιππον*, v. 977 zu *ἠλείψατο*). Demnach sind mehrere von den früheren Kock'schen Konjekturen aus dem Texte geschwunden und meist nur solche beibehalten worden, die sich der Beistimmung von Meineke zu erfreuen hatten; von den neuen eigenen Vermuthungen nur wenige in den Text gesetzt, die meisten theils in den erklärenden Anmerkungen, theils im kritischen Anhange der Prüfung unterbreitet.

Wir besprechen zunächst einige Stellen des Textes, wo wir des Herausgebers Ansicht nicht theilen können. V. 2 werden die Worte *τὸ χρῆμα τῶν νυκτῶν ὅσον ἀπέραντον* zusammengefafst, dazu die Bemerkung: „etwas stärker als *ὡς ἀπέραντον*". Dagegen scheint doch die Interpunktion hinter *ὅσον* (mit Reisig, Meineke u. A.) der erregten Stimmung des Strepsiades angemessener, so dafs *ἀπέραντον* — überdies ein in der Umgangssprache seltnerer und mehr gesuchter Ausdruck, der das *ὅσον* an Kraft überbietet — als ein neuer Ausruf anzusehen ist. Dafür spricht überdies der fast gleichlautende Vers Ran. 1278

ὦ Ζεῦ βασιλεῦ, τὸ χρῆμα τῶν κόπων ὅσον.

V. 422 wird (mit Bergk) hinter *ἀμέλει* interpungirt und *θαρρῶν* zum Folgenden gezogen. Wenn aber der Gedanke: Sei unbesorgt, sei guten Muthes ohne wesentlichen Unterschied, wie zahlreiche Stellen zeigen, sowohl durch *ἀμέλει* wie auch durch *θάρρει* ausgedrückt werden kann, so darf die Vereinigung beider Ausdrücke (*ἀμέλει θαρρῶν*), die mit mehr Nachdruck denselben Sinn geben, keinen Anstofs erregen; wogegen das Hinüberziehen des *θαρρῶν* zum Folgenden etwas Gewaltsames hat und dies Wort bei der folgenden Versicherung *οὕνεκα τούτων ἐπιχαλκεύειν παρέχοιμ' ἄν* ganz müfsig ist.

V. 432 erscheint in folgender neuer Fassung: *ἐν τῷ δήμῳ γνώμας μεγάλας νικήσει σοῦ πλέον οὐδείς.* (Aehnlich schon Porson.) Dafs das *μεγάλας* (des R.) wegen des folgenden Verses nicht zu missen ist, wird mit Recht p. 204 bemerkt. Jedenfalls aber hätte die Konjektur des Herausgebers zurücktreten müssen gegen die bisher unbeachtet gebliebene Emendation Köchly's *γνώμας μεγάλας οὐδεὶς λέξει πλέον ἢ σύ*, die uns evident scheint, theils weil sie sich aufs engste an den R. anschliefst, theils weil sie der Entgegnung des Strepsiades *μὴ 'μοί γε λέγειν γνώμας μεγάλας* genauer entspricht.

V. 960 wird (wie schon in der 1. Ausg.) *καὶ τὴν αὑτοῦ φύσιν εἰπέ* für *τὴν σαυτοῦ* gelesen. Trotz der Autorität des Rav. und Ven. und der Zustimmung eines früheren Rec. halten wir es für sehr bedenklich, das Reflexivum der 3. Pers. im Sing. nach der späteren Gebrauchsweise, die zuerst bei Isokrates und Xeno-

phon aufzutauchen scheint, dem Ar. zu vindiziren. Es wäre dies die einzige Stelle eines ganz abweichenden Gebrauches gegen mehr als 100 andere in unserm Dichter, wo *σεαυτοῦ* oder *σαυτοῦ* nebst den abgeleiteten Formen stehen. Allerdings kommen ähnliche leicht zu erklärende Verwechselungen an einzelnen Stellen selbst in den besseren Codd. vor, wie in unserm Stücke v. 1449 (gegen das Metrum) und 1455; aber wenn ein Brunck an solchen Depravationen einer späteren Gräcität Geschmack fand, der sogar Plut. 390 statt des überlieferten *σὺ μὲν οὖν σεαυτόν* als eleganter *ἑαυτόν* conjicirte, so sind solche Ansichten von einer umsichtigeren Kritik längst zurückgewiesen worden. Anders verhält es sich natürlich mit dem Plural *αὐτῶν* (mit fehlendem *ἡμῶν* oder *ὑμῶν*) wie in dem Aeschyleischen Verse Aves 808.

V. 1421. *οὔκουν ἀνὴρ ὁ τὸν νόμον τιθεὶς τότ' ἦν τὸ πρῶτον* (Vulg.: *θεὶς τοῦτον ἦν τὸ πρ.* Meineke: *θεὶς τουτονὶ*). Die Aufrechthaltung von *τιθείς* (R. V.) ist wohl zu billigen; aber für ganz unnatürlich halten wir die Stellung der Worte (im Sinne von *ἀνὴρ ἦν ὃς τότε τὸ πρῶτον ἐτίθει*); so dafs es wohl räthlicher gewesen wäre, G. Hermann zu folgen und *τοῦτον τιθεὶς τὸ πρῶτον* mit Weglassung des entbehrlichen *ἦν* herzustellen.

Ueber manche Stellen werden die Ansichten wohl schwankend bleiben, wie v. 63 und 876, wo Hr. K. es für gerathen hielt, mit Verletzung der Elmsleyschen Regel dem R. zu folgen. Im letztbezeichneten Verse würden wir mit Umstellung der Partikel „*cuius eximia est acrimonia ad veteratoris astutiam designandam*" der Reisig'schen Fassung *καίτοι ταλάντου γ' αὔτ' ἔμαθεν Ὑπέρβολος* den Vorzug geben. (Vgl. v. 400.)

Dagegen erscheint uns als eine überaus einfache und glückliche Emendation v. 332 die Interpunktion hinter *σφραγιδονυχαργοκομήτας*, wonach der folgende Vers *κυκλίων τε χορῶν ᾀσματοκάμπτας* cet. zum folgenden Verbum *βόσκουσι* Objekt wird, während nach der herkömmlichen Interpunktion der Vers *οὐδὲν δρῶντας βόσκουσ' ἀργούς* aufser jeder grammatischen Beziehung steht, weshalb er denn von Bergk u. A. für unächt erklärt wurde. — Auch v. 408 ist die volle Interpunktion nach *Διασίοισιν* sinngemäfs; denn dafs der folgende Vers *ὀπτῶν γαστέρα τοῖς συγγενέσιν κᾆτ' οὐκ ἔσχων ἀμελήσας* in sich zusammenhängt, unterliegt nach dem sonstigen Gebrauche von *κᾆτα* oder *κᾄπειτα* bei vorangehendem Participium durchaus keinem Bedenken. — V. 1165 sind die pathetischen Worte *ὦ τέκνον ὦ παῖ, ἔξελθ' οἴκων* etc. (wie bei Herm. u. Dind.) dem Strepsiades, der seiner lebhaft freudigen Bewegung in mehreren Reminiscenzen aus der Tragödie Luft macht, mit Recht gelassen; sie passen durchaus nicht im Munde des nüchternen Sokrates, dem sie von Bergk und noch von Meineke beigelegt werden.

Hieran reihen wir einige Stellen, die korrumpirt scheinen, wo indefs der Herausgeber seine Konjekturen nur in den Anmerkungen begründet, nicht in den Text gesetzt hat.

V. 337. *εἶτ' ἀερίας, διεράς, γαμψοὺς οἰωνοὺς ἀερονηχεῖς.* Hr. Kock findet es „auffallend, dafs die beiden ersten Adjektiva einer

grammatischen Beziehung entbehren; dafs nach einem gewaltigen Aufschwung der poetischen Diktion so wenig charakteristische Epitheta folgen, und dafs endlich *ἀερίας* und *ἀεροηχεῖς* so nahe verbunden werden". Er vermuthet *εἶτ' εἰρεσίᾳ διερᾷ* d. h. „die Dithyrambendichter besingen die Wolken als die mit feuchtem Ruderschlage durch die Lüfte schwimmenden krummkralligen Raubvögel". — Diese Vermuthung, die durch Belegstellen aus Dichtern gestützt wird, ist scharfsinnig, jedoch für uns nicht überzeugend. Die wenig besagenden Epitheta und die oben bemerklich gemachte Wiederholung scheinen eben wieder charakteristisch, da sie den Rückfall der Dithyrambendichter von ihrem nebelhaften Aufschwung in eine nüchterne eintönige Trivialität bezeichnen.

V. 925 wird gegen die Vulgata das Bedenken geltend gemacht, dafs mit den Worten *ὤμοι σοφίας ἧς ἐμνήσθης* nicht die Weisheit des *Δίκαιος*, sondern nur die des eben citirten Euripides bezeichnet werden kann, der *Ἄδικος* aber als Anhänger und Freund der modernen Sophistik diesen Tragiker nicht tadeln könne. Und wolle man der überlieferten Lesart den Sinn unterlegen: „Schade um die herrliche Weisheit des Euripides, die du eben erwähntest", so sei diese Erklärung sehr gekünstelt und würde dem Sinn des folgenden *ὤμοι μανίας* widerstreiten, welches nicht Ausdruck des Bedauerns, sondern des Unwillens sei. Es erscheinen hiernach die Worte *ἧς ἐμνήσθης* als eine Glosse des folgenden *τῆς σῆς*, die sich in den Text eingeschlichen habe, wonach folgende Fassung vermuthet wird:

ΑΔ. ὤμοι σοφίας. ΔΙΚ. ὤμοι μανίας.
ΑΔ. τῆς σῆς. ΔΙΚ. πόλεως ἥτις σε τρέφει.

So gegründet aber auch diese Bedenken und so beachtungswerth im Uebrigen die Vermuthung ist, so ist doch dabei das nach der Unterbrechung etwas matt nachschleppende *τῆς σῆς* auffällig.

V. 1431. *κἀπὶ ξύλου καθεύδεις.* „Die sonst unerklärliche La. des R. *κἀπὶ πλεῖον* zeigt, dafs hier ein seltneres Wort mifsverstanden, in den geringeren Hdschr. durch die Glosse *ξύλου* ersetzt ist". Sehr ansprechend ist die Conj. *κἀπ' ἰκρίων*, deren Zulässigkeit in der hier erforderlichen Bedeutung nachgewiesen wird.

Im Uebrigen möchten folgende Vorschläge Beachtung verdienen: v. 282 für *καρποὺς τ' ἀρδομέναν* coni. *κρηναῖς* oder *κρουνοῖς*. v. 528 für das ohne Zweifel verdorbene *οἷς ἡδὺ καὶ λέγειν* (*coram quibus vel verba facere dulce est*) *οἷσιν δίκης μέλει*, dem Sinne nach angemessen, aber zu gewaltsam [1]). v. 1003 *τριβολεντράπελα* („unfruchtbare Witzeleien") statt *τριβολεκτράπελα*.

[1]) Ich vermuthete *οἷς ἡδὺ καὶ γελᾶν* (*quos etiam ridere iuvat*), wobei sich das *καὶ* aus dem vorangehenden *τοῖς σοφοῖς* und *τοὺς δεξιοὺς* erklärt. Vergl. Eccl. 1155 *τοῖς σοφοῖς μὲν — τοῖς γελῶσι δ' ἡδέως διὰ τὸν γέλων κρίνειν ἐμέ* und Ran 389. — Die Aenderung ist bei der häufigen Verwechselung von *λέγειν* und *γελᾶν* einfach und der Sinn gewifs erträglicher als in der Vulgata.

v. 1046, wo der Superlativ δειλότατον durch R. V. und Schol. beglaubigt ist, etwa: ὅτιή ποιεῖ βλακίστατον καὶ δειλότατον τὸν ἄνδρα. v. 1350 wird für δῆλόν γε τἀνθρώπου 'στὶ τὸ λῆμα die frühere Vermuthung δῆλόν γέ τοι τἀνδρὸς τὸ νόημα aufrecht erhalten.

Die erklärenden Anmerkungen sind gegen früher vielfach berichtigt und erweitert: mit dem Text umfassen sie 146 S. (in der ersten Ausg. 108 S.). Dieselben zeigen auf der einen Seite eine wohl anzuerkennende Belesenheit in der alten Literatur und eine gewissenhafte Benutzung der neueren, das Gebiet der alten Komödie berührenden Schriftwerke; anderseits eine genaue Kenntnifs vom Sprachgebrauch des Dichters, vor allem ein feines Gefühl für dessen poetische Schönheit; endlich empfehlen sie sich durch eine klare und angemessene Darstellung. Um Raum zu gewinnen, sind einzelne nur für den Anfänger berechnete Erklärungen weggelassen; dies hätte wohl noch häufiger geschehen und manche Bemerkungen getilgt werden sollen, die auch für einen Primaner überflüssig sind, wie v. 251, 639, 826 die zu νὴ Δία und ἔγωγε in der Antwort gegebenen Ergänzungen, v. 1363 u. ä. Läfst sich auch hin und wieder, besonders im ersten Theile, eine gewisse Breite der sachlichen Erklärung nicht verkennen (wie v. 28 zu πολεμιστήρια, v. 53 zu ἐσπάθα, v. 264 zu ἀμέτρητ' Ἀήρ, v. 638 die Erörterung über Protagoras und Prodikos orthoepische Forschungen), so ist solche Ausführlichkeit zum Theil dadurch bedingt, dafs es dem Verfasser daran lag einzelnen Einwendungen zu begegnen, die gegen die betreffenden Erklärungen früher erhoben waren; eine gröfsere Beschränkung der Citate aus späteren griech. Schriftstellern wäre an mehreren Stellen wünschenswerth gewesen (z. B. v. 137). Doch kann durch solche vielleicht nur subjective Desideria die volle Anerkennung, die man der sorgfältigen Durchführung des Kommentars zollen mufs, nicht geschmälert werden. Auch verdient es Billigung, dafs der Herausg. zur Vermeidung von Wiederholungen oft auf die Anmerkungen zu den beiden anderen von ihm edirten Stücken verwiesen hat. — Wir bringen zunächst einige wenige Stellen zur Sprache, in deren Erklärung wir Hrn. K. nicht beistimmen können, und führen sodann andere an, zu denen wir noch genauere Bestimmungen gewünscht hätten.

V. 1103 zu ἐξαυτομολῶ πρὸς ὑμᾶς] ist die Bemerkung befremdend, dafs der Δίκαιος nicht unter die Zuschauer, (so in der 1. Ausg.) sondern unter die Sokratiker fliehe und diesen, um schneller überlaufen zu können, sein Oberkleid zuwerfe. Aehnlich erklärte die Stelle allerdings schon Brunck, der aber die Worte δέξασθέ μου θοἰμάτιον wunderlich genug auf die Cärimonie bezog, der sich die Novizen bei ihrer Aufnahme in die Grüblerschule zu unterziehen hatten (γυμνοὺς εἰσιέναι νομίζεται v. 498). Allein alle vorangehenden Proceduren, durch welche der Sprecher des Rechten in die Enge getrieben wird, die Durchmusterung des Publikums, die Anrede ὦ κινούμενοι, δέξασθέ μου θοἰμάτιον widerspricht dem entschieden. Wie ist es ohne Ge-

waltsamkeit möglich, den ersten Theil jener Anrede auf das Publikum, den andern auf die Sokratiker zu beziehen? Und wo sind diese Sokratiker? Nimmt doch auch der Verf. an (Einl. § 21), dafs bei der Kampfscene aufser den beiden Sprechern nur der Jüngling anwesend ist, der zwischen beiden wählen soll. Alles dies weist darauf hin, dafs der Sprecher des Rechten, der seine Sache verloren gegeben, ins Lager der grofsen Majorität übergeht. Kann dies auch immerhin nur durch ein παρακεκινδυνευμένον, durch einen Sprung in die Orchestra bewerkstelligt werden, so erhält doch nur dadurch die ganze Episode einen wirksamen Abschlufs. Nebenbei bemerkt findet dadurch auch das neugebildete ἐξαυτομολῶ seine richtige Erklärung.

V. 967. Τηλέπορόν τι βόαμα]. Der Dithyrambiker, der Verfasser des in der alten guten Zeit viel gesungenen Liedes, dessen Anfangsworte der Δίκαιος anführt, wird in den Scholien (R. V) Kydides genannt. Der Herausg., der die Conjektur Bernhardy's Κυδίας nach den von Nauck gegebenen Erörterungen mit Recht beseitigt hat, zog nicht die Konsequenz, dafs der Verf. des Liedes identisch ist mit dem später vom Ἄδικος als altfränkisch bespöttelten Dichter, dessen Name im Text in der seltsamen Form Κηκείδης überliefert, sonst in den verschiedensten Varianten Κηδίδης (bei Phot.), Κηδείδης (Etym. M.), Κυκήδης (Cod. Leid. Ar.) erscheint. Vergl. Nauck Rhein. Mus. VI p. 431, dem Bergk Poet. lyric. p. 1065 ed. 2 beistimmt. Erst durch diese Annahme der Identität jenes Κυδίδης mit diesem Dichter, die alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, erhalten die Worte des Ἄδικος v. 984. ἀρχαῖά γε — καὶ τεττίγων ἀνάμεστα καὶ Κηκείδου (?) καὶ Βουφονίων ihre richtige Beziehung. — Wenn zu v. 985 bemerkt wird „der Name des Kekeides werde sprichwörtlich zur Bezeichnung der guten alten Zeit gebraucht“, so ist dies nur ein aus den Worten selbst gezogener Schlufs; eine Belegstelle für die Behauptung ist bis jetzt nicht beigebracht worden.

V. 214. ὅπου 'στίν;] „In der Wiederholung der Frage durch den Gefragten steht regelmäfsig das relativ-interrogative Pronomen und Adverbium. Bei Arist. ausgenommen (5 Stellen), doch können diese bis auf eine leicht emendirt werden“. — Es sind zwei Stellen, welche sich der leichten Emendation entziehen, Ran. 1424 u. Eccl. 761. Aber wie steht es mit der Nothwendigkeit des Emendirens? Bis in die neuesten Zeiten glaubte man, dafs in dem Falle, wo eine Frage mit besonderer Verwunderung wiederholt wird, dies durch wörtliche Wiederaufnahme des Fragewortes geschehen kann; selbst die feinsten Kenner der Sprache des Dichters, ein Elmsley und Dobree, haben daran keinen Anstofs genommen. Erst in unseren Tagen ist man schonungsloser geworden, seitdem durch die Cobetsche Schule die Sitte überhand genommen hat, nach der Norm des herrschenden Sprachgebrauchs auch die Fälle eines abweichenden Gebrauchs zu korrigiren. — Dafs in Stellen wie Av. 608. παρὰ τοῦ; — παρὰ τοῦ; παρ' ἑαυτῶν durch die leichte Aenderung παρ' ὅτου; der Rhythmus an Lebendigkeit verliert, wird sich wohl nicht verkennen lassen.

V. 383. *ἀτὰρ οὐδέν πω περὶ τοῦ πατάγου καὶ τῆς βροντῆς μ' ἐδίδαξας.*] „Die Behauptung des Streps., es sei noch nichts von dem Krachen des Donners gesagt, ist nach v. 376 sqq. nicht recht erklärlich.“ Vielmehr lenkt Streps., der den Sokrates in seiner Erklärung darüber unterbrochen hat, wieder ein, es verlangt ihn, mehr davon zu hören: „du hast mich noch keinesweges belehrt“. Der Sinn ist vielleicht durch Korruption des Verses etwas verdunkelt. Im R. fehlt *τῆς*, in den Paris. u. a. MSS. *καί*, und es scheint diese Partikel eingeschoben, wie dies häufig zur Ausfüllung des Metrums auf verkehrte Weise geschehen ist (vgl. v. 1040). Ich halte demnach *περὶ τοῦ πατάγου τῆς βροντῆς ἐξεδίδαξας* für die ursprüngliche Lesart, eine Vermuthung, auf die auch Brunck gekommen war, die er aber fallen liefs, ohne zu beachten, dafs sie dem Zusammenhang weit genauer entspricht.

In Betreff des vielbesprochenen V. 1366. *ἐγὼ γὰρ Αἰσχύλον νομίζω πρῶτον ἐν ποιηταῖς* kann sich Ref. von der Zweckmäfsigkeit der Umstellung (nach 1368) nicht überzeugen. An dieser Stelle sind die Worte, als Aeufserung des Streps. gefafst, nicht nur müfsig, sondern stimmen gar nicht zu der leidenschaftlichen Erregtheit seiner Rede. Dagegen erscheinen sie an der überlieferten Stelle, hinter *κᾆθ' οὗτος εὐθὺς εἶπεν*, ganz angemessen, insofern sie der Alte als höhnende Aeufserung seines Sohnes referirt. Dabei darf man an dem loseren Zusammenhang des *πρῶτον ἐν ποιηταῖς* mit den folgenden Adjectivis keinen Anstofs nehmen, da der folgende Vers: *ψόφου πλέων, ἀξύστατον* cet. *παρ' ὑπόνοιαν* hinzutritt. So fafste F. A. Wolf die Stelle, und mit vollem Rechte, wie mir scheint, haben G. Hermann, der die beiden möglichen Fälle der Umstellung des Verses zurückweist, und neuerdings auch Meineke den Vers an seiner überlieferten Stelle gelassen. Hr. Kock aber durfte, wenn er auch mit dieser Auffassung nicht übereinstimmt, doch darum die Erklärung des Verses in jenem Zusammenhang nicht ganz übergehen.

Haben wir hiermit unsere wesentlichsten Bedenken gegen einzelne Ansichten des Herausg. zu begründen gesucht: so finden wir im Uebrigen die Erklärungen fast immer zweckmäfsig, oft treffend und neu. In möglichster Kürze berühren wir Einzelnes, wo wir theils nicht ganz beistimmen können, theils noch genauere Begründung gewünscht hätten. — V. 145. Die Annahme, Ar. scheine den Satz des Protagoras *πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπος* in komischer Parodie (*πάντων χρ. μέτρον ψύλλα*) verspotten zu wollen, ist doch durch die schlichte Art, wie der Schüler die Messung des Flohsprungs erzählt, zu wenig motivirt. — V. 181. Zu *ἄνοιγ' ἀνύσας* konnte die Bemerkung hinzugefügt werden, dafs dies Part. bei Ar. überhaupt nur in Verbindung mit dem Imperativ oder dem entsprechenden Futurum vorkommt. — V. 185 ist der Aorist *τί ἐθαύμασας* ohne Erklärung gelassen. Vgl. Ritt. 999. Aehnlich *ἥσθην* Wolk. 174, *ἐγέλασα* ib. 820 u. a. m. — V. 226 *ἔπειτ' ἀπὸ ταρροῦ κ. τ. λ.* Auf den so häufigen Gebrauch von *ἔπειτα* und *εἶτα* in Fragen der Verwunderung wird

an mehreren Stellen aufmerksam gemacht. Vgl. zu v. 521, 1214, 1249. Es wäre wohl zweckmäſsiger gewesen, denselben auch mit Hinanziehung von ἔπειτα δῆτα (Ach. 126, 917. Vög. 911, 1217. Lys. 985) an einer Stelle in mehr erschöpfender Weise zu besprechen und an den übrigen darauf zu verweisen. — V. 277. πατρὸς Ὠκεανοῦ βαρυαχέος scheint Parodie eines Dichters. Vgl. Vögel 1750. — V. 320. Unter den Stellen, wo muta c. liquida aus bestimmten Gründen Position macht, fehlt der Vers Friede 140 τί δ' ἢν ἐς ὑγρὸν πόντιον πέσῃ βάθος; — V. 327. εἰ μὴ λημᾷς κολοκύνθαις. Vgl. Plut. 581. κρονικαῖς λήμαις λημῶντες τὰς φρένας. — V. 328. ὦ πολυτίμητοι. Dieselbe Anrede im Munde des Streps. schon v. 293, daher die hier gemachte Bemerkung überflüssig. — V. 449. μάσθλης, ἀλαζών. Es fehlt die Verweisung auf Ritt. 269 ὡς δ' ἀλαζών, ὡς δὲ μάσθλης. Ebenso im folg. Verse unter στρόφις die Verweisung auf Frösche 775 und Plut. 1154. — V. 524. ὑπ' ἀνδρῶν φορτικῶν ἡττηθείς. Deutet auch Aristoph. vorzugsweise auf den Ameipsias, so ist doch der Ausdruck wegen der Achtung, die er sonst seinem andern Nebenbuhler, dem Kratinos, zollt, immer auffallend. — V. 534. νῦν οὖν Ἠλέκτραν κατ' ἐκείνην. Treffend wird in der Einleitung (§ 33) nachgewiesen, wie gerade die Verwandtschaft des Inhalts der Δαιταλῆς und der Wolken in ihrer zweiten Bearbeitung zu dem Vergleiche beider Komödien mit dem Geschwisterpaare Elektra und Orestes Veranlassung bot. Aber so fein und sinnig auch das Bild gewählt ist, so muſste doch darauf hingedeutet werden, daſs die Durchführung der Klarheit ermangelt. Elektra, die Aeschyleische (ἐκείνη), kommt, den Orestes zu suchen, und erkennt den Bruder an der Locke auf des Vaters Grabe: die Wolkenkomödie sucht nicht die Bruderkomödie der Δαιταλῆς, sondern die alten einsichtigen Zuschauer der Δαιταλῆς, deren Beifall ihr wie die Locke des Bruders sein soll (Bücheler). — V. 550. κοὐκ ἐτόλμησ' αὖθις. Wenn gesagt wird, daſs Kleon nach den Rittern nur in gelegentlichen Scherzen erwähnt werde, so durfte doch nicht verschwiegen werden, daſs auch diese gelegentlichen Ausfälle mitunter bitter genug sind. Vgl. Friede 313 εὐλαβεῖσθε νῦν ἐκεῖνον τὸν κάτωθε Κέρβερον u. folg., besonders aber v. 651—654. — V. 711. καὶ τὰς πλευρὰς δαρδάπτουσιν — ἐκπίνουσιν u. s. w. Wegen des Homoioteleuton vgl. v. 484 (nicht 469). Es konnten noch andere Beispiele citirt werden: Wolk. 1504 sq. Ritt. 166 sq. Wesp. 65 sq. Friede 152 sq. 380 sq. 540 sq. Vög. 1271 sq. Frösche 841 sq. Eccl. 838 sqq. Allerdings ist keine dieser Stellen der vorliegenden, wo durch den fünffachen Reim das komische Pathos gesteigert wird, an Schönheit zu vergleichen. — V. 740. σχάσας τὴν φροντίδα. Die Erklärung „concentrire deine Spekulation" scheint nicht richtig wegen der folgenden Worte λεπτὴν κατὰ μικρόν, vielmehr: zerlege sie ins Einzelne. Daſs der Dichter mit den Worten ὀρθῶς διαιρῶν καὶ σκοπῶν den Prodikos und den Tisias zu verspotten scheine, ist zu viel gesagt, wohl aber mag der Ausdruck mit Rücksicht auf die Terminologie der Sophisten gewählt sein. — V. 792. ἀπὸ γὰρ ὀλοῦμαι. Ein Bei-

spiel der Tmesis in diesem Verbum (aufser v. 1440) auch Plut. 65. Was die übrigen Beispiele dieser Figur beim Ar. betrifft, so hätte es sich mehr empfohlen, dieselben (wie in der 1. Ausg.) kurz zusammenzustellen, als auf Krüger Dialect. zu verweisen, zumal da mehrere Angaben dieses Buches berichtigt werden mufsten. Dasselbe gilt von andern Verweisungen auf dies Werk, wie von den Citaten über die Synizese v. 901. — V. 798. *τί ἐγὼ πάθω;* In der Anmerk. ist das Citat v. 1198 zu tilgen, da der Text eine berichtigte Lesart bietet; ebenso in der Note zu v. 234. — V. 820. *τί δὲ τοῦτ' ἐγέλασας, ἐτεόν;* Hier wäre die Bemerkung wünschenswerth, dafs *ἐτεόν* bei Ar. ziemlich häufig (15 mal im G.) nur in Fragen gebraucht wird, mit verschiedenen Nüancen der Bedeutung; als Ausdruck der Verwunderung, aber auch begütigend. Vgl. v. 35, 93, 1502. — V. 906. *τουτὶ καὶ δὴ χωρεῖ τὸ κακόν.* Ist Parodie eines Dichter-Verses, wie die dreimalige Wiederholung dieser Worte bei Ar. höchst wahrscheinlich macht. — V. 924. *γνώμας Πανδελετείους·* Wenn Pandeletos „ein bekannter Sophist" genannt wird, so hätten wir vielmehr erwartet: „ein sonst wenig bekannter Sykophant". Die Scholien, die meines Wissens nebst ihren Dependenzen die einzige Quelle über ihn sind, bezeichnen ihn als *συκοφάντης καὶ φιλόδικος γράφων ψηφίσματα, ὃς ἐπὶ πανουργίᾳ διεβεβόητο,* und wissen sonst nur, dafs ihn auch Kratin erwähne. — V. 970. *κάμψειέν τινα καμπήν.* Hier war auf v. 333, die Note zu *ᾀσματοκάμπτης* zu verweisen. — V. 1007. *ὄζων καὶ ἀπραγμοσύνης.* Zu den Citaten für den übertragenen Gebrauch von *ὄζειν* konnte noch Wolk. 51 sq. Acharn. 190 sqq. Friede 529 sqq. hinzugefügt werden. — V. 1026. *σῶφρον ἔπεστιν ἄνθος* im Sinne von *ἄνθος σωφροσύνης*: zu vergleichen die ähnlich gewendete Parodie Ritt. 402. *δωροδόκοισιν ἐπ' ἄνθεσιν ἵζων.* — V. 1263. *κατὰ σεαυτὸν νῦν τρέπου.* Ebenso Ach. 1019, wo der ganze Vers wiederkehrt. — V. 1473. *οἴμοι δείλαιος.* Vergl. über die Verkürzung der Penultima die Bemerkung zu Ritt. 139. An sämmtlichen Stellen, wo diese Verkürzung eintritt (11 Mal), steht das Wort am Schlufs des Verses. — V. 1494. *σὸν ἔργον, ὦ δᾴς.* Im Munde des Streps. mit einer komischen Feierlichkeit. Vgl. v. 1345, 1397. Auch sonst bei Ar. in Anreden an unbelebte Werkzeuge. Lys. 315. *σὸν ἔργον ἐστὶν, ὦ χύτρα* cet., Lys. 381. *σὸν ἔργον, ὦχελῷε,* mit welchem Worte der Weiberchor die den Männern zugedachte reichliche Wasserspende einleitet.

Den Schlufs bilden zwei Anhänge: der eine giebt ein Verzeichnifs der Metra, die schwierigeren oder besonders charakteristischen mit Citaten aus der Rofsbach'schen Metrik; der zweite (auf 3 Seiten) ein „Verzeichnifs der Abweichungen von der handschriftlichen Vulgata". Schliefslich verdient es anerkannt zu werden, dafs die Ausgabe sich durch Korrektheit des Drucks, auch durch Zuverlässigkeit in den Citaten empfiehlt. Der Text enthält nur zwei störende Druckfehler, v. 390 und 481 (letzterer berichtigt). In den Anmerkungen sind v. 32, 975, 1005 griechische Worte auf nicht störende Weise verdruckt. v. 1042 steht *ἔπειτα* für *εἶτα*, v. 417 *Ἄδικος* für *Δίκαιος*. In den Citaten ist unter

v. 289 Elmsl. zur Medea v. 807 zu lesen. — v. 333 lies Frösche 153. — v. 715 lies 484 st. 469. — v. 901. Frösche 169 st. 69.

Wir sprechen zum Schlufs unsere Ansicht dahin aus, dafs, wenn auch diese Ausgabe der Wolken zunächst für jüngere Freunde des Alterthums berechnet ist und vorzüglich geeignet scheint, bei diesen das Verständnifs des Dichters zu fördern, sie doch auch nach manchen Seiten auf einen höheren wissenschaftlichen Werth Anspruch machen darf; dafs sie nächst der Hermann'schen Ausgabe für die Erklärung des schwierigen Stückes ein kaum zu missendes Hülfsmittel darbietet. Möge es dem Verf. vergönnt sein, durch Herausgabe der beiden noch in Aussicht gestellten Komödien, der Vögel und der Wespen, die Freunde des Aristophanes möglichst bald zu erfreuen.

Berlin. H. Täuber.

III.

Lehrbücher der Stereometrie.

1) Lehrbuch der Elementar-Mathematik von Dr. Th. Wittstein. Zweiter Band. Zweite Abtheil. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung, 1862. VIII u. 177 S. 8.
2) Lehrbuch der Stereometrie für den höheren Schulunterricht mit stereoscopischen Illustrationen von Dr. Brennecke. Berlin, Verlag von Enslin, 1862. II u. 78 S. 8. mit 8 Figurentafeln und 9 Tafeln stereoscopischer Illustrationen.

Die Stereometrie bietet als Gegenstand des mathematischen Elementar-Unterrichts manche Schwierigkeit; die grofse Reichhaltigkeit des Gebietes, die Fülle des für den Unterricht in den oberen Classen vorzugsweise geeigneten Stoffs nöthigt zu einer Auswahl, welche bei der gebotenen Beschränkung der auf diesen Gegenstand zu verwendenden Zeit ebenso schwierig als nothwendig ist. Die Schüler sind durch mehrere Jahre hindurch gewöhnt worden, die geometrische Anschauung auf die Figuren in einer Ebene zu beschränken, und es fällt ihnen darum zuerst schwer, sich in die erweiterte räumliche Anschauung zu finden, die Projectionen der körperlichen Gebilde auf die Ebene, wie sie die Zeichnung der Figuren darbietet, richtig aufzufassen und von complicirten Formen sich wirklich vollständige und klare Vorstellungen zu bilden. Dadurch wird der Lehrer genöthigt, verhältnifsmäfsig viele Zeit auf die Befestigung in den elementarsten stereometrischen Anschauungen zu verwenden und bei den Sätzen länger zu verweilen, welche die aus der gegenseitigen Lage der Linien und Ebenen im Raume sich ergebenden einfachen Beziehungen zum Gegenstande haben. Wir glauben nicht, dafs diese Schwierigkeit dadurch wirklich genügend beseitigt wird, dafs man — wie J. H. Tr. Müller es empfohlen und in seinem vortrefflichen Lehrbuch der Geometrie ausgeführt hat — beim ersten Beginn des geometrischen Unterrichts die Betrachtung nicht sogleich auf die Gebilde in einer Ebene

beschränkt. Das Wenige, was man mit vieler Mühe und vielem Zeitaufwande dem Anfänger davon wirklich beibringen kann, verschwindet gröfstentheils wieder, wenn darauf doch nothwendiger Weise die Betrachtung bald sich nur auf die Figuren in einer Ebene beschränken mufs. Geht man nach Verlauf von mindestens zwei Jahren auf die weitere Behandlung der Stereometrie ein, so wird man schwerlich noch befriedigende Früchte jener zuerst verwendeten Zeit und Mühe wahrnehmen. Noch weniger glauben wir, dafs der eigentliche Zweck des mathematischen Unterrichts auf höheren Schulanstalten es gestattet, diese ersten Theile der elementaren Stereometrie nur ganz flüchtig zu behandeln oder wohl gar ganz zu übergehen [1]). Die gröfsere Schwierigkeit, welche die darin geforderte Abstraction bietet, macht dieselben grade zu einem vorzüglichen Uebungsstoff, indem dabei die Phantasie auf diesem Gebiete ebenso wirksam angeregt als gezügelt wird. Uebrigens aber kann die Schwierigkeit wesentlich vermindert werden, wenn man die Schüler anregt, die Figuren räumlich aus Papptafeln, einigen Stäbchen und Schnüren, die leicht durch Wachs gehörig zu verbinden sind, selbstthätig darzustellen. Für den Anfang ist dies vielleicht noch wirksamer als die Anwendung stereoscopischer Zeichnungen, wie sie Brennecke seinem Lehrbuch beigegeben hat. (Doch soll hier gleich bemerkt werden, dafs sich die Anwendung des Stereoscops und dazu passender Zeichnungen zur Förderung klarer Anschauung von den körperlichen Winkeln und geschlossenen Körperformen ganz besonders empfiehlt, und dafs man es sicher Herrn Brennecke Dank wissen würde, wenn er eine gröfsere Auswahl grade solcher Zeichnungen dem allgemeinen Gebrauch zugänglich machte.) Die Sicherheit und Klarheit räumlicher Vorstellungen, welche nur durch eine gründliche und möglichst vielseitige Uebung in der Anschauung der einfacheren Gebilde und ihrer gegenseitigen Beziehungen gewonnen werden kann, ist nicht nur für die geistige Ausbildung der Schüler an sich von hohem Werthe, sondern auch fast unerläfslich für das leichtere Verständnifs der Physik, mathematischen Geographie u. s. w. Wir halten jene Uebung für viel wichtiger als die in geschickten Umformungen algebraischer Ausdrücke zum Zweck der eleganten Auflösung complicirter Aufgaben durch Rechnung.

Die beiden vorliegenden Lehrbücher behandeln diesen ersten Theil der Stereometrie zwar nicht besonders eingehend, aber ausführlich genug für Gewinnung der nothwendigen Grundlage. Bei Wittstein behandeln die drei ersten Abschnitte 1) Durchschnitte der Linien und Ebenen, 2) parallele Linien und Ebenen, 3) die Ecke. Wir würden statt der Trennung von 1 und 2 eine Anordnung vorziehen, welche nacheinander die Sätze über die Lage einer Linie gegen eine Ebene, über die gegenseitige Lage zweier Ebenen und über die Lage zweier Ebenen gegen eine dritte berücksichtigt. Brennecke hat dieselben im ersten Abschnitt ungefähr in dieser Weise vereinigt und den zweiten den Sätzen über die Ecke gewidmet; doch ist die Anordnung im Einzelnen hier wie auch an andern Stellen auffallend, z. B.: § 8 „Von den parallelen Ebenen“, § 9 „Von der gegenseitigen Lage von drei Ebenen“, § 10 „Von zwei Winkeln im Raume, deren Schenkel parallel laufen“, § 11 „Von dem Neigungswinkel zweier Ebenen“ —

[1]) Dafs dieses in der That geschieht, scheint aus dem kleinen Buch: Hauptsätze der Elementar-Mathematik, zum Gebrauch an Gymnasien und Realschulen bearbeitet von F. G. Mehler (Berlin bei G. Reimer 1859) hervorzugehen.

eine Anordnung, welche kaum logisch zu rechtfertigen und anderweitig durch nichts empfohlen ist. Die Sätze über die Congruenz dreiseitiger Ecken übergeht W. ganz, während Br. aufser den 6 Congruenzsätzen noch 2 Aufgaben, die der Construction eines Neigungswinkels aus den drei gegebenen Seiten und einer Seite aus den beiden andern und ihrem Neigungswinkel giebt. Es hätten consequenter Weise dann aber auch die andern den Congruenzsätzen entsprechenden Constructions-Aufgaben nicht unerwähnt bleiben sollen. Eine vollständige und gründliche Behandlung dieses Gegenstandes, — wie sie z. B. Gallenkamp im zweiten Theil seiner vortrefflichen Elemente der Mathematik (Iserlohn bei Bädecker 1860) giebt, — ist gewifs grade wegen der etwas gröfseren Schwierigkeit ganz besonders übend für die Schüler. Es läfst sich Wittstein's Verfahren aber nur daraus erklären, dafs er der eingehenderen Betrachtung der geschlossenen Körperformen und der Berechnung ihrer Oberflächen und Volumina gröfseren Werth beilegt und beides genügend zu behandeln wegen der beschränkten Zeit für unmöglich hält. Wir meinen aber, dafs es sehr wohl möglich sei, eine gröfsere Vollständigkeit zu erzielen, wenn man z. B. den ersten Theil der Stereometrie in Ober-Secunda, den zweiten im Anschlufs an eine Wiederholung desselben in Prima behandelt. — Im vierten Abschnitt („Von den Polyedern") giebt Wittstein nach den allgemeinsten Definitionen den Eulerschen Satz mit dem Steinerschen Beweise so wie andere Sätze über die Abhängigkeit der Ecken- und Kantenzahl von der Flächenzahl, über die regelmäfsigen und „halbregelmäfsigen" (Archimedischen) Körper, berücksichtigt dann Congruenz und symmetrische Gleichheit, Aehnlichkeit und symmetrische Aehnlichkeit der Polyeder wenigstens so weit, dafs eine deutliche Unterscheidung dieser Begriffe gewonnen wird, und schliefst daran eine Erklärung der Inhaltsgleichheit (§ 84), die nichts anderes ist als das Cavalerische Princip. Wir müssen gestehen, dafs es uns zunächst ganz überflüssig erscheint, der Vergleichung des Rauminhalts der Körper eine Definition von Inhaltsgleichheit vorauszuschicken, dafs es aber insbesondere der Sache nicht entspricht, wenn gesagt wird: „Zwei Körper werden inhaltsgleich genannt, wenn in beiden Körpern jede zwei einer gemeinschaftlichen Ebene parallele Durchschnittsflächen in gleichen Abständen von dieser Ebene genommen inhaltsgleich sind. Sie werden ferner inhaltsgleich genannt, wenn sie durch Addition oder Subtraction von Körpern, deren Inhaltsgleichheit schon erkannt ist, zusammengesetzt werden können" (S. 57). Hiernach erscheint der Begriff der Inhaltsgleichheit als ein ganz willkürlich begrenzter, und das ist er durchaus nicht; nach solcher Definition würden z. B. die verschiedenen Formen, in welche man eine weiche Masse ohne Veränderung ihrer Gröfse und Dichtigkeit bringen kann, gar nicht mehr als inhaltsgleich gelten können. Dafs sich mit Zugrundelegung des Cavalerischen Princips die Vergleichung der Volumina und somit weiter die Berechnung derselben sehr viel einfacher gestaltet, ist keine Frage, und auch Brennecke hat deshalb dieselbe darauf gegründet; aber es geschieht auf Kosten der Gründlichkeit und der wissenschaftlichen Strenge, die zwar beim elementaren Unterricht durchaus nicht immer ängstlich zu betonen und soweit zu verfolgen ist, dafs den Schülern die Lust an der Sache dadurch verleidet wird, — wie es gar manchem Tertianer ergeht, — die aber doch namentlich in den oberen Classen nicht so ohne Noth bei Seite zu setzen ist. Es fällt uns deshalb keineswegs auf, „dafs so wenige der neueren Verfasser von elementaren Lehrbüchern diesen Weg betreten" (Wittstein in der Vorrede); vielmehr begreifen wir

es sehr wohl, warum so anerkannt brauchbare und treffliche Schulbücher wie die von Gallenkamp, Koppe, Kambly u. A. den mühevolleren Weg strenger Begründung in diesem Abschnitt wenn auch mit ungleicher Ausführlichkeit beibehalten. Wittstein hatte offenbar das Interesse, Raum zu gewinnen für die Berechnung einiger besonderen Körperformen, da es die schon früher angekündigte Aufnahme der Volumenbestimmung des Prismatoid [1]) in den Schulunterricht galt, die wir übrigens neben jener strengeren Begründung für sehr wohl möglich und für ganz entschieden zweckmäfsig halten. Dafs dieselbe nicht schon früher erfolgt ist und dafs diese Körperform und ihre Berechnung, welche Steiner schon 1842 [2]) in seiner einfachen und eleganten Weise behandelt hat, so lange nicht verwerthet worden ist, ist in der That zu verwundern. Aufser dem von W. a. a. O. zuerst ganz unabhängig von Steiner gegebenen etwas schwerfälligeren elementaren Beweise der Richtigkeit der Simpsonschen Regel für das Prismatoid wird hier in dem Lehrbuch auch der Steinersche Beweis in der von Brettschneider [3]) vereinfachten Form gegeben, und damit ist die Einführung dieser Körperform in den elementaren Unterricht in der That so leicht gemacht, dafs wir nur wünschen können, diese Darstellung bald allgemein aufgenommen zu sehen. Wenn Koppe nach Kenntnifsnahme jener ersten Mittheilung von W. seine Behandlung des Obelisken nicht sogleich aufgegeben hat [4]), so ist das erklärlich, zumal K. durch seine langjährige Behandlung dieses Gegenstandes auch seine entschieden noch schwerfällige Darstellung den Schülern sicherlich doch leicht verständlich zu machen weifs. Aber die vorliegende Darstellung von W. ist neben der gröfseren Allgemeinheit so einfach, dafs wohl auch Kambly dieselbe nicht mehr für „zu gedehnt" halten kann [5]). Kambly's Methode, das Vol. der abgestumpften Pyramide als Product aus dem dritten Theil der Höhe und aus der Summe des arithmetischen Mittels der Grundflächen und der doppelten Mittelfigur darzustellen, dann die Gültigkeit dieser Formel für den vierseitigen Obelisken durch Zurückführung desselben auf die algebraische Summe zweier dreiseitigen Pyramidenstumpfe nachzuweisen und sofort auf jeden mehrseitigen für anwendbar zu erklären, einschliefslich solcher, in denen einzelne Kanten der Grundflächen $= O$ werden, scheint uns weder streng genug noch wesentlich einfacher.

Wenn wir demnach kein Bedenken tragen, diesen Theil des Wittstein'schen Lehrbuchs den Lehrern der Mathematik an höheren Schulanstalten zur weiteren Verwerthung angelegentlich zu empfehlen, so mufs doch daneben bemerkt werden, dafs einerseits von den vielen Specialformen des Prismatoid (genannt: Sphenisk, Anti-Prisma, Anti-Obelisk u. s. w.) nicht jede eines besonderen Paragraphen zur Definition und eines besonderen zur Berechnung bedurft hätte, und dafs andrerseits auf eine vollständigere Darstellung der Eigenschaften der einfacheren Formen einzugehen gewesen wäre. Vermifst werden

---

[1]) Das Prismatoid. Eine Erweiterung der elementaren Stereometrie von Th. Wittstein. Hannover 1860. Vergl. Jahrg. XVI dieser Zeitschr. S. 409.

[2]) Crelles Journal Bd. 23 S. 275 ff.

[3]) Grunerts Archiv Bd. 36 S. 18.

[4]) Koppe Stereometrie. 6te Aufl. (1862) S. 73.

[5]) Vergl. Sammlung von Abhandlungen zur 300jährigen Jubelfeier des Elisabet-Gymn. in Breslau 1862 und Kambly Stereom. 3te Aufl. (1862).

Sätze über allgemeine Eigenschaften der Parallelepipeda, z. B. dafs die gegenüberliegenden Ecken symmetrisch, dafs die vier Verbindungslinien ihrer Scheitel sich in einem Punkt schneiden, und ähnliche. Auch dürfte es überhaupt zweckmäfsiger und der Behandlung der Planimetrie entsprechender sein, die Betrachtung der verschiedenen Körperformen aus ihren Eigenschaften und die Berechnung ihrer Oberflächen und Volumina in zwei verschiedenen Abschnitten zu behandeln. Bei W. behandelt der 4te Abschnitt die ebenflächigen und ebenso der 5te Abschnitt die „runden Körper" in der Art, dafs der zum Theil nur sehr eingeschränkten Betrachtung ihrer geometrischen Eigenschaften die Berechnung des Volumens folgt; ein Verfahren, welches in der Planimetrie mit Recht nirgends beobachtet wird. Ausführlicher ist die Kugel behandelt und daran eine kurze und zweckmäfsige Darstellung der sphärischen Trigonometrie mit passenden Anwendungen aus der elementaren Geodäsie und Astronomie angeschlossen.

In dem Lehrbuch von Brennecke beginnt der 4te Abschnitt [der dritte enthält unter der Ueberschrift „sphärische Trigonometrie" nur eine ganz kurze Hinweisung auf das früher erschienene Lehrbuch der Trigonometrie des Verf. [1])] mit dem Cavalerischen Grundsatz, es folgt dann zunächst § 2 „Erzeugung der Prisma", eine mehrfach beliebte Umgehung der strengen Form der Definition, und im Anschlufs daran eine, wenn auch nur kurze, doch im Ganzen vollständige Erwähnung der wichtigsten Eigenschaften der hierher gehörigen Körperformen, § 3 „Ausmessung des Prima" (wobei wir auf das oben Gesagte verweisen). § 4 „Entstehung des Cylinders" und dabei folgende Stelle: „Man kann sich den cubischen Inhalt eines Cylinders aus so viel Schnitten bestehend denken, als der senkrechte Abstand der beiden Grundflächen Punkte enthält. Ist daher die Grundfläche ein Kreis mit dem Radius r, so ist ihr Flächeninhalt $r^2\pi$, ist die Höhe des Cylinders $= h$, so ist sein cubischer Inhalt $r^2 h\pi$". Man darf wohl mit Recht fragen, warum diese Art der Herleitung, wenn sie überhaupt für zulässig erachtet wird, nicht sogleich bei der Inhaltsbestimmung des Prisma in Anwendung gebracht wird. § 5 „Entstehung der Pyramide". Unter den speciellen Eigenschaften ist hier wie schon beim Prisma die Richtigkeit des erst viel später bewiesenen Eulerschen Satzes hervorgehoben; welchem Verfahren wir in so fern beistimmen möchten, als eine nähere Betrachtung der concreteren Formen den allgemeinen Sätzen über Polyeder zweckmäfsig vorauszuschicken ist. In Beziehung auf die § 6—10 folgende Ausmessung der Pyramiden und der schief abgeschnittenen Prismen ist zu bemerken, dafs die Unterscheidung zwischen „schief abgeschnittenem" und „an beiden Enden schief abgeschnittenem Prisma" doch nur dann einen Sinn hat, wenn in ersterem Fall ein Prisma gemeint ist, dessen Seitenkanten auf der einen Grundfläche senkrecht stehen, und dafs eine „Zerlegung" des dreiseitigen schief abgeschnittenen Prisma „in drei dreiseitige Pyramiden, welche zur Basis die Grundfläche und zu Spitzen die drei Ecken des schiefen Schnittes haben", gradezu räumlich undenkbar ist. § 11 u. 12 enthalten „Erklärung des rechteckigen Obelisk" und Ausmessung desselben, dann der folgende Paragraph (wieder als § 12 bezeichnet) unter der Ueberschrift „Vom allgemeinen Obelisk" die Definition, einen Hülfssatz und eine von Hallerstein

[1]) Trigonometrie. Für das Bedürfnifs höherer Lehranstalten bearbeitet von Brennecke. Berlin 1856 (Verlag von Enslin), dessen reicher Inhalt es den Lehrern schon gewifs längst empfohlen hat.

entlehnte recht umständliche Herleitung der Simpsonschen Regel in Bezug auf diese Körperform. Der Ausmessung der $n$seitigen, der abgestumpften dreiseitigen und der abgestumpften $n$seitigen Pyramide sind die §§ 13—15 gewidmet, der Betrachtung des Kegels die folgenden bis § 20, und dann schliefst diesen Abschnitt eine kurze Berücksichtigung der Symmetrie und Aehnlichkeit der Polyeder. Der 5te Abschnitt behandelt die Kugel. Es ist leicht, auch hier nachzuweisen, dafs die Darstellung mehrfach eine wenig einheitliche und consequente ist, aber auch anzuerkennen, dafs diese Mängel ebenso wie manche Nachlässigkeit und Inconsequenz im Ausdruck nur daher rühren, dafs der Verf. in seinem Unterricht, dem das Buch unmittelbar seine Entstehung verdankt, sicherlich recht lebendig danach strebt, den reichhaltigen Stoff auf eine pädagogisch wirksame Weise zu verwerthen, Einförmigkeit in Ausdruck und Darstellung zu vermeiden und Aehnliches auf verschiedene Weise zu behandeln, ohne auf systematische Anordnung und strenge Gliederung und auch auf correcten Ausdruck den für ein zur Verbreitung in weiteren Kreisen bestimmtes Lehrbuch nöthigen Werth zu legen. So folgt denn auch in diesem 5ten Abschnitt nach einer reichhaltigen, aber wenig geordneten Zusammenstellung von Sätzen über die Lage einer Kugel gegen eine Grade, eine Ebene und eine andere Kugel, über sphärische Figuren, Ausmessung von Oberfläche und Volumen der Kugel und einzelner Stücke derselben plötzlich § 30—32 der allgemeine Beweis des Eulerschen Satzes mittelst der Bestimmung des Flächeninhalts der Projectionen der ebenen Seitenflächen eines Polyeders auf die Oberfläche einer Kugel, Folgerungen aus diesem Satz für die Polyeder aus gleichvielseitigen Figuren und ihre Netze, zunächst ohne Rücksicht auf die regulären Polyeder, denen der aus zwei Paragraphen bestehende 7te Abschnitt gewidmet ist. Dagegen enthält § 33—35 des 5ten Abschn. Sätze über die dreiseitige Polarecke, der 6te Abschn. eine kurze Benachrichtigung, dafs die „15 Aufgaben über das Berührungsproblem für die Kugel" vom Verf. in einer 1860 herausgegebenen Schrift behandelt sind, ein hier unerwartet eingeschalteter Anhang zu Abschn. I Sätze über windschiefe Linien. Schliefslich glauben wir aber doch trotz der gerügten Mängel in der Anordnung und Darstellung das Buch nicht nur wegen der stereoscopischen Beilagen, sondern auch wegen des verhältnifsmäfsig reichen Inhalts und der pädagogisch gewifs wirksamen Mannichfaltigkeit in der Darstellung der Beachtung empfehlen zu dürfen.

Berlin. Rühle.

IV.

Geschichte der Römer von Oscar Jäger, Gymnasiallehrer in Wetzlar (jetzt Rector in Mörs). Mit einem Titelbilde. Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann, 1861. XII u. 591 S. 8.

Das Gebiet der römischen Geschichte ist in neuerer Zeit von namhaften Gelehrten in den verschiedensten Richtungen mit erfolgreicher Thätigkeit durchforscht worden. Namentlich durch die scharfsinnigen Untersuchungen Mommsens und Schweglers sind die historischen That-

sachen, welche in den ersten Zeiten der römischen Geschichte durch mannichfache Sagen verhüllt und entstellt waren, von diesem zweifelhaften Schmucke entkleidet, der Zusammenhang der Begebenheiten, die allmähliche Entwickelung der staatlichen und sittlichen Zustände, die Charaktere der hervorragenden Persönlichkeiten und die Motive, durch welche sie sich leiten liefsen, sind in ein klareres und helleres Licht gestellt, viele neue Gesichtspunkte sind in's Auge gefafst, neue Anregungen zu weiterer Forschung gegeben. Die grofsen Werke aber, in welchen so bedeutende Ergebnisse tief eindringender Forschung sich finden, sind von der Art, dafs ihre Lectüre, wenn ein richtiges Verständnifs und klare Auffassung der Verhältnisse durch dieselbe gefördert werden soll, nicht blofs ein lebhaftes Interesse für geschichtliche Entwickelung, sondern auch ein schon gereiftes Urtheil und ein gewisses Maafs gelehrter Vorkenntnisse erfordert. Aus diesen Gründen sind diese Werke für die Jugend weniger geeignet, namentlich dürfte die Lectüre von Mommsens römischer Geschichte für solche, deren Urtheil über Personen und Zustände noch schwankend und unsicher ist, in mancher Hinsicht mehr schädlich als nützlich sein. Da es nun aber in hohem Grade wünschenswerth ist, dafs die werthvollen Resultate, welche in jenen Werken niedergelegt sind, auch für die Jugend zugänglich und, soweit es thunlich ist, fruchtbar gemacht werden, so mufs man das vorliegende Werk, in welchem die Lösung gerade dieser Aufgabe in's Auge gefafst und versucht worden ist, als eine erfreuliche Erscheinung willkommen heifsen. Das Werk des Herrn Verf.'s soll in ähnlicher Weise, wie z. B. Archenholz siebenjähriger Krieg oder Beitzke's Befreiungskriege, dem Bedürfnisse der Jugend (Knaben von 14 Jahren an) und der Laien genügen, es soll an die oben genannten Werke sich anlehnend „der geschehenen Geschichte so nahe als möglich kommen, so wenig als möglich eine gemachte Geschichte sein" (p. VI), es soll auf diese Weise vorzüglich unsere Jugend „mit der ächten Begeisterung nähren, welche der Wirklichkeit des Geschehenen entströmt und deren Ideale nicht als Luftgebilde erscheinen". Der Verf. selbst verkennt nicht, dafs die Aufgabe, die er sich hiermit gestellt, ihre besonderen Schwierigkeiten habe, er weist (p. VII) auf einige Punkte hin, in denen sein Werk Manchen nicht völlig Genüge leisten werde, man werde vielleicht den anekdotischen Schmuck nicht reichlich genug aufgewendet finden, man werde in den längeren Abschnitten, welche die Staats- und Volkszustände behandeln, vielleicht Dinge berührt sehen, von denen die herrschende pädagogische Richtung (?) annehme, dafs sie über den Horizont des Knaben- und Jünglingsalters hinausliegen, man werde es tadeln, dafs er z. B. bei der Auffassung der Wirksamkeit Cicero's „die geschichtliche Wahrheit nicht mit dem überlieferten philologisch-pädagogischen Glauben zu vermitteln gesucht habe". Diese Bedenken, welche der Verf. selbst hegt, will Ref. zunächst nicht in Anschlag bringen, wiewohl dieselben in der That nicht völlig unbegründet sind. Ref. will auch keineswegs behaupten, dafs der Verf. den Schwierigkeiten seiner Aufgabe völlig „erlegen" sei, dafs er nicht manche derselben mit einigem Erfolg überwunden habe. Es ist nicht zu verkennen, dafs der Verf. in mancher Hinsicht nicht ohne Sorgfalt zu Werke gegangen ist, er hat nicht nur die Werke Mommsen's und Schwegler's, an die er sich vorzugsweise anschliefst, benutzt, sondern auch andere wichtigere Geschichtswerke der neueren Zeit, unter denen sich indefs auffälliger Weise die verdienstvollen Werke Peter's und Lange's nicht zu befinden scheinen, zu Rathe gezogen, Manches hat er auch unmittelbar aus den Quellen selbst geschöpft, aus wel-

chen mitunter Stellen in freier Uebersetzung aufgenommen sind, er hat auf diese Weise sich über Ereignisse, Zustände und Personen in mancher Hinsicht ein selbständiges Urtheil gebildet, überdiefs versteht er es vermittelst einer meist gewandten und anschaulichen Darstellung seine Geschichte in ein gefälliges Gewand zu kleiden. Obwohl nun dies Alles in gewissem Grade Anerkennung verdient, so hat der Verf. dennoch das eigentliche Ziel, das er hauptsächlich im Auge gehabt haben will, nämlich die Ergebnisse der gelehrten Forschung so zu verarbeiten, dafs sie auch der Jugend nicht blofs in fafslicher und verständlicher Form, sondern auch als zuverlässige Resultate und so gründlich und vollständig, als es für den Standpunkt der Jugend und der Laien angemessen erscheint, vor Augen gestellt werden, dieses Ziel hat der Verf. keineswegs völlig erreicht. So weit nämlich Ref. die Sache zu beurtheilen vermag, zeigen sich in den verschiedenen Theilen des Werkes nicht nur manche Spuren von flüchtiger und ungründlicher Benutzung der vorhandenen Hilfsmittel, namentlich der Werke Schwegler's und Mommsen's, sondern es tritt auch in der Behandlung der verschiedenen Perioden eine nicht geringe Ungleichheit hervor. Gerade die ersten beiden Perioden bis zu den Punischen Kriegen, die Zeit der Könige sowohl als die erste Zeit der Republik, für welche die Forschung der genannten Gelehrten die bedeutendsten Resultate ergeben hat, sind in vieler Hinsicht oberflächlich behandelt. Während der Verf. in den späteren Perioden, obschon auch in diesen manches Wichtige übergangen ist, mitunter zu sehr in die Schilderung der Einzelnheiten eingeht, finden sich in jenen Perioden neben einzelnen gelungenen Abschnitten manche Partien, wo es der Darstellung an Gründlichkeit und Genauigkeit fehlt, und wo die von der historischen Kritik gewonnenen Resultate jedenfalls in höherem Grade für die Jugend hätten verwerthet werden können. Um dieses Urtheil, so weit es die ersten Perioden betrifft, hinreichend zu begründen, sieht sich Ref. veranlafst, gerade diesen Theil des Werkes einer ausführlicheren Besprechung zu unterwerfen.

Was Ref. zunächst vermifst, ist eine wenn auch nur kurze Uebersicht der Geographie von Alt-Italien, welche das Verständnifs der Geschichte selbst wesentlich erleichtern würde. An diese hätte eine Darstellung der ältesten Bevölkerung Italiens und der Gliederung der altitalischen Stämme sich anschliefsen sollen. Insbesondre hätte im Anschlufs an die gründlichen Auseinandersetzungen Schwegler's (I p. 154. 279) dargethan werden sollen, wie die umbrisch-sabellischen Stämme, von denen der Verf. im ersten Capitel neben den Latinern nur die Sabiner nennt, sich allmählich weiter über die Halbinsel verbreiteten, wie die Aequer, Hernicer, Volscer, Aurunrer sich von denselben abzweigten, wie der eigenthümliche Gebrauch, der bei den Sabinern obwaltete, einen heiligen Lenz zu geloben, Ursach zu einer weiteren Ausbreitung sabellischer Stämme wurde, und wie dieser Sitte insbesondre die Picenter, Päligner, Marruciner, Samniten und andere Völker ihren Ursprung verdankten, wie endlich die Samniten wiederum die Lucaner als Colonie entsandten. Ueber die Herkunft und Verbreitung aller dieser Völker giebt der Verf. ebenso wenig Auskunft als über die verschiedenen gallischen Stämme, welche durch ihre Einwanderung die Etrusker und Umbrier aus der Poebene verdrängten; auch von den griechischen Niederlassungen, welche schon in den ältesten Zeiten in Unteritalien begründet wurden, ist nirgends ausführlicher die Rede.

Die Geschichte selbst hat der Verf. nicht in Perioden, sondern nach Mommsen's Vorgange in Bücher, Abschnitte und Kapitel getheilt. In

dem ersten Buche (p. 3—84) behandelt er „die Geschichte der Stadt Rom bis zur Vollendung der Unterwerfung Italiens“ (753—264 v. Chr.). Er fafst also die Geschichte Roms unter den Königen mit der Geschichte der Republik bis zu den punischen Kriegen in ein Buch zusammen. Da aber durch die Abschaffung des Königthums und durch die nunmehr beginnenden Kämpfe zwischen den Patriciern und Plebejern eine so bedeutende Umgestaltung im ganzen Organismus des Staates herbeigeführt wird, so wäre es jedenfalls angemessener gewesen, die Zeiten des Königthums in einem besonderen Buche zu behandeln.

Die ältesten Zeiten der römischen Geschichte, sowohl die vor der Gründung der Stadt, als auch diejenigen, in welchen Rom unter Königen stand, sind bekanntlich am meisten durch mancherlei Sagen verdunkelt, hier ist es besonders schwierig, in der umhüllenden Sage den historischen Kern zu erkennen, und die wirkliche Geschichte läfst sich, wie sie der Wahrscheinlichkeit nach gewesen, kaum mit der erforderlichen Anschaulichkeit darstellen, ohne dafs auf die „gemachte Geschichte“ Rücksicht genommen wird, ohne dafs die Sagen selbst mitgetheilt werden, aus deren Kritik die historischen Thatsachen sich ergeben. Ein Werk wie das Mommsen's, welches eben nicht für Knaben und Laien bestimmt ist, braucht die Sagen nur in so weit zu erwähnen, als die Darstellung der wirklichen oder wahrscheinlichen Thatsachen es unbedingt erfordert, es kann voraussetzen, dafs seine Leser mit den Sagen selber schon zur Genüge bekannt sind; für die Jugend aber von 14 Jahren an ist das Gebiet der Sage noch kein völlig überwundener Standpunkt, wenn ihr auch „die römische Geschichte in ihrer populärsten Form bereits einmal vorgeführt worden ist“; sie kennt die Sagen noch nicht hinreichend, sie hat überdiefs ihre Lust daran, zumal da auch die römischen Sagen, wie die griechischen und die Sagen überhaupt, nicht blofs anmuthig und anziehend, sondern auch in mancher Hinsicht belehrend und sittlich anregend sind; endlich gewährt es ihr noch ein besonderes Interesse, zu hören oder zu lesen, welchen historischen Kern gelehrte Forscher in den verschiedenen Sagen entdeckt haben. Aus diesen Gründen ist es jedenfalls angemessen, wenn in einer römischen Geschichte, welche vorzugsweise für die Jugend bestimmt ist, auch die wichtigsten und interessantesten Sagen anschaulich dargestellt werden. Daher beginnt auch der Verf. seine Darstellung im ersten Kapitel mit der Sage vom Aeneas und Julus und schliefst an diese die Sage von der Gründung Roms durch Romulus und Remus, so wie von dem Raube der Sabinerinnen und von der Verbindung der Römer mit den Sabinern. Auf diese Sagen läfst er dann p. 5 die Auseinandersetzung dessen folgen, was durch die historische Kritik über die wirkliche Entstehung Roms und über die älteste Verfassung des römischen Staats aus der sagenhaften Ueberlieferung entwickelt worden ist. Was der Verf. über die ältesten p o l i t i s c h e n Institutionen mittheilt, stimmt zwar im Ganzen mit den Resultaten der historischen Forschung überein, ist aber in Einzelheiten nicht durchaus richtig. Ueber die Königswahl z. B. sagt er p. 9: „Dieser (Interrex) oder ein von ihm weiterhin (?) ernannter bestimmt nun den neu zu erwählenden König und entbietet, in Uebereinstimmung mit dem Senat, das Volk d. h. die Patricier zur Versammlung. Diese Versammlung b e s t ä t i g t den Gewählten und überträgt ihm — durch ein eigenes Gesetz (*lex curiata de imperio*) das Recht, dem Volk zu gebieten“. Nach diesen Angaben könnte es scheinen, als ob der Interrex und der Senat den König g e w ä h l t hätten, was aber in der Wirklichkeit nicht der Fall war, sondern der Interrex

schlägt gemäfs dem Uebereinkommen mit dem Senat den zu wählenden vor (*rogat*) und das Volk wählt ihn (*creat*) in den *comitiis curiatis*. Der *populus* ist es, welcher es für Recht hält (*iubet*), dafs der und der König sei (*populus regem creat, interrege comitia habente*) (vgl. Lange Röm. Alt. I. p. 227). Der Verf. ist in seinen Angaben den Ansichten Mommsens (I. p. 61) gefolgt, welche Ref. indefs in Rücksicht auf dasjenige, was die alten Quellen über die *creatio* berichten, nicht als hinreichend beglaubigt anzuerkennen vermag.

Das Verfahren nun, welches der Verf. anfänglich beobachtet hat, zuerst die Sagen in der Kürze mitzutheilen und dann die Ergebnisse der Kritik, hält Ref. für angemessen und zweckmäfsig, der Verf. aber hat dasselbe im Folgenden nicht mit der erforderlichen Consequenz durchgeführt. Wie an die Person des Romulus die Entwickelung der ältesten staatlichen Einrichtungen und die Unterwerfung benachbarter Städte durch tapfere Kämpfe sich anknüpft, so ist die sagenhafte Persönlichkeit des Numa einerseits die Trägerin der ältesten religiösen Institutionen, andrerseits aber wird dem Numa auch die Ordnung des Grundbesitzes und die Beförderung des Ackerbaus durch Heiligung der Grenzsteine (*termini*) und Einsetzung der Terminalia, ferner die Eintheilung der Stadt in *vici* und *pagi* etc. und die der Clienten in *collegia*, so wie die Einführung des 12monatlichen Jahres zugeschrieben. Der Verf. aber bespricht nur die religiösen Institutionen, während er die andere Seite der Thätigkeit Numa's gar nicht erwähnt. Auch die Darstellung der religiösen Einrichtungen ist in mancher Hinsicht ungenau und unvollständig. Die Zahl der Pontifices aufser dem Pontifex Maximus giebt der Verf. p. 12 fälschlich auf fünf an statt vier; die Augures läfst er den Willen der Götter nur aus dem Fluge der Vögel erkennen; von den besonderen Functionen, die der Flamen Dialis zu erfüllen hatte, und den seltsamen Bedingungen, die mit seinem Amte verknüpft waren, ist erst p. 212 ausführlicher die Rede, während man doch eher an der Stelle, wo zuerst über den Flamen Dialis gesprochen wird (p. 11), die nöthige Belehrung darüber erwarten mufste. Auch die anmuthige Sage von den Ancilien ist völlig übergangen, obwohl die Priesterschaft der Salier, so wie ihre Tänze und Umzüge, von denen p. 13 die Rede ist, mit diesen Ancilien in der engsten Verbindung stehen. Ueber die Regierung des Tullius Hostilius, über den Krieg mit Alba Longa, den Kampf der Horatier und Curiatier und die Zerstörung Alba Longa's spricht der Verf. ziemlich ausführlich (p. 14. 15), dagegen hat er die Grausamkeit begangen, den guten König Ancus Marcius gänzlich aus seiner Geschichte zu verbannen. Dafs Mommsen den Ancus Marcius nur gelegentlich einige Male erwähnt, kann nicht befremden, da er überhaupt die Könige, namentlich die vier ersten derselben, nicht als historische Persönlichkeiten im eigentlichen Sinne anerkennt, und daher nicht jeden einzelnen derselben in einem besonderen Abschnitt behandelt; da aber der Verf. den Romulus, Numa Pompilius und Tullus Hostilius nach einander als Könige auftreten und als solche thätig sein läfst, so sieht man nicht ein, warum er den Ancus Marcius gar nicht einmal genannt hat. Der Verf. konnte es immerhin als zweifelhaft hinstellen, ob Ancus Marcius der Reihe nach der vierte König gewesen sei, ob er gerade alles das gethan habe, was die Ueberlieferung ihn thun läfst, er konnte die Vermuthung aufstellen, dafs die wichtigen Thatsachen, welche unter der Regierung des Ancus stattgefunden haben sollen, wahrscheinlicher Weise in einem längeren Zeitraume als unter der Herrschaft eines Königs sich ereignet haben, die Thatsachen selber aber hätte er jedenfalls anführen sollen. Wenn man auch weniger

Gewicht darauf legen will, dafs von der schriftlichen Aufzeichnung der religiösen Satzungen und Gebräuche, von der Eroberung des rechten Tiberufers bis zur Mündung und der Anlage von Ostia (welche der Verf. schon p. 14 vor der Zeit des Tullius Hostilius erwähnt), so wie von der Befestigung des Janiculum und der Erbauung des *pons sublicius* hier keine Rede ist, so mufste doch jedenfalls über die Eroberung der (4) latinischen Städte und die Ansiedlung ihrer Bewohner in Rom genauere Auskunft gegeben werden, weil es höchst wahrscheinlich, wo nicht unzweifelhaft ist, dafs die Bewohner gerade dieser Städte, indem sie zur Niederlassung in Rom genöthigt wurden, den Grundstock der römischen Plebs bildeten (s. Schwegler I p. 604).

Die Sagen, welche die Persönlichkeiten des Tarquinius Priscus und des Servius Tullius betreffen, übergeht der Verf. fast sämmtlich, er erwähnt weder, dafs die drei letzten Könige wahrscheinlich einem tuscischen in Rom eingebürgerten Geschlechte entstammt seien (siehe Momms. I p. 115; Schwegler freilich I p. 685 sagt: „Tarquinius Priscus war Latiner"), noch auf welche Weise die Sage den Tarquinius Priscus und Servius Tullius zur Regierung gelangen läfst, nur das Ende des letzteren, und auf welche Weise Tarquinius Superbus sich der Herrschaft bemächtigte, wird p. 21 ziemlich ausführlich erzählt. Da Tarquinius Priscus jedenfalls in höherem Grade als die früheren Könige als historische Persönlichkeit aufzufassen ist, so war um so mehr Anlafs, die wichtigen Ereignisse seiner Regierung in einem besonderen Abschnitt zu behandeln, nicht aber dieselben, wie der Verf. es gethan, mit der Regierung der beiden letzten Könige in einen verhältnifsmäfsig kurzen Abschnitt, in welchem dem älteren Tarquinius kaum 10 Zeilen gewidmet sind, zusammenzuwerfen. In Folge dessen ist von den Kriegen des Tarquinius Priscus gegen die Latiner und Sabiner, so wie von der Anlage der Kolonie in Collatia gar keine Rede. Der Plan des Königs, den drei patricischen Stammtribus drei plebejische an die Seite zu stellen, ein Plan, der an dem Widerspruch der Altbürger, welcher in der Geschichte vom Augur Attus Navius hervortritt, scheiterte, die wichtige Verfassungsänderung, welche Tarquinius wirklich zu Stande brachte, indem er die Anzahl der patricischen Geschlechter durch Hinzufügung einer zweiten gleich starken Abtheilung der vornehmsten plebejischen Geschlechter zu jeder der drei alten Tribus auf das Doppelte erhöhte, womit auch die Verdoppelung der Rittercenturien in Verbindung stand (s. Schwegler I p. 685—694), die Ernennung von 100 neuen Senatoren und die Erhöhung der Zahl der Vestalinnen von vier auf sechs, alle diese sehr erheblichen Thatsachen werden völlig mit Stillschweigen übergangen. Von den bedeutenden Bauten des Tarquinius Priscus erwähnt der Verf. nur die Legung des Grundsteins zum Tempel des Jupiter Capitolinus; die erste Anlage des Circus Maximus und der Abzugsgräben schreibt er fälschlich dem Tarquinius Superbus zu (p. 16. s. dageg. Schwegler I. p. 673).

Die Darstellung der Verfassung des Servius Tullius mufs Ref. ebenfalls in mancher Hinsicht theils als ungenau, theils als unrichtig bezeichnen. Zunächst hebt der Verf. nicht genug hervor, dafs der nächste und vorzüglichste Zweck der *descriptio classium centuriarumque* jedenfalls der militärische, die Organisation des römischen Heeres war, was sich schon aus den Bezeichnungen *classis* = κλῆσις, κλάσις die Ladung, das aufgebotene Heer und *centuria* einigermafsen ergiebt (s. Schwegler I. p. 754, Lange I. p. 342). Sodann hat der Verf. nicht bemerkt, dafs die Geldsummen, die man nach Livius und Dionysius in der Regel als Census der fünf Vermögensklassen angiebt, wahrscheinlich nicht aus der Zeit des Servius Tullius herrühren, sondern einer

spätern Zeit angehören, welche sich nicht mit völliger Gewifsheit bestimmen läfst, dafs dagegen zur Zeit des Servius Tullius ein bestimmtes Mafs des Grundbesitzes für die Mitglieder jeder Classe erforderlich war, und dafs eben nur ansässige Leute (*assidui*), Grundbesitzer (*locupletes*) und Viehzüchter (*pecuniosi*) als solche genannt werden, welche in den Classen sich befanden. Wenn ferner der Verf. p. 18 sagt: „die erste Classe bildeten diejenigen (Patricier oder [richtiger wäre wohl und] Plebejer), welche ein steuerbares Vermögen im Werthe von 100000 Kupferpfunden oder Assen besafsen etc.", so ist diese Angabe in so fern unrichtig, als jene 100000 Asse keineswegs Kupferpfunde d. h. Libralasse waren, denn diese Annahme würde namentlich für jene alte Zeit viel zu hohe Censussummen voraussetzen, man mufs vielmehr diese Summe von 100000 Assen so wie auch die übrigen Censussummen durch fünf reduciren, wie Boeckh in seinen metrologischen Untersuchungen nachgewiesen hat (p. 427—446 vgl. Schwegler I. p. 762), um die Censussätze in Kupferpfunden d. h. Libralassen für die Zeit des Servius annähernd richtig zu bestimmen. Ferner erwähnt der Verf. p. 19 neben den beiden Centurien der Zinken- und Hornbläser noch zwei Centurien Zimmerleute, während statt dessen eine Centurie Zimmerleute (*fabri tignarii*) und eine Centurie Schmiede (*fabri ferrarii*) anzuführen war. Dafs diese Handwerker zwar eigentlich zu den Proletariern gehörten, aber dennoch wegen ihrer Unentbehrlichkeit im Kriege ein gewisses Ansehn genossen und daher auch mit den Classen stimmten, die *fabri* sogar nach Livius hinter der ersten, nach Dionysius hinter der zweiten Classe, war ebenfalls der Erwähnung nicht unwerth (s. Schwegler I. p. 743. Lange I. p. 356). Die Centurien der zweiten bis fünften Classe mit Einschlufs der vier Centurien der Handwerker und einer Centurie *capite censi* belaufen sich zusammen nicht, wie der Verf. angiebt, auf 97, sondern auf 95 Centurien. In Hinsicht auf die Steuer, das *tributum*, sagt der Verf. nur ganz im Allgemeinen, dafs dieselbe nach dem eingeschätzten Vermögen bemessen wurde, dafs die *proletarii* und *capite censi* in der ältesten Zeit sowohl von der Steuer als vom Kriegsdienste frei waren, wird nicht ausdrücklich erwähnt. Den Rittern endlich legt der Verf. p. 18 die Verpflichtung auf, ein Kriegspferd zu halten, ohne dabei anzuführen, dafs sie zur Anschaffung des Pferdes das *aes equestre* und zum Unterhalt desselben das *aes hordearium* erhielten und dafs diese Entschädigungen zum Theil wenigstens von den Wittwen, Waisen und Mündeln aufgebracht werden mufsten (s. Schwegler I. p. 760). Ueber das allgemeine Sühnfest (*lustrum*), welches Servius veranstaltete, um das Volk in seiner Gliederung nach Classen und Centurien von allen verborgenen Fehlern zu reinigen und es zu einem Gott wohlgefälligen zu machen, hätte der Verf. auch wohl eine kurze Notiz hinzufügen können.

Auch bei der Darstellung der Regierung des Tarquinius Superbus hat der Verf. manche wichtige Thatsachen übergangen. Die Vollendung des Capitolinischen Tempels erwähnt er nur ganz im Vorübergehen; der mächtige Aufschwung der römischen Herrschaft unter diesem energischen Könige wird nur in wenigen Worten angedeutet; weder von der Eroberung der reichen Volscerstadt Suessa Pometia, noch von der Einnahme von Gabii ist die Rede. Den Frevel gegen die Lucretia erzählt der Verf. etwas ausführlicher; dafs aber der Sturz des Königs und der Tarquinier nicht eine gemeinsame Befreiungsthat der gesammten Nation war, sondern der Sieg einer Patrizierverschwörung und dafs die Umwälzung nicht der Person des Tarquinius allein, sondern dem Königthum im Princip galt, wie Schwegler I. p. 785—87

nachweist, geht aus der Darstellung des Verf. nicht mit Bestimmtheit hervor. Da der Verf. die religiösen Institutionen im Allgemeinen ziemlich ausführlich bespricht, so kann es um so mehr befremden, dafs er die Einführung der sibyllinischen Bücher völlig verschweigt, obwohl deren Aufnahme, indem sie den Cultus griechischer Gottheiten beförderte, als in hohem Grade folgenreich angesehen werden mufs (s. Schwegler I. p. 801).

Die Geschichte Roms unter Consuln bis zu den Punischen Kriegen (Cap. 2—5 des ersten Buches, p. 23—84) hat der Verf. zwar im Allgemeinen etwas genauer und ausführlicher behandelt als die Geschichte der Könige, indefs finden sich auch in diesem Abschnitt des Werkes manche Stellen, in welchen die Darstellung theils ziemlich mager und dürftig erscheint im Verhältnifs zum gesammten Umfang des Werkes, theils auch durch manche factische Unrichtigkeiten entstellt ist, welche bei sorgsamerer Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel mit Leichtigkeit hätten vermieden werden können. Unrichtig ist z. B. die Angabe p. 27: „der Dictator wurde von den Consuln oder vom Senat auf sechs Monate ernannt", denn der Senat gab nur, so oft er die Ergreifung dieser Mafsregel für nöthig hielt, dem Einen der beiden Consuln den Auftrag, einen Dictator zu ernennen, indem er in der Regel zugleich die Person bezeichnete, die er ernannt wissen wollte (Schwegler II. p. 122); die eigentliche Ernennung aber war lediglich Sache des Consuls (Mommsen I. p. 233). Ferner dauerte die Dictatur keineswegs immer sechs Monate, sondern der Dictator legte, sobald der Zweck, wegen dessen der Consul ihn ernannt hatte, erfüllt war, sein Amt nieder, und nur das Maximum der Amtsdauer betrug sechs Monate. In Bezug auf die Zeit, in welcher der erste Dictator gewählt wurde und wer der erste Dictator war, sagt zwar Liv. II, 18: *Nec quo anno, nec quis primum dictator creatus sit, satis constat*, indefs die überwiegende Mehrzahl der Berichte stimmt darin überein, der erste Dictator habe T. Larcius geheifsen und nicht, wie der Verf. angiebt, A. Postumius.

In vieler Hinsicht mangelhaft erscheint die Darstellung des Kampfes zwischen den Patriciern und Plebejern, namentlich giebt der Abschnitt, welcher über die *lex Terentilia* handelt, zu manchen und zwar zum Theil sehr erheblichen Ausstellungen Anlafs. In Bezug auf diese Lex heifst es p. 37: „462 brachte der Tribun L. (*sic!* st. C.) Terentilius Harsa den weitreichenden (?) Gesetzesantrag ein, eine Commission zur Beschränkung der Consularmacht niederzusetzen." Wie ungenau mit diesen Worten der Inhalt des Antrags wiedergegeben sei, ergiebt sich aus dem Wortlaut desselben, wie er sich bei Livius III, 9, 5 findet: *ut quinqueviri creentur legibus de imperio consulari scribendis.* Worin die beabsichtigte Beschränkung der Consulargewalt eigentlich bestand, dafs nämlich das bisherige ungeschriebene Gewohnheitsrecht, welches sich in vielen Fällen als ein *ius incertum* und *iniquum* erwiesen hatte, schriftlich aufgezeichnet und die Consuln verpflichtet werden sollten, fernerhin nach diesen geschriebenen Gesetzen Recht zu sprechen, darüber giebt der Verf. nicht die geringste Andeutung. Nach Erwähnung des Antrags selbst sagt der Verf. zwar, dafs um denselben ein heftiger Streit entbrannte, aber über den eigentlichen Verlauf dieses Streites fügt er nicht das Geringste hinzu. Allerdings erwähnt er die Anklage und den Procefs gegen den Käso Quinctius und den Ueberfall des Appius Herdonius, aber schon vor der Anführung des Terentilischen Antrags; dafs also diese Vorgänge mit dem Kampfe um den Antrag in enger Verbindung stehen, was unter Anderen Schwegler (II. p. 575—590) gründlich und ausführlich nach-

weist, ist aus der Darstellung des Verf.'s in keiner Weise ersichtlich. Auf die Notiz, dafs ein heftiger Streit entbrannte, folgt sofort die nackte Angabe der Concessionen, zu denen sich die Patricier im Verlauf des Kampfes genöthigt sahen. In Hinsicht auf die Vermehrung der Tribunen sagt der Verf.: „457 erhielt (?) das Volk zehn Tribunen anstatt der bisherigen fünf". Abgesehen von der Unklarheit des Ausdrucks, ist es auffällig, dafs der Verf. es nicht für nöthig hält, in der Kürze zu erwähnen, in wie fern dieses Recht, in Zukunft zehn Tribunen, und zwar zwei aus jeder Classe, zu wählen statt fünf, ein zweifelhafter Gewinn für die Plebejer war (s. Schwegler II. p. 595). In Betreff der *lex Aternia Tarpeja* normirt der Verf. das Maximum der *multa*, welches dieselbe festsetzte auf „ein höchstes von zwei Schafen und drei Rindern" statt dreifsig Rindern; überdiefs vermifst man die genauere Angabe, dafs bei kleineren Vergehen das Maximum sich auf zwei Schafe, bei gröfseren Vergehen dagegen auf dreifsig Rinder belaufen sollte (s. Lange R. A. I, p. 456) oder, wenn man lieber der Ansicht Schweglers (II. p. 611) beistimmen will, dafs mit Einem Schaf als der *minima multa* begonnen und diese Strafe bei fortdauernder Widerspenstigkeit Tag für Tag gesteigert wurde, bis jenes Maximum der *multa* erreicht war. Wenn ferner der Verf. sagt: „in gleichem Jahre (454) gingen drei Männer nach Griechenland, um die dortigen Gesetzgebungen zu studiren (?), denn Terentilius hatte seinen Antrag, den er in seiner ursprünglichen Form durchzubringen nicht hoffen konnte, dahin abgeändert, dafs eine geschriebene und verbesserte (?) Gesetzgebung künftig die Willkühr im Staate beschränken — möge", so darf man mit Recht fragen, woher der Verf. das Alles weifs. Terentilius selbst wird seit seinem Tribunate 462 gar nicht mehr genannt, sondern die Tribunen des folgenden Jahres eignen sich seinen Antrag an, das gesammte Collegium tritt für die Rogation ein, und von einer Veränderung, die Terentilius gemacht hätte, ist nirgends die Rede. So viel indefs steht fest, wovon der Verf. gar nichts erwähnt, dafs es zuletzt zu einem Vergleich zwischen den streitenden Parteien kam, in Folge dessen die Patricier zugestanden, dafs eine Commission für die Gesetzgebung gewählt werden sollte, die Plebejer dagegen darauf verzichteten, dafs auch Leute ihres Standes in der Commission sitzen sollten. Dafs die Commission nur aus Patriciern bestehen sollte, steht bei Livius (3, 31, 8) mit klaren Worten: *rem non aspernabantur patres: daturum legem neminem nisi ex patribus aiebant*. Um so mehr mufs es befremden, dafs der Verf. sein drittes Capitel mit den Worten beginnt: „Sechs Patricier, vier Plebejer waren unter den erkornen Decemvirn". Mommsen sagt (I. p. 256), „es wurden Zehnmänner zur Abfassung des Landrechts aus dem Adel gewählt". Die beiden ersten der Decemvirn, Appius Claudius und T. Genucius, waren die Consuln des Jahres 451, die übrigen waren sämmtlich, wie Schwegler III. p. 24 Anm. nachweist, Consulare. Wo also hat der Verf. die vier Plebejer ausfindig gemacht? Erst im zweiten Decemvirat wurden wider die ursprüngliche Bestimmung neben 7 Patriciern 3 Plebejer erwählt, was der Verf. indefs gänzlich mit Stillschweigen übergeht. Von dem Inhalt der zwölf Tafeln theilt der Verf. nichts mit als dürftige Notizen über diejenigen Bestimmungen, welche das *ius privatum* betrafen; von den wichtigen Bestimmungen über das *ius publicum*, namentlich von denen, welche sich auf die Provocation und die richterliche Competenz der Comitien bezogen (s. Mommsen I. p. 257. Lange R. A. I. p. 462. Schwegler III p. 40—42), ist gar keine Rede. Dafs die *XII tabulae* auch noch zur Zeit des Untergangs der Republik der *fons omnis publici privatique*

iuris waren, dafs dieselben noch in Cicero's Zeit von den Knaben auswendig gelernt wurden (de leg. 2, 4, 9), das sind ebenfalls der Erwähnung nicht unwerthe Thatsachen, welche in der Regel die Jugend interessiren, welche der Verf. aber übergeht. Was die Erzählung vom Sturze der Decemvirn betrifft, so führt der Verf. unter den Veranlassungen desselben an: „die hinterlistige Ermordung des L. Siccius Dentatus, der Volkstribun und eine Zierde der römischen Plebejerschaft gewesen". Wem möchte wohl diese matte und farblose Art, einen so wackern Mann zu charakterisiren, zusagen? Warum bezeichnet ihn der Verf. nicht als den Achilles Romanus, wie ihn Gellius nennt (Noct. Att. II, 11)? warum wendet er hier nicht etwas „anekdotischen Schmuck" an? warum theilt er nicht der Jugend mit, dafs dieser Mann in 120 Schlachten gefochten, 45 Wunden *adverso corpore* empfangen und unzählige Ehrenpreise davon getragen hatte? warum endlich erzählt er nicht, auf welche schändliche Weise ein so gewaltiger Haudegen ermordet wurde, und wie es an den Tag kam, dafs er, auf Kundschaft ausgesandt, nicht von den Sabinern erschlagen, sondern auf Anstiften der Decemvirn, deren Hafs er sich durch mifsliebige Aeufserungen zugezogen hatte, von seinen eigenen Soldaten getödtet worden war?

Dafs der Abschnitt, welcher über die *lex Terentilia* und ihre Folgen handelt, nicht zu den gelungenen Partien des Werkes zu zählen sei, glaubt Ref. im Vorhergehenden hinreichend dargethan zu haben. Um nun zu prüfen, ob der Verf. bei der Erzählung anderer wichtiger Ereignisse, z. B. der Kriege, welche in diesem Zeitraum geführt wurden, mit gröfserer Sorgfalt und besserem Erfolg zu Werke gegangen sei, hält Ref. es für erforderlich, die Samniterkriege, welche ohne Zweifel die wichtigsten und entscheidendsten sind, die von den Römern in jener Zeit geführt wurden, etwas genauer ins Auge zu fassen. Was den ersten derselben betrifft, so widmet ihm der Verf., nachdem er den Anlafs des Kampfes genügend auseinandergesetzt hat, im Ganzen 6 Zeilen, indem er p. 55 sagt: „In drei Schlachten wurde gefochten, in Campanien wurde beim Berge Gaurus von dem Consul M. Valerius Corvus, in Samnium von Aulus Cornelius Cossus glücklich gekämpft und dann an den Eingängen ins Gebirg bei Suessula von dem vereinigten römischen Heere der entscheidende Sieg erfochten, der diesen ersten Waffengang beendigte; die Römer behielten Capua, die Samniten Teanum." Wenn man auch zugiebt, dafs die Darstellung dieses Krieges, wie sie bei Livius, Dionysius, Appian sich findet, manche Unklarheiten und Dunkelheiten hat, so scheint es doch jedenfalls gewagt, mit Mommsen (I. p. 328—330 Anm.) jene Darstellung ganz zu verwerfen, und es ist gewifs bedenklich, ohne Weiteres zu sagen: „In Samnium wurde von A. Cornelius Cossus glücklich gekämpft", ohne die Gefahr, in welche das Heer des Consul in den Engpässen gerieth, auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Wenn der Verf. Bedenken trägt, die namentlich für die Jugend so anziehende Erzählung von der heldenmüthigen Tapferkeit des Kriegstribunen P. Decius Mus mitzutheilen, um nicht gemachte Geschichte statt der geschehenen zu erzählen, aus welchem Grunde verschweigt er dann nicht auch die p. 57 ziemlich ausführlich mitgetheilte, minder wichtige Anekdote vom T. Annius, dem Prätor von Setia? in Bezug auf welche Livius selbst sein Bedenken ausspricht mit den Worten: *et vera esse et apte ad repraesentandam iram deum ficta possunt* (VIII, 6, 3).

Was die Latinerkriege anbetrifft, so erkennt der Verf., wie es scheint, mit Mommsen nur den Sieg der Römer bei Trifanum als histo-

risch unzweifelhaft an. Wenn er nun p. 57 nach Erwähnung dieses Sieges noch von den volksthümlichen Erzählungen spricht und insbesondre von dem Opfertode des P. Decius, der in der Schlacht selbst erfolgt sei, so kann der Leser, welcher mit der Ueberlieferung weniger genau bekannt ist, nur annehmen, P. Decius habe in der Schlacht bei Trifanum sich geopfert, die Ueberlieferung aber läfst den Decius in der Schlacht am Vesuv sterben, welche der Schlacht bei Trifanum vorausging. Wollte der Verf. also den Opfertod des Decius erwähnen, so durfte er auch die Schlacht am Vesuv nicht völlig mit Stillschweigen übergehen. Wenn der Verf. p. 58 ferner sagt: „dieser Sieg legte Latium zu den Füfsen der Römer", so ist diese Redensart dem Sachverhältnifs nicht völlig angemessen, da ja die völlige Unterwerfung der latinischen Städte und die Auflösung des latinischen Bundes erst drei Jahre später (im Jahre 338) erfolgte. In der Darstellung des zweiten Samniterkrieges werden ebenfalls manche wichtige und zwar unzweifelhaft historische Facta übergangen. Wie Q. Fabius Rullianus im Jahre 309 den L. Papirius Cursor, obwohl dieser sein persönlicher Feind war, zum Dictator ernannte, ein Beispiel der Selbstüberwindung, das wohl verdiente, der Jugend vor Augen gestellt zu werden, sodann insbesondere der glänzende Sieg bei Longula 309, den auch Mommsen (I. p. 315) als einen grofsen und entscheidenden bezeichnet, ist dem Verf. nicht der Erwähnung werth erschienen. Da der Verf. es für angemessen hält, p. 76 die goldenen Schilde der samnitischen Beute zu erwähnen, mit denen die Buden auf dem Forum geschmückt waren (es waren indefs nicht blofs goldene, sondern auch silberne), warum scheint ihm dann der Sieg selbst, in welchem der Ueberlieferung nach jene Beute gewonnen wurde, keiner Erwähnung zu verdienen? Ueberhaupt liebt es der Verf., wie es scheint, einzelne Thatsachen erst nachträglich und gelegentlich anzuführen, die er an der Stelle, wohin sie eigentlich gehören, übergeht. So erwähnt er p. 76 auch, dafs „die Rednerbühne mit den Schnäbeln der von Antium erbeuteten Schiffe verziert war"; p. 58 aber, wo es am Orte war, zu erzählen, dafs die Kriegsschiffe der Stadt Antium theils nach Rom abgeführt, theils verbrannt, die *rostra* aber erhalten und zur Verzierung der Rednerbühne verwendet wurden, findet sich nur die Angabe, dafs in Antium eine Colonie angelegt wurde. So wird p. 109 zwar gesagt, dafs P. Cornelius Scipio in der Schlacht am Ticinus selbst verwundet und mit Mühe aus dem Getümmel gerettet wurde; die Angabe aber, dafs sein eigener Sohn es war, der ihn rettete, findet sich erst p. 127, wo von der Uebertragung des Commando's in Spanien auf denselben die Rede ist.

Auffallend dürftig und ungenau ist die Darstellung des dritten Samniterkrieges p. 63, welchem der Verf. nur eine halbe Seite gewidmet hat. Die Ereignisse, welche der Schlacht bei Sentinum vorausgingen, die grofsartigen Rüstungen der Römer gegen die Coalition der Italiker, die Entsendung des einen römischen Heeres nach Etrurien, welche den Erfolg hatte, dafs die Etrusker sich gröfstentheils von dem in Umbrien vereinigten feindlichen Heere trennten, um ihr eigenes Land vor den Angriffen der Römer zu schützen, die Vorgänge in der Schlacht selbst, alles dieses wird nicht mit der Klarheit und Ausführlichkeit erzählt, welche die Wichtigkeit des entscheidenden Kampfes erforderte; auch der Fall des heldenmüthigen Führers Gellius Egnatius wird mit Stillschweigen übergangen. Von den Folgen des Sieges, von der Auflösung des Bundesheeres und des Bundes selbst, von der Rückkehr des Ueberrestes der Samniten in ihre Heimath, welche sie in geschlossener Ordnung ungebeugten Muthes vollführten,

schweigt der Verf. völlig. Nach Erwähnung der Schlacht bei Sentinum findet sich nur noch die Angabe: „Ein letzter Sieg 292 endete den verzweifelten Kampf, legte Samnium vollends zu den Füfsen der Römer". Den Sieg also, den L. Papirius Cursor, der Jüngere, im J. 293 bei Aquilonia erfocht, wo die 16000 Weifsröcke der Samniten mit verzweifeltem Heldenmuth kämpften, erwähnt der Verf. nicht, ebenso übergeht er die Niederlage, welche der Sohn des Q. Fabius Maximus, Q. Fabius Gurges, erlitt, eine Niederlage, welche der bejahrte Vater wieder gut machte, indem er als Legat dem Commando des Sohnes sich unterordnete, so wie auch die Hinrichtung des Gavius Pontius und den Umstand, dafs M. Curius Dentatus es war, welcher 290 den Frieden mit den Samniten zum Abschlufs brachte. Der Krieg endete also im J. 290, nicht, wie der Verf. angiebt, 292, denn auch nach dem Siege des alten Rullianus setzten die Samniten den Kampf in ihren Burgen mit unermüdlicher Ausdauer noch fort, und die Phrase, deren sich der Verf. auch hier bedient: „ein letzter Sieg legte Samnium vollends zu den Füfsen der Römer", ist an dieser Stelle um so weniger angemessen, da die Samniten auch nach dem Friedensschlufs ihre Selbständigkeit behaupteten und nicht einmal zu Gebietsabtretungen genöthigt wurden (Mommsen I. p. 353). Die völlige Unterwerfung der Sabiner, welche in dasselbe Jahr 290 fällt und ebenfalls von M. Curius Dentatus vollbracht wurde, wird gleichfalls übergangen; überhaupt berichtet der Verf. vom Curius Dentatus weiter nichts, als dafs er den Pyrrhus bei Beneventum (Maleventum sagt der Verf., ohne zu erwähnen, dafs die Stadt später Beneventum genannt wurde) besiegte. Auch vom C. Fabricius Luscinus, ebenso im Vorhergehenden vom L. Quinctius Cincinnatus, dem *dictator ab aratro*, weifs der Verf. der Jugend nur wenig zu erzählen, so dafs man nicht mit Unrecht sagen kann, hier sei „der anekdotische Schmuck nicht reichlich genug aufgewendet".

Die vorstehenden Erörterungen sind nach Ansicht des Ref. ausreichend, um zu beweisen, einerseits dafs der Verfasser in dem ersten Buche seiner Geschichte manches Wichtige und besonders für die Jugend Interessante übergangen hat, andrerseits dafs die Resultate der Forschungen Mommsens sowohl als besonders Schweglers nicht in dem Mafse für die Jugend verwerthet worden sind, als die Verheifsungen der Vorrede erwarten liefsen.

In dem zweiten Buche, welches die Zeit von 264—131 umfafst (p. 85—214), so wie im dritten, in welchem das Zeitalter der bürgerlichen Unruhen und Kriege behandelt wird (p. 215—440), ist die Darstellung viel ausführlicher als in dem ersten, nicht blofs die Ereignisse in ihrem Zusammenhange, die Ursachen und Wirkungen derselben werden mit gröfserer Genauigkeit dargestellt, sondern es finden sich auch manche anschauliche Beschreibungen von Oertlichkeiten, Sitten und Zuständen, lebendige Schlachtgemälde und treffende Charakterbilder hervorragender Persönlichkeiten, wie der Verf. z. B. in dem älteren Cato p. 157. 58 ein ansprechendes Musterbild eines altrömischen Bürgers vor Augen stellt. Bisweilen sucht der Verf. seine Darstellung auch durch Hinweisung auf Vorgänge der neueren Zeit zu illustriren, wie er z. B. p. 237 die Kriegführung gegen Jugurtha mit der gegen Abd el Kader vergleicht. In der Schilderung der Charaktere schliefst sich der Verf. vorzugsweise der Auffassung und den Ansichten Mommsens an, jedoch so, dafs er die in mancher Hinsicht etwas harten und schroffen Urtheile dieses Gelehrten einigermafsen mildert. Dem Cicero läfst er wenigstens als Schriftsteller und Redner Gerechtigkeit widerfahren, im Uebrigen aber spricht er seiner politi-

schen Wirksamkeit jede Bedeutung ab und zollt auch der Rührigkeit und Wachsamkeit, die derselbe als Consul bewies, keine Anerkennung. In sittlicher Beziehung überhäuft er ihn mit allen möglichen Vorwürfen, indem er ihn wiederholentlich der Feigheit, Selbstsucht und ungemessenen Eitelkeit, die bis zum Verächtlichen und Lächerlichen und bis zu tiefer sittlicher Verkehrung (!) (p. 427) ging, beschuldigt. Nicht einmal dem redlichen Willen und der Vaterlandsliebe, die Cicero jedenfalls besafs, läfst der Verf. irgend welche Gerechtigkeit widerfahren. Eine ausführliche Rechtfertigung Cicero's gegen die Anschuldigungen, mit welchen der Verf. der Auffassung Drumanns und Mommsens folgend denselben an verschiedenen Stellen (p. 334. 337. 415. 416. 427) überhäuft, hält Ref. an dieser Stelle für überflüssig. Diese Rechtfertigung haben theils die Alten selber, namentlich Quintilian, theils in neuerer Zeit sachverständige Gelehrte mit Erfolg unternommen. Ref. bekennt sich seinerseits noch einigermafsen zu dem überlieferten „philologisch-pädagogischen Glauben", den der Verf. verwirft, und hält es nicht für wohlgethan, einen Mann wie Cicero, der seine Schwächen selbst mit seltener Offenheit enthüllt, als einen charakterlosen, selbstsüchtigen Schwächling und Feigling der Jugend vorzuführen und so dieselbe anzuleiten, über bedeutende Persönlichkeiten ein wegwerfendes Urtheil zu fällen. Nicht geringe Sorgfalt hat der Verf. auf die Darstellung des bürgerlichen Lebens, so wie der Volks- und Culturzustände und ihrer allmählichen Entwickelung und Umgestaltung in den verschiedenen Zeiträumen verwendet. Allerdings findet sich gerade in diesen Abschnitten Einzelnes, was noch über „den Horizont des Knaben- und Jünglingsalters hinauszugehen scheint"; auch aus anderen Gründen vermag Ref. nicht Alles, was in denselben enthalten ist, gutzuheifsen, so z. B. kann er dem etwas geringschätzigen Urtheil, welches der Verf. p. 476 über Virgil fällt, nicht völlig beistimmen, im Allgemeinen aber werden diese Abschnitte, welche einerseits die strenge Zucht, die mannhafte Tapferkeit und die einfache Lebensweise der alten Römer (p. 76—84), andrerseits den allmählichen Verfall der Sitten und die zunehmende Verderbnifs (p. 196—214), welche nach den Punischen Kriegen eintrat, insbesondre auch die raffinirte Ueppigkeit des sinnlichen und geistigen Lebens und die sittliche Corruption zur Zeit des Augustus (p. 443—463) mit lebendigen Farben vor Augen stellen, grofsentheils wohl im Stande sein, lebhafteres Interesse einzuflöfsen. — Die Geschichte der römischen Kaiserzeit hat der Verf. im vierten Buche p. 463—584, besonders vom Tode des Commodus an, mehr in übersichtlicher Kürze als in ausführlicher Darstellung behandelt, ein Verfahren, was in Bezug auf diesen Zeitraum fast fortwährender Verwirrungen und Umwälzungen als zweckmäfsig und angemessen erscheint. Während der Verf. in den übrigen Büchern sich hauptsächlich an Mommsens Darstellung angeschlossen hat, scheint er in diesem besonders Schlossers Weltgeschichte in der Bearbeitung von Kriegk benutzt zu haben.

Obwohl nun die drei letzten Bücher des Werkes, besonders das zweite und dritte, an Genauigkeit und Vollständigkeit der Darstellung das erste übertreffen, so tritt doch die an diesem Buche gerügte Ungleichheit der Behandlung auch in jenen Büchern in nicht geringem Grade hervor, indem neben solchen Abschnitten, welche eingehend, mitunter sogar mit zu grofser Anhäufung der Details behandelt werden, auch solche Stellen sich finden, wo wichtige Ereignisse übergangen oder nur ungenau dargestellt werden. Ueberdiefs fehlt es auch hier nicht an manchen Unrichtigkeiten, welche mit Recht Anstofs erregen müssen. Um das Referat nicht zu weit auszudehnen, begnügt

sich Ref. nur einige solche Stellen, welche ihm hin und wieder aufgefallen sind, hervorzuheben. — p. 116 läfst der Verf. „den C. Terentius Varro sein Heer hinüberführen auf das grofse Blachfeld, welches um das Dorf Cannae her am rechten Ufer des Aufidus sich ausdehnt". In der ersten Ausgabe seiner röm. Geschichte verlegt auch Mommsen die Schlacht bei Cannae auf das rechte Ufer des Flusses, in der zweiten Ausgabe aber (I. p. 579) läfst er dieselbe mit gutem Grunde auf dem linken Ufer stattfinden, und dieser Ansicht hätte auch der Verf. folgen sollen. — Die Ereignisse des zweiten punischen Krieges während der Jahre 215—208 stellt der Verf. nicht genau genug dar. Die Einnahme Tarents durch Hannibal im J. 212 erwähnt er zwar, giebt aber weder an, wie Hannibal in den Besitz der Stadt gelangte, noch dafs M. Livius Salinator sich in der Burg behauptete, noch auch dafs Q. Fabius Maximus im J. 209 durch geschickte Combinationen die Stadt wieder in den Besitz der Römer brachte. Auch die gleichzeitigen Ereignisse in Spanien, namentlich die Vorgänge, welche das tragische Ende der beiden Scipionen herbeiführten, werden (p. 127) nur in dürftigen und unklaren Umrissen mitgetheilt. — p. 156 heifst es: „Der Kampf gegen das königliche Wesen der Scipionen wurde auch nach des Publius Tode fortgesetzt und Lucius in der That wegen der untreuen Verschleuderung (!) öffentlicher Gelder verurtheilt". L. Scipio wurde aber nicht nach dem Tode des Publius, der 183 erfolgte, sondern schon vor demselben in den Jahren 187 und 184 angeklagt und wegen Unterschlagung der Beute verurtheilt. — p. 193 sagt der Verf.: „Aehnliche Lorbeeren, wie Lucullus im nördlichen Spanien, holte sich Galba, der Statthalter der südlichen Provinz". Statt eine so unbestimmte Andeutung zu machen, welche den Leser über den wirklichen Vorgang völlig im Unklaren läfst, hätte der Verf. in der Kürze mittheilen sollen, wie Servius Sulpicius Galba eine schwere Niederlage von den Lusitanern erlitt, wie er alsdann drei Stämme derselben durch das Versprechen, ihnen fruchtbarere Wohnsitze anzuweisen, bewog, sich zu ergeben und dieselben nach Niederlegung der Waffen fast sämmtlich niederhauen liefs. Auch der Umstand war als charakteristisch für die Sitten der Zeit der Erwähnung nicht unwerth, dafs Galba ungeachtet dieses schändlichen Verraths der verdienten Strafe sich zu entziehen wufste. Auch andere Vorgänge, in welchen die Verderbtheit der damaligen sittlichen Zustände in höchst auffälliger Weise hervortritt, hat der Verf. nicht erwähnt. So heifst es p. 237: „Der Senat erkannte den Vertrag (den A. Postumius Albinus mit Jugurtha geschlossen) nicht als zu Recht bestehend an; auf tribunicischen Antrag wurde eine Untersuchungs-Commission wegen der unerhörten Vorgänge dieses Krieges niedergesetzt." Hier vermifst man zunächst den Namen des C. Mamilius Limetanus, des Tribunen, der diesen so wichtigen Antrag stellte, ferner eine genauere Angabe über den Zweck der Untersuchung, dafs nämlich dieselbe gerichtet war gegen diejenigen, auf deren Rath Jugurtha den Beschlüssen des Senats Trotz geboten, welche von dem Jugurtha Geld genommen und überhaupt mit ihm ein Einverständnifs unterhalten hätten. Von dem Resultat der Untersuchung, obwohl dasselbe als ein bedeutender Sieg der Volkspartei anzusehen ist, von der Verurtheilung mehrerer angesehenen Optimaten ist gar keine Rede, ebenso wenig von dem höchst auffälligen Umstande, dafs es dem M. Aemilius Scaurus, obschon er gerade zu den Schuldigsten gehörte, dennoch durch seine gewandten Machinationen gelang, nicht allein der Anklage zu entgehen, sondern sogar zu bewirken, dafs er unter die drei Vorstände der aufserordentlichen Commission und um dieselbe Zeit zum Censor gewählt wurde (s. Momm-

sen II. p. 144). — p. 241 liest man: „Das Reich des Jugurtha ward vertheilt. Ein Stück erhielt Bocchus von Mauretanien, ein anderes ward der römischen Provinz einverleibt, das dritte bestand unter Fürsten aus dem Hause Masinissa's zunächst unter Hiempsal II. als eigenes Königreich fort.“ Indefs wurde die römische Provinz bei dieser Gelegenheit nicht vergröfsert, weil sie schwer zu behaupten war, und auf Jugurtha folgte nicht Hiempsal II., sondern zunächst dessen Vater Gauda, Jugurtha's Halbbruder (s. Mommsen II. p. 155. Anm.). — p. 231 sagt der Verf.: „Die Köpfe des Gracchus und Flaccus wurden den Ueberbringern mit Gold aufgewogen“, während Plut. C. Gr. c. 17 berichtet: — *οἱ δὲ τοῦ Φουλβίου τὴν κεφαλὴν κομίσαντες (ἦσαν γὰρ τῶν ἀσημοτέρων) οὐδὲν ἔλαβον.* — p. 250 heifst es: „Bei der Tribunenwahl für das folgende Jahr wurde C. Memmius, der Gegencandidat des Saturninus, von dessen Rotte zu Tode geprügelt“. Diese Gewaltthat fand aber bekanntlich nicht bei der Wahl der Tribunen, sondern bei der der Consuln statt, und C. Memmius war nicht der Gegencandidat des Saturninus, sondern des C. Servilius Glaucia, Saturninus war schon vorher wieder zum Volkstribunen gewählt. — p. 259 erzählt der Verf.: „Unter Pompaedius Silo eröffneten die Samniten im J. 88 den dritten Feldzug für sich allein“, aber was sie nun in diesem Feldzuge ausrichteten, wie die Römer endlich den Sieg davon trugen, indem Pompaedius Silo in einer Schlacht gegen Aemilius Mamercus fiel, darüber findet sich im Folgenden nicht die geringste Auskunft. — p. 270 läfst der Verf. „den Marius Tag und Nacht im Moraste liegen, nach Angabe des Plutarch aber (Mar. 38) hielt er sich nur kurze Zeit in einem Sumpfe verborgen, indem er sein Haupt unter einem Haufen Schilf versteckte. Das „gebieterische Wort“ des Marius: „du wagst es, Mensch, den C. Marius zu tödten“, hätte der Verf. wörtlich anführen sollen. — p. 276 heifst es: „(C. Fimbria) trieb den Sohn des Königs, den jungen Mithridates, von Miletopolis nach Pergamum, von Pergamum nach Pitane, von Pitane, weil der aristokratisch gesinnte Lucullus sich weigerte, dem demokratischen Landsmann zur Gefangennehmung des Prinzen behülflich zu sein, nach Mitylene.“ Wie sich aus der Hauptquelle des Verfassers (Mommsen II. p. 295) ergiebt, schlug Fimbria allerdings den jüngeren Mithridates bei Miletopolis, vertrieb jedoch nicht diesen aus Pergamum, sondern den König Mithridates selbst, und nicht der Prinz, sondern der König Mithridates gerieth in Pitane in Gefahr, gefangen genommen zu werden. — p. 338 sagt der Verf., „wie er (Cäsar) in die Curie eintrat, hatten die Ritter, welche dort Wache hielten, die Schwerter gegen ihn erhoben“. Bei Sallust aber (Cat. 49) heifst es: *egredienti ex senatu Caesari*, und nicht bevor er seine Rede gegen die Hinrichtung der Verschwornen hielt, wie der Verf. angiebt, bedrohten sie ihn, sondern nachdem er dieselbe gehalten hatte. — An einigen Stellen wird der Zusammenhang der Ereignisse auch dadurch unklar, dafs der Verf. es unterläfst, Ort und Zeit derselben genau zu bestimmen. So lesen wir p. 277: „In Masse traten sie (die Soldaten) zu Sulla über; den Fimbria verdarb seine eigene schlechte Sache, er gab sie verloren und stürzte sich selbst in sein Schwert“. Man mufs nach dieser Darstellung annehmen, Fimbria habe sich im Lager etwa oder in seinem Zelte getödtet, während es bekannt ist, dafs er nach Pergamus floh und dort im Tempel des Aesculap sich entleibte. — So heifst es p. 389: „Die Meuterei seiner Soldaten dämpfte Cäsar, nachdem er bei Tarent September 47 gelandet war, mit einer Schnelligkeit, die unsere ganze Bewunderung verdient. Seine Officiere waren mit Steinwürfen empfangen worden; er selbst erschien nun

unter den Meuterern und fragte, was sie begehrten" etc. Dafs der Aufruhr in Campanien ausbrach, wo die beiden Officiere, von denen der Verf. den C. Sallustus Crispus hätte nennen sollen, mit Steinwürfen empfangen wurden, dafs die Aufrührer von Campanien nach Rom zogen, und dafs Cäsar in Rom auf dem Marsfelde, wo sie ihn erwarteten, unter sie trat und durch das Wort Quirites den Aufruhr dämpfte, kann man aus der Erzählung des Verf.'s um so weniger ersehen, da es nach obiger Darstellung weiter heifst: „Zu Rom liefs sich Cäsar von Neuem zum Dictator ernennen" etc. — p. 363 sagt der Verf.: „Ambiorix und Catuvolcus wufsten den Legaten Titurius Sabinus aus der Stadt Aduacuta herauszulocken und überfielen ihn dann im offenen Felde, wo er mit seinen zwei Legionen im ungleichen Kampfe der Uebermacht erlag". Zunächst waren es nicht Ambiorix und Catuvolcus, sondern Ambiorix allein, dessen Schlauheit die Römer aus dem Lager herauslockte (Caes. b. G. V, 27), sodann stand jene Truppenabtheilung nicht in Aduatuca, sondern im Lager bei Aduatuca, ferner bestand sie nicht aus zwei Legionen, sondern aus einer Legion und fünf Cohorten, endlich wurde sie nicht von Q. Titurius Sabinus allein, sondern von diesem und dem L. Aurunculeius Cotta befehligt, welche beide im Kampfe fielen. Das Lager des Q. Cicero befand sich nicht, wie am angeführten Orte gesagt wird, „zu Namür", sondern im Gau der Nervier, und Cicero behauptete sich nicht gegen ein Corps von „6000 Feinden", sondern von 60000. — p. 438 läfst der Verf. „jährliche Spiele zum Andenken an den grofsen Sieg bei Actium feiern", indefs wurden dieselben nur alle fünf Jahre gefeiert (Cass. Dio. 53, 1). — Andere unrichtige Zahlen, welche sich hier und da finden, können möglicher Weise auch Druckfehler sein. p. 92 bleibt Regulus mit 25000 Mann zu Fufs in Afrika zurück, statt mit 15000 Mann; p. 100 haben die Gallier 2000 Reiter st. 20000; p. 476 stirbt Virgil 10 v. Chr. st. 19; p. 464 dauert der jugurthinische Krieg von 116—106 st. von 111—106; p. 525 regiert Aurelian von 270—74 st. 75; p. 557 wird die Schlacht bei Adrianopel 377 geliefert statt 378.

Was die Darstellung betrifft, so empfiehlt sich dieselbe, wie schon oben bemerkt wurde, durch Gewandtheit und Lebendigkeit. An einzelnen Stellen aber finden sich Wendungen und Ausdrücke, die man mindestens als ungewöhnlich und auffällig bezeichnen mufs. So z. B. p. 15. „ihr Führer plante Verrath"; p. 46. „den stürmischen Wanderschaaren entleidete die Belagerung bald", ähnlich p. 238 „dem Jugurtha schien der Krieg entleidet; p. 87. „die Marssöhne parteiten sich"; p. 91. — „sie ersahen den Augenblick, wo sie ihr Schiff anschiefsen lassen und das feindliche leckstofsen konnten"; p. 188. „eine Fehde entfachen". Ueberdiefs bedient sich der Verf. mancher Fremdwörter, zahlreicher Metaphern, mitunter entfernt sich der Ausdruck ziemlich weit von der Einfachheit, welche sich für den historischen Stil am meisten geziemt, und es finden sich nicht selten gesuchte und etwas prunkhafte Wendungen, welche an das Phrasenhafte streifen. So z. B. p. 286 „das Glück, das ihm (dem Sulla) im Würfelspiel des Lebens stets den Venuswurf gönnte"; p. 30 „hatte man sie (die Plebejer) zuvor mit Peitschen gezüchtigt, so wurden sie jetzt mit Scorpionen gezüchtigt" (nach I. Könige 12, 11); p. 276 „hatten die Römer sie vorher mit Ruthen gezüchtigt, so wurden sie jetzt durch den König (Mithridates) und seine Statthalter mit Stachelpeitschen gezüchtigt"; p. 433 „Pompejus verstand diesem Kriege (gegen Octavian) weder durch volksthümliche Ideen noch durch politische Combinationen einen grofsartigen Charakter zu geben"; p. 367 „Mit der Ueber-

gabe von Alesia war der Niedergang der gallischen Freiheit gegeben"; p. 438 „Nach sieben Tagen vergeblichen Wartens ergab sich auch das Landheer (des Antonius), und das Pharsalus des zweiten der römischen Cäsaren war nun vollständig". Ob gerade eine solche Art der Darstellung recht geeignet sein möchte, den Fortschritt anzubahnen, welchen der Verf. wünscht (p. II), dafs nämlich „unserer Jugend etwas mehr schlichte Männlichkeit und etwas weniger methodenstolze Schulmännlichkeit (!) entgegengebracht werde", scheint Ref. einigermafsen zweifelhaft.

Die äufsere Ausstattung des Werkes ist zu loben, das Papier ist gut, der Druck deutlich, doch könnte derselbe correcter sein, es finden sich nicht wenige und zum Theil nicht unerhebliche Druckfehler, z. B. p. 39 Z. 13 v. u. Ausbrauch st. Ausbruch; p. 47 Z. 6 v. u. Nepet st. Nepete; p. 156 Z. 7 v. u. seinen st. seinem; p. 157 Z. 1 v. o. der einen im cisalpinisch Gallien wehrlosen Gefangenen st. der im cisalpinischen Gallien einen wehrlosen Gefangenen — hatte niederstofsen lassen; p. 179 Z. 18 v. o. achzig st. achtzig (genauer wäre überdiefs 88); p. 336 Z. 14 v. u. Antronius st. Autronius; p. 316 Z. 11 v. o. Arsamias st. Arsanias; p. 391 Z. 1 v. o. Sitius st. Sittius; Z. 5 v. u. Acht st. Art; p. 475 Z. 13 v. u. übergehn st. über; p. 432 Z. 1 v. u. Arverner See st. Averner See; p. 451 Z. 1 v. u. *supromus* st. *suppromus*.

Nach allem, was im Vorhergehenden erörtert worden ist, glaubt Ref. zu dem Urtheil berechtigt zu sein, dafs der Verf. den Plan, welchen er bei der Bearbeitung der römischen Geschichte gehabt hat, nämlich „die vielen neuen Gesichtspunkte, welche in den Werken von Schwegler und Mommsen aufgestellt sind, für unsere Jugend fruchtbar zu machen", nur zum Theil und in beschränktem Mafse zur Ausführung gebracht und verwirklicht hat. Manches, was von den genannten Gelehrten auf dem Gebiete der römischen Geschichte erforscht und ins Licht gestellt ist, und was auch für die Jugend fafslich, anziehend und belehrend erscheint, hat der Verf. völlig übergangen oder nur flüchtig berührt; Einiges hat er gerade im Gegensatz gegen die neueren Forschungen, besonders in dem ersten Buche seines Werkes, ungenau oder unrichtig dargestellt. Demnach kann das Werk denjenigen, welche sich eine alle Zeiträume der römischen Geschichte gleichmäfsig umfassende, gründliche und zuverlässige Kenntnifs der Thatsachen und ihres Zusammenhangs verschaffen wollen, nur geringe Befriedigung gewähren. Denjenigen aber, welchen Genauigkeit des Wissens und Schärfe der Auffassung nicht durchaus und in allen Punkten erforderlich erscheint, welche sich weniger für die ersten beiden Perioden der römischen Geschichte als für die folgenden, in denen der Verf. im Ganzen sorgfältiger zu Werke geht, interessiren, und welche insbesondre auch an einer gewandten und anschaulichen, wenn auch mitunter etwas pathetischen Darstellungsweise Gefallen haben, ohne daran Anstofs zu nehmen, wenn sie hin und wieder ein Stück von dem Verf. „gemachte Geschichte" statt der wirklichen finden und sich nicht überall „mit der ächten Begeisterung zu nähren vermögen, welche der Wirklichkeit des Geschehenen entströmt", denen also kann Ref. die Lectüre des Werkes ohne allzu grofses Bedenken empfehlen.

Berlin. O. Schmidt.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Bemerkungen.

Herr Breitenbach hat sich die Mühe gemacht, in dieser Zeitschrift S. 22 ff. dieses Jahrg. eine Besprechung meiner Ausgabe von Xenophons griechischer Geschichte zu liefern, deren eigenthümlicher Ton mich veranlafst, einige Randbemerkungen zu machen.

Zunächst verwirft er meine Ansichten über das Verhältnifs Xenophons zur Geschichte des Thukydides, die ich an einem anderen Orte ausführlich dargelegt habe, weil sie einer Angabe des Diogenes Laertios, die mit einem λέγεται eingeführt, widersprechen, einer Angabe, die nach Hrn. B. alte Tradition ist, weil sie durch jenes λέγεται eingeführt wird, und hinlänglich verbürgt ist, weil sie an sich gar nichts Unwahrscheinliches hat. Gegen diese wunderbare Logik weifs ich nichts zu erwidern; wenn aber Hr. B. witzig wird und es bedauert, dafs ich den Erben des Thuk. nicht als Rathgeber zur Seite gestanden habe, um ihnen einen geeigneteren Herausgeber des grofsen Geschichtswerkes zu verschaffen, so schliefse ich mich diesem Bedauern an; ich würde ihnen dann Hrn. B. empfohlen haben, als einen Mann, der durch seine umfassenden historischen Kenntnisse ganz dazu geeignet gewesen wäre, von denen er ja so glänzende Proben abgelegt hat, wie in seiner Anmerkung zu Comment. I, 6, 1: Ἀντιφῶντα aus Rhamnus in Kreta. Bei Suidas heifst es von ihm τερατοσκόπος u. s. w. Dafs die Bemerkung des Suidas nicht auf den Rhamnusier geht, kann Hr. B. aus Flüchtigkeit übersehen haben, selbst wenn er den Suidas wirklich nachgeschlagen hat; dafs Xenophon den Rhamnusier gemeint, kann nur der Unwissende behaupten; dafs Rhamnus in Kreta läge, zu bemerken, ist fast mehr als Unwissenheit. Und diese Anmerkung steht gleichlautend in zwei Auflagen! Wie gut es jemandem, der so etwas schreiben konnte, ansteht, über historische Dinge nicht blofs zu urtheilen, sondern in unwürdiger Weise mit Hohn auf fremde Ansichten herabzusehen, wird jeder Unbefangene leicht entscheiden.

Es wäre daher auch verlorene Mühe, über die Ausstellungen, welche Hr. B. an meinen geschichtlichen Erläuterungen macht, auch nur ein Wort zu sagen. Das Gleiche gilt von seinen Ansichten über die aufgenommenen Lesarten; denn wer eine Logik besitzt, wie die oben berührte, dem hält man jedes beliebige Urtheil zu Gute. Dafs ich aber lieber der „im Ganzen bewährten Autorität“ Dindorfs folgen will, als der des Hrn. B., wird mir kein Verständiger verdenken.

Wenn ferner Hr. B. eine Reihe von Stellen anführt, in denen der Schüler eine Erklärung dringend verlangt, so ist das seine Ansicht, die vielleicht andere nicht theilen, die es möglicherweise wieder für unnütz halten werden, in Anmerkungen zu den Commentarien Xeno-

phons den Schüler zu belehren, dafs γάρ nämlich (I, 1, 6), καί auch (I, 1, 7) und μέν zwar (ibid.) heifst.

Dagegen will ich etwas näher auf die Ausstellungen eingehen, die Hr. B. an dem macht, was ich „unabhängig von Anderen" gebe (S. 36 ff.), um die Art seiner Kritik genauer zu kennzeichnen.

III, 3, 7 soll meine Bemerkung über den Satz τῷ δ' ὄχλῳ u. s. w. nicht zu verstehen sein. Wenn Hr. B. den ganz klaren Sinn derselben nicht verstanden hat, so kann ich ihm freilich nicht helfen. — III, 4, 24 ἐν τῷ ποταμῷ ἔπεσον. Dafs ich richtig erklärt, konnte Hr. B. aus den gleichen Beispielen, die jedes Lexicon liefert, erkennen, und auch finden, dafs Bernhardy, obwohl er die Lesart ἐνέπεσον vorzieht, den Satz ebenso verstanden hatte, wenn er die Bemerkungen desselben (Syntax S. 208, nicht 108, wie Hr. B. citirt) ordentlich gelesen hätte. Die Erklärung, welche Hr. B. giebt, deutete Sturz nur leise als allenfalls möglich an. Damit fällt auch der Tadel, dafs ich die Stelle mit IV, 5, 5 nicht, wie Hr. B. behauptet, confundirt, sondern nur verglichen habe. Wenn Hr. B. zu glauben scheint, ich hätte ἔπεσον erklärt: sie stürzten sich in den Flufs, so zeigt das, dafs er meine Anmerkung nur halb gelesen hat. — IV, 1, 16 tadelt Hr. B. es, dafs ich an δυναμένοις Anstofs genommen, und weist mir drei Stellen nach, wo δύνασθαι und ἐπίστασθαι gleichbedeutend sein sollen. Hätte er die Stellen recht angesehen, so würde er schon gefunden haben, dafs die Verba sich dort ebenso unterscheiden wie überall. — IV, 1, 24 rügt Hr. B. die Bezeichnung von ἐπιπεσών als Nomin. absol. und nennt die Construction eine Anakoluthie. Was damit gewonnen ist, möge er gefälligst angeben. In der Parallelstelle II, 2, 3 οἰμωγή — εἰς ἄστυ διῆκεν, ὁ ἕτερος τῷ ἑτέρῳ παραγγέλλων findet Hr. B. eine partitive Apposition! Wozu? In seiner Ausgabe heifst es: *Quasi antecessisset ᾤμωζον*. Ja, das geht aber leider nicht vorher! — IV, 8, 24 geht er wieder „meinem unglücklichen Nomin. absol., den es überhaupt nicht giebt" zu Leibe. Was Hr. B. nicht kennt, das giebt es nicht. Zur Belehrung diene Bernhardy's Synt. S. 479. — Dafs sich IV, 1, 24 die Vergleichung mit V, 2, 9 nur auf die Aehnlichkeit im Gebrauch des οἷα bezog, hätte Hr. B. daraus sehen können, dafs ich eben Dindorfs Aenderungsvorschlage nicht gefolgt bin. — IV, 2, 12 schiebt mir Hr. B. unter, ich hätte χειρουμένους als Passiv angesehen, wovon ich kein Wort gesagt habe. — IV, 3, 13 hält es Hr. B. für falsch, μεταβαλών intransitiv zu erklären. Jedes Lexicon kann ihn über seinen Irrthum belehren. — IV, 4, 1 soll die geforderte Ergänzung grammatisch unmöglich sein. Warum? — Wenn zu IV, 8, 6 Hr. B. meint, Dindorfs Bemerkung, der ich gefolgt bin, entbehre jedes Grundes, so ist er den Beweis schuldig geblieben. — IV, 8, 15 hat Hr. B. wieder eine Apposition zu etwas, das erst zu ergänzen ist. — V, 1, 18 behauptet Hr. B., καὶ ὡς käme im Xenophon nicht vor. Er kann es Kyrop. VI, 2, 17 (s. ed. Dind. Oxon. 1857) finden. — Was Hr. B. an meiner Bemerkung zu V, 1, 28 auszusetzen hat, ist mir nicht klar; denn wenn er sagt, dafs καί zugleich dem vorausgehenden τε entspricht, so giebt er doch zu, dafs es auch die Bedeutung hat, die ich demselben zugeschrieben, wie er dies auch ausdrücklich zu Comment. I, 1, 1 anerkennt. Was er übrigens über das Eingreifen der Anaphora in das Partikelgefüge bemerkt, ist ein Muster von Klarheit. — V, 2, 1 hält Hr. B. meine Anmerkung für einen „starken Irrthum". Da es selbst bei flüchtigem Ansehen Hr. B. nicht übersehen konnte, dafs der Sinn des Satzes ist: sie würden nicht glauben, dafs sie nicht auf Seiten der Feinde wären, so liegt hier von seiner Seite zwar kein starker Irrthum, sondern eine starke Unwissenheit vor. Ich empfehle ihm zu

seiner Belehrung die treffliche kleine Syntax von Seyffert § 45 a, wo auch in der Voraussicht, dafs der Schüler eine Verwechselung begehen könnte, auf den Unterschied von dem Falle hingedeutet ist, den Hr. B. hier zu finden glaubte. — Wenn Hr. B. zu V, 4, 2 meint, *οἱ περί τινα* könne doch nimmermehr blofs zwei Personen bedeuten, so weifs er nicht, dafs man damit sogar blofs eine Person bezeichnet. Bernhardy Synt. S. 263. — V, 4, 38 hat Hr. B. Recht; es steht aus Versehen *τὰ πρὸς ἑαυτοῦ* statt *πρὸς ἑαυτοῦ*. Hätte er meine Anmerkung ganz gelesen, so würde er aus der darin befindlichen Uebersetzung entnommen haben, dafs ich ganz seiner Ansicht bin, und würde seine Belehrung gespart haben. — VI, 1, 7 hat Hr. B. mich leider nicht verstanden. In welchem Sinne ich meinte, dafs der comparative Begriff *κρεῖττον* durch *μᾶλλον* verstärkt werde, ist ganz deutlich ausgedrückt, wenn ich sage, es erneuere denselben noch einmal. — Was Hr. B. zu VI, 1, 19 über den Unterschied von *τὰ περί τινα* und *τὰ περί τινος* sagt, verdient mit seiner Anm. zu Comment. I, 1, 20 verglichen zu werden, wo er beides mit kaum merklichem Unterschiede und wohl mehr um den Ausdruck zu variiren gebraucht findet. — VI, 2, 36 soll *συνέβη* heifsen: man kam überein. Und doch ist Iphikrates Subject und der Dativ, den Hr. B. vermifst, leicht dem Zusammenhange zu entnehmen. Dafs *ἑκάστῳ* nicht dieser Dativ ist, brauchte Hr. B. mir nicht zu sagen. — In VI, 2, 39 ist Hr. B. mit den Schwierigkeiten schnell fertig geworden, indem er *σῶφρον διαπράξασθαι* übersetzt: eine weise Mafsregel durchgesetzt zu haben, und *οὕτω* als den Satz *ἀντιπάλους νομίζων* wieder aufnehmend, durch Nebenbuhler zur Seite habend erklärt. So lassen sich freilich alle Schwierigkeiten leicht beseitigen.

So viel mag genügen, um zu zeigen, in welcher Weise Hr. B. Arbeiten Anderer beurtheilt. Die Fähigkeit, zu beurtheilen, ob es mir an der gehörigen Zu- und Ausrüstung gefehlt, mufs ich demselben geradezu absprechen; das Urtheil, dafs ich die Beiträge Anderer nicht genügend benutzt, ist von seinem Standpunkte aus gerechtfertigt, da er bei solcher Benutzung selbst die Druckfehler, die sich in anderen Schriften finden, nicht verschmäht (s. Philol. XIV S. 513). Wenn er im Ganzen meiner Arbeit das Zeugnifs nicht befriedigend ausstellt, so glaube ich, wird dies niemand abhalten, selbst meine Ausgabe zu prüfen. Ich bin weit entfernt davon, zu glauben, dafs dieselbe ohne Fehler sei, und es gewährt mir dabei einigen Trost, dafs Hr. B. selbst zugiebt, dafs Versehen bei solchen Arbeiten nicht ganz zu vermeiden sind und auch in seinen eigenen Ausgaben den thatsächlichen Beweis dafür geliefert hat. Jeden Nachweis solcher Fehler und jede Belehrung werde ich mit Dank annehmen, aber ich kann die von Hrn. B. gewählte Art der Beurtheilung nicht als berechtigt mit Stillschweigen übergeben, und mufs namentlich gegen den Ton protestiren, den Hr. B. angeschlagen hat, den sich vielleicht ein Schüler gefallen lassen würde, wenn ihm auf die bescheidene Bemerkung, dafs Rhamnus nicht in Kreta, sondern in Attika lag, Hr. B. sein beliebtes: „Falsch! Das ist wieder stark!“ zuriefe. Dafs ich in Zukunft mich nicht weiter mit Hrn. B. einlassen werde, versteht sich von selbst, da ich in entsprechenden Redewendungen nicht geübt bin.

Berlin. Büchsenschütz.

Am 28. Februar 1863 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstrafse 47.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Wie sah es auf Berliner Gymnasien in alten Zeiten mit dem Unterrichte im Deutschen aus?

Nachdem ich vor einiger Zeit in dieser Zeitschrift (Jahrg. XV. S. 504—523) einen Blick auf die Vergangenheit des Gymnasialwesens geworfen und drei allgemeine Hemmnisse besprochen habe, welche der gedeihlichen Entwickelung des Berlinischen Gymnasialwesens — des Berlinischen aber in so fern nämlich aus den Schicksalen des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster auf die übrigen Gymnasien ein Schlufs gemacht werden darf — in alten Zeiten störend im Wege standen, und zwar 1) die dürftige Besoldung der Lehrer und die damit im Verhältnifs stehende geringe Reputation derselben; 2) den Uebelstand, der in der Sonderung der *lectiones* in *publicae* und *privatae* lag, und 3) das mit jenem Gymnasium verknüpfte Currende-Wesen in Betracht gezogen habe: will ich nunmehr mein Augenmerk auf die Behandlung einer einzelnen Disciplin richten und mich an die Beantwortung der Frage machen: „Wie sah es in alten Zeiten auf Berliner Gymnasien mit dem Unterricht im Deutschen aus?“

Meine Quellen sind aufser den Jahrg. XV. S. 504 angeführten 6 Bänden voller Schulschriften des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster 3 starke, ebenfalls auf der Kloster-Bibliothek befindliche Bände, welche Gelegenheitsschriften des Cöllnischen Gymnasii aus den Jahren 1622—1758 enthalten: aus ihnen will ich, soviel sich über die aufgeworfene Frage sagen läfst — es ist aber herzlich wenig —, hiermit zur geneigten Beurtheilung vorlegen. Es verdient aber die eben bezeichnete Sammlung vor jenen anderen Collectaneen, mit deren Hülfe ich meine frühere Abhandlung angefertigt habe, in so fern den Vorzug, als dieselbe planmäfsig und zwar, wie es scheint, von dem Prorector Wippel des Cöllnischen Gymnasii angelegt worden ist, der 1759 von dort zur Uebernahme des Rectorats am Grauen Kloster berufen wurde.

Diese meine Vermuthung erhält dadurch noch mehr Wahrscheinlichkeit, daſs diese Sammlung gerade mit dem Jahre 1758, also mit dem Ausscheiden Wippels, abschlieſst, während doch erst 1767 das Cöllnische Gymnasium mit dem Grauen Kloster vereinigt wurde; zur Gewiſsheit aber wird sie dadurch erhoben, daſs sich hier und da auf den Titeln der Gelegenheitsschriften handschriftliche Notizen finden, in denen Wippels Handschrift unschwer zu erkennen ist [1]).

Doch um mich sofort auf historischen Boden zu stellen, so umfassen diese drei Bände zuerst eine Einladung zu einem Redeactus (1622) aus dem Rectorat des M. Adam Romanus, der, um mich der Worte *Georgii Gothofredi Kusteri, Gymnasii Petrini Coloniensis Conrectoris* im *Specimen Primum Memorabilium Coloniensium (CIƆIƆCCXXIV)* zu bedienen, „*a. MDCXII Willichium sequutus est, quem anno huius saeculi XXX. scholam adhuc gubernasse legi. De anno eius emortuali non constat.*“, dann aber nach einer gewaltigen Lücke bis 1678 hin zahlreiche Schriften aus den Rectoraten Boedikers (1674—1695), des Ungarn Rotaridis (1695—1723), Rubins (1723—1727), Bakes (1727—1742) und seitdem aus dem Rectorate des Christianus Tobias Damm.

Da sich in zwei noch früheren Actenstücken, welche sich auf der Klosterbibliothek handschriftlich vorfinden, nämlich in zwei Lehrplänen, deren einen der Rector des Grauen Klosters, Hilden, 1581 für die Quarta, den andern aber für die Tertia entworfen hatte, keine Spur von Unterricht in der deutschen Sprache findet, so möchte man sich zu der Frage versucht fühlen: „Ist denn überhaupt auf den lateinischen Schulen in früheren Zeiten Unterricht im Deutschen ertheilt worden?“ Daſs diese Frage berechtigt sei, dafür lassen sich leicht aus unlängst verflossenen Zeiten Anschuldigungen beibringen, welche darauf hinauslaufen, daſs man sich zwar auf den Gymnasien eine gewisse Geläufigkeit im Griechischen und Lateinischen aneigne, in der eignen Muttersprache

---

[1]) Bekanntlich bekamen die nach der Universität abziehenden Jünglinge von ihren zurückbleibenden Commilitonen als ein ἐφόδιον einige selbstverfertigte Gedichte, die dem Druck übergeben wurden, mit auf den Weg. Zu einem dieser Schriftstücke, welches den hochtrabenden Titel führt: „Dieses Denckmal ungeheuchelter Freundschafft Wolten, Als HERR Johann George Ludwig M..... aus Potsdam gebürtig Nach dem Derselbe im Cöllnischen Gymnasio bishero Allen tugendhaften Söhnen der Weiſsheit als ein Musterbild besonderer Lebhaftigkeit und Klugheit im Studiren zur guten Nachfolge gedienet, Durch die Hülffe GOttes Nach einer in öffentlichem Actu den 20. Martii, 1733. gehaltenen Lateinischen Rede In welcher er unter der Person eines Ministri Dem Könige in Persien wiederrieth denen Jüden die Aufbauung des Tempels und Jerusalems zu verstatten Nach der Friedrichs Universität zu ziehen sich entschlossen, Demselben Aus sonderbahren Liebes-Eyffer auffrichten Innen-Benannte Freunde.“ hat Wippel z. B. zu dem Worte Musterbild die Randglosse: „er war aber heimlich einiger Kinder Vater worden als Schüler.“ und zu den Worten zur guten Nachfolge eine zweite Randglosse: „*quod omen Deus avertat!*“ gemacht.

aber auf eine schreckliche Weise unbeholfen und unwissend bleibe. Und um bei der Zeit stehen zu bleiben, die wir uns vorgenommen haben näher ins Augenmerk zu fassen, so könnte man beim Mangel anderer Quellen glauben, es sei auch bis 1750 hin auf Gymnasien vom Unterricht im Deutschen keine Rede gewesen, wenn man den Rector Damm in einer Einladung zum Redeactus 1750 folgendermafsen sich äufsern sieht: „In gar vielen Schulen wird den ganzen Tag fast nichts als das liebe Latein getrieben. Vom fünften oder sechsten Jahre an, bis um das zwanzigste herum, zerlernet sich ein iunger Mann fast sonst an nichts, als am Latein: und zwar oft so, dafs er seine Mutter-Sprache nicht einmal dabey mit lernet. Gleichwol kan er nachher im zwanzigsten Jahre doch noch kein latein, und oft auch eben so wenig deutsch.

„Eine gute öffentliche Schule theile ich in meinen Gedanken in zwey Theile. In dem ersten Theile, den ich zum Unterschied die deutsche Schule nennen will, befinden sich, und zwar, nach Gelegenheit des Ortes und der Umstände, in mehrere Classen, die Kinder so das zehende Jahr noch nicht überschritten haben. Die lernen daselbst lesen, schreiben, etwas rechnen; die Gründe des Christenthums, die Kenntnifs der Bibel; etwas Historie, und Geographie, nach und nach die ganze Fabel-Historie mit ihren Deutungen; etwas aus der Sitten-Lehre, aus der Natur-Lehre; eine anständige Auffürung; eine reine Aussprache, und einen Gesang singen zu können. Gegen das neunte Jahr fängt man mit ihnen an, eine gute deutsche Grammatic durchzugehen; alwo die Begriffe was ein *tempus* sey und wie es genennet werde, die Begriffe der *casuum* und wie sie heissen, die Begriffe der *generum*, und andrer solchen *grammatical*ischen Dinge, viel leichter und anmuthiger, als aus dem lateinischen Donat, ihnen beygebracht werden können. Und hiernächst wird die Jugend zu einem kleinen ordentlichen deutschen Aufsatze ihrer Gedanken, in Erzehlungen, Briefen, Betrachtungen, angewöhnet. Wo Gelegenheit dazu ist, kann auch Französisch durch den Umgang u. d. g. dazu gethan werden.

„Nach Verlauf des zehenden Jahres, und nicht eher, kommen die Kinder in den zweiten Theil derselben Schule, den ich zum Unterschiede die lateinische Schule nennen will.“

Doch hatte der Unterricht im Deutschen bis dahin schon eine reiche Vergangenheit gehabt, und wenn wir einige Worte des Rectors Friedrich Bake in seiner „Nachricht von dem Anfange einer Köllnischen Schul-Bibliothec, ingleichen von den Red-Uebungen, so an. 1740 im Cöllnischen Gymnasio wöchentlich gehalten worden“ hinzunehmen, so werden sich uns aus denselben auch sofort die Gesichtspunkte darbieten, nach denen wir den deutschen Unterricht werden betrachten müssen. Es schreibt nämlich der würdige Mann, nachdem er erzählt, dafs durch ein Vermächtnifs von 300 Thlrn. die Einrichtung einer Schul-Bibliothek möglich geworden, und sich gleichzeitig beklagt hat, dafs gegen früher der Schule so wenig Legate zufielen: „Indessen ist doch mehr als einmahl in meiner Gegenwart bey Unterredungen die Frage

auf die Bahn gebracht worden: Woher es woll komme, dafs, da im vorigen Jahrhundert, und noch im Anfange des itzigen, sich viele gefunden, die durch Vermächtnisse an die hiesige Schule, theils wichtigere, theils geringere, ihrem Nahmen ein Denckmahl gestifftet haben; wie denn die Nahmen der Cölestinen, Sturmen, Rüsten, Berger, Grochen, von Thiemen, Meinardten, Bellemannen, Francken, Heinichen, Meidnern, *Balcken*, und sonderlich des Hof-Rent-Meister Wernicken, des *Hof-Rath* Kornmessers, und des Geheimbden Rath von Flemming (welcher drey letzten Liebe allein zureichend gewesen wäre, wenn die Schule zu ihrer Zeit durch Brand *ruiniret* worden, dieselbe wieder aufzubauen) von uns und unsern Nachkommen nicht werden vergessen werden; woher es komme, sagt man, dafs itzo die Schule so selten Ursach hätte, sich vor ein Legatum zu bedancken? Meine Vorgänger, die *Rectores* Rotaridis und Rubin pflegten darauf also zu antworten:

„Andere allgemeine Ursachen vorausgesetzet, so hätte die Schule vor diesem drei Gelegenheiten gehabt, da Sterbende bey Austheilung ihrer Verlassenschaft an sie gedencken könnten. Erstlich hatten die *Rectores, Con-* und *Sub-Rectores* die *Parentationen* oder Leichen-Abdanckungen verrichtet: wie denn unter andern aus Bödikers zusammen gedruckten Leichen-Reden zusehen wäre, dafs solches nicht nur bey vornehmen Bedienten, und Bürgern, sondern selbst bey Absterben der Herren Pröbste und Prediger, auch ihrer Frauen und Kinder, geschehen. Zum andern wären damahls bey den meisten Leichen von dem Schul *Collegio* Leichen-Gedichte erfordert worden. Drittens wäre viel auf einen öffentlichen Leichen-*Conduct* gesehen worden, wobei denn die Schule den vornehmlichsten Theil ausgemachet hätte. Diese drei Stükke wären hernach verändert worden. Denn da im Anfange dieses Jahrhunderts bei einigen grofsen Gemeinden aufserordentliche Lehrer angenommen worden, die zwar ohne ordentlichen Gehalt das Evangelium zu lehren bewilliget, aber doch ohne Nahrung nicht hätten leben können, so habe sichs bald gegeben, dafs bei Besuchung der Krancken die Bestellung der Leich-Abdanckungen auf sie gefallen, und diese bisher blofs Politische Reden ihre vorige Gestalt verlohren. Die Leichen-Gedichte, die bei verändertem Geschmack der Poesie nicht bei allen gleich mochten gerathen sein, währen nicht mehr begehret worden. Die öffentliche Leichen-*Processiones* wären abgekommen, und kaum in der Fleisch-Hauer und Fischer Familien noch geblieben. Und dadurch sei es geschehen, dafs Sterbende an die Schulen zu gedencken, eben nicht grosse Ursache und Gelegenheit mehr gehabt hätten."

Wie es demnach gewissermafsen zur Qualifikation eines Lehrers zu gehören schien, dafs er sowohl peroriren als auch dichten konnte, so ging, soviel sich erkennen läfst, aller Unterricht im Deutschen darauf hinaus, den Scholaren diese beiden Fähigkeiten beizubringen. Fassen wir von ihnen zunächst die Ausbildung der Rede-Kunst ins Auge.

I. Das Peroriren.

Reden sind von jeher, wie die gedruckten Cataloge beweisen, im Cöllnischen Gymnasio in grofser Anzahl ausgearbeitet und gehalten worden. Ueber das leitende Prinzip dabei wird uns der beste Aufschlufs ertheilt im „Verzeichnifs der Reden. So im Jahr 1728 im Cöllnischen Gymnasio gehalten worden von Friedrich Bake, Gymn. Rect.“ Es heifst darin: „— wie der Venusinische Tichter von denen, die auf die Schau-Bühne treten, versichert, dafs sie durch die bewundernde Augen der Zuschauer zu ihren Handlungen recht belebet werden: So wird auch die Munterkeit der studirenden Jünglinge sehr vermehret, wenn sie wissen, dafs ihr Fleifs auch andern gelehrten Männern in der Stadt kund wird. Zu dem Ende haben die Alten die löbliche Verordnung, auch wohl unter dem Bedinge gewisser Belohnungen, gemacht, dafs jährlich, wo nicht öffter, doch einmahl in Gegenwart einiger dazu erbetenen gelehrten Männer eine öffentliche Prüfung der Lernenden angestellet würde; in welcher die Fleifsigen zur Fortsezzung, die Unfleifsigen aber zum Anfang des Fleifses angefrischet werden könnten. Nachdem aber solche Prüfungen an vielen Orten, ich weifs nicht, ob wegen vieler Geschäffte derer, die dabei seyn solten, oder aus andern Ursachen, unterblieben: So haben diejenigen, so den Schulen vorgestanden, auf etwas gedacht, wodurch dieser Zweck doch einiger massen zu erhalten wäre; Und haben jährlich eine kurtze Nachricht drukken lassen von den Scholaren, so bei der ordentlichen Arbeit durch öffentliche Reden sich vor andern hervor getahn.

„In unserm Gymnasio hat hierin sonderliche Sorgfalt bewiesen der seel. Herr R. Christian Rotaridis, welcher aus Ungarn Ann. 1674 allhier in Cölln, als ein Schüler, angelanget, An. 1675 von dem seel. R. Boediker zum Aufseher über den hiesigen Frei-Tisch bestellet, An 1676 dem Chor der Schüler vorgesezzet, auch zugleich von dem damahligen Rahtmanne, Hn. Caspar Supen, zur Unterrichtung seiner Kinder ins Haufs genommen, und von dem Hrn. Boediker in unsern Schul-Nachrichten mit dem Lobe eines Musters und Zierraths der gantzen Schulen beleget, An. 1683 zum Dritten, An. 1691 zum Andern, An. 1696 zum Ersten Lehrer unsers Gymnasii bestellet, und endlich 1723 von seinen Schülern zu Grabe getragen worden. Denn derselbe hat, so viel mir bewust, kein Jahr vorbei gehen lassen, dafs er nicht, um die Gemüther zum grösseren Fleifs anzuspornen, die Nahmen derer, die in den ordentlichen Stunden ihre mit Fleifs ausgearbeitete Reden geschickt hergesagt, durch den Druck bekandt gemachet hätte.

„Ich bin ietzo, da durch GOttes Gnade ein Jahr an diesem Orte zugebracht, schlüfsig geworden, solche Gewohnheit aus oben angeführter Absicht gleichfals zu begehen. Und ob ich mich zwar nicht anheischig machen will, bey derselben jährlich so genau zu bleiben; so soll doch auch niemand glauben, dafs ich mich durch eines Uebelgesinnten unzeitiges Urtheil jemahls von dem, was ich gut befinde, werde abbringen lassen.

„Es haben aber bei uns wöchentlich zweene, so oft wir des Donnerstages zusammen gekommen, ihre Reden gehalten: und folgen hier, nebst den *Materien*, die Nahmen der meisten: weil man, da sie anfangs nicht angezeichnet worden, sich nunmehro so genau auf alle nicht besinnen können.“

(Nachdem die Namen und Themata gefolgt sind, fährt er fort:)

„Aufser diesen haben in den besondern (*Privat*) [1]) Stunden, auch wöchentlich zwene, des Dienstags, ihre Reden gehalten, und bei diesen so wol, als bei ienen, die übrige ihre Ausarbeitungen hergelesen; wobei denn die zur Ausbesserung dienende Anmerckungen, so viel die Zeit erlaubet, alsobald beygefüget sind.“

Hiernach also diente die fast jährliche Herausgabe der *catalogi* von den Red-Uebungen innerhalb der Schule anstatt eines *examinis publici*. Doch wurden von jeher und auch unter Bakes Rectorat aufserdem noch öffentliche Red-Uebungen veranstaltet [2]) und dazu feierliche Programme an die Patrone und Gönner des Schulwesens versandt. Ehe ich mich zur Verarbeitung des gesammelten Stoffs wende, will ich über den Zweck der Red-Uebungen sowohl im Allgemeinen als auch im Besondern über jene öffentlichen Damms überaus belehrende Worte beibringen. In einem Programm, das folgenden Titel trägt:

M. G.

Zu geneigter Anhörung einer öffentlichen deutschen Red-Uebung die den 27. Merz, Vormittags um 9 Uhr, im Cöllnischen Gymnasio angestellt werden wird, ladet ergebenst ein Christian Tobias Damm, Rector. Berlin, gedruckt mit Königischen Schriften. 1747.

läfst dieser sich also vernehmen:

„Es haben die öffentlichen Red-Uebungen in Schulen ihren mannigfältigen Nutzen: Daher sie auch an den mehresten Orten im Gebrauch zu seyn pflegen. — Ein zukünftiger Gottesgelehrter hat zu reden; ein Rechtsgelehrter gleichfals. Da ist es ja wohl nöthig, dafs solche bey zeiten geübet werden, sich auf eine annehmliche Art öffentlich hören lassen zu können.

---

[1]) Aufser dem, was wir selbst a. a. O. S. 510—518 hierüber mitgetheilt haben, vergl. man besonders in dem am Schlusse beigefügten Lectionscataloge Damms von 1742 Anm. 1—3. 6. 8—10.

[2]) Auf dem Kloster nahm man einen höhern Aufschwung und veranstaltete grofse Actus. Auf einem derselben wurde in ganz alten Zeiten, nachdem man die Lectüre des Curtius absolvirt, die Geschichte Alexanders d. Gr. in einem grofsen Schauspiele auf dem Rathhause vor einem ausgewählten Publicum dargestellt. Aus dem Programm desselben kann man sich das ganze Schauspiel sehr leicht zurechtlegen. Seltsamer Weise ermahnt darin der Engel Gabriel Alexander, gegen die Perser zu Felde zu ziehen. Freilich wurde auch auf dem Cöllnischen Gymnasio — doch steht dies vereinzelt da — a. 1757 der Aeas Mastigophoros des Sophokles in deutscher Uebersetzung, doch mit Einlegung von Reden über das Verächtliche des Selbstmordes etc., aufgeführt.

„Freilich vor die Lehrer ist diese Uebung was sehr mühsames, wenn die Zuhörer nicht gemartert werden sollen. Weil es jungen Leuten an genugsamer Kenntnifs der Sachen davon geredet werden soll, und an richtiger Ausführung derselben mit wohlausgesuchten Worten, annoch zu fehlen pfleget; so mufs der Lehrer die Reden mehrentheils selber ausarbeiten: er thut auch allezeit wohl wenn er das thut. Denn, ausser dem, dafs er seinen Fleifs dadurch zeiget, und seine Begierde den Zuhörern die Zeit des Hörens zu versüssen; so ist auch der Jugend selbsten viel mehr damit gedienet, wenn sie solche Sachen, die von Erfahrnern ausgearbeitet sind, auswendig lernen, als wenn sie ihre eigene unreifere und unordentlichere Aufsätze ins Gedächtnifs fassen sollen. — Um dieses Nutzens willen, lässet sich ein Lehrer nicht verdriessen, diese grosse, obgleich nach Schul-Art geltende, Mühe, über sich zu nehmen: er erträget auch alle die Abmattungen gerne, die mit der Vorbereitung, und mit den Proben zu der öffentlichen Uebung, vergesellschaftet sind."

Weiterhin:

„Es bekommen junge Leute viele, zum Theil ihnen unbekannte, Personen, viele vornehmere und in einer grössern Anzahl versammlet, als sie sonsten zu sehen gewohnet sind, vor die Augen: sie sollen in deren Gegenwart, und da jedermann sie ansiehet, ihre Reden hersagen. Hier wird also nach und nach die anständige Dreistigkeit, der Wohlstand in der Stellung des Leibes, die Stimme, das ungestörte Besinnen auf das, was man sagen will, so, dafs die mannigfaltigen Gegenstände der Augen oder auch wol der Ohren keine Hinderung machen, geübet. —

„Es werden zu gleicher Zeit junge Leute gewöhnet, zu lernen, was das heisse: *excitat auditor studium.* Sie werden in der Lob-Begierde gestärket, wenn sie merken, es gefalle andern, dafs sie ihre Sache gut abgeleget: sie werden in dem Vorsatze befestiget, was rechtes zu lernen, damit sie allezeit, wenn sie in der Welt reden sollen, was gutes auf eine geschickte Art andern vorsagen, und Beifall erlangen, können: und es gehöret diese Uebung überhaupt unter die Aufmunterungen der Jugend. Welches alles die nicht einzusehen scheinen, die von diesen Uebungen geringe urtheilen; auch wohl, (weil man sie *Actus* zu nennen pfleget) das Rechts-Sprüchlein davon gebrauchen: *actum ne agas.*"

„Es wird mir nicht verdacht werden können, wenn ich hier kürzlich erzehle, was vor solche Uebungen in den siebenzehen Jahren, die ich in dieser Schule arbeite, angestellet habe. Es betrift zwar nur geringe Thaten; aber ein Schulmann hat keine wichtigern zu verrichten, als die zum Nutzen der Jugend geschehen. Die Erste wurde im Merz 1731. gehalten, deren Innhalt überhaupt der Creuzes-Tod war. Die Zweite war im October, 1732; und handelte überhaupt von den Märtyrern, deren Gedächtnifs-Tage in den drey Sommer-Monaten im Calender stehen. Die Dritte war, wie die Erste, im Februar 1734.

und hatte die Uebungen der Alten Philosophen und Christen, die zur Tugend leiten solten, zum Haupt-Augenmerck. Die Vierte war im December, 1735. und handelte die Tugenden des Verstandes aus der Moral ab. Die Fünfte war im October, 1737. und handelte vom moralischen Egoismo als einer sehr argen Secte. Die Sechste wurde ausserordentlich, zur Begehung des Jubel-Tages des (im Jahr 1745. im May endlich selig verstorbenen) Herrn Senior Buttens, im Jahr 1739, gehalten: und handelte von Wohlthaten GOttes die eine Beschwerde zu seyn scheinen; welche 9. gebundene deutsche Reden im Buttischen Denkmale gedrucket worden sind. Die Siebende war im September, 1740. und handelte von der Glückseligkeit eines Volkes unter einem guten Fürsten; sonderlich in so weit sie aus der Liebe zur Warheit und Gerechtigkeit (als dem Symbolo der Huldigungs-*Münze*) entspringet. Die Achte im April 1743. handelte vom Nutzen der deutlichen Erkenntnifs in aller Lebens-Art. Die Neunte, im Merz 1744. handelte vom Weltbau als einem Spiegel der göttlichen Herrlichkeit. Die Zehende, im April, 1745. sagte etwas von den Erfindern und Erfindung der Warheit. Die Eilfte, im April. 1746. handelte vornehmlich von Wunderwerken und Geheimnissen in der Natur und in der Regierung Gottes. In der gegenwärtigen Zwölften haben wir insonderheit die Bedachtsamkeit in Beurtheilung der Dinge, durch allerhand Exempel und Sätze, den unsern zu empfelen gesuchet."

Zu bemerken ist nur noch, dafs zu diesen Reden nur die Primaner herangezogen wurden, wie diese denn überhaupt, wann sie auf die Universität und meistens nach „Saal-Athen" hinzogen, stets mit einer Rede valedicirten. Um einen Begriff davon zu geben, welcher Art die gestelllten Themata waren, so will ich, um nicht die vollständigen Cataloge der Redeübungen beizufügen, aus den Jahrgängen $168\frac{5}{6}$, 1698 und 1733 die No. 11—20 anführen. $168\frac{5}{6}$ also: 11) *de Victoriâ Turcarum Varnensi;* 12) [Glück] *Instituit comparationem inter fontem et latus Christi;* 13) *de Vere;* 14) *de Resurrectione Christi;* 15) *de officio boni Pastoris. Graece;* 16) *de Praestantia Literarum;* 17) *Valed. de Dicto Hesiod. Τῆς δ' ἀρετῆς ἱδρῶτα Θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν;* 18) *de Utilitate et Necessitate Legum;* 19) *de Ascensione Christi;* 20) *de Victoria Cypriensi Turcarum.* — 1698: — 11) [Samuel Wilcke] *laudibus extulit Fornacum in Hypocaustis Brumali tempore commoda;* 12) [Fabricius] *Valedicens, Academiamque Rostochiensem petens, De Eruditionis necessitate et utilitate;* 13) *De Passione Dominica, juxta circumstantias;* 14) *De impio Bacchanalium ritu;* 15) [*de* Rakel] *Nullam Virtutum Pietate lucrosiorem esse ostendit;* 16) *De acerbissima, innocentissima et fructuosissima Christi Passione;* 17) [Schreiner] *Valedicens et ad Philyraeam Academiam tendens, institnit Orationem „De Probi laudabilisque Scholastici officio": quae Typis est edita;* 18) *De Septem ultimis Christi verbis in cruce prolatis;* 19) [Wilcke] *Valedicens, inque Academiam*

sese conferens, instituit „Comparationem sapientiae doctrinaeque ingenuae cum Manna“; 20) [Kleinsorgen] *per ἠθοποιίαν inducebat JESVM Redemptorem de infimae suae Exinanitionis Statu in Horto GETHSEMANE dolenter perorantem.* — 1733: — 11) die Menschen sind in geistlichen Dingen blind, in irdischen scharfsichtig (1 lat., 1 Teutsch); 12) Lob des Gehorsams (1 lat., 1 Teutsch); 13) *De dicto Ovidii, Magna fuit quondam capitis etc.* (1 lat., 1 Teutsch); 14) Ein junger Mensch mufs wenig reden (1 Teutsch, 1 lat.); 15) *De Vita Plinii* (1 lat., 1 Teutsche Verse); 16) *Nulla rerum humanarum possessio eruditis est certior, quam libri ab ipsis editi* (1 Teutsche Verse, 1 lat.); 17) Ein Schüler mufs beten und studieren (2 lat.); 18) *Bonis mala miscere Satanam semper allaborasse, historia Seculi primi docet* (1 lat., 1 Teutsch); 19) *De Vita Catilinae* (2 lat.); 20) Ein weiser Mann suchet in seinen löblichen Thaten nicht Ruhm (2 Teutsch). —

Ursprünglich war bei diesen Uebungen die Sachlage wohl diese gewesen, dafs sämmtliche Reden lateinisch gehalten wurden. Denn in dem Cataloge von $168\frac{5}{6}$ ist nur No. XXXVIII (Glück: von Christi Wunder- und heilsahmer Gebuhrt) *Carmine Germanico* abgefafst gewesen; 1698 finden sich schon drei deutsche Reden (No. XXIX, *Ethopoeiam divitis Epulonis in flammis infernalibus, juxta Dispositionem propositam elaborârunt, et recitârunt a) Latinè* [Lauer. zur Linden, Ludolph] *b) Germanicè* [*de* Rakel, Seyffert]; No. XXXIIII [*de* Rakel] *Oratione Germanicâ (occasione partim Lacrymarum CHRISTI, de quibus in Ecclesiae coetu Dn. X. Fr. ex Luc.* 19, 41 *agebatur; partim Historiae Alexandri M. indignam regio fastigiô mortem Darii lacrymis prosequentis, apud Justinum,* 11, 15, 14. *quam tunc plane sibi explicatam audivit,) prolixè probavit veritatem illius Veterum effati: Ἀγαθοὶ ἀριδάκρυες ἄνδρες* (*sic!*), *Boni Viri lachrymabiles. v. Erasm. Adag. Chiliad. II. Cent.* 7. *n.* 64; No. LIII. [Pfeffer] *Oratione ligatâ Germanicâ comprobavit veritatem effati SOPHIAE Imperatricis apud Gvevarum in Horologio Princ. l. I. c. XIV. p.* 45. *„Fieri non potest, ut in nimia Principum familiaritate fidem praestet fortuna diuturnam“.*) nebst einem deutschen Gedicht (No. VIIII. [Pfeffer] *complura praefatus de Principum dignitate cum plurimis difficultatibus, laboribus, curis, molestiis, periculisque conjuncta, subjunxit Votum pro felici, Serenissimi nostri Patriae Patris Friderici III. totiusque splendidissimi Comitatûs, itinere quod nudius tertius* [*Dominicâ Invocavit*] *in Borussiam suscepit. Versibus Alexandrinis Germanicis.*) erwähnt; 1733 jedoch wurden dieselben Themata meist von einem Primaner lateinisch, von einem andern aber deutsch behandelt.

Zuweilen finden sich jedoch, um diesen Punct kurz zu berühren, aufser den deutschen und lateinischen auch Reden in andern Idiomen erwähnt. So im Catalog von $168\frac{5}{6}$ No. II. *de beneficiis Christi,* IV. *de Amplectenda Gratitudine,* XV. *de Officio boni Pastoris,* XXXV. *de Educatione Juventutis* als griechische Reden. Späterhin werden diese seltener, denn bis 1758 sind nur noch folgende griechische Reden aufgezeichnet: $170\frac{1}{2}$, *ex monito*

Catonis: Τοῖς ἀγαθοῖς ὁμίλει. Graecè [Ueber dasselbe Thema (*Cum bonis Ambula*) einer *Latinè* und (Gehe mit guten Leuten um) einer *Germanicè*]; 170⅔ *de Filio Dei crucifixo. Graecè*; 170⁶⁄₇ *d.* 19. *Maji* [Willam] *occasione Lectionis Catecheticae, de Oratione, Orandum nim. esse in Fide, peroravit Imò Graecè, IIdò Latinè, ex Dicto Christi, Matth. XXI,* 22 *Πάντα, ὅσα ἂν αἰτήσητε ἐν τῇ προσευχῇ, πιστεύοντες, λήψεσθε, d.* 30. *Decemb.* [Mühlberg] *Oratiunculâ Graecâ ostendit veritatem illius triti: Πάντα ἐστὶ καλὰ, ἐὰν ᾖ τὸ ἔσχατον καλόν*; 172½ *d.* 6. *Junii* (*Carolus Salomo Rotaridis*) *Oratione Graecâ instituit ἀντιπαραβολὴν τῆς τε παλαιᾶς καὶ τῆς νέας Πεντεκοστῆς.* Da wenig Griechisch geschrieben wurde, so wird man sich gerade keine grofsen Vorstellungen von diesen Reden zu machen haben. — Ebräische Reden finde ich zweimal erwähnt: 1) im Catalog von 1698 No. II. ([Werder] *peroravit Hebraicè, depraedicans bona coelitus annô praeteritô nobis exhibita, Deique gratiam ulteriorem, etiam in recens inchoati Anni Periodo Christianorum coetui comprecans.*) und 170⁶⁄₇ *d.* 22. *Decemb.* [Schultze] *habuit Orationem Hebraeam de Vitae aeterna, per Immanuelem nobis parta.* Bei der Redübung 1749 kommen ferner vor: „dafs die Schmeicheley gegen Grosse eine alte Kunst sey", Italiänisch. und „dafs ein Redner ein guter Weltweiser seyn müsse", Französisch. Als einen Ausflufs der französischen Studien haben wir auch folgendes Gratulationsgedicht vom Jahre 1733 anzusehen, welches Chretien Lovis Weichmann seinem zur Universität abgehenden Commilitonen Menick mit auf den Weg gab:

> *C'etoit tout Vôtre soin de cultiver le stile*
> *François, et Allemand, et sur tout le Latin:*
> *Ces trois galants efforts Vous ont fait si habile,*
> *Que vous partez de droit pour Halle de Berlin,*
> *Ceux là sont malheureux qui ne cherchent d'apprendre*
> *Que plaider Allemand; ne sachant pas deux mots,*
> *Tirés de Justinien. Combien se font ils vendre?*
> *Avec un mot, souvent ils passent pour des sots.*
> *Jamais à l'avenir Dieu ne Vous abandonne.*
> *Evitez les mechans. Travaillez jours et nuits,*
> *Le constant vient à bout de tout, et se couronne.*
> *Ainsi Vous cueillerez de Vos travaux les fruits.*

Was in dieser Sprache geleistet wurde, theilt uns Bake 1728 im Catalog der Reden also mit: „der Frantzösische *Maitre* lehrt die rechte *pronuntiation* im sprechen und lesen, zeiget das nöthigste aus *Pepliers Grammaire*, und hat bisher theils die Historien, so gedachter *Grammaire* beygefüget sind, theils etwas aus dem *Terence* der Mad. *Dacier* exponiret; und die Lernende im *parliren* und Frantzösischen richtigen Schreiben geübet". Doch waren, wie aus Damm's Lections-Catalog vom Jahre 1742 ersichtlich, für den *Lector Gallicus* wöchentlich nur 2 Extra-Stunden *c. I et II. non graecis* angesetzt.

Doch um zu dem Unterrichte im Deutschen zurückzukehren, so hatte nach dem Jahre 1733 das deutsche Element endlich ganz das Uebergewicht erlangt. Meist waren die Reden für ein Jahr

demselben Kreise entnommen: so habe ich mir über den Gelehrten-Stand folgende notirt:

1736. „Von den *Chimaeren* der Gelehrten [1]), oder denen, die solche Dinge bestritten, welche niemahls in der Welt gewesen, oder vieles versprechen, das sie ohnmöglich leisten können. Von Gelehrten, denen in der Jugend ihre *Fata* vorher gesaget worden. Armuth bringt manchen zur Gelehrsamkeit. Von gelehrten Fürsten. Von gelehrten Schustern. Von denen, so ohne Lehrmeister gelehrt worden. Von denen, die sich späte zum *Studieren* begeben. Von frühzeitigen Gelehrten. Von denen, die allzuviel *studieren*. Es ist nicht allezeit unrecht, sein *Studium* zu *changiren*. Von Gelehrten, die von Jugend auf fromm gewesen. Hefsliche Leute können wohl klug sein. Kleine Leute sind oft die klügsten. Das Reisen ist den Gelehrten nützlich. Von verkehrten Gelehrten. Von Gelehrten, die ihre Zunge nicht zähmen können. Von denen, die ihre geschriebene Bücher verbrant. Von denen, die keine *Academi*sche Ehren-Titel annehmen wollen. Ein *Studi*render mufs auch in der Kleidung reinlich, und in der Aufführung ehrbar sein. Von Gelehrten, die sehr freigebig gewesen. Von den nützlichsten Arten den *stilum* zu üben. Von verschiedenen Arten der *Motion*en, die sich die Gelehrten zu machen pflegen. Von Gelehrten, die die *Music* geliebet. Von der straffbahren *Curiosi*tät der *Studieren*den. Von Gelehrten, die deswegen Freundschafft gehalten, weil sie einerley Art der *Studi*en geliebet. Von dem Feder-Kriege der Gelehrten. Von Gelehrten, die sehr alt worden. Von Gelehrten, die tugendhaffte und gelehrte Kinder erzogen. Von unglücklichen Gelehrten. Von reichen Gelehrten. Von der Absicht bei den *Dedication*en der Bücher. Von Gelehrten, die geadelt worden. Von Gelehrten, die den Zunahmen *Magnus* erhalten. Von gekröhnten Poeten."

1739. „*De eruditis oculorum lumine orbis. De eruditis surdis. De doctis, qui memoriam vivi amiserunt. De causis, quibus docti amentiam sibi contraxerunt. De doctis mortem maturam sibi*

---

[1]) Es gab eine eigne Lection (wie Damm's Lections-Catalog zeigt) „die gelehrte Historie". Ueber das dabei zu Grunde liegende Lehrbuch erfahren wir Näheres aus Bakes interessanten Worten im *Catalogus Orationum* 1736, worin er *commentationem de munere Subrectoris apud nos reliquis difficiliori praemittit* und worin es heifst: *Qui enim prima laborum suorum hora res recte cognoscere, ideas conjungere, veritatem sententiae adhibito argumento demonstrare ex Philosophia rationali, quam vocant, docuit, is secunda hora ad linguam Hebraeorum aut Graecorum animum convertere, earumque formam, et vocum significationem variam tradere jubetur; tertia aut cum Venusino verba ad numerum redigit, aut cum Quinctiliano de re quavis commutatis verbis atque sententiis disserit, aut Romanorum facta et Antiquitates scrutatur, aut cum Mela per Orbem terrarum iter suscipit, aut naturae viscera rimatur cum Gassendo, aut in fata et inventa eruditorum inquirit cum Stollio: porro divini Numinis eloquia e sacris Pandectis explicat, vitae ac morum disciplinam exponit, et quis omnia, quae injuncta ipsi sunt, facile enarrabit?*

exoptantibus. De doctis per carnificem capite multatis. De doctis de patibulo suspensis. De Doctis igne combustis."

Mehr ins Specielle hinein gehen aus diesem Kreise:

(1724?, die Jahreszahl fehlt.) [Dänecke] *de Thoma Moro munus oblatum detrectante.* [4 Primaner] *de laudibus celeberrimi Juris consulti Brunnemanni exposuerunt.* [7 Primaner] *Hugonis Grotii memoriam renovarunt.* — 1725. [2 Primaner] *de Hrosvitha, moniali Gandersheimensi, ejusque patria, scriptis elogiisque exposituri sermone vernaculo, eoque soluto cett.*" [1])

Weil, wie ich oben vermuthet, die Ausbildung der Rede-Kunst auf den Gymnasien wohl hauptsächlich damit zusammenhing, dafs die Lehrer selber bei Leichen- (Stand-, Lob-) Reden ihre Kunst zeigen mufsten, so findet sich in den Thematen auch die Kultur dieses Zweiges erwähnt. So

170½. [Schultz] *cum (Tit.) Dominus Nicolaus Heuschkel, Ordinis Senatorii Coloniensis VIR Spectatissimus d. 27. Maii a. praet. ad secunda vota transiens, Nuptias celebraret cum (Tit.) Maria Hubneriâ, Viri (Tit.) Alberti* Jungklas | *quondam Friderici Wilhelmi, Gloriosè Defuncti Electoris Brandenburgensis Secretarii Intimi et Registratoris, relictâ Viduâ, pro incolumitate et prosperitate vitae, ex voto perennante, vota suscipere voluit.*

170$\frac{6}{7}$ Aehnliches, nur dafs es sich um Todesfälle handelt.

1728. Eine Lob-Rede auf den seel. R. Weise in Zittau. — Lob-Rede von der *Statua Friderici Wilhelmi* auf der langen Brücke. — Lob-Rede auf den seel. Rect. Rubin an seinem Begräbnifs-Tage.

Als hervorragende Erscheinungen, weil sie Patriotismus bekunden, gehören in diese Gattung auch die Reden, durch welche man Theil nahm an den Ereignissen des geliebten Herrscher-Hauses; und hier können wir in der That nicht klagen, dafs es dem Cöllnischen Gymnasio an Patriotismus gefehlt habe, wie folgende Themata beweisen mögen:

1699/1700. *d.* 1. *Julii* [Steinchen] *habuit Orationem Gratulatoriam de feliciter reduce PATRIAE nostrae PATRIS, Serenissimi Electoris Brandenb. FRIDERICI III. laetissimo Natali.*

170½. *d.* 19. *Jan.* [Schilling] *pridie coronato Borussorum Regi, Serenissimo ac Potentissimo Principi ac Domino, Dn. FRIDERICO, Patriae nostrae Patri clementissimo, inter publicos omnium Subditorum applausus, nomine Gymnasii Coloniensis, submissione humillimâ congratulatus est.*

170$\frac{6}{7}$. *d.* 29. *Novemb. adeoque triduò post solennem Introductionem Serenissimae atque Excelsissimae Principissae ex Domo Electorali Brunsuico-Luneburgensi Hannoverana, Dn. Sophiae Dorotheae, Suavissimae Thori Sociae Serenissimi atque Excelsissimi Principis ac Domini, Dn. Friderici Wilhelmi, Regni*

[1]) Auch in Anstellungen von Vergleichen war man stark; so 171$\frac{2}{3}$ *Comparatio Magistratus Politici cum fructifera Arbore, Veri Christiani cum Aquila, Christianorum cum Ovibus, Diaboli cum Lupo cett.*

Borussici et Electoratûs Brand. Haeredis, Serenissimo Huic Neogamorum Pari, Coloniensis Gymnasii nomine, gratulatus felixque Connubium apprecatus est. etc.

171⅔ *d.* 18. *Januar.* [Flachbart] *Oratione solutâ interpres fuit Laetitiae, quam Gymnasium Coloniense cepit ex integra valetudine Serenissimi Potentissimique Prussorum Regis Friderici, Patriae Patris Clementissimi, cum duodecimum à Coronatione Annum feliciter ingrederetur.*

Auch an *Curiosis* fehlte es nicht, von denen einige hier ihren Platz haben mögen.

1699/1700. [Wafserschlebe] *convellit Morem Virginum et Matronarum, nuda in publico pectora gestantium.* [1]) [Brandenburg] *convellit Lupanarium et Prostibulorum in Rebuspublicis tolerantiam.* [Linde] *Christianos bellum gerere posse.* [Seidel] *Posse Principem jure subditis suis venationibus interdicere.* [Sauer] *confirmavit, Posse in Templis Musicam aequè Instrumentalem ac Vocalem adhiberi.* [Balde] *de Praeceptorum in Gymnasiis operâ, difficili quidem et catenatâ, sed haud raró sterili et cassâ.*

170½. [Dilschmann] *cum Circumforaneus quidam Medicus, ex mente quorundam, Oculis morbosis felix opitulator, nugas suas publicè, in Foro Berolinensium Novo, conspectui populari venderet, et schedulâ typis impressâ, orthographicis et aliis vitiis nimiùm scatente, artem publicasset; in qua eâdem Oculum explicare (quò meliùs hôc ὀφθαλμίαν καὶ τὰ ὀφθαλμικὰ callere censeretur) at mendosè tentasset; eâdemque occasione arreptâ, Oculi Constitutio, sive Ἕξις et Partes, Gymnasii auditoribus, explicata essent, Lectionis contenta exercitio Oratorio repetenda sumsit, sub Axiomate: „Oculus in corpore humano membrum elegantissimum et utilissimum, ac oratione non ineleganter elaboratâ, ex memoriâ fusiùs, et distinctè proposuit.*

170⅔. [Schaa] *improbavit Γυναικοκρατίαν, ostenditque „Mulieres interdum esse infernales furias“: exemplo Cleopatrae, Aegypti Reginae, cujus crudelitatem descripsit Justinus XXXIX,* 4, 6.

170⁶⁄₇. *de Doloribus, quos in sanctissimo suo corpore, Facie, Oculis, Auribus, Ore, dulcissimus Redemptor persensit.*

172½. [Zennisch] *Carmine Germanicô politô, egit de Scortatione vitanda, ex verbis Demosthenis: οὐκ ὠνοῦμαι μυρίων δραχμῶν μεταμέλειαν (sic), Ego poenitere tanti non emo. Vid. Auli Gellii Noct. Attic. Lib. I. c. VIII.*

1698 (No. LI). *De abusu herbae Nicotianae.*

168⅚. *Judaeos in Republ. Christianâ non esse tolerandos.*

---

[1]) Kein Wunder, wenn Solches verhandelt wurde, denn Bake im Catal. Bat. 1736 sagt ja von seinen Primanern: *Nec est, quod quisquam putet, imperitos adolescentes esse, qui in Scholis instituuntur, quibus, quod nullius momenti sit existimandum, prima tantum scientiarum rudimenta proponenda veniant: siquidem et audacter affirmare possum, esse in scholasticis subselliis saepe juvenes, non paucis, qui in Academia studia absolvisse dicuntur, longe in rebus suis exercitatiores: qui solidioribus omnino volunt pasci.*

Wirklich schöne Themata sind folgende:

(1726?) Junges Blut, spare dein Gut, Armuth im Alter wehe thut.

Blumen, Blasen, Rauch und Wind
Unsers Lebens Vorbild sind.

de dicto Zittauiensis cuiusdam.

Nicht immer Leder gerben,
Nicht immer Geld erwerben,
Besondern einmahl sterben,
Das Himmelreich erwerben.

Wenn manns Stockfisches geniessen will,
Mufs man ihn vorher klopffen viel:
Also giebts auch viel faule Leut,
Die nichts thun, wenn man sie nicht bleut.

Der Spafs wird dadurch noch erhöht, dafs *Hilfg. Manasse Stockfisch, Mentzensis March.* der Redner war.

1728. Von den 4. Eigenschafften eines Schul-Lehrers, der Deutlichkeit, Gelehrsamkeit, Munterkeit und Geduld. — Dafs die Zunge der Verläumder vom Satan regieret werde.

Nachdem wir nun so viel über die gestellten Themata beigebracht haben, scheint es nöthig zu sein, kurz die Stufen anzudeuten, auf denen man dazu gelangt, in Prima so vortreffliche *Orationes* zu Stande zu bringen, wie sie in vielen Beispielen aus jener Zeit erhalten sind. Unsere hauptsächlichste Quelle ist hier Damms Lections-Catalog vom Jahre 1742, auf den wir schon öfter verwiesen haben und den wir später beifügen. Hiernach zerfiel das ganze Gymnasium in 6 Classen. „Die sechste hat ihre Einrichtung vor sich und es wird darinnen (nämlich vom 2ten *Baccalaureus*) lesen, schreiben, rechnen, das Christenthum, auch etwas von *Fundam.* der Latinität gelehret". In V. liefs dann nach dem Catalog der erste *Baccalaureus* die Bibel lesen, ferner auch ein gutes deutsches Buch, zur reinen Aussprache, dictirte etwas deutsch und lehrte es orthographisch schreiben und lehrte endlich *adj. IVtanis non latinis* deutsche Lieder nach ihrem *Metro*, Reim etc. kennen. In IV. *non Latina* lehrte sodann der *Cantor* einen deutschen orthographischen Aufsatz machen zu lernen. Aufserdem gab es eine combinirte deutsche Classe aus III u. IV und hier wies der Cantor in einer Stunde, wie ein Satz Punct und Comma weise ordentlich gefasset werden müsse, in einer zweiten behandelte er deutsche Briefe. In einer andern. gleichfalls, aber aus II u. III combinirten Stunde lehrte der Conrector die deutsche und lateinische Orthographie, *per exempla*; in II allein Rhetorische Anfangs-Gründe, in einer 2ten Stunde *Periodologiam lat. et germ.* und in einer dritten gab er Regeln zur lat. und deutschen Poesie, *pro captu.* In I endlich lehrte der Rector *Rhetorica March.*, hielt ein *Exercit. Disput. et Perorandi* ab, und lehrte schliefslich die lat. und deutsche Poesie.

Hiermit stimmt im Allgemeinen das nach den früher von mir mitgetheilten Lections-Plänen, einmal des Rectors Bodenburg für

die Prima 1713 (vgl. Jahrg. XV. S. 511), sodann aber des Prorectors Joachim Christoph Bodenburg für seine Vorlesungen 1734 (vgl. ebendort S. 512), für den deutschen Unterricht auf dem grauen Kloster festgesetzte Pensum, so dafs man also, ohne weit zu fehlen, annehmen darf, es sei bis 1758 ungefähr auf allen Berliner Gymnasien dasselbe getrieben worden. Bald nach dieser Zeit ward das Cöllnische Gymnasium mit dem Grauen Kloster vereinigt und nachdem einmal Büsching, der gelehrte Geograph, und zwar mit gutem Erfolge, die gesammten Schul-Disciplinen zu reorganisiren versucht hatte, sollte es Gedicke vorbehalten sein, als Reformator des Unterrichts im Deutschen aufzutreten. Mit ihm brechen wir ab und bringen, ehe wir in unserem zweiten Theile von dem Unterricht in der Poesie sprechen, anliegend nur noch Damms vielfach citirten „Lections-Entwurf".

Es bleibt uns nunmehr noch die Art und Weise zu betrachten übrig, wie die Scholaren zur Poesie, ich möchte nicht sagen angeleitet, sondern abgerichtet wurden. Ich gehe demnach zu meinem zweiten Theile über und handle kurz

II. Von dem Unterricht in der Poesie.

Wie aus einem frühern Citate ersichtlich, wurden vor Alters von den Gymnasien Leichen-Gedichte gefordert, doch wäre es eigenthümlich, wenn man blofs beim Besingen trauriger Begebnisse stehen geblieben wäre; vielmehr verbreitete man sich über alle Ereignisse des Lebens. Wäre die Poesie lehrbar, so müfste auf beiden Schulen Grofses geleistet worden sein, da auf dem Grauen Kloster M. Samuel Rodigast, der berühmte Dichter des schönen Kirchenliedes „Was Gott thut, das ist wohlgethan" darin unterrichtete, auf dem Cöllnischen Gymnasio dagegen Boediker in dem Rufe eines grofsen Poeten stand, wie aus folgenden Worten des Rectors Christiani Rotaridis erhellt: „Den Ruhm / welchen der üm die teutsche Sprache wolverdiente Schlesier / Herr Gryphius / einem Königlicher Schwedischer Majestät in Schlesien Wolverordnetem Ober-Kriegs-*Commissario*, Herrn Sigismundo Müllern / giebet / dafs er (weil ihme die Wiederwärtigkeit der Zeiten weder Gelegenheit noch Mittel vergönnet / gelahrten und berühmten Leuten weit nachzuziehen / oder die Ausländische Weisheit in der Ferne zu suchen) seine Geschicklichkeit und hohen Verstand / gleich den *Scaligeris*, *Muretis*, *Casaubonis*, keinem / als seinem eigenem Fleifse und Nachsinnen zu dancken gehabt: und ob selbiger gleich nur eine hohe Schule besuchet / er doch viel andere übertroffen / welche deroselben gantze Register herzurechnen wissen: diesen Ruhm / sage ich / können wir nicht minder auch unserm nunmehro seligst abgeforderten Herrn Bödikern zulegen / als welcher gleichfalls / Armuhts-halber / zwar nur eine Universität und darzu nur kurtze Zeit bezogen / doch für sein weniges daselbst angewandtes Geld solche dienliche Waaren eingekaufft / dafs Er selbige mit manchem / der auf zehen und mehr

Academien seinen von den Eltern peinlich erscharrten schweren Geld-Klumpen ausgegeben / nicht verwechselt hätte. Mit was für lieblichen Versen und Reimen / mit was für gelehrten und auserlesenen Anmerckungen / die gesegnete Hand des lieben seligen Mannes das Papier habe auszufüllen pflegen / solches wissen nicht allein Bürgerliches Standes Personen: sondern / nebst Ihro Kayserlichen Majestät selbsten / auch Seine Churfürstl. Durchlaucht / unser gnädigster Herr / zusammt denen hohen *Ministris* unsers Brandenburgischen Hofes / als welche mehrmalen daran ihr *son* derbares Vergnügen gehabt / und an seiner gelehrten Feder sich inniglich ergötzet haben".

Dürfte man aus der eben gefundenen Erwähnung des Gryphius etwas folgern, so möchte hinsichts der auf dem Cöllnischen Gymnasio gepflegten Poesie eine Anlehnung an die schlesischen Schulen Statt gefunden haben; doch dafs dem nicht so war, sondern dafs man sich zu deren Gegensatze, der Poesie der Plattheit unter dem Patronat des Christian Weise bekannte, folgt theils aus dem von mir oben p. 252 mitgetheilten Thema zu einer Rede (1728) „Eine Lob-Rede auf den seel. R. Weise in Zittau", theils aus folgenden, einem Valedictionsgedicht als Motto beigesetzten Versen des Menantes (Hunold):

> Granaten müssen schöner tragen,
> Wenn ihre Frucht sich in den Schatten *schliest*,
> Die Nachtigal wird angenehmer schlagen,
> Wenn sie der Einsamkeit geniest,
> So wird die Jugend in der Blüte,
> Bifs dafs sie reiffe Früchte trägt,
> Weit schöner stehn, wenn sich ein keusch Gemüthe
> Der freyen Luft, der Welt entschlägt;

mehr aber noch aus dem Inhalte der mitgetheilten Poesien selber. „Weises", um mich der Worte Vilmars im 2ten Theile seiner Geschichte der deutschen National-Literatur p. 46 zu bedienen, „ganz ernstlich gemeintes, aus der eben angeführten [1]) Aeufserung ersichtliches Streben war es, die deutsche Poesie als einen Lehrgegenstand in die Gymnasien einzuführen — und warum hätte man nicht deutsche Phrasen zu sogenannten Versen in den Schulen sollen verarbeiten lassen, da längst lateinische Phrasenversmacherei ein Hauptobjekt des Unterrichts war? Wirklich verschaffte er durch seine neue Lehrart in Beredtsamkeit und Poesie diesem Lehrgegenstande überall Eingang; es geschah, was er gewünscht hatte, er erzog ein Heer von Poeten, aber freilich, was für Poeten!"

Dafs es bei solchem Treiben an gesunden, reagirenden Kräften nicht fehlen konnte, liegt auf der Hand: so habe ich den

---

[1]) Er sagt nämlich in seinen „notwendigen Gedanken der grünenden Jugend": „Allein dieses sind meine Gedanken: so fern ein junger Mensch zu etwas Rechtschaffenes will angewiesen werden, dafs er hernach mit Ehren sich in der Welt kann sehen lafsen, der mufs etliche Nebenstunden mit Versschreiben zubringen."

Ausflufs einer solchen in einem Programme (a. 1700) des allen Pädagogen rühmlichst bekannten Joh. Leonhard Frisch, welcher damals erst Subrector auf dem Grauen Kloster war, gefunden. Laut dieser nicht ohne Witz und Satire *ad Actum Publicum qui de detectis et rejectis Artis Poeticae, Metricae et Rhythmicae in lingua germanica sordibus extantioribus per juventutem nostram rhythmice in eadem lingua exhibebitur* geschriebenen Einladungsschrift hat er, um seinen Schülern die Sache angenehm zu machen und ihnen das Fehlerhafte der damaligen Poesie um so anschaulicher darzustellen, die Misbräuche der Poesie gleich den Ländern und Meeren auf einen Atlas gebracht und nach Boedikers Eintheilung der Poesie in 3 Theile getheilt, nämlich I. in die *Poesis sordida*, germ. Hudeley, die er *Amurcia* nannte mit den Ländern und Städten *Antiquera, Extremedura, Miscaia, Pantheopolis*, *Incastilia*, *Lusivania cet.*; II. in die *Poesis lenocinans*, der er den Namen *Placentia ad littus Oceani Adulantici* ertheilte und worin *Valadulit, Fallentia ad Euphratem cet.* lagen; und III. in die *Poesis Convicians*, Stacheley, mit dem Spottnamen *Pasquinaja* und den topographischen Bezeichnungen *Dolosa, Tortosa, Salsona in finibus Arrogantiae, Mons Serrate cet.*

Doch scheint diese einzelne Stimme unter dem wüsten Geschrei der nach Weise gebildeten Poeten erschallt zu sein; selbst unter Damm, nach dessen homerischen und pindarischen Studien man Besseres hätte erwarten sollen, ward es nicht anders, denn dieser bekannte sich zur deutschen Gesellschaft unter Gotscheds Patronat in Leipzig, wie aus einem von dieser Gesellschaft durch Jacob Friedrich Lamprecht, I. V. C. aus Hamburg im Jahre 1734 an ihn gerichteten Gratulationsgedichte ersichtlich ist. So sehr uns nun also auch diese ganze Poesie anwidert, so müssen wir sie doch, um unsere Aufgabe zu lösen, unter gewisse Gruppen bringen.

Zu bemerken sind also

I. Leichengedichte. Da sie theils officiös, theils aber und namentlich in der ältern Zeit darauf berechnet sind, dem Gymnasio Gönner zuzuwenden, so wird Niemand einen höhern Schwung, vielmehr meistens gewöhnliche Lobhudelei in ihnen zu suchen haben. Wer hat nicht gleich beim Anfange genug, wenn er z. B. in solchem Gedichte folgende Eingangs-Verse liest:

> Wer zwey und dreyfsig Jahr im Schul-Staub hat gesessen,
> Wie du, Wohlseeliger, wünscht endlich wohl die Ruh,
> Und wer so manches Leyd in Schulen eingefressen,
> Gewifs, der schliesset sanfft die Augen-Lieder zu.

Theils fertigte bei solchen Gelegenheiten jeder einzelne Lehrer — denn da die Poesie einmal für lehrbar galt, so mufste jeder in derselben seine Fertigkeit zeigen können, wie denn auch zuweilen das Lehr-Amt mit Vorlesung eines eignen Gedichtes übernommen wurde [1]) — für die zu druckende Beileidsschrift, welche

[1]) Beleg dafür z. B. Der moralische Nutzen der Poesie, bey Uebernehmung des Conrectorats am Cöllnischen Gymnasio

ins Trauerhaus gesandt [1]) wurde, ein eignes Gedicht an, theils war im Namen des Gymnasii der jüngste aus dem oberen Collegio, *pro more*, [2]) mit der Anfertigung des Leichen-Carmen beauftragt. War dieser nun, wie bei dem letzterwähnten Gedichte, ein schlechter Dichter, denn am Schlusse des Gedichtes steht handschriftlich bemerkt: „*Quo saepius legeris, eo magis displicebit*", so mufsten freilich die besseren Dichter aus dem Collegio diese Last auf sich nehmen, damit der poetische Ruhm der Schule nicht darunter litte. Lehrer und Schüler wetteiferten nun in Anfertigung solcher schlechten Producte und beförderten sie, von der Vortrefflichkeit ihrer Gedichte überzeugt, stracks in die Druckerei. — Gerade das Gegentheil von den Leichengedichten bilden hinsichtlich ihres Inhalts

II. Hochzeitsgedichte. Mag nun aber auch in dieser Beziehung die Hochzeit eines Lehrers derselben Anstalt seine Collegen sowohl als auch seine Schüler derartig begeistern, dafs sie sich gedrungen fühlen, ihm eine poetische Gabe darzubringen, so ist es doch mit unsern heutigen Begriffen vom Gymnasialwesen unverträglich, dafs ein Primaner, der ohne Zweifel noch von Seiten der Schule dazu aufgemuntert war, bei der Hochzeit eines Apothekers eine über die Mafsen wässrige poetische Gratulation darbringt, oder dafs der Director der Anstalt selbst (Damm) als „ein alter Freund und Diener" einem ehemaligen Scholaren ein Hochzeit*carmen* widmet. Mit welcher Sündfluth von Gedichten übrigens in jenen Zeiten ein neuvermähltes Paar überschüttet worden sein mag, möge man aus den Gedichten, mit denen Damm bei seiner Verehelichung überschüttet wurde, entnehmen, wo nämlich zu derselben Hochzeit 1) der Haus-Bursche, 2) die Deutsche Gesellschaft in Leipzig durch eines ihrer Mitglieder, 3) das Lehrer-Collegium an den Collegen und 4) die Prima an den verehrten Lehrer ihre Schuldigkeit abstatteten.

Auch nicht um ein Haar besser sind

III. Neujahrs-gratulationen und Geburtstagswünsche.

Zu erwähnen sind ferner

IIII. Gedichte patriotischen Inhalts, die ich aber der guten Absicht der Dichtenden halber keiner weitern Kritik unterwerfen will.

---

in einem Gedichte vorgestellt und auf Befel und Verlangen zum Druck übergeben von Johann Georg Sucro. Berlin, zu finden in der Haude- und Spenerischen Buchhandlung. 1748.

[1]) Vgl. Wippels handschriftliche Notiz zu einem solchen Gedichte beim Tode des Herrn Christian Lampe, den 8. Mertz 1752: „hat der Herr Prorector Solbrig, bey vieler anderen Abhaltung, verfertigt. Es ward zweyhundert mal gedruckt, und 160 Stück davon ins Trauerhaus geliefert".

[2]) Vgl. Wippels Notiz zu einem Gedichte auf den Tod des Herrn Johann Thomas Barthold, den 26. May i. J. 1754: „hat der Herr Conrector Müller, als der jüngste im oberen *Collegio*, *pro more*, gemacht".

Uebrig bleibt schliefslich die am zahlreichsten vertretene und lediglich aus der Schule hervorgegangene Gattung der

V. Abschiedsgedichte. Sobald nämlich ein guter Freund die Schule quittirte, um auf die Universität und zwar meist nach „Saal-Athen" zu ziehen, so vereinigten sich seine zurückbleibenden Mitschüler, verfertigten Abschiedsgedichte und gaben diese gedruckt dem jungen Studiosus mit auf den Weg. Unerträglich ist das Salbadern, was uns besonders in dieser Dichtungsart entgegentritt, wie z. B. in folgender Anrufung Minerva's und der Musen [1]):

Auf *Minerva!* hilff mir reimen,
Denn die schwache Feder bricht.
O Ihr Musen! wolt nicht säumen,
So gelingt mein Tichten nicht;
Nässet mit dem Weifsheits-Oele
Meinen trucknen Feder-Kiel,
Und bestrahlet meine Seele,
Die von Weifsheit reden will.

oder:

Entflamme dich, mein Geist, es mufs getichtet seyn,
Beseelet meinen Kiel, ihr drey mal drey Göttinnen,
Und lafst mir unversagt die *Hippocrene* rinnen,
Auf, *Phoebus* stelle dich mit deinen Strahlen ein,
Minerva wirff mit Macht *Medusens* Haupt zur Erden,
Nimm statt des Spiesses itzt die Feder in die Hand,
Lafs deine Hülffe mir zur *Castellinnen* werden,
Beschlagner *Pegasus* komm zu mir hergerannt:
Ich soll, ich will, ich mufs nach Art der Tichter singen,
Weil Pflicht und Schuldigkeit mich zu den *Pindus* bringen.

Auch die Lobhudelei ist, wie es nicht anders sein konnte, zur Genüge in diesen Gedichten vertreten. So heifst es an einer Stelle:

Du ziehest von uns weg und wirst doch bey uns seyn,
Denn Deinen Namen gräbt man hier in Marmor ein.

an einer andern:

Absonderlich mufs ich, mein Freund, zu letzt gestehen,
Dafs ich als Stuben-Bursch viel Gut's von Dir gesehen.
Denn wenn Aurora kaum den Kreifs der Ober-Welt
Durch angebrochnen Glantz uns sichtbar dargestellt,
So sahe man dich schon was lesen oder schreiben,
Und sonst auf eine Art den Fleifs in Büchern treiben.

Doch wozu bemühe ich mich, alle diese Abgeschmacktheiten aufzudecken? Denn es ist unter diesen Gedichten kein einziges,

---

[1]) Als *MONSIEUR NICOLAI* Nach absolvirten *Studiis* den 4ten April MDCCXXXII Im Cölnischen *Gymnasio* In einer deutschen *Oration* Vom Nutzen der *COLLECTANEen valedicirete*, Wolten demselben zu seinen folgenden *Studiis* den nöthigen Seegen von GOtt anwünschen Innen Benannte. BERLIN, Gedruckt bey Joh. Grynäus, der *Soc.* der Wiss. Buchdr.

welches man gut nennen könnte. Und so möge es mir denn erlaubt sein, mit folgenden Worten eines jungen Dichterlings zu schliefsen, die sich sehr wohl auf alle von uns mitgetheilten Gedichte anwenden lassen:

Geliebter Freund, Dein Abschied-Nehmen,
  Zwingt mir anitzo Reime aus,
Ich würde sonst mich nicht bequemen,
  Du weist, ich mache mir nichts draus,
Doch Dir zu Liebe wil ich dichten
Und meine Schuldigkeit verrichten;

denn wahr bleibt es, was in Bezug auf diese ganze Poesie ein anderer angehender Dichter nach Anrufung der Musen ganz naiv gesteht:

Doch was bemüh ich mich? Die Muse hilfft mir nie;
Drum bring ich, was ich selbst aus meinem Vorrath zieh.

Berlin. Julius Wollenberg.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Programme der evangelischen Gymnasien und Realschulen der Provinz Schlesien. Ostern 1862.

(Schlufs.)

Bunzlau. (Städtisches Gymn.) Abh.: Zwei Beiträge zur Geschichte des Gymn., mitgetheilt vom Director Dr. Beisert. (I. Schulordnung; II. Grundsteinlegung.) (S. 3—36.) Denselben ist eine Lithographie des Gymnasialgebäudes zu Bunzlau, wie es sich in seiner Vollendung darstellen wird, beigegeben. Die noch junge Anstalt ist im J. 1860 in das Ressort des Königl. Provinzial-Schul-Collegiums übergegangen. Die Schulordnung, welche der Director in dem ersten Theile des Programms mittheilt, ist von dem Provinzial-Schulrath Dr. Scheibert, der sein organisatorisches Talent als Director der Friedrich-Wilhelmsschule in Stettin in früheren Jahren in hohem Grade bewährt hatte, entworfen worden. Der Entwurf war dem Lehrercollegium des Bunzlauer Gymn. zur Berathung unterbreitet worden und wurde von diesem mit geringen Aenderungen angenommen. Für die Mittheilung dieser Schulordnung, die inzwischen auch in dem Centralblatt der gesammten Unterrichts-Verwaltung zum Abdruck gekommen, können die Lehrer dem Hrn. Director Beisert nur Dank wissen; dafs dieselbe durch das Programm in die Hände der Schüler gelange, kann Ref. wegen Abschn. VI „Die Zuchtordnung", worin zu spezielle Verhaltungsmafsregeln für den Lehrer gegeben sind, nicht billigen. Der Director Beisert sagt nun freilich zur Rechtfertigung seines Verfahrens auf S. 3: „Wenn der pädagogische Grundsatz Geltung hat, dafs die Erkenntnifs eine reinere Quelle des willigen Gehorsams ist, als das Gesetz selbst: dann wird am allerwenigsten die Handlungsweise des Lehrers sich hinter den Schleier des amtlichen Geheimnisses zu bergen haben, und das gewissermafsen öffentliche Thun der Schule dürfte sogar einen moralischen Eindruck auf die Anschauungsweise der Schüler ausüben." Da wäre nun freilich am Ende die Mittheilung der Instruction für den Rector der Anstalt selbst nöthig gewesen, damit der Schüler ein vollständiges Bild des gesammten Gymnasialorganismus erhalte. — Gegenüber den Vertretern der liberalen Parteirichtung im jetzigen Abgeordnetenhause, aus deren Munde wir Reden vernommen, welche beweisen, dafs sie mit der Entwickelung

des christlichen Schulwesens und den Factoren, welche die Grundelemente der Bildung in wirklichen Schulen — Volksschulen, Gymnasien, Realschulen — ausmachen, wenig bekannt sind, giebt uns die Schulordnung des Gymn. zu Bunzlau, in welcher der christlich-evangelische Geist ausgeprägt ist, wie dies besonders aus Abschn. III „Die christliche Gemeinschaftsordnung“ erhellt, den Beleg, dafs sich doch auch jetzt noch in unsern Gemeinden der Geist vorfindet, den wir als Erbtheil einer ehrwürdigen Vorzeit betrachten, in der unsere glaubensstarken Vorfahren sich zu jedem Opfer bereitwillig finden liefsen, wo es galt, ihr christlich religiöses Bekenntnifs zu wahren, und in der Begründung christlich confessioneller Anstalten, in deren ganzem Organismus sich der Geist, in dem sie begründet waren, abspiegeln sollte, die sicherste Gewährleistung für die Erhaltung der uns theuersten Errungenschaften des Glaubens erblickten. — Die zweite Gabe, welche uns das Osterprogramm der jugendlichen Anstalt bringt, ist die Geschichte der Grundsteinlegung des neuen Gymnasialgebäudes (S. 28—36), wobei uns die Rede, welche der Vertreter der Königl. Behörde, Prov.-Schulrath Dr. Scheibert gehalten, mitgetheilt wird. — Zu Ostern 1862 ist die Anstalt zu Bunzlau durch Errichtung der Prima in die Reihe der vollständigen Gymnasien eingetreten. — Was die Schulnachrichten anbelangt, so werden in dem Kapitel „die Lehrverfassung im Schuljahre 186½“ die Themata zu den deutschen und lateinischen Arbeiten für Secunda und Tertia mitgetheilt. Aufser den Themen, welche für Klassenarbeiten bestimmt waren, werden auch die Arbeiten, welche der Privatbeschäftigung zugewiesen waren, mitgetheilt. Mehrere derselben scheinen dem Ref. nicht ganz glücklich gewählt zu sein, wie: Antigone nach Sophokles. (Für Secunda I, in der die Schüler den Autor im Urtexte noch nicht gelesen haben, zu schwierig.) Die Characteristik der bedeutendsten Personen aus Schillers Räubern II b. (Zu ästhetischen Arbeiten für die Schuljugend dürften sich Schillers „Räuber“ schwerlich eignen.) Wirkungen der französischen Revolution auf Preufsen. (Darüber möge ein Abiturient schreiben, nicht ein Unter-Secundaner.) Das Zuchthaus verglichen mit dem Irrenhause II b. Ein Esel erzählt seine Lebensgeschichte III a. Den Tertianern scheint, wie aus dem Thema einer der Privatarbeiten erhellt, die Lectüre der ersten drei Dramen Schillers empfohlen worden zu sein.

Grofs-Glogau. (Königl. Patronat.) Abhandl. vom Oberl. Dr. Grautoff: Henricus Stephanus. Eine Skizze seines Lebens und seiner Bedeutung (S. 1—28). Eine für die Geschichte des Studiums der klassischen Literatur sehr schätzenswerthe Arbeit, welche Ref. mit grofsem Interesse gelesen hat. — Schulnachr. vom Director Dr. Klix (S. 29—45). Ueber das religiöse Leben in der Anstalt schreibt der Verf.: „Am Gottesdienste in der evangel. Pfarrkirche zum Schifflein Christi nahmen unsere Schüler regelmäfsig im Beisein eines oder mehrerer Lehrer Theil; einzelnen blieb wie bisher auf besonderen Antrag der Besuch der reformirten und Garnisonkirche gestattet. Die Andachten beim Beginn und beim Schlufs der Wochen so wie die beiden liturgischen Andachten während des Winters in der Advents- und Passionszeit sind in der früher angegebenen Weise gehalten worden.“ Aus der Chronik des Gymnasiums ist als wichtiges Ereignifs die räumliche Trennung der Secunda in eine Ober- und Unter-Secunda zu berichten.

Görlitz. (Städtisches Gymn.) Die Abhandl. ist nach dem bei diesem Gymn. üblichen Brauche als Einladungsschrift zu dem v. Gersdorff'schen, dem Gehler'schen, dem Hille'schen und dem Lob- und

Dank-Actus, der beim Beginn des Jahres abgehalten wird, erschienen. Der Titel derselben lautet: *Nonnulla de elocutione Taciti scripsit Robertus Joachim, Dr. phil.* (*Partic. I.*) (p. 3—26). Es werden in derselben nach einer Einleitung (p. 3—10) folgende Gegenstände besprochen: *Cap. I. De significatione verborum. I. Substantivorum amplificatae et quidem Tacito soli propriae significationes* (p. 10—12). *Adjectivorum amplificatae et quidem Tacito soli propriae significationes* (p. 12—14). *Verborum amplificatae significationes* (p. 14—17). *Particularum quarundam amplificatae significationes* (p. 17—18). *II. Substantiva quae solus Tacitus usurpavit sive quorum Tacitus videtur esse auctor* (p. 18—20). *Adjectiva quae solus Tacitus usurpasse videtur* (p. 20—21). *Verba quae solus Tacitus usurpasse videtur* (p. 21—22). *Cap. II. De collocatione verborum* (p. 22—26). — Dem Bericht über das Gymn. in dem abgelaufenen Schuljahre, der als Osterprogramm erschienen, entnimmt Ref. einige Notizen. Die Anstalt hat bei einer mäfsigen Schülerzahl (250) 8 Klassen, da Tertia und Secunda in 2 verschiedene Cötus getheilt sind. Nur die Themata der für Prima gestellten Aufgaben zu freien Bearbeitungen in der Muttersprache sind mitgetheilt, nicht so die Themata für II a u. b. In Prima wurde das Nibelungenlied im Urtext gelesen. Die Pensa für Religion und Geschichte, welche in I absolvirt wurden, waren ziemlich umfangreich. In dem erstgenannten Gegenstande umfafste das Unterrichtspensum Abschn. III—V in Hollenbergs Lehrbuch, d. h. die heilige Geschichte und die Kirchengeschichte; was den Geschichtsunterricht anbelangt, so wurde die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit durchgenommen. — Ober- und Unter-Secunda waren in mehreren Lectionen (Französisch, Geschichte, Mathematik, Physik, Hebräisch) combinirt.

Hirschberg. (Königl. Patronat.) Zu Ostern 1862 ist kein Programm ausgegeben worden. Ein solches ist zu Mich. 1862 zu der den 29. Septbr. anstehenden 150jähr. Jubelfeier der Anstalt im Druck veröffentlicht worden. Dasselbe enthält ein latein. Festgedicht vom Prorector Thiel, eine Abhandl. des Dir. Dr. Dietrich: „Zur Geschichte des Gymnasiums“ (S. 1—50) und die Schulnachrichten über die anderthalb Schuljahre von Ostern 1861 bis Mich. 1862 von demselben (S. 51—62). Was die geschichtliche Abhandlung anbelangt, so gewährt die Lectüre derselben dem Pädagogen ein grofses Interesse. Die Gründung der Anstalt versetzt uns in die Zeit, in welcher unsere glaubensstarken Vorfahren im hohen Grade opferbereitwillig waren, die Zwecke der Kirche und Schule zu fördern. Nach dem westphälischen Frieden waren in den Erbfürstenthümern Schlesiens (d. h. in denen, die, weil die Linien der Fürsten, deren Vorfahren die Oberlehnsherrlichkeit der Krone Böhmens anerkannt, ausgestorben, der Herrschaft der Habsburger anheimgefallen waren) alle Kirchen, welche die Evangelischen zur Ausübung ihres Gottesdienstes benutzt hatten, eingezogen worden. Durch die Fürsprache der Krone Schwedens bei dem gedachten Friedensabschlusse war den Evangelischen gestattet worden, die sogenannten drei Friedenskirchen vor den Thoren der Hauptorte der Erbfürstenthümer Schweidnitz, Jauer und Glogau zu erbauen. Abermals war es die Intercession eines schwedischen Königs, Karls XII., durch die bei dem Altranstädter Frieden (1707) den Evangelischen der Erbfürstenthümer Schlesiens der Bau von 6 Kirchen vermittelt wurde, welche, da man sie der Gnade Kaiser Josephs I. verdankte, Gnadenkirchen genannt wurden. Sie wurden bei den Städten Landeshut, Hirschberg, Freistadt, Sagan, Militsch, Teschen erbaut. Durch jene zu Altranstadt abgeschlossene Convention wurde den Evangelischen zugleich gestattet, bei den Friedens- und Gnadenkirchen

höhere und niedere Schulen zu begründen. In Folge dieser Bewilligung entstanden die Gymnasien zu Schweidnitz, Glogau, Hirschberg, Teschen (jetzt noch österreichisch); sie hießsen anfänglich Lyceen, wurden später unter preußsischer Regierung zu Gymnasien erhoben. Das Lyceum zu Landeshut ist in unserem Jahrhundert in eine höhere Bürgerschule umgewandelt worden. Den Bau des Schulhauses zu Hirschberg, das auch die Wohnungen der Prediger und der Lehrer enthalten sollte, übernahm mit ruhmwürdiger Freigebigkeit auf seine alleinigen Kosten der damalige Ober-Vorsteher der evangelischen Kirchengemeinde Bernhard Bonnit von Mohrenthal, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Peterswaldau, Steinkunzendorf, Dorotheenthal, Peukersdorf (Peiskersdorf?) und Faulbrück, und er liefs denselben ganz aus Stein in der tüchtigsten Weise ausführen." Die Abhandl. des Dir. Dr. Dietrich behandelt im Zusammenhange die Geschichte des Gymnasiums im ersten Jahrhundert seines Bestehens, wobei besonders die Wirksamkeit des Director Gotthelf Wilhelm Körber am Ende des gedachten Zeitraums hervorgehoben wird. Hierauf folgt eine chronolog. Uebersicht der Geschichte des Gymnasiums in der ersten Hälfte seines zweiten Jahrhunderts, 1813—1862. — Noch bemerkt Ref., dafs zu der Jubelfeier am 29. Sept. 1862 folgende Gelegenheitsschriften von ehemaligen Zöglingen der Anstalt erschienen sind: Eine philologische in latein. Sprache abgefafste Abhandlung von dem Collegen des Magdalenäums zu Breslau Rudolph Peiper über *Aeschyli Supplices v.* 776—909. IV. u. 19 S. 8. Der Verf. giebt den Text nach dem Codex Mediceus, den verbesserten Text, die lat. Uebersetzung und kritische Bemerkungen dazu. — Von Dr. Moritz Elsner (früher College am Magdalenäum zu Breslau): „Bemerkungen über den naturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten". IV u. 16 S. 4.

Lauban. (Städtisches Patronat.) Die Abh.: *De Syriano philosopho Neoplatonico. Particula I* ist vom Oberl. Dr. Bach verfafst. Der Vergleich, den der Verf. zur Rechtfertigung der Wahl seines Thema's, deren es nach des Ref. Meinung nicht bedurfte, anstellt, ist wohl nicht ganz passend: „*Neque enim dubitabam, quin, ut is, qui vero generis humani amore imbutus esset et summum et infimum hominem eadem amplecteretur caritate ejusque mores, ingenium, sortem eadem diligentia introspicere et sublevare non abnueret, sic etiam homini sincero literarum studio incenso minima res litteraria aeque ac maxima digna habenda esset, in qua summam collocaret diligentiam.*" — Schulnachrichten vom Dir. Dr. Schwarz (S. 1—19). Ueber die Klassenpensa hat der Director sehr ausführliche Mittheilungen gemacht. Die Themata zu den deutschen Aufsätzen in I u. II wurden den Schülern in reicher Auswahl dargeboten. Was die Lehrbücher anbelangt, so ist für den Unterricht im Lateinischen in so fern eine Aenderung eingetreten, als Bergers Grammatik eingeführt worden ist.

Liegnitz. 1) Gymnasium. (Gemischtes Patronat, städtisch und königlich.) Abh. vom Prorector Dr. Brix: *Emendationes in Plauti Captivos* (S. 1—22). Schulnachrichten vom Director Prof. Dr. Müller (S. 23—41). In Prima war der Unterricht in der latein. Sprache so getheilt, dafs der Director die Lectüre der Dichter, der Prorector die der Prosaiker, beide die Stilübungen leiteten. Die Schüler der Tertia und Quarta, die sich am Unterricht des Griechischen nicht betheiligten, wurden in besonderen Stunden im Zeichnen, in der französischen Sprache und im Kopfrechnen unterwiesen. Den Abiturienten ertheilte der Director, wie bisher, hodegetische Rathschläge, eine löbliche Einrichtung, die an manchen Anstalten in Abnahme gekommen zu sein scheint.

2) Königl. Ritterakademie. Abh. vom Prof. Dr. Scheibel: *De dithyramborum graecorum argumentis* (S. I—XVIII). Schulnachrichten vom Director Prof. Dr. Sauppe (S. 1—25). Die Anstalt zählt 5 Klassen: I, II, III a u. b, IV. Die Zöglinge der 4 unteren Klassen, welche sich am Griechischen nicht betheiligten, erhielten besonderen Unterricht in mehreren Lectionen. In der englischen Sprache wurde ein facultativer Unterricht ertheilt.

Oels. (Gemischtes Patronat, herzoglich braunschweigisch, königlich und städtisch.) Abh. vom Gymn.-Lehrer Dr. Anton: Ueber Erdbildung (S. 1—16). Schulnachrichten vom Dir. Dr. Silber (S. 17—37). Wie am Gymn. zu Liegnitz sind auch hier die stilistischen Uebungen in der lat. Sprache unter zwei Lehrkräfte vertheilt. In Prima scheinen die deutschen Aufsätze in je zweimonatlichen, in Secunda in je sechswöchentlichen Zwischenräumen angefertigt und corrigirt worden zu sein, während an anderen Gymnasien in den genannten beiden Klassen in je 3 oder 4 Wochen ein Aufsatz corrigirt wird. Naturkunde wird nur in Ober- und Unter-Tertia in je einer Stunde gelehrt, in Quinta und Sexta steht dieselbe nicht auf dem Stundenplan. Ref. nimmt jedes Mal ungern eine solche Lücke an einer Anstalt wahr. Es ist kaum zu erwarten, dafs der Lehrer der Geographie auf das naturgeschichtliche Element Bedacht nehmen werde, um diese Lücke auszufüllen. Die Gelegenheit für das Studium der Naturwissenschaften ist auf unseren Hochschulen vielfach geboten; Lehrkräfte für diese Fächer würden sich finden, wenn bei der Vervollständigung des Lehrercollegiums darauf Rücksicht genommen würde. — Bei der Angabe des Klassenpensums für das Lateinische in III a waltet eine Ungenauigkeit ob; 10 Stunden sind angegeben, die Addition ergiebt nur die Zahl 6; wahrscheinlich sind aber für elementare Syntax, wöchentliche Exercitien und Extemporalien 5, nicht 1 Stunde verwendet worden. Die Heilandsstiftung, begründet zum Andenken an den Director Heiland (jetzt Prov.-Schulrath in Magdeburg) für den Zweck der Unterstützung armer Schüler, sei es durch baares Geld, sei es durch Gewährung der Lehrmittel, beläuft sich bereits auf 1130 Thlr.

Ratibor. (Königl. Gymn.) Abh. vom Gym.-Lehrer Dr. Levinson: *Adnotationes ad Jonis Euripideae canticum primum et parodum* (S. 1—14). Schulnachrichten vom Director Prof. Dr. Wagner (S. 15—33). Das Gymnas. ist seit Ostern 1861 um eine Klasse vermehrt worden, indem der gesteigerten Frequenz wegen auch Secunda räumlich getheilt worden, während bisher nur Tertia und Quarta getheilt waren. Es bestehen mithin jetzt 9 Klassen, von denen die beiden Quarta parallele Cötus sind, während Tertia und Secunda in einen oberen und unteren Cursus gesondert sind. — Am Gymn. zu Ratibor besteht zur Verpflegung armer kranker Schüler eine besondere Krankenkasse, welche durch freiwillige Beiträge gebildet wird. Für Ober-Schlesien ist in Ratibor das einzige evang. Gymnasium. Die Anstalt besteht seit 1819; doch sind ihr seit dieser Zeit noch nicht besondere Stiftungen zugeflossen, mit Ausnahme des von dem verstorbenen Gymnasial-Oberlehrer Kelch begründeten Stipendienfonds, der nach ihm den Namen führt. — Zahl der Schüler in 9 Klassen: 441. Zahl der mit dem Zeugnifs der Reife entlassenen Abiturienten: am Ostertermin 1861: 9, am Michaelitermin 1861: 4, am Ostertermin 1862: 16.

Schweidnitz. (Städtisches und königliches Patronat.) Abh. vom Dir. Dr. Held: *De Cn. Domitio Corbulone* (S. 1—27). Schulnachrichten von demselben (S. 1—31). In der Mitte des Schuljahres wurde Tertia in Ober- und Unter-Tertia getheilt. Zu diesem Zwecke mufsten neue Lehrkräfte herangezogen werden. Dem Schulamts-Cand.

Schirrmann, der sein Probejahr an der Anstalt abhielt, wurde die volle Stundenzahl eines ordentlichen Lehrers übertragen, dem Cand. **Herrmann** wurde provisorisch die Hälfte der Stunden eines ordentlichen Lehrers übertragen. Die Stelle, welche Schirrmann verwaltet, wird in eine ordentliche Hülfslehrerstelle verwandelt worden. Durch die in der Mitte des Jahres erfolgte Theilung sind manche Aenderungen im Lectionsplan vorgenommen worden, welche augenblicklich durch die Umstände geboten erscheinen dürften, aber nicht zweckgemäfs sind. Dazu gehört die Abzweigung einiger Lehrstunden im lat. Sprachunterricht in V u. VI von dem Lehrpensum des Ordinarius, die einem andereu Lehrer zuertheilt wurden. Dazu auch vor allem der Umstaud, dafs der Unterricht in der Muttersprache in VI nicht dem Ordinarius übertragen ist. Aufserdem ist die Zahl der nicht normalmäfsigen Stunden um 2 vermehrt worden. Der Religionsunterricht wurde mit Ausnahme der IV von den Klassen-Ordinarien ertheilt. Das Pensum des Religionsunterrichts für I (ertheilt vom Director) war: „Uebersetzung und Erklärung des Briefes des Apostels Paulus an die Philipper. — Der Prophet Joel. — Geschichte der Kirche. — Die wichtigsten Abschnitte der christlichen Lehre (Von Gott, von der Welt, von der Erlösung, von der Heiligung). — Die Confessio Augustana. — Wiederholung und zum Theil Erklärung sämmtlicher Hauptstücke des Katechismus, wobei die in Hollenbergs Hülfsbuch gegebenen biblischen Sprüche memorirt wurden. Aus Anders und Stolzenburgs „geistlichen Liedern" wurden gelernt: 3, 14, 34, 48, 82, 81, 133, 154, 169 und früher memorirte wiederholt. Mit den Zöglingen der Ober-Prima wurde auch noch eine Wiederholung der Lehre von den Wundern und Gleichnissen Jesu Christi, von dem Kirchenjahre, des Lebens Abrahams, des Lebens Davids und der Prophetie des alten Bundes vorgenommen." — In Secunda liefs Ref. beim Religionsunterricht die Schüler alle Vierteljahre einen schriftlichen Aufsatz anfertigen, den er corrigirte. — Zur Feier des Hahn-Ottoschen Prämial-Redeactus am 5. Juli 1861 hatte Prorector Dr. **Schmidt** durch ein Programm eingeladen, welches die von ihm am 22. März zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs gehaltene Rede über das Thema: „Heil unserem Könige von Gottes Gnaden!" enthält. — Zahl der Zöglinge in 7 Klassen: 339. Zu Mich. 1861 wurden 5, zu Ostern 1862 19 Abiturienten mit dem Zeugnisse der Reife entlassen. — Der Anstalt sind 2 Legate im Laufe des Schuljahres zugeflossen. [1])

Themata für die Abiturienten-Arbeiten.

A. Themata zu den freien deutschen Aufsätzen.

Breslau. 1) **Gymn. zu St. Elisabet.** Mich. 1861: Was räth uns der schlesische Dichter Logau in seinem Epigramm: Der sei Dir nicht erkiest, Der Freund ihm selbst nur ist; Wer Freund ihm selbst nicht ist, Der sei Dir nicht erkiest. —? Ostern 1862: Der Ausspruch Quintilians: „*Pectus est quod disertos facit*" soll beurtheilt werden. 2) **Gymn. zu St. Maria Magdalena.** Mich. 1861: Wie weit erstreckt sich die Giltigkeit des Sprüchworts: *De mortuis nil nisi bene?*

---

[1]) Der Universität Breslau gratulirte zu ihrem 50jährigen Jubiläum im Namen der Anstalt der Director durch eine lateinisch geschriebene Abhandlung über Gegenstände aus dem Gebiet der römischen Literatur.

Ostern 1862: Warum sollen wir ein Leben voll Arbeit als eine Wohlthat und nicht als eine Last betrachten? 3) Friedrichs-Gymn. Mich. 1861: Es ist nachzuweisen, dafs alles Grofse in der Geschichte in der Regel von Einzelnen ausgeht, und dafs bei aller Tüchtigkeit der Glieder doch nur im Haupt die Seele wohnt. Ostern 1862: „Entzwei' und gebiete!" — Tüchtig Wort. „Verein' und lenke!" — Bess'rer Hort. (Goethe.) Brieg. Mich. 1861: Erklärung und Anwendung des Sprichworts: „Rom ist nicht in einem Tage erbaut". Ostern 1862: In wie fern ist der Mensch Schöpfer seines Glücks? Grofs-Glogau. Mich. 1861: Nur wer das Leben ernst anschaut, dem wird es heiter lächeln. Ostern 1862: Unter welchen Bedingungen hat das Streben nach irdischen Dingen eine sittliche Berechtigung? Görlitz. Mich. 1861: Hat Schiller Recht, wenn er sagt: „Den Menschen macht sein Wille grofs und klein"? (Wallensteins Tod IV, 8). Ostern 1862: Hat Horatius Recht, wenn er sagt: *Quid sit futurum cras, fuge quaerere?* Hirschberg. *vacat.* Lauban. Ostern 1862: Warum sollen wir ein Leben voll Arbeit als eine Wohlthat, nicht als eine Last ansehen? Liegnitz. 1) Gymn. Ostern 1862: Welche beherzigenswerthen Mahnungen liegen in dem Sprichwort: „Jedermanns Gesell ist Niemandes Freund"? 2) Königl. Ritter-Ak. Mich. 1861: Nimmer Gedeih'n bringt Vielherrschaft, nur Einer sei Herrscher. Ostern 1862: Ueber den Ausspruch des Herakleitos: *Πόλεμος πατὴρ πάντων.* Oels. Mich. 1861: Warum urtheilt die Nachwelt über grofse Männer gerechter als die Zeitgenossen? Ostern 1862: Wer hat gerechten Anspruch auf den Namen eines Gebildeten? Ratibor. Mich. 1861: Wer die Wahrheit sucht, darf nicht die Stimmen zählen. Ostern 1862: Welcher Vortheile versichert sich der Dichter, der seinen Stoff aus der vaterländischen Sage oder Geschichte nimmt? Schweidnitz. Mich. 1861: Der Wetteifer von Seiten seiner Ursachen, seiner Sittlichkeit und seiner Wirkungen betrachtet. Ostern 1862: Wodurch werden grofse und glücklich überstandene Gefahren die gröfsten Wohlthaten für die Völker?

B. Themata zu den freien lateinischen Aufsätzen.

Breslau. 1) Gymn. zu St. Elisabet. Mich. 1861: *Alexander M. quid Philippo patri debuerit.* Ostern 1862: *Unius viri (Themistoclis) prudentia Graecia liberata est Europaeque succubuit Asia.* 2) Gymn. zu St. M. Magd. Mich. 1861: *Non minorem laudem rebus domesticis quam bellicis parari exemplis nonnullis ostendatur.* Ostern 1862: *Invidiam gloriae esse comitem exemplis nonnullis ex historia Graeca petitis illustretur.* 3) Friedrichs-Gymn. Mich. 1861: *Quae res Graecorum libertatis interitum acceleraverint.* Ostern 1862: *Augusti erga populorum Romanorum merita num tanta fuerint, quanta vulgo feruntur, quaeritur.* Brieg. Mich. 1861: *Ingratae patriae injurias quomodo ferre bonos cives deceat, exemplis ex Graecorum et Romanorum historia petitis demonstretur.* Ostern 1862: *In adversa fortuna virtutem maxime enitere exemplis probetur.* Grofs-Glogau. Mich. 1861: *Quinam viri Romanae civitatis conditores dicantur?* Ostern 1862: *Exponatur de belli Peloponnesiaci causis et origine.* Görlitz. Mich. 1861: *Commendatio modestiae e primis Iliadis libris petita.* Ostern 1862: *Hannibalem quid videatur prohibuisse quo minus opportunitate data ad Romam oppugnandam duceret exercitum.* Hirschberg. *vacat.* Lauban. Ostern 1862: *Ciceronis vita inconstantiae omnium rerum testis et imago.* Liegnitz. 1) Gymn. Ostern 1862: *Cur Caesaris caedes vituperanda sit, demonstretur.* 2) Königl. Rit-

ter-Ak. Mich. 1861: *Res publica romana quibus virtutibus floruerit, quibus vitiis conciderit, quaeritur.* Ostern 1862: *Cum C. Caesare M. Antonium conferri posse, ceteris vero rebus nullo modo comparandum esse num Cicero recte dicit?* Oels. Mich. 1861: *Populis plerisque quid acciderit, quum coepere virtutem post nummos habere.* Ostern 1862: *Saepe in unius viri virtute salutem civitatis consistere.* Ratibor. Mich. 1861: *Nimiam fiduciam magnae calamitati solere esse et rationibus et exemplis demonstretur.* Ostern 1862: *Saepe in unius viri virtute salus civitatis consistit.* Schweidnitz. Mich. 1861: *Demonstretur M. Tullii Ciceronis vitam inconstantiae rerum omnium testem et imaginem esse.* Ostern 1862: *Quibus rebus factum sit, ut Cn. Pompejus Magnus a C. Julio Caesare vinceretur.*

B. Realschulen.

a) Erster Ordnung.

Breslau. 1) Realschule am Zwinger. (Städtisches Patr.) Abhandl. vom Director Dr. L. A. Kletke: Mittheilungen aus der Geschichte der Realschule am Zwinger zu Breslau bis zum Jahre 1860 einschliefslich (S. I—XXXVI). Schulnachrichten gleichfalls vom Director zusammengestellt (S. 1—16). Am 15. Octbr. 1861 waren 25 Jahre verflossen, seitdem die Anstalt eröffnet und der jetzige Director (früher ordentl. Lehrer am Gymnas.) in sein Amt eingeführt worden war. Mit dem Director feierten an dem gedachten Tage noch die Herren Oberl. Müller und Reiche, Lehrer Gnerlich und Jäger und Musikdir. Siegert ihre 25jähr. Wirksamkeit an der Anstalt. Die Feier des Tages bewegte sich in dem engeren Kreise der Schule. In der Festrede, die der Director in der Aula hielt, verbreitete sich derselbe über die Entstehung und die Entwickelung der Anstalt in dem angegebenen Zeitraume. An der Festlichkeit betheiligten sich die gegenwärtigen und die früheren Curatoren. Im Laufe des Tages empfing der Director die Glückwünsche der Lehrercollegien anderer Anstalten. Das Festcomité früherer Zöglinge der Realschule überreichte dem Jubilar ein werthvolles Geschenk. Für die Mittheilung der geschichtlichen Abhandlung sind wir Hrn. Director Kletke sehr dankbar. Wegen Beschränktheit des Raumes hebt Ref. nur einige Notizen hervor. Am 22. Jan. 1816 schrieb der damalige Pastor zu St. Bernhardin und Probst zum heil. Geist in Breslau, Herr Gottlieb Ludwig Rahn, an den Magistrat der Stadt: „Von dem Wunsche beseelt, die erfreuliche Friedensfeier für meine geliebte Vaterstadt wo möglich in einen bleibenden Segen zu verwandeln, dessen sich auch einst die Nachkommen erfreuen möchten, ergriff mich die Idee, irgend eine fromme Stiftung als ein immerwährendes Friedens-Denkmal in Vorschlag zu bringen.“ Als ein solches erschien ihm die Stiftung einer eigentlichen Bürgerschule nach dem Muster der Leipziger. Dieser Gedanke fand bei den Stadtbehörden Anklang. Als erste Dotation bewilligte die Stadtverordneten-Versammlung 1000 Thlr. Cour. Rahn schenkte bei seinem Ausscheiden aus der gedachten Versammlung unter dem 2. Oct. 1816 eine Obligation von 500 Thlrn. Eine Menge freiwillige Beiträge wurden gesammelt, und am 1. Nov. 1817 der Grundstein gelegt. Die Pergamentrolle, welche im Grundstein in einer Kapsel geborgen ist, enthält folgende Inschrift: „Zum Gedächtnifs der dritten Säcularfeier der durch Dr. Martin Luther bewirkten Kirchen-Reformation gründete — durch den dermaligen Probst zum Heiligen Geiste

Herrn Gottlieb Ludwig Rahn veranlafst — am 1. November des Jahres 1817 diese Bürgerschule für die Jugend aller christlichen Confessionen hiesiger Stadt die für die Segnungen der Reformation Gott dankbare Stadtgemeinde zu Breslau. — Zu selbiger Zeit regierte Se. Königl. Majestät von Preufsen Friedrich Wilhelm III." etc. Der Bau ward in den Jahren 1823—1825 ausgeführt. Das Realschulgebäude diente 9 Jahre (1826—1835) den Zwecken des Gymnasiums. Pfingsten des Jahres 1835 wurde das Gebäude wieder geräumt und am 15. Octbr. 1836, nachdem unterdefs ein Schulfonds gebildet war, die Realschule mit den 4 unteren Klassen eröffnet und zum Director der bisherige College des Gymn. zu St. Elisabet L. A. Kletke berufen. — Die Anstalt zählt jetzt 14 Klassen, indem jede Klasse in a u. b, III a und IV a noch in Klasse 1 u. 2 getheilt sind. Die Anstalt wird jetzt von mehr als 700 Zöglingen besucht. Im Ganzen sind seit Eröffnung der Anstalt bis Ende des Jahres 1860 aufgenommen 4138. Davon haben 617 Prima besucht, und 220 haben die Anstalt mit dem Zeugnifs der Reife verlassen. — An dem Universitäts-Jubiläum hat sich die Anstalt durch Ueberreichung einer vom Lector Dr. Ottomar Behnsch verfafsten Jubelschrift „Das bildliche Geschlecht der englischen Hauptwörter" betheiligt; an dem 300jähr. Jubiläum des Elisabet-Gymnasii durch eine Glückwunsch-Adresse des Lehrercollegiums, welche der Director Kletke persönlich überreichte. Das Elisabetanum, an dem derselbe früher als Lehrer 7½ Jahr segensreich gewirkt, hatte ihm zu seinem silbernen Directorats-Jubiläum ein Gratulationsschreiben durch die Stadtpost zugesendet.

2) Realschule zum heiligen Geist. (Städtisches Patr.) Abh. vom Oberl. Dr. Friese: Die Kosmologie des C. Plinius Secundus. I. Abtheil. (S. 1—44) mit 2 Figurentafeln. Der Verf. sagt am Ende seiner Abhandlung (S. 44): „Blicken wir zurück auf die Resultate obiger Untersuchung, in der die wesentlich zum Verständnifs der Darstellung der Kosmologie des Plinius nöthigen Sätze vollständig angeführt und besprochen sind, und nur das 7. Capitel, welches von den Göttern handelt, ganz ausgelassen ist, so ergiebt sich, dafs nach dem sehr erhabenen Exordium über die Unendlichkeit des Weltalls und über die Einheit des göttlichen Wesens das Nachfolgende im Ganzen wenig geeignet ist, von dem eine Uebersicht zu geben, was bereits von den Griechen in dieser Wissenschaft geleistet war; denn es werden theils Vorstellungen festgehalten, die sich in keine Uebereinstimmung mit anderen von unserem Autor selbst aufgestellten Sätzen bringen lassen (wie die aus den unendlich weiten Fixsternen herabfallenden Samen), theils so viele widersprechende Annahmen gewagt, dafs es schwer hält, ein sicheres Resultat zu gewinnen (wie über die Grenzen der Luft), ja selbst, was durch mathematische Untersuchung sich eine gewisse Anerkennung erworben hatte (wie die Bewegung der Planeten), wird unklar vorgebracht, und man wird oft unwillkürlich an jenes treffende Wort Humboldts erinnert: „Die Naturphilosophen des Alterthums waren der gröfseren Zahl nach wenig zum Beobachten geneigt, aber lehrreich und unerschöpflich in der vielfältigsten Deutung des Halb-Wahrgenommenen". — Schulnachrichten vom Director Kämp (S. 45—66). Das Lehrercollegium bekundete seine Theilnahme an der 50jähr. Jubelfeier der Universität Breslau durch Ueberreichung einer vom Oberl. Dr. Reimann verfafsten Jubelschrift: „Washington als Präsident". Auch am 50jähr. Bestehen des kathol. Gymnasiums zu Matthias, an der silbernen Directorats-Jubelfeier des Director Dr. Kletke, an der 300jähr. Jubelfeier des Elisabetanums bezeugte die Anstalt ihre Theilnahme. „Die Klassen von Tertia abwärts

bis Sexta sind doppelt, doch die Cötus einander nicht unter-, sondern nebengeordnet, und zwar so, dafs an Ostern nur aus dem einen Cötus, der dann mit A oder Ober- bezeichnet wird, in die Ober-Klasse versetzt werden kann, an Mich. aus dem andern, und dafs mithin beim Durchlaufen dieser zwei Cötus jeder Schüler einen einjährigen Cursus durchmachen mufs.“ Zahl der Zöglinge am Ende des Schuljahres in den 10 Klassen der Realschule: 517, in den 3 Vorbereitungsklassen: 221. Abiturienten hat die Anstalt in diesem Jahre nicht entlassen.

Görlitz. (Städtisches Patr.) Das Programm ist am Ende des Schuljahres zu Mich. 1861 ausgegeben. Mathem. Abhandl. des Oberl. Dr. Maywald: „Das regulaire 34- und 514-Eck“ (S. 3—19). Schulnachrichten vom Director Prof. Dr. Kaumann. Zahl der Schüler in 10 Klassen (III, IV, V und VI sind in A und B getheilt): 341, in den beiden Klassen der Vorschule: 102.

Grünberg. (Städtisches Patr.) Abh. des Realschullehrer Hefs: „Aus dem Leben des Kaisers Augustus“. Eine psychologische Skizze. (S. 1—37.) Schulnachrichten vom Director Dr. E. Brandt (S. 37—46). Was die Lehrverfassung anbelangt, so wurden beim Unterricht in der Muttersprache in I einige Abschnitte der Nibelungen, Gudrun und einiger Gedichte Walthers von der Vogelweide gelesen; der Berichterstatter sagt nicht, ob in der Ursprache oder in der Uebersetzung. Die latein. Lectüre in I beschäftigte sich in 3 Stunden wöchentl. mit Livius lib. 22, c. 54 bis Ende und lib. 23, mit Vergil (Aen.) lib. XII u. I, mit einzelnen Oden des Horaz und einigen Abschnitten der Germania des Tacitus. Bei einer so geringen Stundenzahl die Schüler in 4 verschiedene Autoren einzuführen, dünkt dem Ref. zu viel; es wäre an der Lectüre des Livius und Vergilius vollkommen genug. Ebenso ist das Geschichtspensum für Secunda ein zu grofses: „die altasiatischen und altafrikanischen Völker; chronologische Uebersicht der alten und mittleren Geschichte“. Durch so allgemeine Uebersichten wird ein wirkliches Wissen in der Geschichte nicht erzielt.

b) Zweiter Ordnung.

Landeshut. (Städtisches Patronat.) Das Programm dieser Anstalt, welche Mich. ihren jährlichen Cursus abschliefst, ist zur Feier des Andenkens an die Wohlthäter der Schule und an das 25jährige Bestehen der Realschule am 8. Novbr. 1861 ausgegeben worden. Es enthält aus der Feder des Director Dr. Kayser: *A*. Geschichte der Schulstiftungen. Fünfte Fortsetzung (S. 3—17). *B*. Schulnachrichten (S. 18—36). Auf S. 37 folgt die Ordnung des Festactus. — Die Vermächtnisse, welche im Laufe der Zeit der Schule zugewendet worden sind, betragen 32558 Thlr. 25 Sgr. Ungeachtet dieselben nicht unbedeutend zu nennen sind, so ist die Anstalt doch von sämmtlichen preufsischen Realschulen die am dürftigsten ausgestattete, weil die Landeshuter Commune ziemlich mittellos ist. Das Curatorium der Anstalt hatte unter dem 21. Januar 1861 die Königl. Regierung ersucht, bei dem Cultusminister Herrn v. Bethmann-Hollweg zu erwirken, dafs die Schule in den Rang einer Realschule I. Ordnung erhoben würde, und unter dem 24. Februar ein Immediatgesuch in dieser Angelegenheit an Se. Excellenz gesandt. Wiewohl anerkannt wurde, dafs es den ungemeinen persönlichen Anstrengungen des Rector Dr. Kayser gelungen sei, an Schülern der ersten Klasse befriedigende Erfolge zu erreichen, so mufste doch der in den wichtigsten Beziehungen ungenügende Bestand der Schule der Gewährung dieser Bitte ein Hinder-

nifs sein. Der Cultusminister hatte der Anstalt einen Staatszuschufs von 900 Thlrn. erwirken wollen, die betreffenden Verhandlungen haben aber zu des Ministers Bedauern den erwünschten Erfolg nicht gehabt. Inzwischen hat die Commune zunächst für das Jahr 1861 der Schule einen Zuschufs von 500 Thlrn. jährlich zugewendet — es steht zu hoffen, dafs dieser Zuschufs bleibend sein werde — und sich anheischig gemacht, auch für die Deckung eines Gehalts von 250 Thlrn. zur Besoldung eines Hülfslehrers an der Realschule Sorge zu tragen, so weit dieser Gehalt nicht durch die Mehreinnahme an Schulgeld gedeckt sei. An diese Bewilligungen wurde die Bedingung geknüpft, dafs dem Magistrat, der seit einer langen Reihe von Jahren für den Unterhalt der Schule allein aufgekommen war, auch das Patronatsrecht für die Schulanstalten, welche bisher von dem evangelischen Presbyterium und von der Schul-Deputation ausgeübt worden war, zugesprochen wurde. Die hierüber entstandenen Differenzen wurden in den Sitzungen der städtischen Behörden vom 26. und 27. Novbr. 1860, zu deren Leitung der Schulrath Stolzenburg von der Königl. Regierung beauftragt worden war, dahin ausgeglichen, dafs 1) das Patronatsrecht über beide Schulanstalten von dem evangelischen Presbyterium (in seinen städtischen Mitgliedern) und von dem Magistrat (in seinen evangelischen Mitgliedern) unter dem Namen „evangelisches Schulcollegium" gemeinschaftlich ausgeübt werden solle; 2) dafs das Curatorium der Realschule und die Schuldeputation für die Elementarschule lediglich als vorberathende Instanz aus der Patronatsberechtigung ausscheide; 3) dafs die Communalvertretung dagegen den vorläufig auf ein Jahr bewilligten Zuschufs von 500 Thlrn. dauernd gewähre und ebenso 4) das oben besprochene Gehalt von 250 Thlrn. für den anzustellenden Hülfslehrer aus Communalmitteln dauernd vertrete, so weit dasselbe nicht aus Ueberschüssen von Schulgeld gedeckt werden könne. — Nach wie vor sind übrigens die Lehrer mit Stunden sehr belastet, und die Stellen sind kärglich dotirt.

Schweidnitz. Julius Schmidt.

II.

Das Gefühlsleben. Dargestellt aus praktischen Gesichtspunkten, nebst einer kritischen Einleitung von Dr. Joseph W. Nahlowsky. Leipzig 1862 bei Louis Pernitzsch.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat sich die Aufgabe gesetzt, das Gefühlsleben, welches ihm bisher zu kärglich von den Psychologen behandelt scheint, monographisch mit voller Fafslichkeit, annähernder Vollständigkeit und streng wissenschaftlicher Eintheilung darzustellen; seinen Standpunkt bezeichnet er als den realistischen Herbarts; nutzbar wünscht er sein Buch mehreren Klassen von Lesern, dem philosophischen Fachmann, dem gebildeten Laien, auch den gereifteren Schülern. Dem in

zwei Büchern abgehandelten Stoff ist eine Einleitung vorausgeschickt, bestimmt, eine feste Grenzscheide aufzurichten in der wissenschaftlichen Sprache zwischen den Wörtern Empfindung und Gefühl; alle Zustände, welche auf der bloßen Perception organischer Reize beruhen, sollen Empfindungen, alle Zustände dagegen, die keineswegs unmittelbar Produkt von Nervenreizen, sondern vielmehr Resultat von gleichzeitig im Bewußtsein zusammentreffenden Vorstellungen sind, Gefühle genannt werden. — Das erste Buch handelt vom Gefühlsleben im Allgemeinen; wie bei Herbart, so sind bei dem Verfasser die wirkenden Kräfte der Seele die Vorstellungen; Gefühle und Strebungen sind besondere Modificationen, die sich mit den Vorstellungen bei ihrem Zusammentreffen im Bewußtsein ereignen. Wenn auch eine Gliederung der Seelenthätigkeiten behufs der näheren Analyse vorgenommen wird, so darf man doch keineswegs deren innere Beziehung aus den Augen verlieren. Weiter wird von den Gefühlen ausgesagt, daß sie mehr subjektive Zustände seien, daß es weniger auf das Objektive, auf den Inhalt dessen, was vorgestellt werde, als vielmehr darauf ankomme, wie die im Bewußtsein sich begegnenden Vorstellungen auf den momentanen Gesammtzustand des vorstellenden Subjekts zurückwirken. Nachdem noch mehrere Lehnsätze aus der speculativen Psychologie Herbarts verwendet sind, wird als begriffsmäßige Bestimmung des Gefühls gewonnen, es sei das unmittelbare Innewerden der Hemmung oder Förderung unter den eben im Bewußtsein vorhandenen Vorstellungen oder, da die Vorstellungen sich als die eigentlich in der Seele wirkenden Kräfte darstellen und für die Seele jede Hemmung und jede Förderung unter den Vorstellungen zugleich zur Hemmung oder Förderung ihrer eignen Lebensthätigkeit wird, so kann für diese Bestimmung auch die andere gesetzt werden: Gefühl ist das unmittelbare Bewußtsein von der momentanen Steigerung oder Herabstimmung der eignen psychischen Thätigkeit. Zu Eintheilungsgründen der Gefühle werden gewählt ihr Ton und ihr Ursprung; wonach sie auf der einen Seite in Gefühle der Lust und Unlust zerfallen, auf der anderen Seite in solche, welche durch die bloße Form des Vorstellungsverlaufs bedingt sind und an keiner bestimmten Qualität haften, und in solche, welche durch den Vorstellungsinhalt bedingt sind. Die formellen, oder, wie der Verfasser genauer hätte sagen müssen, die bloß formellen Gefühle werden ferner unterschieden in die allgemeinen, mehr elementaren, und in die besonderen, mehr komplicirten. Zu jenen rechnet der Verfasser die Gefühle der Beklemmung und Erleichterung, des Gelingens und Mißlingens, des Vermissens, Suchens, Findens; der Klarheit und Verworrenheit; der Harmonie und des Kontrastes; des Kraftüberschusses und des Kraftmangels. Zu den besonderen (bloß) formellen Gefühlen zählen: die Erwartung, die Hoffnung, die Besorgniß, die Ueberraschung, der Zweifel, die Langeweile, die Unterhaltung (Erholung). Bei den qualitativen Gefühlen wird die alte Eintheilung in niedere oder sinnliche und höhere oder ideelle aufgenommen:

unter den sinnlichen nehmen nach dem Verfasser eine wichtige Stelle ein die subjectiven Wirkungen der Farben und Töne; die ideellen umfassen die intellektuellen, die (im engeren Sinne) ästhetischen, die moralischen und die religiösen. Noch wird im ersten Buche von den gemischten Gefühlen geredet, welche gleichbedeutend sind nach dem Verfasser mit den Gefühlsoscillationen, Gefühlswechseln oder auch Gefühlskontrasten, welche so schnell vorübergehen, dafs das Successive daran den Schein der Gleichzeitigkeit gewinnt. Zum Schlusse des ersten Buches wird ausführlicher erwogen, wie die Gemüthszustände wesentlich mitbedingt sind durch die ursprüngliche Einrichtung und die fortwährenden wechselnden Zustände des Leibes, und in welchen Beziehungen allen das Gefühl zu den übrigen Seelenthätigkeiten steht. — In dem bei Weitem das erste an Umfang übertreffenden zweiten Buche werden nach der entworfenen Eintheilung die einzelnen Gefühle ausführlich nach ihren Eigenthümlichkeiten, Unterschieden und Veranlassungen beschrieben; im Texte mehr abstrakt, zuweilen nach Herbarts Art mit Bezeichnung der Vorstellungen durch Buchstaben, in den Anmerkungen sind konkrete Erläuterungen, meist aus Shakespeare, beigefügt. — Einzelne Gemüthszustände sind in einen Anhang verwiesen, weil sie sich in dem Bau des Ganzen nirgends passend genug unterbringen lassen: so die sympathetischen Gefühle, weil sie zu beiden, zu den niederen und höheren, qualitativen Gefühlen zugleich gehören; die Liebe, weil sie als Geschlechtsliebe auf somatischer Grundlage beruhe und überhaupt mit einem Begehren komplicirt ist; endlich die gleichmäfsige Temperatur des Seelenlebens oder die Gemüthsstimmung, und als vorübergehende Abweichung von derselben unter dem Einflufs der organischen Wirkungen der Affect.

Das Buch, dessen Inhalt wir in dieser Skizze kurz umschrieben haben, ist zum gröfsten Theil hervorgewachsen aus einer reichen Belesenheit in Herbart und in den mehr oder minder sich an diesen Philosophen anschliefsenden Darstellungen psychologischer Phänomene; trotzdem dafs den Kundigeren daher viel Bekanntes aufstofsen wird, so empfiehlt sich das Buch doch, je weiter man fortliest, durch die ihm eigenthümliche nicht gewöhnliche Fafslichkeit und angenehme Ausführlichkeit der Darstellung; von dieser Seite können wir es nur loben. Um so mehr Bedenken erheben sich von Seiten einer streng wissenschaftlichen Betrachtung, welcher das Buch durch den auf dem Titel angegebenen praktischen Gesichtspunkt nicht sich entziehen darf, da es überall wissenschaftlich sein will und der Verfasser wohl selber den praktischen Gesichtspunkt ausschliefslich in die Exemplifikationen der Anmerkungen gesetzt hat. Vor Allem können wir es nicht als einen glücklichen Gedanken bezeichnen, innerhalb einer Herbartischen Auffassung des Seelenlebens das Gefühl monographisch abzuhandeln; es wird dadurch aus seinem natürlichen Boden herausgerissen und mit einer Art Selbständigkeit ausgestattet, die es im strengen System nicht hat. Denn nach diesem sind Begehren und Fühlen Verhältnisse von Vorstellungen; das Be-

gehren ist das Hervortreten einer Vorstellung, die sich gegen Hindernisse aufarbeitet; gehemmte Vorstellungen sind Gefühle der Unlust, freiwerdende der Lust. Es leuchtet ein, wie misslich das Unternehmen ist, Fühlen oder Streben aus der ganzen grofsen Lehre von den Vorstellungen, in deren Verschlingungen beide ihre Wurzeln haben, herauszuheben und für sich abzuhandeln. Sodann geht es nimmermehr an, die Herbartischen psychologischen Grundlehren einfach, wie ausgemachte Sätze der Wissenschaft, hinzustellen und von ihnen aus weiter zu rechnen; die Beweise Herbarts, dafs Fühlen und Begehren nichts seien als blofse Verhältnisse von Vorstellungen, dafs das, was er gehemmte und geförderte Vorstellungen nennt, ohne Weiteres mit dem zusammenfalle, was ein jeder in sich als Gefühl der Unlust und Lust findet, sind wenig überzeugend; um diese Lehre anzunehmen, mufs man vorher Herbarts ganze Metaphysik zu der seinigen gemacht haben; wir lassen es dahin gestellt, ob es einem Menschen gelungen sei, diesen künstlichen Entwurf so künstlich in sich nachzuerzeugen, dafs er mit dem des Meisters derselbe blieb. Gegen die Psychologie Herbarts, abgesehen von ihren innersten Keimen, welche in der Metaphysik zu suchen sind, hat man selbst mitten aus einem vielfach von Herbart veranlafsten philosophischen Denken zu wiederholten Malen eingewandt, dafs Wahrnehmung gehemmter oder geförderter Vorstellungen wohl denkbar sei als blofse Vorstellung, die noch nichts von Gefühl an sich habe. Auch will es uns scheinen, dafs es dem Verfasser nicht gelungen ist, ganz in Herbart zu bleiben. Die zwei Definitionen des Gefühls, die oben angeführt wurden, sind nicht dieselben: die erste kann streng nach Herbart verstanden werden, die zweite, wenn wir vollends hinzunehmen, was vorher vom Verhältnifs der Vorstellungen im Acte des Gefühls zum momentanen Gesammtzustand des Bewufstseins gesagt ist, ist mehr im Lotze'schen Sinne gedacht, welcher bekanntlich von dem Herbarts sehr verschieden ist. Wir haben uns aus keiner der einzelnen Ausführungen überzeugen können, dafs das Verhältnifs der Vorstellungen zu den Vorstellungen (nach Herbart'schem Begriffe blofse Bilder des Seins) das Gefühl macht, sondern die Beziehung, welche das Vorgestellte zu unserem übrigen Dasein hat, wie es das fördert oder hemmt, erzeugt die Lust und Unlust. Man nehme S. 96 die Definition und Construktion der Erwartung; sie ist „die Vorwegnahme eines zukünftigen Erfolgs durch die demselben voraneilenden Reproduktionen. Der Erwartende denkt entweder, weil die Reihe B mit der Reihe A einen gleichen Anfang hat, so wird sie muthmafslich auch einen gleichen Ausgang nehmen, oder er anticipirt: zwei Dinge, die sich in gewissen Merkmalen, die wir bereits kennen, gleich sind, werden es auch in den noch zu ermittelnden sein"; und nun wird die Reihenentwicklung beschrieben. Hiernach scheint eine Art blofs logischen Fortschrittes von Vorstellung zu Vorstellung die Erwartung zu sein, in welcher, wenn sie so angesetzt wird, die sie auszeichnende Spannung nicht enthalten ist, sondern von aufsen hinzugethan wird;

wie ganz anders wird S. 101 in der Anmerkung, welche ein Beispiel zur Erwartung aus Romeo und Julie aufstellt, das persönliche Interesse, d. h. wie viel uns an dem Erwarteten für unser oder Anderer Dasein und Wohlsein liegt, herausgekehrt. — Bei der Darstellung der ideellen Gefühle gelingt es dem Verfasser wiederum nicht, dem Herbartschen Gedanken treu zu bleiben; das Gefühl wird da mit der dunkeln, unklaren Vorstellung gleichgesetzt, ähnlich wie Schopenhauer alles, was nicht Begriff ist, Gefühl nennt, so dafs es nicht mehr zwischen Vorstellungen als ihr Verhältnifs bleibt, sondern zu einem Etwas des Vorgestellten selbst, zu einem logischen Grade der Vorstellung wird. Ueberhaupt hat sich Nahlowsky in diesem Theil seiner Schrift, und zum Theil mit deutlichem Bewufstsein, von Herbart getrennt; nicht das blofse Verhältnifs der Formen macht ihm das Kunstwerk, er verlangt zur Vielheit der Formverhältnisse eine belebende Seele, eine Grundidee oder wenigstens einen leitenden Gedanken. Ebenso fallen die Gedanken, an welche Nahlowsky die religiösen Gefühle angeknüpft hat, als Gedanken meist aufserhalb des Systems; auf eine derartige natürliche Theologie hat sich Herbart nie eingelassen. Er hat Anknüpfungspunkte für die Frömmigkeit gerne aufgezeigt; sie sind in der nicht wissenschaftlich begründeten, aber als fest und objectiv angenommenen Teleologie und von der Ethik her in der Demuth und Dankbarkeit gelegen. Aber wenn Herbart z. B. das Reich der Wesen der Substanz nach erschaffen sein läfst, so hat er hiefür in seiner Metaphysik nicht den leisesten Grund; zur Theologie als Wissenschaft führt das System von keinem Punkte aus; Gott konnte von Herbart kaum anders gedacht werden denn als ein reales Wesen, vielleicht wegen der Teleologie als *spiritus rector* der Welt, als die Monade der Monaden, ähnlich der in der Realen des Leibes herrschenden Seele; die sittlichen Ideen auf Gott anzuwenden, möchte, wie sie einmal gefafst sind, schon viel Schwierigkeit haben. Herbart ist von der Teleologie aus nicht einmal so weit gegangen; der religiöse Glaube gilt ihm als für den Gläubigen gewisser denn alle Speculation und wird als Frömmigkeit gerne angenommen; aber einen theologischen Trieb hat das System nicht. — Auch die ästhetischen Gefühle, soweit sie auf das Sittliche gehen, werden von Nahlowsky zum Unterschied von den ästhetischen Urtheilen desselben Gehalts mit einer gewissen Unklarheit behaftet gedacht; bei Herbart selbst finden wir nicht, dafs er das ästhetische sittliche Gefühl vor das ästhetische sittliche Urtheil gestellt und letzteres als ein höheres im Vergleich mit dem ersteren aufgefafst habe; nach ihm steckt das ästhetische Gefühl im ästhetischen Urtheil selber. Abweichend von Herbarts Art und mit des Verfassers natürlicher Theologie zusammenhängend ist ferner der Satz, dafs alle Sittlichkeit in der Hingabe an ein Höheres, in der Anerkennung einer übergeordneten Autorität liege. Nach strengem, reinem Herbartianismus würden die sittlichen Ideen nicht unter Gott, sondern Gott unter die sittlichen Ideen zu stehen kommen. Diese fünf Ideen selbst werden kurz

nach Herbart aufgezählt; die Vollkommenheit, welche von einem Theile der Schule aufgegeben ist, bleibt in ihrem ursprünglichen Range; die z. B. von Trendelenburg und Lotze gegen die Ideen gemachten Einwürfe werden nicht berührt. — Wir kommen zur Eintheilung der Gefühle. Herbart selbst hat es für ein unsicheres Unternehmen erklärt, ihre Arten aufzuzählen. Die Eintheilung, welche der Verfasser beliebt hat, in formelle und qualitative geht zurück auf Andeutungen des Meisters; die qualitativen sind nach dem alten *fundamentum* in die höheren und niederen gespalten. Die Subdivision der blofs formellen in allgemeine und besondere ist vag und entbehrlich; der Sinn derselben wird bei weitem deutlicher von dem Verfasser selbst mit mehr elementär und mehr complicirt ausgedrückt; die ersteren sollen aus einfacheren, die letzteren aus mehr verschlungenen Reihen bestehen. Die Nothwendigkeit dieser Eintheilung ist nicht grofs; z. B. die Art, wie die Erwartung angesetzt wird, liefse sich wohl auf Suchen und Finden zurückführen. — Dafs der Stoff sich nicht überall recht gliedern wollte und so mehrere Gefühle in einen Anhang verwiesen werden mufsten, fällt nicht angenehm auf; mit einem Streben hängen viele der unter der Haupteintheilung begriffenen Gefühle zusammen; dafs Liebe und Mitgefühl mit einem solchen innigst zusammenhängen, darf sie noch nicht aus der Reihe der übrigen ausscheiden; dafs Gemüthsstimmung und Gemüthserschütterung wesentlich auf organischer Grundlage beruhen, möchte nicht allgemein zugestanden werden; dafs sie durch den Organismus vielfach, in der Art, wie sie sichtbar werden, mitbedingt sind, hat seine Richtigkeit, schliefst aber nicht von den übrigen Gefühlen aus; manche Affecte, sittliche Entrüstung u. ä., ruhen nicht causaliter auf organischer Grundlage, sondern regen von innen den Organismus auf. Diese Bemerkung führt uns auf das Verhältnifs, welches der Verfasser überhaupt den Gefühlen zum Organismus gegeben hat; er hat an verschiedenen Stellen seines Buches viel Mühe angewandt, die Gefühle der Seele allein zu retten; in diesem Sinne ist die zu Anfang angeführte Unterscheidung zwischen Gefühl und Empfindung von ihm aufgestellt worden. Indefs mit der Erwägung, dafs in der Seele Alles geistig wird, dafs die organischen Reize in physische Zustände umgewandelt werden, ist die eigenthümliche Verschlingung und Verkettung der Seelenzustände mit den leiblichen Zuständen vielleicht logisch gelöst, aber nicht realiter, nicht für unsere fühlende Seele selber; in dieser wird der geistige Zustand fort und fort zugleich leiblich mitempfunden, nicht blofs soweit er erregt ist vom Organismus, sondern auch sofern er Erregungen im Organismus hervorbringt. Die Gefühle lassen sich am wenigsten ablösen aus unserem leiblichen Dasein; sie fluthen aus ihm heraus und fluthen in dasselbe zurück; ihre Lust und ihr Leid ist so grofs, weil sie unserem ganzen Menschen angehören. Der Sprachgebrauch ist wohl der psychologischste, und darum unwillkürlich von der Mehrzahl der Psychologen, Herbart voran, befolgt worden, welcher von Empfindungen redet, wo ein geistiger Zustand

überwiegend organisch erregt ist, oder überwiegend den Organismus erregt; dagegen von Gefühl spricht, wo der psychische Zustand weniger stark Organisches mitenthält. Je nach Verschiedenheit leiblicher Anlage oder geistiger Bildung ist in dem Einen ein Zustand als Gefühl, welcher in dem Andern als Empfindung ist; der rohe naturwüchsige Mensch hat mehr Empfindungen, der gebildete mehr Gefühle.

Soviel haben wir gegen den streng philosophischen Gehalt des Buches zu erinnern. Als Schulbuch betrachtet bietet die Arbeit manches Brauchbare für den Lehrer; sie entwickelt lange Reihen von verschlungenen Vorstellungen mit Klarheit und Verständlichkeit; ist geschickt, nach Herbarts Art die Begriffe zu unterscheiden, indem ihre Merkmale einzeln aus einader gehalten werden; selten nur verfällt der Verfasser in Künsteleien der Distinktion, wie wenn er die Imperative der Ethik (von denen, wenig gut Herbartisch, ohne Weiteres in der Ethik gesprochen wird) kategorisch, die der Aesthetik (diese im engeren Sinne genommen) hypothetisch nennt, während der Sinn ist, dafs beide kategorisch seien, die einen sich an alle, die andern sich ausschliefslich an den Künstler wenden. — Ob gereifteren Schülern das Buch mit ergiebigem Nutzen in die Hände gegeben werden kann, steht zu bezweifeln; es setzt zu viel voraus, die Lehren von den Realen, die Grundlehren der Psychologie, mannichfache physiologische Kenntnisse, die ganze Aesthetik Herbarts; die Hauptpunkte sind wohl kurz angedeutet, aber mehr als Erinnerung für den kundigen, denn als hinlänglicher Unterricht für den mit Herbarts so eigenthümlichen Lehren kaum vertrauten Leser. Auch die in den Anmerkungen analysirten Exempel zum Texte, welche wohl hauptsächlich für die Schüler eingerichtet sind, sind zu wenig aus den Alten genommen; Sophokles hätte eine reiche Ausbeute geliefert, wenn der Verfasser die von Herbart selbst hier und da besonders für das Sittliche und Religiöse in der Antigone gemachten Andeutungen ausgenutzt hätte. — Die Sprache des Buches strebt überall nach Fafslichkeit für alle Leser; die Darstellung ist lebhaft, die Farben werden gerne stark gewählt. Manches ist mit unnöthiger Anschaulichkeit ausgedrückt; dem Verfasser genügt es nicht, zu sagen: „die Liebe sucht Ergänzung“; er macht daraus: „die Liebe sucht ihr ergänzendes Segment“. Die wechselseitige Anziehung der Geschlechter wird Polarität genannt; ein Wort, welches anklingt an die Naturphilosophie und in einem Herbartischen Buche als ein fremder, unlieber Ton gehört wird. Nach dem Verfasser hat Othello's Seele, wie die Ellipse, zwei Centren, Liebe und Feldherrnruhm; — warum wählt der Verfasser nicht näher liegende Vergleichungen; warum setzt er hinzu: „wie die Ellipse“, was die Deutlichkeit nicht erhöht und von der Ellipse falsch ist?

Berlin. Baumann.

III.

Zur Sprachwissenschaft. Von Prof. H. Wedewer. Inspector der Selectenschule zu Frankfurt a. M. Freiburg 1861. 133 S. 8.

In dem schönen Vorworte (XX) hält der Verf. in Form eines historischen Ueberblicks einen begeisterten Panegyrikus auf die Fortschritte in den Sprachstudien und bedauert es schliefslich aufs Lebhafteste, dafs die Grammatik und Lexicographie trotz aller unumstöfslichen Errungenschaften der historischen und vergleichenden Sprachwissenschaft noch vielfach in dem alten Geleise wandele, unbekümmert um das Licht, welches von allen Seiten durch die neue Wissenschaft hereinbreche. Er findet den Grund theils darin, „dafs es Mühe kostet, sich das Neue, häufig in gelehrten und abstracten Werken Zerstreute anzueignen“, theils „in der Schwierigkeit, alte, seit Jahrhunderten betretene Pfade gegen neue, noch unbekannte zu vertauschen“. Der erste Grund schwindet immer mehr, seit zu den umfangreicheren Werken von Grimm, Bopp, Pott etc. in neuester Zeit ganz handliche Compendien getreten sind, wie das treffliche Compendium der vergleichenden Grammatik von Schleicher (Weimar 1861 u. 62), die vergleichende Grammatik des Griech. und Lat. von Leo Meyer (I. Bd. Berlin 1861); seit die neue Wissenschaft besondere Zeitschriften zu ihren Organen hat (vorzüglich die Kuhn'sche, Benfey's Orient und Occident etc.); seit auch in einzelnen Sonder-Grammatiken der griech., lat. [1]), deutschen, franz. und engl. Sprache die bisherigen Resultate ihre Verwerthung finden. Daher hätte der Verf. noch deutlicher die tieferen Gründe brandmarken können, als da sind die *vis inertiae*; eine vornehmthuende selbstgefällige Eitelkeit; Angst, eigene mühsame Errungenschaften wie Seifenblasen im Sonnenlichte zerplatzen zu sehen etc. Es schliefst der Verf. seine einleitende Vorbetrachtung mit den beherzigenswerthen Worten: „Was könnte schöner und lohnender sein, als frisches erquickendes Quellwasser aus dem grofsen Strom der Wissenschaft in die Auen und Gärten der Schule zu leiten, und damit den wichtigsten Zweig des Unterrichts (die classischen wie die neuern Sprachen nebst der Muttersprache) neu zu beleben und zu befruchten?“ — Hierauf bringt der Verf. 4 Abhandlungen, die alle eine geistreiche Verarbeitung eines bedeutenden, in umfassender Lectüre und durch eigenes Nachdenken gesammelten, einschlägigen Materials bieten. No. I handelt „über die Wichtigkeit und Bedeutung der Sprache für das tiefere Verständnifs des Volkscharacters, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Sprache“; No. II „über Buffon's

---

[1]) Am schwächsten noch im Lateinischen: Grammatik von Vaniček, Lat. Lernbuch von Lattmann.

Ausspruch „*Le style est l'homme même*“ oder über die Bedeutung des Styles für die Characteristik der Völker und Einzelnen, mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Styles“, und gelangt zu dem Gesammtergebnisse, dafs „im Style von den kleinsten Einheitsformen bis zu den gröfsten, von den Worten bis zu den Stylgattungen sich überall der Geist und Character der Individuen und Völker auf das schärfste und bestimmteste ausprägt; dafs bei den Griechen Schönheit und Harmonie, bei den Römern männliche Kraft und Bestimmtheit, bei den Deutschen endlich tiefe Innerlichkeit und ein durchdringender Wahrheitssinn die hervorstechenden characteristischen Züge, wie all ihrer Lebensäufserungen, so auch ihres Styles bilden“. No. III handelt „über die Bedeutung der Raumanschauung auf dem Gebiete der Sprache“. Das Ergebnifs wird kurz dahin zusammengefafst: „Die Raumanschauung erstreckt ihren Einflufs über einen bedeutenden Theil des Sprachgebiets. Nicht nur liegt sie den meisten Formwörtern, unter anderen den sämmtlichen Pronominibus, vielen Adverbien der Zeit, der Qualität und Quantität, den eigentlichen Präpositionen und Conjunctionen zu Grunde, sondern auch die Casusformen der Substantiva und die Personalendungen der Verba sind. und zwar die ersteren direct, die letzteren indirect (vermittelst der Pronominalstämme), von der Raumanschauung herzuleiten. Ueberdiefs werden die zur Bezeichnung der Raumanschauung dienenden Formwörter zur Bildung sinnlicher Analoga (Gegenbilder) und zur Bezeichnung der räumlichen Richtungen (woher und wohin) nicht sinnlicher Thätigkeiten, die in der Sprache wol mehr oder weniger wie räumliche Bewegungen gedacht werden, verwandt.“ No. IV „über die Bedeutung der Zeitanschauung auf dem Gebiete der Sprache“ gelangt zu folgendem Ergebnisse: „Die Zeitanschauung, obwohl sie als abstractere und weniger in die Sinne fallende Anschauungsform der Raumanschauung an Einflufs auf dem Gebiete der Sprache nachsteht, findet doch durch Uebertragung vielfache Anwendung auf die Denkformen der Causalität und Modalität nach den Kategorien der Wirklichkeit, Möglichkeit und Nothwendigkeit. Präpositionen und Conjunctionen, welche Zeitverhältnisse bezeichnen, werden metaphorisch zum Ausdrucke der Causalität verwandt. Ganz besonders aber werden beim Verbum die Zeitformen durch Uebertragung zur Bezeichnung der Denkformen gebraucht, und zwar mehr oder weniger in allen Sprachen, indem einige Sprachen, welche wenige oder gar keine Modi zur Bezeichnung der Denkformen entwickelt haben, nur auf die stellvertretenden Zeitformen angewiesen sind, andre, welche Modusformen besitzen, doch nebenbei auch die Zeitformen stellvertretend dafür gebrauchen.“ — Es sei uns gestattet, auf einige Einzelheiten näher einzugehen. Wenn der Verf. p. 12 sagt: „es besteht keineswegs eine eigentliche Angemessenheit zwischen dem Laute und dem, was er jedesmal in der Sprache bezeichnet“, so fragt sich, ob es nicht richtiger wäre, zu gestehen, dafs die Sprachwissenschaft zu einer klaren Erkenntnifs hierin noch nicht vorgedrungen sei. Denn

Ahnungen über einen Zusammenhang zwischen „Wurzellaut und Grundbegriff" haben verschiedene Gelehrte schon lange vor Anregung des vergleichenden Sprachstudiums aufgestellt. So im 17. Jahrh. der engl. Grammatiker Wallis; Worte, meint derselbe, welche sich auf ein *st* gründen, bezeichnen jederzeit Festigkeit und Stärke, wie das lat. *sto* etc., die engl. Wörter *stand*, *stay*, *staff*, *stamp* etc.; Worte mit anlautendem *str* bezeichnen Stärke und Kraft, wie *στρώννυμι*, im Engl. *strike, strip, strength* etc., .. *wr* etwas Schräges, Verschrobenes: *wrest, wreath, wrangle, wrack*; *sw* unmerkliche Erschütterung oder Bewegung von der Seite: *sway, swing, swerve, sweep* etc.; *sl* sanften Fall oder minder bemerkbare Bewegung: *slide, slip, sly, slit, slow, slack, sling*; — *sp*: Zerstreuung oder Ausbreitung: *spread, sprout, sprinkle, split, spill, spring* .... — Bestimmter und weniger vage ist Des Brosses († 1777) in seinem *Traité de la formation mécanique des langues* (2 voll. 1765); derselbe stellt Wurzellaute auf, die in den meisten Sprachen gleiche Grundbegriffe und Beziehungen ausdrückten; so habe *st* den Begriff des Stehens oder der Festigkeit, *fl* bezeichne den Zustand des Fliefsens, *cl* sanften Abhang, *r* heftige Bewegung, *k* das Hohle etc. Vgl. Hugh Blairs *Lectures on Rhetoric* etc. Vol. I, lect. 7. Im Deutschen hat wohl zuerst hierüber Untersuchungen angestellt Fr. C. Fulda († 1788) in seiner Preisschrift über die beiden Hauptdialecte des Deutschen (Leipzig 1773). Natürlich ist auf dieser roh empirischen Grundlage heut zu Tage nicht weiter zu kommen, und mufs die Sache anders angefafst werden. Wenn man dagegen z. B. die Urwurzel *va* (= wehen) in der Art ihrer lautlichen Hervorbringung, die gewissermafsen ein verkörpertes Wehen ist, und in ihrer Bedeutung vergleicht, so kann wohl Niemand einen Zusammenhang läugnen; und wenn W. *vak* sprechen, W. *vad* sprechen und schlafen bedeuten, so hält es schwer, hier an Zufälligkeit zu denken, zumal das Sprechen eine Art stärkeren Wehens, ein Hauchen besondrer Art ist, und auch das Schlafen unter der Vorstellung eines besonderen Wehens (Schnaufens, Schnarchens) gefafst werden kann; oder wenn Jeder bei Hervorbringung der Consonantengruppe *φλ*, *fl*, *bl* deutlichst Hauch mit Wölbung fühlt, wird es dann ein Zufall sein, dafs sich die Wörter und Begriffe *blasen (blâ-an)*, *blâsa*, — *flos*, *φλόος*, *φλοιός* etc. so und nicht anders im Anlaut gestaltet haben? Oder wenn beim Hervorbringen von *st* Jeder die gehemmte Bewegung, Stillstand, fühlt, so kann es kein Zufall sein, dafs W. *sta* = stehen bedeutet, und dafs zahllose Wörter, in denen jene Grundvorstellung zu Tage tritt, mit *st* beginnen. Wer hört nicht beim Anlaut *r* die rollende runde Bewegung heraus? wer nicht bei *sr* dieselbe, aber noch in Verbindung mit dem dem bewegten Wasser eigenthümlichen Laute? Daher W. *ῥυ*, urspr. *σρυ* (*sru*) = strömen, daher die gemeinsame Grundvorstellung bei den mit *r* einerseits, und ursprüngl. *sr* andrerseits beginnenden zahlreichen Wörtern. — Beim blofsen Ausstofsen des Lautes *da* empfinden wir das Darbieten, Entgegentragen, daher W. *da* = geben und aus-

theilen; der Laut *ta* versinnlicht für sich schon den Begriff des Hinstreckens (Hinzeigens und Dehnens), daher ist die Pronominalwurzel *ta* mit ihrer Sippschaft (*τὸν, τὴν, τοῦ* ..., *talis, tum, tam* etc., *der, die, das* ...) demonstrativer Natur, daher ist Verbalwurzel *ta* (*τα-, τεν-* vgl. *τέ-τα-μαι*) = dehnen, strecken. Genug, meines Bedünkens kann eine eigentliche Angemessenheit zwischen dem Laute und dem, was er jedesmal in der Sprache bezeichnet, keineswegs so unbedingt und allgemein in Abrede gestellt werden, wie vom Verf. und überhaupt gemeiniglich geschieht. Vielleicht geht nach etlichen Decennien auch hier mehr Licht auf. — Wenn es p. 28 nach Cantù heifst, die arabische Sprache besitze 80 Wörter um Honig, 200 um die Schlange, 500 um den Löwen und 1000 um das Schwert zu bezeichnen, so darf es wohl erlaubt sein, gegen diese fabelhaft klingenden runden Zahlen einen bescheidenen Zweifel zu hegen. — Die Ableitung des Wortes *ἄνθρωπος* von *ἀνθηρός* und *ὤψ* = der mit blühendem strahlendem Antlitze (p. 34) ist schwerlich zu billigen. Die beiden einzigen regelrechten Ableitungen sind: 1) von **ἄν-θρον* und *ὤψ*, 2) von *ἄν* (*ἀνά*) + W. *θερ* (= *ferire*) und *ὤψ*; ein *ἄν-θρον*, gebildet von W. *ἀν* (= brennen, glänzen) und Suffix *θρον* = *τρον*, wird auch wegen *ἄνθρ-αξ Kohle* zu supponiren sein und mufs bedeutet haben a) Feuer, b) Glanz. So gelangen wir gleichfalls zu dem Bgr. *glanzgesichtig*. Die zweite Ableitungsweise führt auf W. *θερ*, die ganz identisch ist mit lat. *fer-ire* (vgl. *θήρ* und *fer-us*) d. i. stofsen, richten; Abkürzung von *ἀνά* zu *ἀν* findet sich bei Homer etc. vielfach in Zusammensetzungen; wegen des Wegfalls des Stammvocals ist zu vergleichen *ἐ-γρ-ε-μάχη* (von *ἐγείρω*); so ergäbe sich: der das Antlitz empor richtende (*ἀνά* + *θερ* + *ὤψ*). Genaueres hierüber im Conitzer Progr. 1861 p. 15 f. — Dafs *Joch* ein Lehnwort aus dem Lateinischen (p. 39) sei, mufs geläugnet werden; vgl. Grimm Gesch. der deutschen Spr. (2. Aufl.) p. 286. — Hinsichtlich Xenophons Stil theilt Verf. (p. 74) die Ansicht Bernhardys, dafs derselbe nichts weniger als classisch sei: „Die Verknüpfung der Rede ist neben einer gemüthlichen Leichtigkeit des Erzählungstones zum gröfseren Theile hart, zerrissen, unbehülflich, der Gedanke oft roh und in Grundzügen gewöhnlicher Prosa hingeworfen, die Rücksicht auf Numerus und Satzbildung fast verschwunden" (Bernh.). Hinsichtlich Cicero's dagegen theilt er nicht das wegwerfende Urtheil Mundt's, der erklärt, dafs Cic. mit Unrecht und zum Schaden als einziges Vorbild guter und kunstvoller Prosa hingestellt wird: „Diese Zungendrescherei der langen und athemlosen Perioden, die aufgeblasene Eitelkeit der Rednerbühne, das Marktgeräusch stolzirender und die Zuhörer übertäubender Sätze ...., Styl der Gesinnungslosigkeit, Styl der Ostentation" etc. — S. 113 heifst es, dafs die Zeitadverbien ... *tum, tunc, olim, quando, quondam*, ... *τότε* etc. zweifelsohne von verloren gegangenen Pronominibus stammten! Allein *quondam* stammt ebenso von *quidam* wie *quom* (*quum*) von *qui*; *quando* von *qui*; *olim* von *olle*

(*ille*) d. i. *illo tempore* [1]); in *tum* τότε steckt der demonstrative Pronominalstamm *ta* (wozu τοῦ, τόν etc.). Auch über die andern daselbst genannten, hier nicht verzeichneten Adverbien bieten die Handbücher der vgl. Sprachforschung Aufschlüsse genug.

Wir zweifeln nicht, dafs diese vier gediegenen Abhandlungen des fleifsigen Verfassers, wie er im Vorworte als seinen Wunsch ausspricht, manchfache Anregung zu eifrigen Sprachstudien im Sinne der neueren historischen resp. vergleichenden Methode zu geben geeignet sind, und wünschen dem Büchlein die wohlverdiente Beachtung und Verbreitung.

[1]) Setzt man daher die Gleichung *olim* : *ille* = *quondam* : *quidam* = *aliquando* : *aliquis*, so fällt alle angebliche Schwierigkeit in der Anwendung resp. Unterscheidung der betreffenden drei Zeitadverbien weg, vorausgesetzt nur, dafs man die entsprechenden Pronomina selbst sich klar gemacht hat.

Conitz. Anton Goebel.

IV.

Cornelii Nepotis Vitae Excellentium Imperatorum. Mit einem Wörterbuche zum Schulgebrauch herausgegeben von R. M. Horstig, Oberlehrer am Gymnasium zu Stolp. Zweite verbess. Auflage. Wittenberg, Reichenbach, 1862. 8.

Die erste Ausgabe des Textes und Wörterbuches war 1853 erschienen, beide waren an mehreren Lehranstalten eingeführt worden, insbesondere hatte das Wörterbuch sich mehrfacher Empfehlung zu erfreuen gehabt. Eine in dieser Zeitschrift 1854 (Oct. p. 793 sqq.) enthaltene Anzeige erkannte die praktische Umsicht an, mit welcher dasselbe ausgeführt, und hob es als einen Vorzug vor der ähnlichen Arbeit Eichert's hervor, dafs der Verf. überall die Beschränkung auf das Wesentliche sich zum Gesetze gemacht, dafs er in den Wörtern von einfachem Gebrauch sich mit der kürzesten angemessensten Uebersetzung ohne Angabe von Belegstellen begnügt, dagegen die Wörter von umfassenderer Bedeutungssphäre möglichst übersichtlich gruppirt, sie mit der den einzelnen Modifikationen ihrer Bedeutung entsprechenden Uebersetzung und mit den nöthigen Belegstellen versehen habe. Aufser anderen beifälligen Stimmen ist auch von Seiten der im Jahre 1861 abgehaltenen Versammlung der Direktoren der pommerschen Gymnasien und Realschulen, welche mit entschiedener Majorität sich für die Benutzung guter Spezialwörterbücher auf der unteren Stufe erklärte, der vorliegenden Arbeit die verdiente Anerkennung nicht versagt worden.

Ungünstige Verhältnisse der Verlagsbuchhandlung hatten, laut Vorwort, seit neun Jahren das Erscheinen einer zweiten Auflage verhindert, die nun aus dem Verlage einer andern Buchhandlung vorliegt. Hierbei ist das Wörterbuch in der Anlage des Ganzen, die sich bewährt hatte, unverändert geblieben; eine durchgreifende Veränderung aber hat es in so fern erfahren, als manches Ueberflüssige getilgt, — wie namentlich ein ziemlicher Theil der analytischen Artikel, — anderes bisher Unvollständige vervollständigt, einzelnes Fehlerhafte verbessert ist. Mit gebührendem Dank wird der Cornel-Ausgabe von C. W. Nauck erwähnt, die für diesen Theil der Arbeit von besonderem Nutzen war und reiche Belehrung bot.

Bei Ansicht des Textes nun läfst sich nicht verkennen, dafs der Herausgeber redlich bemüht gewesen ist, was inzwischen für Kritik und Erklärung des Cornel gethan war, zu prüfen und das als gut befundene für die neue Ausgabe gewissenhaft zu benutzen. Bei dieser Revision hat er auch jetzt wieder hauptsächlich die Nipperdey'sche Ausgabe und die Schulausgabe von Dietsch zu Rathe gezogen. Wenn er bei Besorgung der älteren Ausgabe sich der Aufnahme mancher grammatischen und stilistischen Unregelmäfsigkeiten, die den Anfänger leicht verwirren können, mehr verschlossen hatte, so überwiegt dagegen in der neuen Textesbearbeitung das philologische Gewissen über das pädagogische, und es wird der diplomatischen Ueberlieferung, wo irgend möglich, Rechnung getragen. Dies zeigen Stellen wie Them. 2, 4. Paus. 1, 3, wo die höchst unbequemen Anakoluthe, die der Nipperdey'sche Text giebt, Aufnahme gefunden haben. Auf Gleichmäfsigkeit der Orthographie ist die möglichste Aufmerksamkeit verwandt worden; in Beziehung auf die Principien dabei zeigt sich der Herausgeber konservativ. Die Interpunktion dürfte eher zu reich als zu spärlich erscheinen.

Die typographische Ausstattung empfiehlt sich durch grofsen und schönen Druck und so durchgängige Korrektheit, dafs kein Druckfehler-Verzeichnifs nöthig war. Nur Them. 2, 6 darf in dem anakoluthischen längeren Satze vor *cujus de adventu* wohl kein Punkt stehen, und Eum. 4, 1 dürfen die Worte *ut facile intelligi possent inimica mente contendisse* durch kein Komma getrennt werden.

Somit möchte das wohlbewährte alte Schulbuch auch in dieser neuen Ausgabe Schülern zu empfehlen sein; in Berücksichtigung der verschiedenartigen Bedürfnisse des Schülers sind Text und Wörterbuch besonders verkäuflich, der Preis ist mäfsig im Verhältnifs zu der guten Ausstattung.

Berlin. H. T.

V.

Englisches Lesebuch aus den bedeutendsten englischen Dichtern und Prosaikern von Shakespeare bis Macaulay, mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Litteratur, erläuternden Anmerkungen und einigen Zeichen zur Erleichterung der Aussprache; nebst einer besonderen Auswahl von leichten Materialien zu Styl- und Sprachübungen. Von Dr. Bernh. Schmitz. Zweite Auflage. Berlin 1862. 8.

Dafs eine zweckmäfsig eingerichtete Chrestomathie für den französischen wie für den englischen Unterricht in den oberen Classen unserer höheren Schulen ein nicht nur nützliches, sondern sogar nothwendiges Hilfsmittel sei, wird Niemand läugnen; die vorliegende erfüllt nach unserer Ansicht im Ganzen die Bedingungen, die man an ein solches Buch stellen kann. Aus den Werken der bedeutendsten 40 Schriftsteller Englands — von Shakespeare bis Macaulay — werden uns einzelne charakteristische Partien, die jedesmal ein wenigstens relativ geschlossenes Ganzes bilden, mitgetheilt, wobei die grofsen Autoren aus der Zeit der Königin Anna, ferner die Historiker Hume, Robertson, Gibbon, Macaulay, denen sich noch der sonst selten in ein derartiges Buch aufgenommene Mahon anschliefst, dann Walter Scott, Washington Irving, Bulver und Dickens, aufserdem die berühmten Redner Pitt, Fox und Brougham naturgemäfs den meisten Raum einnehmen, andere dagegen, wie Marryat, nur spärlich bedacht sind, doch immer so, dafs das ihnen Entnommene ein kleines vollständiges Bild giebt. Mit der Auswahl der Schriftsteller sind wir im Ganzen einverstanden; der Schüler bekommt von dem sittlichen Charakter und der grofsen Mannichfaltigkeit der englischen Literatur einen Begriff, wenngleich er die tiefe, schöpferische Kraft z. B. eines Shakespeare erst aus der Lectüre eines ganzen Drama von ihm erfassen und würdigen kann. Daher ist, was auch Schmitz will, eine solche Lectüre vollständiger Werke, namentlich der vorzüglichsten Shakespeareschen Dramen, sei es neben der Chrestomathie in der Klasse, sei es als Privatstudium, unerläfslich; unser Buch aber hatte für dergleichen vollständige Stoffe um so weniger Raum, als es neben den genannten literarischen Productionen noch zweierlei bietet, was ähnliche Bücher sonst nicht zu enthalten pflegen. Zunächst nämlich giebt uns der Verfasser einen kurzen Abrifs der englischen Literatur, doch nicht im Zusammenhange und nach den verschiedenen Arten schriftstellerischer Thätigkeit zusammengestellt, sondern in einzelnen, der Zeit nach geordneten Biographien, bei denen das Leben der Autoren und ihre Hauptwerke, sowie ihr Einflufs auf

die Zeitgenossen kurz skizzirt werden. Ein ästhetisches Urtheil über die Schriftsteller wird nur sehr selten, und dann nur andeutungsweise, gegeben — gemäfs dem in des Verfassers Encyclopädie S. 435 aufgestellten Gesichtspunkte —, und in der That ist dies nur zu billigen; denn für den Schüler, der einen Schriftsteller nicht selbst gelesen hat, ist ein angelerntes Urtheil von nur untergeordneter Bedeutung, wenn nicht gar bisweilen schädlich; so allgemeine Urtheile und Ausrufe der Bewunderung aber, wie sie sich z. B. in Chambers' bekanntem Literaturwerke gröfstentheils finden, geben noch keine Charakteristik des Einzelnen. Aufserdem ist unserem Buche als Anhang eine Sammlung von 33 leichten Materialien zu Styl- und Sprechübungen hinzugefügt, zum Theil aus englischen Quellen entnommen, zum Theil vom Verfasser selbst bearbeitet. Hierbei handelte es sich nach Vorrede S. V u. VI um ein leichtes, allgemeines Englisch, ohne persönlichen Styl und ohne abgelegene Wörter oder Wendungen, wie es unsere Schüler sprechen und schreiben lernen können, und um Stoffe, die ihnen nahe liegen (*William the Conqueror, Richard I, Coeur de Lion, the Armada, the Second Punic War, the Trojan War, Gustavus Adolphus, an Outline of the Iliad of Homer, of Shakespeare's Macbeth, Hamlet* etc.). Unter dem Texte befinden sich Anmerkungen, die theils die Aussprache, theils historische und sprachliche Gegenstände betreffen, zwar viel Elementares, aber, wie der Verf. selbst versichert, auch Manches enthalten, was nicht Jedem bekannt ist, und Manches, was er erst nach jahrelangem Suchen und Forschen ermittelt haben will. Wir bedauern nur, dafs Herr Dr. Schmitz diese seine Ermittelungen uns nicht näher bezeichnet hat, da wir so die Freude entbehren, ihm darüber unsern Beifall zu bezeugen. Dafs die Erläuterungen im Allgemeinen, sowie die literarische Einleitung in deutscher Sprache gegeben sind, billigen wir, indem wir des Verf. Ansicht vollkommen theilen, dafs in den obern Klassen die englische und französische Sprache nicht das einzige Medium des betreffenden Unterrichts sein könne, sondern dafs da, wo es sich um klares, scharfes Erfassen und Erlernen handelt, die Muttersprache eintreten müsse.

Der Druck des Werkes ist correct, und aufserdem empfiehlt sich auch die äufsere Ausstattung desselben.

Berlin. Philipp.

VI.

Lehrbuch der englischen Sprache. Erster Cursus oder Elementarbuch. Mit der Aussprache nach Walker's System, nach der Methode des Dr. Carl Plötz, von Dr. Carl Crüger. Kiel 1861. 8. (Preis $7\frac{1}{2}$ Sgr.)

Eine englische Grammatik nach Plötz'scher Methode kann weiter nichts heifsen, als dafs die äufsere Einrichtung des Buchs der des französischen Elementarwerkes von Plötz ähnlich ist. In jeder Lection wird erst ein bestimmter Theil der Grammatik abgehandelt und dann sowohl englische, als deutsche Beispiele und die betreffenden Vocabeln gegeben. Doch schon in dieser Beziehung ist eine Abweichung bemerkbar; die Vocabeln befinden sich beständig zwischen den englischen und den deutschen Beispielen, während sie bei Plötz nur zu Anfange seines Werkes unmittelbar in den Lectionen stehen, später dagegen aus guten Gründen hinten angefügt sind. Die Uebungsbeispiele, im Ganzen zahlreicher als die Plötz'schen, enthalten weniger Sätze aus der Geschichte, als dies bei Plötz, namentlich in seinem *zweiten Cursus*, der Fall ist; mehr also aus dem gewöhnlichen Leben, wofür wir dem Verfasser Dank wissen. Was nun aber die Abhandlung der einzelnen Theile der Grammatik selbst anlangt, so bemerken wir — und dies konnte nach der Natur einer andern, von der französischen in so vielen Hinsichten abweichenden Sprache gar nicht anders der Fall sein — nur insofern ein Anlehnen an das Plötz'sche System, als der Verf. sich bemüht, naturgemäfs vom Einfacheren, Leichteren zum Zusammengesetzten, Schwereren fortzuschreiten. Von diesem Bestreben jedoch ist er nicht selten abgewichen; so z. B. giebt er schon in Lection 6 die Bildung des Plural: *men, women* etc.; die Regel über die Bildung der Mehrheit in den Wörtern auf *o*, die naturgemäfs zu den auf einen Zischlaut ausgehenden gehört, finden wir erst in Lection 25, und so liefse sich noch für manches Andere eine passendere Stelle anweisen. Die wichtigsten Regeln über die Aussprache sind zwischen die einzelnen Lectionen des ersten Abschnitts eingeschoben, wodurch es dem Anfänger möglich wird, gleich vom Anfange an kleine Sätze zu lesen und zu schreiben, und er nicht gleich anfangs durch die im Allgemeinen so unerspriefslichen und nur geringe innere Befriedigung gewährenden Ausspracheregeln verwirrt und entmuthigt wird. Im zweiten Abschnitt sind sämmtliche Hilfsverba enthalten, der dritte ist vorzüglich den Pronominibus und den Zahlwörtern gewidmet, der vierte aber dem schwachen Zeitwort, wobei die einzelnen Tempora des Activum und des Passivum mit einer, wie es uns scheint, zu grofsen Weitläufigkeit (die darum leicht ermüdet und, wenigstens wenn alle Beispiele übersetzt werden sollen, viel Zeit kostet) in einzelnen

Lectionen behandelt werden, während z. B. das Praesens und das Perfectum, ebenso das Imperfectum und das Plusquamperfectum, ohne irgend welche neue Schwierigkeit zu bieten, zusammengenommen werden konnten. Bei dem vollständigen Paradigma des regelmäfsigen Verbum halten wir die Durchconjugation des sogenannten Durativus (ein vom Verf. erfundener Ausdruck): *I am moving* etc., sowie des Conjunctiv im Activum und Passivum für unnöthig und einen Anfänger eher verwirrend, während die Regel über den Subjunctive demselben auf ganz einfache Weise so gegeben werden kann: Der Engländer hat mit Ausnahme des 2ten Imperfect von *to be* keine besondere Form für diesen Modus, sondern gebraucht nach einigen Conjunctionen und verallgemeinernden Pronominibus und Adverbiis (*whosoever, however* etc.) die unveränderlichen Infinitivi Praes. und Perfecti, aber blos statt des Conjunctiv der entsprechenden beiden Zeiten. Im fünften Abschnitte werden einige starke Zeitwörter betrachtet, nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet, wozu namentlich eine grofse Anzahl von Beispielen gegeben ist. Der sechste Abschnitt endlich enthält unter der Ueberschrift: Zusammenhängende Uebungen zur Wiederholung des Gelernten, in 41 Paragraphen abwechselnd englische und deutsche zusammenhängende Uebungsstücke historischen oder beschreibenden Inhalts, worunter auch zwei Gedichte. Somit ist die gesammte Formenlehre in dem vorliegenden Buche enthalten und auch schon manche syntaktische Regel hinzugefügt. Die Reichhaltigkeit und glückliche Wahl der Uebungsbeispiele erkennen wir namentlich lobend an, weniger die Präcision und Richtigkeit des Ausdrucks in den Regeln. S. 4 fehlt unter den Wörtern, in denen das *h* nicht ausgesprochen wird, *hospital* und *herb*; S. 11: Folgt im Satze ein Wort im Plural auf das Demonstrativ, so steht im Englischen der Plural, also dies wird *these*; S. 29: Ein seltenes Relativ ist *that* für alle Casus und Zahlen (wobei man unwillkürlich an die Zahlwörter denkt); S. 31: Das Pronomen der 3. Person dient auch als Demonstrativ für deutsches derjenige, derselbe u. s. w.; S. 34: Einige Comparativa gelten für unregelmäfsig, weil verschiedene Wörter nach der Bedeutung zusammengereiht sind (ganz undeutlich!); S. 35: *hundred* und *thousand* haben fast immer den unbestimmten Artikel *a* bei sich, oder, wie bei den Jahreszahlen, *one*; S. 46 ist bei der Verdoppelung der Endconsonanten die 2te Person des Singul. vergessen; S. 59: Die Zeiten des Conjunctiv sind überhaupt selten; der Infinitiv dagegen häufig in Gebrauch, auch der Imperativ. Schon der Anfang des Vorworts: Nicht um zu hunderten die hundert und erste Grammatik zu schreiben, ist logisch unrichtig.

Sehen wir von diesen einzelnen Mängeln ab, die sich in einer ferneren Auflage leicht beseitigen lassen, so können wir das Buch im Ganzen empfehlen; der Druck ist meist correct.

Berlin. Philipp.

VII.

Mathematische Lehrbücher.

1. Dr. Rich. Baltzer, Oberl. am städt. Gymn. zu Dresden. Die Elemente der Mathematik. II. Bd. Planimetrie, Stereometrie, Trigonometrie. Mit 309 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, S. Hirzel, 1862. IX u. 382 S. Pr. 2 Thlr.
2. J. Helmes, Oberl. am Gymn. zu Celle. Die Elementar-Mathematik nach den Bedürfnissen des Unterrichts streng wissenschaftlich dargestellt. II. Bd. Planimetrie. 1. Th. V u. 180 S. Pr. 18 Gr. 2. Th. VIII u. 211 S. Pr. 20 Gr. Hannover, Hahnsche Hofbuchhandlung, 1862.
3. Aschenborn, Dr. K. H. M., Prof. am Berl. Cadettenhause, Lehrer u. Mitgl. d. Studiencomm. d. Artill. u. Ingen. Sch. Lehrbuch der Geometrie mit Einschlufs der Coordinatentheorie und der Kegelschnitte. Zum Gebrauch bei den Vorträgen an der vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule und zum Selbstunterricht. I. Abschn. Die ebene Geometrie mit Einschlufs der algebraischen Geometrie und der ebenen Trigonometrie. Berlin, Geh. Oberhofbuchdruckerei, 1862. VII u. 372 S. Pr. 2 Thlr. 8 Gr.
4. Spieker, Dr. Th., Oberl. a. d. Realschule zu Potsdam. Lehrbuch der ebenen Geometrie mit Uebungsaufgaben für höhere Lehranstalten. Potsdam, Stein, 1862. VIII u. 231 S. Pr. 25 Sgr.

Es gereicht uns zu grofser Freude, in No. 1—3 die Fortsetzungen von Lehrbüchern anzuzeigen, über deren arithmetische Theile wir uns früher (XIV. 147, 544, XVI. 898) mit grofser Anerkennung ausgesprochen hatten, und in den neuen Erscheinungen unser damals ausgesprochenes Urtheil wesentlich bestätigt zu finden. Jede dieser Arbeiten hat ihre hervortretenden Eigenthümlichkeiten, doch unterscheidet sich unter ihnen No. 1 durch den vorwiegend wissenschaftlichen Charakter, welchen dasselbe annimmt. Wir trennen daher in unsrer Besprechung dieses zunächst von den übrigen.

Schon bei der Anzeige der Arithmetik sprachen wir uns dahin aus, dafs wir uns das Buch nicht wohl als Schulbuch denken könnten, dafs es dagegen in der Hand des Lehrers und solcher Schüler, welche aus der Mathematik ein eigentliches Studium machen wollen, zu deren Belehrung ganz vorzüglich geeignet sei. Dies gilt nun in erhöhtem Mafse von diesem zweiten Theile. Der Verf. beginnt seine Vorrede mit den Worten: „Die innere Gliederung der geometrischen Wissenschaften wird in dem Mafse

schwierig, als man nicht nur einige wesentliche Beziehungen im Gebiet der Raumgestalten für einen bestimmten Unterrichtszweck aufzustellen, sondern die Fülle derselben nach dem gegenwärtigen Stande der Erkenntnifs in einem Zuge wirklich zu entfalten unternimmt, wie es in dem vorliegenden Bande versucht worden ist.“ Indem der Verf. so die Fülle der geometrischen Wahrheiten, und zwar in einem Zuge, entfaltet, überschreitet er nicht blos mit Bewufstsein das im Unterricht zu bewältigende Material, sondern giebt es auch in einer Anordnung, die er gewifs selbst für den Unterricht nicht als angemessen erklären möchte. Der Verf. will daher auch, dafs „der Vortrag nicht ausgehe von dem Lehrbuche, sondern zu demselben hinleite, welches die fertigen Lehrsätze der Wissenschaft nebst ihren Beweisen in straffer Fassung und in wissenschaftlicher Anordnung enthält und zur Festhaltung des Erarbeiteten benutzt wird“. Er vergleicht sein Buch mit einer wissenschaftlichen Grammatik, die auch viel mehr, als der Unterricht erfordere, ja mit einer gewissen Vollständigkeit alle sprachlichen Erscheinungen und in einer wissenschaftlichen, durch die Zwecke des Unterrichts nicht bestimmten Anordnung enthalte. Wir geben dem Verf. in Betreff dieser Vergleichung nur zweierlei zu bedenken; einmal, dafs man sich vielfach auch von Seiten der Philologen gegen den Schulgebrauch solcher für Fachgelehrte eingerichteten Grammatiken, und wohl allgemein gegen die Benutzung derselben in unteren und mittleren Klassen ausgesprochen hat; dann, dafs zwischen einem mathematischen und sprachlichen Lehrbuche der aufserordentliche Unterschied Statt findet, dafs es sich bei sprachlichen Gesetzen vorzugsweise um die Einsicht ihres Inhalts handelt, die gröfstentheils auch aufserhalb des Zusammenhanges im System vermittelt werden kann, während für mathematische Gesetze es mindestens ebenso sehr auf die Ableitung, als auf den Inhalt ankommt. Für den sprachlichen Lehrer ist die Erläuterung des einzelnen Gesetzes verhältnifsmäfsig leicht, seine Hauptaufgabe besteht aber dann in der Einübung. Es kommt ihm daher weniger darauf an, von manchen Seiten der Grammatik nur einzelne Sätze für seine Schüler zur Einprägung herauszuheben; er kann in den obersten Klassen diesen oder jenen § citiren, ohne auf den Zusammenhang, in dem er steht, Rücksicht zu nehmen. Der mathematische Lehrer mufs dagegen als Hauptaufgabe die Ableitung des neuen Satzes betrachten; ihm kann es daher in keiner Weise gleichgültig sein, ob er ein nach rein wissenschaftlichen Principien, oder ein nach pädagogischen Rücksichten geordnetes Buch in seinem Unterrichte benutzen kann. Nur von dem letzteren wird er eine wesentliche Förderung seines Unterrichts erwarten können. Wenn wir aber von dieser pädagogischen Rücksicht absehen, so können wir uns doch auch vom wissenschaftlichen Standpunkte mit der Anordnung des Verf. nicht einverstanden erklären. Indem wir gern die wesentliche Ueberlegenheit des Verf. auf dem in Rede stehenden Gebiete anerkennen, wagen wir es nicht, die wissenschaftliche Berechtigung einer von den üblichen

völlig abweichenden Anordnung hier zu bestreiten, würden vielmehr gern die Gelegenheit zu einer mündlichen Erörterung dieser Frage ergreifen. Aber wenn der Verf. selbst seine Gliederung als einen Versuch bezeichnet, so wird er es uns vielleicht nicht übel deuten, wenn wir behaupten, dafs es diesem Versuche noch sehr an der Uebersichtlichkeit fehlt, welche das Kennzeichen einer aus dem Wesen des Gegenstandes hervorgegangenen Anordnung ist. Es mag der Reihenfolge der einzelnen Ueberschriften ein Princip zu Grunde liegen; dafs es deutlich hervortrete, wird schwerlich behauptet werden können. Wenn der Verf. sagt: „nicht die verschiedenen Eigenschaften einer Gestalt, sondern die gleichartigen, d. h. aus denselben Gründen erwachsenen Eigenschaften der verschiedenen Gestalten gehören zusammen", so hat ein solches Princip wohl auch bisher Beachtung gefunden, wenn man den gesammten planimetrischen Stoff in Hauptabtheilungen nach Congruenz, Flächengleichheit, Aehnlichkeit, Ausmessung vertheilte. Innerhalb dieser Gruppen hat man dann freilich mehr *die Gestalten* gesondert, als es sich vom rein wissenschaftlichen *Standpunkte* rechtfertigen lassen mag, aber man hat dadurch eine Durchsichtigkeit der Anordnung erreicht, die wir für die Schule nicht gern aufgeben möchten, die aber nach der Behandlung des Verf. so verloren geht, dafs man sich nur schwer in dem Buche selbst zu orientiren vermag, geschweige dafs man über das Ganze eine übersichtliche Anschauung erlangte. — Vielleicht hat der Verf. das erstrebte Ziel darum weniger erreicht, weil er doch wieder den Nebenzweck, ein Schulbuch zu liefern, nicht ganz aus den Augen verlieren wollte und daher das von ihm aufgestellte Princip noch nicht mit voller Consequenz durchgeführt hat, wie er selbst sagt, dafs er aus Rücksicht auf den Unterricht die altherkömmliche Scheidung der Planimetrie und Stereometrie, welche wissenschaftlich sich nicht rechtfertigen lasse, nicht aufgegeben habe. Dafs er es erreicht habe, „eine grofse Menge sonst zerstreuter und wenig gekannter geometrischer Wahrheiten den die einzelnen Abschnitte beherrschenden Fundamentalsätzen anzureihen", gestehen wir ihm gern zu, und hiermit kommen wir zu dem dankbareren Theile unsrer Aufgabe, die grofsen Vorzüge des Buches anzuerkennen.

Dafs wir es nur gleich aussprechen, wir erachten dasselbe vom wissenschaftlichen Standpunkte aus als die bedeutendste Erscheinung auf dem Gebiete der Geometrie seit dem Erscheinen des auch wegen der methodischen Behandlung höchst lehrreichen, wenn gleich für den unmittelbaren Unterricht weniger brauchbaren Lehrbuchs von J. H. T. Müller, und würden es nur für gerechtfertigt halten, wenn auch dieses Lehrbuch, wie es seiner Zeit mit dem Müllerschen in Preufsen geschah, von Seiten der Behörden allen Lehrern der Mathematik zur Kenntnifsnahme anempfohlen würde. Die Vorzüge sehen wir aber in Folgendem. Der Verf. giebt erstens die geometrischen Wahrheiten in grofser Vollständigkeit. Es ist ihm gelungen, auf einem verhältnifsmäfsig beschränkten Raume nicht blos die fundamentalen Sätze der

älteren und neueren Geometrie aufzustellen, sondern auch die daraus fliefsenden Folgerungen in einer Fülle zu entwickeln, die wahrhaft überraschend ist. Es wird nicht leicht, sei es in den Werken der alten Griechen, oder in den durch die Arbeiten von Chasles u. A. erschlossenen Werken anderer Völker und späterer Zeiten, oder in den seit Carnot und dann wieder seit Steiner angestellten Untersuchungen der neueren Geometrie, sei es in Monographien [1]), oder in den mathematischen Journalen bis auf die neuste Zeit, eine durch ihre Allgemeinheit wichtige oder durch ihre Einfachheit überraschende geometrische Wahrheit auf dem Gebiete der Elementarmathematik niedergelegt sein, die nicht hier Aufnahme gefunden hat. Hierzu kommt Vieles, was der Verf. selbst hinzugefügt hat. Dahin gehört z. B. die dem Verf. eigenthümliche, in seiner Abhandlung über Gleichheit und Aehnlichkeit der Figuren ausgeführte Behandlung der Congruenz und Aehnlichkeit; die Klassifikation der Archimedischen Körper, die allgemeine Volumenbestimmung eines Polyeders auf Grund eines neuen Princips zur Beurtheilung der Flächen; die enge Verbindung, in welcher nach einem neuen Gesetze jedes Polyeder einem Polygone zugeordnet erscheint. Unter dem Namen: Produkte und Quadrate von Strecken findet sich ein sehr reichhaltiger Abschnitt über metrische Relationen; eine ausführliche Behandlung wird der Sphärik zu Theil, mit steter Berücksichtigung der Dualität, wie es von dem Verf. nicht anders zu erwarten war; die Theorie der Schwerpunkte ist ohne Rücksicht auf statische Principien behandelt; am Schlusse finden sich „die Elemente der so genannten neueren Geometrie“ in aufserordentlicher Allgemeinheit und möglichster Ausdehnung.

Dafs dies Alles dem Verf. auf dem beschränkten Raume möglich geworden ist, dazu hat einerseits die grofse Allgemeinheit, mit der er die Principien festzustellen gesucht hat, andrerseits die „straffe Fassung“ seiner Beweise, von der wir bei der Beurtheilung der andern Bücher noch sprechen werden, wesentlich beigetragen. Und das sind zwei weitere Vorzüge des Werkes, welche auch für die Vervollkommnung des mathematischen Unterrichtes selbst, wenn sie von einem verständigen Lehrer *cum grano salis* angewendet werden, nicht ohne Einflufs bleiben dürften. Wir lernen in dem Verf. einen begeisterten Schüler des Prof. Möbius kennen und freuen uns zu sehen, dafs die Arbeiten dieses ausgezeichneten Mannes, die zum Theil so unbekannt geblieben sind, dafs selbst Chasles für sich die Erfindung einer Bezeichnungsweise in Anspruch nehmen konnte, die Möbius bereits 1827 in seinem barycentr. Calcul und seitdem consequent angewendet hatte, durch das Werk des Verf. auch für die Schule eine hoffentlich nicht erfolglose Verwerthung erhalten. Wir heben besonders diese streng gesetzmäfsige Bezeichnungs- und Betrachtungsweise hervor, die es gestattet, in ähnlicher Weise, wie

---

[1]) Hat der Verf. wohl C. F. A. Jacobi's werthvolle Abhandlung *de quadrangulorum proprietatibus.* 1838. gekannt?

es die Einführung des Negativen in der Arithmetik ermöglicht, getrennte und scheinbar differente Sätze aus einem höheren Gesichtspunkte nur als verschiedene Fälle desselben Gesetzes aufzufassen und in einer Formel so darzustellen, dafs diese allgemeine Formel nun wieder den Ausgangspunkt weiterer ebenso allgemeiner Entwickelung bilden kann. Dem Vorgange von Möbius folgt der Verf. in der vortrefflichen allgemeinen Ableitung der goniometrischen Formeln, ferner in der Behandlung der sphärischen Trigonometrie, die Möbius zum ersten Male ohne die übliche Beschränkung auf Dreiecke, deren Seiten und Winkel 180° nicht überschreiten, vorgetragen hat. Ferner hat Baltzer in der sehr ausführlich behandelten Sphärik von der wichtigsten Unterscheidung der jedem Kreise zugehörigen Pole, wie sie von Gaufs aufgestellt ist, Gebrauch gemacht, wodurch die Sätze erst bei voller Allgemeinheit die rechte Sicherheit erlangen. Auch zweifeln wir nicht, dafs die Behandlung mancher andern Partien, die fast immer mit wissenschaftlicher Strenge und Schärfe geschieht, sich auch für die Schule werde verwerthen lassen und in Lehrbüchern, die entschiedener für den Schulzweck eingerichtet sind, Aufnahme finden wird. Ueber die Behandlung der Parallelentheorie sprechen wir noch. Ebenso trefflich erscheint uns die neue Anordnung der Sätze von der gegenseitigen Lage der Ebenen und Geraden, wodurch namentlich auch die sehr künstliche Ableitung des Euclides von Satz XI. 9 vermieden wird, wie es auch schon in gleicher Weise von Féaux geschehen war. — Erwähnt mag werden das Bemühen des Verf., die Nomenklatur festzustellen; wir verweisen auf die Begriffe: Tangente, Durchmesser u. a.; warum er Rektangel für Rechteck, nach welchem Princip Hugens, Vitello sagt, ist uns nicht klar geworden.

Noch besonders hervorheben müssen wir das schon bei dem ersten Theile erwähnte Bestreben des Verf., in geschichtlichen Bemerkungen auf die ersten Autoren der einzelnen Lehrsätze und Methoden zu verweisen, wodurch der Werth des Buches in einem aufserordentlichen Grade erhöht worden ist. Wer auch nur im Kleinen den Versuch solcher Untersuchungen gemacht hat, wird trotz der mancherlei Vorarbeiten, die dem Verf. zu Hülfe gekommen sind, die aufserordentliche Arbeit ermessen können, welche demselben aus diesem seinem Bestreben erwachsen ist, und sich ihm zu grofsem Danke verpflichtet halten.

Nach dieser allgemeinen Besprechung könnten wir wohl noch auf einige Einzelheiten eingehen. Bei dem Standpunkte, den der Verf. einnimmt, ist es uns auffällig gewesen, dafs er S. 9 nicht, worauf Steiner a. a. O. so nachdrücklich hinweist, das vollständige Vierseit vom vollständigen Viereck getrennt und so schon hier auf die Dualität der Erscheinungen hingewiesen hat, die nachher so vielfach Berücksichtigung findet. Bei seiner allgemeinen Betrachtungsweise hätte der Verf. auch nothwendig den 2ten Satz § 6. 3. einschränken sollen; es ist uns immer beim Unterricht störend gewesen, für die übliche Construktion eines Parallelogramms den einen Durchschnitt der beiden Kreise ignoriren

oder ausschliefsen zu müssen. § 3. 6 haben wir uns gewundert, dafs der Verf. die Vergleichung des Geraden und Krummen ohne Hülfe eines besonderen Axioms mittelst eines blofsen Räsonnements (denn für mehr können wir die Auseinandersetzung nicht ansehen) vorgenommen hat, wie er denn auch bei der Ausmessung des Kreises nicht mit der ihm sonst eigenen Strenge zu Werke geht. Er sagt S. 60: „Die Fläche eines dem Kreise umgeschriebenen Polygones unterscheidet sich von der Kreisfläche um so weniger, in je mehr Punkten sein Perimeter den Kreis berührt. Die Fläche des Polygons ist von der Fläche des Kreises nicht verschieden, wenn sein Perimeter den Kreis in allen Punkten berührt". Der erste Satz ist in dieser Ausdrucksweise nicht einmal richtig; der zweite Satz ist falsch oder eine Tautologie. Denn soll das Wort Polygon urgirt werden, so ist der Satz falsch, weil ein solches Polygon eben kein Polygon mehr ist; soll dies aber nicht in seiner genauen Bedeutung genommen werden, so heifst der Satz: ein Kreis ist ein Kreis. Sollte dem Verf. die Behandlung, die Joachimsthal in seinem zwar unscheinbaren, aber doch sehr trefflichen Büchlein *Cours de géometrie élémentaire* dem Gegenstande hat zu Theil werden lassen, unbekannt geblieben sein? Aehnlich verfährt Aschenborn, dessen Darstellung wir sogar vorziehen würden, wenn er den Nachweis, dafs $P-U$ der Null beliebig nahe gebracht werden kann, geführt hätte. Helmes ist vollkommen streng, erscheint uns aber auch hier zu breit. Spieker erklärt die Kreise als ähnliche Figuren und wendet auf sie den nur für Polygone bewiesenen Satz an, dagegen halten wir seine §§ 198. 199 für unnöthig. Wir beweisen zunächst, was leicht geschieht, dafs durch fortgesetzte Verdoppelung der Seitenzahl der regulären Polygone in und um den Kreis, der Unterschied der kleinen Halbmesser beider Vielecke, daher auch der Unterschied ihrer Umfänge, und in Folge des Archimedischen Grundsatzes auch der Unterschied des Umfanges des umschriebenen Polygons und des Kreises; ferner der Unterschied der Inhalte beider Vielecke und daher auch des umschriebenen Polygons und des Kreises beliebig klein gemacht werden kann. Sodann führt das Aschenbornsche Verfahren leicht zum Ziel. Die Berechnung von π ist bei Baltzer und Spieker, und bei Aschenborn kürzer als bei Helmes erfolgt, indem die Ersteren in bekannter Weise die umgekehrten Werthe der Umfänge bei festem Radius. Aschenborn, was im Grunde auf dasselbe hinauskommt, die direkten Werthe der Radien bei gegebenem Umfange bestimmen. Baltzer fügt noch zwei vortreffliche Grenzen zur Beurtheilung des Fehlers hinzu. — Ebenso wenig wie bei der Kreismessung scheint uns Baltzer streng genug im Beweise des Cavallerischen Satzes zu sein. Er sagt S. 221: „Die Differenz zwischen einer Schicht des Körpers und dem in derselben Schicht construirten Prisma ist einem Prisma von derselben Höhe δ vergleichbar, dessen Basis verschwindet, wenn δ verschwindet. Die Summe dieser Differenzen ist folglich einem Prisma von der Höhe δ vergleichbar, dessen Basis zwar im Allgemeinen eine endliche

Gröfse behält, dessen Volum aber verschwindet, wenn die Höhe δ verschwindet". Aus dieser Ableitung geht keinesweges mit Strenge hervor, dafs die Basis eine endliche Gröfse behält, da sie einem Produkt $\infty \cdot 0$ gleich ist. Eben weil der strenge Beweis des Cavallerischen Satzes in seiner Allgemeinheit auf dieser Stufe nicht ohne vielfache Weitläuftigkeiten zu führen ist, haben wir uns desselben nie beim Unterrichte bedient. Wir glauben an diesen beiden Partien aufs Neue gezeigt zu haben, wie mifslich es immer ist, sich dem Zwange der mathematischen Beweisform zu entziehen. Die Aufnahme, welche die Halbirung eines dreiseitigen Prisma und eines Tetraeders durch ein paraboloidisches Viereck bei Baltzer gefunden hat, möge uns entschuldigen, wenn wir an demselben ein uns besonders interessantes Beispiel anführen, wie leicht auch ein sachlicher Irrthum Folge einer solchen laxeren Behandlungsweise sein kann. In dem Programm von Potsdam 1853 hat ein so bewährter Mann, wie Prof. Meyer daselbst, sich verleiten lassen, den Schwerpunkt des windschiefen Vierecks in den Durchschnittspunkt der Verbindungslinien der Mitten der gegenüberstehenden Seiten zu verlegen, weil der Schwerpunkt jeder einzelnen Erzeugungslinie in ihrer Mitte liege. — Nur in der Anordnung der Trigonometrie hat der Verf. die Rücksicht des praktischen Unterrichts vorwalten lassen, indem er die allgemeine Goniometrie erst spät nach vollständiger Behandlung der Trigonometrie bringt. Dabei bleibt seine Anordnung sehr eigenthümlich, indem er zuerst in einem langen Paragraphen einzig und allein vom Sinus handelt, und Alles auch aus der Berechnung des recht- und schiefwinkligen Dreiecks in denselben aufnimmt, was sich mittelst des Sinus allein ableiten läfst, dann ebenso mit dem Cosinus verfährt, und endlich Tangente und Cotangente bringt. Manches Andere müssen wir zurückhalten und würden auch nicht ohne grofse Weitläuftigkeit einen Begriff von der ausnehmenden Reichhaltigkeit zu geben vermögen, durch welche sich das Kapitel über sphärische Trigonometrie, das über Polygonometrie und Polyedrometrie auszeichnen, in welchem ebenso sehr die Allgemeinheit und eigenthümliche Verknüpfung beider Partien, als die schönen Sätze über das Tetraeder, die zum Theil dem sinnreichen Verfahren und der ebenso sinnreichen Ausdrucksweise von Staudt's verdankt werden, alle Aufmerksamkeit verdienen. Wir können nur unser Urtheil nochmals zusammenfassen: Als Schulbuch ist das Werk des Verf., weil es fast ohne Rücksicht auf eine derartige Benutzung gearbeitet ist, was bei einem mathematischen Schulbuch absolut unthunlich ist, nicht nur nicht zu empfehlen, sondern wir möchten meinen, Niemand aufser dem Verf. selbst sei im Stande, es ohne Gefahr seinem Unterrichte zu Grunde zu legen. Andrerseits glauben wir mit Sicherheit, dafs auch der Schule ein reicher Nutzen daraus erwachsen wird, wenn es von den Lehrern zur eigenen Belehrung sowohl in Bezug auf Bereicherung ihrer Kenntnisse, als auf Strenge, Allgemeinheit und Schärfe der Ableitung benutzt wird. In dieser Beziehung wüfsten wir kein Buch zu nennen, welches wir allen unsern Fachge-

nossen gleich dringend zu empfehlen wüfsten, und ebenso keines, welches wir einem der Mathematik sich widmenden Primaner oder Studenten lieber in die Hand geben möchten. Das Werk wird, so schliefsen wir, unsre Worte aus der Anzeige der Arithmetik wiederholend, wegen seiner Eigenthümlichkeit und seines inneren wissenschaftlichen Werthes die gewöhnlichen Lehrbücher weit überdauern und als eine Quelle der Belehrung von Kennern angesehen und als ein klassisches citirt werden.

Doch es ist hohe Zeit, dafs wir zu den übrigen Nummern übergehen, die ebenfalls vielfach Anerkennung verdienen. Sie sind alle mit besondrer Rücksicht auf ihre praktische Benutzung bearbeitet, und wenn sie sich auch nach den Schulanstalten, für die sie zunächst bestimmt sind, unterscheiden, so giebt sich doch in ihnen ein allen gemeinsamer methodischer Fortschritt kund. Zwar findet sich, worüber wir unsre Freude nicht verhehlen können, in keinem von ihnen eine Spur der genetischen Methode vor, sondern die eigentliche strenge mathematische Beweisform kommt in allen zu ihrem guten Rechte; dagegen erfahren die geometrische Analysis und die algebraische Geometrie die eingehendste Berücksichtigung. Sie enthalten nämlich sämmtlich ein reiches Material zu Uebungsaufgaben, daneben aber eine ziemlich ausgedehnte und gründliche Anleitung zur Lösung der Aufgaben, die dann durch mehrere, speciell behandelte Musteraufgaben erläutert wird. Denn Spieker sagt mit Recht: „Um die Selbstständigkeit dieser Uebungen, auf die es vorzüglich ankommt, zu ermöglichen, nicht nur ausnahmsweise bei einzelnen Begabteren, sondern in der Regel, ist für diese Seite des geometrischen Unterrichts eine streng methodische Behandlung nicht minder nothwendig, als für das synthetische Lehrgebäude. Das Lösen von Construktions-Aufgaben bedarf nothwendig einer Anleitung, Darlegung und Trennung der betreffenden logischen Operationen, einer stufenweis fortschreitenden Vorbereitung durch Beispiel, Schema und allgemeine Hülfsmittel.“ Und in diesem Sinne sind auch die Verfasser der andern beiden Lehrbücher verfahren. Wir charakterisiren zunächst kurz die einzelnen.

Der Gegensatz, den wir früher zwischen Baltzer und Helmes aufstellten, dafs jener den stärkeren Nachdruck auf das Wissenschaftliche lege, dieser sich zunächst von der pädagogischen Rücksicht habe leiten lassen, tritt auch hier hervor. Für die methodische Behandlung gewährt Helmes die reichhaltigste Belehrung; dies gilt sowohl in Betreff der Anordnung des Stoffes im Ganzen und Einzelnen, als in der Behandlung einzelner Sätze; es gilt von weit greifenden Anleitungen, wie von einer Menge einzelner vortrefflichen Bemerkungen, die sich nicht selten auf das Kleinste erstrecken, indem der Verf. mit Recht der Ansicht zu sein scheint, dafs jede Belehrung auch für den kleinen Dienst in der Schule herzlichen Dank verdient und das Grofse leichter erreichen läfst. Daher haben wir uns auch innig gefreut, als vor Kurzem ein philologischer College, Hr. Prof. Kühnast in Rastenburg, an einem andern Orte (Pädag. Archiv) seine lebhafte Anerkennung für die

treffliche methodische Behandlung aussprach, welche die Mathematik durch Helmes erfährt. Aber wir können doch ein Bedenken nicht unterdrücken, welches uns bei seinen Lehrbüchern, je weiter wir uns mit ihnen bekannt gemacht haben, desto stärker entgegengetreten ist. Ist es billig, ist es zweckmäfsig, dafs die Schüler die vielfachen methodischen Winke, die vorzüglich auf den Lehrer berechnet sind, mitbezahlen sollen? Die Bücher haben, ohne ihrem Inhalte nach den gewöhnlichen Lehrstoff irgend zu überschreiten, eine gewaltige Ausdehnung und dadurch einen erheblichen Preis, der ihrer Einführung gewifs vielfach hinderlich sein wird. E. G. Fischer hatte seinem Lehrbuche einen Band Anmerkungen für den Lehrer beigefügt, ein Verfahren, welches wir in der That für ganz empfehlenswerth halten. — Dem Inhalte nach geht das Buch, wie gesagt, nicht irgend erheblich über das Gewöhnlichste hinaus; von der neueren Geometrie findet sich nur Weniges, die Anfänge der harmonischen Theilung, ein Kapitel über Isoperimetrie; manche Partien sind dagegen in gröfserer Ausdehnung behandelt, z. B. die Verwandlung und Theilung der Figuren, wobei wir jedoch die Trennung des Dreiecks und Vielecks (Abschn. V. 2 u. VI. 2) wenig gerechtfertigt halten; die Lunulae, Arbelos, Pelekoid, die wir lieber unter die Uebungsaufgaben versetzt gesehen hätten, die Gaufsische Formel für die Flächenmessung u. A. — Dafs Helmes unter der pädagogischen Rücksicht die wissenschaftliche Strenge nicht hat leiden lassen, haben wir schon bei der Arithmetik rühmend hervorgehoben, und dies wollen wir auch hier ausdrücklich erwähnen. Aber allerdings ist eine grofse Breite nicht zu verkennen, die sich theils in den einzelnen angestellten Betrachtungen, theils auch in den Beweisen zeigt, für welche die straffere Form noch manchmal vermifst wird.

No. 3 ist für „geistig entwickelte, nicht unvorbereitete“ Schüler bestimmt, mit denen das starke Pensum in verhältnifsmäfsig kurzer Zeit durchgearbeitet sein soll; daher rechtfertigt sich die mindere Ausführung in den ersten Abschnitten, andrerseits die gröfsere Ausdehnung des Stoffes und der Behandlung in den späteren Abschnitten, in die auch manche wichtige Partien der neuern Geometrie aufgenommen sind. Indem diejenigen, „für welche das Buch zunächst bestimmt ist, praktische Zwecke mit dem Studium der Mathematik verbinden“, ist „auf Uebung und Anwendung“ ein besonderes Gewicht gelegt. So wird das Buch allerdings, namentlich in seinen ersten Abschnitten, etwas weniger geeignet für Gymnasien und Realschulen, während wir es seinem gröfseren Theile nach dem Unterrichte an derartigen Schulen ohne Bedenken zu Grunde gelegt sehen würden. Die wissenschaftliche Strenge, die wir bei der Arithmetik anerkannten, ist auch hier überall gewahrt.

No. 4 zeichnet sich besonders durch seine grofse Rücksichtnahme auf die Lösung von Construktionsaufgaben aus; um dafür und für die nicht unbedeutende Menge von Sätzen der neuern Geometrie, die in einer recht passenden Weise Aufnahme gefun-

den haben und den fünften Theil des Buches ausmachen, Platz zu gewinnen, ist „das systematische Lehrgebäude möglichst knapp behandelt und auf das Unentbehrlichste eingeschränkt“; aber auch hier schon ist fortwährend auf selbstständige Beschäftigung des Schülers Rücksicht genommen. Durch eine consequente Bezeichnung ist es dem Verf. möglich geworden, auf kleinem Raume eine überraschend grofse Anzahl von Aufgaben zu stellen; oft hat er auch einzelnen Sätzen sogleich damit in Verbindung stehende Aufgaben in wenig Zeichen hinzugefügt. Die Beweise sind vollständig, aber in knappester Form gegeben, doch scheint die wissenschaftliche Strenge nicht immer genügend beachtet zu sein.

Nach dieser allgemeinen Charakterisirung der einzelnen Nummern sei es uns erlaubt, sie in der weiteren Besprechung zu verbinden und, ehe wir auf Einzelnes eingehen, einige allgemeine, auch viele andere Lehrbücher treffende Bemerkungen über mathemat. Beweise vorauszuschicken, zu welchen uns Baltzers Angabe, er sei auf „Säuberung der Beweise“ bedacht gewesen und habe sie in „straffer Form“ gegeben, veranlafst. Der Beweis eines Satzes soll doch die Richtigkeit einer geometrischen Wahrheit so allgemein begründen, als es die Behauptung verlangt. Wenn nun irgend ein Satz vom Dreieck ABC für die Seite AB bewiesen ist, so mufs es sich doch für Jeden, der diese Bedeutung eines mathematischen Beweises kennt, ganz ohne alle weitere Erörterung von selbst verstehen, dafs derselbe *mut. mut.* auch für BC und AC gelte. Es heifst also die Schüler über das Wesen eines Beweises täuschen, wenn man den Beweis für die 2te Seite nochmals wiederholt oder auch nur sagt, es lasse sich für die 2te Seite ebenso beweisen; der Satz ist vielmehr durch den ersten Beweis für alle Seiten bewiesen. So hätte wohl Aschenborn auf S. 223 u. 346 nicht so erstaunlich viel Worte darüber machen sollen, dafs ihm diese Vertauschung der Buchstaben erlaubt sei. Wenn Helmes im pythag. Lehrsatz bewiesen hat, dafs Quadrat $CH =$ Rechteck BC ist, so ist damit auch bewiesen, dafs $CF = AL$, und wenn er dies auch noch vollständig erweist, so ist dies ein wissenschaftlicher und methodischer Fehler. Im Unterrichte selbst? ei nun, da wird man den Beweis vielleicht zehnmal führen lassen, aber nicht um den Satz zehnmal zu beweisen, sondern um 10 Schüler zu üben. — Ebenso ist es unnütz, in indirekten Beweisen, deren Zahl man überhaupt beträchtlich vermindern sollte und könnte, doppelt zu zeigen, dafs z. B. (H. § 55) BC nicht $> AC$ und nicht $< AC$ sein könne. Man mufs dem Beweise nur eine straffere Form geben: Wäre BC nicht $= AC$, so müfste eine von beiden Linien gröfser sein; gesetzt nun, es wäre $BC > AC$ etc. Ebenso Spieker § 57 und auch Baltzer § 5. 4. Im Gegensatze zu dieser Breite findet es sich gar nicht selten, dafs die Fälle, die wirklich kleine Abweichungen im Beweise veranlassen, nicht aufgeführt werden. Sp. z. B. beweist den Satz vom Tangentensehnenwinkel blos für spitze Winkel und fügt kein Wort hinzu, wie und ob er auch für stumpfe Winkel gelte; in § 120 a. E. müfste es bei ihm heifsen: der Unterschied von CD

und *CE*, nämlich *DE*, gleich dem Unterschiede etc., da man nicht wissen kann, ob *CD* oder *CE* gröfser ist, wenn man nicht mit Baltzerscher Consequenz auch in der Bezeichnung der Linien das Negative ausdrücken will. — Ein andrer Mangel, der uns jedoch in den vorstehenden Büchern nicht entgegengetreten ist, besteht darin, dafs Beweise nicht aus ihren nächsten Quellen abgeleitet werden, dafs z. B. die Congruenzsätze angewendet werden, wo die Behauptung unmittelbarer aus den mittelst der Congruenzsätze erwiesenen Eigenschaften des gleichschenkligen Dreiecks folgt. — Unpassend erscheint es ferner, die Beweise ohne Noth in einzelne Fälle zu zersplittern. So H. § 69, wo überdies die Sonderung der verschiedenen Möglichkeiten ungenau ist, Asch. § 25. II u. IV, H. § 71, Asch. § 27. I., Sp. § 72. B. § 5. 5. Ist nämlich $B > B'$, so mufs einer der beiden andern Winkel in ABC kleiner, als der entsprechende in $A'B'C'$ sein; es sei $A < A'$, so lege man die Dreiecke mit den Seiten AB auf einander; dann mufs C' aufserhalb des Dreiecks und BC' in den Winkel ABC fallen etc. Es ist etwas ganz anders, den Schülern zu zeigen, wie sich die Figuren selbst verschieden gestalten könnten, auch mag man zur Uebung für diese Fälle besondere Beweise aufsuchen lassen, und trefflich wird es dann sein, wenn man in Folge einer consequenten Bezeichnug den Beweis trotz der verschiedenen Figuren nur in einer einzigen Form führen läfst. Aber, wenn es möglich, sollte ebenso wie der Satz, so auch der Beweis als ein einheitlicher erscheinen. In der That, man verhüllt sich durch derartige Zersplitterungen oft grade wirklich verschiedene Fälle. So zeichnen H. zu § 334 und Sp. zu § 176 für die perspektivische Lage zweier Vielecke 4 verschiedene Figuren, aber die wirklich verschiedene zweifache Lage, dafs der Aehnlichkeitspunkt ein äufserer oder ein innerer sein kann, dafs also entsprechende Punkte auf derselben oder auf entgegengesetzten Seiten des festen Punktes liegen können, übersehen sie. — Es giebt aber nicht blos Beweise, sondern auch Sätze, die sich in einen zusammenziehen lassen, was dann auch auf den Beweis von Einflufs ist. So sind z. B. die beiden Sätze: Wenn 2 Gerade einer dritten parallel sind etc., und: Wenn eine Gerade die eine von 2 Parallelen schneidet etc., in dem einen enthalten: Eine Gerade kann nicht die eine von 2 Parallelen schneiden und der andern parallel sein. Aehnliche Beispiele kommen namentlich im Anfange der Stereometrie mehrere vor.

Was die Anordnung des Ganzen betrifft, so hat sie uns bei Asch. am wenigsten zugesagt, am meisten bei Sp. Den Kreis so weit zurückzudrängen, dafs alle seine Eigenschaften erst nach der Aehnlichkeit kommen, scheint uns nicht gerechtfertigt. Denn ein wesentlich verschiedenes Element der Behandlung bietet der Kreis als krumme Linie erst bei seiner Ausmessung. Er sollte daher auch schon vor der Flächengleichheit kommen; denn alle Sätze über Linien, Winkel, Figuren im Kreise stehen wesentlich auf dem Gebiete des ersten Abschnittes, d. h. sie behandeln nur Gleichheit von Linien und Winkeln. Einzelnes vom Kreise vor-

auszunehmen, ist ja schon der Construktionen wegen nicht wohl zu vermeiden. Wir würden ferner auch die Ausmessung der Figuren, da sie das Verhältnifs der Flächen zu einer Maafsfläche bestimmt, erst nach der Aehnlichkeit folgen lassen, wenn auch praktische Rücksichten dagegen sprechen.

Gehen wir nun noch auf Einzelnes ein. Asch. hat für den Winkel die Bertrandsche Erklärung als Theil einer Ebene gewählt, ebenso wie B.; H. und Sp. dagegen bezeichnen ihn als Richtungsunterschied. Wir sind entschieden der ersten Ansicht. B. sagt mit Recht, durch die letztere Anschauung werde der Winkel eine intensive Gröfse. Es kann dann nicht fehlen, dafs, sobald man aus dieser Erklärung weitere Ableitungen machen will, das Räsonnement die Stelle des Beweises ersetzen mufs, weil nur für extensive Raumgröfsen die gewöhnlichen Grundsätze mit voller Sicherheit angewendet werden können. Am deutlichsten zeigt sich dies gewöhnlich bei der Parallelentheorie, wo dann oft der Grundsatz: Gleiches von Gleichem subtrahirt etc. fälschlich auf diese intensiven Gröfsen übertragen wird, wie es Sp. in bekannter Weise thut. Es ist hier nicht der Ort, die viel besprochene Frage der Parallelentheorie eingehend zu behandeln; aber aufmerksam müssen wir jedenfalls auf die schöne Behandlung machen, die diese Partie nach Bertrands Vorgange durch B. erfährt, indem die Theorie ohne Axiom auf die Vergleichung eines Parallelstreifens und eines Winkelraumes mit der unendlichen Ebene gegründet wird. Hält man, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht, dieses Verfahren für zu schwierig für den Anfänger, so scheint uns die Behandlung der Sache durch Asch. die trefflichste zu sein, indem sie sich auf zwei gleich einfache Grundsätze von der geraden Linie in schöner Symmetrie gründet. Nur insofern weichen wir davon ab, dafs wir den 2ten Grundsatz erst nach § 12. 1. bringen, weil wir es für systematisch durchaus geboten halten, dafs ein Begriff nicht eher aufgestellt werde, ehe seine Existenz nachgewiesen ist, dafs also nicht eher von parallelen Linien gesprochen wird, ehe man nachgewiesen hat, dafs es solche giebt. Gegen H.'s Darstellung im Texte wäre Nichts zu sagen, wenn nicht Anm. zu § 38 und § 47 Manches enthielte, was grofses Bedenken erregen mufs. — Dafs für die Vergleichung der geraden und krummen Linie der Grundsatz des Archimedes nöthig sei, wie H. § 2 u. 411 meint, ist auch uns nicht zweifelhaft; die bekannte Ableitung, wie sie Asch. mit ziemlicher Weitläufigkeit versucht, ist nur eine Veranschaulichung; schliefslich nimmt man im Beweise doch an, was man beweisen will. — Die Behandlung des Incommensurabeln ist wohl bei B. am gelungensten. Herr Sp. möge vergleichen, wie schön und bündig B. in seiner Algebra 1. 2. seinen Grundsatz X beweist. Aber auch die Beweise von H. und Asch. sind wissenschaftlich streng, bei H. am weitläuftigsten. — Sehr gefallen hat uns bei der Berechnung des Bogens die Einführung des Begriffs, Namens und Zeichens des Arcus, als Winkelfunktion, die Asch. giebt. So tritt der Unterschied der Länge und der Gradgröfse des Bogens deutlich hervor,

und manche Verwechselung, die durch die jetzt recht allgemeine Einführung von π für 180° st. für arc. 180° sehr befördert ist, wird verhindert.

Es bleiben uns noch zwei wichtige Punkte zur Besprechung übrig, die geometrische Analysis und die Construktion algebraischer Ausdrücke, da beide in den No. 2—4 eine ausgedehnte Berücksichtigung erhalten haben. H. giebt eine klare Theorie der geometrischen Analyse; doch bleibt der § mehr Theorie und erfordert zur Verdeutlichung ganz besonders die Uebung, zu welcher die Anleitung in einer ziemlich zahlreichen Menge von Aufgaben, die aber vielleicht noch mannichfaltiger ausgewählt sein könnten, gegeben wird. Dieser letztere Mangel liegt freilich darin, dafs die Auseinandersetzung so frühzeitig erfolgte, dafs die Auswahl der Hülfsmittel noch beschränkt war. Er wird dadurch beseitigt, dafs der Verf. auch später noch Aufgaben mittelst der geometr. Analyse behandelt. Asch. und Sp. geben zwar etwas später, aber dagegen eine viel bestimmtere, auf einzelne Principien gegründete und durch zahlreiche Beispiele erläuterte Methodik für die Analyse, wie wir sie in der Weise noch nicht gefunden haben; merkwürdig ist die grofse Uebereinstimmung beider Verfasser in Bezug auf diesen Gegenstand. Asch. nimmt 4 Methoden an, Analysis 1) durch Gesetze, wenn ein bestimmter Lehrsatz die Construktion unmittelbar an die Hand giebt; 2) durch Data (im Sinne des Euclides), wenn durch die gegebenen Stücke andere, die dann Data heifsen, zugleich mitgegeben sind; 3) durch geometrische Oerter (H. führt diese natürlich auch, und zwar als wirksamstes Hülfsmittel an, aber in den Aufgaben, die er selbst behandelt, ist nirgends von geometrischen Oertern die Rede); 4) durch Reduktion auf andere Aufgaben. Ganz besonders ausgezeichnet ist in dieser Hinsicht das Buch von Sp., welches, während es in dem eigentlichen Lehrstoff manche Mängel darbietet, dagegen als die vortrefflichste Anweisung für die Lösung geometrischer Construktionsaufgaben gelten kann. Aufser jener allgemeinen Anweisung führt er nämlich in ganz vortrefflicher Auswahl eine Reihe von geometrischen Oertern, Daten, Hülfsconstruktionen auf und fügt jederzeit eine oder mehrere Aufgaben hinzu, die grade dadurch lösbar werden; aber auch durch das ganze Buch zieht sich diese Rücksicht; hinter die betreffenden Lehrsätze kommt der geometrische Ort oder das Datum, welches sich daraus ergiebt; und nun diese überaus grofse Fülle von Aufgaben, wenn sie auch freilich oft etwas einförmig sind. Wer es für gerathen findet, in den überaus vollen Klassen, mit denen ja unsre Gymnasien jetzt gröfstentheils gesegnet sind, die geometrische Analysis in gröfserer Ausdehnung zu betreiben, dem dürften wir keine bessere Anleitung zu empfehlen wissen, als die in den Büchern von Asch. und Sp. dargebotene. Recht auffällig ist es uns dabei gewesen, dafs sämmtliche Verfasser (H. S. 97, Asch. S. 197. Sp. S. 49) als geometrischen Ort der Punkte, die von einer gegebenen Geraden einen gegebenen Abstand haben, eine oder die Parallele im gegebenen Abstand aufführen, während es im Gegen-

theil für die Schüler recht stark hervorzuheben gewesen wäre, dafs es zwei solcher Parallelen gebe; ebenso waren als Ort der Punkte, die von 2 sich schneidenden Geraden gleiche Entfernung haben, durchaus die Halbirenden der beiden von den Geraden gebildeten Winkel zu bezeichnen. — Auch die Eintheilung der Aufgaben, welche Asch. giebt, in örtliche und unörtliche (vielleicht besser: der Lage und Gröfse), in bestimmte, beschränkt unbestimmte, unbeschränkt unbestimmte, überbestimmte hat uns wohl gefallen. Statt beschränkt unbestimmt würden wir lieber sagen mehrdeutig bestimmt; eine quadrat. Gleichung ist keine unbestimmte Gleichung, obgleich x dadurch zweideutig bestimmt ist.

Vortrefflich sind die Auseinandersetzungen bei H. und Asch. über die algebraische Geometrie und die Construktion algebraischer Ausdrücke. Namentlich ist die Vertheilung des Stoffes und die Gründlichkeit in den Principien bei H. musterhaft, in vielen Punkten vollkommen übereinstimmend mit Asch., dessen Behandlung sonst wohl etwas zurücksteht. Wir möchten so Herrn Asch. darauf aufmerksam machen, wie wünschenswerth es ist, bei der Anwendung der Algebra auf die Geometrie gewisse Grundformeln ganz allgemein erwiesen zu haben, wie es H. thut, damit man dann mit ihnen, ganz absehend von den speciellen Figuren, operiren könne und nicht nöthig habe, erst nachträglich die gefundenen Werthe zu erläutern und zu verificiren. Es sei mir erlaubt, auf meine kleine, leider durch sehr viele Druckfehler entstellte Einleitung zur analyt. Geometrie zu verweisen, in welcher ich in § 2 fast ganz übereinstimmend mit H., und in § 7 Fundamentalformeln in voller Allgemeinheit und doch in möglichster Kürze erwiesen habe, um daraus dann andre Formeln § 3. 4. 7 extr. 11. in gleicher Allgemeingültigkeit ableiten zu können, ohne irgend auf eine specielle Figur zu recurriren. — Auf diesem Gebiete tritt Sp. wesentlich hinter die beiden andern Verfasser zurück. Er giebt namentlich nichts Vollständiges über die negativen Auflösungen, über die sich die beiden andern Verf. recht ausführlich und gründlich verbreiten. Namentlich spricht sich H. über die negativen Werthe wesentlich in dem Sinne aus, den wir in der Anzeige seiner Arithmetik, die dem Verf. erst nach Vollendung seiner Geometrie zu Gesicht kommen konnte, als den richtigen bezeichneten. Wir freuen uns sehr, an beiden Verf. Gesinnungsgenossen in dieser, wie in vielen andern Fragen der Methodik und Didaktik zu finden. Ganz freilich unterschreiben wir die Auffassung von H. noch nicht; schien er uns in der Arithmetik eine Bedeutung der negativen Werthe als nothwendig anzunehmen, was wir bestreiten mufsten, so scheint er uns jetzt nach der andern Seite zu weit zu gehen, wenn er die darin liegende Harmonie S. 193 nur eine hineingebrachte nennt, womit übereinstimmt, was er S. 199 sagt. Im Grunde glauben wir aber doch uns mit dem Verf. in Einklang zu befinden, wenn wir über diesen Gegenstand, und zwar nicht blos mit Rücksicht auf geometrische Aufgaben, uns folgendermafsen aussprechen. Wenn man auf algebraischem Wege eine Auflösung einer Aufgabe gefunden

hat, so hat man zu überlegen, ob sie unter allen Umständen oder unter welchen Bedingungen eine dem Sinn der Aufgabe entsprechende Lösung giebt; denn man hat zunächst immer nur die Sicherheit, dafs sie der ursprünglich aufgestellten Gleichung genügt. Und zwar kann die Möglichkeit, dafs sie der Aufgabe nicht genüge, ebensowohl für positive als negative Werthe eintreten. Genügt sie nicht, so liegt dem entweder eine falsche oder auf einseitiger Auffassung beruhende Bildung der Gleichung zu Grunde, oder die Aufgabe ist überhaupt in dem angegebenen Sinne unlösbar. Im ersten Falle wird uns die Auflösung dahin führen, den Ansatz der Gleichung zu berichtigen. Die ursprüngliche Gleichung kann uns jedoch auch veranlassen, uns zu einer allgemeineren Auffassung zu erheben. Als instruktives Beispiel kann vielleicht die Aufgabe dienen, ein Dreieck ABC, dessen Grundlinie $BC = a$ und Höhe $AD = h$ sind und für welches die Projektion CD der einen Seite auf die Grundlinie m ist, durch eine Senkrechte EF auf die Grundlinie zu halbiren. Setzt man $CE = x$, $EF = y$, und bildet die Gleichungen $xy = \frac{1}{2} ah$, $\frac{m}{h} = \frac{x}{y}$, so ist $x = \pm \sqrt{\frac{am}{2}}$. Ist $m > \frac{a}{2}$, so wird $x > m$, und es zeigt sich bei weiterer Ueberlegung, dafs unsre Gleichung einseitig aufgestellt war, weil sie auf der Annahme $m \geqq \frac{a}{2}$ beruhte. Versuchte man aber, den gefundenen Werth von EF auch in diesem Falle festzuhalten, so ergäbe sich $\triangle FEC = \frac{1}{2} ABC$, und als zweiter Theil des Dreiecks ABC wäre das Viereck $BAFE$ anzusehen, dessen Seiten sich schneiden, und um die Formel festzuhalten, müfste man den Inhalt dieses Vierecks als die Differenz der beiden Dreiecke, aus denen es besteht, bestimmen, ein Verfahren, welches sich auch für alle ähnlichen Fälle von einem allgemeineren Standpunkte rechtfertigt. Zu dieser letzteren Auffassung, das können wir H. zugeben, kann uns Niemand zwingen. Dagegen macht uns der Werth auf die Einseitigkeit unserer aufgestellten Gleichungen aufmerksam, und so kann uns denn auch eine negative Auflösung oft zwingen, die Einseitigkeit, mit der die Gleichung ursprünglich aufgestellt ist, aufzugeben; und dann zeigt sich die Harmonie oft als eine, die nicht durch uns hineingebracht ist, sondern so sehr in der Sache selbst liegt, dafs sie trotz unserer einseitigen Auffassung zum Vorschein kommt. Als Beispiel könnte etwa die bekannte Aufgabe dienen, auf einer Geraden einen Punkt von der Beschaffenheit zu suchen, dafs die Quadrate seiner Entfernungen von 2 gegebenen Punkten dieser Geraden ein gegebenes Verhältnifs habe. Stellt man die Gleichung $x^2 : (d - x)^2 = m : n$ auf, indem man zunächst den gesuchten Punkt zwischen den gegebenen annimmt, so wird und mufs uns der 2te Werth, der zu einem Punkte auf der Verlängerung gehört, darauf führen, dafs unser Ansatz einseitig gefafst war. — Weil nun die ursprüngliche Gleichung zunächst für einen positiven Werth der

Unbekannten aufgestellt sein wird, so kommt das Vorhergesagte bei negativen Auflösungen besonders zur Berücksichtigung, ohne grade, wie man sieht, auf sie beschränkt zu sein.

Es bleibt uns noch übrig, über Asch.'s Trigonometrie einige Worte zu sagen. Auch hier finden wir Vortreffliches, welches ebenso sehr die praktische Umsicht des Verf., als seine wissenschaftliche Strenge bezeugt; zu dem ersten rechnen wir die vielfachen Uebungen, die Hervorhebung des Wichtigen, die Aufmerksamkeit auf das, was Schülern Schwierigkeiten zu machen oder sie zu Fehlern zu veranlassen pflegt. In der Anordnung sind wir nicht ganz mit ihm einverstanden. Für die Zuhörer des Verf. hätten wir es wohl für sehr thunlich gehalten, gleich mit dem Allgemeinen zu beginnen. Schien ihm dies nicht räthlich, und er mufs dies natürlich viel besser zu beurtheilen wissen, so würden wir lieber gleich nach § 213 die Berechnung des schiefwinkligen Dreiecks folgen lassen, weil durch dessen Behandlung sich die Bestimmung der Vorzeichen recht natürlich ergiebt und auch gröfsere Lebendigkeit in die etwas abstrakten Anfänge der Goniometrie hineinkommt. Sollte aber auch dieser Weg nicht eingeschlagen werden, gegen den sich einwenden läfst, dafs die Anwendung der eigentlichen Trigonometrie ohne eine Vervollständigung der Goniometrie noch manche Beschränkung erleidet, so wissen wir doch nicht, warum der Verf. nicht die allgemeine Betrachtung § 219—225 vor § 214 verlegt und so die Reihe dieser wichtigen Formeln sogleich in ihrer allgemeinen Gültigkeit abgeleitet hat. Was die Herleitung von Cos $(\alpha + \beta)$ S. 296 betrifft, so haben wir uns schon Jahrg. XVI, 408 über die völlige Unzulässigkeit einer solchen Bestimmung des Vorzeichens ausgesprochen. Für den Beweis der allgemeinen Gültigkeit von Sin $(\alpha + \beta)$ dürfen wir den Herrn Verf. vielleicht auf unsern ebendort gemachten Vorschlag aufmerksam machen. — In Betreff der Uebungsaufgaben beobachten wir für unsre Schüler das Verfahren, dafs 1) alle Aufgaben in allgemeinen Zeichen gestellt werden, 2) die Resultate in der Regel nur die allgemeinen Werthe enthalten dürfen, Beides, damit der Zusammenhang zwischen den gegebenen und gesuchten Gröfsen deutlich hervortrete, 3) ein Zahlenbeispiel hinzugefügt wird, für dessen Berechnung ein möglichst passendes Verfahren zu suchen bleibt. Der Verf. giebt noch zu viel Beispiele blos in Zahlenwerthen; es ist ja so leicht, Beides zu verbinden.

Vieles Einzelne haben wir übergangen; denn es drängt uns endlich zum Schlusse zu kommen. Die Ausstattung, der correkte und deutliche Druck sind an allen Nummern zu rühmen; nur das Papier von No. 4 dürfte den 6—7jährigen Feldzug unsrer Schüler gegen die Mathematik nicht aushalten. — So sei es uns denn nochmals erlaubt, unsre Freude auszusprechen, welche wir bei der genauen Durchsicht dieser Werke empfunden haben, in denen wir an der Hand der synthetischen Methode unter hervorragender Berücksichtigung der geometrischen Analysis den mathe-

matischen Lehrstoff mit ebenso viel praktischem Geschick, als wissenschaftlicher Strenge behandelt gefunden haben. Von Hrn. Helmes und Aschenborn stehen uns noch Fortsetzungen in Aussicht, die wir mit grofser Freude kennen lernen werden.

Züllichau. Erler.

VIII.

Drei Karten aus J. Perthes Verlag.

Karte von Europa und dem Mittelländischen Meere in 4 Blättern, entworfen und gezeichnet von F. v. Stülpnagel und J. C. Bär. Vierte Auflage. verbessert und vermehrt *von Dr.* A. Petermann. Gotha, Justus Perthes.

Es bedarf für ein Werk, das durch die Namen der Herausgeber und der Verlagshandlung so eingeführt wird, unserer Empfehlung nicht. Wir notiren nur den Inhalt der 4 Blätter. Das erste stellt die Länder dar, welche die Nordsee einschliefsen, ferner die Küsten der Ostsee. Ueberall ist mit besonderer Hervorhebung das Eisenbahnnetz und die Verzweigung der Seeschifffahrtscourse gezeichnet, wodurch *das Bild* der Länder freilich in ästhetischer Beziehung etwas leidet, desto leichter liest man einige kulturhistorische Beobachtungen auf der Karte ab. Diese Seite wird in sehr interessanter Weise auch durch die 4 Nebenkarten repräsentirt, welche die leeren Stellen des Hauptblattes ausfüllen. So zeigt eine die Bevölkerungsdichtigkeit Europas, eine zweite die verschiedenen Nationalitäten in unserm Erdtheile, eine dritte die Vertheilung der Confessionen und der Religionen, wobei überall die farbige Darstellung durch Zahlenangaben unterstützt wird. Die vierte enthält das Telegraphennetz. — Das 2. Hauptblatt enthält das europäische Rufsland mit Ausschlufs der südlich gelegenen Theile. Das 3. Blatt ist ebenso eine südliche Ergänzung des 1. Blattes, wie das 4. Blatt eine Ergänzung des 2. Blattes. Die Karte ergiebt als Ganzes ein äufserst reinliches und correctes Bild unseres Erdtheiles und der weltgeschichtlich so wichtigen afrikanischen und asiatischen Ränder der Thalatta. Eine wirkliche Kenntnifs dieser Karte müfste für alle andern Gebiete der Geographie ein aufschliefsendes Verständnifs vermitteln.

Ad. Stielers Handatlas, von H. Berghaus und A. Petermann. Neue Bearbeitungen aus dem Jahre 1860. Drei colorirte Karten ½ Thlr. Ebendas. 1861.

Die politischen Veränderungen, an denen die Gegenwart seit Einrichtung des Friedens-Kaiserreichs reich ist, und glücklicherweise auch die Fortschritte der geographischen Detailkenntnifs haben der grofsen Arbeit Stielers schon seit 1854 fortgesetzte Ergänzungen und Berichtigungen zugewandt. So brachten die Jahre 1858 und 1859 folgende Nachträge: 1. Nördlicher und südlicher Sternhimmel in vorzüglicher Ausführung. 2. Erdkarte in Mercators Projection. Hier ist

noch besonders eine Uebersicht der christlichen Staaten und ihrer Colonien gegeben, ein in unsern Tagen so besonders wichtiger Punct. 3. Flufs- und Bergkarte von Deutschland. 4. Westindien und Central-Amerika. 5. Die sichtbare Seite der Mondoberfläche. 6. Deutschland und anliegende Länder, zur Uebersicht der Hauptstrafsen und Entfernungen. 7. Königreich Sachsen und Thüringen. 8. Palästina. 9. Südafrika mit Madagascar. Die Vorbemerkungen geben überall den nöthigsten Bericht über die benutzten Quellen, die sich in so vorzüglicher Art in der Anstalt von Justus Perthes zusammenfinden. — Die diesmalige Fortsetzung von 1860 enthält: 1. Das nordöstliche Deutschland. Von C. Vogel. 2. Die Preufsischen Provinzen Preufsen und Posen, nebst einer Uebersicht über den ganzen Preufs. Staat und einer (allerdings wenig ausgedehnten) Spezialkarte von Berlin. Vorzüglich deutlich ist die Darstellung der Flufssysteme und der Seen. Von C. Vogel. 3. Südaustralien im Mafsstabe 1 : 5.000.000 nach officiellen und authentischen Quellen von A. Petermann. Es ist dies dasjenige Gebiet des Continents, wo sich die Europäer am meisten und erfolgreichsten angesiedelt haben und eine Industrie entwickeln, die bis zur Reproduction von europäischer Kunst und Wissenschaft geht. Die Karte enthält manches wesentlich Neue, manches Andere, was wenigstens in Deutschland noch nicht publicirt war. Die Namengebung ist den englischen Quellen möglichst angeschlossen worden.

E. von Sydow, Methodischer Hand-Atlas für das wissenschaftliche Studium der Erdkunde. Neue Bearbeitungen aus dem Jahre 1861. No. 8. 9. 11. 13. 14. Gotha. Ebend. $\frac{1}{6}$ Thlr.

Die vorliegenden Karten enthalten Skandinavien, Grofsbritannien, Ireland, Holland und Belgien, die Iberische Halbinsel, die Osmanische Halbinsel und das Europäische Rufsland. Man kann sich kaum etwas Saubereres in der kartographischen Darstellung denken, als solche Bilder, wie diese. Ueber die Beihülfe des Prem. Lieut. a. D. Friederichsen und über die einzelnen sachlichen Fortschritte geben die Vorbemerkungen Aufschlufs. Ein besonderes Lob verdient es, dafs in diesen Bemerkungen auch diejenigen Gebiete bezeichnet werden, wo eine wünschenswerthe Genauigkeit des Wissens noch nicht erreicht werden konnte, oder wo sich seit der letzten für die Karte benutzten Angaben eine neue Veränderung zugetragen hat. Ueber die besondere Absicht und Bestimmung des Methodischen Hand-Atlas brauchen wir, da er seit 20 Jahren bekannt ist, wohl nicht mehr zu reden.

IX.

H. Kiepert, Wandkarte von Alt-Griechenland. 9 Blätter. Mafsstab 1 : 500,000. Berlin 1860. Dietrich Reimer.

Von Ober-Tertia an ist in unsern Gymnasien keine Karte nöthiger, als die von Alt-Griechenland. Mit ihr mufs sich der Schüler, wenn wir mit dem Heimischwerden im Alterthum mehr als Redensarten im Sinne haben, völlig vertraut machen. Es ist daher unsere Pflicht, auf die neue Bearbeitung einer freilich wohl in allen eini-

germafsen ausgestatteten Gymnasien bekannten, trefflichen Karte von Alt-Griechenland wenigstens aufmerksam zu machen. Ueber die Verschiedenheit der neuen Bearbeitung von der ersten sagt der Verfasser Folgendes:

„Die Karte zeichnet sich vor der von demselben Verfasser in wenig gröfserem Mafsstabe, sonst in ähnlicher Fassung vor einem Jahrzehnt in Weimar herausgegebenen, nicht allein durch Sauberkeit, Klarheit und Schärfe der lithographischen Ausführung aus, sondern auch in philologisch-antiquarischer Beziehung durch zahlreiche Berichtigungen in den die alten Ortslagen, Flufs- und Insel-Benennungen betreffenden Angaben mittelst sorgfältiger Benutzung aller neueren Forschungen auf diesem Felde, in topographischer Grundlage und Terraindarstellung aber durch Eintragung zahlreicher Höhenangaben in englischem (dem altgriechischen ziemlich gleichkommenden) Fufsmafs und durch Benutzung aller seit einem Jahrzehnte besonders in englischen und französischen Arbeiten ans Licht getretenen neuen kartographischen Bereicherungen und Berichtigungen. Dahin gehört namentlich die richtigere Zeichnung der Hydro- und Orographie der nördlichen Gebiete auf europäischer Seite (Illyrien, Macedonien, Thracien) nach den umfassenden Arbeiten von Viquesnel, die Berichtigung des Bodens der alten Landschaften Dolopia, Acarnania, Aetolia und der Cycladischen Inseln, nach der vom französischen Generalstabe vollendeten Kartenaufnahme des griechischen Königreiches; die richtigere und schärfere Zeichnung aller übrigen Küsten und Inseln des aegaeischen Meeres nach den seit jener Zeit erst publicirten Aufnahmen der britischen Admiralität, mit alleiniger Ausnahme der noch nicht im Druck erschienenen südlichsten Inseln: Astypalaea, Carpathos, Casos, Creta, (die vor kurzem, nach der druckfertigen Vollendung dieser Karte erschienene östliche Hälfte der neuen englischen Aufnahme von Creta wird zur schärferen Wiedergabe der Contouren und des Terrains nicht gut eher benutzt werden können, bis auch — dem Vernehmen nach erst in einigen Jahren — die westliche Hälfte davon vorliegen wird); endlich zahreiche Berichtigungen im Innern Klein-Asiens nach dem darüber aus neueren Reiseberichten vom Verfasser gesammelten und verarbeiteten Materiale.“

X.

Ge. Thudichum, Beurtheilung der Schrift „Sophokleisches“ in dem Rhein. Museum XVII, S. 393—406.

Je erfreulicher es uns gewesen sein würde, das Wort eines eben so unparteiischen als einsichtigen Beurtheilers über unsre bezeichnete Schrift zu vernehmen, desto mehr haben wir zu bedauern, dafs uns durch die in genanntem Museum erschienene Recension dieser Schrift das uns Erfreuliche nicht in gewünschtem Maafse zu Theil geworden. Der Sache wegen halten wir uns für verpflichtet, die mindernden Gründe in Kürze zu entwickeln.

Es mufste uns nämlich sofort bedenklich machen, wenn jene Recension so ziemlich von vorn herein G. Hermann darin Recht behalten läfst, dafs er den Philoktetes in der Sophokleischen Tragödie für

unschuldig erklärt trotz Aristoteles und Lessing, „wofern" sie das Gegentheil sagen sollten. Dies Letztere freilich durfte ihm nicht im mindesten zweifelhaft scheinen, da ihm ja doch unmöglich verborgen geblieben, wie ersterer in seiner Poetik sich über das Wesen der Tragödie ausspricht, und letzterer schon in seinem Laokoon die Wunde des Philoktetes wegen des mehr als natürlich darin tobenden Giftes ein göttliches Strafgericht nennt. Er gesellt sich indessen zu Fr. Zimmermann, der (vgl. Sophokl. S. 110) keinerlei tragische Schuld in das Schicksal des Philoktetes sich hineinflechten läfst und behauptet, es brauche keiner Beweise, dafs Sophokles nicht an irgend eine Verschuldung seines Helden dachte. Wenn aber Z. sich für eine solche Schuldlosigkeit auf den alleinigen Philoktetes als das einzige Stück unter den erhaltenen des Dichters beschränkte, so geht unser Rec., der sich übrigens S. 307 auch zu dem Prinzip Z.scher Ehre bekennt, weit darüber hinaus, indem er S. 405 nicht allein an Oedipus, Antigone und Philoktetes keine Schuld haften sieht, sondern da er den Oedipus sich selbst strafen läfst, ohne es zu verdienen, und ebenso ohne Zweifel den Aias, wie die Deianira, lediglich die Mörder in der Electra, also die Electra selbst und ihren Bruder Orestes von der Schuldlosigkeit kann ausnehmen wollen, wobei er freilich nicht beachtet, dafs letzterer, während er bereitwilligst der Schwester zur Ausführung ihres Vorhabens behülfliche Hand leiht, von den Göttern dazu sich angetrieben erklärt (El. V. 70). Auch entgeht ihm, dafs er durch eine solche Ausnahme mit sich selbst in Widerspruch gerathen würde, wenn er jene Mörder als „Arge" aus Unglück zu Glück gelangen liefse, es sei denn, dafs er auch für sie, als doch einmal gültig scheinende Aushülfe, wie für den Philoktetes, vorzöge, alle Berufung auf den Aristoteles nach S. 398 zurückzuweisen. Wie dem aber auch sein mag, die Gräfslichkeit (das Aristotelische μιαρόν, wonach ein Schuldloser tragisch leide) erscheint ihm als ein blofses Schreckbild, das er jedoch gern verschwinden lassen möchte, und damit glaubt er zu Rande zu kommen, wenn er meint, darthun zu können, dafs nach des Aristoteles bestimmtem Zeugnisse Sophokles auch sonst ein μιαρόν begehe. Die bekannte Stelle Poet. 14 dolmetscht er ziemlich unverständlich, wenn nicht unrichtig. Indessen findet Aristoteles wirklich ein μιαρόν in den Worten des Hämon zum Kreon (Antig. 751). Es fragt sich, wie es damit gemeint sei. Aristoteles nennt es „nicht tragisch". Daher mache es kein Dichter so aufser in seltenen Fällen. Man beachte wohl. Aristoteles mifsbilligt diese Art des Gräfslichen nicht schlechthin, sondern läfst sie vielmehr, wiewohl in wenig Fällen, gelten. Einen solchen führt er an aus dem Sophokles, den er darum nicht tadeln, sondern für die Anwendung dieser Gräfslichkeit wie eine Art von Muster wol gar beloben will. Wir verweisen hier auf Ad. Stahr, der in seiner Note zu Aristot. des weiteren ausführt, wie jene Anwendung als berechtigt von dem Philosophen anerkannt worden. Gelingt es nun unserm Rec. nicht, das μιαρόν da aus dem Wege zu räumen, wo es nur ausnahmsweise seinen Platz behauptet, so wird es dort eine desto gesichertere Stelle einnehmen, wo es unbedingt Verwerfliches bezeichnet. Das findet aber dann statt, wenn Personen von unsträflicher Gesinnung wie That als gestürzt in unverdientes Unglück dargestellt werden. Der Rec. unterscheidet gar nicht das Gräfsliche einer einzelnen That, die von einer tragischen Person in dem höchsten Grade leidenschaftlicher Aufregung nur als augenblicklich eingegebener Vorsatz angedeutet, nicht vollbracht wird, von dem Gräfslichen eines Schicksalswechsels, das von dem Helden einer Tragödie fern zu halten, insofern dieser nur durch einen Fehl-

tritt (ἁμαρτίαν), wenn auch einen bedeutenderen (μεγάλην), aus Glück in Unglück gerathen sein kann. Darauf hält Aristoteles mit solcher Entschiedenheit, dafs, was immer noch nicht hinlänglich erwogen wird, er, dem die tragischen Erzeugnisse der Nationaldichter vollständig und genau bis zur Möglichkeit einer so eindringenden, wie umfassenden Beurtheilung bekannt waren, auch nicht Eine Ausnahme zu machen weifs, die er um so weniger würde verschwiegen haben, je mehr Gewicht sie ihm für die Bestimmung des Charakters einer ganzen Dichtgattung gehabt haben möchte. Unserm Rec. „begeht" nun nicht blofs Sophokles ein μιαρόν, sondern ergiebt sich daraus zugleich die Folgerung, dafs „so" — man traut seinen Augen kaum — das Schreckbild der Gräfslichkeit „gänzlich verschwinde". Verschwinde gerade da, wo Aristoteles die letztere „mit bestimmtem Zeugnisse" als vorhanden bekundet, auch wenn er damit in Wahrheit keinem Tadel des Dichters etwa hätte Ausdruck geben wollen? Sei dem aber, wie ihm wolle, unser Rec. hat es schon vorher unternommen, das Gräfsliche aus der Lage eines tragischen Helden bei Aristoteles gründlich zu verbannen. „Das Unglück dieser Lage, heifst es, als Strafe anzusehen und namentlich als verhältnifsmäfsige Strafe, kann ihm nicht eingefallen sein, da er das Mitleid für die Unverdientes Leidenden in Anspruch nimmt, und mit Recht." Dadurch giebt denn der Rec. unverhohlen genug zu erkennen, dafs er, sowie er den eigentlichen Gegenstand tragischen Mitleids nicht zu kennen scheint, so auch überhaupt bei Keinem der tragischen Helden von Schuld etwas wissen will; wodurch er denn die mit „den Mördern" in der Electra scheinbar gemachte Ausnahme von jenen Helden bei Sophokles als ganz unschuldigen Leuten bestimmter noch wieder zurücknimmt, als wenn er aus dem nämlichen Grunde, wie bei dem Philoktetes (s. o.), auch dort nicht für zulässig erachtet hätte, sich auf den Aristoteles zu berufen.

Fragen wir jedoch hier, wo wir dieser Nichtberufung schon wiederholentlich gedenken, zuvörderst ein wenig näher nach, was es mit derselben doch solle zu bedeuten haben. Es gewinnt allerdings das Ansehen — und wir meinen uns nicht zu täuschen —, als glaube der Rec., dafs Aristoteles in seiner Poetik der Tragödie mit glücklichem Ausgange absichtlich gar nicht gedacht, weil er sie unbedingt verworfen habe. Er hat ihrer indefs dennoch Erwähnung gethan Poet. 7, 12, wol auch 11, 4, besonders aber Kap. 13, wo er freilich als die schönste (καλλίστη) Tragödie bezeichnet, in welcher ihren Helden das Schicksal trifft, entweder zu leiden Furchtbares, oder zu thun, und als eine Tragödie zweiten Ranges, wo für die Besseren ein Schicksalswechsel aus Unglück in Glück eintritt. Von Manchen, setzt er hinzu, wird diese eine Tragödie des ersten Ranges genannt wegen Schwäche der Zuschauer, denen sich die Dichter nach Wunsch fügen. Zu seiner Definition der Tragödie aber entlehnt er natürlich die Merkmale von der Tragödiengattung, welche ihm für die schönste gilt, weil sie die am meisten tragische sei, und dafür, dafs sie dies sei, liefert er den faktischen Beweis, dafs sie als solche auf den Bühnen und bei Kunstwettstreiten den Preis davon trage. Auch ist ihm klar, dafs Euripides, wenn auch in Anderem zu tadeln, doch im Tragischen den Vorzug vor den übrigen Dichtern verdiene, und man ihm mit Unrecht den Vorwurf mache, dafs so viele seiner Tragödien ein unglückliches Ende nehmen.

Und so möchte es schon nach dem Gesagten an Grund nicht fehlen für eine Berufung auf den Aristoteles, den ungeschmälerten freilich und richtiger aufgefafsten, als wir es bei dem Rec. finden. Jener

Grund aber dürfte an Bedeutsamkeit wachsen, wenn wir auf der oben angezogenen S. 398 lesen, der Philosoph wolle überhaupt keinen ἀνὴρ ἐπιεικὴς unglücklich werden sehen; von der ἁμαρτία sei keine Rede, die ja doch auch ein solcher Mann begehen könnte; denn dieselbe stehe blofs „der Argheit" gegenüber. Für den Sinn des ἐπιεικὴς aber verweist bereits die vorhergehende S. 397 auf Arist. Eth. 6, 11. Dort sollen die ἐπιεικεῖς als Leidenschaftlose erklärt werden. Davon trifft man jedoch an jener Stelle keine Spur an, und man wüfste hier auch gar nichts damit zu machen. Der Rec. hätte schon aus H. Steph. Thes. die Stelle Eth. 9 entnehmen können, wo aus dem Gegensatze μοχθηρὸς und φαῦλος die Bedeutung des σπουδαῖος hervorgeht. Vgl. 8, 12, wo Mann und Frau in ihrer Verbindung auch δι' ἀρετὴν sich fördern können, wenn beide ἐπιεικεῖς sind. Einiges über das Wort ist schon ausgesprochen Sophokle S. 239. Was dann gegen unser Urtheil über Schneidewin gesagt werden soll, ist nicht wohl begreiflich. Denn gerade das, was der Rec. als Meinung des Philosophen über den ἀν. ἐπιεικὴς angiebt, dafs er überhaupt einen solchen nicht wolle unglücklich werden sehen, eben dieses begründete meinen Tadel Schn.'s, indem derselbe einen Mann der Art in dem Philoktetes „ohne alles Verschulden so unglücklich leidend werden lasse". Dem Aristoteles ist ἐπιεικὴς der seiner wesentlichen Beschaffenheit nach Gute, auch ὁ ἀρετῇ διαφέρων καὶ δικαιοσύνῃ genannt, entgegen dem μοχθηρὸς, der auch σφόδρα πόνηρος heifst, der tragische Held aber ὁ μεταξὺ τούτων, der nicht διὰ κακίαν καὶ μοχθηρίαν, sondern δι' ἁμαρτίαν τινὰ und zwar μεγάλην unglücklich wird, nicht aber auch, was der Rec. zu verantworten hat, nach zufälligem Belieben der Götter.

Was der Rec. von jener Aristotelischen Mitte so eigentlich gehalten, dürfte schwer zu errathen sein. Er nennt den Philoktetes (S. 398) einen von jenen „Mittleren", giebt aber zugleich zu, dafs er wegen „einer Versündigung" krank geworden sein könnte. Hätte er denn durch eine solche nicht eine Schuld auf sich geladen und damit eine Strafe verwirkt? Das irrt jedoch unsern Rec. nicht, und zwar wol um so weniger, als er wähnte, sich dafür auf den Aristoteles selbst stützen zu können, der ja das Mitleid für „die Unverdientes Leidenden" in Anspruch nehme und mit Recht. Abgesehen nämlich davon, dafs Rec. mit Unrecht das Mitleid überhaupt beschränken will auf ein nur für den schuldlos Unglücklichen sich regendes Mitgefühl, bedenkt er nicht, dafs Aristoteles ja das Leiden eines solchen ausdrücklich als ein μιαρὸν aus seiner Tragödie verweist, und dafs folglich mit seinem ἀνάξιος durchaus ein anderer gemeint sein müsse, und zwar ein so gearteter, dafs er eine wenn auch noch so grofse ἁμαρτία begangen, ähnlich der des Oedipus, welche dieser jedoch selbst bei aller Selbstanklage von dem ὄνειδος freispricht Oed. a. Kol. V. 967, dafs er also durch Fehltritt, nicht διὰ κακίαν καὶ μοχθηρίαν, und insofern „unverdient" (nicht „unschuldig", wie Stahr schon wohl unterschied) in das Elend gerathen.

Unserm Rec. freilich kann der ἀνάξιος nur einen Unverschuldeten bedeuten. Wissen wir doch von oben, dafs dem Aristoteles alle tragische Personen als unschuldige Leute erschienen sein müssen, weil er durch die Tragödie mit Recht das Mitleid für sie in Anspruch nehme, was ihm nicht hätte einfallen können, wenn ihr Unglück als Heimsuchung ihrer Schuld zu betrachten gewesen. Da mag Rec. denn nur zusehen, wie er den Philosophen, den er S. 398 die reinen, ruhigen, nur von der Vernunft geleiteten Charaktere nicht für tragisch halten läfst, worin ihm Jedermann Recht geben werde, mit sich selbst in Uebereinstimmung bringe, und wie er den grellsten Wider-

spruch mit eigenen unreimbaren Behauptungen beschwichtige. Die ἁμαρτία beunruhigt ihn dabei nicht weiter. Von einer solchen, sagt er, ist keine Rede, die ja doch auch ein ἀνὴρ ἐπιεικής begehen könnte (womit er allerdings aber den Charakter des von Aristoteles so bezeichneten einbüfsen würde). Denn dieselbe, fügt er gleichsam begründend hinzu, *stehe blofs der Argheit gegenüber*, wofür wir leider bekennen müssen, in Zusammenhang wie Beziehung des Verständnisses zu entbehren.

Wenden wir uns darum vielmehr noch zu einigen andern zwar mehr verstandenen Punkten, mit denen wir uns jedoch nichts weniger, als deshalb mehr einverstanden erklären können, bemerken dabei aber ausdrücklich, dafs wir noch Anderes ohne Zustimmung auf sich beruhen lassen, um nicht unsere nur beiläufigen Aeufserungen zu der volleren Breite einer unbeabsichtigten Antikritik auszudehnen.

Zu S. 394 müssen wir die Notiz wiederholen, die wir in unsrer Schrift S. 33 bereits gegeben, dafs die Conjectur, nach welcher in der Stelle bei Plut. über des Sophokles Dichterbildung ἀυτοῦ statt αὐτ. zu lesen, ursprünglich von Ed. Müller (nicht von Bergk) herrührt. Dafs aber durch sie in jener Stelle „alles verständlich *erscheine*“, wird Jedermann, hoffen wir, je gründlicher er das von *uns über sie* Gesagte (S. 29 ff.) seiner Prüfung wird unterwerfen wollen, nur desto unzweifelhafter sich genöthigt sehen in Abrede zu stellen. Der Rec. versichert uns, ohne durch irgend etwas wankend zu werden, die von Sophokles selbst unterschiedenen Entwickelungsstufen — er läfst ihn zuerst über den Schwulst des Aeschylos „scherzen“, sodann über das Herbe und Künstliche seiner eigenen „Zurichtung“ — hätten wir nicht in den von ihm vorhandenen Stücken zu suchen, oder in den *verlorenen* vorauszusetzen, sondern er hätte sie (bereits) durchmessen, als er zuerst aufgetreten und seine Dramen zur Aufführung gebracht. Wie sich doch der Rec. die Sache so ungefähr mag vorgestellt haben! Wir können kaum anders denken, als dafs er annehme, Sophokles habe sich in aller Zurückgezogenheit durch dichterische Privatversuche, durch nicht etwa blofs entworfene Skizzen, sondern ausgeführte, der Stufenfolge seiner Dichterbildung entsprechende Tragödien *intra parietes* vorbereitet mit späterer Vernichtung der Früchte seiner Vorbildung, von denen auch das unbedeutendste Bruchstück spurlos verschwunden. Wie unangemessen eine solche Auffassung an sich schon erscheinen möchte, bestimmter noch widerspricht derselben die präsentische Form des μεταβάλλειν, die wegen des beigefügten ἤδη weniger leicht in den Aorist zu verwandeln, den Dichter also noch damit beschäftigt vorführt, auf der dritten Stufe sich festzusetzen, nicht als habe er eine dritte Art des Ausdrucks schon angenommen. Hierzu rechne man die Mifsgriffe im Verständnisse, wie wenn er das διαπαίζειν zu einem blofsen Scherzen über den Schwulst des Aeschylos abschwächt, was er sich, sprachwidrig auch so gemildert, schwerlich gegen den grofsen Vorgänger erlaubt haben würde, zumal um damit, man denke, die ganze erste Bildungsperiode seiner Dichtergabe auszufüllen. Vgl. Sophokle. S. 30. Und soll er dann gar den Spott auch über die eigene „Zurichtung“ den Lauf der zweiten Bildungsbahn hindurch noch fortgesetzt haben, so werden wir uns wohl der Mühe überheben dürfen, auf die daraus in die Augen springenden Seltsamkeiten noch besonders hinzuweisen. Möchte dergleichen aber zugleich kein unerhebliches Moment gegen das vermuthete ἀυτοῦ abgeben und dadurch diese unscheinbare Textveränderung, „die kaum eine ist“ — obwohl danach Sophokles auch sich selber „durchziehen“ würde? — nur um so unhaltbarer werden, so würde dafür Lessings

Bedenken, wie Sophokles über den verehrten Aeschylos gespottet haben sollte, an Gewicht gewinnen. Nimmt man hierzu dann, dafs, wenn Sophokles über den Schwulst des Aeschylos auch nur gescherzt haben soll, darin ja an sich nicht liegen kann, dafs er ihn anfänglich **nachgeahmt**, dafs ferner ziemlich unbegreiflich bleibt, wie das wenn auch nur durch Scherz darüber sich kund gebende Anerkennen von Fehlern der eigenen Natur sich vertragen könne mit einer fortgesetzten Pflege derselben, dafs aber namentlich das angebliche **Herbe** wol mehr als problematisch, das **Künstliche** jedoch in der Dichternatur des Sophokles gänzlich zu leugnen sein möchte, so wird das Verwerfliche der Erklärung des Rec. immer einleuchtender zu Tage treten müssen. Endlich aber können wir nicht umhin, auf das verfehlt Scheinende im einzelnen Ausdruck einen Fingerzeig zu geben. Das λέξεως εἶδος hatte wol Ed. Müller schon richtiger für den Kunststyl genommen. Rec. dolmetscht es durch Ausdruck oder Diction, deutet dann das Künstliche als das **zu sehr Gedachte der rhetorischen Zurichtung**, was als etwas **Herbes** der Milde seines Wesens entgegengestanden; wobei wir denn jedem unbefangenen Leser überlassen können, sich das Seinige zu denken.

Was eine Frage des Rec. S. 399 so eigenlich besage, damit will es nicht sonderlich zur Klarheit kommen. Unsre Schrift hatte S. 149 von einer gewissen Nähe gesprochen, in welcher Sophokles zu der fast noch kindlichen Frömmigkeit des Herodotos stehe. Man sei freilich gewohnt, diesem noch rohere Vorstellungen aufzubürden, wie sich dergleichen in mitgetheilten Aeufserungen geschichtlicher Personen über den tückischen Neid der Götter ausspreche. Da habe nun Valckenaer, um allen Anstofs aus dem Wege zu räumen, nachzuweisen versucht, dafs φθόνος gleichbedeutend sei nicht allein mit νέμεσις etc., sondern auch mit δίκη und θεός, womit wir jedoch nicht durchaus einverstanden sein könnten. Mit der νέμεσις freilich lasse auch Sophokles in der Electra den φθόνος als gleichgeltend vertauschen. — Wenn nun Rec., der uns gelegentlich belehrt, dafs φθόνος die (in Republiken so mächtige) „Abgunst" heifse und φθονέω ich mifsgönne oder „verwahre" (?), fragt, woraus das folgen solle; der Dichter müfste doch nicht immer beide mit einander nennen; so müssen wir eingestehen, schlechthin nicht zu wissen, wie es mit dieser Frage gemeint sein solle. Denn gefolgert aus allgemeinen Gründen, sofern nicht etwa hermeneutische ins Spiel kämen, kann da nicht werden, wo ein thatsächlicher Wortgebrauch nur geschichtlich zu ermitteln oder zu erhärten. Ungefähr eben so unverständlich bleibt uns, wie durch Unterscheidung zweier Stellen, von denen die eine mit einem von schon gereinigter Vorstellung ausgehenden Worte bezeichnet, was die andere mit einem von noch mangelhafterer Entwickelung zeugenden Ausdrucke zu erkennen giebt, der letzteren, hier im Philoktetes, ihr Werth geschmälert werde. Oder legte denn wirklich der Rec. einer Bezeichnung der zweiten Art einen absonderlichen, wol gar höheren Werth bei, als einer der ersten? — So etwas von Altgläubigkeit, wovon Rec. nichts eben wissen will, stöfst uns auch in der Erwähnung der Moira auf Philokt. 1466, zumal Herakles nur so eben die himmlischen Sitze verlassen hatte, um dem Freunde die Beschlüsse des **Zeus** zu verkündigen, obgleich wir jene Erwähnung für unverfänglicher halten, als die Aufforderung des Philoktetes, zum Dämon des Neides zu flehen (V. 776), einer der gehässigsten und ungöttlichsten Gemüthsrichtungen, so dafs ein Anrufen des Phthonos keinesweges gleichzustellen der blofsen Nennung einer Schicksalsgöttin mythischer Vorzeit. Und dazu müssen wir endlich uns sagen lassen, dafs

„diese ganze Annahme aus dem Vorurtheile von der Verstocktheit des Helden fliefse“. Dafs eine Ueberzeugung, die nicht widerlegt worden, da es nicht eben Sache des Rec. ist, sich mit Widerlegungen zu befassen, ihm eine blofse Annahme heifst, können wir eher ohne Weiteres hinnehmen, als dafs eine solche ganz fliefsen soll aus der angeblich völlig unlauteren Quelle. Wir möchten wenigstens die Herleitung genauer kennen lernen, um die Kunst lückenloser Bündigkeit darin zu bewundern. Was aber die Leiden des Herakles anbetrifft, so läfst der Dichter ihn, selbst sie als Schickungen (τύχαι) betrachten, als Mühen (πόνοι), die er durchzukämpfen gehabt, um göttlicher Herrlichkeit theilhaftig zu werden — wir würden die Stelle dem Rec. noch besonders zur Beachtung empfehlen, wenn er nicht auch ohne sie mit seinem Urtheil über den Sophokleischen Herakles schon fertig geworden wäre —, und diese Herrlichkeit versichtbart er durch seine Erscheinung. Wir erklärten uns in unsrer Schrift gegen eine uneigentliche Auffassung des Unsterblichen, wie wenn man von unsterblichem Ruhme oder Aehnlichem redet. Der Rec. belehrt uns so etwa, dafs man sieht, was erscheint. Wir möchten fast glauben, seine Leser würden es ihm mehr verdankt haben, wenn er ihnen darüber Aufschlufs gegeben, durch welche Mittel die attische Bühne unsterbliches oder göttliches Wesen zur Anschauung gebracht hätte.

Wir gelangen zu einer Stelle des Philoktetes, in welcher wir einen Höhenpunkt nicht blofs dieser Tragödie, sondern der Dichtung des Sophokles überhaupt erblicken, einen Quellpunkt gleichsam des geistigen Lebens, das alle Schöpfungen des Dichters durchdringt und trägt, wir meinen die Verse 1442—3, indem wir 1443 für eingeschoben halten (vgl. Sophokle. S. 178. 309—10). Der Rec. versucht mit den Versen gar behende umzuspringen. Der zuletzt bezeichnete ist ihm „offenbar zur Deutlichkeit und zum wohllautenden Abschlufs unentbehrlich“. Liest er aber V. 1443 *οὐ γὰρ ἡ εὐσέβεια*, wie er es wenigstens für die erste Ausgabe seiner Uebersetzung gethan, so dürfte V. 1444 zunächst als überflüssige Wiederholung sich aufdrängen. Stände es dann aber einem Dichter, zumal dem Sophokles, an, einen bildlichen, im Zusammenhange wohl verständlichen Ausdruck durch Hinzufügung eines unbildlichen sogleich mehr zu verdeutlichen, und zwar dergestalt, dafs er dabei einen so bedeutsamen Zug wie hier das Mitsterben mit schon Gestorbenen, oder wol auch für den Augenblick noch Lebenden sogleich fallen lassen mufste? Wir denken, nein; und das rein Subjective eines dem Ohre des Kritikers wohllautenden Abschlusses kann doch da eben nichts verschlagen, wo lediglich allgemeine Gründe vermögen sich geltend zu machen. Könnte nun ein ziemliches Uebermafs von Dreistigkeit die Stelle einer Widerlegung vertreten, so würde ich mir ohne Einrede gefallen lassen müssen, dafs, was ich über die *εὐσέβεια* behauptet als die einzige Tugend, die nach unserm Dichter der Mensch in sein Jenseits mit hinübernehme, dermafsen „schief“ sei, dafs dies „keines Beweises bedürfe“. Sehen wir uns dann ein wenig schärfer um, wodurch doch die so auffallende Schiefheit sich gestalten solle, so wird dies damit angedeutet, dafs wir V. 1443 *οὐ γὰρ* lesen. Warum wir diesem Dawesischen Vorschlage, den wir als eine Textverbesserung ansehen, beipflichten, haben wir im „Sophokle.“ dargelegt. Demgemäfs läfst der Dichter den Zeus alles Uebrige geringer achten als die Gottseligkeit, und fügt den Grund dafür hinzu, weil sie allein nicht sterbe mit dem Menschen, sondern ihn in das Jenseits hinüber begleite. Das dünkt uns hinlänglich gerade zu stehen, und müssen wir leider fürch-

ten, der Rec. leide zu Zeiten an einem Augenübel, mit welchem er auch das Geradeste schief sieht.

Etwas schlimmer noch verhält es sich mit der Auffassung der Worte des Boten, der in der Antigone (V. 1155 ff.) über die Selbstentleibung des Hämon zu berichten hat. Denn gegen das, was Sophokle. S. 182 über den die ergriffene Antigone dem Kreon gestellenden Wächter gesagt worden, weifs er nichts vorzubringen. Aber falsch sei, läfst er sich dann vernehmen, was von dem Boten behauptet worden. Denn dieser spreche nur aus, dafs alle (dem Könige noch bleibende) Herrlichkeit ein Schatten des Rauches sei gegenüber der Freude, die er verloren habe, der Freude an seinem Familienglück, der edlen Gattin, dem blühenden Sohne. Das klingt ganz rührend. Nur Schade, dafs davon im Texte so eigentlich keine Sylbe zu lesen. Denn selbst der blühende Sohn wird durch V. 1164 kaum angedeutet. Die Freude aber an der edlen Gattin läfst Rec. den Gemahl ein wenig zu früh einbüfsen. Sie lebt ja noch, als der Bote vom Tode des Sohnes meldet. Und dazu bedenke man, dafs der Bote als wesentlich gleichgesinnt dem vor ihm auftretenden Wächter erscheinen möchte. Beide sind Sklaven, beide auch innerlich δουλεύοντες ἡδονῇ (Plat. Phädr. 238) und vermöge der Ethopöie des Dichters von Einem Charakter, dem man vergebens versucht, ich weifs nicht was edel Gedachtes und Empfundenes einzuimpfen.

Mit Uebergehung mancher Einzelnheiten, welche der Subjectivität des Rec. eben nicht zusagen, ja wol gar unsagbar scheinen, bei einer unbefangenen Prüfung unsrer Schrift aber sich von selbst erledigen möchten — wir verweisen Beispiels halber auf die Vergleichung des Hieron mit Philoktetes bei Pindar — beschränken wir uns darauf, nur noch ein paar Punkte kurz zu unserm besonderen Augenmerke zu machen.

An Philoktetes haftet, wie wir aus der ausdrücklichen Aeufserung von oben her erinnern, ebenso wenig, als an Oedipus und Antigone, eine Schuld, und dazu heifst es, Sophokles sei kein Religionslehrer, sondern ein Dichter und einer von der ächten Art, der die Menschen schildere, nicht wie sie sind, sondern wie sie, bei aller Mangelhaftigkeit, sein sollten, ideal, mit grofsen und starken Eigenschaften, Tugenden und Fehlern. Haben wir diese letzteren nun keineswegs als blofs negativ zu denken, sondern auch als positiv sich bethätigend, somit sich verschuldend und dadurch Strafe verwirkend, so verfällt Rec. in unausgleichbaren Widerspruch mit sich selbst und wird sich gegen ein Büfsen des tragischen Helden im Allgemeinen nicht sträuben dürfen. Thut er es aber dennoch, so ergiebt sich daraus der wesentliche Grund unseres abweichenden Urtheils über den Philoktetes. Der ist ihm keineswegs ein Mann von Eisen, was Lessing immer wieder nachgesprochen werde, sondern tief empfindend, die Natur liebend etc. Er zweifle in Augenblicken der Gereiztheit an den Göttern, oder rede doch so wie einer, der zweifle. Aber diese müfsten auch selbst erscheinen etc. Und wie er nun seinen göttlichen Freund (den Herakles) nur gekommen sehe und sein Wort vernommen habe, sei Alles vergeben und vergessen, eben weil er nicht starrsinnig sei, sondern weil er grofs und tief empfinde, während Alltagsmenschen ihn nicht verstehen könnten. Ob unserm Rec. wol möchte glaubhaft scheinen, dafs es etwas eigenthümlich Beruhigendes haben dürfte, in Gemeinschaft mit einem Lessing seinen Alltagsmenschen beigezählt zu werden?

Wir gelangen zu dem letzten Punkte, bei dem wir noch ein wenig verweilen. Rec. nämlich möchte am Ende noch wissen, warum man

so oft nur ausschliefslich nach der Idee eines Stückes frage. Die so gefafste Frage klingt etwas seltsam, und man ahndet sogleich, dafs er zumal von dem ausschliefslichen Gegenstande derselben nichts sonderlich halte. Auch täuscht man sich nicht. Er läfst sich gefallen, dafs die Tragödie nach Aristoteles als Drama eine Handlung und der Charakter der Träger einer solchen sei. „Aber welcher Dichter, fragt er, mache ein Schauspiel nach einer Idee?“ Nun da sollten wir meinen möchte er überraschende Antworten von den Dichtern entgegen zu nehmen haben, wenn er sich nicht zuvor über das Wesen der Idee mit ihnen ein wenig zu verständigen versucht hätte. Sie könnten ihm wol gar erwiedern, in der von ihm zugestandenen dramatischen Handlung solle ja nur eine Idee reale Gestalt gewinnen. Der Charakter freilich wird ihm zu einer Person, und zwar zu einer wirklichen, soll man denken, wie Lessings Nathan, den man für die Incarnation der Toleranz ausgeben werde, und doch sei das Stück nach des Dichters idealisirtem Freunde Mendelssohn angelegt (S. 406). Also in der That wieder, wie schon oben Sophokles ideal schilderte, nach einer idealisirten Persönlichkeit, welche die Hauptfigur im Drama abgiebt? Idealisiren konnte ja aber der Dichter nur nach *einer Idee*, wie sie ein Lessing ohne Zweifel zu voller und scharfer *Bestimmtheit* in sich ausgeprägt hatte. Müfste hiernach nicht Rec. selbst anerkennen, dafs Lessing in seinem Nathan ein Schauspiel nach einer Idee gedichtet habe? Was als ähnlicher Aufschlufs über Goethe und Schiller beigebracht wird, kann hier füglich an seinen Ort gestellt bleiben, und beachten wir noch dafür lieber, dafs Rec. nicht gemeint sei zu leugnen, es lasse sich aus jedem Stücke des Sophokles ein Grundgedanke ziehen und also auch aus dem Philoktetes. Entspricht nun dieser Grundgedanke so ungefähr dem, was man Idee eines Stückes nennt als einheitlichen Geist, aus welchem man nicht allein das Ganze des dichterischen Erzeugnisses, sondern auch den einzelnen Theil des darin verwachsenen Organismus versteht, so wird es wol den Rec. nicht Wunder nehmen dürfen, dafs man danach vorzugsweise fragt. Soll dann aber, wie er gegen den Schlufs noch wiederholt, dem Philoktetes der Gedanke sicherlich nicht zu Grunde liegen, dafs der Held eine göttliche Strafe leide, so könnten wir ihm allerdings insofern Recht geben, als der Dichter ja nicht die Passivität eines Leidens göttlicher Strafe zu einer Bühnenhandlung oder dem Gegenstande dramatischer Darstellung machen konnte, wohl aber, wie jener Held, nachdem er gebüfst, bewogen worden, vor Troja zu gehen, um dort zu auserkorenem Werkzeuge göttlicher Verhängnisse zu dienen. Wäre der Rec. über solcherlei Dinge mit sich im Reinen gewesen, so würde er es für unmöglich in der Tragödie gehalten haben, dafs Philoktetes nach blofsem Gutdünken der Götter an der Fufswunde gelitten (S. 398), oder die göttliche Gerechtigkeit nur „angeblich“ bei Sophokles gewaltet habe (S. 399). Wir verweisen hier auf S. 11 u. 12 unsers „Sophokle.“ und bedauern zum Schlusse wiederholentlich, dafs wir bei der Grundverschiedenheit unsrer Ueberzeugungen, bei so mannigfach irrthümlichen, zum Theil sich widersprechenden Ansichten des Rec. von hier zur Frage kommenden Punkten, bei dem gänzlichen Hinweggehen über so manche für Sophokles, wie für die Sache der Griechischen Tragödie überhaupt uns von Belang scheinende Gegenstände uns aufser Stande befinden, in Herrn G. Thudichum einen berufenen Beurtheiler unsrer in Rede stehenden Schrift anzuerkennen.

Stettin. D. Hasselbach.

XI.

Hülfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht in Gymnasien. Von Lic. Dr. W. A. Hollenberg, Oberlehrer am Kgl. Joachimsthalschen Gymn. Fünfte Auflage. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1863. 8.

Vorrede. Eine Vergleichung der vorliegenden Auflage des Hülfsbuchs mit der vierten möchte ich durch einige Bemerkungen erleichtern.

Die beiden ersten Abschnitte, Kirchenlieder und Katechismus enthaltend, boten zu irgendwie erheblichen Aenderungen keinen Grund, nur ist ein Bibelspruch (unter No. 17 der 7.) vervollständigt worden. Auch der letzte Abschnitt, dessen Inhalt den Symbolen entnommen ist, hat keine Aenderungen erfahren. Dagegen ist in den dazwischen liegenden Abschnitten III—VI, obwohl in der Zählung der Paragraphen keine Störung einzutreten brauchte, eine ziemlich durchgreifende Revision vorgenommen worden. Es ist mir eine angenehme Pflicht, zu bemerken, dafs zu manchen Umbildungen der neuen Auflage mir Herr Director Dr. Bonnell hierselbst Veranlassung gegeben hat, indem dieser erfahrene Schulmann mir freundlichst die Bemerkungen mitgetheilt hat, welche er bei der praktischen Erprobung meines Buchs in seiner Prima zu machen Gelegenheit gehabt hatte. Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, dafs auch andere geehrte Amtsgenossen, die mein Buch ihrem Unterricht zu Grunde legen — und es sind ihrer ja nicht wenige —, mir in ähnlicher Weise ihren guten Rath für eine weitere Umgestaltung des Hülfsbuches zukommen lassen möchten. Wenn sich auch voraussagen läfst, dafs unter diesen von mir erbetenen Abänderungsvorschlägen auch solche sein werden, deren Aneignung durch den begrenzten Zweck des Buches, wie es einmal ist, oder durch meine individuelle Ueberzeugung verhindert wird, so ist doch mit gleicher Gewifsheit darauf zu rechnen, dafs sich eine werthvolle Förderung der Sache aus dieser freundschaftlichen Mitarbeit ergeben würde. Es versteht sich von selbst, dafs Herr Dr. Bonnell für die jetzige Gestaltung des Einzelnen in meinem Buche in keiner Weise verantwortlich erscheinen kann.

In dem III. Abschnitt war es mein Augenmerk, die aus dem alten Testament mitgetheilten Stellen dem Original mehr anzupassen, so jedoch, dafs auf Luthers Uebersetzung vielbenutzter schöner Stellen zurückgegangen wurde, wo dieselbe den Sinn nicht wesentlich verändert. Für diese Wiederherstellung der Vulgata sind Ps. 90 in §. 20 und Ps. 22 in §. 27 Beispiele; für das entgegengesetzte Verfahren fand sich bei weitem öfter Veranlassung, namentlich in den messianischen Weissagungen. In dieser Beziehung hebe ich noch hervor, dafs mit Hinweglassung mehrerer kleinerer Stellen aus Jesaias jetzt die ganze Stelle Jes. 52, 13 bis 53, 12, von der früher nur 6 Verse dastanden, ausgedruckt worden ist. Es schien mir natürlich, gerade an solchen wichtigen Stellen dem Original die gröfsere Ehre zu geben.

Sodann mufste ich endlich der Nothwendigkeit nachgeben, für die „Einleitung" in die Bücher des Alten und Neuen Testaments mehr Stoff zu bieten. So ist §. 44 ganz umgearbeitet und ebenso im Neuen Testament §. 91 beträchtlich erweitert. Es liegt in dem Zustande der gegenwärtigen Schriftforschung, dafs eine solche Erweiterung die überlieferte Ansicht von der heiligen Schrift leicht stört. Dr. Kahnis ist in seiner Dogmatik dafür ein ebenso charakteristischer Zeuge, wie

Dr. Delitzsch in seinem neuerdings geschriebenen Aufsatz („Darf Luthers Bibel unberichtigt bleiben?“ Zeitschrift für luther. Theologie und Kirche. 1863, I.) für die gewissenshalber nothwendige Aenderung unserer ehrwürdigen Volksbibel. Die Aufgabe des Religionslehrers wird durch eine unbefangene Anerkennung von Resultaten biblischer Kritik allerdings erschwert, aber auch wiederum erleichtert, wenn er durch sein Gewissen an den Einklang aller Wahrheit gebunden ist und an die Zukunft der Zöglinge denkt. Der unerfahrene Lehrer kann dabei wohl in eine Praxis gerathen, welche in diesen kritischen Fragen stecken bleibt und nicht zum Leben selbst durchdringt; es fragt sich freilich, ob er dadurch mehr schadet, als wenn ein anderer vor lauter Garantien der Rechtgläubigkeit den religiösen Factor der eigenen Ueberzeugung nicht genügend entwickelt. Bei der Vertrauensstellung aber, die wir Religionslehrer inne haben, wird ja ohnehin Niemand die Pflicht ernster Besonnenheit, ich möchte sagen die Pflicht der Seelsorge an den Schülern verkennen wollen.

In der Kirchengeschichte habe ich hauptsächlich wiederum Ausscheidung des verhältnismäfsig entbehrlichen Stoffes erstrebt.

Dagegen trat in der Glaubenslehre eher eine Bereicherung der Paragraphen als wünschenwerth hervor. So besonders in der Lehre von dem Menschen §. 164, der Vorsehung 165, der Sünde 166 und 167. Die ethischen Paragraphen 184—186 haben an Uebersichtlichkeit und Klarheit, wie ich meine, mehrfach gewonnen, obwohl ich gestehe, dafs sie mir auch so noch nicht genügen. Vielleicht gelingt es ein anderes Mal, eine Umschmelzung dieses Theiles vorzunehmen.

Ich schliefse hier die Vergleichung der neuen Auflage mit der vorangegangenen, und spreche nur noch die Hoffnung aus, dafs mein Streben nach Fortbildung dieses Buches nicht zu weit hinter der Dankbarkeit zurückgeblieben ist, zu der mich die wohlwollende Aufnahme desselben in so vielen höheren Schulen verpflichtet.

Berlin, im Februar 1863. W. Hollenberg.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

I.

Zu Horat. Satir. II, 3, 291.

v. 288. *Jupiter, ingentes qui das adimisque dolores,*
Mater ait pueri menses jam quinque cubantis,
Frigida si puerum quartana reliquerit, illo
Mane die, quo tu indicis ieiunia, nudus
In Tiberi stabit.

Josephus behauptete, dafs zu seiner Zeit es weder eine Stadt der Hellenen noch ein Volk der Barbaren gab, bei dem die Sabbathsfeier der Juden (τὸ τῆς ἑβδομάδος, ἣν ἀργοῦμεν ἡμεῖς, τὸ ἔθος) nicht bekannt gewesen sei (Casaub. ad Sueton. Tib. 32). Aehnlich sagte etwa hundert Jahre später Dio Cassius, die Erfindung der Aegypter, die Tage nach den (5) Planeten nebst Sonne und Mond zu benennen, sei allen Völkern bekannt. Schon bei Tibull findet sich von letzterem auch eine Spur (I, 3, 18). Andre Belege zur Bestätigung führt Orelli hier an, und er sowohl als Weber haben daher, weil die Mutter ihr Gebet an den Jupiter richtet, hier an den *dies Jovis* (Donnerstag) gedacht. Aber Fasten kamen beim Cult der Ceres (Liv. 36, 37, 4. Preller röm. Mythol. S. 439), nicht aber des Jupiter vor. Defshalb wird die Annahme Ritters, dafs hier ein Fasten der Römer, nicht der Juden, gemeint sei, um so ungewisser scheinen, als auch das Baden im Flusse, als religiöse Sühne und Reinigung, zu fremdländischem Cult gehört (Juven. Sat. 6, 522). Bekanntlich neigten sich die Römer schon in Horazens Zeit vielfach zu fremdländischen Culten, aufser dem ägyptischen namentlich auch zu dem jüdischen. Und eine ängstlich besorgte Mutter, welche fünf Monate lang vergeblich auf die Hülfe der römischen Götter hoffend ihren Knaben nicht von dem Fieber befreit sah, mochte in ihrer Deisidaimonie nicht abgeneigt sein, Hülfe im jüdischen Cult zu suchen. — Dafs zu Juvenals Zeit in Rom schon eine Art Wochenabschnitt von sieben Tagen üblich war, hat Weber zu Juvenal (Sat. 7, 159 ff. S. 451) nachgewiesen. Und so war auch schon zu Horazens Zeit einzelnes Ceremoniell der Juden zur Kenntnifs der Römer gekommen, namentlich die Heilighaltung ihres Sabbaths (Hor. Sat. I, 9, 69), d. i. des Tages, der ihrem Gotte geweiht ist. Der eine oder einzige Gott der Juden war für die Heiden natürlich der Jupiter der Juden. Dafs aber nicht blofs Augustus meinte, der Sabbath sei ein Fasttag der Juden, sondern dafs diese Meinung auch sonst verbreitet war, hat Casaubonus zu Sueton

(Aug. 76) nachgewiesen. So gut nun Dante (Fegfeuer 6, 118) in seiner poetischen Ausdrucksweise, oder in der Ausdrucksweise seiner Zeit zu Christus rufen konnte:

— — o sommo Giove
Che fosti 'n terra per noi crucifisso!

so gut konnte die römische Mutter in ihrer heidnischen Anschauungsweise den Gott der Juden, dem der siebente Tag heilig war, welchen man, nach ihrer falschen Meinung, im Judenthum mit Fasten feierte, anrufen: *Jupiter ... illo Mane die, quo tu indicis ieiunia.* — Es wird also hier kein andrer Tag, als der jüdische Sabbath gemeint sein. Wenn übrigens Düntzer, und ausführlicher Teuffel, zu dieser Stelle die Meinung darlegen, dafs der Donnerstag hier anzunehmen sei, weil die Pharisäer am Donnerstage, an welchem Moses die Spitze des Sinai bestieg, fasteten, so wie auch am Montage, wo er wieder vom Sinai herabstieg, so wird hierdurch der Mutter eine zu grofse Vertrautheit mit den jüdischen Gebräuchen, selbst mit solchen, die nicht unter die ganz allgemeinen gehören, beigelegt. Aber solche nähere Vertrautheit mochte weder Horaz, noch eine alte Mutter, die als Heidin dasteht, gehabt haben. Dafs das *indicis ieiunia*, auch auf den Donnerstag bezogen, als ein Irrthum der frommen Mutter erscheint, dafs es zu einem blofs pharisäischen Brauche, der nicht auf allgemeiner Satzung beruht, gar nicht pafst, so wie dafs die Römer keine genaue Kenntnifs von dem jüdischen Culte besafsen und sich den Cultusact (das Fasten) nur im Zusammenhang mit einem Cultustage (dem Sabbath) denken konnten, hat auch Teuffel (S. 109) zugestanden.

Carlsruhe. Feldbausch.

II.

Zu Horat. IV, 4, 61—64.

Non hydra secto corpore firmior
Vinci dolentem crevit in Herculem
Monstrumve submisere Colchi
Maius echioniaeve Thebae.

Hanc stropham, quam Peerlkampius in priore editione intactam reliquit, in altera etiam tuetur ac sustinet a Meinekio reiectam, iam duodeviginti annis ante Meinekium damnaverat Carol. Ludov. Struvius in gratulatoria quadam ad G. E. Klausenium epistula. Id compertum habemus ex Struvii Opusculis selectis, quae eodem anno edita sunt, quo prodiit iterum Meinekii Horatius. Itaque non mirum quod Struvii iudicium incognitum erat Meinekio, mirum quod item Gruppio in Minoe p. 52. Ac Struvius quidem, cum Meinekius in exagitandis Spartis acquievit, attingere etiam hydram ausus erat, hoc modo explicans sententiam suam in Opusculis II. 417: „Dafs diese Strophe fehlen kann, zeigt sich von selbst; dafs sie wieder mythologische Elemente hervorhebt, ist sichtbar; dafs diese aber gar nicht passend sind, ist einleuchtend. Mit wem wird denn Rom verglichen? Nur bei der lernäischen Hydra kann man eine kräftige Ge-

genwehr zur Noth annehmen; die aus den gesäeten Zähnen des colchischen und thebanischen Drachen hervorsprießenden geharnischten Männer sind kaum ein Gegenstand der Furcht für Jason und Cadmus gewesen, weil sie schon wufsten, wie die etwa drohende Gefahr abzuwenden sei. Aber zugegeben auch, dafs alle diese, die Hydra und die beiden Drachen, ihren Gegenkämpfern furchtbar waren, so wurden sie doch besiegt. Wie kann Hannibal sagen, dafs die Hydra, dafs die Drachen sich nicht kraftvoller gegen Hercules, Jason und Cadmus erhoben hätten und nicht erfolgreicher gegen diese gekämpft als, wie er in seiner Verzweiflung ausführt, Rom gegen ihn? Die Hydra und die beiden Drachen wurden ja doch trotz ihrer Anstrengung **besiegt**, aber Rom **siegte** durch seine Anstrengung. Die Vergleichung ist offenbar ganz fehlgegriffen; denn Hannibal müfste sich mit Hercules, Jason und Cadmus vergleichen, während er seine Hoffnungslosigkeit bei der unüberwindlichen Ausdauer der Römer deutlich ausspricht."

Quae cum ita sint, Peerlkampius vereor ne cupidius laudet Arntzenii coniecturam [1]*, qua is in altero versu strophae pro vinci dolentem scribi volebat vinci docentem. Nam in ista veteris fabulae abusione nullus usus erat eius Herculis,*

— — diram qui contudit hydram
Notaque fatali portenta labore subegit,

ut ait Horatius in epistula ad Augustum (II. 1. 11). Atque haud scio an tota haec stropha eo maxime consilio confecta sit, ut affingeretur Hannibali, quod de populo romano Cineas dixisse dicitur vel Pyrrhus ipse — δεδιέναι, μὴ πρὸς τινα φανῶσι Λερναίαν ὕδραν μαχόμενοι (Plutarch. Pyrrh. 19). Cfr. Appian. Samnitic. X. 3, Dio Cassius Exc. Mai p. 175, Zonaras VIII. 4, Florus I. 13. 19 (18. 20). Quod dictum ad hunc locum illustrandum protulerunt iam alii Erasmo praeeunte in Adagg. Chil. I. Centur. X. 9, ubi exponitur quid sit ὕδραν τέμνειν, quod proverbii locum obtinet (Schol. R. ad Platon. Rempubl. IV. p 426. E), expressum illud quidem in primo versu strophae ita, ut pro ipsa hydra hydrae corpus sectum diceretur.

---

[1]) *Meinekii suspicioni Peerlkampius opponit hoc, quod est speciosius quam verius. „Meinekius", inquit, „totam strophen in marginem reiecit; ineptum enim esse Romanos, quorum invictam virtutem poeta celebrat, comparari cum Spartis, qui conserta manu victi occubuerunt. Idem me olim offendebat. Cogitabam tamen Hannibalem loqui, non poetam, et Romanos interdum haud ita dissimiles esse Spartis, qui arma in sua ipsi viscera verterent."*

Gumbinnen. J. Arnoldt.

III.

Miscelle.

Beim Aufschlagen der 4. Lieferung von „Phil. Wackernagels Deutschem Kirchenlied" finde ich auf p. 442 unter No. CIX den Titel „Römische Kirch Postill etc.", der mit den fünf Buchstaben V. D. M. I. E. schliefst. Der Herr Herausgeber sagt am Schlufs seines Berichts darüber (p. 443): „Was die 5 Buchstaben auf dem Titel bedeuten,

weiſs ich nicht; wäre der letzte ein L, so gäben sie die Jahreszahl 1556." Darum, wie es scheint, setzt er die Schrift in dieses Jahr. Es bedarf aber keines langen Nachdenkens, um zu finden, daſs die Buchstaben heiſsen sollen: *Verbum Domini Manet In Eternum.*

Berlin. R. Jacobs.

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

Den Oberlehrern Grashof und Dr. Jacob Schneider am *Gymnasium* zu Düsseldorf ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

Die Wahl des Oberlehrers am Gymnasium in Landsberg a. W. Albert Pfautsch zum Director des Gymnasiums in Spandau ist bestätigt worden.

Den Oberlehrern Dr. Middendorf und Hölscher am Gymnasium zu Münster ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

Am Gymnasium zu Treptow a. R. ist die Beförderung des ordentlichen Lehrers Vogel zum Oberlehrer genehmigt worden.

Die Wahl des Dr. Loth zum Director der Realschule I. Ordnung (bisher höheren Bürgerschule) zu Ruhrort ist bestätigt worden.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht, die Wahl des Dr. Friedrich Eiselen zum Director der Realschule in Wittstock zu bestätigen.

Dem Oberlehrer Haegele am Gymnasium zu Culm ist das Prädicat eines Professors beigelegt worden.

Am Gymnasium zu Landsberg a. W. ist die Anstellung des Dr. C. F. W. Müller als Oberlehrer genehmigt worden.

Am Gymnasium zu Schweidnitz ist der Prorector Dr. J. Schmidt zum Professor ernannt worden.

Am Gymnasium zu Nordhausen ist die Beförderung des ordentlichen Lehrers Dr. Todt zum Oberlehrer genehmigt worden.

An der Realschule in Stralsund ist der ordentliche Lehrer Dr. Schütte zum Oberlehrer ernannt worden.

Der Adjunct am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin Dr. A. Kieſsling ist als ordentlicher Professor nach Basel berufen worden.

Am Gymnasium zu Stendal ist die Beförderung des ordentlichen Lehrers Dr. Erdmann zum Oberlehrer genehmigt worden.

An dem königlichen Waisenhause in Bunzlau ist der erste Lehrer Klemens zum Oberlehrer, der Collaborator Radelbach zum Waisenhauslehrer und der Candidat des Predigt- und Rector-Amts Rudolph zum Collaborator ernannt worden.

Am 30. März 1863 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstraſse 47.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die Parodieen bei den attischen Komikern.

Zweiter Theil.

Im Programm des Kölnischen Real-Gymnasiums hierselbst vom Jahre 1861 habe ich eine Sammlung der bei den attischen Komikern sich findenden Parodieen epischer Poesie unternommen. Ich lasse, von der Redaction dieser Blätter aufgefordert, hier den zweiten Theil der Arbeit, die Parodieen aus lyrischen Dichtern, folgen, und zwar in deutscher Sprache, weil man meiner Ansicht nach zwar Programme lateinisch schreiben kann, für deutsche Zeitschriften aber die Muttersprache obligatorisch ist.

Mit den Epikern verglichen, sind es nur wenige Stellen der lyrischen Dichter, die unserer Betrachtung hier anheim fallen. Der Grund davon liegt in der Geschichte der lyrischen Poesie bei den Griechen. Unsere Komiker sind attische Komiker, die lyrische Poesie der Griechen aber war weder wie die epische, vorzugsweise die homerische, so Gemeingut der ganzen Nation oder so allgemein im athenischen Publicum bekannt, dafs sie dem parodischen Gelüst der Komödie einen gleich geeigneten Stoff hätte liefern können, noch gleich der tragischen ein Kind des attischen Volkslebens oder, wenn auch von aufsen überkommen, in Athen noch vor der Blüthe der Komödie so gepflegt und ausgebildet, dafs man sie dort mit einigem Recht als Nationaleigenthum hätte in Anspruch nehmen können. Vielmehr waren fast sämmtliche Gattungen der Lyrik, mit welcher wir die iambische Poesie hier verbinden, aufserhalb des attischen Gebiets nicht nur entstanden, sondern auch ihrer Vollendung entgegengeführt, ehe an Kratin und Aristophanes zu denken war. Denn die Elegieen des Solon und Tyrtaeus beweisen ja nicht, dafs Athen der Geburtsort der Elegie sei, die vielmehr im eigentlich ionischen Lande zu Hause und von hier aus zu den Attikern und Doriern gekommen ist, aber auch bei diesen nie ihr ionisches Gewand abgelegt hat. Auch Aeoler und Dorier haben ihre eigne

Lyrik geschaffen und zur höchsten Vollkommenheit geführt, die Athener haben auf diesem Gebiete nichts eigenthümliches hervorgebracht, sie haben nur der neueren Form des Dithyrambus, wie sie von Timotheus und Philoxenus angewendet wurde, ihren absonderlichen Beifall gezollt. Es wäre also in der That ein grofser Fehler der Komiker gewesen, hätten sie die älteren lyrischen Dichter in hervortretender Weise parodiren wollen, statt sich auf so weniges zu beschränken, dafs eben keine intime Kenntnifs der lyrischen Literatur erforderlich war, um die Parodie zu verstehen.

Bevor wir nachweisen, was aus den uns bekannten Lyrikern stammt, sind die Bruchstücke von Skolien zu erwähnen, deren sich Aristophanes in den Wespen und in der Lysistrata bedient. Bei dem fingirten Gastmahl, das Bdelykleon dem Alten mit seinen Kumpanen Theorus Aeschines Phanus Kleon Akestor giebt (Vesp. 1208 ff.), schlägt er nach Sitte der Ahnen das Singen von bekannten Liedern vor.

1222 *τούτοις ξυνὼν τὰ σκόλια πῶς δέξει; Φ. καλῶς.*
Β. ἄληθες; Φ. ὡς οὐδ' εἰ[1]) *Διακρίων δέξεται.*
Β. ἐγὼ εἴσομαι· καὶ δὴ γάρ εἰμ' ἐγὼ Κλέων,
ᾄδω δὲ πρῶτος Ἁρμοδίου·[2]) *δέξαι δὲ σύ.*

Und wie er nun das Lied anstimmt, mit dem nach Hesychius einst Kallistratus die That des Harmodius verherrlicht:

1226 *Οὐδεὶς πώποτ' ἀνὴρ Ἀθηναῖός γε —,*

---

[1]) Vulg. *οὐδεὶς.* Meinek. *οὐδ' εἰ.*

[2]) *τὸν Ἁρμόδιον ᾄσεται* Acharn. 980. *ἔπειτα μηδὲν τῶν ἀπηρχαιωμένων Τούτων περάνῃς, τὸν Τελαμῶνα, μηδὲ τὸν Παιῶνα μηδ' Ἁρμόδιον* Antiphanes III 46. *Ἁρμόδιος ἐπεκαλεῖτο, παιὰν ᾔδετο* Ders. III 5. Es gab übrigens bekanntlich mehrere Skolien über diesen Gegenstand, von Athenaeus XV 695 gesammelt (Bergk. lyr. 1019 ff.). Eins derselben benutzt der Chor der Greise in der Lysistrata, der in der Besorgnifs vor einem Einverständnifs der Weiber mit den Spartanern und einem gemeinschaftlichen Anschlage derselben auf die Verfassung folgende Drohungen ausstöfst:

631 *ἀλλ' ἐμοῦ μὲν οὐ τυραννεύσουσ', ἐπεὶ φυλάξομαι*
καὶ φορήσω τὸ ξίφος τὸ λοιπὸν ἐν μύρτου κλαδί,
ἀγοράσω τ' ἐν τοῖς ὅπλοις ἑξῆς Ἀριστογείτονι,
ὡδέ θ' ἑστήξω παρ' αὐτόν· αὐτὸ γάρ μοι γίγνεται
τῆς θεοῖς ἐχθρᾶς πατάξαι τῆσδε γραὸς τὴν γνάθον.

s. bei Athen. a. a. O. den Anfang von *ι'* und *ιβ'*:

ἐν μύρτου κλαδὶ τὸ ξίφος φορήσω,
ὥσπερ Ἁρμόδιος καὶ Ἀριστογείτων.

Auch in den Acharnern ruft der Herold, der den Dikaeopolis zur Mahlzeit entbietet:

1091 *αἱ πόρναι πάρα,*
ἄμυλοι πλακοῦντες σησαμοῦντες ἴτρια
ὀρχηστρίδες, τὰ φίλταθ' Ἁρμοδίου, καλαί

hindeutend auf (Ath. *ια'*):

φίλταθ' Ἁρμόδι', οὔ τί που τέθνηκας.

fällt ihm der Alte ins Wort:

οὐχ οὕτω γε πανοῦργος ὡς σὺ κλέπτης,

weil jener als Kleon gesungen. Aus den Scholien ist zu lernen. wenn man es nöthig hat: οὐδὲν δὲ τοῦτο πρὸς τὸ ἑξῆς τοῦ σκολίου, ἀλλ' εἰς τὸν δῆθεν λέγοντα Κλέωνα αἰνίττεται. Also Parodie *in optima forma*. Bd. warnt sodann den Vater:

τοῦτ' εἰ σὺ δράσεις, παραπολεῖ βοώμενος·
φήσει γὰρ ἐξολεῖν σε καὶ διαφθερεῖν
1230 καὶ τῆσδε τῆς γῆς ἐξελᾶν.

jener aber antwortet ruhig:

ἐγὼ δέ γε,
ἐὰν ἀπειλῇ, νὴ Δί' ἕτερ' ἀντᾴσομαι·
ὤνθρωφ', οὗτος ὁ μαιόμενος τὸ μέγα κράτος,
ἀντρέψεις ἔτι τὰν πόλιν· ἃ δ' ἔχεται ῥοπᾶς —

wie **Alcaeus** einst von Pittacus oder einem andern gesagt hatte (Bergk. 25):

ὤνηρ, οὗτος ὁ. μ. τ. μ. κ.
ἀντρέψει τάχα τὰν κτλ.

Jetzt kommt Theorus an die Reihe, Bd. fährt fort:

1236 τί δ' ὅταν Θέωρος πρὸς ποδῶν κατακείμενος
ᾄδῃ Κλέωνος λαβόμενος τῆς δεξιᾶς·
Ἀδμήτου λόγον ὦταῖρε μαθὼν τοὺς ἀγαθοὺς φίλει.

καὶ τοῦτο — sagt der Scholiast — ἀρχὴ σκολίου· ἑξῆς δέ ἐστι·
τῶν δειλῶν [1]) ἀπέχου γνοὺς ὅτι δειλῶν [2]) ὀλίγα χάρις.

(Bergk. lyr. 1023 fr. 21. 961, 3), und citirt Aristophanes in den Störchen (II 1127):

ὁ μὲν ᾖδεν Ἀδμήτου λόγον πρὸς μυρρίνην,
ὁ δ' αὐτὸν ἠνάγκαζεν Ἁρμοδίου μέλος.

Der weitere Inhalt des Skolions bleibt bei Seite, vielmehr setzt Philokleon zu Ehren des Theorus, eines der niedrigsten Speichellecker [3]), hinzu:

1240 οὐκ ἔστιν ἀλωπεκίζειν
οὐδ' ἀμφοτέροισι γίγνεσθαι φίλον.

---

[1]) δειλῶν δ' ἀπ. Ath. XV 695 c. Eustath. 326, 40.

[2]) δειλοῖς Ath. δειλῶν Eust.

[3]) Dieser Th. erfährt von Aristophanes noch mehr Auszeichnungen. Dem Sosias träumte, auf der Pnyx sei ein Volk von Schafen versammelt, dem ein widerwärtiges Ungethüm von Wallfisch einen Vortrag halte. Der Erzählung davon setzt er hinzu:

Vesp. 43 ἐδόκει δέ μοι Θέωρος αὐτῆς πλησίον
χαμαὶ καθῆσθαι τὴν κεφαλὴν κόρακος ἔχων.
εἶτ' Ἀλκιβιάδης εἶπε πρός με τραυλίσας·
ὁλᾷς; Θέωλος τὴν κεφαλὴν κόλακος ἔχει.

und 50 οὔκουν ἐναργὲς τοῦτο συμβαλεῖν, ὅτι
ἀρθεὶς ἀφ' ἡμῶν ἐς κόρακας οἰχήσεται;

Der Schmeichler war also auch ein habgieriger Rabe (schol. 43 καὶ ὡς

Der dritte ist Aeschines. Bdelykleon sagt:

1243 *μετὰ τοῦτον Αἰσχίνης ὁ Σέλλου δέξεται,*
ἀνὴρ σοφὸς καὶ μουσικός, κᾆτ' ᾄσεται·
χρήματα καὶ βίον
Κλειταγόρᾳ τε κά-
μοὶ μετὰ Θετταλῶν —

wird aber durch den andern unterbrochen:

1248 *πολλὰ νὴ Δί' ἐκόμπασας σὺ κἀγώ.*

ἅρπαγα αὐτὸν σκώπτων ἐπήνεγκε τὸ κόρακος κ. ἑ.). Den Göttern ist er verhafst; so bricht der Chor in seiner Entrüstung über des Bdelykleon Majestätsverbrechen und über die Nichtswürdigkeit mancher Volksführer, die den Zorn der Götter herbeigezogen, in die Worte aus:

416 *ταῦτα δῆτ' οὐ δεινὰ καὶ τυραννὶς ἐστιν ἐμφανής;*
ὦ πόλις καὶ Θεώρου θεοισεχθρία,
κεἴ τις ἄλλος προέστηκεν ἡμῶν κόλαξ.

Auch Sokrates kennt ihn als eidbrüchig, denn er antwortet dem guten Strepsiades, der noch daran glaubt, dafs Zeus seine Donnerkeile auf die Meineidigen schleudert:

Nub. 399 *εἴπερ βάλλει τοὺς ἐπιόρκους, πῶς οὐχὶ Σίμων' ἐνέπρησεν*
οὐδὲ Κλεώνυμον οὐδὲ Θέωρον; καίτοι σφόδρα γ' εἴσ' ἐπίορκοι.

Dennoch war er beim Volke ganz aufserordentlich beliebt, da er ihm auf das niederträchtigste schmeichelte, um es desto sicherer zu beherrschen. Philokleon rühmt seine Schuhputzerdienste:

Vesp. 599 *ἀλλὰ Θέωρος, καίτοὐστὶν ἀνὴρ Εὐφημίδου οὐδὲν ἐλάττων,*
τὸν σφόγγον ἔχων ἐκ τῆς λεκάνης τἀμβάδι' ἡμῶν περικωνεῖ.

Dafür war er denn auch zum Gesandten an Sitalkes ausersehen, um von diesem Hülfe für Athen zu erbitten. So lesen wir wenigstens in den Acharnern:

134 *προσίτω Θέωρος ὁ παρὰ Σιτάλκους. Θ. ὁδί.*
Δ. ἕτερος ἀλαζὼν οὗτος εἰσκηρύττεται.

Und wie er sich seines Auftrags entledigt, weifs der Dichter gar lustig zu erzählen. Ein anderer Th. scheint aber derjenige zu sein, von dem in den Rittern 608 die Rede ist. Der Chor preist dort die Tugend seiner Rosse, die in dem korinthischen Kriege Ol. LXXXVIII 3 (Thuc. IV 42—45) sich statt anderes Futters mit Krebsen begnügt hätten; und da habe Theorus erzählt, wie ein korinthischer Krebs (oder der Korinther *Καρκίνος*?) sich über die Unentrinnbarkeit der Ritter zu Lande und zu Wasser beklagt habe:

606 *ἤσθιον δὲ τοὺς παγούρους ἀντὶ ποίας μηδικῆς,*
εἴ τις ἐξέρποι θύραζε κἀκ βυθοῦ θηρώμενοι·
ὥστ' ἔφη Θέωρος εἰπεῖν καρκίνον κορίνθιον·
δεινά γ' ὦ Πόσειδον εἰ μηδ' ἐν βυθῷ δυνήσομαι
μήτε γῇ μήτ' ἐν θαλάττῃ διαφυγεῖν τοὺς ἱππέας.

Die Scholien reden hier von einem D i c h t e r Th., der sich vielleicht der weiblichen *demi-monde* wegen in Korinth aufgehalten und mit jenem Spafse den Herren Rittern habe schmeicheln wollen. *ὁ ποιητὴς Θέωρος ἔφη εἰπεῖν τινα καρκίνον* (*Καρκίνον* Duebner) *κορίνθιον ταῦτα. — ὁ Θ. ἔγραψε καρκίνον λέγοντα πρὸς τὸν Ποσειδῶνα καὶ ἀποδυσπετοῦντα. — προσκρούει εἴς τινα Καρκίνον.* [*διὰ τοῦτο γὰρ καὶ τοὺς ἱππέας καὶ οὐχ ἱππεῖς.* Diese Worte sind hier nicht an ihrer richtigen Stelle. Der wunderliche Grammatiker will sagen, die Form *ἱππέας*

Hier sind die Worte *χρήματα — Θετταλῶν* wieder aus einem Skolion. In den Scholien steht zur Erläuterung: *Κλειταγόρας μέλος λέγουσι τὸ εἰς αὐτὴν Κλειταγόραν, ἥτις ἐγένετο ποιήτρια, Θετταλή τις γυνή.* (Zur Lys. 1237 *ἡ γὰρ Κ. ποιήτρια ἦν Λακωνική, ἧς μέμνηται καὶ ἐν Δαναΐσιν Ἀριστοφάνης.* Meinek. com. II 1055.) [1]) *Ἀθηναίοις δὲ Θετταλοὶ συνεμάχησαν ἐν τῷ πρὸς τοὺς τυράννους πολέμῳ.* 1248 *τοῦτο, φησίν, ἐπάξω πρὸς τὸ σκόλιον Αἰσχίνου, ἐπεὶ κομπαστὴς ἦν.* Dies Lied auf die Kleitagora gehörte zu den beliebtesten. (Bergk a. a. O. fr. 29.) Auch Kratin hatte es erwähnt in einem Verse der Chironen:

Κλειταγόρας ᾄδειν, ὅταν Ἀδμήτου μέλος αὐλῇ —

von Meineke (II 154) ohne Zweifel richtig als sprüchwörtlicher Ausdruck erklärt „*quo notarentur ii qui temere omnia miscerent*"; und bei Aristophanes kommt es noch einmal vor in der Lysistrata:

1237 *νυνὶ δ' ἅπαντ' ἤρεσκεν· ὥστ' εἰ μέν γέ τις*
ᾄδοι Τελαμῶνος, Κλειταγόρας ᾄδειν δέον,
ἐπῃνέσαμεν ἂν καὶ προσεπιωρκήσαμεν.

Ungewifs mufs aber bleiben, ob in der Stelle der Wespen die Worte des Skolions unverändert wiedergegeben oder zum Zweck der Komödie irgendwie umgestaltet waren. Dieser Zweck bestand in der Verhöhnung des *πτωχαλαζὼν* Aeschines, eines bettelhaften Menschen, der aber das Prahlen sehr liebte, so dafs Euelpides die Frage thut, ob *Νεφελοκοκκυγία* die Stadt sei,

Av. 822 *ἵνα καὶ τὰ Θεογένους τὰ πολλὰ χρήματα*
τά τ' Αἰσχίνου γ' ἅπαντα;

Er und seines Gleichen, wie Amynias Proxenides Theogenes, erwarben sich durch ihre Windmacherei den Beinamen *ὁ καπνός*, daher Philokleon in seiner Gefangenschaft das Gebet zum Himmel schickt, Zeus möge ihn doch in einen Hans Dampf verwandeln, sei es Proxenides oder Aeschines:

Vesp. 324 *ἤ με ποίησον καπνὸν ἐξαίφνης,*
ἢ Προξενίδην ἢ τὸν Σέλλου
τοῦτον τὸν ψευδαμάμαξυν.

Mit *ψευδαμάμαξυς* ist nämlich Aeschines gemeint, weil das Holz der Rebe beim Verbrennen zwar viel Geräusch und Rauch, aber keine Wärme entwickelt, und so auf Aeschines trotz seiner hochfahrenden Reden kein Verlafs ist. (schol. *καὶ τὸ ξύλον γὰρ τῆς ἀμαμάξυος καιόμενον ψόφον ἀποτελεῖ.*) Vgl. schol. Nub. 253 *τὰ γὰρ μηδενὸς ἄξια καπνοὺς καὶ σκιὰς καὶ νεφέλας ὠνόμαζον.* Eupolis II 444 (14) *καπνοὺς ἀποφαίνει καὶ σκιάς.* Denselben Tro-

---

diene zum Beweise, dafs Aristophanes einen Dichterausspruch anführe, weil *ἱππεῖς* nur in der Prosa vorkomme.] *ὡς μοιχὸς δὲ κωμῳδεῖται ὁ Θ. καὶ ἰχθυοφάγος καὶ πονηρός. περὶ Κόρινθον οὖν διέτριβεν, ἴσως διὰ τὰς ἐκεῖ πόρνας. ἦν δὲ καὶ κόλαξ.* (Verwechselung mit dem andern.) *ταῦτα οὖν λέγει ἴσως κολακεύων τοὺς ἱππέας.*

[1]) *Λεσβία τὸ γένος* Hesych.

pus wendet Bdelykleon an, wenn er den drohenden Angriff der Wespen mit Aeschines, d. h. mit Rauch abzuschlagen befiehlt:

459 καὶ σὺ προσθεὶς Αἰσχίνην ἔντυφε τὸν Σελλαρτίου [1]).

---

[1]) Scherzhafte Nachahmung von Soph. Ai. 1 ὦ παῖ Λαρτίου. Σελλαρτίου ist dasselbe wie Σέλλου. Beides bezeichnet nicht den wahren Vater des Aeschines, wie auch nicht des Amynias, der gleichfalls ὁ Σέλλου heifst (Vesp. 1267). Zwar geben die Scholien an, der Vater des Aeschines habe wirklich Sellos geheifsen, Amynias aber, der Sohn des Pronapes, werde nur deshalb ὁ Σέλλου genannt, weil er ebenso arm wie Aeschines gewesen. Diese Erklärung ist aber nicht besser als die andere Vesp. 459: παρὰ τὸ σέλας· ὁ γὰρ καπνὸς τοῦ σέλαος γέννημα. Meineke (com. II 585) hat dagegen geltend gemacht, dafs Archilochus, der von Aristophanes, Aeschines und Amynias gleich wenig wufste, dem von ihm verspotteten Propheten Batusiades ebenfalls die Bezeichnung „Sohn des Selleus" gegeben zu haben scheine. Hesych. Σελληίδεω· Σελλέως υἱὸς ὁ μάντις, Βατουσιάδης τὸ ὄνομα. Archil. fr. 102:

εὖ τοι πρὸς ἄεθλα δῆμος ἠθροΐζετο,
ἐν δὲ Βατουσιάδης.

Also Σέλλος, ὁ Σέλλου, Σελλέως u. ä. war überhaupt nur Benennung für einen Renommisten, wie bei Suidas noch aus später Zeit ein Dichter und Grammatiker Homer ὁ Σέλλιος (χρηματίσας) vorkommt. Das Verbum σελλίζειν oder σελλίζεσθαι, von Lykophron fälschlich ψελλίζεσθαι d. h. stammeln erklärt (Phot. lex. 438. Suid. Σεσέλλισαι. Hesych. Σελλίσαι Apostolius XV 41), bedeutet ἀλαζονεύεσθαι nach schol. Aristoph. Av. 823. Es ist erhalten in einem Verse des Phrynichus (II 584):

ἄγαμαι Διονῦ σοῦ στόματος, ὡς σεσέλλισαι.

s. Hermann zu Aesch. Prom. 91 f.

Mehr als jene drei oben angeführten Skolien finden sich bei den Komikern nicht verwendet. Ein viertes kommt vielleicht noch hinzu. Athenaeus, wo er von der Amystis spricht, führt einige Verse des Amipsias an (II 710), von Meineke so constituirt:

αὔλει μοι μέλος,
σὺ δ' ᾆδε πρὸς τήνδ'· ἐκπίομαι δ' ἐγὼ τέως.
Β. αὔλει σύ, καὶ σὺ τὴν ἄμυστιν λάμβανε.
„Οὐ χρὴ πόλλ' ἔχειν θνητὸν ἄνθρωπον [ὄντ'],
ἀλλ' ἐρᾶν κἀσθίειν·
σὺ δὲ κάρτ' ἀφειδής."

Doch kann der Spruch ebenso gut von Amipsias selber erdichtet sein. Bergk hat ihn unter die Fragmente aufgenommen (30 p. 1025); vgl. reliqu. com. Att. ant. p. 368. Derselbe Gelehrte meint auch, Aristophanes habe in den Ekklesiazusen 969 fr. 7 vor Augen gehabt (p. 1018). Wie das zu verstehen, ist mir nicht klar. Die Worte des Skol. lauten:

εἴθ' ἐξῆν, ὁποῖός τις ἦν ἕκαστος,
τὸ στῆθος διελόντ', ἔπειτα τὸν νοῦν
ἐσιδόντα κλείσαντα πάλιν,
ἄνδρα φίλον νομίζειν ἀδόλῳ φρενί.

In den Ekkl. aber sagt das verliebte Mädchen zu dem Jüngling, der ihr die Thür öffnen soll:

καὶ ταῦτα μέντοι μετρίως πρὸς τὴν ἐμὴν ἀνάγκην
εἰρημέν' ἐστίν· σὺ δέ μοι, φίλτατον, ὦ ἱκετεύω,
ἄνοιξον ἀσπάζου με·
διά τοι σὲ πόνους ἔχω.

Ueber die Verfasser der Skolien wufsten die Alten selbst nichts genaues. Ebenso anonym erscheinen jetzt für uns bei den Komikern einige Ausdrücke und Redewendungen, die sich ganz sicher als einem lyrischen Dichter entnommen zu erkennen geben. Unter lyrischen Dichtern sind aber hier natürlich auch die Tragiker mit begriffen, die ja aufserhalb der Diverbien sich einer ähnlichen Sprache wie Pindar und Simonides zu bedienen pflegen. Als Beispiele will ich hier nur dreierlei anführen, anderes auf den Abschnitt über die Tragiker versparend. In der Parabase der Ritter spricht Aristophanes von seinen Vorgängern. „Es war die Zeit", sagt er, „wo Kratin in grofsem Ansehen bei euch stand",

529 *ᾆσαι δ' οὐκ ἦν ἐν ξυμποσίῳ πλὴν Δωροῖ συκοπέδιλε,*
καὶ τέκτονες εὐπαλάμων ὕμνων· οὕτως ἤνθησεν ἐκεῖνος.

d. h. man hörte gar nichts anderes als die Lieder des Kr., die da anfingen *Δωροῖ σ.* und *τέκτονες ε. ὕ.* Das erste war, wie wir aus Hesychius wissen, entweder nur in den ersten Worten oder noch weiterhin aus einem älteren Original parodirt. *Δωροῖ συκοπέδιλε· παρῳδεῖται* [Meineke „*fort. πεπαρῴδηται*"] *ἐκ τῶν ἀρχαίων ποιημάτων* [1]). Und da nun anderweitig bekannt ist, dafs die Euniden des Kratin besonders viele parodische Stellen enthielten, so hat Meineke nicht Bedenken getragen, jene beiden Bruchstücke dieser letzteren Komödie zuzuschreiben (II 57). zumal der Scholiast zu *τέκτονες κτλ.* berichtet: *καὶ τοῦτο δὲ ἐκ τῶν Εὐμενίδων Κρατίνου.* Eumeniden des Kratin hat es wohl schwerlich gegeben, und M. hat ganz richtig *Εὐνειδῶν* verbessert [2]). — Zweitens ist Alexis hier zu nennen, in dessen Milesierin die Funken „Hunde des Vulcan" hiefsen (III 452 v. 15):

ἑστήκαθ' ὑμεῖς, κάεται δέ μοι τὸ πῦρ,
ἤδη πυκνοὶ δ' ᾄττουσιν Ἡφαίστου κύνες
κούφως πρὸς αἴθραν κτλ.

(so auch bei Eubulus im Orthanes III 242 v. 7:

ῥιπὶς δ' ἐγείρει φύλακας Ἡφαίστου κύνας.)

---

[1]) Es ist ein Irrthum von Täuber in seinem Programm *de usu parodiae apud Aristoph.* p. 7, wenn er sagt, Aristophanes parodire dort den Kratin. „*Alia ratione parodia fit in Equitum parabasi — Hesych. παρῳδεῖται κτλ. — nimirum e Cratini comoediis.*"

[2]) Derselbe hat die Vermuthung aufgestellt, Kratin möge einen älteren Hymnus etwa auf Hera mit dem Anfang *Ἥρη χρυσοπέδιλε* vor Augen gehabt, und sein Lied eine Schilderung der Sykophantenkünste enthalten haben (schol. *σκώπτων δέ τινα ἐκεῖνος δωροδόκον καὶ συκοφάντην τοῦτο εἶπεν*). Unter *Δωρώ* versteht er die Bestechung, also den Gegensatz zur *Δεξώ* (Donona und Accipitra), die Hesychius aus Kratin anführt (fr. 438. Suppl. add. II 228), möglicher Weise aus demselben Stück, in dem die erstere vorkam. — Vgl. übrigens schol. Aristoph. Equ. 1225, wo der Demos zu dem entlarvten Kleon sagt:

ὦ μιαρὲ κλέπτων δή με ταῦτ' ἐξηπάτας;
ἐγὼ δέ τυ ἐστεφάνιξα κἀδωρησάμαν.

ἔπαιξε δὲ παρὰ τὸ δωροδοκεῖν, Δωριστὶ εἰρηκώς.

Und drittens gehört desselben *διμάτωρ Βρόμιος* hierher (III 512):

οὐδεὶς φιλοπότης ἐστὶν ἄνθρωπος κακός·
ὁ γὰρ διμάτωρ Βρόμιος οὐ χαίρει συνὼν
ἀνδράσι πονηροῖς οὐδ' ἀπαιδεύτῳ βίῳ.

Wir kommen nun zu denjenigen Stellen, wo das parodirte Original bestimmt nachzuweisen ist, gleichviel ob wir es noch als Ganzes besitzen oder ob unsere Kenntnifs davon nur auf Notizen der Grammatiker beruht. Archilochus hatte seinen Mitbürgern zugerufen:

ὦ λιπερνῆτες πολῖται, τἀμὰ δὴ ξυνίετε
ῥήματα.

(fr. 52 p. 547 Bergk.) Und mit geringer Veränderung sagt bei Aristophanes im Frieden Hermes zu den Bauern, denen er die Entstehung des Krieges auseinandersetzen will:

603 *ὦ σοφώτατοι* [1]) *γεωργοί, τἀμὰ δὴ ξυνίετε*
ῥήματ', εἰ βούλεσθ' ἀκοῦσαι τήνδ' ὅπως ἀπώλετο.

Doch hatte schon vor ihm Kratin in der *Πυτίνῃ* (II 123) diese Worte angewandt, sei es in einer eignen Vertheidigungsrede oder im Eingang einer Rede der Komödie, und zwar — so scheint es — ebenfalls nicht unverändert. Der Scholiast des Aristophanes berichtet: *πρὸς ταῦτα καὶ Κρ. ἐν Πυτίνῃ πεποίηκεν, ὦ λιπ. πολ. τάμ. δ. ξυνίετε. ἔστι δὲ πρὸς τὰ Ἀρχιλόχου, ὦ λιπερνῆτες κτλ.* Das klingt nicht so, als finde sich bei Kr. ganz das nämliche wie bei Archil., nur ist es völlig ungewifs, was er geändert hat. Bergk vermuthet, er habe *ὦ λιπ. ποιηταί* geschrieben. Mehr hat Eupolis die Worte umgestaltet, von dem wir bei Stobaeus lesen, dafs er eine Strafpredigt an die Athener, weil sie den „Ausländer" Aristophanes ihren Mitbürgern also vorzögen, begonnen habe (II 546):

ἀλλ' ἀκούετ' ὦ θεαταὶ τἀμὰ καὶ ξυνίετε
ῥήματ'· εὐθὺ γὰρ πρὸς ὑμᾶς πρῶτον ἀπολογήσομαι.

— Der Feind des Lykambes hat auch für die Acharner einen Vers geliefert. Denn was Dikaeopolis bei der Entdeckung, dafs die Eunuchen im Gefolge des Pseudartabas nichts weniger als Eunuchen, vielmehr ganz bekannte athenische Schwindler seien, ausruft:

120 *τοιόνδε δ' ὦ πίθηκε τὸν πώγων' ἔχων*
εὐνοῦχος ἡμῖν ἦλθες ἐσκευασμένος;

ist mit Veränderung zweier Buchstaben aus dem Archilochischen:

τοιήνδε δ' ὦ πίθηκε τὴν πυγὴν ἔχων

hervorgegangen (fr. 89 p. 557 Bergk). G. Hermann hat hier *τύχην* lesen wollen aus fab. Aesop. 69 Fur., wo es heifst: *ὦ πίθηκε, σὺ τοιαύτην τύχην ἔχων τῶν ἀλόγων ζῴων βασιλεύεις;* doch ist

---

[1]) Meineke schreibt auch hier *λιπερνῆτες* aus Diod. Sic. XII 40, der im folgenden *τἀμά τις ξυνιέτω* hat, v. 605 *αὐτῆς ἦρξε* statt *ἦρξεν ἄτης*, 606 *μετάσχῃ* statt *μετάσχοι*.

ein Zusammenhang dieser Fabel mit dem Fragmente des A. nicht nachgewiesen. — Endlich enthält auch die Scene im Frieden, wo auf Verlangen des Trygaeus die Söhne des Lamachus und Kleonymus, was sie von ihren Vätern gelernt haben, vortragen, einiges Archilochische. Archilochos konnte, so schlimme Pfeile er auch gegen den wortbrüchigen Lykambes gesandt hatte, doch keineswegs zu den Tapferen gezählt werden; vielmehr hatte Kleonymus der Schildwegwerfer in ihm sein Vorbild. Er war auch weit davon entfernt, daraus ein Hehl machen zu wollen. Er pries sich glücklich, dafs er, wenn auch ohne Schild, sein Leben gerettet, und es bekümmerte ihn wenig, dafs ein anderer seine Wehr erbeutet habe. Kein Wunder, dafs ihn die Spartaner in ihrer Stadt nicht dulden wollten. So erzählt Plutarch (Lacon. inst. 34) und führt die Verse an (add. Sext. Emp. Hypot. III 182)·

ἀσπίδι μὲν Σαΐων τις ἀγάλλεται, ἣν παρὰ θάμνῳ
ἔντος ἀμώμητον κάλλιπον οὐκ ἐθέλων·
αὐτὸς δ' ἐξέφυγον θανάτου τέλος· ἀσπὶς ἐκείνη
ἐρρέτω· ἐξαῦτις κτήσομαι οὐ κακίω —

oder wie andere lesen:

αὐτὸν δ' ἐξεσάωσα· τί μοι μέλει ἀσπίς; ἐκείνη
ἐρρέτω κτλ.

(fr. 6 p. 536 Bergk). Der Knabe des Kleonymus declamirt das erste Distichon, worauf ihm Trygaeus die Frage vorlegt:

1300 *εἰπέ μοι ὦ πόσθων, ἐς τὸν σαυτοῦ πατέρ' ᾄδεις;*

Das Kind läfst sich nicht stören und fährt fort:

ψυχὴν δ' ἐξεσάωσα —

Tr. aber fällt ein:

κατῄσχυνας δὲ τοκῆας. [1])

Mit Archilochus können wir Hipponax (oder Ananias) verbinden. In den Fröschen wird Gott Bacchus sowohl wie der Sclave Xanthias durch Aeakus einer Probe unterworfen, welcher von beiden denn eigentlich unsterblich sei. Sie besteht auf Xanthias' eignen Rath in nichts anderem, als in Schlägen; wer am ersten darüber zu klagen und zu weinen anfängt, soll für sterblich gelten. Eine Entscheidung kann aber nicht getroffen wer-

---

[1]) Keine Parodie, sondern blofse Nachahmung ohne witzigen Zweck ist es, wenn der Chor der Eingeweihten in den Fröschen sagt:

704 *τὴν πόλιν καὶ ταῦτ' ἔχοντες κυμάτων ἐν ἀγκάλαις,*

wo der Scholiast zur Rectification des Didymus, welcher hier im Aeschylus das Original finden wollte (Mor. Schmidt Didym. p. 249, 12), den Trimeter des Archilochus überliefert:

ψυχὰς ἔχοντες κυμάτων ἐν ἀγκάλαις.

(fr. 22 p. 541 Bergk.) Ich übergehe Lys. 1257: *πολὺς δ' ἀμφὶ τὰς γένυας ἀφρὸς ἤνσει, Πολὺς δ' ἁμᾶ καττῶν σκελῶν ἀφρὸς ἵετο.* schol. *πρὸς τὰ παρὰ τῷ Ἀρχιλόχῳ „πολλὸς δ' ἀφρὸς ἦν περὶ στόμα“.* (fr. 138 B.) *καὶ Σοφοκλῆς* (fr. 1012 Nauck). *Αἰσχύλος δὲ „ἀφρὸς βορᾶς βροτείας ἐρρύη κατὰ στόμα“.* (fr. 362 N.)

den, denn sie zeigen sich beide gleich wenig der Gottheit würdig. Bacchus ruft vor Schmerz:

659 *Ἄπολλον, ὅς που Δῆλον ἢ Πυθῶν' ἔχεις!*

erklärt jedoch, darüber zur Rede gestellt, das nur für eine unwillkürliche Reminiscenz aus Hipponax:

Ξ. ἤλγησεν· οὐκ ἤκουσας; Δ. οὐκ ἔγωγ', ἐπεὶ
ἴαμβον Ἱππώνακτος ἀνεμιμνησκόμην.

Der Scholiast zeiht ihn dabei neben dieser Weichlichkeit noch einer Verwechselung des H. mit Ananias: *ὡς ἀλγήσας καὶ συγκεχυμένος οὐκ οἶδε τί λέγει· ἐπεὶ οὐχ Ἱππώνακτος, ἀλλ' Ἀνανίου. ἐπιφέρει δὲ ὁ Ἀνανίας αὐτῷ·*

ἢ Νάξον ἢ Μίλητον ἢ θείην Κλάρον,
ἴκου καθ' ἱερόν, ἢ Σκύθας ἀφίξεαι. [1])

(p. 616 Bergk.) — Dazu ist hinzuzufügen Eupolis in den Bapten fr. XIII (II 451):

ἀνόσια ταῦτα πάσχω ναὶ μὰ τὰς νύμφας.
Β. πολλοῦ μὲν οὖν δίκαια ναὶ μὰ τὰς κράμβας

nach Hermann's Bemerkung El. doctr. metr. p. 48 „*consulto dedit versus Hipponacteos respondentes sibi, ut opinor, ipsumque imitatus Hipponactem sive Ananium, ex quo Athenaeus haec affert:*

καί σε πολλὸν ἀνθρώπων
ἐγὼ φιλέω μάλιστα ναὶ μὰ τὴν κράμβην."

(Anan. 4 p. 616 Bergk.)

Eine Stelle aus Theognis wurde schon bei den Epikern angeführt (p. 27). Derselbe Dichter ist einmal von Theophilus im Neoptolemus benutzt (III 628):

οὐ σύμφορον νέα 'στὶ πρεσβύτῃ γυνή.
ὥσπερ γὰρ ἄκατος οὐδὲ μικρὸν πείθεται
ἑνὶ πηδαλίῳ, τὸ πεῖσμ' ἀπορρήξασα δὲ
ἐκ νυκτὸς ἕτερον λιμέν' ἔχουσ' ἐξευρέθη.

Athenaeus, der diese Verse aufbewahrt, weist auch auf die Stelle des Theognis hin:

457 *οὔ τοι σύμφορόν ἐστι* [2]) *γυνὴ νέα ἀνδρὶ γέροντι·*
οὐ γὰρ πηδαλίῳ πείθεται ὥστ' ἄκατος,
οὐδ' ἄγκυραι ἔχουσιν· ἀπορρήξασα δὲ δεσμὰ
πολλάκις ἐκ νυκτῶν ἄλλον ἔχει λιμένα.

Euripides hat diesen Erfahrungssatz oft wiederholt. fr. 319, 4 *γυναικί τ' ἐχθρὸν χρῆμα πρεσβύτης ἀνήρ.* 804 *πικρὸν νέᾳ γυναικὶ π. ἀ.* Daher Aristophanes: *αἰσχρὸν* (*ἐχθρὸν* Bergk. fr. inc. XVIII vol. II 1180) *ν. γ. π. ἀ.*

Unter den melischen Dichtern nenne ich zuerst Terpander. Von ihm hatte man einen *νόμος ὄρθιος* mit dem Anfange:

---

[1]) Der Vers ist verdorben. Meineke (choliamb. poes. p. 128) liest *ἱκεῦ κατ' ἱρὰ πρὶν Σκύθας ἀπίξεαι.*

[2]) *χρήσιμόν ἐστι* Clem. Alex. Strom. VI 745.

ἀμφί μοι αὖτε ἄναχθ' ἑκατηβόλον
ἀειδέτω φρήν.

(Bergk. lyr. 631.) Dies wurde nachher ein sehr beliebter Anfang für den Dithyrambus, so dafs ein Zeitwort ἀμφιανακτίζειν für προοιμιάζειν aufkam und die Dithyrambendichter selbst scherzhafter Weise ἀμφιάνακτες genannt wurden (schol. Ar. Nub. 595). Wie nun Kratin das homerische τὸν δ' ἀπαμειβόμενος zur Parodie des epischen Stils aufgriff, so scheint er und andere sich auch dieses stereotype Anheben der Dithyrambiker nicht haben entgehen zu lassen, das sich aber in letzter Linie doch von Terpander herschrieb. Wir haben im Suidas die Notiz, dafs das Verbum ἀμφιανακτάζειν auch ἐν Εὐναίᾳ καὶ ἐν Ἀναγύρῳ sich vorfinde. Der Anagyrus ist ein bekanntes Stück des Aristophanes (II 965 fr. XX). Für Εὐναίᾳ, was als Komödientitel unbekannt ist, hat Dindorf Εὐνείδαις oder Πυλαίᾳ emendirt, beides Kratinische Titel. Meineke (II 59) hat sich für das erstere erklärt, da die Euniden auch sonst als parodisch bekannt sind. Jene Anfangsworte selbst braucht Aristophanes in den Wolken:

595 ἀμφί μοι αὖτε Φοῖβ' ἄναξ
δήλιε κυνθίαν ἔχων
ὑψικέρατα πέτραν κτλ.

Der Wiedehopf ruft in den Vögeln alles Geflügel zur Versammlung und sagt unter anderm:

250 ὧν τ' ἐπὶ πόντιον οἶδμα θαλάσσης
φῦλα μετ' ἀλκυόνεσσι ποτῆται,
δεῦρ' ἴτε πευσόμενοι τὰ νεώτερα —

zum Theil mit Worten des Alkman, die wir genauer aus Antigonus von Karystus kennen (Hist. mir. 23). Im Greisenalter, da er nicht mehr bei den Chören der Jungfrauen sein konnte, wünschte A. ein Eisvogel zu sein, weil man sagte, in diesem Geschlecht sei es Sitte, dafs die Weibchen die *senes decrepiti* auf ihren Flügeln durch die Lüfte trügen. Diesen Wunsch kleidete er in die äufserst malerischen, das ungestörte weiche Dahinschweben nachahmenden Verse:

οὔ μ' ἔτι, παρθενικαὶ μελιγάρυες ἱμερόφωνοι,
γυῖα φέρειν δύναται· βάλε δὴ βάλε κηρύλος εἴην,
ὅς τ' ἐπὶ κύματος ἄνθος ἅμ' ἀλκυόνεσσι ποτῆται
νηλεγὲς [1]) ἦτορ ἔχων, ἁλιπόρφυρος εἴαρος ὄρνις.

(fr. 21 p. 639 Bergk). Vgl. Eur. J. T. 1089 ff. Ov. met. XI 742 f.

In demselben Stücke kündigt der Sykophant, der auf die Kunde, dafs im Reiche der Vögel ein jeder sich Flügel holen könne, sogleich herbei geeilt ist, seine Anwesenheit also an:

1410 ὄρνιθές τινες οἵδ' οὐδὲν ἔχοντες πτεροποίκιλοι,
τανυσίπτερε ποικίλα χελιδοῖ —

---

[1]) So die Verbesserung von Bergk für νηλεές. Hesych. Νηλεγές· οἰκτρόν, ἀθρήνητον. Zon. 121 Ἀλκμάν· ὄρνεον θρηνητικόν." *ubi Goettling.* Ἀλκυών· ὄ. θ. Ἀλκμάν *recte videtur corrigere.*"

und da niemand auf ihn zu achten scheint, noch einmal:

1415 *τανυσίπτερε ποικίλα μάλ' αὖθις.*

Alcaeus (vgl. zu Thesm. 162) und Simonides sind nach Angabe des Scholiasten hier parodirt, doch hat der erstere ungleich mehr beigesteuert als der zweite. Von A. wird angeführt:

ὄρνιθες τίνες οἵδ' ὠκεανῶ γᾶς ἀπὸ περράτων
ἦλθον πανέλοπες ποικιλόδειροι τανυσίπτεροι;

(fr. 87 p. 724 B. vgl. Kock Alk. u. Sappho p. 19), von dem andern:

ἄγγελε κλυτὰ ἔαρος ἀδυόδμου,
κυανέα χελιδοῖ.

(74 p. 894.) Ein anderes Bruchstück des Alcaeus habe ich oben schon bei Gelegenheit der Skolien berührt. Simonideisches findet sich noch einmal, und zwar im Frieden, wo der Dichter sich selbst das Zeugnifs ausstellt:

736 *εἰ δ' οὖν εἰκός τινα τιμῆσαι θύγατερ Διός, ὅστις ἄριστος*
κωμῳδοδιδάσκαλος ἀνθρώπων καὶ κλεινότατος γεγένηται,
ἄξιος εἶναί φησ' εὐλογίας μεγάλης ὁ διδάσκαλος ἡμῶν.

Denn so hatte Simonides in der Elegie auf die Marathonische Schlacht den Athenern in den Mund gelegt:

εἰ δ' ἄρα τιμῆσαι θύγατερ Διός, ὅστις ἄριστος,
δῆμος Ἀθηναίων ἐξετέλεσσα μόνος.

(fr. 82 p. 896 B.)

Stesichorus ist, soviel wir wissen, nur einmal von Aristophanes in der Parabase des Friedens benutzt, wo die Strophe und Gegenstrophe beginnen:

775 *μοῦσα σὺ μὲν πολέμους ἀπωσαμένη μετ' ἐμοῦ*
τοῦ φίλου χόρευσον,
κλείουσα θεῶν τε γάμους ἀνδρῶν τε δαῖτας
καὶ θαλίας μακάρων· σοὶ γὰρ τάδ' ἐξ ἀρχῆς μέλει.

796 *τοιάδε χρὴ Χαρίτων δαμώματα καλλικόμων*
τὸν σοφὸν ποιητὴν
ὑμνεῖν, ὅταν ἠρινὰ μὲν φωνῇ χελιδὼν
ἡδομένη κελαδῇ κτλ.

Die Scholien sagen zu 775: *σφόδρα δὲ γλαφυρὸν εἴρηται, καὶ ἔστι Στησιχόρειον.* Zu 796: *ἔστι δὲ παρὰ τὰ Στησιχόρου ἐκ τῆς Ὀρεστείας, τοιάδε χ. Χ. δ. κ. ὑμνεῖν, φρύγιον μέλος ἐξευρόντας ἁβρῶς ἦρος ἐπερχομένου.* Zu 800: *καὶ αὕτη πλοκὴ Στησιχόρειος. φησὶ γὰρ οὕτως· ὅταν ἦρος ὥρᾳ κελαδῇ χελιδών.* Hieraus glaubt Bergk als Anfang der Orestea zu erkennen:

μοῦσα σὺ μὲν ...
κλείουσα θεῶν τε γάμους ἀνδρῶν τε δαῖτας καὶ θαλίας μακάρων,
ὅταν ἦρος ὥρᾳ [1]) κελαδῇ χελιδών —

---

[1]) „*Haud dubie est ex eodem Orestiae exordio, referoque ad strophae versum tertium, ubi poeta cum Musam invocat, commode fa-*

dem in der Gegenstrophe entsprochen habe:

τοιάδε χρὴ Χαρίτων δαμώματα καλλικόμων
ὑμνεῖν φρύγιον μέλος ἐξευρόντας ἁβρῶς ἦρος ἐπερχομένου.

(fr. 32—34 p. 749.)

Mehr hat er aus Pindar geschöpft. Zuerst in den Rittern, wo der Wursthändler von Kleon's fulminanten Reden im Senat spricht:

626 *ὁ δ' ἄρ' ἔνδον ἐλασίβροντ' ἀναρρηγνὺς ἔπη*
τερατευόμενος ἤρειδε κατὰ τῶν ἱππέων —

hat er die Pindarische Anrede an Zeus aus einem Hymnus oder Prosodion vor Augen:

ἐλασίβροντε παῖ Ῥέας.

(fr. 121 B.) Als aber nach Vernichtung des Kleon der Chor sich seiner Freude überläfst, beginnt die *συζυγία ἐπιρρηματική* in hoch erhabenem Stile:

1263 *τί κάλλιον ἀρχομένοισιν*
ἢ καταπαυομένοισιν,
ἢ θοᾶν ἵππων ἐλατῆρας ἀείδειν, μηδὲν ἐς Λυσίστρατον,
μηδὲ Θούμαντιν τὸν ἀνέστιον αὖ λυπεῖν ἑκούσῃ καρδίᾳ;

wie ein anderes Prosodion des Pindar anhob:

τί κάλλιον ἀρχομένοισιν
ἢ καταπαυομένοισιν,
ἢ βαθύζωνόν τε Λατὼ καὶ θοᾶν ἵππων ἐλάτειραν ἀεῖσαι;

(fr. 66). Auch im folgenden herrscht noch der Pindarische Ton:

1269 *καὶ γὰρ οὗτος ὦ φίλ' Ἄπολλον ἀεὶ πεινῇ, θαλεροῖς δακρύοισιν*
σᾶς ἁπτόμενος φαρέτρας Πυθῶνι δίᾳ μὴ κακῶς πένεσθαι.

vgl. Pyth. VII 10:

Ἄπολλον, οἳ τεόν γε δόμον
Πυθῶνι δίᾳ
θαητὸν ἔτευξαν.

Die Pointe der Stelle liegt darin, dafs der Dichter, während er betheuert, er wolle weder dem Lysistratus noch dem Thumantis etwas zu Leide thun, zugleich so viel Hohn gegen sie mit einfliefsen läfst, dafs es eines weiteren nicht bedarf [1]). — Allbe-

---

cere mentionem potuit verni temporis. Ceterum syllaba deest, coniicio ὡραίᾳ."

[1]) Den Hungerleider Thumantis kennt auch Hermippus, in dessen *Κέρκωπες* (II 393), wie Athenaeus berichtet, einer zum Dionysos sagte:

οἱ γὰρ πενόμενοι
ἀνάπηρά σοι θύουσιν ἤδη βούδια
Λεωτροφίδου λεπτότερα καὶ Θουμάντιδος.

Ueber Lysistratus heifst es in den Acharnern, er hungere und friere in jedem Monat mehr als dreifsig Tage:

kannt ist der Anfang eines Dithyrambus, durch welchen der dirkäische Schwan die Stadt der Athener so verherrlicht hatte, dafs diese ihn nicht allein zu ihrem *πρόξενος* machten, sondern auch für die von Theben ihm auferlegte Geldbufse mit 10000 Drachmen entschädigten [1]) (Isocr. XV 166):

854 *οὐδ᾽ αὖθις αὖ σε σκώψεται Παύσων ὁ παμπόνηρος*
Λυσίστρατός τ᾽ ἐν τἀγορᾷ, Χολαργέων ὄνειδος,
ὁ περιαλουργὸς τοῖς κακοῖς,
ῥιγῶν τε καὶ πεινῶν ἀεὶ
πλεῖν ἢ τριάκονθ᾽ ἡμέρας
τοῦ μηνὸς ἑκάστου.

In seiner Bettelarmuth suchte er nicht auf redliche Weise sich zu nähren, sondern übte die Kunst des Schmarotzers (schol Equ. 1268) und das Würfelspiel. schol. Ach. *ἐπὶ μαλακίᾳ διεβάλλετο. ἐν ἐνίοις δὲ καὶ πένης ὁ αὐτὸς καὶ κυβευτής. ἐκαλεῖτο δὲ καὶ χηναλώπηξ.* Philokleon beklagt sich in den Wespen über einen abscheulichen Betrug von seiner Seite, dafs er ihm beim Geldwechseln drei Fischschuppen statt Obolen herausgegeben habe. Der Sohn hat dem Vater vorgeschlagen, wenn er von seiner Gerichtswuth ablasse, wolle er ihm täglich zu Hause den Richtersold zahlen. Damit ist der Alte ganz zufrieden und sagt: „so werde ich nicht mehr nöthig haben, meine Drachme mit einem andern zu theilen, wobei mich neulich *Lysistratus* ganz schändlich übers Ohr gehauen hat“.

787 *αἴσχιστα γάρ τοί μ᾽ εἰργάσατο Λυσίστρατος*
ὁ σκωπτόλης. δραχμὴν μετ᾽ ἐμοῦ πρῴην λαβὼν
ἐλθὼν διεκερματίζετ᾽ ἐν τοῖς ἰχθύσιν,
κἄπειτ᾽ ἐπέθηκε τρεῖς λοπίδας μοι κεστρέων·
κἀγὼ ᾽νέκαψ᾽· ὀβολοὺς γὰρ ᾠόμην λαβεῖν·
κᾆτα βδελυχθεὶς ὀσφρόμενος ἐξέπτυσα·
κᾆθ᾽ εἷλκον αὐτόν. Β. ὁ δὲ τί πρὸς ταῦτ᾽ εἶφ᾽; Φ. ὅτι;
ἀλεκτρυόνος μ᾽ ἔφασκε κοιλίαν ἔχειν·
ταχὺ γοῦν καταπέψεις τἀργύριον, ἦ δ᾽ ὃς γελῶν.

Dessenungeachtet gehört er zu den lieben Gästen des Ph. bei dem fingirten Festmahle (v. 1302. 1308). Eine andere Probe seiner witzigen Laune liefert fr. 16 der Aristophanischen *Δαιταλεῖς* (II 1033), wo ihm die Erfindung des Wortes *σορέλλη* zur Bezeichnung eines mit einem Fufs im Grabe stehenden Greises zugeschrieben wird, gleichsam eines *ἐν σορῷ Ἕλλην*. Der nach der neuen Methode erzogene Sohn sagt dort zu seinem eignen Vater:

ἀλλ᾽ εἰ σορέλλη καὶ μύρον καὶ ταινίαι.

und jener bemerkt dazu:

ἰδοὺ σορέλλη· τοῦτο παρὰ Λυσιστράτου.

— Nach den Scholien zu Vesp. 787 gab es übrigens einen andern Lysistratus, Sohn des Makareus, der *εἰς κιναιδίαν σκώπτεται.* Dagegen zu Eccl. 736 scheint der Name verschrieben statt Lysikrates. *ὡς τοῦ Λυσιστράτου φαρμάκῳ μελαίνοντος αὐτῷ τὰς πολιάς.* Die Worte des Dichters lauten:

ἡ χύτρα δεῦρ᾽ ἔξιθι,
νὴ Δία μέλαινά γ᾽, οὐδ᾽ ἂν εἰ τὸ φάρμακον
ἕψουσ᾽ ἔτυχες ᾧ Λυσικράτης μελαίνεται.

[1]) Vgl. Aeschin. Epist. IV 3 *καὶ ὅτι ἐζημίωσαν αὐτὸν οἱ Θηβαῖοι τοῦτο ποιήσαντα τὸ ἔπος, οἱ δὲ ἡμέτεροι πρόγονοι διπλῆν αὐτῷ τὴν ζη-*

ὦ ταὶ λιπαραὶ καὶ ἰοστέφανοι καὶ ἀοίδιμοι,
Ἑλλάδος ἔρεισμα, κλειναὶ Ἀθᾶναι, δαιμόνιον πτολίεθρον.

(fr. 54. vgl. Pyth. VII.) Eine weitere Belohnung gab ihm Aristophanes, wenn er die Ritter ausrufen läſst:

1329 *ὦ ταὶ λιπαραὶ καὶ ἰοστέφανοι καὶ ἀριζήλωτοι Ἀθῆναι,*
δείξατε τὸν τῆς Ἑλλάδος ἡμῖν καὶ τῆς γῆς τῆσδε μόναρχον.

vgl. auch Nub. 300 *ἔλθωμεν λιπαρὰν χθόνα Παλλάδος.* — Bei der Behinderung des Philokleon — in den Wespen — fürchtet der Chor, es möchte wohl gar an diesem Tage die Gerichtssitzung ausfallen: dann müſste er, weil der Richtersold nicht gezahlt würde, mit Weib und Kind Hungers sterben. Die Kinder schreien schon nach Brod:

303 *ἄγε νῦν ὦ πάτερ, ἢν μὴ*
τὸ δικαστήριον ἄρχων
καθίσῃ νῦν, πόθεν ὠνη-
σόμεθ' ἄριστον; ἔχεις ἐλ-
πίδα χρηστήν τινα νῷν ἢ
πόρον Ἕλλας ἱρὸν [εἰπεῖν]; [1])

schol. *πόρον Ἕλλας· νῦν πόρον τὸν πορισμόν φησιν. ἐπήνεγκε δὲ παρὰ τὸ Πινδαρικὸν τὸ Ἕλλας ἱερόν. „πανδείματοι μὲν ὑπὲρ πόντιον Ἕλλας πόρον ἱερόν.“* [2]) Man sieht, bei Pindar war vom Hellespont (*Ἕλλας πόρος*) die Rede, Aristophanes dagegen faſste *πόρος* in der andern Bedeutung „Mittel und Weg“ und sprach von der Möglichkeit, ein Frühstück zu kaufen. Richter hat für *Ἕλλας* den Vocativ *Ἑλλάς* gesetzt, und erklärt „*Ἑλλὰς*

μίαν ἀπέδοσαν μετὰ τοῦ καὶ εἰκόνι χαλκῇ τιμῆσαι. Wer in Athen an dies Pindarische Wort erinnerte, wurde vom Volke auf Händen getragen. Die schlechtesten Menschen erreichten durch dergleichen Mittel alles. Aristophanes klagt darüber in der Parabase der Acharner:

636 *πρότερον δ' ὑμᾶς ἀπὸ τῶν πόλεων οἱ πρέσβεις ἐξαπατῶντες*
πρῶτον μὲν ἰοστεφάνους ἐκάλουν, κἀπειδὴ τοῦτό τις εἴποι,
εὐθὺς διὰ τοὺς στεφάνους ἐπ' ἄκρων τῶν πυγιδίων ἐκάθησθε·
εἰ δέ τις ὑμᾶς ὑποθωπεύσας λιπαρὰς καλέσειεν Ἀθήνας,
εὕρετο πᾶν ἂν διὰ τὰς λιπαράς, ἀφύων τιμὴν περιάψας.

Aber diese Schwäche war leider nicht das einzige, was den Athenern vorgeworfen werden konnte. Waren sie das einemal zum Guten aufgelegt, so hatten es ihre Verführer ein andermal ebenso leicht, sie zu schlechtem zu überreden. Bei all dem groſsen, was ihr Andenken unsterblich macht, haben sie doch auch des lächerlichen nicht wenig geleistet. Und die Komiker haben es nicht unterlassen, ihnen in aller Derbheit die Wahrheit zu sagen. Aristophanes vor allen, ein Volksfreund im guten Sinne des Worts, ein Patriot von echtem Schrot und Korn, sah mit Schmerz die Elendigkeit der Epigonen nach der Männertugend der Vorzeit. Ich will in einem Excurs am Ende dieser Abhandlung das hauptsächliche von dem zusammenstellen, wofür die Athener in der Komödie aufgezogen oder gezüchtigt wurden.

[1]) Hermann Elem. doctr. metr. 503 f.

[2]) Von Hermann so emendirt: [*γέφυραν*] *τὰν δείματο μὲν ὑπὲρ πόντιον Ἕ. π. ἱ.* (fr. 170 Bergk.)

dicit, quasi sit Ἑλλάδος instar urbs Athenarum". Die Frage des Knaben ist aber an seinen Vater gerichtet und nicht an Athen. Auch antwortet jener:

310 *μὰ Δί' οὐκ ἔγωγε νῷν οἶδ'*
ὁπόθεν δὴ δεῖπνον ἔσται.

Wie ist mitten in der Frage an den Vater „hast du eine tröstliche Aussicht auf ein Frühstück für uns?" die Anrufung von Athen oder Hellas denkbar? Er hätte sich so ausdrücken können: „bei allen Hellenen beschwöre ich dich, sage mir, ob u. s. w.", aber der Vocativ giebt hier keinen Sinn. Mir scheint eine Aenderung des überlieferten hier gar nicht erforderlich zu sein. Es kommt dem Dichter nur auf den Spafs mit *πόρος* an. Dieser Spafs verlöre ganz seine Spitze, wenn das Wort *Ἕλλας* nicht unverändert aus der Stelle des Pindar herübergenommen wäre. Nur in dieser Verbindung ist die Parodie erkennbar, da der Doppelsinn von *πόρος* eben hervortreten mufs. Ob jenes Wort *Ἕλλας* sonst für den Zusammenhang bei Aristophanes einen Sinn hat oder nicht, ist völlig gleichgültig, gerade wie für *ἱερόν*, das doch wahrlich nur auf den Pindarischen *πόρος* pafst. Die Parodie ist ja häufig so beschaffen, dafs keineswegs alles aus dem Original übertragene in dem Gedanken des übertragenden Dichters einen organischen Theil bildet, dafs vielmehr manches, ohne in den neuen Sinn hinein zu passen, als blofses Kennzeichen der Parodie stehen bleibt. Davon ist ein sehr deutliches Beispiel in den Vögeln v. 926 ff. Unter den vielen Besuchern der neuen Vogelstadt befindet sich auch ein zerlumpter Dichter, der den Pisthetaerus mit ganz denselben Worten um Kleider anspricht, mit denen Pindar in einem Hyporchem zu Hieron, dem Gründer von Aetna, geredet hatte. Die Worte passen lediglich auf Hieron, werden aber, weil anderes aus demselben Gedicht etwas geändert zur Anwendung kommen soll, des gröfseren Spafses wegen mitgenommen, obwohl Pisthetaerus weder Aetna gegründet noch sein Name etwas mit *ἱερός* zu thun hat. Die Stelle lautet:

σὺ δὲ πάτερ κτίστορ Αἴτνας,
ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμε,
δὸς ἐμὶν ὅτι περ
τεᾷ κεφαλᾷ θέλῃς
πρόφρων δόμεν ἐμὶν τεΐν.

Mit der *σπολάς*, die P. dem frierenden reicht, noch nicht zufrieden, fährt dieser fort:

936 *τόδε μὲν οὐκ ἀέκουσα φίλα*
μοῦσα τόδε δῶρον δέχεται·
τὺ δὲ τεᾷ φρενὶ μάθε Πινδάρειον ἔπος.

941 *νομάδεσσι γὰρ ἐν Σκύθαις ἀλᾶται Στράτων,*
ὃς ὑφαντοδόνατον ἔσθος οὐ πέπαται·
ἀκλεὴς δ' ἔβα σπολὰς ἄνευ χιτῶνος.
ξύνες ὅ τοι λέγω —

indem er unter dem Pindarischen Straton sich selbst versteht.

Bei Pindar hiefs es:

σύνες ὅ τοι λέγω, ζαθέων ἱερῶν ὁμώνυμε πάτερ,
κτίστορ Αἴτνας.

und dann:

νομάδεσσι γὰρ ἐν Σκύθαις ἀλᾶται Στράτων,
ὃς ἁμαξοφόρητον οἶκον οὐ πέπαται.
ἀκλεὴς δ' ἔβα —

(fr. 81. 82 Bergk). Zur Erklärung bemerkt der Scholiast des Aristophanes, Straton habe von Hieron Maulthiere empfangen, ihn aber noch um einen Wagen dazu gebeten (wie der Dichter den Pisthetaerus um einen *χιτών* zu der *σπολάς*), denn jene ohne diese seien unbrauchbar, und er sei mit den Maulthieren allein nicht besser daran als ein Skythe, der keinen Wagen zum Fortschaffen seiner Sachen habe: *λαβὼν δὲ ἡμιόνους παρ' Ἱέρωνος ᾔτει αὐτὸν καὶ ἅρμα. — οἱ Σκύθαι τῷ χειμῶνι διὰ τὸ ἀφόρητον αὐτοῦ ἐπὶ ἁμαξῶν τὰ πράγματα βάλλοντες ἑαυτῶν ἀπαίρουσιν εἰς ἄλλην χώραν· ὁ μὴ ἔχων δὲ ἐκεῖσε ἅμαξαν ἄτιμος παρ' αὐτοῖς κρίνεται.* [1])

---

[1]) Das oben angeführte ist alles, was mit Bestimmtheit als Parodie aus Pindar allein zu bezeichnen ist. Möglicher Weise gehört noch dazu eine Stelle der Thesmophoriazusen, wo es heifst:

962 *εἰ δέ τις προσδοκᾷ κακῶς ἐρεῖν*
ἐν ἱερῷ γυναῖκά μ' οὖσαν ἄνδρας, οὐκ ὀρθῶς φρονεῖ.

vgl. Pind. Ol. I 64:

εἰ δὲ θεὸν ἀνήρ τις ἔλπεταί τι λαθέμεν ἔρδων, ἁμαρτάνει.

(ähnlich Aesch. Ag. 354:

οὐκ ἔφα τις
θεοὺς βροτῶν ἀξιοῦσθαι μέλειν,
ὅσοις ἀθίκτων χάρις
πατοῖθ'· ὃ δ' οὐκ εὐσεβής.

Axionicus 3 v. 12 (III 531):

ἔφα τις, ὡς ἅλμη θερμῇ
τοῦτο φάγοι γ' ἑφθὸν ἀνήρ κτλ.)

Schon berührt ist die Stelle der Wolken 595 ff. *ἀμφί μοι αὖτε Φοῖβ' ἄναξ κτλ.* Sie enthält aus Pindar die Worte *ὑψικέρατα πέτραν* 597 (fr. 321 Bergk), doch ist auch im folgenden der parodische Charakter nicht zu verkennen:

ἀμφί μοι αὖτε Φοῖβ' ἄναξ
Δήλιε Κυνθίαν ἔχων
ὑψικέρατα πέτραν,
ἥ τ' Ἐφέσου μάκαιρα πάγχρυσον ἔχεις
οἶκον, ἐν ᾧ κόραι σε Λυδῶν μεγάλως σέβουσιν,
ἥ τ' ἐπιχώριος ἡμετέρα θεός,
αἰγίδος ἡνίοχος πολιοῦχος Ἀθάνα,
παρνασσίαν θ' ὃς κατέχων
πέτραν σὺν πεύκαις σελαγεῖ
βάκχαις δελφίσιν ἐμπρέπων,
κωμαστὴς Διόνυσος.

Dafs der mit den delphischen Bakchen Fackeln schleudernde Dionysos anderen Dichtern entnommen sei (vgl. Eur. fr. 752), bemerken auch

Was wir bisher betrachtet haben, gehörte vielleicht mit einer Ausnahme nicht zu derjenigen Art von Parodie, die zu ihrem Original in einem feindseligen oder überhaupt kritisirenden Verhältnisse steht. Verspottet ist in der Komödie kein lyrischer Dichter, als die Dithyrambiker, über diese aber allerdings ein reichlicher Spott ausgegossen zum Theil wegen ihrer stehenden Manier, die Gedichte anzufangen (wie schon bemerkt), und überhaupt wegen mancher zu oft wiederkehrenden formalen Eigenheiten, in viel höherem Maſse aber wegen der ganzen Art und Weise ihrer Diction, deren Adlerflug oft in so unerreichbare Höhen ging, daſs der Schritt vom erhabenen zum lächerlichen bereits weit hinter ihnen lag. Zu der ersten Gattung gehörte die jämmerliche Klage Av. 928:

δὸς ἐμὶν ὅτι περ
τεᾷ κεφαλᾷ θέλῃς
πρόφρων δόμεν ἐμὶν τεΐν.

schol. *χλευάζει τῶν διθυραμβοποιῶν τὸν συνεχῆ ἐν τοῖς τοιούτοις Δωρισμόν, καὶ μάλιστα τὸν Πίνδαρον συνεχῶς λέγοντα ἐν ταῖς αἰτήσεσι τὸ ἐμίν.* Zu der zweiten das Gespräch des vom Himmel zurückgekehrten Trygaeus, der auf seiner Luftreise nur noch einigen Seelen von Dithyrambendichtern begegnet ist, und seines Sclaven:

Pac. 827 *Ο. ἄλλον τιν' εἶδες ἄνδρα κατὰ τὸν ἀέρα*
πλανώμενον πλὴν σαυτόν; Τ. οὐκ εἰ μή γέ που
ψυχὰς δύ' ἢ τρεῖς διθυραμβοδιδασκάλων.
830 *Ο. τί δ' ἔδρων; Τ. ξυνελέγοντ' ἀναβολὰς ποτώμεναι*
τὰς ἐνδιαεριαυεριυηχέτους [1] *τινάς.*
Ο. οὐκ ἦν ἄρ' οὐδ' ἃ λέγουσι κατὰ τὸν ἀέρα,
ὡς ἀστέρες γιγνόμεθ', ὅταν τις ἀποθάνῃ;
Τ. μάλιστα. Ο. καὶ τίς ἐστιν ἀστὴρ νῦν ἐκεῖ
835 *Ἴων ὁ Χῖος, ὅσπερ ἐποίησεν πάλαι*

---

die Scholien. Dagegen ist weder Parodie noch eine Spur von Nachahmung in v. 1121 der Vögel enthalten:

ἀλλ' οὑτοσὶ τρέχει τις Ἀλφειὸν πνέων,

obwohl Didymus davon träumt, daſs dies *παρὰ τὰ Πινδάρου* gedichtet sei, *ἄμπνευμα σεμνὸν Ἀλφεοῦ* Nem. I 1. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, daſs die Insel Ortygia aus einem ganz andern Grunde ein *ἄμπνευμα* des Alpheus heiſst, als aus dem Pisthetaerus von dem Boten sagt, er athme den Alpheus, *ὡσεὶ ὀλυμπιακὸς σταδιοδρόμος.* Derselbe Didymus hat auch angemerkt, in den **Wespen** sei:

1063 *πρὶν ποτ' ἦν πρὶν ταῦτα, νῦν δ'*
οἴχεται, κύκνου τε πολιώτεραι δὴ
αἵδ' ἐπανθοῦσιν τρίχες

aus **Timokreon** von Rhodus parodirt.

[1]) Meineke sagt: *ἐνδιαεριαυριυηχύτους intelligi posset*, und bei Quintus steht I 417 *νήχυτος ἀήρ.* Vielleicht möchte *ἐνδιαεροδιερονηχύτους* zu lesen sein nach Nub. 337:

εἶτ' ἀερίους διεροὺς γαμψοὺς οἰωνοὺς ἀερονηχεῖς

oder vielmehr mit Meineke *ε. αἰθερίους κτλ.*

ἐνθάδε τὸν ἀοῖόν ποθ'; Τ. ὡς ἦλθ', εὐθέως
ἑῷον αὐτὸν πάντες ἐκάλουν ἀστέρα.

(Ion wurde also der Morgenstern genannt, weil er einen Dithyrambus gedichtet hatte mit dem Anfange:

ἀοῖον ἀεροφοίταν ἀστέρα μείναμεν, ἀελίου
λευκῇ πτέρυγι πρόδρομον.

fr. 10 p. 465 B.) Und schon in den **Wolken** redet Sokrates ähnlich von diesen Dichtern; er nennt sie:

333 κυκλίων τε χορῶν ᾀσματοκάμπτας ἄνδρας μετεωροφένακας,

die in ihrem Müfsiggange sich von den Wolken ernähren liefsen, ὅτι ταύτας μουσοποιοῦσιν — und Strepsiades erinnert sich sodann einer langen Reihe dithyrambischer Kraftausdrücke, in denen sie dem luftigen Reiche ihre nunmehr verständliche Huldigung darzubringen pflegen:

335 ταῦτ' ἄρ' ἐποίουν ὑγρᾶν νεφελᾶν στρεπταιγλᾶν δάιον ὁρμάν,
πλοκάμους θ' ἑκατογκεφάλα τυφῶ πρημαινούσας τε θυέλλας,
εἶτ' ἀερίους [1]) διεροὺς γαμψοὺς οἰωνοὺς ἀερονηχεῖς,
ὄμβρους θ' ὑδάτων δροσερᾶν νεφελᾶν· εἶτ' ἀντ' αὐτῶν κατέπινον
κεστρᾶν τεμάχη μεγαλᾶν ἀγαθᾶν κρέα τ' ὀρνίθεια κιχηλᾶν.

schol. 337 ταῦτα δὲ πάντα ἔκ τινων ποιητῶν εἰσιν, ἄλλο ἄλλου γράψαντος κτλ.

Obwohl nicht gerade Philoxenus hier copirt ist, wie der Scholiast zu 335 behauptet, Meineke bestreitet (hist. crit. 228. Vgl. Bergk lyr. 998 fr. 18), so waren doch die Dichter des neuen Dithyrambus überhaupt vielfach eine Zielscheibe komischer Angriffe, weil sie in dem Streben, für die Auflösung der politischen Zustände in Musik und Dichtkunst durch völlige Regellosigkeit ein Ebenbild zu schaffen, ganz wie die Volksführer der damaligen Zeit durch die gröfsten Contraste — bald in den weichsten Klagetönen, bald die Elemente zum Sturm aufregend — auf die Gemüther zu wirken suchten. Das ist es, was der Verfasser der Schrift *De musica* meint, wenn er den neuen Dithyrambus φιλάνθρωπος nennt (cap. XII). Das Publicum dieser Poesie ist die Menge, die sich durch äufsere Eindrücke beherrschen läfst. Das mafslose war in jeder Beziehung ihr Princip. So führten jene Dichter nicht allein *ampullas et sesquipedalia verba* im Munde, sie folgten auch im Gedankengange keiner Ordnung und Regel, sie sprangen oder flogen von einem zum andern, und gaben auch die Einheit der metrischen Form auf. Daher das Sprüchwort: [τῶν] διθυράμβων νοῦν ἔχεις ἐλάττονα.

Unter diesen antiken Zukunfts-Künstlern nahm der Athener **Kinesias** einen nicht unbedeutenden Platz ein, obwohl seine Wirksamkeit in der Tonkunst ausgebreiteter gewesen zu sein scheint als in der Poesie. Bei Pherekrates im Chiron stimmte die Frau Musica einen Weheruf über alle Unbill an, die sie von diesem Menschen habe leiden müssen (II 326 v. 8):

---

[1]) S. vorige Seite Note 1.

Κινησίας δέ μ' ὁ κατάρατος Ἀττικός, [1]
ἐξαρμονίους καμπὰς ποιῶν ἐν ταῖς στροφαῖς,
ἀπολώλεχ' οὕτως, ὥστε τῆς ποιήσεως
τῶν διθυράμβων, καθάπερ ἐν ταῖς ἀσπίσιν,
ἀριστέρ' αὐτοῦ φαίνεται τὰ δεξιά. [2]

Im Gebiete der Orchestik scheint er nach Ran. 153 die Pyrrhiche besonders geliebt zu haben. Was Aristophanes von seiner Dichtkunst gehalten, kann man aus einem Bruchstück des Gerytades sehen, wo er mit Sannyrion und Meletus (mit denen er gleich hoch im Range der Dichter auch die gleiche Körperbeschaffenheit theilte) in die Unterwelt steigt, um die Seelen der Abgeschiedenen zu fragen, wie man der verfallenden Poesie wieder aufhelfen könne (II 1005 v. 8):

καὶ τίνες ἂν εἶεν; Β. πρῶτα μὲν Σαννυρίων
ἀπὸ τῶν τρυγῳδῶν, ἀπὸ δὲ τῶν τραγικῶν χορῶν
Μέλητος, ἀπὸ δὲ τῶν κυκλίων Κινησίας.
Α. ὡς σφόδρ' ἐπὶ λεπτῶν ἐλπίδων ὠχεῖσθ' ἄρα·
τούτους γὰρ ἤν ποτ' ὀξὺς ἔλθῃ, ξυλλαβὼν
ὁ τῆς διαρροίας ποταμὸς οἰχήσεται.

Ran. 366 wirft er nach dem Zeugnifs der Scholien ihm poetische Versündigungen an der Hekate vor. Strattis nannte ihn in der Komödie, die er mit seinem Namen *Κινησίας* betitelte, nicht allein den „Chormörder" (v. 53 in den Add. zu II 770), sondern fand auch an seiner Moralität viel auszusetzen und warf ihm *ἀσέβεια* vor (II 769 fr. IV). Er führte einen ausschweifenden Lebenswandel (schol. Ar. Lys. 838 *κωμῳδεῖ Κινησίαν ὡς καταφερῆ εἰς συνουσίαν*) und litt an so complicirten Krankheiten, dafs Lysias von ihm sagte, er sterbe täglich zur Strafe für seine Gottlosigkeit (Ath. XII 552. vgl. schol. Ran. 366. Eccl. 330). Seine ausnehmende Dürre gab fortwährend Anlafs zum Spott. Bei Strattis hiefs er *κάνναβος* (II 769 fr. III. vgl. 789 fr. VII), bei Platon *σκέλετος ἄπυγος κάλαμινα σκέλη φορῶν* (II 679 fr. II), bei Aristophanes Av. 1377 *φιλύρινος* der „lindenhölzerne" ebenso wegen seines eignen, wie wegen des Gewichts seiner Werke (vgl. Ran. 1437. Geryt. II v. 1). Ein sehr häufig von ihm angewandtes Wort soll *Φθιῶτα* gewesen sein, daher er bei Strattis selbst *Φθιῶτ' Ἀχιλλεῦ* angeredet wurde (II 769 fr. V. vgl. Nauck. trag. fr. 128 Aesch.) mit Hindeutung auf die *φθόη*, die ihn verzehrte. Aber am schlimmsten wird ihm in den Vögeln des Ari-

[1]) Ob diese Bezeichnung nicht doch darauf deutet, dafs es einen gleichnamigen bekannten Thebaner gab? schol. *ἦν δὲ Θηβαῖος*. Meinek. hist. crit. 229.

[2]) Die *ἀσπίδες* sind nach Hanow die Reihen der Soldaten, bei denen links nur dann rechts werden kann, wenn der Mann seine ihm zukommende Stellung in die entgegengesetzte verwandelt, d. h. den Feind mit dem Rücken ansieht. „*itaque simul ignaviam Cinesiae poeta cavillatur, quae item haud obscure notatur a Lysia* *ἀπολ. δωρ.* 708 Reisk." [XXI 20] „*καὶ ὢν Κινησίας οὕτω διακείμενος πλείους στρατείας ἐστράτευται, οὗτοι περὶ τῶν τῆς πόλεως ἀγανακτοῦσι*".

stophanes mitgespielt, wo seine Figur und seine in den Luftregionen sich bewegende Diction gleich sehr einen Spielball des Witzes abgeben. Kinesias kommt auch nach Nephelokokkygia und will sich Flügel holen. Er tritt auf mit dem Anakreontischen Verse:

1373 *ἀναπέτομαι δὴ πρὸς Ὄλυμπον πτερύγεσσι κούφαις,* [1])

dem er aus eignen Mitteln hinzufügt:

πέτομαι δ' ὁδὸν ἄλλοτ' ἐπ' ἄλλαν μελέων.

Und Pisthetaerus, nachdem er ihn begrüfst hat:

1377 *ἀσπαζόμεσθα φιλύρινον Κινησίαν* —

fragt weiter:

τί δεῦρο πόδα σὺ κυλλὸν ἀνὰ κύκλον κυκλεῖς;

nicht als ob K. lahm gewesen wäre, sondern weil in den Gedichten der Dithyrambiker (*κυκλιοδιδάσκαλοι*) der Fufs sehr viel herhalten mufste, indem sie Ausdrücke wie *ποδὶ λευκῷ*, *ποδὶ κούφῳ* (auch Theocr. II 104) *πόδα τιθείς* u. ä. mit Vorliebe wiederholten [2]).

---

[1]) Anacr. fr. 24 p. 781 B. Es folgte bei Anakreon: *διὰ τὸν Ἔρωτ'·* *οὐ γὰρ ἐμοὶ παῖς ἐθέλει συνηβᾶν.*

[2]) Hier möge eine Uebersetzung der ganzen Scene stehen, die durch und durch parodisch ist.

K. Hoch zum Olymp flieg' ich hinan leichten Gefieders steigend
auf dem wechselnden Pfad des Gesangs hierhin und dort —
1375 P. Da brauchst du, scheint's, der Federn eine ganze Last.
K. unerschrocken an Seel' und Leib die neuere Bahn.
P. Wir grüfsen den lindenhölzernen Kinesias.
Was kreiselst du her im Kreise deinen lahmen Fufs?
1380 K. Ein Vogel will ich werden, Freund, mit laut schmetternder Kehle.
P. Hör' auf mit Grölen und sage kurz der Rede Sinn.
K. Von dir beflügelt will ich hoch gen Himmel mich
erhebend neue Gedanken aus dem Wolkenreich
1385 einsammeln, gedreht in der Luft, von stöberndem Schnee umtanzt.
P. Was? in den Wolken, sagst du, sammelt Gedanken man?
K. Ja ja, es hängt an diesen unsre ganze Kunst.
Denn von den Dithyramben sind die Glanzpartie'n
gar luftig, dunkel gehalten, schimmernd rabenschwarz
1390 und flügelumrauscht; hör mich nur an, du merkst es gleich.
P. Um keinen Preis! K. Und doch, du mufst beim Herakles!
Die ganze Luft vorführen will ich dir in Eil,
die gefiederten Bilder
in Aethers Bereich
des halsdehnenden Geiervolks.
1395 P. Schweig' still!
K. Zum Meere mich hin schaukelnd
Möcht' ich mit Windes Wehen schweben —
P. Ich will beim Zeus das Wehen dir bald austreiben, wart'!
K. bald südwärts getragen den luftigen Pfad,
bald wieder gen Mitternacht rudernd den Leib,

Es bleibt noch weniges über **Philoxenus** anzuführen. Er behandelte in einem Dithyrambus die Liebesgeschichte des Polyphem und der Galatea, meinte ihn aber als Satire auf den Tyrannen Dionysius, der erstens eine Geliebte mit Namen Galatea und zweitens nicht den schärfsten Gesichtssinn hatte. Polyphem weidete seine Heerden und suchte mit Saitenspiel die Nymphe zu locken. Von dem Homerischen unterschied sich dieser Kyklop durch die Nahrungsmittel, denn Philoxenus hatte ihm einen Sack mit Gemüse gegeben. Aber die Blendung durch Odysseus war geschehen, und Pol. erzählte sie selbst. Diese Punkte hat Aristophanes im **Plutus** zu einer Parodie benutzt, wo Karion zu den Landleuten, die durch die Kunde ihres bevorstehenden Reichthums in grofse Freude versetzt sind, wie ein neuer Polyphem zu seinen Schafen folgendes spricht:

290 *καὶ μὴν ἐγὼ βουλήσομαι θρεττανελὸ* [1]) *τὸν κύκλωπα*
μιμούμενος καὶ τοῖν ποδοῖν ὡδὶ παρενσαλεύων
ὑμᾶς ἄγειν· ἀλλ' εἶα τέκεα θαμίν' ἐπαναβοῶντες [2])
βληχώμενοί τε προβατίων
αἰγῶν τε κιναβρώντων μέλη
ἕπεσθ' ἀπεψωλημένοι· τράγοι δ' ἀκρατιεῖσθε.

Und die Greise antworten ihm:

ἡμεῖς δέ γε ζητήσομεν θρετταvελὸ τὸν κύκλωπα
βληχώμενοι, σὲ τουτονὶ πινῶντα καταλαβόντες,
πήραν ἔχοντα λάχανά τ' ἄγρια δροσερά [3]), *κραιπαλῶντα*

1400 rastlos durchfurchend des Aethers Gebiet.
Nicht übel, Alter! du hast mich niedlich angeputzt!
P. Nicht wahr, du freust dich? bist du genug nun flügelumrauscht?
K. Mir thust du solches, mir dem Rundchorlehrer an, noch stets in Athen von allen Stämmen heifs begehrt?
1405 P. Willst du nicht bei uns bleiben, dem geschwänzten Stamm den Chor der fliegenden Vögel für Leotrophides noch beizubringen? K. Du höhnst mich, seh' ich deutlich ein.
Doch wisse, ruhen werd' ich nimmer und rasten nicht, eh' ich geflügelt des Aethers Raum durchmessen kann.

V. 1405 ff. lauten griechisch: *βούλει διδάσκειν καὶ παρ' ἡμῖν αὖ μένων Λεωτροφίδῃ χορὸν πετομένων ὀρνέων Κεκροπίδα φυλήν;* Jeder der attischen Stämme hatte seinen besonderen Dithyrambenmeister, der Kekropische, wie es scheint, den Leotrophides, der nicht viel Gutes zu Stande brachte. Vgl. Hermipp. II 793 fr. I. Theopomp. II 800 fr. I. Es wird vermuthet, dafs *κερκωπίδα* zu lesen sei, da bei den Vögeln nicht wohl von einer *Κεκροπίς* die Rede sein konnte.

[1]) schol. *Φιλόξενον τὸν διθυραμβοποιὸν διασύρει, ὃς ἔγραψε τὸν ἔρωτα τοῦ κύκλωπος τὸν ἐπὶ τῇ Γαλατείᾳ. εἶτα κιθάρας ἦχον μιμούμενος ἐν τῷ συγγράμματι τοῦτό φησι τὸ ῥῆμα τὸ θρεττανελό. ἐκεῖ (ἐκεῖνος?) γὰρ εἰσάγει τὸν κύκλωπα κιθαρίζοντα καὶ ἐρεθίζοντα τὴν Γαλάτειαν.*

[2]) *τὸ δὲ, ἀλλ' εἶα τέκεα θαμίν' ἐπαναβοῶντες, ἐκ τοῦ Κύκλωπος Φιλοξένου ἐστίν.*

[3]) *Φιλοξένου ἐστὶ παρῃγμένον καὶ τοῦτο τὸ ῥητόν. τοιοῦτον γὰρ τὸν*

ἡγούμενον τοῖς προβατίοις,
εἰκῆ δὲ καταδαρθόντα που
μέγαν λαβόντες ἡμμένον σφηνίσκον ἐκτυφλῶσαι. [1])

(Philox. fr. 11 p. 995 B.) Nach dieser Erwähnung von Odysseus' Rache fährt Karion fort, ein Stück Homer aufzuführen. Haben die Bauern die Rolle der Gefährten des O. angenommen, so will er die Kirke spielen, durch welche die Männer von Ithaka in ebenso viele Exemplare einer gewissen Thiergattung verwandelt wurden, deutet aber damit auf Lais, welche zu Korinth den reichen und einfältigen Melitenser Philonides fesselte [2]):

302 *ἐγὼ δὲ τὴν Κίρκην γε τὴν τὰ φάρμακ' ἀνακυκῶσαν,*
ἣ τοὺς ἑταίρους τοῦ Φιλωνίδου ποτ' ἐν Κορίνθῳ
ἔπεισεν ὡς ὄντας κάπρους
μεμαγμένον σκῶρ ἐσθίειν, αὐτὴ δ' ἔματτεν αὐτοῖς,
μιμήσομαι πάντας τρόπους·
ὑμεῖς δὲ γρυλίζοντες ὑπὸ φιληδίας
ἕπεσθε μητρὶ χοῖροι.

Der Chor aber droht zur Vermeidung solches Geschicks, wie Odysseus an der Zauberin, sich an Karion zu vergreifen:

309 *οὐκοῦν σε τὴν Κίρκην γ. τ. τ. φ. ἀ.*
καὶ μαγγανεύουσαν μολύνουσάν τε τοὺς ἑταίρους
λαβόντες ὑπὸ φιληδίας
τὸν Λαρτίου μιμούμενοι 'κ τῶν ὄρχεων κρεμῶμεν,
μινθώσομέν θ' ὥσπερ τράγου
τὴν ῥῖνα· σὺ δ' Ἀρίστυλλος [3]) *ὑποχάσκων ἐρεῖς,*
ἕπεσθε μητρὶ χοῖροι.

κύκλωπα εἰσάγει, πήραν ἔχοντα καὶ ἐπὶ ταύτῃ λάχανα ἄγρια. — Ἄλλως. ἐνταῦθα ὁ ποιητὴς παιγνιωδῶς ἐπιφέρει τὰ τοῦ Φ. εἰπόντος πήραν βαστάζειν τὸν κ. καὶ λάχανα ἐσθίειν. οὕτω γὰρ πεποίηκε τὸν τοῦ κ. ὑποκριτὴν εἰς τὴν σκηνὴν εἰσαγόμενον. ἐμνήσθη δὲ καὶ τῆς τυφλώσεως ὡς οὔσης ἐν τῷ ποιήματι. ταῦτα δὲ πάντα διασύρων τὸν Φ. εἶπεν ὡς μὴ ἀληθεύοντα. ὁ γὰρ κ., ὥς φησιν Ὅμηρος, κρέα ἤσθιε καὶ οὐ λάχανα. ἃ τοίνυν ἔφησεν ἐκεῖ ὁ Φ., ταῦτα ὁ χορὸς εἰς τὸ μέσον ἀναφέρει. — 301 *ὡς καὶ τῆς τυφλώσεως περικειμένης ἐν τῷ ποιήματι.* Vgl. 290 *τοῦτο δὲ αἰνιττόμενος εἰς Διονύσιον· ἀπείκασε γὰρ αὐτὸν τῷ κ., ἐπεὶ καὶ αὐτὸς ὁ Δ. οὐκ ὠξυδόρκει.*

[1]) Siehe vorstehende Note.

[2]) v. 179 wird Plutus gefragt: *ἐρᾷ δὲ Λαῒς οὐ διὰ σὲ Φιλωνίδου;* Athenaeus XIII 592 d hat Zweifel, ob nicht vielmehr *Ναΐς* dort geschrieben werden müsse, nachdem er aus der Rede des Lysias *κατὰ Φιλωνίδου βιαίων* (*εἰ γνήσιος ὁ λόγος*) die Worte angeführt: *ἔστιν οὖν γυνὴ ἑταίρα Ναῒς ὄνομα, ἧς Ἀρχίας κύριός ἐστιν· — ὁ Φ. δ' ἐρᾶν φησι.*

[3]) Aristyllus ist andere Form für Aristokles, welchen Namen bekanntlich Platon früher geführt hatte nach Laert. Diog. III 4. Als Aristyllus kam er auch in den Telmessensern des Aristophanes vor (II 1162 fr. XIII), wie gleichfalls in den Ekklesiazusen 647, einer Komödie, die ja zur Verspottung der Platonischen Theorien von Gemeinschaft der Weiber, Kinder und aller Güter geschrieben war. Meinek. hist. crit. 287 ff. In den Scholien ist freilich von Platon mit keiner Sylbe die Rede. Sie sagen vielmehr: *ὁ Ἀ. αἰσχρός. καὶ ἐν Ἐκκλησια-*

— Aufser Aristophanes hat noch **Theognet** ein Recht, hier genannt zu werden. Zenobius überliefert, dafs bei Philoxenus Odysseus in der Höhle des Kyklopen ausgerufen habe:

οἵῳ μ' ὁ δαίμων τέρατι συγκαθεῖρξεν.

Und dies wandte bei Th. einer, der einem Stoiker in die Hände gefallen war, also auf sich an:

ὦ τάλας ἐγώ,
οἵῳ μ' ὁ δαίμων φιλοσόφῳ συνῴκισεν

(IV 549 v. 6).[1]

Excurs.

Was die Komiker von den Athenern sagen.

Die Athener hielten sich für nicht eingewanderte Ureinwohner ihres Landes, *αὐτόχθονες* oder *γηγενεῖς* (Ar. Vesp. 1076. schol. Pac. 261. Eur. fr. 362, 8), und ihre Stadt für die älteste auf der Welt (arg. II Av. *τῆς τῶν Ἀθηναίων πολιτείας τὸ μέγιστον ἦν κλέος αὐτόχθοσι γενέσθαι, καὶ αὕτη φιλοτιμία πρώτη τὸ μηδέπω μηδεμιᾶς πόλεως φανείσης αὐτὴν πρώτην ἀναβλαστῆσαι*). Nach schol. Nub. 2 gab es eine Ueberlieferung, sie hätten auf einen Spruch der Pythia das Königthum abgeschafft und Zeus zu ihrem König gesetzt. Dies zeigt ebenso sehr von ihrem Selbstgefühl wie ihre hochfliegenden Hoffnungen auf eine ausgebreitete Herrschaft, die ihnen vom Schicksal bestimmt sei. Man trug sich mit einem Orakel des Bakis, der geweissagt haben sollte, Athen würde sich wie ein Adler in den Wolken für alle Zeit über die andern Städte erheben:

εὔδαιμον πτολίεθρον Ἀθηναίης ἀγελείης,
πολλὰ ἰδὸν καὶ πολλὰ παθὸν καὶ πολλὰ μογῆσαν,
αἰετὸς ἐν νεφέλῃσι γενήσεαι ἤματα πάντα.

ζούσαις μέμνηται αὐτοῦ ὡς αἰσχροποιοῦ. λείπει δὲ τὸ ὡς, ὡς ὁ Ἀ. αἰσχρουργίαις κεχηνώς. αἰσχρουργὸν γὰρ αὐτόν φησι ποιητήν, ὃς διὰ τὴν αἰσχρουργίαν ἀεὶ ἐκεχήνει κτλ. (V *Ἀ. αἰσχρὸς ποιητὴς καὶ ἐν ταῖς μουσουργίαις κεχηνώς· ἢ ὡς μοιχὸς διαβάλλεται* κτλ. Vgl. Laert. Diog. III 29 *Ἀρίστιππος δ' ἐν τῷ δ' περὶ παλαιᾶς τρυφῆς φησιν αὐτὸν Ἀστέρος μειρακίου τινὸς ἀστρολογεῖν συνασκουμένου ἐρασθῆναι, ἀλλὰ καὶ Δίωνος τοῦ προειρημένου. ἔνιοι δὲ καὶ Φαίδρου φασί* κτλ.

[1]) Neben dem Kyklopen war der berühmteste Dithyrambus des Ph. das *Δεῖπνον*, von dem einige längere Bruchstücke erhalten sind. Einige halten dafür, dafs der Komiker Platon zur Verspottung dieses Gedichts die Hexameter erfunden habe, die er in seinem Phaon als von einem Philoxenus herrührend anführt. (*Φιλοξένου καινή τις ὀψαρτυσία* v. 4 fr. I vol. II 672.) S. darüber meine Abhandlung „Archestratus von Gela“ im Rhein. Mus. XI p. 210.

Der Demos in den Rittern will vor allen Sehersprüchen gerade diesen hören. Er sagt:

1011 ἄγε νῦν ὅπως αὐτοὺς ἀναγνώσεσθέ μοι
καὶ τὸν περὶ ἐμοῦ 'κεῖνον ᾧπερ ἥδομαι,
ὡς ἐν νεφέλῃσιν αἰετὸς γενήσομαι —

und in den Vögeln der Orakelsammler, der sich zum Lohn für sein Prophetenthum ein reines Gewand und neue Sandalen von Rathsfreund ausbittet, fügt zur Unterstützung hinzu:

977 κἂν μὲν θέσπιε κοῦρε ποιῇς ταῦθ' ὡς ἐπιτέλλω,
αἰετὸς ἐν νεφέλῃσι γενήσεαι· εἰ δέ κε μὴ δῷς,
οὐκ ἔσει οὐ τρυγὼν οὐδ' αἰετός, οὐ δρυκολάπτης —

worauf denn freilich jener mit einer von Apollo selbst ihm zu Theil gewordenen Weisheitsregel antwortet, ungebetene Gäste müsse man sich vom Halse schaffen, selbst wenn sie mit Adlern in den Wolken um sich würfen:

987 καὶ φείδου μηδὲν μήτ' αἰετοῦ ἐν νεφέλῃσιν,
μήτ' ἣν Λάμπων ᾖ μήτ' ἣν ὁ μέγας Διοπείθης.

Solche Eitelkeit machte das Volk eben zur Beute jedes schlechten Demagogen und Sykophanten, der ihm zu schmeicheln verstand (Acharn. 371). Man staunte über die Weisheit dieser Leute und gab sich ihnen blind gefangen, wenn sie nur mit Versprechungen nicht karg waren. In dieser Beziehung ist in einem Fragment des Eubulus von den Athenern die Rede. In der Antiope desselben wurden Zethus und Amphion, sei es von Hermes, sei es von Zeus selbst angewiesen, der eine sich nach Theben zu begeben, wo für seinen Hunger durch das wohlfeilere Brod gesorgt sein werde, der Freund der Musen aber den Wanderstab nach Athen zu setzen,

οὗ ῥᾷστ' ἀεὶ πεινῶσι Κεκροπιδῶν χόροι·
κάπτοντες αὔρας, ἐλπίδας σιτούμενοι —

(fr. 2 vol. III 208) mit Anspielung auf das Wort des Aegisth bei Aesch. Ag. 1639 οἶδ' ἐγὼ φεύγοντας ἄνδρας ἐλπίδας σιτουμένους. Das Hungern war sonst ihre Sache nicht, sie waren ja als ὀψοφαγίστατοι bekannt, und wenn bei Eubulus im vorangehenden Fragment der Boeoter sagt:

πώνειν μὲν ἁμὲς καὶ φαγεῖν μέγ' ἀνδρικοὶ
καὶ καρτερεῖμεν, τοὶ δ' Ἀθηναῖοι λέγειν
καὶ μικρὰ φαγέμεν,

so muſs man bedenken, daſs es eben Boeoter sind, mit denen sie hier verglichen werden, und daſs ihre Redseligkeit die Eſslust allerdings noch überbot. Auf der andern Seite haben wir im Hesychius und Photius die Notiz, sie hätten in der Komödie κεστρεῖς geheiſsen (Wölfe nach unserm Sprachgebrauch), τὸ γὰρ ζῷον αὐτὸ λαίμαργόν τέ ἐστι καὶ ἄπληστον (Mein. com. II 1007), und die Bezeichnung Κεχηναῖοι Ar. Equ. 1262 geht zwar hauptsächlich auf den Respect vor Versprechungen, daneben aber auch auf ein anderes Aufsperren des Mundes. Agorakritus verheiſst nämlich dort:

καὶ μὴν ἐγώ σ' ὦ Δῆμε θεραπεύσω καλῶς,
ὥσθ' ὁμολογεῖν σε μηδέν' ἀνθρώπων ἐμοῦ
ἰδεῖν ἀμείνω τῇ Κεχηναίων πόλει.

vgl. 755. Wegen jener bauernhaften Schwäche gegen Schmeicheleien vergleicht sie übrigens ein ungenannter mit leicht zu betrügenden Ohreulen, die wegen ihrer Nachahmungssucht ohne Schwierigkeit zu fangen sind; er redet sie an:

ὦ μόνοι ὦτοι τῶν Ἑλλήνων

(fr. anon. V 121). Von ihrer Leichtgläubigkeit im allgemeinen giebt aber auch ein bei ihnen selbst umlaufendes Histörchen Zeugnifs, sie hätten einst eine Expedition ausgerüstet, weil ein Spafsvogel das Gerücht verbreitet hatte, auf dem Hymettus befinde sich eine grofse Masse Goldstaub, seien aber unverrichteter Sache und in sehr ärgerlicher Stimmung heimgekehrt; sie hätten sich nun, um die beste Miene zum bösen Spiel zu machen, unter einander mit diesem Abenteuer aufgezogen, daher das Sprüchwort: *σὺ δέ γ' ᾠὸν χρυσοχοήσειν.* Eub. fr. 20 (III 215):

ἡμεῖς ποτ' ἄνδρας Κεκροπίδας ἐπείσαμεν
λαβόντας εἰς Ὑμηττὸν ἐξελθεῖν ὅπλα
καὶ σιτί' ἐπὶ μύρμηκας ἡμερῶν τριῶν,
ὡς χρυσοτεύκτου ψήγματος πεφηνότος.

(Welcker Kl. Schriften I 366 ff.) So waren sie als *ταχύβουλοι* bekannt (Ar. Ach. 630), und ihre Beschlüsse sahen oft so aus, als wären sie von trunkenen gefafst (Eccl. 137 *τὰ γοῦν βουλεύματα Αὐτῶν ὅσ' ἂν πράξωσιν ἐνθυμουμένοις Ὥσπερ μεθυόντων ἐστὶ παραπεπληγμένα*), wofür jenes andre Wort des Aristophanes nur eine ironische Wendung ist, im nüchternen Zustande thäten sie nichts gescheites und nur in der Trunkenheit wären sie verständig (Lys. 1228). Und wirklich liebten sie den Wein wohl etwas allzu sehr, wenn Alexis einigermafsen Recht hat, nach welchem Alt und Jung in Athen durch den blofsen Geruch desselben in einen Tanzrausch gerieth. fr. 217 (III 485):

τοῦτο γὰρ νῦν ἐστί σοι
ἐν ταῖς Ἀθήναις ταῖς καλαῖς ἐπιχώριον·
ἅπαντες ὀρχοῦντ' εὐθύς, ἂν οἴνου μόνον
ὀσμὴν ἴδωσιν. Β. συμφορὰν λέγεις ἄκραν.

Hatten sie etwas zweckmäfsiges beschlossen, so thaten sie es gewifs zu spät, daher Lysistrata von den säumigen Weibern sagt:

56 *ἀλλ' ὦ μέλ' ὄψει τοι σφόδρ' αὐτὰς Ἀττικάς,*
ἅπαντα δρώσας τοῦ δέοντος ὕστερον.

Zum Glück begegnete es nicht selten, dafs ihre gefährlichen Entschliefsungen wie durch göttliche Fügung zum guten ausschlugen —

Eccl. 473 *λόγος γέ τοί τις ἔστι τῶν γεραιτέρων,*
ὅσ' ἂν ἀνόητ' ἢ μῶρα βουλευσώμεθα,
ἅπαντ' ἐπὶ τὸ βέλτιον ἡμῖν ξυμφέρειν —

eine Erscheinung, die man aus Athene's Wohlwollen dem erzürnten Poseidon gegenüber erklärte. (schol.) Auch änderten sie ihre Beschlüsse ebenso schnell, wie sie dieselben gefafst hatten.

Equ. 518 ὑμᾶς τε πάλαι διαγιγνώσκων ἐπετείους τὴν φύσιν ὄντας.

Eccl. 797 ἐγᾦδα τούτους χειροτονοῦντας μὲν ταχύ,
ἅττ' ἂν δὲ δόξῃ, ταῦτα πάλιν ἀρνουμένους.

vgl. Ach. 632. Eccl. 580. 583.

Das alles wollte aber wenig sagen. Ihr Charakter hatte zur Zeit des peloponnesischen Krieges Flecken angenommen, die sehr bedauerlicher Natur waren und im öffentlichen, wie im Privatleben gleich unangenehm hervortraten. Und Aristophanes, von Bewunderung der vergangenen Tugend und Herrlichkeit durchdrungen, der wir die unsterblichen Verse in den Rittern 565 ff., in den Wolken 961 ff. (vgl. Ran. 727 ff. fr. 556, 13 vol. II 1171) verdanken, hält mit seinem Tadel der Gegenwart sehr wenig zurück. „Wir hätten nicht", sagt er Eccl. 218, „von den Einrichtungen und Sitten unserer Väter abgehen sollen, dann wären wir nicht zu Grunde gegangen":

ἡ δ' Ἀθηναίων πόλις,
εἰ τοῦτο χρηστῶς εἶχεν, οὐκ ἂν ἐσώζετο,
εἰ μή τι καινὸν ἄλλο περιειργάζετο;

Abgesehen von der Unsittlichkeit des persönlichen Lebens, die schon sehr stark um sich gegriffen hatte und auf der Bühne an den einzelnen vielfach scharf gegeifselt wurde (schol. Pac. 11 ἐκ δὲ τοῦ ἑτοίμως καὶ προχείρως προσενεγκεῖν διαβάλλει τοὺς Ἀθηναίους, ὡς πολλῶν καὶ ποιούντων τοιαῦτα παρ' αὐτοῖς καὶ πασχόντων), machte sich das Erlöschen der alten vortrefflichen Kinderzucht durch die einreifsende Impietät der Söhne in trauriger Weise bemerkbar (Eccl. 638. Ran. 274), was dem Sokrates freilich nicht hätte schuld gegeben werden sollen. Habsucht und Neid wurden immer mehr herrschende Uebel. Besitzende brauchten alles für sich, und es kam dahin, dafs es Aufsehen gemacht hätte, wenn ein unversehens reich gewordener seinen Freunden etwas mitgetheilt hätte (Plut. 342). Der eignen materiellen Existenz wurde das öffentliche Wohl mit mehr oder weniger Bewufstsein untergeordnet (schol. Eccl. 206. vgl. 185 ff.), und der Athener, der in den Ekklesiazusen sich weigert, dem Volksbeschlufs gemäfs sein Hab und Gut auszuliefern, ist in dem Sinne keine Erfindung, dafs niemand in ernsthafteren Dingen es so gemacht hätte, wie dieser in der Komödie. Die Zügel der Politik waren nicht mehr in den Händen der guten, denn diese hafste man aus allen Kräften, und der schlechten freute man sich zwar nicht, aber aus Noth mufste man sich ihrer bedienen, wie Bakchus dem Aeschylus auseinandersetzt in den Fröschen 1454 ff. (vgl. schol. Pac. 681). Die Theilnahme an den Staatsgeschäften mufste bezahlt werden, sonst bekümmerte man sich nicht darum; und trotz der Bezahlung klagt Dikaeopolis, das Volk schlendere und stehe müfsig schwatzend auf dem Markt umher, statt in die Versammlung zu gehen, und nicht einmal die Prytanen seien zur rechten Zeit da. Barbierstuben und andere öffentliche Orte, wo es etwas neues zu hören gab, waren auf das zahlreichste besucht

(schol. Plut. 338). Wie mit der Pietät, so wurde es auch mit dem Eide nicht mehr so genau genommen. Bakchus in den Fröschen antwortet auf die Frage des Xanthias, ob er nicht so eben die Elternmörder und meineidigen bemerkt habe, er sehe sie ja noch vor sich, auf das Publicum deutend:

274 *Δ. κατεῖδες οὖν που τοὺς πατραλοίας αὐτόθι*
καὶ τοὺς ἐπιόρκους, οὓς ἔλεγεν ἡμῖν; Ξ. σὺ δ' οὔ;
Δ. νὴ τὸν Ποσειδῶ 'γωγε, καὶ νυνί γ' ὁρῶ.

„Vom Himmel", sagt der zurückgekehrte Trygaeus, „nahmt ihr euch niederträchtig genug aus, von hier aber noch viel niederträchtiger":

Pac. 821 *ἔμοιγέ τοι*
ἀπὸ τοὐρανοῦ 'φαίνεσθε κακοηθεῖς πάνυ,
ἐντευθενὶ δὲ πολύ τι κακοηθέστεροι.

Und als Chremes in den Ekklesiazusen 435 ff. von den Anklagen berichtet, die in der Versammlung gegen das männliche Geschlecht vorgebracht worden, es sei unverschämt (*πανοῦργος*), spitzbübisch (*κλέπτης*. Pac. 402) und sykophantisch, hat Blepyrus nichts zu erwiedern, als:

440 *τίς δὲ τοῦτ' ἄλλως λέγει;*
445 *καὶ νὴ τὸν Ἑρμῆ τοῦτό γ' οὐκ ἐψεύσατο.*
451 *νὴ τὸν Ποσειδῶ, μαρτύρων γ' ἐναντίον.*

Er schämt sich also durchaus nicht dieser Wahrheit. Unter andern Verhältnissen aber, wo man weniger unter sich war, *trat* der Frevler mit der unbefangensten Miene von der Welt dem Ankläger gegenüber, sagte ihm sein *τί λέγεις σύ;* ins Gesicht und wufste sich als den angegriffenen, als den leidenden Theil darzustellen. Ein solches Auftreten (*αὐτοδὰξ τρόπος* genannt Pac. 607) wünscht ja Strepsiades von seinem Sohne vor den Gläubigern und bezeichnet es als *ἐπιχώριον*, er liest mit Freuden in dem *ἀττικὸν βλέπος* des aus Sokrates' Lehre kommenden (Nub. 1173. 1176), das in den Scholien mit den Worten erklärt wird: *ἀντὶ τοῦ πανοῦργον τὸ βλέμμα· οἱ γὰρ Ἀθηναῖοι ἐπὶ πανουργίᾳ καὶ ἀναιδείᾳ διεβάλλοντο. — οἷον οἱ Ἀ. ἔχουσι, δριμὺ καὶ τιτανῶδες· διαβάλλει δὲ αὐτοὺς ὡς θρασεῖς καὶ ἑτοίμους προδήλως εἰς τὸ ἀδικεῖν.* (vgl. schol. Plut. 342.) Diese Lust am Schaden zeigten sie nach aufsen in ihrer unerhörten Grausamkeit gegen die Bundesgenossen, nach innen in ihrer Richtersucht, von der die Wespen dasaus geführteste Bild geben, aber auch sonst oft genug die Rede ist. (Ach. 375. Equ. 1317. Nub. 208. 1220. 1424. Pac. 505. Av. 40 f. 110 f. 1286 ff. Th. 1030 f. schol. Pac. 55. 107. Av. 1286. 1695 etc.) Kein gröfseres Vergnügen kannten sie, als zu Gericht sitzen und zu verurtheilen; gleich handelte es sich um eine Verschwörung gegen die Freiheit, und dergleichen Criminalfälle auszuspüren war ein Gewerbe, das seinen Mann reichlich nährte und durch keine Concurrenz zu ruiniren war. Der Chor im Frieden 935 spricht als frommen Wunsch aus:

ὥστ' ἐσόμεθ' ἀλλήλοισιν ἀμνοὶ τοὺς τρόπους
καὶ τοῖσι συμμάχοισι πρᾳότεροι πολύ.

Berlin. **Ribbeck.**

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Programme der Gymnasien und Realschulen der Provinz Posen vom Jahre 1862.

1. **Bromberg.** Gymn. Mich. Abhandlung: „*De adverbiis a verborum participiis et ab adjectivorum comparativis atque superlativis formatis*" von Oberl. Januskowski (10 S. 4.). — Schulnachrichten von Dir. Dr. Deinhardt (23 S. 4.). Der auch in diesen Blättern schon erwähnte „Unterstützungs-Verein" der Anstalt ist unterm 25. Febr. d. J. von dem Königl. Ministerium bestätigt worden, und werden die Statuten des Vereins vollständig mitgetheilt. Es wäre zu wünschen, dafs auch an andern Anstalten dergleichen Vereine ins Leben gerufen würden, da bei uns die Wittwen und Waisen pflichtgetreuer Gymnasiallehrer leider noch immer dem drückendsten Elend preisgegeben sind, wenn sie nicht Privatvermögen besitzen. Anderwärts (z. B. in Nassau) ist es freilich schon anders. — Der Director wurde mit dem Rothen Adlerorden IV. Klasse decorirt.

2. **Krotoschin.** Gymn. Ostern. Eine Abhandlung ist nicht beigegeben. — Schulnachrichten von Director Prof. A. Gladisch (15 S. 4.). „In Veranlassung des 25jährigen Bestehens der Anstalt (sie wurde zu Mich. 1836 als vierklassige sogenannte Kreisschule eröffnet) übersandte Herr Ferd. Hirt zu Breslau dem Gymnasium ein Geschenk von 25 Thlrn., welches zum bleibenden Andenken an diese freundliche Theilnahme der Dr. Kübler'schen Stiftung einverleibt worden ist."

3. **Lissa.** Gymn. Ostern. Abhandlung: „Nachtrag zu der Abhandlung über die Wurzeln πιθ und πυθ im Lissaer Progr. vom J. 1860", von Prof. Olawsky (18 S. 4.). Veranlafst durch eine in den N. Jahrbb. für Phil. u. Pädag. 1861 (1. Abth. Heft 2. S. 87) von Dr. Ebel veröffentlichte Beurtheilung seiner Abhandlung, nimmt der Verf. den Gegenstand noch einmal auf, um das Ergebnifs seiner Forschung theils fester zu begründen, theils zu modificiren. Seite 18 fafst derselbe das „Resultat" im Wesentlichen in folgende Worte zusammen: „Die von mir in dem Programm angenommene Form: φυθ ist zu verwerfen, die ächte Gestalt der Wurzel ist vielmehr πυ, pū. Die andere Form: πυθ, (ist) zwar nicht ursprünglich, hat aber ganz das Ansehen einer secundären Wurzel; ein richtiges Gefühl hat mithin

Buttmann bewogen, *πύθω* unter den derivierten Verbis auf *θω* nicht aufzuführen. Es ist das *θ* in *πύθω* jedenfalls uralt, wenn es auch nicht dasselbe Ablautsverhältnifs wie *κεύθω* (*ευ* = *ῠ*): *ἔκυθον* (= *υ*) darbietet; denn sonst müfste es auch *πύθω* (= *ῡ*): Aorist. II *ἔπυθον* (= *υ*) heifsen, was nicht der Fall ist. Dieses Ablautsverhältnifs von *ευ*, *ῡ*: *υ* glaubte ich nun zwischen *πύθω*, *pūs*, *pūteo: putare* zu finden, und räumte deshalb *putare*, *putus* und, weil die Bedeutung ganz übereinstimmt, auch nhd. butzen, putzen, der Butz, Putz, das Putzen einen Platz in der Verwandtschaft ein (vgl. das Programm s. v.). Der gleiche T-Laut spricht dafür und nicht minder die Bedeutung; *putare* hiefse danach nicht sowohl: reinigen, sondern Schmutz (= *pus*) machen, wegschaffen; ganz wie wir sagen: die Nase, das Licht putzen" u. s. w. — Schulnachrichten von Dir. Prof. A. Ziegler.

4. **Ostrowo.** Gymn. Mich. Abhandlung: „*Specimen alterum versionis polonae operum Platonis, continens librum primum Reipublicae*" von Oberl. Dr. v. Bronikowski (22 S. 4.). Ueber den Charakter seiner Uebersetzung spricht sich der Verf. in der Vorrede folgendermafsen aus: „*Quae duplex est Graecorum imprimis scriptorum in nostratium linguas vertendi ratio, quorum tu cogitata aut eadem qua ab ipsis induta sunt specie reddas compressa, aut verbosius ea repraesentes forma linguae genio magis accommodata, harum ego quidem priorem vindicandam esse contendo Platoni meo. Quaecunque enim est vis dialecticae artis: reverane unica sit via qua ad veritatem perveniatur, an non injuria vehementer id addubitari liceat, hoc philosophis dirimendum stabiliendumque si possint relinquimus, nobis perspexisse sufficit, valere haec dialecticen visum esse Platoni. Itaque quam solam investigandi eruendive veri aptam esse viam opinatus atque ingressus est vir nobilissimus, eam neque nobis in intelligendis eis quae disputaverit, tanquam vestigia prementibus abditissima perquirentis, non percurrendam esse totam apparet. Jam quae existimarit ac senserit Plato nostris hominibus manifesta fieri evidenter, ipsa operum illius versione, studentibus, et dicta et sensus philosophi, pie servata illorum non vi modo sed etiam structura, expressa in lucem prodeant.*" — Schulnachrichten von Dir. Dr. R. Enger.

5. **Posen.** Friedrich-Wilhelms-Gymn. Ostern. Abhandlung: „*Quaestionum Tullianarum specimen*" von Gymn. L. Dr. O. Heine (23 S. 4.). Der Verf. handelt über die Interpolationen in den Tusculanen, und zwar 1. an solchen Stellen, in denen nur einzelne Wörter, und 2. an solchen, in denen einzelne oder mehrere Sätze von Rhetoren oder Abschreibern in den ursprünglichen Text eingeschoben worden sind. — Schulnachrichten von Dir. Dr. Sommerbrodt (21 S. 4.). Es wird höheren Orts gestattet, den Schülern der beiden obern Klassen Unterricht in der englischen Sprache facultativ im Local der Anstalt ertheilen zu lassen. „Derselbe ist aber nicht blos aufserhalb der eigentlichen Schulzeit zu geben, sondern auch im Uebrigen lediglich als Privatunterricht zu behandeln und darum nicht aus der Schulkasse zu remuneriren." — Aus den Kassenüberschüssen hat der auch in diesen Blättern schon öfter erwähnte Stipendienfonds wiederum vermehrt werden können, „so dafs von Ostern 1862 an zwei Stipendien zu je 50 Thlrn. jährlich als Unterstützung würdiger und bedürftiger Abiturienten evangelischer Confession, welche sich einem Facultätsstudium widmen, zur Vertheilung kommen".

6. **Posen.** Marien-Gymn. Mich. Abhandlung: „*Dissertatio optica*" von G. L. Dr. Witnski (8 S. 4.). Der arabische Physiker Alhazen hat in seinem von Fr. Risner 1622 herausgegebenen Werke folgende Aufgabe gestellt: „ein leuchtender Punkt ist gegeben; man

soll auf einem sphärischen Spiegel denjenigen Punkt finden, von dem der Lichtstrahl reflectirt werden mufs, um nach der Reflexion zu einem andern, ebenfalls gegebenen Punkte zu gelangen". Der Verf. erwähnt zuerst diejenigen Gelehrten, die sich mit der Lösung dieser Aufgabe beschäftigt haben, geht dann die verschiedenen geometrischen Auflösungsmethoden derselben durch und behandelt die Alhazensche Methode etwas ausführlicher. — Schulnachrichten von Prof. Dr. Rymarkiewicz (36 S. 4. polnisch und deutsch). Der verstorbene Pfarrer J. Cap. Jakubowski hat der Anstalt ein Legat von 100 Thlrn. vermacht mit der Bestimmung, dafs die Zinsen davon alljährlich zu Prämien für kath. Schüler polnischer Abkunft verwendet werden sollen. — Der Mangel an Unterrichtsräumen in dem neuen Gymnasialgebäude wird nachgerade unerträglich. Nach einer Bekanntmachung des Kgl. Prov. Schul-Collegiums können in die vier unteren Klassen keine auswärtigen, und in die V, IV, Unt. III (und Ob. III) selbst keine einheimischen Schüler mehr aufgenommen werden. Auch die VI dürfte durch die aus der Vorbereitungsklasse aufsteigenden Schüler zum gröfsten Theil gefüllt werden, so dafs also nur in die beiden obersten Klassen unbeschränkte Aufnahme stattfindet.

7. **Trzemeszno.** Gymn. Mich. Abhandlung: „*Interpretatio prooemii historiae Thucydideae*" von Professor Dr. Jorzykowski (10 S. 4.). In der Vorbemerkung sagt der Verf.: „*Quodsi quis quaerat, quare commotus sim, ut Thucydideae potissimum historiae partem in Polonicum sermonem translatam ederem, quum praesertim interpretatione duorum librorum Thucydidis nuper Posnaniae edita possem acta agere videri, paucis explicari potest. Nam quum in legenda historia belli Pelop., quam Thuc. composuit, a primo muneris mei scholastici tempore non mediocrem operam curamque consumpsissem et auctori interpretationis Posnaniensis id potissimum transferendi genus probatum esse vidissem, quod Thucydidis sententiis non lucem afferret, sed quasi tenebras quasdam offunderet et noctem, praestantissimi et locupletissimi Graecarum rerum scriptoris, quem in deliciis habeo, patrocinium suscipiendum mihi esse putavi. Accedebat quod subverebar, ne juvenes, qui in antiquarum litterarum studiis versantur, prima illa Thucydidis interpretatione in errorem inducti falsam de ingenio ejus et scribendi genere conciperent opinionem animo ac mente neve principem historicorum Graeciae non satis dignum esse arbitrarentur, quem studiose diligenterque legerent.*" — Schulnachrichten von Dir. Dr. Szóstakowski (26 S. deutsch und polnisch).

8. **Bromberg.** Realschule I. Ordnung. Ostern. Abhandlung: „Die Kegelschnitte, Leitfaden für den Unterricht" von Oberl. Lehmann (51 S. 8. Auch durch den Buchhandel zu beziehen.) Der Verf. sagt in der Vorrede: „Eine vielseitige Behandlung erschien dabei wichtiger als eine weitgehende; daher sind die analytischen Erörterungen mit den synthetischen verbunden. Wie bei den geradlinigen Figuren und dem Kreise der Schüler beide Hülfsmittel, Construction und Rechnung, anzuwenden geübt wird, so wird man ihm auch für die Betrachtung der neuen Figuren beide Wege zu eröffnen haben." u. s. w. — In dem Schlufs-Paragraph werden auch die „Durchschnittsfiguren des Kegels" in Erörterung gezogen. — Schulnachrichten von Dir. Dr. Gerber (19 S. 4.).

9. **Fraustadt.** Realschule I. Ordnung. Ostern. Abhandlung: „Ueber Foucault's Pendelversuch" von Dir. A. Krüger (6 S. 4.). Der Verf. beschreibt zwei von ihm erfundene Apparate, welche dazu dienen sollen, den bekannten Foucaultschen Versuch mit einem verhältnifsmäfsig kurzen Pendel anzustellen. Der eine hat den Zweck, mit

Hülfe eines Elektromagnets und eines regulirenden Uhrwerks das Pendel längere Zeit in Schwingung zu erhalten; der zweite, mit Hülfe eines kleinen Telescops die Beobachtungen kleinerer Ablenkungen der Schwingungsebene möglich zu machen. Letzterer wird seiner Einfachheit wegen für den Schulgebrauch empfohlen. — Schulnachrichten von demselben (10 S. 4.).

10. **Meseritz.** Realschule I. Ordnung. Ostern. Abhandlung: „Schlufs der im vorigen Programm abgebrochenen Abhandlung": „Neue Beiträge zur Kenntnifs der Dipteren" von Dir. Dr. H. Loew (38 S. 4.). Vergl. diese Zeitschr. 1862, Juni-Heft S. 480. Das am Schlufs beigegebene Verzeichnifs zählt im Ganzen 119 beschriebene Arten der nordamerikanischen Dolichopoden auf. — Schulnachrichten von demselben (10 S. 4.). Zur Feier des Krönungstages wurde ein gröfseres Schulfest veranstaltet, zu welchem auch dem Publicum der Zutritt gestattet war. Aus den bei dieser Gelegenheit gesammelten Gaben konnte nach Abzug der Kosten die Summe von 250 Thalern als Beitrag für „die vaterländische Flotte" abgeschickt werden.

11. **Posen.** Realschule I. Ordnung. Ostern. Abhandlung: „Versuch eines Lehrbuchs der Stereometrie für den höheren Schulunterricht" von Dir. Dr. Brennecke (II u. 77 S. 8. nebst 16 Figurentafeln. Auch durch den Buchhandel zu beziehen). Ueber die Veranlassung zur Veröffentlichung seines Lehrbuchs sagt der Verf. im „Vorwort" unter anderen: „Von allen Theilen der Elementarmathematik bietet — die Stereometrie die beste geistige Gymnastik und sollte deswegen bei dem höheren Schulunterrichte bevorzugt werden. Leider lehrt die Erfahrung das Gegentheil, die Stereometrie wird kaum gelegentlich und nothdürftig behandelt und kommt gewöhnlich zu kurz. Ein Blick in die mathematischen Abiturienten-Prüfungsaufgaben, welche in den Programmen mitgetheilt werden, lehrt, dafs fast immer dieselben Berechnungsaufgaben, die nach der Schablone gefertigt werden, wiederkehren, z. B. die Inhaltsberechnung des abgestumpften Kegels" (!). Insbesondere aber glaubt der Verf. „viele seiner Kollegen auf ein neues Hülfsmittel für den Unterricht in der Stereometrie, nämlich das Stereoskop, aufmerksam zu machen" und verspricht davon bedeutende Erfolge. Er hat daher auf 9 Tafeln eine Anzahl Figuren für das Stereoskop beigefügt. Uebrigens will ich nicht unerwähnt lassen, dafs der Verf. auch den „Obelisk" und „die windschiefen Linien" in den Kreis der Betrachtung gezogen hat. — Schulnachrichten von demselben (23 S. 4. theils deutsch, theils polnisch).

12. **Rawicz.** Realschule II. Ordnung. Ostern. Abhandlung: „Ueber die öffentliche Wirksamkeit des G. Marius. I. Theil. Die Zeit der Gracchen. Eine Quellenstudie." von Oberlehrer Dr. A. Geisler (24 S. 4.). — Schulnachrichten von Dir. Rodowicz (10 S. 4).

Aufgaben zu den freien Abiturientenarbeiten.

I. Im Lateinischen.

1. Bromberg. Gymn. *De causis et genere belli Peloponnesii.*

2. Krotoschin. Gymn. *a. Laudes Horatii poetae. b. Res publica Romana quibus vitiis conciderit.*

3. Lissa. Gymn. *a. Romulus, primus rex Romanorum, conditor rei publicae Romanae, et Numa Pompilius, qui ei successit, inter se comparentur. b. De Ulixis persona rebusque gestis secundum Homerum.*

4. Ostrowo. Gymn. *De Periclis in rempubl. Atheniensium meritis.*

5. Posen. Marien-Gymn. *a. Romam urbem Romulus condidit, Camillus restituit, Cicero servavit. b. Graeciae civitates dum imperare singulae cupiunt, imperium omnes perdidere. Justin. VIII. 1.*

6. Trzemeszno. Gymn. *a. De Ciceronis in rempublicam Romanam meritis. b. Cur Hannibal post pugnam Cannensem non statim urbem Romam oppugnaverit.*

II. Im Deutschen.

1. Bromberg. Gymn. Friedrich der Grofse, der zweite Gründer Brombergs.

2. Krotoschin. Gymn. *a.* Wodurch wurde in den Hellenen bei ihrer Vielstaaterei das Bewufstsein der nationalen Einheit erhalten? *b* Klopstocks Verdienst um die deutsche Literatur.

3. Lissa. Gymn. *a.* Luthers doppeltes Verdienst um das deutsche Volk. *b.* Welche Punkte der Erde sind in hervorragender Weise Bildungsstätten der Menschheit geworden?

4. Ostrowo. Gymn. Die Verfassungen des Solon und des Servius Tullius. Ein Vergleich.

5. Posen. Marien-Gymn. *a.* Die Ursachen des peloponnesischen Krieges. *b.* Kurze Uebersicht über die Entwickelung der römischen Verfassung von der Vertreibung der Könige bis zum vollständigen Siege der Demokratie.

6. Trzemeszno. Gymn. Aus den S. 22 mitgetheilten Aufgaben nicht ersichtlich.

7. Bromberg. Realsch. Es stürzt der Sieger oft sein eignes Glück.

8. Fraustadt. Realsch. Die Noth die Schule grofser Männer.

9. Meseritz. Realsch. Aus den S. V mitgetheilten Aufgaben nicht ersichtlich.

10. Posen. Realsch. *a.* Für die Deutschen: Was macht die Freiheitskriege zu einer Glanzperiode der deutschen Geschichte? *b.* Für die Polen: Welche Ereignisse bestimmen den Anfang der neueren Geschichte?

11. Rawicz. Realsch. Welche Umstände beförderten die Blüthe unserer Literatur im Mittelalter?

III. Im Polnischen.

1. Ostrowo. Gymn. *Główne przyczyny, dla których wypadek wojen krzyżowych był niepomyślny.*

2. Posen. Marien-Gymn. *a. Poeta Kasper Miaskowski i jego zasługi w poezyi lirycznéj. b. Do czego zmierzał Lykurg zaprowadzając w Sparcie swe zasady wychowania?*

3. Trzemeszno. Gymn. *Czy zyscąła Grecya przez wygraną pod Salaminą?* — Das zweite (Mich.) Thema ist aus den S. 22 mitgetheilten Aufgaben nicht ersichtlich.

4. Fraustadt. Realsch. *Porównanie Ateńczyków ze Spartańczykami.*

5. Posen. Realsch. *Porównanie Alexandra W. z Cezarem.*

IV. Im Französischen.

1. Bromberg. Realsch. *Principaux faits de l'histoire de France sous Louis XIV.*

2. Rawicz. Realsch. *Les chevaliers teutoniques.*

V. Im Englischen.

1. Bromberg. Realsch. Aus den S. 11 mitgetheilten Aufgaben nicht ersichtlich.

2. Fraustadt. Realsch. *Outlines of the life of Napoleon Bonaparte.*

3. Posen. Realsch. *The principal events of the last half of the* 18th *Century.*

Posen. Schweminski.

II.

Leo Meyer: Gedrängte Vergleichung der griechischen und lateinischen Declination. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1862. 110 S. 8.

Eine übersichtliche vergleichende Zusammenstellung der Bildungsgesetze lateinischer und griechischer Sprache nach den Ergebnissen der sprachvergleichenden Wissenschaft ist gewifs längst vielerseits ein *pium desiderium* gewesen; und darum gebührt dem gelehrten Herrn Verf. aller Dank für die Wahl seines Stoffes; noch gröfserer aber würde ihm gezollt werden müssen, wenn er auch wirklich für Uebersichtlichkeit durch geschickte Rubricirung und Classification gesorgt hätte. Der Raum dazu hätte sich doppelt und dreifach gewinnen lassen, wenn das Titelwort „gedrängt" zur Wahrheit gemacht worden wäre. Aber was soll man dazu sagen, wenn Zeilen, Seiten und Bogen damit in Beschlag genommen werden, dafs zu jedem Worte (und käme es zehnmal vor) jedesmal die auch dem Sextaner resp. Quartaner geläufige Bedeutung angegeben, und dafs zu den bekanntesten Dingen und Formen unerquickliche Citate beigebracht werden! All diese, die Würde wissenschaftlicher Behandlung verletzenden und die Uebersichtlichkeit im höchsten Grade beeinträchtigenden, Ueberflüssigkeiten oder Honorarspeculationen weggelassen, würden die meisten Seiten auf $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{6}$ zusammenschrumpfen, gewifs zur gröfsten Befriedigung aller Leser. Diese Unvollkommenheiten weggedacht, begrüfsen wir das gelehrte Werkchen aufs lebhafteste, ohne gleichwohl Alles, wie besonders mancherlei Textveränderungen im Homer, unterschreiben zu wollen. Der Inhalt desselben ist folgender:

Vorbemerkungen. Scheidung zwischen Grundformen (Stämmen) auf Vocale und Consonanten. Die Gff. (= Grundformen) auf Conss. sind grofsentheils aus vocalisch ausgehenden durch Lautbeeinträchtigung entstanden. Unzähligemale sind die eingebüfsten Vocale noch in Zusammensetzungen vorhanden, wo es daher verkehrt sein würde, von „Bindevocalen" zu

sprechen: *χηνο-βοσκός* stellt ältere Gf. *χηνο-* (statt *χήν*), altindisch *hansá* — dar. — Zu den gewöhnlichen Casus kommen Locativ und Instrumental. — Uebrigens giebt's eigentlich nur 1 Declination.

Nom. Sing. Kennzeichen (bis auf wenige Ausn.) *s*. A. Vocalische Gff. 1) Gff. auf *o*: *ἵππο-ς* = *equu-s*, alt *equo-s*. Hier ist zu merken: a) Am längsten hielt sich im Latein. das *o* nach *v*: *servo-s*. b) bei vorhergehendem *r* ist *os*, *us* oft verschwunden und *e* vor *r* eingeschoben: *ager* für *agros*, *ἀγρός*; c) es gibt auch mehre Grundformen auf *ero-* (im Nominativ mit Wegfall des *os*): *socero-* = *ἑκυρό-*.

Anmerk. *us* ist nicht plötzlich verschwunden; es findet sich noch: *socerus*, *puerus* (vgl. *volturus*, *voltur*; *famulus*, *famul*). — Erhalten ist *us* in *numerus*, *uterus*, *umerus*.

2) Lat. Gff. auf *ē* haben stets *s*: *die-s*; meist auch die griech. Masculina auf *ᾱ* und *η*: *ταμία-ς*, *ποιητή-ς*; früh eingebüfst in *ἱππότα* u. a. homerischen, sowie in den lat. masculinis: *nauta* etc.

3) Gff. auf *i*: *ovi-s* = *ὄϝι-ς*. — Im Lat. haben die Gff. auf *i* bei der Schwäche dieses Vocals aufserordentlich viele Beeinträchtigungen erfahren, und ist die ursprüngl. Gf. oft nur noch in einzelnen Casus zu erkennen: a) namtl. bei *r*; *acer* (Gf. *acri-*), *imber* (Gf. *imbri-*). b) desgl. bei Bildungen durch das weibl. Suffix *ti-*: *mors* (*morti-*), *mens* (*menti-*), bei Ennius noch zweimal *mentis*, *nostrâs* (*nostrati-*) etc. c) Andre weibl. Bildungen zeigen im Nom. Vocalverstärkung *ês*: *nubês* (Gf. *nubi-*).

4) Gff. auf *u*: *ἰχθύ-ς*, *su-s*, *acu-s* etc.

B. Consonantische Gff. Ansetzung des *s* verursacht mancherlei lautl. Veränderungen: a) bei K- und P-Lauten einfach: *φύλαξ* st. *φύλακ-ς*, *vox* st. *voc-s*. b) T-Laute schwinden: *χάρις* st. *χάριτ-ς*, *pariês* st. *pariet-s*, *pes* st. *ped-s*. c) T-Laut mit voraufgehendem Nasal hat verschiedene Behandlung: im Lat. wird *n* behalten: *ferens* (*ferent-*). im Griech. weicht *n* meistens: *ἱμάς* (*ἱμαντ-*), bei *οντ* weicht *s*, und *o* wird lang: *λέγων* (*λεγοντ-*). d) einfaches *n* wird im Griech. oft ausgestofsen und der Vocal gedehnt: *τάλᾱς* (*ταλαν-*), oder *s* fällt ab und der Vocal wird gedehnt: *χθών* (*χθον-*). Im Lat. behalten nur wenige den Nasal: *tibicen*, die meisten büfsen ihn ein (ohne *s*): *natio*, *homo*. Auch im Griech. ist dieses der Fall: *ἠχώ*, *πειθώ* etc. hatten ursprünglich Gff. auf *oni*. — e) Gff. auf *λ* und *ρ* geben den Zischlaut auf (exc. *ἅλς*, *μάρτυς* Gf. *μαρτυρ-*, und äolische Formen wie *χέρς*). f) Gf. auf *s* nehmen statt des zweiten *s* Vocallänge an: *σαφής* (*σαφές-*), *αἰδώς* (*αἰδός-*), *arbôs*, *colôs*, im Lat. meist mit Uebergang zu *r*: *error*, *arbor* etc. (bisweilen ist unsicher, ob *r* nicht ursprünglich).

Jede Spur eines *s* fehlt bei den weibl. Gff. in *α*, *a*: *χώρα*, *ἀγαθή*, *terra*.

Die Neutra auf die Gf. *o* haben im Nom. griech. *ν*, lat. *m*: *ζυγόν*, *jugum*; die pronominellen Neutra zum Theil *d*; alle übrigen kein Nom.-Zeichen.

a) Neutral-Gff. auf *i*: im Griech. selten: *ἴδρι* ...; im Lat.

ist entweder *i* zu *e* geworden oder ganz abgefallen: *mare* (*mari-*). *animal* (*animali-*). — b) Neutral-Gff. auf *u*: *γόνυ* = *genû* (solche *u* im Lat. stets *û*). — c) consonantische Neutral-Gff. sind vielfach verstümmelt: *lac* (*lact-*), *cor* (*cord-*), *ὄνομα* (*ὀνοματ-*), *ἄλειφαρ* (*ἀλειφαν-*, *ἀλειφαντ-*, Genetiv *ἀλείφατος*); in *κέρας* (*κερατ-*), *τετυφός* (*τετυφοτ-*) ... steht *σ* für *τ*. Neutral-Gff. auf *n* (*-men*) hatten ursprüngl. oft noch ein *t*: *nomen* (aus *noment-*), *teg-men* (aus *tegment-*), ebenso auch mehre auf *ϱ*. — Gff. auf *s* (oft mit weiterem Uebergange zu *r* im Lat.): *aes*, *crus*, *os* etc., die Comparative etc., im Griech. viele Adj. neutr. in *ες*, die zahlreichen Subst. in *ος* (wofür im Lat. *us*, Gen. *eris*), viele in *ας* mit beibehaltenem alten *α*: *κνέφας*, *δέπας*, *γέρας* etc.

Vocativ Sing. Ohne besondres Kennzeichen, aber mit bestimmten lautl. Veränderungen der Gf.; dagegen treten schon früh Vermengungen mit der Nominativform ein. Die Neutra unterscheiden Nom. und Voc. nicht.

Die Grundformen auf *o* (ursprüngliches *a*) lassen *e* eintreten: *vie*, *Romule*; bei Eigennamen auf *ius*, bei *filius* und *genius* fliefsen *ie* zu *î* zusammen; auch *mî* st. *mee*. Wo *us* nach *r* abfiel. ist Voc. = Nom.; doch zeigt sich in alter Zeit noch oft *e*: z. B. *puere* (Plaut.). Nom. *deus*, *θεός* auch für den Voc. — Weibl. Formen auf altes *â* haben Voc. = Nom. (exc. Hom. *νύμφᾰ* neben Nom. *νύμφη*), desgl. die lat. Bildungen in *ês* (*facies*), *a* (*scriba*); die griech. in *ης* und *ας* ohne *ς*, die in *της* und etliche andre auf *ᾰ*. — Die Gff. in *i* und *u* haben im Lat. keinen unterschiedl. Voc. mehr, wohl aber im Griech. *μάντι*, *ἱππεῦ*, *βοῦ*. Die griech. Vocative in *οι*: *ἠοῖ*, *Λητοῖ* ... weisen auf früheren Ausgang in *oni* hin. — Bei den Gff. auf Conss. wird im Lat. nie mehr der Voc. vom Nom. gesondert, wohl aber im Griech.

Accus. Sing. Ursprüngl. Ausgang *m*, wie noch im Lat., wofür im Griech. *ν*: *ἀγρόν* = *agrum* (alt *agro-m*), *fugam* = *φυγήν*. Bei Grundformen auf *i* (*μῆνι-ν*) im Lat. früh ein Schwanken zwischen *i-m* und *em*. — Gff. auf *u*: *ἰχθύ-ν*, *quercu-m*. *Suem* und *gruem* sind den consonantisch ausgehenden Formen nachgebildet. Gff. auf *ευ* haben Acc. *έα*. — Alle Gff. auf Conss. hatten urspr. Acc. auf *am*, woraus im Griech. *α*, im Lat. *em* wurde; eigenthümlich ist im Griech., dafs Gff. auf T-Laut mit vorausgehendem unbetonten *ι* und *υ* auch behandelt werden können, als wenn sie vocalisch schlössen: *ἔριν* und *ἔριδα*; aufserdem gibt's im Griech. Vocalzusammenziehungen nach erfolgtem Ausstofs von *σ*, *ν*: *αἰδῶ*, *μείζω*. — Ganz eigenthümliche Accusative sind *ἐμέ*, *μέ*, *σέ*, *ἕ*, *me*, *te*, *se*, vielleicht durch Abfall von *m* (*ν*) entstanden.

Die älteste Bedeutung des Acc. ist die örtliche des Wohin; Spuren davon sind *domum*, *rus*, *Romam* etc., *ἡμέτερον δῶ*, *οὐρανόν* etc. auf die Frage Wohin.

Genetiv Sing. Hauptbestandtheil der Genetivbildung ist der Zischlaut in den alten 3 Genetivsuffixen: *sja*, *as*, *jas*. — Ersteres (*sja*) ausschliefsl. bei den Gff. auf ursprüngl. *a*: *ajra-* (*ἀγρο-*) Gen. *ajrasya* = *ἀγροῖο*, hier mit Ausfall des *σ* zwischen 2 Vocalen; lat. *agrî* wohl zunächst aus *agrei*, dieses aus *agroi*

entstanden (wie auch Nom. Plur. *agri* = *ἀγροί*), der kurze Endvocal wurde verschlungen, wie auch in *fili* st. *filie, audi* st. *audie.* Zwischen griech. *-οιο* und *-ου* liegt *-οο* in der Mitte, wovon noch Spuren bei Homer genug, und wie zur Rectification des Metrums vielfach zu ändern ist: z. B. *Αἰόλοο μεγαλήτορος*, *Αἰόλοο κλυτὰ δώματα* (nicht *Αἰόλου* – ◡ –) Od. X, 36. 60.

Die Masc. in *ης* und *ας* haben bei Hom. *ᾱο* (aus *ᾱσjo*) oder contrahirt *ω* (aber nicht *εω*?!).[1]) — Die Feminin-Genitive *ης* und *ᾱς* aber weisen die 2. Formation in *as* auf (mit Contraction). Im Lat. auch noch in einzelnen Resten: *familias, vias* etc. Dagegen weist lat. *ae*, alt *ai*, auf *a-sja*; ähnlicher Bildung ist der Gen. in *êi*.

Mit Ausnahme dieser Fälle, sowie der wenigen Bildungen in *jus* resp. *ius* (= *jos* = *jas*), wie in *huius*, *illius* etc., hat das Griech. wie das Lat. die Gen.-Formation in *ος*, *ις* (= *as*). Lat. Gff. auf *i* verlieren dies vor *is*: *hostis* st. *hostiis* (vordem *hostios*); Gff. in *u* liefsen früher *is* einfach antreten: *domu-is, fluctu-is* (laut Gell. IV, 14). Bei Homer einfacher: *πόσι-ος*, *ὕβρι-ος* ..., *νέκυ-ος*, *ἐδητύ-ος* .. Bei *δόρυ* und *γόνυ* hat Hom. stets Umstellung des *ν*: *γουνός* st. *γόννος*, *δουρός* st. *δόρνος*, oder die vollere Grundform mit *τ*. Sehr alt ist bei den Gff. auf *i* und *u* in der Flexion die Vertretung dieser Vocale durch *aj* (*ai*) und *av* (*au*): daher *πόληος* st. *πόληjος* und mit Quantitätsumstellung *πόλεως*; und von *ϝάστυ* (*ἄστυ*): *ϝάστεϝ-ος* (*ἄστεος*) etc., mit kurzem Vocal vor *ϝ*.

Die Anfügung des *os, is* an Consonantstämme ist sehr einfach, doch büfsen die Gff. auf *s*, da dieses zwischen 2 Vocale tritt, dieses *s* ein, im Lat. aber wird es zu *r*: *γένε(σ)-ος*, *gener-is*; *αἰδό-ος* st. *αἰδόσ-ος*; *γήρα-ος* st. *γήρασ-ος*.

Ablativ Sing. Im Griech. verloren; im Altlateinischen auf *d*, welches an die Gf. gefügt wurde: *agrô-d, terrâ-d, diê-d, mê-d, se-d* (daher *sed-itio*, Fürsichgehen, Sondergehen, Empörung), *marî-d, senatû-d, pede-d*, später aber abfiel. Manche Abl. gehen auf *i* aus in Folge einer Vermengung der Gff. auf *i* und derer auf Consonanten. Das Griech. ersetzt den Abl. durch Gen., namtl. mit *ἐξ* oder *ἀπό*, oder durch Bildungen auf *θεν*.

Dativ Sing. Schwierigkeit ergibt die genauere Bestimmung seiner Gränze gegen den Locativ. Das Kennzeichen des Loc. ist einfaches *i*, das des Dativs ein *i* mit ursprüngl. noch anderem vorhergehendem Elemente (*a-i*). jetzt im Griech. und Lat. *i*, aber im Lat. mit gedehntem *î* (seinem Ursprunge gemäfs): *terrâ-î frugiferâ-î* (bei Enn.), *fructu-î*. Bei den Gff. auf *o* schwand nach dem gedehnten *ô* das *i* gänzlich (im Loc. entstand aus *oi* zunächst *ei*, dann *î*: *domî*). Dagegen haben etliche Fürwörter und verwandte Adjj. *î*: *huî-c* (aus *hoi-ce*), *illi*, *nulli* etc.; die s. g. 1. Decl. entwickelte später *ᾳ*, *ῃ*, *ae* aus *a-i*. — Auf Dativform ist auch der Infinitiv zurückzuführen: *μεναι* (später *ναι*, *μεν*,

---

[1]) Das vom Verf. anderswo doch anerkannte Gesetz der Quantitätsumstellung (vgl. *λᾱός*: *λεώς*) auch hier angewandt, ergibt aus *ᾱο*: *εω*. Synizesis ist aber auch sonst bei Homer nichts Seltenes.

ειν); beim Inf. Aor. I in *σαι*: *λέξαι*, *μεῖναι* (st. *μένσαι*) ist das Dativzeichen einfach an den Aoriststamm getreten. Der lat. Inf. entspricht genau einem alten Dativ neutraler Abstracta auf altes *as*: *gi-gnere* (st. *gi-gnese*) verglichen mit *generi* aus *genesi*, alt *ganasai*. Die Bildung des Inf. in *σθαι* ist noch nicht ins Reine gebracht.

Eine ganz besondre Dativbildung bieten *mihi*, *tibi*, *sibi*.

Locativ Sing. Kennzeichen ist einfaches *i*: *οἶκο-ι*, *Πύλο-ι*, *χάμα-ι*, *humi*, *domi*, *belli domique*, *Ephesi* etc.; *diè quinti*, *diè pristini* u. a. (von Gellius aufbewahrt), *quoti-die*, *postri-diè*. Bei weibl. Wörtern auf *a* wird im Lat. *ai* zu *ae*: (*domi*) *militiaeque*, *Romae* etc. Weiterhin finden vielfache Vermengungen mit Dat. statt: *Ἀργεῖ μέσσῳ*, *ἀκροτάτῃ κορυφῇ*, *Ἑλλάδι* etc., *ruri*, *luci* (bei Tage Lucr. IV, 235). *Tiburi* etc. — Locativbildungen mit besonderem Suffix sind die lat. in *bi* (*alibi* etc.), die griech. in *θι*.

Instrumental-Sing. Ursprünglich die Begleitung, später gewöhnlich das Mittel bezeichnend. Im Griech. und Lat. wenige Spuren, im Altindischen durch *â* gebildet: *bhrâ'trâ* (*bhrâ'tar-*) mit dem Bruder. Hieher gehören wahrscheinlich die griech. Adverbia in *η*: *πῇ*, *πή*, *πάντῃ*, *λάθρῃ*, *ἀλλαχῇ* etc.; aus dem Lat. könnte man sich geneigt fühlen, die Advb. in *ê* (*bellê*, *aequê* etc.) hieher zu ziehen, wenn nicht die alte Form *facillumêd* für Abl. spräche. Eine eigenthümliche Instrumentalbildung erfolgt durch das griech. Suffix *φι* (*ὀστεόφιν*).

Dual-Nominativ (-Voc. u. -Acc.). Im Altindischen *â*, im Griech. bei consonantischen Gff. *ε* (als Rest von *â*), welches *ε* auch bei Gff. auf *ι* bleibt (*πόλιε*), während Altindisch hier *î* entwickelt; bei Gff. in *ο* entwickelt das Griech. *ω*, bei solchen in *α*: *ᾱ* [aus *o-a*, *a-a*].

Dual-Dativ (u. -Gen.). Die vollste Form im Griech. bieten homer. Formen wie *τοῖιν ἵπποιιν*, worin die altind. Endung *aus* nicht stecken kann, sondern vermuthlich das altind. Suffix *bhyâm* (zur Bezeichnung von Dativ, Instrum. oder auch Abl.); wahrscheinlich ist *bh* zunächst in *ϝ* übergegangen und dies später ganz gewichen, und vielleicht hat Homer noch gesprochen *τοῖϝιν ἵπποιϝιν*.

Plural-Nominativ (u. -Voc.). Die griech. und lat. Gff. auf *o* und *a* bilden ihren Nom. Plur. ganz eigenthümlich durch ein sonst fast ganz auf die Pronominalflexion beschränktes Suffix i (vgl. altindisch *tài* = *τοί* = goth. *þai*, die): *ἀγροί* = *agri* (alt: *agro-i*), *ἄλλαι* = *aliae* (alt: *alia-i*), *ὕλαι* = *silvae*; in allen übrigen Gff. (auch in denen auf *ê*) wird Nom. Pl. gebildet durch *ες*, altind. *as* entsprechend: *Σίντι-ες*, *civês* (aus *civejes* von der Gf. *civi*); *νέκυ-ες*, *fructûs* (st. *fructu-es*), *πόδ-ες*, *ped-ês* etc. Die durchgängige Länge des Lat. *ês* scheint aus einer Vermengung mit den Gff. in *i* erklärt werden zu müssen, indem *hostês* (Stamm oder Gf. *hosti*) aus *hostejes* zu deuten ist.

Die Neutra bieten sämmtl. *ᾰ*; ganz vereinzelt stehen *quae* und *haec* st. *quai* und *hai-ce* (mit dem altind. Plural-Nominativ-Zeichen für Neutra -*i*).

Plural-Accusativ. Neutra = Nominativ. — Im Uebrigen ist ältestes Acc.-Suffix *ns* [1]), wie noch im Gothischen (*sunu-ns, gasti-ns*), im Kretischen (τόνς ἵππονς); der Nasal schwand aber: aus *agrons* wurde *agrôs*, im Dorischen ἀγρός und αγρώς, sonst (mit irreg. Vocaländrung) ἀγρούς; ὕλᾱς, *silvâs* (st. *silva-ns*), πόλῑς st. πόλι-νς, *navis* st. *navi-ns* etc., *domûs* st. *domu-ns* etc. — Die Gff. auf Conss. zeigen schon im Altindischen nur den Ausgang *as*, griech. ας, lat. *ês* (wohl aus *ens* entstanden). Dies *ês* des Lat. ging auch auf Gff. auf *i* über, wie umgekehrt oft auch *îs* auf Consonantstämme überging.

Plural-Genetiv. Altes Suffix war *ôm*, das im Griech. zu ων werden mufste, im Lat. mit Verkürzung des Vocals vor Schlufs-*m* und später Trübung des *o* zu *u*: ἀγρῶν st. ἀγρό-ων; *divom, omnigenumque divum, nostrum* etc., *caelicolum* etc. Die gewöhnlichste Genetivendung aber der Gff. auf *o* ist im Lat. *orum*, auf *a*: *arum*, worin *r* zweifelsohne für *s* steht: ὑλάων st. ὑλασ-ων = *silvarum*. Der Ursprung dieser Bildungen liegt noch im Unklaren. — Im Uebrigen haben wir Suffix ων, *um*. Im Lat. ist hier noch zu bemerken das Hin- und Herüberspielen von Gff. auf *i* mit consonantischen, woraus sich *ium* st. *um*, und *um* st. *ium* erklären.

Plural-Dativ (u. -Abl.). Altind. Suffix ist *bhyas*, lat. *bus*, doch ist letzteres beschränkt auf die Gff. auf *i*, *u*, *ê* und consonantische; bei Gff. auf *o* und *a* ist Suff. *bus* nur vereinzelt da: *deabus, ambobus* etc. — Die Gff. in *i* fügen *bus* einfach an: *hosti-bus*, ebenso die auf *u* zum Theil (*acu-bus*), während die meisten *u* zu *i* schwächen (*manibus*). — Die consonantischen Gff. haben *i* vor *bus*, wo vielleicht weniger von einem Bindevocal als von Vermengung mit Gff. auf *i* zu reden ist.

Das Griech. hat das Casuszeichen *bhyas* eingebüfst und gebraucht als Dativ Plur. den Locativ Plur., ebenso das Lat. für die Gff. in *o* und *a* (bis auf die angedeuteten Ausnahmen).

Plural-Locativ. Im Altindischen Suffix *su*; damit steht ohne Zweifel griech. Suffix σι im Zusammenhange, wenngleich das Wie noch nicht aufgehellt ist; als ältere Form ist εσσι (εσσιν) anzusehen; bei den Gff. in *o* und *a* begegnen wir einem σι mit voranfgehendem ι: ο-ισιν, α-ισιν, ῃσιν, von denen die Formen οις und ῃς resp. αις nur Verkürzungen sind. Im Lat. macht sich die Neigung, kurzes Schlufs-*i* fallen zu lassen (*ferunt* st. *feronti*, φέρουσι), auch hier geltend; überdiefs wird der Diphthong zu *î* zusammengedrängt: daher *forîs, Cumîs* (noch in Locativ-Bedeutung), *agrîs* = ἀγροῖσι, ἀγροῖς, *silvîs* = ὕλῃσι, ὕλαις. — Die Entstehung des volleren Suffixes εσσι ist noch unklar. Bei Gff. auf εσ ergibt sich aus εσ + σι ε-εσσι st. εσ-εσσι: λεχέ-εσσιν

---

[1]) d. h. zum Acc. Sing. wurde das Pluralzeichen *s* gefügt, so dafs der Ausgang des Acc. Sing. *-m* zu *-ms*, und *-am* zu *-ams* resp. *-n* zu *-ns* und *-an* zu *-ans* wurde. (Schleicher, Compendium der vergleichenden Grammatik § 250.)

(st. λεχεσ-εσσιν), βελέεσσιν u. v. a.; oft aber fügt Homer auch σι an den Stamm: βέλεσ-σιν, λέχεσ-σιν etc.

Plural-Instrumental. Im Altindischen Suffix *bhis*, das im Lat. gar kein Analogon hat, im Griech. vielleicht die Pluralformen auf φι (φιν): ναῦφιν, κοτυληδονόφιν.

Aus dieser kurzen Zusammenstellung wird klar geworden sein: 1) dafs noch lange nicht die Zeit gekommen ist, um die Schulgrammatiken lediglich auf diesen Resultaten aufzubauen; 2) dafs dagegen manche Einzelresultate schon jetzt darin die gebührende Verwerthung finden sollten; 3) dafs kein nach Wissenschaftlichkeit strebender Philologe sich gegen die Resultate der Sprachvergleichung mehr absperren darf.

Daher wünschen wir dem zeitgemäfsen Werkchen eine wohlverdiente allgemeine Verbreitung.

Conitz. Ant. Goebel.

III.

Prof. Dr. Adalbert Kuhn, Gesammtregister zu den ersten zehn Bänden der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. Berlin, Dümmler, 1862. 180 S. 8.

Ein solches Gesammtregister war längst für alle Besitzer resp. Benutzer der verdienstvollen Zeitschr. für vergl. Sprachforschung dringendes Bedürfnifs, dem nunmehr glücklich abgeholfen ist. Wir erhalten I. ein Verzeichnifs der Mitarbeiter und der von ihnen gelieferten Beiträge, II. ein Sachregister, III. ein Wortregister. Letzteres ist für jede einzelne Sprache, die wiederum den ihr systematisch zustehenden Platz einnimmt, alphabetisch geordnet. Da „Zahlen beweisen", so lohnt es sich wohl der Mühe, eine Zusammenzählung und Zusammenstellung vorzunehmen. Der Mitarbeiter waren 73; davon fallen auf Norwegen und Holland je 2, auf Ostindien, Dänemark, Frankreich, Italien, Griechenland je 1, auf die Schweiz 4, auf England 5, auf Oestreich 6, die übrigen (49) vertheilen sich auf Preufsen und das sonstige Deutschland. An Wörtern und Wortformen sind behandelt worden:

A. Von deutschen Sprachen. 1) Gothische Wörter etc.: 964; — 2) althochdeutsche: 1324; — 3) mittelhochdeutsche: 193; — 4) neuhochdeutsche und Dialecte: 1641; — 5) altsächsische: 89; — 6) angelsächsische: 438; — 7) englische: 147; — 8) altnordische; isländische: 437; — 9) norwegische: 9; — 10) schwedische: 47; — 11) dänische: 50; — 12) holländische: 14; — 13) altfriesische: 12. *In summa* (1—13) 5365 germanische Wörter etc.

B. Von griechischen Sprachen. 1) altgriechische Wörter etc.: 5382; — 2) neugriechische; vulgargriechische: 88; — 3) albanische: 15. Zusammen 5485.

C. Von italischen Sprachen. 1) lateinische Wörter etc.: 2517; — 2) oskische; sabellische etc.: 408; — 3) umbrische: volskische: 236; — 4) mittellateinische und romanische: 408. Zusammen 3567.

D. Von arischen Sprachen. 1) Sanskrit und Prâkrit: 2097: — 2) Zend: 139; — 3) neupersische: 76; — 4) armenische: 25; — 5) ossetische: 5: — 6) kurdische: 4; — 7) afganische: 1; — 8) bengalische: 2; — 9) hindustanische: 2; — 10) marattische: 3; — 11) zigeunerische: 4; — 12) phrygische: 1; — 13) skythische: 7. Zusammen 2366.

E. Von celtischen Sprachen. 1) gallische Wörter: 9; — 2) irische: 235; — 3) gälische: 15; — 4) welsche: 72; — 5) armorische: 30. Zusammen 361.

F. Von lettisch-slavischen Sprachen. 1) litauische Wörter: 307; — 2) lettische: 20; — 3) preufsische: 8; — 4) altslavische: 221; — 5) russische: 68; — 6) polnische: 58; — 7) illyrische: 18; — 8) böhmische: 38; — 9) serbische; wendische: 5. *In summa* (1—9) 743.

Daraus ergibt sich, dafs das Griechische (5382) überwiegend am meisten behandelt worden ist, demnächst das Lateinische (2517), sodann das Gothische und Althochdeutsche (mit zusammen 2288); und hierauf kommt erst Sanskrit. Hiernach ist es augenfällig, dafs es nicht mehr statthaft ist, griechische, lateinische oder germanische Sprachstudien zu betreiben, ohne von dem hier Gebotenen Notiz zu nehmen, mögen auch noch so manche Fragen als offene angesehen werden müssen.

Dem gelehrten Herausgeber wünschen wir von ganzem Herzen die Freude, dafs die nähere Einsicht dieses Gesammtregisters — seiner Zeitschrift und der von ihr vertretenen Wissenschaft recht viele neue Freunde verschaffen möge.

Conitz. Ant. Goebel.

IV.

Heerwesen und Kriegführung C. Julius Cäsars. Von W. Rüstow. Mit dem Portrait Cäsars nach einer antiken Büste im Königl. Museum in Berlin und 3 lithographischen Tafeln. Zweite, verbesserte Auflage. Nordhausen, Ferd. Förstemann's Verlag, 1862. XVI u. 184 S. 8.

Seit 1855, wo die erste Auflage von Rüstows Heerwesen Cäsars erschien, hat sich die Litteratur über Cäsar ein wenig vermehrt. Zum Theil hat das Buch selbst zu dieser Vermehrung beigetragen, indem es als wirkliche Grundlage weitrer Forschungen seine Ergebnisse für neuere Darstellungen des römischen Kriegswesens darbot, oder auch indem Einzelheiten daraus Gegenstand von Zweifeln und Bedenken, Widerlegungen und Berichtigungen wurden. Unter diesen Umständen könnte man vermuthen, dass die zweite Auflage, die jetzt wie die erste in saubrer Ausstattung vorliegt, eine wesentlich veränderte sein möchte. Solch eine Vermuthung würde sich indessen nicht bestätigen. Der Text der neuen Auflage stimmt fast ganz mit dem der ersten überein selbst bis auf die Seitencolumnen. Die Verbesserungen, die der Titel ankündigt, beschränken sich auf folgendes.

Abgesehen von einigen stilistischen Aenderungen sind erstens die Druckfehler der 1. Aufl. corrigiert, z. B. die Tütencohorten von p. 64, 86 sind nun Tetencohorten geworden, die Formel von p. 78, 15, von der bei August von Göler Gallischer Krieg die Rede ist, wird mit $s = 100\sqrt{6a}$ berichtigt. P. 17, 33, 58 ist G. 3, 21 statt G. 3, 29 stehn geblieben. Neue Druckfehler finden sich z. B. p. 38, 10 in *manipulos*, 143, 15 in *testudo*, auf Taf. I Fig. 3 in *Pilanen*, auf Taf. III Fig. 20 in *Cäsar*.

Zweitens sind einige Irrthümer beseitigt, z. B. heiszt es nun p. 12, 21 „Ueber dem gewöhnlichen Unterkleid (*tunica*) ward ein durch Metallschienen verstärkter Lederpanzer (*lorica*), über diesem, doch natürlich nicht bei jedem Wetter, der Soldatenmantel (*sagum*), eine zum Umhängen eingerichtete Lagerdecke getragen". p. 66, 91, 94 hat R. *cohortes disponere*, das er p. 45, 31, 35. 57, 64, 64 ganz richtig versteht, trotz Göler 58 p. 185, 4 wieder übersetzt: die Cohorten entwickeln. Er hätte wenigstens wie in der Stuttgarter Uebersetzung sagen sollen in Linien entwickeln, denn es heiszt bei Caesar G. 5, 33, 1 die Cohorten aufstellen, die hier gemeinten 15 Cohorten, die schon als solche in Colonnen marschiert waren, sich in Schlachtordnung auseinander und aufstellen lassen (cf. R. p. 62, 80), die hier fragliche anderthalbe Legion cohortenweise entwickeln, diese Legion aus der Marschordnung in Gefechtstellung entwickeln, diese $1\frac{1}{2}$ Legion zur Angriffsstellung formieren, den 15 als solche schon bestehenden Cohorten ihre Stellung in der Schlachtlinie anweisen. P. 105, 85 wider-

spricht R. wieder trotz Göler 52 p. 31, 1 dem Zeugnis Cäsars Gall. 7, 35, 3 über 2 Legionen und lässt Cäsarn im Versteck (cf. diese ZfdGW. 1860, XIV p. 426) nur 18 Cohorten zurückbehalten, von jeder der 6 Legionen die 4., 7. und 10. Cohorte, was ebenfalls nicht bezeugt ist.

Drittens hat der Verf. sich durch seine Gegner veranlasst gesehn, an einzelnen Stellen seine Ausführung weiter zu stützen oder blosz zu verdeutlichen. So ist z. B. zu p. 13, 23 die Anmerkung 37a hinzugekommen „Neuere Untersuchungen über das Pilum (vgl. z. B. Lindenschmidt, die vaterländischen Alterthümer der fürstlich hohenzollernschen Sammlungen zu Sigmaringen, Mainz 1860) und neuere Funde belehren uns nicht über das Pilum Cäsars“ usw. Namentlich aber haben die Erörterungen über das Treffen bei Ruspina zu Folge der gleichnamigen Schrift von Göler p. 16, 4. 18, 2. 20, 6. 7. 21, 1 gewonnen. P. 133, 153 heiszt es jetzt: „Cäsar gegenüber entwickelten sich auf einer bedeutenden Front grosze Massen Reiterei und leichtes Fuszvolk, aus der Ferne wurde das Ganze wegen der dichten Schaarung von den Cäsarianern für (reguläres) Fuszvolk gehalten (*et ita condensaverant, ut procul Caesariani pedestres copias arbitrarentur*); Cäsar glaubte, dass der Feind, welcher ohnehin auf den Flanken stärkere, als solche deutlich zu erkennende Reitermassen vereinigt hatte, als im Centrum, die in letzterem der Vermuthung nach vereinigten Legionen zum Angriff führen werde (*existimabat enim se cum pedestribus copiis instructa acie dimicaturum*).“ Zu p. 135, 157 ist eine neue Anmerkung 203a gefügt: „Der Zusatz *intra cancellos omnes coniecti* zu *in orbem compulsis* scheint unsere bildliche Auffassung des *orbis* an dieser Stelle hinreichend zu rechtfertigen. Es wird eigentlich hier nichts weiter gesagt als: „Cäsar war sehr in die Enge getrieben“. Die Cap. 16 über Labienus erzählte Episode kann selbstverständlich nicht im mindesten beweisen, dass Cäsar eine Viereckssaufstellung hatte oder in eine solche hineingezwungen war, sondern nur, dass man einander theilweis sehr nahe auf den Leib kam.“ Endlich heiszt es p. 135. 158 jetzt: „Diese [die Offensive] führte er, wie sich aus der Erzählung des Hirtius zu ergeben scheint, folgendermaszen aus: da die Cohorten bei ihrem vereinzelten Vorbrechen und dem dann folgenden Zurückgehen sich hie und da zusammengedrängt hatten, mussten sie sich erst wieder so weit als möglich auseinanderziehen, um den Raum zum Manövriren zu gewinnen (*iubet aciem in longitudinem quam maximam porrigi*), sämmtliche Cohorten“ usw. Zu p. 136, 159 aber ist die neue Anmerkung 204a gekommen: „Es ist sehr leicht möglich, dass die Cohorten des ersten Treffens, die ungeraden, statt die von uns im Text bezeichneten Schwenkungen auszuführen, gradaus gegen die feindliche Front vorgingen, da allerdings die cäsarische Reiterei vielleicht zu sehr mitgenommen war, um das Infanteriecentrum ersetzen zu können. Die beiden aus den geraden Cohorten gebildeten Flügel setzten natürlich, nachdem sie im ersten Anlauf siegreich geblieben, ihre Schwenkung dann soweit

fort, bis sie ungefähr auf gleiche Front mit dem ersten Treffen kamen."

Somit sind alle die abweichenden Angaben über das cäsarische Kriegswesen, die sich in der seit 1855 erschienenen Cäsarlitteratur finden, meist ohne Einwirkung auf Rüstows Darstellung geblieben. Frhr. von Göler geht z. B. bei seinen Rechnungen Gall. 51 p. 43, 3. 45, 7. 9. von einer Legionsstärke von 4800 —5000 Mann aus, R. p. 3, 5. 4, 7 kommt es wie Kraner Kriegswesen bei Cäsar 2 p. 35 auf die wirkliche Feldstärke von 3000 —3600 Mann an. Auf Gölers Einwürfe wegen der Beförderung der Centurionen Rusp. p. 24 f. Gall. 58 p. 42 f. 52 p. 50, 3. 51 p. 50 ff. ist p. 8, 14 ff. keine ausdrückliche Rücksicht genommen, ebensowenig p. 12, 22 wegen des Pilum auf Göler 51 p. 48 f. und wegen des gewöhnlichen Gewichts des Gepäcks p. 14, 24 oder wegen der Cohortenfahnen p. 15, 26 auf Kraner Kriegsw. p. 45, 26. 46, 27. Ueber die Antesignanen trägt R. p. 19, 37 ff. seine frühere Ansicht wieder vor, unbekümmert um Zander in seinen Andeutungen und Göler Bürgerkrieg 50/49 p. 32, 6. R. p. 30, 64 über Crastinus berücksichtigt Kraners Erklärung Kr. p. 36, 13, Anm. 3 zu Caes. b. c. 2 p. 259 (cf. Hug Jahrbücher für Philologie 1862, 85 p. 210) nicht. In dem Abschnitt über die Gefechtsstellung der Cohorte p. 35, 1 ff. ist z. B. Göler 58 p. 77, 5. 51 p. 46, 14 f. nicht besonders widerlegt, ebenso p. 36, 4 nicht G. 50/49 p. 35, 5, auch p. 40, 16 nicht G. 51 p. 46, 13, 2, ferner p. 40, 17 nicht G. Ruspina p. 25 f. Gall. 51 p. 45, 10, dann p. 41, 20 nicht G. 51 p. 45, 8. Betreffs der Marschordnung der Legion ist p. 64, 85 nicht G. 58 p. 107, 3. 51 p. 66 berührt, p. 65, 88 nicht G. 51 p. 65, 5. Bezüglich der Aufstellung der Waffen *in contubernio* p. 68, 94. 107, 91 ist G. 51 p. 74, 83 nicht erwähnt. Bei den Grabenmaszen p. 83, 29 ff. ist G. 58 p. 60, 5. 52 p. V. 51 p. 68 nicht berührt (cf. Hug Jbb. 1862, 85 p. 219, auch p. 220 wegen der Wallhöhe zu R. p. 87, 37). Wegen der Gräben mit senkrechten Wänden ist Rüstows Darstellung p. 85, 33, 40 gegenüber G. 51 p. 68, 67 unverändert gelassen. Gelegentlich der *acies simplex duplex triplex* p. 118, 120. 126, 139 ff. bleibt G. Rusp. p. 5 ff. unerwähnt. Betreffs der Breschhütte vor Massilia p. 141, 12 verbleibt es trotz Nipperdey zu Cäsar p. 542. Göler Dyrrh. u. Phars. p. 134. Kraner Kr. p. 54, 31, 2, b zu Caes. b. c. 2 p. 146 und H. Schneider *loci Caesaris* p. 9 ff. bei der frühern unzureichenden Darstellung ohne Abbildung. Hinsichtlich der Thürme zu beiden Seiten des Belagerungsdamms vor Avaricum ändert R. p. 146, 21 seine Auffassung trotz Göler 52 p. 19 und Kraner Kr. p. 53, 30 nicht. P. 146, 21, 40 heiszt es wieder trotz G. 51 p. 78, 5 (cf. Kraner Kr. p. 54, 31, 3) unzureichend und leicht irreleitend, dass vom „Gebrauche" des Widders bei Cäsar nirgend die Rede ist; von wirklich schon ausgeführter Verwendung zeugt freilich Caes. b. G. 2, 32, 1. 7, 23, 5 nicht. P. 162, 16 ist bezüglich des „kürzesten" Wegs von Agedincum über Cenabum (cf. Glück keltische Namen p. 15 f. 57 ff.) nach dem Gebiet der Boier trotz G. 52 p. 7 f. nichts geändert.

Wir können das Verfahren Rüstows, über derlei Streitpuncte zu schweigen, nicht billigen. Er war es seinen Mitarbeitern schuldig, ihnen auf ihre Einwürfe und Bedenken wenigstens in knappen Anmerkungen zu antworten. Er war es seinen Lesern überhaupt schuldig, der seit 1855 ihm entgegengetretnen Darsteller des gleichen Stoffs wenigstens kurz, etwa an den oben berührten Hauptstellen, zu gedenken.

Misbilligen wir diesen Wegfall antikritischer Anmerkungen, die ja den anziehenden frischen genialen Character des verdienstvollen Werks nicht beeinträchtigt hätten, so sind wir mit dem Verf. in Erwartung des napoleonischen Werks über Cäsar gern einverstanden, dass die einschlägigen Abweichungen andrer Gelehrten in rein geographischen Fragen vorläufig bei dieser neuen Auflage unberührt geblieben sind.

Wir können dem Verf. nur dankbar sein, dass er der Schule und den Fachmännern sein Buch von neuem dargeboten hat. Möge es wieder so eifrige Leser finden und der Wissenschaft solchen Nutzen stiften wie das erste Mal!

Zerbst. F. Kindscher.

V.

Vollständiges Wörterbuch zu den Schriftwerken des C. J. Caesar und seiner Fortsetzer. Von Otto Eichert, Dr. ph. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung, 1861. IV u. 279 S. 8.

Die vorliegende lexicalische Bearbeitung der Schriftwerke Caesar's und seiner Fortsetzer unterscheidet sich von dem im gleichen Verlage erschienenen Crusius'schen Wörterbuche zum Caesar (6te Aufl. 1861) dadurch, dafs der Hr. Verf. es sich zur Aufgabe gestellt hat, nicht nur dem Schulzwecke Rechnung zu tragen, sondern zugleich „den Sprachschatz durch Aufnahme der Fragmente Caesar's, sowie durch genaueres Eingehen auf die Werke seiner Fortsetzer möglichst vollständig darzustellen".

Ref. ist kein Freund von Specialwörterbüchern der in der Schule gelesenen Schriftsteller, glaubt vielmehr, dafs derjenige Schüler, welcher in derjenigen Klasse, wo die Lectüre der Schriftsteller zu beginnen pflegt, vor und während derselben von dem Lehrer in dem Gebrauche eines gröfseren Wörterbuches sorgfältig unterwiesen [1]) wird, ein solches, meist den Trägen Vorschub lei-

[1]) Leider geschieht dies freilich unseres Wissens nur in seltenen Fällen; in der Regel wird es dem Schüler überlassen, sich in seinem Wörterbuche allmählich zurecht zu finden.

stendes Hülfsmittel bei der Präparation entbehren kann. Wenngleich Ref. demnach auch das Lexicon des Hrn. Eichert Schülern nicht zum Gebrauch empfehlen würde, so erkennt er doch den von dem Verf. auf die Erreichung seines doppelten Zieles verwendeten Fleifs an und zweifelt nicht, dafs die in dem Wörterbuche enthaltene Sammlung des Sprachschatzes dem Lehrer bei der Lectüre des Caesar förderlich sein und auch bei eingehenden Studien über den Sprachgebrauch dieses Schriftstellers sich als Grundlage benutzen lassen wird. Dem Schüler dagegen macht Hr. Eichert es unbedingt zu leicht, da er nicht nur, wie es im Vorworte heifst „häufig Fingerzeige zur richtigen Uebersetzung gegeben“, sondern nicht selten auch an Stellen, die keiner Erklärung in einem Wörterbuche bedurften, die richtige Uebersetzung selbst hinzugefügt hat, welche der Schüler gewifs oft ohne weiteres Nachdenken sich aneignen wird.

Solche Stellen sind, um wenigstens einige Beispiele anzuführen:

S. v. *dux*: „*peritissimis ducibus bellicosissimorum hominum* (abl. abs.), obgleich die wildesten Krieger von sehr erfahrenen Männern geführt wurden“.

S. v. *fero*: „— — ertragen. — — *ferendus non est*, er ist nicht zu ertragen, es ist mit ihm nicht auszukommen“.

S. v. *gero*: „— — pass. *geri*, vorgehen, geschehen: — — *dum haec geruntur*, während dies vorging, während dieser Vorgänge“.

S v. *intervallum*: „— — Entfernung: — — *pari intervallo*, in gleicher Entfernung“.

Bisweilen sind auch die Uebersetzungen unnöthig gehäuft; ein Beispiel genügte, und es war dem Schüler zu überlassen, für ähnliche Wendungen an anderen Stellen die angemessene Uebersetzung zu finden; z. B.:

S. v. *durus*: „*si quid erat durius*, wenn es härter (als gewöhnlich) herging d. b. g. 1, 48. *si quid durius acciderit*, wenn es schlimm hergeht d. b. c. 3, 94. *si nihil esset durius*, wenn sich nichts besonders Schlimmes ereigne d. b. g. 5, 29“.

S. v. *habeo*: „— — haben d. i. wissen, mit folg. Fragsatze oder Relativsatze der Folge: *non habeo, quo me recipiam*, ich weifs nicht, wohin ich mich zurückziehen soll d. b. g. 3, 16; 4, 38. *habeo quibus vendam*, ich finde Leute, welchen ich verkaufen kann d. b. g. 4, 2.“

S. v. *nullus*: „— — *nullo ordine*, ohne Ordnung, — — *nullo periculo*, ohne Gefahr“.

S v. *opinio*: „— — *opinionem timoris praebere*, den Schein der Furcht erregen d. b. g. 3, 17. *opinionem pugnantium praebere*, die Meinung erwecken, als wären sie Kämpfer d. b. g. 3, 25“.

Berlin. Gustav Krüger.

VI.

Chrestomathia latina. Auswahl aus den Werken lateinischer Schriftsteller, mit Anmerkungen für den Schulgebrauch versehen von Otto Eichert, Dr. ph. Fünftes Heft: Auswahl aus Livius. 240 S. — Achtes Heft: Auswahl aus Ovid und Tibull. 168 S. — Neuntes Heft: Auswahl aus Virgil und Horaz. 188 S. Leipzig, Hahn'sche Verlagsbuchhandlung. 1862. 8.

Die *chrestomathia latina* des Herrn Eichert, von welcher bis jetzt die drei vorliegenden Hefte erschienen sind, bezweckt, „denjenigen Lehrern, welche ihren Schülern nicht gern den vollständigen Text der Schriftsteller in die Hände geben wollen, eine angemessene Auswahl darzubieten“. Angeregt wurde der Herr Herausgeber zu diesem Unternehmen durch die in der Unterrichts- und Prüfungsordnung der preufsischen Realschulen vom 6. October 1859 enthaltene Bemerkung, „dafs für die höheren Klassen der Ober-Realschulen eine lateinische Chrestomathie wünschenswerth sei, welche geeignete Auszüge aus Livius, Cicero, Tacitus und den Dichtern gebe“. Doch ist der Kreis der hier bezeichneten Schriftsteller mit Rücksicht auf die unteren und mittleren Klassen noch erweitert, und die ganze Sammlung wird nun folgenden Inhalt umfassen:

1. Heft: Auswahl aus Eutrop, Florus, Cornel, Aurelius Victor und Justin in geschichtlicher Gruppirung.
2. Heft: Auswahl aus Caesar.
3. Heft: Auswahl aus Curtius.
4. Heft: Auswahl aus Sallust.
5. Heft: Auswahl aus Livius (hauptsächlich aus der 1. und 3. Decade).
6. Heft: Auswahl aus Cicero (darunter die erste und dritte Rede gegen den Catilina, die Rede für den Milo, für den Dichter Archias und über das *imperium* des Cn. Pompejus.)
7. Heft: Auswahl aus Tacitus (mit besonderer Berücksichtigung der Germania).
8. Heft: Auswahl aus Ovid und Tibull.
9. Heft: Auswahl aus Virgil und Horaz.

Für die Auswahl der Stücke war theils die Angemessenheit derselben an sich entscheidend, theils ihr Werth für das Ganze, dem sie angehören. Am Texte ist bis auf einige, jedesmal durch einen Strich angedeutete Auslassungen nichts geändert worden. Kurze, den meisten Auszügen vorangeschickte Einleitungen, wie die beigegebenen Anmerkungen sind dazu bestimmt, „dem Schüler eine sorgfältige Vorbereitung möglich zu machen, ohne dafs dadurch dem Unterrichte des Lehrers irgendwie vorgegriffen würde“.

Ueberblicken wir zunächst den hiermit meist mit den Worten der Vorrede dargelegten Plan des ganzen Unternehmens, so glauben wir in der umfangreichen Ausdehnung desselben einen Versuch erkennen zu müssen, die namentlich in Oestreich beliebte Lectüre von Auszügen der klassischen Schriftsteller nach Nord-Deutschland, speciell nach Preufsen zu übertragen. Da der Herr Herausgeber uns die Gründe schuldig geblieben ist, deren wegen er persönlich in den Händen der Schüler lieber eine angemessene Auswahl aus den Schriftstellern sieht, als den vollständigen Text, halten auch wir uns nicht für verpflichtet, unsere entgegengesetzte Ansicht an dieser Stelle ausführlich zu begründen, beschränken uns vielmehr darauf, jenen Versuch als einen vollständig ungerechtfertigten auf das entschiedenste zurückzuweisen. Bei der jetzigen Billigkeit sowohl der Textausgaben, als der erklärenden Schulausgaben liegt durchaus kein Grund vor, den Schülern von allen lateinischen Schulschriftstellern Ausgaben zu bieten, welche nichts Anderes enthalten, als das nach dem subjectiven Ermessen des Herausgebers für die Lectüre besonders Geeignete [1]). „Für die höheren Klassen der Ober-Realschulen" mögen allerdings „Auszüge aus Livius, Cicero, Tacitus und den Dichtern" hinreichen, und hätte der Herr Herausgeber sich begnügt, den dahin gehenden Wunsch der Unterrichts- und Prüfungsordnung in angemessener Weise zur Ausführung zu bringen, so würden wir gegen sein Unternehmen nichts zu erinnern haben. Die vorliegende, nach der allgemein gehaltenen Bezeichnung auf dem Titel („für den Schulgebrauch") und nach den einleitenden Bemerkungen des Vorworts offenbar, wo möglich, auch für Gymnasien bestimmte Chrestomathie dagegen geht viel weiter, und wenn der Herr Herausgeber zur Rechtfertigung ihres Erscheinens sich dennoch auf eine Unterrichts- und Prüfungsordnung des preufsischen Cultusministeriums beruft, so wird es ihm hierdurch hoffentlich nicht gelingen, seiner Chrestomathie in Gymnasien Eingang zu verschaffen.

Von den bis jetzt erschienenen Heften der Sammlung enthält das fünfte in 46 Abschnitten folgende Theile des Livius: I, 1—13, 15—16, 18—21, 24—30, 32—33, 35—56, 59—60; II, 1—5,

---

[1]) Wir können demnach nicht dem Urtheile Just's beistimmen in dem lesenswerthen Aufsatze „Bemerkungen über das jetzige Studium des Lateins" (Zeitschr. f. östreich. Gymn. 1855 S. 197): „Obschon ich dem Chrestomathienunwesen, wo aus einer Menge Auctoren Stücke zusammengestoppelt wurden, so dafs höchst verschiedenartiges, verwirrendes bisweilen neben einander kam, wobei ein richtiges Erfassen keines einzigen Auctors erzielt wurde, durchaus nicht das Wort führen will, so scheinen mir doch aus den einzelnen Auctoren zusammengestellte Chrestomathien, welche das lesenswürdigste enthalten, zweckdienlicher, als das kostspielige (?) Anschaffen ganzer Auctoren, von denen dann doch nur einzelne Stücke gelesen werden. Dabei kann auch am besten (?) dem für nothwendig befundenen Ausscheiden Rechnung getragen werden. Es ist auch hiermit bereits der Anfang gemacht."

9—13, 19—20, 23—40, 48—50: III. 25—29; V, 34—49; VII. 6, 34—37; VIII, 6—10; IX. 1—7; XXI, 4, 7—15, 18, 26—28, 30—37. 42—44, 52—57; XXII, 3—7, 12—17, 27—30, 44—51; XXIII, 1—10; XXIV. 4—7, 21—27, 33—39; XXV, 7—11, 23—31; XXVI, 13—16; XXX, 29—37; XXXIX. 51. In das achte Heft sind aufgenommen in 38 Abschnitten aus Ovid: mett. I, 5—150, 233—415; II, 1—408; III, 1—130, 511—733; IV, 55—166, 416—542; VI, 146—312; VIII, 611—724; X, 11—77, 85—193, 410—748; XII, 210—535; XIII, 1—383; art. am. II, 21—96; fast. II, 83—118; IV, 419—618; amor. II, 6, 11; III, 9; trist. I, 2, 3, 5; III. 3, 4, 10, 12; IV, 10; V, 10, 14; aus Tibull: eleg. I, 1, 3, 7, 10; II, 1, 5, 6. Das neunte Heft endlich bietet in 43 Abschnitten aus Virgil, wie Hrn. Eichert zu schreiben beliebt: Aen. I, 1—636; II; V, 104—603; VI, 268—899; IX. 176—500; XII. 697—952; ecl. I; georg. II, 116—176, 458—540; III, 339—383; IV, 149—218, 317—558; aus Horaz: od. I, 1, 2, 15, 22, 24, 35, 37; II, 2, 3, 7, 10, 13, 16, 17; III, 1—5. 9, 21, 30; IV, 3, 4, 5. 9; epod. 2; sat. I, 1, 5. 6; epist. I, 2.

Die aus dem Livius entlehnten Abschnitte, welche, wie die meisten der übrigen, durch zum Theil sehr bedeutende Auslassungen verkürzt sind, dürften allerdings sich vorzugsweise zur Schullectüre eignen. Auch verdient Anerkennung, daſs bei der Auswahl auf die elegischen Dichtungen des Ovid und Tibull Rücksicht genommen ist, welche leider zu wenig auf Schulen gelesen zu werden pflegen. Doch bietet Seyffert bekanntlich in seinen „Lesestücken" (2te Aufl. 1861) eine noch reichere Sammlung derselben zugleich mit einem trefflichen Commentar. Was die Auswahl aus den Metamorphosen des Ovid betrifft, so vermissen wir ungern manche der von Siebelis in seine Ausgabe aufgenommenen Abschnitte (z. B. „Marsyas, Jason und Medea, Meleager, Achelous und Herkules" u. s. w.). Bei Vergil hätte das an Vorzügen besonders reiche vierte Buch der Aeneis nicht völlig übergangen werden sollen; bei Horaz aber ist uns das Princip der Auswahl unklar, und wie kärglich sind namentlich die Satiren und Episteln vertreten! Da hätten doch wohl, wenn denn einmal ausgewählt werden soll, vor allen eine Aufnahme verdient sat. I, 9; II, 5 und 6; epist. I, 6, 10, 16.

Der schwächste Theil der vorliegenden Chrestomathie jedoch besteht ohne Zweifel in demjenigen, was der Herr Herausgeber zur Erklärung der von ihm ausgewählten Abschnitte beigebracht hat. Zwar werden die zweckmäſsig angelegten, kurzen Einleitungen den Schüler bei der Vorbereitung unterstützen, und insofern schenken wir denselben unseren Beifall. Ganz anders dagegen muſs das Urtheil lauten in Betreff der unter dem Texte hinzugefügten Anmerkungen.

Ueber das in den Noten der Schulausgaben einzuhaltende Maaſs werden die Ansichten immer verschieden sein. Wir ziehen in diesem Falle ein „zu wenig" einem „zu viel" im Interesse der Schule vor, befürchten aber gleichwohl, daſs so spärliche Erläuterungen, wie die des Hrn. Eichert, den Schüler nicht wesent-

lich fördern werden. Die Anmerkungen machen durchaus nicht den Eindruck, als seien sie aus der Praxis, aus der Erwägung des Bedürfnisses der Schüler hervorgegangen; wäre dies der Fall, so würde neben den sachlichen auch grammatischen Erklärungen ein weit gröfserer Raum zugestanden sein. Vergeblich sucht man nach einem bestimmten, in den Anmerkungen durchgeführten Plane, dem Vorzuge so mancher Schulausgabe der Weidmann'schen und Teubner'schen Sammlungen; statt dessen hier dieselbe Willkürlichkeit, welche die Noten einer ebenfalls von Hrn. Eichert besorgten Schulausgabe der Metamorphosen des Ovid (2te Aufl. 1853) kennzeichnet, und die uns erinnert an ein Urtheil Vielhaber's über die Anmerkungen eines ähnlichen Buches, der Jordan'schen Bearbeitung „ausgewählter Stücke aus der dritten Decade des Livius" (Stuttgart, 1860): „Sie sind theils zu dürftig, theils unnütz, meistentheils dort, wo der Schüler wirklich Hülfe sucht, nichts bietend, auf mancher Seite derart, dafs man sieht, der Herr Verf. wollte Anmerkungen geben und wufste nicht recht, welche" (Zeitschr. f. östreich. Gymn. 1862. S. 601).

Dazu kommt ein Anderes. Seit jeher hat man nämlich den Bearbeitern von Schulausgaben das Recht einer freieren Benutzung der Leistungen früherer Herausgeber für ihren Zweck zugestanden, und so hat auch Hr. Eichert, „wo er selbst nichts Besseres bieten konnte, das Gute genommen, wo er es fand, *ohne jedesmal* seine Quelle anzuführen", indem er für sich *selbst nichts* weiter in Anspruch nimmt, als die Anerkennung (die wir ihm versagen müssen), dafs er „mit Umsicht und steter Erwägung des Bedürfnisses der Schüler ausgewählt habe". Indessen auch hier giebt es bestimmte Gränzen, welche ein gewissenhafter Herausgeber nicht überschreiten wird. Wer dagegen in dem Grade, wie es Hr. Eichert zwar nicht in allen Abschnitten seiner Chrestomathie gleichmäfsig, aber doch vorwiegend gethan hat, die Arbeiten seiner Vorgänger benutzt und so vielem fremden Eigenthume so wenig Eigenes hinzufügt, dessen Leistung kann mindestens nicht eine selbständige genannt werden. Eine eingehende Vergleichung der vorliegenden Chrestomathie mit den betreffenden Ausgaben der oben genannten Sammlungen wird die Wahrheit dieser Behauptung darthun; hier begnügen wir uns, wenige Belege zusammenzustellen.

Hor. od. II, 2.

Eichert:	Nauck:
v. 3. *Salustius Cr.*] Schwestersohn des Geschichtsschreibers C. Salustius, der bei grofsem Reichthum aus Bergwerken sich durch Freigebigkeit und Prachtliebe auszeichnete.	*Einl.*] S. Cr. war der Schwestersohn des Historikers und ein Mann, der bei grofsen Reichthümern zu leben wufste ff.
nisi splendeat] Bedingungssatz zu *inimice*; der Conjunctiv zeigt den Gedanken des Salust.	*n. spl.*] ist Bedingungssatz zu *inimice* — —. Der Conjunctiv zeigt den Gedanken des Salust.

Eichert:	Nauck:
v. 5. *C. Proculeius Varro Mur.*] römischer Ritter und Günstling des Augustus, theilte sein Vermögen mit seinen Brüdern, als sie das ihrige durch die Bürgerkriege verloren hatten.	*C. Pr. V. M.*] theilte sein Vermögen mit seinen Brüdern, nachdem sie Alles durch den Bürgerkrieg verloren hatten. Er stand in hoher Gunst bei Augustus.
v. 7. *aget*] „wird erheben".	*agere*] „erheben".
penna metuente solvi] = *pennâ, quae numquam solvitur*, „auf nimmer ermattendem Fittig".	*p. m. s.*] auf nie gelöstem, eig. die Auflösung scheuendem Fittig. Aehnlich IV, 5, 20 *culpari metuit Fides* für das gewöhnliche *culpatur numquam.*
v. 11. *iungas*] näml. als Gebieter.	*iungas*] als Gebieter.
uterque Poenus] der libysche und hispanische.	*ut. P.*] der libysche und der übergesiedelte gaditanische oder hispanische.
v. 12. *uni*] sc. *tibi.*	*uni*] natürlich *tibi.*
v. 14. *nec sitim pellit*] d. i. sie wird nicht geheilt.	*n. s. p.*] — — d. h. sie wird nicht geheilt — —.
v. 21. *vocibus*] Benennungen.	*vocibus*] was mit den falschen Benennungen gemeint ist, wird ausgesprochen IV, 9, 45 ff.

Was Hr. Eichert selbst bietet, beschränkt sich auf die Uebersetzung der Wörter *lamnae* in v. 2 („Goldblech") und *albo* in v. 15 („bleich"), auf die Erklärung von *acervos* in v. 24 („sc. *auri*") und eine für Primaner gleich unnöthige Notiz über *Gades* zu v. 11 („phönizische Colonie in Hispania Baetica, jetzt Cadix"), sowie auf drei Citate anderer Stellen seiner Chrestomathie! Wie gediegen erscheint im Vergleich hierzu der vollständige Nauck'sche Commentar!

Hor. od. II, 10.

Eichert:	Nauck:
„Lob der goldenen Mittelstrafse."	„Lob der goldenen Mittelstrafse."
v. 2. *altum urgendo*] „nach dem hohen Meere hindrängend" ff.	*alt. urgere*] nach dem hohen Meere hindrängen.
v. 3. *nimium premere litus*] allzu hart am Gestade hinstreifen.	*nim. pr. l.*] allzu hart hinstreifen am Gestade.
v. 6. *caret*] bleibt fern.	*carere*] fern bleiben.
v. 7. *invidenda*] „beneidenswerth", näml. in den Augen der Menge.	*invidendus*] neidenswerth: nicht an sich, aber in den Augen der Menge.
v. 22. *idem*] „aber auch, andererseits".	*idem*] andererseits.

Aufserdem eine biographische Erläuterung zu v. 1 und ein Citat zu v. 18; v. 8—17 aber bedürfen keiner Erklärung!?

Für die Satiren und Episteln des Horaz hat vorzugsweise die Krüger'sche Ausgabe als Quelle gedient; Neues bringt Hr. Eichert hier ebenso wenig, als bei den übrigen von ihm bearbeiteten Schriftstellern. Zur Characteristik der Selbständigkeit sei-

ner Leistungen möge schliefslich noch das folgende, dem Ovid entlehnte Beispiel dienen:

Mett. III, 1 ff.

Eichert:	Haupt, resp. Siebelis:
v. 2. *Dictaea rura*] die Gefilde von Creta (Dicte, ein Berg auf Creta).	*D. r.*] die Gefilde von Creta (Dicte, ein Berg auf Creta).
v. 10. *solis*] „einsam".	*solis*] „einsam".
v. 13. *Boeotia*] (adject.), der Dichter leitet den Namen vom griechischen βοῦς (*bos*) ab.	*Boeotia*] (Adject.) man leitete diesen Namen vom griech. βοῦς, *bos* ab.
v. 14. *vix bene*] s. zu 4, 78.	*vix bene*] übersetze wie 4, 78.
v. 17. *presso gradu*] „mit gehemmtem, langsamem Schritte".	*pr. gr.*] mit unterdrücktem oder gehemmtem, d. i. langsamem Schritte, „Schritt vor Schritt".
v. 27. *libandas*] „schöpfen".	*libandas*] „das sie schöpfen sollten".
v. 32. *Martius anguis*] des Mars.	*Martius*] dem Mars heilig. Denn --.
cristis et auro] Hendiadys für *cristis aureis*.	*cr. et auro*] soviel als *cristis aureis* — —. Dies heifst Hendiadys — —.
v. 35. *Tyria de gente profecti*] „die tyrischen Auswanderer" (Tyrus, Hauptstadt Phöniciens).	*T. d. g. pr.*] „die tyrischen Auswanderer"; wörtlich?
v. 43. *media plus parte*] „mehr als zur Hälfte".	*m. pl. p.*] mit Weglassung von *quam* „mehr als zur Hälfte".
v. 50. *sol altissimus*] „auf ihrer Mittaghöhe".	*sol alt.*] d. i. auf ihrer Mittaghöhe.
v. 58. *fidissima corpora*] „ihr Getreuen".	*fid. corp.*] „ihr Leiber meiner Getreuen", „ihr Getreuen".
v. 71. *vix*] „mit Mühe".	*vix*] „mit Mühe".
v. 78. *cingitur*] „ringelt sich".	*cingitur*] „ringelt sich".
exstat] „ragt empor".	*exstat*] „ragt in die Höhe, bäumt sich empor".
v. 89. *longius ire*] „tiefer eindringen".	*long. ire*] „tiefer eindringen".
pressit] „einbohrte".	*pressit*] „einbohrte".

u. s. w.

Wer gedenkt dabei nicht der K. W. Krüger'schen Schrift: „Ueber die handlichste Art Schulausgaben zu fertigen"?

Nach dem Vorhergehenden stehen wir nicht an, die vorliegende Arbeit im Allgemeinen als eine übereilte, um nicht zu sagen fabrikmäfsige zu bezeichnen; ein Urtheil, in welchem uns auch die nicht unbedeutende Zahl von Druckfehlern, wie die Ankündigung der Verlags-Buchhandlung bestärkt, dafs die ganze, aus neun Heften bestehende Chrestomathie des Hrn. Eichert im Laufe eines Jahres erscheinen soll. Nicht ohne einiges Mifstrauen können wir demnach den verheifsenen Fortsetzungen entgegensehen. Mag auch immerhin dieses oder jenes Heft der Sammlung (namentlich Heft I) sich für das Privatstudium der Schüler verwenden lassen: aus den Schulen selbst, so hoffen wir, wird eine solche leichtfertige, aus Bruchstücken lateinischer Dichter und

Prosaiker zusammengesetzte Chrestomathie nicht im Stande sein, den ganzen Tacitus, zumal die ganze Germania, welche jeder Abiturient auch einer Realschule gelesen haben sollte, sowie den ganzen Horaz u. s. w. zu verdrängen.

Berlin. Gustav Krüger.

VII.

Elementarbuch der griechischen Etymologie, in Beispielen zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische. Bearbeitet von Professor Karl Halm. 1. Cursus. Das Nomen und regelmäfsige Verbum auf ω. 6te, verb. Aufl. München, Joseph Lindauer'sche Buchhandl. 1861. 149 S. — 2. Cursus. Die anomalen Verba und die Lehre von den Präpositionen. 5te, durchges. Aufl. 1862. 149 S. — Elementarbuch der griechischen Syntax. 1. Cursus. Die Lehre von der Syntax des Nomens. 4te, durchges. Aufl. 1858. 174 S. — 2. Cursus. Die Lehre von der Syntax des Verbums. 4te, durchges. Aufl. 1861. 159 S.

Halm's griechisches Elementarbuch hat, nach der Zahl der Auflagen zu urtheilen, in welchen die einzelnen Curse desselben erschienen sind, eine sehr weite Verbreitung gefunden; nach des Verfassers Angabe in einer Vorrede zum ersten Cursus seiner Etymologie ist wenigstens dieser Theil in den baierischen Lehranstalten schon seit lange als Schulbuch eingeführt.

Was zunächst des ersten oder etymologischen Theiles ersten Cursus betrifft, so sind die früheren Auflagen desselben dem Ref. aus eigener Anschauung nicht bekannt; der Verf. selbst sagt im Vorwort, dafs die beiden letzten Auflagen in so fern verbesserte heifsen dürfen, als bei einer genauen Durchsicht der vorausgehenden sich eine Anzahl von Berichtigungen ergeben habe, während in der Anlage des Buchs keine Abänderung getroffen worden sei. Am Ende eines jeden gröfseren Abschnitts sind gemischte Uebungsstücke beigegeben, durch welche selbstverständlich das Buch an Brauchbarkeit um ein Bedeutendes gewinnt; als sehr zweckdienlich erscheinen auch die am Schlufs des Ganzen in §. 61 beigefügten zweiunddreifsig Uebungsstücke, deren Einrichtung von der Art ist, dafs sie zur Wiederholung des gesammten Lehrcursus dienen können. Noch ist zu bemerken, dafs den Abschnitten über die Pronomina theils die für den Anfänger unentbehrlichsten Regeln über deren Gebrauch, theils Uebersichten einzelner Classen der Pronomina mit Angabe der Bedeutung vorangehen. Eben so ist beim Verbum einem jeden Abschnitt eine durch Uebersichtlichkeit ausgezeichnete Darstellung des einzuübenden Lehrstoffs vorangeschickt, welche ganz dazu geeignet ist, die Einsicht in die Bildung der Formen wie die Erlernung der Paradigmen zu erleichtern. Als Anhang des Buchs folgt ein Verzeichnifs der Eigen-

namen. Beim Uebersetzen der Uebungsbeispiele wird von Anfang an die Kenntnifs des Präsens und Imperfects von *εἰμί* vorausgesetzt, alle anderen Verbalformen sind bis zu dem Abschnitt über das Verbum unter dem Texte in gesperrter Schrift angegeben. Hierdurch ist es möglich geworden, für die dem Verbum vorangehenden Redetheile Beispiele aufzunehmen, in welchen das Gelernte allseitig zur Anwendung kommt und welche andererseits auch durch ihren Inhalt eben so anregend als belehrend sind. In letzterer Beziehung läfst das Buch kaum Etwas zu wünschen übrig; Sentenzen und Lebensregeln wechseln ab mit naturgeschichtlichem, historischem oder mythologischem Stoff; wohl nirgends findet sich ein Satz, welcher lediglich um einer Form willen vom Verfasser gebildet wäre. Wie dieser Inhalt des Uebungsmaterials in Verbindung mit dem oben näher bezeichneten methodischen Gange der Uebungen, so dienen auch manche der unter den Beispielen stehenden Bemerkungen dem Buche zu nicht geringer Empfehlung, in so fern dieselben dazu dienen, den Anfänger allmählich in die Kenntnifs der wissenswerthesten Eigenthümlichkeiten der griechischen Sprache einzuführen. So werden z. B. schon hier Verbindungen wie *ὁ Μαρσύας ποταμός*, *Εὐρυβιάδης ὁ Εὐρυκλείδου*, *ὁ ὄντως φίλος*, *ἐν Ἅιδου*, *οὐδὲν ἀγαθόν*, der Gebrauch der Negation *μή*, *ὡς* mit dem Superlativ u. a. mitgetheilt. Dafs in den Uebungsaufgaben durch gesperrten Druck angedeutet ist, wo der Artikel ausgelassen oder wo derselbe statt des Possessivpronomens gesetzt, wo der Acc. c. Inf. oder das Particip gebraucht werden soll, kann bei einem Buche für die ersten Anfänger nur Billigung finden; solche Andeutungen vermitteln zwar noch kein Verständnifs, wecken aber, wenn sie öfters gegeben werden, unvermerkt das Gefühl für das fremde Idiom und bewirken so eine Art Prolepsis dessen, was später durch den syntaktischen Cursus um so sicherer zum Bewufstsein gebracht wird.

Bei diesen Vorzügen, die wir dem ersten Cursus des *Halm'schen* Elementarbuchs gern zugestehen, können wir doch den *Werth desselben* als eines Schulbuchs nicht so hoch anschlagen, *als* es jedenfalls geschehen müfste, wenn es dem Schüler seine Arbeit weniger leicht machte. Bis S. 68 werden unter dem Texte sämmtliche Eigennamen in griechischer Form angegeben; warum soll der Schüler von dem Verzeichnifs derselben nicht schon früher Gebrauch machen? Aufserdem finden sich unter dem Texte neben den bereits erwähnten sehr zweckdienlichen Anmerkungen fast alle Vocabeln, deren der Schüler zum Uebersetzen bedarf, und das nicht allein, sondern oft noch dazu die Genitivendung und Anderes der Art, was er schon gelernt haben mufs. So lesen wir S. 3 *Ἀθῆναι, ῶν*, S. 7 *μνᾶ, μνᾶς*, S. 9 *γέρων, οντος*, S. 16 *σῶμα, ατος*, S. 17 *γέρας, αος*, und sogar noch S. 81 *ἀληθής, ές*, S. 88 *ἐπίδοσις, εως*, S. 104 *τριήρης, εος*, S. 121 *νεώς, ώ*, S. 132 *εὐρύς, εῖα, ύ* u. s. w. Wenn der Schüler Alles so fertig und bereit vorfindet, bringt ihm die Arbeit des Uebersetzens noch nicht den halben Gewinn. Es würde daher unstreitig zweckmäfsiger und für Fleifs und Fortschritte des Lernenden bei weitem förderlicher sein, wenn ein Wörterverzeichnifs beigegeben wäre, so dafs dem Schüler die Mühe des Selbstfindens, worin anerkanntermafsen ein so unberechenbarer Vortheil liegt, nicht erspart würde, und wenn darin mit Ausschlufs alles dessen, was er aus der Grammatik wissen mufs, nur solche Andeutungen ständen, deren ein Anfänger durchaus nicht entbehren kann. Nur für den allerersten Anfang, etwa auf den ersten 10—20 Seiten des Uebungsbuchs, könnte man die durchgängige Angabe der Vocabeln als zweckmäfsig erachten, jedoch so, dafs auch da schon weder die Genitivform eines Wortes noch Anderes, was der

Schüler bereits wissen kann oder mufs, angegeben wäre. Fassen wir nun unser Urtheil über den besprochenen ersten Cursus zusammen, so bestreiten wir zwar keineswegs, dafs mit demselben trotz des angedeuteten Uebelstandes gute Erfolge erzielt werden können, sind aber doch der Ansicht, dafs er sich zum unmittelbaren Gebrauch der Schüler weniger eigne. Dem Lehrer mufs dieses Buch allerdings als ein sehr willkommenes und dankenswerthes Hülfsmittel erscheinen, da es ihn der eigenen Auffindung passender Uebungssätze überhebt, wozu er nicht immer die nöthige Mufse hat.

Der zweite Cursus ist „für solche Schüler bestimmt, die sich im zweiten Jahre mit dem Studium der griechischen Sprache beschäftigen, in welchem die Erlernung der Etymologie in ihren Haupttheilen zum Abschlusse zu bringen ist". Mit Rücksicht darauf, dafs es zu einförmig gewesen sein würde, in einem für einen ganzen Jahrescurs bestimmten Uebungsbuche blofs Beispiele über die Verba in μι und die unregelmäfsigen als Uebersetzungsstoff zu liefern, hat der Herr Verf. schon in diesem Bändchen die Lehre von den Präpositionen gegeben. Es läfst sich hiergegen in praktischer Beziehung nichts Erhebliches einwenden, da, wie in dem Vorwort nicht ohne Grund behauptet wird, dieser Theil der Syntax, in wie enger Beziehung er auch mit der Casuslehre steht, doch am leichtesten eine gesonderte Behandlung zuläfst; nur hätte dann auch das ganze Werk den allgemeineren Titel „Elementarbuch der griechischen Grammatik u. s. w." erhalten sollen, da sich von wissenschaftlichem Standpunkte aus die Aufnahme eines rein syntaktischen Stoffs in ein Elementarbuch der Etymologie nicht rechtfertigen läfst. Der Gebrauch einer Grammatik, wohl der von Buttmann, auf welche der Herr Verf. öfters verweist, wird vorausgesetzt. Der Abschnitt über die Präpositionen von §. 15—17 geht hinsichtlich der grammatischen Darstellung, welche den Uebungsbeispielen vorausgeschickt ist, über das Mafs eines Uebungsbuchs bei weitem hinaus; die Erörterungen sind so umfassend und eingehend, dafs sie den Gebrauch einer Grammatik geradezu überflüssig machen. Was die Anordnung dieses Abschnitts betrifft, so werden zuerst die Präpositionen mit dem Genitiv, dann die mit dem Accusativ, zuletzt die mit dem Dativ behandelt, so dafs z. B. ἐπί je nach dem Casus, mit welchem es verbunden wird, in drei verschiedenen Paragraphen vorkommt — eine Behandlungsweise, vor welcher die sonst übliche, wonach die mehr als einen Casus regierenden Präpositionen in einem und demselben Paragraphen behandelt werden, doch wohl den Vorzug verdienen möchte, da in einem Uebungsbuche wie in dem vorliegenden dem Schüler Gelegenheit gegeben werden soll, sich nicht blofs in der Wahl der Präpositionen, sondern auch des für jeden einzelnen Fall erforderlichen Casus zu üben. Zum Schlufs folgen in §. 18 gemischte Beispiele über die Präpositionen nebst zwanzig zusammenhängenden Uebungsstücken. Ein Verzeichnifs der Nomina propria ist auch diesem Bändchen beigegeben. Hinsichtlich der Beschaffenheit des zum Uebersetzen gebotenen Materials ist Aehnliches zu sagen wie bei dem ersten Cursus; als besonders dankenswerth sind die zusammenhängenden Uebungsstücke zu bezeichnen, jedoch hätten die Abschnitte aus Xen. Oecon. und Herod. entweder nicht aufgenommen oder so umgearbeitet werden sollen, dafs trägeren Schülern die eigene Arbeit nicht erspart würde. In Betreff der unter dem Texte stehenden Angaben gilt von diesem Cursus dasselbe wie von dem vorigen, und zwar noch in erhöhtem Mafse, in so fern man fortgeschrittenen Schülern mehr zumuthen mufs, als hier geschehen ist. Wegen Mangels an einem Wörterverzeichnifs werden noch immer zu viel Vocabeln ange-

geben, ja dieselben Wörter kommen öfters, zuweilen sogar auf derselben Seite mehr als einmal vor; Angaben wie ἔτος, εος oder νεώς, ώ bleiben auch hier noch nicht aus; Verba z. B. γιγνώσκω, βιόω, um welche es sich in einem Abschnitt handelt und deren Bedeutung daher dem Schüler aus der Grammatik bekannt sein mufs, finden sich unter dem Texte; Bemerkungen, die bereits im ersten Cursus gegeben sind, z. B. über die Bedeutung von κράτιστος, über Verbindungen wie ὁ Θερμώδων ποταμός oder ἡ ἐπὶ Ποτιδαίᾳ μάχη, über den Gebrauch der Negation μή in verbietenden Sätzen u. a., kommen auch hier wieder vor. Ueberhaupt fehlt es an Wiederholungen nicht, wie z. B. εἴ τις καὶ ἄλλος „wie nur irgend einer" an zwei Stellen und aufserdem εἴπερ τι καὶ ἄλλο noch an einer dritten angegeben ist. Andererseits findet sich hier Manches, dessen Erörterung in den syntaktischen Theil des Elementarbuchs gehört, während es hier entweder gar keiner oder einer nur kurzen Andeutung bedurfte. So ist S. 29 die Verbindung Ἀνάξαρχος ὁ Ἀβδηρίτης „aus Abdera" erläutert, S. 17 der Gebrauch von τίθεσθαι νόμους auseinandergesetzt, S. 33 die Construction von δεῖ und δεῖσθαι erörtert. Auffallender noch ist die schon hier vorkommende Auseinandersetzung über ἐκπίπτειν und andere Verba intransitiva S. 84, welche die Stelle von Passiven vertreten, eine Bemerkung, die in dem syntaktischen Cursus stehen sollte, wo sie nicht steht; ähnlich verhält es sich mit der Construction δῆλός ἐστιν ὁ φιλόσοφος ὅτι ἀπολύει S. 78, wo eine solche Angabe noch gar nicht nöthig war, wogegen dieselbe in der Regel II, 2, S. 102 vermifst wird. Diese Anführungen mögen genügen, obgleich sie sich noch leicht vermehren liefsen. Es kann hiernach nicht zweifelhaft sein, dafs auch dieser Cursus wegen des trefflichen Uebungsmaterials für den Lehrer ein sehr brauchbares Hülfsmittel ist, dafs er jedoch zu seiner Vollendung und namentlich, um seinem eigentlichen Zwecke als Schulbuch vollkommen zu entsprechen, in mehrfacher Beziehung einer Ueberarbeitung bedarf.

Es bietet auch der syntaktische Theil recht viel Gutes. Hinsichtlich des gegebenen Uebungsstoffs, welcher meist aus Classikern der besten Zeit entlehnt ist, genügt er allen gerechten Anforderungen, zumal da der Herr Verf. auch für einen dem Geiste der Muttersprache angemessenen Ausdruck so viel als möglich Sorge getragen hat; die Regeln, namentlich über das Verbum, zeichnen sich durch eine klare, übersichtliche und meist eingehende Darstellung, so wie auch durch passende Beispiele aus; eben so findet sich unter dem Text der Aufgaben manche treffliche Bemerkung. Gleichwohl müssen wir über diesen Theil des Elementarbuchs hinsichtlich seiner Brauchbarkeit für Schüler ein ähnliches Urtheil aussprechen wie über die beiden etymologischen Curse. Er enthält der Angaben zur Erleichterung des Uebersetzens zu viele, als dafs der Gebrauch desselben dem Lernenden ganz den Nutzen bringen könnte, den er gewifs bringen würde, wenn die Zahl jener Angaben und Fingerzeige auf das unumgänglich Nothwendige beschränkt, d. i. wenn dem Schüler nur dasjenige an die Hand gegeben wäre, was er weder aus den Regeln, um die es sich gerade handelt, noch aus vorangehenden Abschnitten der Grammatik, oder aus früheren Bemerkungen wissen kann. In jeder dieser Beziehungen aber ist hier nicht selten zuviel gegeben. So finden sich z. B. in den Uebungsstücken über die Casuslehre unter dem Texte περιπίπτω, ἐπιτιμάω, περιγίγνομαι, μεταδίδωμι, ἐπιθυμέω, ἀπολαύω, εὐπορέω, ὀλιγωρέω; II, 1, S. 52 wird wegen des Reflexivpronomens, eben so S. 57 wegen αὐτός und S. 66 wegen καὶ οὗτος auf die den Beispielen vorangeschickten Regeln zurückgewiesen; II, 2, S. 18 ist ἐπι-

πλήττω angegeben, obgleich es aus der Casuslehre bekannt sein mufs; ebd. S. 57 steht ἐπ' ἐμοὶ εἶναι, S. 89 φροντίζω τινός, S. 109 ἐάν unter dem Texte, obgleich die betreffenden Regeln schon vorher dagewesen sind; früher gemachte Bemerkungen werden wiederholt II, 1, S. 5 (über den Conjunctiv nach ἐάν, ἐπειδάν, ὅς ἄν u. s. w.), S. 41 (über κρείσσων und κράτιστος), S. 50 (über das Fut. Attic.); eben dahin gehört, dafs II, 1, S. 51 bei zwei Sätzen, welche hinsichtlich des Satzbaues einander völlig gleichen, Anleitung gegeben wird, wie die Construction zu bilden sei. Am allerwenigsten aber läfst es sich biligen, dafs sich sogar noch im zweiten Cursus der Syntax Angaben wie κώνειον, ου — ἡ ἀλλοτρία, ας — ὀργή, ῆς — λιμός, οῦ — αἰσχρός, ά, όν vorfinden, die für jeden einigermafsen fleifsigen Schüler schon nach den ersten Wochen des Tirociniums entbehrlich sind. Was die in dem syntaktischen Theile gegebenen Regeln betrifft, so hat sich der Herr Verf. selbst über diese Verbindung des theoretischen mit dem praktischen Element rechtfertigen zu müssen geglaubt. Es heifst in einem Vorwort des ersten syntaktischen Cursus: „Obgleich ich wenig geneigt war, die Regeln vollständig zu geben und die Schwierigkeit des Unternehmens nur zu sehr fühlte, so sah ich mich doch dazu durchaus gezwungen, weil ich einerseits keine bestimmte Grammatik zu Grunde legen wollte, andrerseits in den bekanntesten Schulgrammatiken die Bearbeitung der Syntax zu mangelhaft und für praktische Uebungen zu unbestimmt fand". Ref. ist anderer Ansicht und mit ihm gewifs viele seiner Berufsgenossen; eine gänzliche Trennung der grammatischen Regeln von dem Uebungsbuche kann uns, zumal bei gegenwärtiger Sachlage, nur als wünschenswerth erscheinen. Wenn eine solche Trennung einträte, so könnte einerseits das Uebungsbuch behufs schriftlicher und mündlicher Uebungen auch in denjenigen Anstalten Eingang finden, wo eine den Bedürfnissen der Schüler mehr entsprechende Grammatik wie etwa die von Curtius oder Bäumlein als Schulbuch gebraucht wird, und andererseits würden da, wo eine solche Grammatik noch nicht eingeführt ist, strebsame Schüler, die über gewisse schwierige Partieen der Syntax in's Klare zu kommen wünschen, oder denen es um den Besitz einer übersichtlichen Zusammenstellung der Hauptregeln zu thun ist, sich das grammatische Hülfsbuch anschaffen können, wie dies jetzt z. B. mit dem Seyffert'schen oder auch dem Klein'schen Hülfsbuche zu geschehen pflegt. Zu der Zeit, als Halm's Elementarbuch der Syntax zuerst erschien (im J. 1833), fehlte es allerdings noch an Schulgrammatiken der griechischen Sprache, in welchen sich eine lediglich für das Bedürfnifs der Schule berechnete Darstellung der Syntax gefunden hätte; seitdem aber ist in dieser Beziehung, wenn auch noch keineswegs in ausreichender Weise, so doch jedenfalls besser gesorgt. Da nun gleichwohl der Herr Verf. des Elementarbuchs an der Verbindung der Regeln mit den Uebungen noch bis jetzt festgehalten und hierdurch thatsächlich seine Ueberzeugung von der Zweckmäfsigkeit der von ihm gegebenen Regeln auch für die Gegenwart ausgesprochen hat, so wäre es nun, wie wir glauben, zeitgemäfs, die von uns als wünschenswerth bezeichnete Trennung der beiden Elemente eintreten zu lassen. Ueberdies ergibt sich auch aus der Vorrede zur 3. und 4. Auflage des ersten syntaktischen Cursus, wie aus dem Vorwort zur 3. Auflage des zweiten, dafs der Herr Verf. selbst schon seit einiger Zeit eine Umgestaltung und ganz neue Bearbeitung seines Elementarbuches beabsichtigt. Sollte dieses Vorhaben, an dessen Ausführung er bisher durch andere literarische Arbeiten verhindert worden ist, noch einmal verwirklicht werden können, so würden wir dringend wünschen, dafs

sein Augenmerk vornehmlich darauf gerichtet sein möchte, die jetzt als *disiecta membra* an verschiedenen Orten vorkommenden Regeln mit den gelegentlich angebrachten grammatischen Bemerkungen zu einem übersichtlichen Ganzen zu vereinigen und, wo es etwa nöthig ist, mit Zusätzen vermehrt in einem besonderen Bändchen erscheinen zu lassen. Dafs in dieses grammatische Hülfsbuch auch der Abschnitt über die Präpositionen, der gegenwärtig nicht seine rechte Stelle einnimmt, aufgenommen werden müfste, bedarf kaum der Erinnerung. Ueber die in dem Uebungsbuche etwa vorzunehmenden Aenderungen sind bereits im Obigen Andeutungen gegeben; die nöthigste Aenderung wäre jedenfalls die, dafs an die Stelle blofser Namensverzeichnisse ein in grammatischen Angaben möglichst sparsames Wörterverzeichnifs träte; dann würde gewifs auch ein Hauptanstofs, den das in mancher Beziehung vortreffliche Buch erregt, zur Freude der Lehrer wie zum Gewinn für die Schüler hinwegfallen.

Schliefslich erlauben wir uns noch, auf Mehreres aufmerksam zu machen, dessen Beseitigung oder Abänderung bei einer neuen Herausgabe des Elementarbuchs wünschenswerth sein möchte. Zunächst halten wir dafür, dafs so manche sachliche Bemerkung, wie lehrreich sie auch für den Schüler sein mag, doch in ein grammatisches Uebungsbuch nicht gehört, z. B. die Angabe über *δραχμή, μορία, δίσκος, ἔφηβος, παγκράτιον, ἄγος, ἱπποβόται*, über die Kappe des Hades und Anderes der Art in I, 1; ferner über die Kosmen in Kreta, über Dithyrambus, über die Latomien in I, 2; über die Theten, die Elfmänner, die Branchiden in II, 1; über *δῆμος* und *ἔθνος* in II, 2. Solche Erörterungen gehören in's Wörterbuch oder bleiben besser dem Lehrer überlassen. In lexicalischer oder grammatischer Beziehung findet sich Folgendes zu bemerken: I, 2, S. 6 ist angegeben: „man darf, *χρή*" statt „*οὐ χρή*, man darf nicht"; ebd. S. 10 *ἀγαθῶς*, wofür II, 2, S. 71 das Richtige steht; S. 51 „den mit ihm wettstreitenden: *ἐρίσαντά οἱ*", ähnlich wie II, 2, 133 „niederschreibend und versiegelnd", wo im Griechischen das Particip des Aorists gesetzt werden mufs; II, 1, S. 84 steht *διότι* statt *διό*, ebd. S. 111 „*διαδέχεσθαί τινι* mit einem es aufnehmen" st. „Jem. ablösen", S. 155 wird als Beispiel für distributive Ausdrücke Herod. VI, 117 angeführt, wo jedoch *κατά* dem deutschen „ungefähr" entspricht; ungenau ist die Angabe II, 1, S. 62 „in schlechten Ruf kommen, *κακῶς ἀκούειν*" statt „in schlechtem Rufe stehen", eben so S. 111 „*διαφέρεσθαι*, sich entzweien" statt „in Streit sein"; II, 2 S. 9 ist *τιμωρεῖν τινί τι* neben *ἀμύνειν* und *ἀλέξειν* mit der Bedeutung „einem etwas abwehren, beistehen" angegeben, wodurch der Sinn der Worte bei Plat. *εἰ τιμωρήσεις Πατρόκλῳ τὸν φόνον*, denen doch eigentlich jene Angabe gilt, nicht klar wird; ebd. heifst es S. 100: „das Particip als adjectivische Verbalform steht immer mit einem Nomen Subst. oder Pronomen in Verbindung", obgleich doch das substantivirte Particip nicht ungewöhnlich ist; S. 104 ist der Satz: *ὡς ὀλίγα δυνάμενοι προορᾶν ἄνθρωποι περὶ τοῦ μέλλοντος πολλὰ ἐπιχειροῦμεν πράττειν*, zwar treffend wiedergegeben: „wie wenig können wir Menschen voraussehen und versuchen dennoch u. s. w.", aber nicht in Uebereinstimmung mit den unmittelbar vorhergehenden Worten: „wo wir im Deutschen obgleich, obwohl gebrauchen"; S. 125 endlich steht *οὐχ ἡμεῖς ἠρξάμεθα ἀδικοῦντες* für: „nicht wir waren es, die zuerst Unrecht begingen", wo statt des Medii das Activum *ἤρξαμεν* stehen sollte. Wir bemerken noch, dafs I, 2, S. 89 für *ἐφέροντο* (nämlich *γυμνοὶ πρὸς τὰ τοξεύματα*) nach Xen. An. IV, 3, 6 wohl *ἐγίγνοντο* gesetzt werden mufs; eben so ist II, 2, S. 102 in dem Satze *φανερὸς εἶ οὐκέτι σοφιστῇ συγγενόμενος* nicht *οὐκέτι*, sondern *οὔπω* zu schrei-

ben; statt der poetischen Verbindung *πελάζειν τινός* II, 1, S. 131 ist *π. τινί* aufzunehmen, das gleichfalls nur poetische *ἔλπειν* II, 2, S. 7 lieber ganz wegzulassen. Druckfehler kommen nur sehr wenige vor; bemerkenswerth sind I, 1, S. 70 „(etwa) auf diese Weise: *τῇδέ πῇ*", I, 2, S. 97 *ἐμπίμπλημι* (eben so II, 2, S. 150), II, 1, S. 30 *μάρτυρ*, II, 2, S. 20 Georg.; *κήρυξ* (mit Acut) I, 1, S. 54 und I, 2, S. 139 scheint absichtlich. Die äufsere Ausstattung ist musterhaft.

Cottbus. Braune.

VIII.

Uebersicht der Geschichte der deutschen Dichtung von Karl Goedeke. Erste Hälfte. Dresden, Verlag von Louis Ehlermann. 1862.

Der Name Karl Goedeke hat auf dem Gebiete der deutschen Litteraturgeschichte einen so guten Klang, dafs Ref. diese neue Leistung des Verf. nicht ohne eine hochgespannte Erwartung in die Hand genommen hat. Diese Erwartung ist aber insofern getäuscht worden, als er in dem vorliegenden Buche nicht eine neue und eigenthümliche Arbeit des Verf., sondern vielmehr zum gröfsten Theile einen Abdruck seines in demselben Verlage erschienenen Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung fand. Nur die in dem letzteren enthaltenen bibliographischen Notizen sind fast durchgängig weggelassen, statt der Inhaltsangabe der angeführten Werke sind öfters blofs ihre Titel genannt, die Charakteristiken von ganzen Dichtungsgattungen oder einzelner Dichter bisweilen gekürzt und nur äufserst selten statt des weggelassenen Materials neue Bemerkungen hinzugefügt; alles Uebrige ist so wörtlich beibehalten worden, dafs z. B. auf Seite 42 die Hinweisung auf § 144 stehen geblieben ist, obwol dieselbe nur in dem gröfseren Werke einen Sinn hat. Eine solche aus blofsem Streichen bestehende Arbeit konnte natürlich dem Verf. keine erhebliche Mühe verursachen, so wie sie andrerseits den Ref. eines näheren Eingehens auf den bereits bekannten und hinlänglich gewürdigten Inhalt des Buches überhebt. Es braucht also nur die formale Seite des Buches einer Beurtheilung unterzogen und gefragt zu werden, ob die vorhin erwähnten Weglassungen und Abkürzungen, so wie die vollständige Beibehaltung des übrigen Stoffes gebilligt werden können oder nicht. Eine Beantwortung dieser Frage wird aber dadurch schwierig gemacht, dafs in der bis zum Göttinger Dichterbunde reichenden ersten Hälfte eine Vorrede noch fehlt, aus welcher zu ersehen wäre, für welchen Leserkreis dieses Buch bestimmt ist. Dem Forscher kann es nicht genügen, weil der bibliographische Apparat fehlt, welcher den Werth des Grundrisses nicht wenig erhöht; der blofse Literatur-

freund wird theils zu viel, theils zu wenig darin finden und lieber nach den Werken von Vilmar oder Kurz greifen; für die Schule aber ist es ebenso wenig angemessen, weil das Material noch viel zu weitschichtig geblieben ist, während andrerseits in einem Schulbuch kurze Hinweisungen auf die Entwickelung der Sprache und der Versarten nicht fehlen dürfen, welche hier wie in dem gröfseren Werke grundsätzlich fast ganz ausgeschlossen sind. Auch könnte in einem Schulbuche nicht lediglich die chronologische Reihenfolge der Schriftsteller berücksichtigt werden, sondern es müfsten wenigstens mehr, als hier geschehen ist, die einzelnen Denkmäler nach ihrer inneren Zusammengehörigkeit, d. i. nach den Dichtungsarten, zusammengestellt und diese wiederum an ihren hervorragendsten Vertretern ausführlicher charakterisirt werden; die grofse Zahl derjenigen Schriftsteller hingegen, welche nur den Höhepunkt der Dichtung in irgend einer Periode herbeiführen halfen, oder welche blofs die Zeit des Verfalls repräsentieren, wäre auf ein ganz geringes Maafs zu beschränken. In dem vorliegenden Buche aber ist der Stoff noch so massenhaft, dafs der Lernende zu keiner klaren Unterscheidung des Wichtigen von dem Unwichtigen gelangen, sondern im Gegentheil nur verwirrt werden kann.

Diese Sonderung des Wesentlichen vom Unwesentlichen wird ferner auch durch die ungleichmäfsige Behandlung der wichtigeren Punkte erschwert. Der Charakteristik von Hans Sachs z. B. stimmt Ref. in Bezug auf Umfang und Inhalt aus voller Seele bei, da dieser Dichter in der That eine so hervorragende Würdigung und Anerkennung verdient; aber auch Fischart dürfte eine ähnliche Beurtheilung verdient haben, und die vollständig angeführten Titel seiner Schriften gewähren für den Mangel jener keinen Ersatz. Ebenso steht die ausführliche Biographie des Andreas Gryphius zu der Hoffmanns v. Hoffmannswaldau, Lohensteins und Günthers in keinem rechten Verhältnifs. Noch empfindlicher macht sich der Mangel einer eingehenderen Beurtheilung Hartmanns v. Aue, Wolframs v. Eschenbach, Gottfrieds v. Strafsburg, Walthers v. d. Vogelweide und ihrer Werke bemerklich, und warum die Besprechung von Hartmanns Gregorius auf den Satz: „Wahre Bufse tilgt die schwersten Sünden" zusammengeschrumpft ist, während die Inhaltsangabe seiner anderen Dichtungen ungeschmälert geblieben ist, kann ebenso wenig eingesehen werden, als die Abkürzung in der Charakteristik Gottfrieds und seines Tristans. Sollte dabei etwa die Rücksicht auf die Schule entscheidend gewesen sein, so gebe ich zu bedenken, dafs dort auch Sophocles' Oedipus und Homer gelesen wird. Wenn ferner behufs einer näheren Orientierung über diese Hauptrepräsentanten der Kunstdichtung im Mittelalter auf Goedekes „Mittelalter" verwiesen wird, so könnte mit demselben Recht in Bezug auf Hans Sachs und Gryphius auf den „Grundrifs" hingewiesen werden und ihre Biographie hier kürzer gefafst sein. Das Nibelungenlied vollends verdiente wenigstens eine gleich ausführliche Besprechung als der Wolfdietrich, und einige Andeutun-

gen über den gegenwärtigen Bestand der Kritik über dasselbe wäre gewifs nicht überflüssig gewesen; die Berufung auf die allgemeinere Bekanntschaft mit dem Gegenstande kann die stattgefundene Kürzung nicht rechtfertigen, weil der Mafsstab für die Behandlung der einzelnen Theile in diesen selbst und nicht in äufserlichen Zufälligkeiten liegen darf.

Da im Uebrigen diese „Uebersicht" mit dem „Grundrifs" desselben Verf. übereinstimmt, so können, wie schon oben bemerkt worden, die Vorzüge des vorliegenden Buches als bekannt vorausgesetzt werden; nur einen Punkt möchte ich noch besonders hervorheben: ich meine das grofse Geschick Goedekes zur Charakteristik einzelner Zeitalter und Schriftsteller, deren Verständnifs mit sententiöser Kürze der Rede und doch meistens mit lichtvoller Klarheit dem Leser erschlossen wird. Man lese nur z. B., um sich davon zu überzeugen, den § 30 nach, wo die lyrische Poesie des Mittelalters besprochen wird, und so wie hier wird man überall ein eben so besonnenes und fein gebildetes Urtheil, als gründliches Quellenstudium wahrnehmen. Damit soll indefs nicht gesagt sein, dafs der Verf. überall wird auf Beistimmung rechnen können. So sagt mir, um nur einen Punkt hervorzuheben, im Gegensatz zu dem verkleinernden Urtheil Goedekes über Hartmann und der überaus warmen Anpreisung Wolframs mehr die vermittelnde Ansicht zu, welche Wackernagel in seiner Litteraturgeschichte über jene beiden Dichter ausgesprochen hat. Da jedoch diese Schätzung immer mehr oder weniger auf subjectivem Gefühle beruht, so wird eine Uebereinstimmung der Ansichten über diesen Punkt schwerlich jemals erreicht werden.

Potsdam. Sorof.

IX.

Schule der Chemie für Lehranstalten und zum Privatgebrauche bearbeitet von Dr. Th. Gerding, Dirigent des Technikums in Göttingen. Mit 36 Holzschnitten. Hannover, Karl Rümpler, 1862. (25½ Bogen 1 Thlr.)

Der Verfasser geht nach einer kurzen Einleitung, welche die Vorbegriffe der Wissenschaft an glücklich gewählten Beispielen erläutert, zur speciellen unorganischen Chemie über, deren Behandlung nichts Besonderes darbietet, sich aber für den Unterricht durch gute Anordnung empfiehlt, indem bei den einzelnen Körpern immer Vorkommen, Eigenschaften, Darstellung und Verbindungen in derselben Aufeinanderfolge gegeben werden. Die Herstellung technisch wichtiger Produkte ist gebührend berück-

sichtigt, auch im organischen Theile. Der organischen Chemie ist ein verhältnifsmäfsig grofser Raum, etwa $\frac{4}{16}$ des Werkes, zuertheilt. In Bezug auf die Formeln hat der Verfasser ein solches Mafs zu treffen gewufst, dafs er den Schüler nicht abschreckt und ihm doch auch wieder die nöthigen Anhaltspunkte gibt. Einem streng wissenschaftlichen System zu folgen, hat der Verf. nicht für gut befunden, sondern nur „die wichtigsten, in der Natur am meisten vorkommenden Erscheinungen und für das Leben wichtigsten Körper" berücksichtigt. Dieselbe Methode ist schon anderwärts mit Erfolg durchgeführt, und es erreicht der Verf. durch dieselbe eine anziehende Darstellung, die von Bekanntem ausgehend, das Interesse des Lernenden dauernd in Anspruch nimmt. Das Buch zeichnet sich vor vielen andern derartigen durch Uebersichtlichkeit und gutes Verhältnifs zwischen Theorie und Anwendung vortheilhaft aus, so dafs wir diesen ausgezeichneten Eigenschaften zu Liebe gern übersehen, wenn die Correktheit des Ausdrucks hin und wieder zu wünschen übrig läfst. So findet sich S. 30: „Für jede Säure ist jedoch die Sättigungskapacität eine verschiedene" — ein Satz, der mehrere Erklärungen zuläfst. Was der Verf. im darauf folgenden Satz unter einer „Vereinigung einer Säure" versteht, ist nicht zu ergründen. S. 54 läfst der Verf. unbestimmt, was unter „verfährt man umgekehrt" zu verstehen ist. Der Kundige wird zwar keinen Augenblick zweifeln, es soll aber jeder Satz nur die richtige Auffassung zulassen. Jedenfalls durch Druckfehler steht S. 172 Gänge statt Gänze und ist S. 304 durch Buchstabenverwechslung der Austritt des Wassers aus der florentiner Flasche falsch angegeben, auch bei der Numerirung der Reihen im organischen Theil die Zahl neun übersprungen. Eine kleine Unrichtigkeit findet sich S. 172, indem bekanntlich die Beschickung des Hochofens mit Erzen erst dann vorgenommen wird, wenn der ganze Ofen mit Brennmaterial angefüllt ist und sich unterdessen die Gluth durch den ganzen Ofen verbreitet hat, wozu 3—6 Wochen erforderlich sind. Der mittlere Barometerdruck (S. 44) ist doch auch wohl 14 Pfund pro Quadratzoll, nicht 16. Diese und andere untergeordnete Mängel werden jedoch nicht im Stande sein, den Werth des Buches als Lehrmittel zu verkümmern, und wünschen wir demselben die weiteste Verbreitung. Ausstattung und Holzschnitte sind trotz des geringen Preises recht gut zu nennen.

Oberhausen. Aug. Hollenberg.

X.

Sieben Bücher der Naturwissenschaft. Für Gebildete aller Stände und höhere Lehranstalten von Dr. Th. Gerding. Mit 180 Holzschnitten und 6 Steindrucktafeln. Hannover, K. Rümpler, 1862. (43 Bogen $2\frac{2}{3}$ Thlr.)

Das vorliegende Buch enthält einen Grundrifs der Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geognosie, Chemie, Physik und Astronomie, also Alles und noch Einiges. Seine ursprüngliche Bestimmung ist, ein Anhaltepunkt beim Repetiren zu sein; zugleich sollen Zoologie, Botanik, Mineralogie und Geognosie ein Führer zum Bestimmen der Individuen sein. Die Botanik (114 Seiten) enthält zu diesem Zwecke eine kurze Angabe der äufsern Merkmale der wichtigsten Pflanzen, welche nach dem Decandolleschen System geordnet sind, — und weiter nichts. Die Zoologie (183 Seiten) beschreibt die Hauptrepräsentanten der einzelnen Klassen und ist mit vielen guten Holzschnitten geziert. Die Beschreibung der Mineralien ist auch recht kurz. Die Krystallformen werden durch Holzschnitte zur Anschauung gebracht, zum eingehenden Verständnifs der Grundformen ist weiter nichts gegeben als eine Tafel mit den Hauptformen, jedoch ohne erläuternden Text. Die Chemie (230 Seiten) ist mit solcher Ausführlichkeit behandelt, dafs sie dem ersten Unterricht zu Grunde gelegt werden könnte, sie würde auch zum Selbststudium zu empfehlen sein. Die Anordnung und Behandlung ist ähnlich der in der „Schule der Chemie" getroffenen. Da der Verf. diejenigen Wissenschaften, welche zum praktischen Leben in näherer Beziehung stehen, ausführlicher behandeln wollte, so hätte er Physik und Astronomie nicht auf einen so kleinen Raum beschränken dürfen; auf 75 resp. 23 Seiten läfst sich selbst nicht der dürftigste Grundrifs der Physik resp. Astronomie geben. Zudem enthält die Physik eine Menge Ungenauigkeiten und Fehler; so sagt der Verf. S. 571: „Der Ort, welchen der geworfene Körper nach irgend einer bestimmten Zeit in der Bahn erreicht, wird gefunden, wenn man zunächst den Weg hinzeichnet, welchen er vermöge seiner ursprünglichen Geschwindigkeit ohne Einwirkung der Schwere zurückgelegt haben würde." Dadurch hat man weiter nichts gefunden als eine Komponente, keineswegs den Ort des Körpers. Gleich darauf macht der Verf. den Fehler, die Geschwindigkeit in dieser Komponente stillschweigend constant zu setzen, indem er behauptet, „dafs man den Lauf eines Geschützes, um einen bestimmten Punkt zu treffen, stets etwas höher richten mufs, und zwar um so mehr, je entfernter das Ziel ist". Der Satz S. 577: „Vermöge der Schwere der atmosphärischen Luft mufs sie auch einen Druck ausüben" verdient nicht eben klassisch genannt zu werden. S. 591 u. 595

enthalten an mehreren Stellen Unebenheiten. Figur 25 (S. 600) sündigt gegen kurz vorher (S. 595) nachgewiesene Sätze, indem die in *i* und *k* auftreffenden Strahlen parallel gezeichnet sind. Der Apparat gibt auch nicht „eine naturgetreue Zeichnung“, sondern liefert nur ihr Spiegelbild. Der erste Satz unter „Elektricität durch Berührung“ (S. 606) ist nicht zu verstehen. Doch will ich durch weitere Aufzählung von Specialitäten nicht ermüden. Soll das Werk zu Repetitionen dienen, so hätte sich der Verf. an vielen Stellen kürzer fassen können, um Raum für noch wichtigere Materien zu behalten.

Oberhausen. Aug. Hollenberg.

XI.

Ludw. Erk, Vierstimmiges Choralbuch für evangelische Kirchen, mit besonderer Rücksicht auf die in der Provinz Brandenburg gangbaren Gesangbücher bearbeitet, nebst einem Anhange historischer Notizen. Verlag von Enslin. Berlin 1863. VI u. 266 S. 8. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Dafs wir mit einigen Worten auf dies Werk von hervorragendem Werthe hier aufmerksam machen, geschieht im Sinne einer Pflege der Schulgottesdienste, für deren hymnologischen Theil das genannte Choralbuch eine treffliche Unterstützung bietet. Die fast durchgehends neue Harmonisirung der Choräle ist einfach gehalten. Das formelhafte Nachschlagen der Hauptseptime, die Anwendung des Septimenaccords der 2. Stufe der Tonart (als Quintsextaccord) ist möglichst vermieden; freilich geht Erk, als erfahrener Mann, nicht so weit wie Ebrard (prakt. Theol. § 155), der aus der Kirche alle Quintsexten- und verminderte Septenaccorde absolut verbannen will, ebenso alle Septenaccorde mit der Septime in der Melodie. Ueber den rhythmischen Choralgesang und gegen die Zwischenspiele redet der Verf. in sehr besonnener und beherzigenswerther Weise. In ersterer Beziehung sehen wir einer von ihm angekündigten Arbeit, welche die bekannteren und werthvolleren Choralmelodien nach ihrer Originalform bringen und kritisch erörtern soll, mit grofser Theilnahme entgegen. Es ist unglaublich, mit welcher Dreistigkeit auf diesem Gebiete historische und kritische Urtheile abgegeben werden, für die keine einzige gründliche Forschung einsteht. Für die Schule ist es ferner kein unwichtiger Umstand, dafs manche Melodien in tiefere Tonlagen herabgesetzt sind; schon das hohe *e* hat der Verf. möglichst vermieden, gewifs mit Recht.

Eine besonders werthvolle Verwendung dieses auch schön ausgestatteten Buches bietet das Haus dar mit seinen religiösen Feierstunden, für welche man die Begleitung des Gesangs durch ein Instrument nicht gern entbehren wird. Das Gütersloher Hauschoralbuch, welches lange Zeit in dieser Hinsicht vorzugsweise in Gebrauch gewesen ist, kann sich doch mit Erks Choralbuch in keiner Weise messen, wenn man von der allerdings noch gröfseren Wohlfeilheit desselben absieht.

W. H.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

I.

Zur Tempuslehre der griechischen Sprache.

Die griechische Sprache hat für den Indicativ folgende Tempora:

A. für die Gegenwart: 1. das Präsens bei nicht vollendeten, 2. das Perfectum bei vollendeten Handlungen oder Zuständen;
B. für die Zukunft: 1. das Futurum bei nicht vollendeten, 2. das Futurum tertium bei vollendeten Handlungen oder Zuständen;
C. für die Vergangenheit: 1. das Imperfectum bei nicht vollendeten, 2. den Aorist bei vollendeten, 3. das Plusquamperfectum bei solchen Handlungen oder Zuständen, die vor andern schon vollendet waren.

Demnach hat das Präsens mit dem Perfectum das Merkmal der Gegenwart gemein, es unterscheidet sich aber von diesem wesentlich dadurch, dafs es die Handlungen oder Zustände als nicht vollendet, während das Perfectum dieselben als vollendet darstellt.

Die Tempora der Zukunft sind denen der Gegenwart analog, und es können weder die der Gegenwart mit einander vertauscht werden, noch die der Zukunft, weil es z. B. nicht einerlei ist zu sagen „Ich habe Geld“ und „Ich habe Geld gehabt“ oder „Ich werde Geld haben“ und „Ich werde Geld gehabt haben“.

Dasselbe mufs nun von den Temporibus der Vergangenheit behauptet werden, **sosehr** dies auch den über dieselben bisher aufgestellten Regeln widerstreitet; denn das Imperfectum, das Plusquamperfectum und der Aorist haben nichts weiter mit einander gemein, als dafs sie Tempora der Vergangenheit sind. Sie unterscheiden sich aber wesentlich von einander, und zwar

1. das Imperfectum vom Plusquamperfectum und vom Aorist, dafs es die Handlungen oder Zustände in der Vergangenheit als nicht vollendet,
2. das Plusquamperfectum vom Imperfectum und vom Aorist, dafs es dieselben als vor andern Handlungen oder Zuständen schon vollendet,
3. der Aorist endlich vom Imperfectum und vom Plusquamperfectum, dafs es dieselben als vollendet darstellt.

Mit diesen Erklärungen stimmt der Gebrauch der Tempora nicht nur

bei den attischen Schriftstellern, sondern auch bei Herodot und Homer genau überein.

So sagt Xenophon hellen. 3. 3. 1. Ἐπεὶ δὲ ὡσιώθησαν αἱ ἡμέραι καὶ ἔδει βασιλέα καθίστασθαι, wo der Aorist und das Imperfectum in coordinirten Nebensätzen stehen, weil die Tage der Sühne vollendet, das Bedürfnifs, einen König zu erwählen, noch nicht befriedigt war. — Herodot 7. 8. σύλλογον ἐποιέετο, weil die Sammlung noch nicht beendet war, wie das folgende Ὡς δὲ συνελέχθησαν zeigt. — Hom. 2. 8. οἱ μὲν ἐκήρυσσον, τοὶ δ᾽ ἠγείροντο μάλ᾽ ὦκα, beide Handlungen noch unvollendet, sonst wäre das folgende Αὐτὰρ ἐπεί ῥ᾽ ἤγερθεν ὁμηγερέες τ᾽ ἐγένοντο überflüssig. — So erklärt sich in dem bekannten ἔπος τ᾽ ἔφατ᾽ ἔκ τ᾽ ὀνόμαζεν des Homer „sagte, d. i. dachte sich die Rede völlig und begann sie" sowohl der Aorist, als auch das Imperfectum. — Xenoph. Cyrop. 7. 5. 32. Οἱ μὲν δὴ ταῦτα ἐποίουν, sie waren damit noch nicht fertig. — Herodot 7. 30. Ταῦτα δὲ εἴπας καὶ ἐπιτελέα ποιήσας ἐπορεύετο ἀεὶ τὸ πρόσω, war noch auf der Reise. — Hom. Il. 2. 510. βαῖνον, der Zug gen Troja war nicht vollendet. — Daher steht das Imperfectum überall da, wo Handlungen oder Zustände in der Vergangenheit als fortgesetzt, als einmal oder mehrmals wiederholt gedacht werden sollen, wo also das Ende derselben (auf die längere oder kürzere Dauer kommt es dabei gar nicht an) ausgeschlossen ist: Xenoph. mem. 1. 1. 4. Σωκράτης δὲ ὥςπερ ἐγίγνωσκε, οὕτως ἔλεγε, so verfuhr er immer. — Hom. Il. 3. 339. ἔδυνεν, weil Menelaos diese Handlung, um sich wie Alexandros zu rüsten (V. 330—338), fünfmal wiederholen mufste; auch in V. 332 ist ἔδυνεν wegen der Theile des Panzers und in V. 337 ἔνευεν wegen der wiederholten Bewegung des λόφος gesagt, während die drei übrigen vollendeten Handlungen des Alexandros genau mit ἔθηκεν, βάλετο, εἵλετο ausgedrückt sind. Nicht anders werden Il. 1. 436—439 die vollendeten Handlungen durch den Aorist, die nicht vollendeten oder fortgesetzten durch das Imperfectum bezeichnet: βαῖνον, weil das Aussteigen noch nicht vollendet war, da Chryseis nicht ausstieg, bis man die Hekatombe völlig ans Land gebracht hatte, für welche denn auch genau βῆσαν steht, so wie es von der Chryseis selbst βῆ heifst; μίστυλλον in V. 465 wegen fortgesetzten Verkleinerns eines und desselben Thieres, ἔπειραν, weil das Anstecken eines jeden Stückes am Spiefse vollendet war. Noch deutlicher tritt der Unterschied in Il. 2. 106—107 durch ἔλιπεν und λεῖπε hervor. Agamemnon hält nämlich (V. 101) das von Hephästos gefertigte Scepter in der Hand und sagt, dafs dieser dasselbe dem Zeus, Zeus dem Argeiphontes, Arg. dem Pelops, dieser es dem Atreus verlieh (δῶκεν). Atreus hinterliefs es (ἔλιπεν) dem Thyestes, und dieser überliefs es (λεῖπε) dem Agamemnon, der es noch hatte, weshalb der Dichter nicht ἔλιπε sagen kann. Dafs er aber absichtlich das Imperfectum gebraucht, geht deutlich daraus hervor, dafs ἔλιπεν für das vorhergehende δῶκεν gewählt ist, dessen Imperfectum im Homer gar nicht vorkommt. — Demnach verhalten sich im Griechischen Aorist und Imperfectum zu einander wie im Französischen das *imparfait* und das *parfait-défini*: letztere aber wird ein Franzose, der seine Sprache versteht, eben so wenig vertauschen, als die Griechen den Aorist und das Imperfectum vertauscht haben; denn er weifs, dafs z. B. zwischen *j'avais de l'argent* und *j'eus de l'argent* ein sehr merklicher Unterschied ist. Wie treffend sagt Le Sage: *Tant que j'eus de l'argent, mon hôte eut de grands égards pour moi!* — Dafs der Aorist oder das *parfait-défini* das „Momentane" bezeichne, wie hie und da angenommen wird, ist ganz unhaltbar. Wie soll denn, um aus den unzähligen Beispielen nur eins anzuführen, in Xenoph.

anab. 4. 8. 1. *Ἐντεῦθεν ἐπορεύθησαν οἱ Ἕλληνες διὰ Μακρώνων σταθμοὺς τρεῖς, παρασάγγας δέκα* oder in A. Thiers, *Histoire du consulat*, Bd. 16. S. 511. *Napoléon passa autour de Lutzen la nuit du 19 au 20 octobre avec les débris de son armée* momentan sein?

Eben so wenig wie Imperfectum und Aorist, können Aorist und Perfectum mit einander vertauscht werden. Letztere haben zwar mit einander gemein, dafs sie beide vollendete Handlungen oder Zustände bezeichnen, als Tempora aber sind sie einander conträr entgegengesetzt, da jener die Vollendung der Handlungen oder Zustände in der Vergangenheit, dieses in der Gegenwart darstellt. Wenn Xenophon mem. 1. 6. 14. *τοὺς θησαυροὺς τῶν πάλαι σοφῶν, οὓς ἐκεῖνοι κατέλιπον ἐν βιβλίοις γράψαντες, διέρχομαι* schreibt, während wir im Deutschen den Aorist entweder mit dem Perfectum (hinterlassen haben) oder mit dem Imperfectum (hinterliefsen) übertragen, so darf im Griechischen keineswegos für den Aorist das Perfectum gesetzt werden, weil sonst die alten Weisen zur Zeit des Sokrates noch gelebt hätten.

Das Imperfectum hat mit dem Perfectum gar nichts gemein, kann also dafür auch nicht gebraucht werden.

Dafs der Aorist und das Plusquamperfectum im Griechischen nicht zu vertauschen sind, zeigen folgende Beispiele:

Xenoph. Cyrop. 6. 2. 9. *Ἐπεὶ δὲ οὕτω διακειμένων ἦλθον οἱ Ἰνδοὶ ἐκ τῶν πολεμίων, οὓς ἐπεπόμφει Κῦρος ἐπὶ κατασκοπῇ, καὶ ἔλεγον τ. τ. λ.* Wollte man *οὓς ἔπεμψε*, welche er schickte, sage, so wäre dieses gleichzeitig mit *ἦλθον* und deshalb hier widersinnig: er mufste sie doch vorher abgesendet haben, ehe sie wiederkommen konnten. — Zu Xenoph. anab. 1. 1. 2. *Κῦρον δὲ μεταπέμπεται ἀπὸ τῆς ἀρχῆς ἧς αὐτὸν σατράπην ἐποίησε, καὶ στρατηγὸν δὲ αὐτὸν ἀπέδειξε πάντων ὅσοι εἰς Καστωλοῦ πεδίον ἀθροίζονται* bemerkt K. W. Krüger, dafs diese Aoriste im Deutschen mit dem Plusquamperfectum zu übersetzen seien. Dagegen ist nichts zu erinnern. Wenn man aber annehmen wollte, dafs hier im Griechischen der Aorist für das Plusquamperfectum gebraucht sei, so wäre dieses irrig. Man sieht nämlich aus *ἀπέδειξε*, dafs Darius damals, als er den Artaxerxes zum Satrapen dieses Landes machte, in demselben anwesend sein mufste; daher handelt es sich hier um eine vollendete Handlung in der Vergangenheit, und für diese steht nur der Aorist. — Das Plusquamperfectum steht in Xenoph. anab. 6. 4. 13. *Ἐκ τούτου ἐθύοντο οἱ στρατηγοί, μάντις δὲ παρῆν Ἀρηξίων Ἀρκάς. ὁ δὲ Σιλανὸς ὁ Ἀμβρακιώτης ἤδη ἀποδεδράκει κ. τ. λ.*, weil Silanus schon vor dem Opfer entflohn war. Xenoph. mem. 1. 1. 2. *διετεθρύλλητο γὰρ κ. τ. λ.*, vor der Anklage. — Thukydides 3. 5. *Οἱ δ' ἐκ τῶν Ἀθηνῶν πρέσβεις ὡς οὐδὲν ἦλθον πράξαντες, ἐς πόλεμον καθίσταντο οἱ Μιτυληναῖοι, καὶ ἡ ἄλλη Λέσβος, πλὴν Μηθύμνης. Οὗτοι δὲ τοῖς Ἀθηναίοις ἐβεβοηθήκεσαν κ. τ. λ.*, schon vor dem Kriege der Mitylenäer. — Herodot 7. 208. *Ταῦτα βουλευομένων σφέων, ἔπεμπε Ξέρξης κατάσκοπον ἱππέα ἰδέσθαι ὁκόσα τέ εἰσι καὶ ὅ τι ποιέοιεν. ἀκηκόεε δὲ ἔτι ἐὼν ἐν Θεσσαλίῃ κ. τ. λ.* — Hom. Il. 1. 104. *ἐΐκτην*, weil die Augen des Agamemnon schon ehe er sich erhob (*ἀνέστη*), dem Feuer ähnlich geworden waren, wo wir im Deutschen freilich sagen: sie glichen dem Feuer. — Il. 1. 318—319. *οὐδ' Ἀγαμέμνων — λῆγ' ἔριδος, τὴν πρῶτον ἐπηπείλησ' Ἀχιλλῆι.* „Liefs nicht ruhn, was er zankend zuvor gedroht dem Achilleus.“ Die früher ausgesprochene Drohung ist in V. 130—147 und 172—187 enthalten. — Il. 2. 18—19. *τὸν δ' ἐκίχανεν — εὕδοντ' ἐν κλισίῃ, περὶ δ' ἀμβρόσιος κέχυθ' ὕπνος.* Der Schlummer war schon um ihn verbreitet, ehe der Traum ihn traf. — Wenn es nun von diesem Traumgotte V. 35 heifst: *Ὣς ἄρα φωνήσας, ἀπεβήσατο*, von der Göttin Pallas dagegen Il 1. 221: *ἡ δ' Οὐλυμπόνδε βεβήκει κ. τ. λ.*,

so ist dieses nicht eine Vertauschung der Tempora: der Traumgott entledigte sich seines Auftrages und ging ab; die Göttin aber war schon in den Olymp zurückgekehrt, ehe der Pelide, der seinen Willen, der Göttin zu gehorchen, kund gegeben hatte, das Schwert in die Scheide steckte. — Il. 2. 643. *τῷ δ' ἐπὶ πάντ' ἐτέταλτο ἀνάσσεμεν Αἰτωλοῖσιν.* Die Gesammtherrschaft über die Aetolier war ihm schon früher übertragen worden, ehe er gen Troja zog; denn Oeneus und dessen Söhne, so wie Meleagros, die über äolische Stämme geherrscht hatten, waren erloschen. — Il. 7. 465. *δύσετο δ' ἠέλιος, τετέλεστο δὲ ἔργον Ἀχαιῶν* d. i. schon vor Sonnenuntergang war die Arbeit vollendet. — Recht deutlich ist dieser Gebrauch des Plusquamperfects aus folgendem Beispiele zu sehen: Hom. Odyss. 37—38. *ὁ δ' ἐκ μεγάροιο διέσσυτο κέκλητο δ' ἄλλους — ὀτρηροὺς θεράποντας ἅμ' ἑπέσθαι ἑοῖ αὐτῷ*, er hatte die Diener, welche so wie er selbst beim Hochzeitsmahle geschäftig waren, gerufen, ihm zu folgen, ehe er den Saal verliefs; hätte er sie gerufen, als er den Saal verlassen hatte, müfste der Aorist gebraucht werden.

Dieser Unterschied der Tempora bleibt natürlich auch dann, wann sie mit temporalen Conjunctionen in Nebensätzen vorkommen. Da aber die Tempora des Nebensatzes in Beziehung zum Hauptsatze stehen und das Plusquamperfectum die Handlungen oder Zustände als schon vor demselben vollendet, der Aorist dagegen als eben nur vollendet darstellt, so tritt der wirkliche Unterschied hervor, dafs auf den Aorist des Nebensatzes die Handlung des Hauptsatzes unmittelbar, auf das Plusquamperfectum dagegen erst nach einem kürzeren oder längeren Zwischenraume folgen kann, so wie beim Französischen (diese Sprache hat auch in den Bedingungssätzen Aehnlichkeit mit der griechischen) das *prétérit antérieur* und das *plus-que-parfait*.

Xenoph. Cyrop. 3. 1. 1. *Ὁ δὲ Ἀρμένιος, ὡς ἤκουσε τοῦ ἀγγέλου τὰ παρὰ τοῦ Κύρου, ἐξεπλάγη κ. τ. λ.* Der Natur des Menschen gemäfs folgte der Schrecken bald auf den empfangenen Befehl; dagegen Xenoph. anab. 3. 4. 4. *Ἐπεὶ δὲ Μιθριδάτης κατειλήφει καὶ ἤδη σφενδόναι καὶ τοξεύματα ἐξικνοῦντο, ἐσήμηνε τοῖς Ἕλλησι τῇ σάλπιγγι κ. τ. λ.* blies der Trompeter nach der Ankunft des Mithridates erst, als schon gegenseitig Geschosse geworfen wurden — Recht deutlich ist dieser Unterschied, wenn beide Tempora in coordinirten Nebensätzen stehen, wie z. B. Thucydid. 3. 102 *Ἐπειδὴ δὲ παρεσκεύαστο πάντα, καὶ τοὺς ὁμήρους κατέθετο ἐς Κυτίνιον τὸ Δωρικόν, ἐχώρει τῷ στρατῷ ἐπὶ τὴν Ναύπακτον κ. τ. λ.* Nachdem er alles, was in cap. 103 zu lesen ist, vorbereitet, und sobald er die Geifseln nach C. geschafft hatte, zog er u. s. w. Das Plusquamperfectum *κατετέθειτο* würde anzeigen, dafs er schon vorher, ehe alles vorbereitet war, die Geifseln nach C. gebracht hätte. — Handgreiflich ist dieser Unterschied in Xenoph. hellen. 5. 1. 35. *Ἐπεὶ δὲ ταῦτ' ἐπράχθη καὶ ὀμωμόκεσαν αἱ πόλεις ἐμμένειν τῇ εἰρήνῃ ἣν κατέπεμψε βασιλεύς, ἐκ τούτου διελύθη μὲν τὰ πεζικὰ κ. τ. λ.* Das *ἐπράχθη* gilt von dem, was unmittelbar vorher erzählt ist; schon vorher aber hatten die Städte, wie in 5. 1. 32 angedeutet ist, den Eid geleistet. — In Thucydid. 5. 76. *Τοῦ δ' ἐπιγιγνομένου χειμῶνος ἀρχομένου, εὐθὺς οἱ Λακεδαιμόνιοι, ἐπειδὴ τὰ Κάρνεια ἤγαγον, ἐξεστράτευσαν κ. τ. λ.* übersetzen wir den Aorist mit unserm Plusquamperfectum, aber es ist nicht der „*Aoristus pro plusquamperfecto*", sondern deswegen, weil der Zug unmittelbar nach dem Feste, welches ihn nur verzögert haben mochte, unternommen wurde, worauf *εὐθὺς* noch besonders hinweist. — Hom. Il. 8. 68—69. *Ἦμος δ' Ἠέλιος μέσον οὐρανὸν ἀμφιβεβήκει, καὶ τότε δὴ χρύσεια πατὴρ ἐτίταινε τάλαντα.* Stände für das Plusquamperfectum hier der Aorist, so wäre der Sinn: „Als der Son-

nengott die Mitte des Himmels betrat“ oder „als er sie eben betreten hatte“ d. h. als es gerade Mittag war; *ἀμφιβεβήκει* zeigt aber, dafs er sie schon vorher betreten hatte, folglich über dieselbe hinweggegangen war und nun der Tag abnahm, wozu auch der Gegensatz *ἀέξετο ἱερὸν ἦμαρ* in V. 66 stimmt; *ἀμφὶ* weist auf die östliche und westliche Hälfte des Himmelsgewölbes hin. Ebenso Il. 16. 777—778, worauf noch *Ἦμος δ' Ἠέλιος μετενίσσετο βουλυτόνδε* folgt und die noch spätere Tageszeit angiebt. Dieser Stelle analog ist Il. 1. 250—251. *τῷ δ' ἤδη δύο μὲν γενεαὶ μερόπων ἀνθρώπων ἐφθίαθ' οἵ οἱ πρόσθεν ἅμα τράφεν κ. τ. λ.* — Wenn nun Herodot 8. 12. *Ὡς δὲ εὐφρόνη ἐγεγόνεε* und 8. 14. *ὡς εὐφρόνη ἐγένετο* sagt, so ist dieses keinesweges eine Vertauschung der Tempora, denn letzteres bedeutet „beim Anbruch der Nacht“, ersteres „nach dem Anbruch der Nacht“. — Ganz entscheidend ist folgende Stelle: Herodot 8. 129. *ὡς δὲ τὰς δύο μὲν μοίρας διοδοιπορήκεσαν, ἔτι δὲ τρεῖς ὑπόλοιποι ἦσαν κ. τ. λ.* d. h. „als sie schon über $\frac{2}{5}$ des Weges zurückgelegt hatten und etwa noch $\frac{3}{5}$ übrig waren“; hätte Herodot *διοδοιπόρησαν* gesagt, so könnte es nur *λοιποί* heifsen.

Die Tempora der Vergangenheit sind demnach von den Griechen eben so wenig wie die der Gegenwart oder der Zukunft mit einander vertauscht worden. Die Meinung, dafs der *ἀόριστος* (*χρόνος*) bei seinem verführerischen Namen ein unbegrenztes oder für Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft gleich anwendbares Tempus sei, beruht blos auf einigen in den Grammatiken aufgestellten Gräcismen, in welchen übrigens der Character des Aorists unverkennbar ist, und bei deren Uebertragung andere Sprachen ein ihrem Gebrauche entsprechendes Tempus wählen.

Wenn nun auch in manchen Sprachen die Vergangenheit als Gegenwart (ich sehe gestern ein Feuer) oder die Zukunft als Gegenwart (morgen bin ich bei dir) dargestellt werden kann, so dürfen doch aus naheliegenden Gründen die Tempora derselben nicht vertauscht werden.

Neifse. J. N. Schmidt.

II.

Neue Horatiana.

(Vgl. Jahrg. V p. 298—323; Jahrg. XVI p. 640—654, ibid. 734—744.)

1. Gedicht an die Quelle Bandusia.

Das Horazische Gedicht an die Quelle Bandusia III 13 wird insgemein als eine der lieblichsten und herrlichsten Blüthen der Lyrik aller Zeiten gepriesen; dieser Ansicht hat bekanntlich Jan Ausdruck gegeben in den Worten: *venustissimum ac dulcissimum carmen, cicadae Anacreonteae, passeri Catulliano, coturnici Ramlerianae aequiparandum.* Ich mufs indefs gestehen, dafs mir diese Ansicht bei der bisherigen Erklärungsweise stets Kopfschütteln verursacht hat; denn die bisherige Erklärungsweise läfst den Dichter arge Geschmacklosigkeiten und Ungereimtheiten vorbringen. Und doch spricht wiederum ein ahnendes Gefühl jedes Lesers sehr zu Gunsten des Ge-

dichtes. Demnach mufs es vielleicht weniger am Dichter liegen, als an den Erklärern, wenn nicht Alles im Reinen ist.

Gewöhnlich nimmt man an, das Gedicht sei am Vorabende der Fontanalia (13. October) gedichtet worden, und läfst in demselben den Dichter für den folgenden Tag Trank- und Blumenopfer sammt einem Böcklein in Aussicht stellen, und zwar „verheifsen die beiden ersten Strophen dieses Festopfer, die beiden andern die Berühmtheit des Quells".

Ich erlaube mir hierzu zu bemerken: 1. Verheifsung eines Festopfers für den folgenden Tag ist doch in der That ein sonderbarer Stoff und Anlafs zu einem Gedichte an die gefeierte Person oder Sache selber. Preis und Verherrlichung des Festgegenstandes am Festtage selbst läfst man sich gern gefallen. Wie prosaisch aber, ja unnatürlich, trotz aller Ausschmückung: „Morgen, o Quell Bandusia, wirst du mit Wein- und Blumenspenden und Opferung eines Böckleins beschenkt werden"!

2. In welch' lockerem Zusammenhange steht bei der gangbaren Auffassung die zweite Hälfte des Gedichts *Te flagrantis etc.* mit der ersten!

3. Was soll hier die *flagrantis atrox hora Caniculae*, wenn das Gedicht wirklich zu den Fontalia (13. October) am Vorabende gedichtet worden wäre?

4. Wie sollte der Dichter dazu kommen, die Beschreibung der Lieblichkeit und der Vorzüge der Quelle über das ganze Gedicht zu zerstreuen, wenn der Sinn und die Anlage desselben nicht einheitlicherer Art wäre? Denn man sehe nur: Str. 1: *splendidior vitro, dulci digne mero etc.*; Str. 2: *gelidos rivos*; Str. 3 u. 4 sind ganz beschreibender Art.

5. Wie kommt bei der bisherigen Auffassung unser Dichter zu den *fessis vomere tauris*, zu *pecori vago* etc.?

6. Wie abgeschmackt zu sagen: „O Quell, süfsen Weines würdig nicht ohne Blumen, morgen soll dir ein Böcklein geschlachtet werden", wenn eben morgen erst auch die Kränze und der Wein gespendet werden sollen!

Eine ganz andre Poesie dagegen ergibt sich, ein wunderliebliches und einheitliches Gedichtchen ersteht, alle Sonderbarkeiten so im Ganzen wie im Einzelnen schwinden vollständig, sobald wir folgendes annehmen, worauf schon gleich das hinter *dulci digne mero non sine floribus* so nachdrucksvoll an der Spitze des Verses stehende *Cras* bedeutungsvoll genug hinweist, nämlich: das „*dulci digne mero non sine floribus*" wird gleich an dem Tage, wo Horaz das Lied an der Quelle sang [oder gesungen zu haben fingirt] zur Verwirklichung gebracht, und zwar ist die wirkliche [oder fingirte] Situation folgendermafsen zu fassen:

Der Dichter sitzt an einem schwülen Sommertage, mit Blumen bekränzt und dem Weine zusprechend (gerade wie er I 38 mit Myrten bekränzt unter einer Weinlaube die Bacchusgabe schlürft), unter der Felsengrotte seiner Quelle, die von hohen Bäumen überschattet ist (*cavis impositam ilicem saxis*); auf den grünen Wiesen ringsum weiden vor seinen Augen Schafe und Ziegen (*pecori vago*), indefs der Hirt unter schattendem Gebüsche ruht; von den Ziegen treibt ein Theil mit Sprüngen und Stöfsen allerlei Kurzweil (*lascivi gregis; cui frons turgida cornibus primis et venerem et proelia destinat*); ein Theil klettert seiner Lust folgend am Gestein empor; auf den Aeckern pflügt mit den schwitzenden Stieren der fleifsige Landmann; immer höher steigt die Sonne, immer heifser werden ihre Strahlen; die er-

müdeten Zugthiere sammt ihren Treibern, die Heerden sammt ihren Hirten und bewachenden Hunden suchen Labung und Schatten in der Nähe des Quells und des ihm entströmenden Bachs (*gelidos rivos*) und unter dem Gebüsche, das diesen umgiebt; ein Theil der Thiere stillt noch den lechzenden Durst, während andre schon ihre ermüdeten Glieder hingestreckt haben. *Geschwätzig schnell springt murmelnd* die Quelle aus dem Gesteine *hervor* (*loquaces lymphae desiliunt tuae*) und haucht auch dem sinnenden Dichter [1]) frische Kühlung zu (*frigus amabile*). Hingerissen von dem ganzen Zauber der lieblichen Umgebung tritt der Dichter hervor zu der Spenderin dieses Genusses, zu der Erfrischerin und Beleberin der ganzen Landschaft, preist in dankbarem Gesange ihre Herrlichkeit und Wohlthätigkeit und spendet sofort das, was er augenblicklich bieten kann, Blumen und Wein, in das krystallhelle Wasser, Besseres noch für den folgenden Tag ihr gelobend.

So gefafst gewinnt das Gedicht in seiner Gesammtheit Einheitlichkeit, gewinnt Alles Leben, jeder einzelne Ausdruck Bedeutsamkeit. Und doch ist nichts in das Gedicht hineingetragen worden; alles Gesagte ist hinlänglich vom Dichter selbst angedeutet worden. Der lyrische Dichter zumal darf nicht beschreiben; er darf nur in einzelnen geschickten Pinselstrichen das Bild skizziren, welches er uns vorführen will; der Phantasie des Lesers bleibt es vorbehalten, die Skizze zu einem vollständigen Gemälde bis in die einzelnen Farbentöne hinein zu vervollständigen. [Und dazu hat oftmals der Lehrer seinen Schülern die nöthige Anleitung zu geben.] Wenn der Dichter blofs von Heerden spricht, haben wir selbst uns den Hirten mit der Hirtenflöte und die wachsamen Hunde hinzuzudenken, haben selbst uns die Ziegen ihrem Naturell nach in den verschiedensten Gruppirungen und Situationen vorzumalen; dem pflügenden Ochsen haben wir selbst den Ackersmann hinzuzugesellen und so fort. Wir haben uns jedesmal zu fragen: Wie und was würde hier ein geschickter Maler zu malen haben? Um das Gesagte auf ein deutsches Meisterwerk anzuwenden, z. B. auf *Goethe's Erlkönig*, so würde es für einen Maler oder für jeden, der nur einigermafsen eine lebendige Phantasie hat, ein Leichtes sein, die ganze Landschaft in allen Farbentönen nach Jahreszeit und Witterung sammt Himmel und Luft und Staffage, so wie sie dem Geiste Goethe's vorgeschwebt hat, wiederzugeben, wenn nur nachstehende Worte und Wendungen in ihrer Tragweite gehörig gewürdigt und die weiteren Folgerungen daraus gezogen werden: *spät*, *Nacht*, *Wind*, *warm*, *bang*, *Erlkönig*, *Schweif*, *Nebelstreif*, *dürre Blätter*, *säuselt der Wind*, *Erlkönigs Töchter*, *düstern Ort*, *scheinen*, *alte Weiden*, *grau* etc.

Doch zurück zu unserem Gedichte. Wenn wir Horaz in der kühlen Grotte (*cavis saxis*) bekränzt und beim Weine sitzend oder lagernd vorgeführt haben, so leitet uns dazu der Dichter nicht blofs durch die Worte *dulci digne mero non sine floribus*, sondern auch durch vielfache andre Stellen selber an; einige mögen genügen, um zu zeigen, dafs wir es mit einer dem Dichter sehr geläufigen Vorstellung zu thun haben. I Carm. 38 ist bereits angezogen worden; ferner I, 17, 17:

Hic (auf dem Landgute Sabinum, wo ja auch der Quell und Bach Bandusia war) *in reducta valle Caniculae*
Vitabis aestus et fide Teia
Dices etc.;

---

[1]) cf. *meditans* III, 25, 5.

Hic innocentis pocula Lesbii
Duces sub umbra — —.

I 26, 6 redet der Dichter seine Muse mit den Worten an:

— — O quae fontibus integris
Gaudes, apricos necte flores — —.

I 1, 17 *Est qui nec veteris pocula Massici*
Nec partem solido demere de die
Spernit — nunc viridi membra sub arbuto
Stratus nunc ad aquae lene caput sacrae.

I 32, 1 *Poscimur. Si quid vacui sub umbra*
Lusimus tecum ...

II 3, 6 *Seu te in remoto gramine per dies*
Festos reclinatum bearis
Interiore nota Falerni — — — —
— — quo et obliquo laborat
Lympha fugax trepidare rivo:
Huc vina et unguenta et nimium breves
Flores amoenae ferre iube rosae — — -

II 7, 18 *Longaque fessum militia latus*
Depone sub lauru mea nec
Parce cadis tibi destinatis — — — Quis udo
Deproperare apio coronas
Curatve myrto?

II 11, 13 *Cur non sub alta vel platano vel hac*
Pinu iacentes sic temere et rosa
Canos odorati capillos,
Dum licet, Assyriaque nardo
Potamus uncti?

Gleiches übrigens haben wir bei dem Vorbilde des Horaz, bei Anacreon, der sich selbst so oft einsam auf schattigem blumigem Platze mit Blumen bekränzt trinkend vorführt, wie δ', ιε', κς' etc.

---

2. Horat. I Carm. 1.

C. W. Nauck sondert bekanntlich, trotzdem er ein Anhänger der strophischen Viertheilung ist, im 1. Gedichte des Horaz Vs. 1 u. 2 und Vs. 35 u. 36 ab und gruppirt den zwischenliegenden Rest zu vierzeiligen Strophen. Dürfen wir uns einmal diese Freiheit nehmen, so weifs ich nicht, ob wir nicht auch noch weiter gehen können. In der That will es mir bedünken, als ob wir die schönste Symmetrie und Gruppirung der einzelnen Gedanken des Gedichtes bei folgender Eintheilung resp. Absonderung gewinnen.

$A' = 2$ { *Maecenas atavis edite regibus,*
O et praesidium et dulce decus meum!

$B' = 6$ {
Sunt quos curriculo pulverem Olympicum
Collegisse iuvat, metaque fervidis
Evitata rotis palmaque nobilis
Terrarum dominos evehit ad deos: } 4
Hunc si mobilium turba Quiritium
Certat tergeminis tollere honoribus: } 2
} Streben nach Ehre. α, β

$B'' = 6$ { *Illum si proprio condidit horreo*
Quidquid de Libycis verritur areis. } 2
Gaudentem patrios findere sarculo
Agros Attalicis condicionibus
Nunquam dimoveas, ut trabe Cypria
Myrtoum pavidus nauta secet mare. } 4
— Freude am Grundbesitz. α, β

$C' = 4$ { *Luctantem Icariis fluctibus Africum*
Mercator metuens otium et oppidi
Laudat rura sui: mox reficit rates
Quassas indocilis pauperiem pati. }
— Unruhige Geschäftigkeit.

$C'' = 4$ { *Est qui nec veteris pocula Massici,*
Nec partem solido demere de die
Spernit — nunc viridi membra sub arbuto
Stratus nunc ad aquae lene caput sacrae. }
— Ruhiger Genufs.

$B''' = 6$ { *Multos castra iuvant et lituo tubae*
Permixtus sonitus, bellaque matribus
Detestata manet sub Iove frigido
Venator tenerae coniugis immemor,
Seu visa est catulis cerva fidelibus
Seu rupit teretes Marsus aper plagas. }
— Freude an den rauheren Bestrebungen.

$B'''' = 6$ { *Me doctarum hederae praemia frontium*
Dis miscent superis, me gelidum nemus
Nympharumque leves cum Satyris chori
Secernunt populo: si neque tibias
Euterpe cohibet, nec Polyhymnia
Lesboum refugit tendere barbyton. }
— Freude an Künsten des Friedens.

$A'' = 2$ { *Quod si me lyricis vatibus inseres,*
Sublimi feriam sidere vertice. }

Wir hätten also folgendes überaus symmetrisches Schema:

2 2
6 6 . . . 6 6
. . . . 4 4 . . . .

In demselben entspricht der zweizeilige Eingang dem zweizeiligen Schlufs; dazwischen liegend umgeben je 2 Gruppen diesseits und jenseits mit je 6 Versen die 2 Gruppen von je 4 Versen in der Mitte. Die Abrundung dieser einzelnen Gruppen ist aber nicht blofs eine rein äufserliche für das Auge, bedingt durch die Interpunction, sondern auch eine Abrundung des Inhalts. Nennen wir den Eingang A', den Schlufs A'', die erste Gruppe von 6 Versen B', die zweite B'', die dritte B''', die vierte B'''', endlich die mittleren Gruppen von je 4 Versen C' und C'', — so entspricht dem Inhalte nach genau $A' = A''$; B' enthält die Bestrebungen um **Ehre**, und zwar α) mehr körperlicher Art [erworben durch körperliche Geschicklichkeit], β) mehr geistiger Art (Aemter etc.); B'' stellt dar die Freude am **Grundbesitz** [gleichfalls in einer Zweitheilung]: α) ausgedehnte Güterspeculation, β) Zufriedenheit mit dem ererbten väterlichen Gütchen; C repräsentirt die unruhige Geschäftigkeit des Kaufmanns, C' den ruhigen Genufs des Lebemanns; B''' bietet die rauheren Bestrebungen: Krieg und Jagd, B'''' die sanfteren friedlicheren Bestrebungen, die Freude an den Künsten des Friedens, und zwar an der schönsten derselben, an der Dichtkunst.

So also stehen B' und B'' in vollständigst entsprechendem Gegensatz, und die Zweitheilung beider Gruppen stellt sich sogar in der

Versabsonderung dar; denn $B' = 4 + 2$ Versen, $B'' = 2 + 4$ Versen in gegensätzlicher Folge; C' ist vollständiger Gegensatz zu C'', ebenso B''' von B''''. Letztere Gruppe, B'''', kehrt noch überdiefs in passendster Weise zu dem Gedanken von B' (Ehre vor den Menschen) zurück, correspondirt also auch nicht blofs hiermit, sondern leitet auch auf die ungezwungenste Weise zu dem zweizeiligen, dem zweizeiligen Eingange (Anrede an Mäcen) ganz genau entsprechenden Schlusse hinüber.

Diese ganze so wundervolle Symmetrie der Anlage kann unmöglich ein Werk des Zufalls sein; sie würde sich daher auch sicherlich nicht ergeben haben, wenn ein ursprünglich anders und kürzer gestaltetes horazisches Gedicht von Interpolatoren durch Einschiebsel verändert resp. erweitert worden wäre. Somit fällt schon um dessentwillen die ganze neuere Theorie über die Unursprünglichkeit der jetzigen Gestalt dieses Gedichtes, unserer Meinung nach, in ihr Nichts zurück.

Conitz in Westpr. Ant. Goebel.

III.

Das Probejahr.

In den meisten deutschen Staaten besteht die Einrichtung, dafs die Candidaten des Gymnasiallehramts nach ihrem Abgang von der Universität an einem Gymnasium eine Probezeit, meist ein Jahr lang, zu bestehen haben, ehe sie zur Bekleidung eines ordentlichen Lehramts können zugelassen werden. Der jetzt fast überall herrschende Mangel an Lehrern hat es freilich in vielen Fällen nöthig gemacht, davon abzusehen; und gar nicht selten sind junge Männer, wenn auch nur provisorisch, sofort als Lehrer angenommen worden, selbst dann, wenn sie ein Examen noch gar nicht gemacht hatten. Es ist dies ein Uebelstand, der die Ausbildung von tüchtigen Lehrern sicherlich nicht fördern kann; denn dazu scheint ein s. g. Probejahr, jedoch in der nachher zu gebenden schärferen Auffassung, unumgänglich nöthig. — Die Thätigkeit des Studierenden besteht wesentlich darin, das in Collegien Gehörte oder in Büchern Gelesene in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und sich zum geistigen Eigenthum zu machen; die Thätigkeit des Lehrers darin, das eigne Wissen Andern zu geben, das eigne Eigenthum auch zum Eigenthum Anderer machen zu können. Sind diese Thätigkeiten so verschieden, ist die letztere so ungleich schwieriger, als die erstere, so wird der Uebergang von der einen zur anderen nicht sprungweise geschehen, auch der Anleitung und Ueberwachung nicht entbehren dürfen. Die auf einzelnen Universitäten bestehenden pädagogischen Seminare, deren Nutzen durchaus nicht verkannt werden soll, reichen jedoch zu diesem Zweck nicht aus, da sie nur mehr theoretische als praktische Anleitung zu geben vermögen, wenn sie nicht, wie z. B. in Göttingen, in unmittelbare Verbindung mit dem Gymnasium gestellt sind, so zwar, dafs einzelne Mitglieder des pädagogischen Seminars nach absolviertem Examen an dem Gymnasium Unterricht ertheilen oder mit anderen Worten an demselben ein Probejahr bestehen. — Um also den Uebergang vom Lernen zum Lehren

zu finden, um das Lehren zu lernen, mufs dem Gymnasiallehramts-Candidaten eine besondere Zeit und besondere Gelegenheit gegeben werden; dazu ist ein Probejahr nothwendig. — Wird dies aber immer in der rechten Weise benutzt, oder wenn nicht, wie ist es am befsten einzurichten?

In Kurhessen besteht etwa folgende Einrichtung: Nach Absolvierung des vor einer aus Universitätsprofessoren zusammengesetzten Commission zu bestehenden s. g. theoretischen Examens meldet sich der Candidat zur Praxis und wird darauf einem Gymnasium zur Abhaltung seines Probejahrs zugewiesen. Hier „hat ihn der Director an den Lehrergeschäften Theil nehmen und die Stunden anderer Lehrer fleifsig besuchen zu lassen; ihn dann allgemein anzuleiten über die didaktische und disciplinarische Praxis; sechs bis acht wöchentliche Stunden werden dem Candidaten übertragen, und die betreffenden Lehrer und der Director sollen ihn in diesen Stunden besuchen“. So ungefähr lauten die Worte der Ministerialverfügung, in welcher die „Allgemeinen Grundsätze über die Ausbildung der Auscultanten an Gymnasien“ aufgestellt werden. — Dies scheint jedoch unzureichend, zumal es hier, wie nach Ausweis der Programme auch anderwärts nicht einmal vollständig erzielt wird. — Das Erscheinen eines Praktikanten oder, wie er in Halle genannt wird, eines Probejünglings [1]) wird in der Regel mit Freude begrüfst; denn dieser übernimmt einige Stunden, und dadurch geniefsen ältere oder überladene Lehrer eine gewisse Erleichterung. Diese Stunden werden ihm zugetheilt, und damit bleibt er meist sich selbst überlassen. Das Besuchen der Lehrstunden anderer Lehrer unterbleibt ebenfalls gewöhnlich, entweder weil diese selbst es nicht gern sehen, oder weil es dem Candidaten zu langweilig ist, jedenfalls keine Nöthigung für ihn vorliegt. Noch häufiger ist jetzt der Fall, dafs durch den Candidaten sofort eine ganze Lehrerkraft ersetzt werden mufs; dann bekommt er volle Stundenzahl und wird ganz auf die eigenen Füfse gestellt. Von einem Ueberblick über den stufenweisen Gang des Unterrichts, von einer Einsicht in die einzelnen Stufen ist selten oder nie die Rede; der Nutzen aber, den der Candidat daraus schöpft, dafs er einzelne Lehrstunden übernimmt, die Andere gern abgeben wollten, kann nur ein höchst geringer sein. Nur besonders Strebsame werden das suchen, was ihnen nicht von selbst geboten wird, es aber nicht finden, wenn nicht unter den Lehrern einer oder der andere ist, der ihnen entgegenkommt und freundlich hilft auf dem schwierigen, dornenvollen Wege, sich zum Lehrer auszubilden. In der Regel aber ist jeder froh, wenn das unleidliche Probejahr überstanden ist, das nur dazu gemacht scheint, die jungen Leute ohne Gehalt ein Jahr lang zu quälen, — ohne dafs er dabei bedenkt, eine wie köstliche Zeit unwiederbringlich verloren gegangen ist, in der er zum zukünftigen Lehren gar viel hätte lernen können. Das sieht er erst später ein, wenn eine volle Arbeitslast auf ihm ruht, wenn dann, nachdem er drei oder vier Mal irrige Wege eingeschlagen hat, ihm Bedenken entgegentreten, deren Lösung er jetzt mühsam suchen mufs, während er durch eine geeignetere Benutzung des Probejahrs vor vielen Umwegen hätte behütet werden können. Jeder aufrichtige Lehrer wird sich das selbst gestehen müssen, dafs er früher vor manchem Fehler hätte gewarnt werden können, und dafs seine Methode erst nach manchen Jahren eine gewisse Sicherheit erlangt hat.

---

[1]) R. Prutz, die Lehrernoth in Preufsen; im Deutschen Museum 1860 p. 657 und 686 sqq. Ist dieser Aufsatz nicht doch zu bitter geschrieben?

Deshalb ist das Probejahr besser zu nutzen; es mufs ein wirkliches Probejahr werden, nicht blos passive für den Candidaten, in dem er erprobt werden soll, sondern auch active, in dem ihm Gelegenheit geboten werden soll, Alles zu prüfen und das Befste zu behalten. Dazu ist nöthig, dafs er zwar der Oberleitung, aber nicht der alleinigen Leitung des Directors, sondern auf eine bestimmte Zeit lang jedem ordentlichen Lehrer der Anstalt zugewiesen wird; dafs er nicht einzelne Stunden zu geben, sondern das ganze Gymnasium nach Lehrern und Klassen durchzustudieren hat. Nicht blos die Methode dieses oder jenes Lehrers, nicht blos den Unterricht in dieser oder jener Klasse soll er kennen lernen, sondern die Methode aller Lehrer, den Unterricht in allen Klassen, natürlich nur in den Fächern, die er sich gewählt hat. Dann kann er vergleichen und prüfen, Bedenken äufsern und sich widerlegen lassen; dann kann er aufmerksam gemacht werden auf Fehler und Irrwege und sich bei Zeiten vor ihnen hüten. Das Einfachste wäre also wohl, dafs der Candidat einem jeden Lehrer der Reihe nach auf einige Zeit beigeordnet würde und mit diesem und für diesen zu arbeiten hätte. Ein anderer Weg scheint jedoch angemessener, da er zugleich einen klaren Ueberblick über den ganzen Unterricht und dessen Stufengang giebt: der Candidat soll nämlich das Gymnasium von unten bis oben noch einmal als Lehrer durchlaufen. Da jedoch erfahrungsmäfsig feststeht, dafs dem jungen Lehrer der Unterricht in den mittleren und unteren Klassen stets schwerer fällt, als der in den oberen, so ist er grade in dem ersteren besonders zu üben. Zunächst bekommt daher der Candidat keine eigenen Lehrstunden, sondern wird dem Hauptlehrer der Sexta zugewiesen, geht mit diesem in alle seine Stunden als Zuhörer; dann übernimmt er dieselben selbst, zuerst allein, und schliefslich unterrichtet er in Gegenwart desselben, der darauf Gelegenheit haben wird, eingehend sich mit ihm über Methode, Correctur, Disciplin u. s. w. zu besprechen. Von da geht es zur Quinta und so fort. So gewinnt der Candidat eine Uebersicht über das ganze Gebiet seiner künftigen Berufsarbeit; so gewinnt er von jedem Lehrer eine Lehre, wenn auch nur, wie er es nicht machen soll; so gewinnt er einen Einblick in alle Verhältnisse der Schule und kann dann mit um so gröfserer Gründlichkeit, wenn er als selbständiger Lehrer eintritt, nach den bereits gemachten Erfahrungen sich dem ihm speciell übertragenen Unterricht widmen. Die Zeit eines Jahres ist freilich etwas kurz, um dies zu erreichen; da jedoch weniger Gewicht darauf zu legen ist, dafs auch in den beiden oberen Klassen Alles von ihm geübt werde, der Candidat daher neben dem Unterricht in den unteren Klassen gleichzeitig dies oder jenes aus den oberen mit übernehmen kann, so läfst sich der angegebene Plan doch ganz gut ausführen. Wie sich hiernach die Beschäftigung eines Candidaten während des Probejahres gestalten würde, läfst sich aus folgendem Schema ersehen, das natürlich im Einzelnen mannichfacher Modificationen fähig ist, das auch nur als Beispiel gelten soll für den Fall, dafs die Fächer des Candidaten alte Sprachen und Geschichte sind:

I. Vierteljahr: Lateinisch und Deutsch in Sexta; Plato und Horaz in Prima; — etwa 18 Stunden.

II. Vierteljahr: Lateinisch und Deutsch in Quinta; Griechische Grammatik und schriftliche Uebungen in Secunda; etwa 16 St.

III. Vierteljahr: Lateinisch und Griechisch in Quarta; Geschichte in Prima; etwa 16 St.

IV. Vierteljahr: Lateinisch, Griechisch, Deutsch und Geschichte in Tertia; 18—20 St.

(Nimmt man dabei das Schulvierteljahr auf durchschnittlich zehn Wochen, so würde der Candidat in jedem drei Wochen als Zuhörer fungieren, drei Wochen selbst allein und drei Wochen in Gegenwart des Lehrers unterrichten.)

Daraus ergibt sich denn für den Candidaten eine ganz andere, gewifs viel anstrengendere, aber auch gewifs viel lohnendere Arbeit. Wie viel besser wird er dann ausgerüstet sein, sich dem zweiten Examen zu unterziehen, in dem ja die von ihm zu haltenden Probelectionen die Entscheidung über seine *facultas docendi* zu geben pflegen; wie viel besser wird er dann ausgerüstet sein zu seinem Lebensberufe! — [1])

[1]) Möge Herr Dr. J. Schmidt zu Schweidnitz das in Langbeins pädagogischem Archiv 1862 p. 96 gegebene Versprechen halten, seine Ansichten über Unterweisung des Candidatus probandus zu veröffentlichen! Nach dem, was er dort über „den Klassenordinarius" gesagt, läfst sich erwarten, dafs auch diese Ansichten die Billigung vieler Schulmänner finden würden.

Marburg. Schimmelpfeng.

IV.

Privatstudium in der Geschichte.

In einigen Gymnasien der Provinz Sachsen gebrauchen die Schüler den Namen „Heilandsbücher" für diejenigen Werke, welche ihnen die Lehrer zur häuslichen Geschichtslectüre aus der Schulbibliothek übergeben. Die Schüler der obern Klassen, welche hierbei in Rede stehen, wissen eben, dafs diese Einrichtung auf besondere Anregungen des Schulrath Dr. Heiland zurückgeht. So viel ich weifs, haben die bessern Schüler die Vortheile der Einrichtung mit Freuden erkannt, und studiren Bücher wie Raumers Hohenstaufen, Rankes deutsche Geschichte etc. unterstützt durch eine liberale Controle durchweg mit Eifer. Es versteht sich von selbst, dafs eine solche Einrichtung sporadisch auch an andern Gymnasien seit längerer Zeit besteht. Aber sie sollte allgemein bestehen. Und es ist ja eine Pflicht, Fälle hervorzuheben, wo ein förderlicher persönlicher Einflufs von einem Mitglied der Behörde auf die unter ihm stehenden „Lehrerpersönlichkeiten" ausgeübt wird. Schulordnungen, Rescripte u. A. reden für sich und präsentiren sich selbst, wenigstens in den Acten, aber der persönliche Verkehr stellt seine, so Gott will, weit energischern Wirkungen nicht so handgreiflich hin. Möchte unsern Behörden in dieser Richtung durch persönliches Zeugnifs und männlich freien Austausch der Erfahrungen und Ueberzeugungen noch recht viel gelingen!

V.

Erklärung.

Die in dieser Zeitschrift 1862 S. 944 ff. von Herrn Franz Sandvofs veröffentlichte Beurtheilung meines Buches über Agricola's Sprichwörter giebt mir S. 948 ff. eine Einseitigkeit im Preise der niederdeutschen Mundart Schuld, von der meine Seele nach dieser Seite wenigstens sich völlig frei weifs. Ich theile vielmehr mit voller Ueberzeugung die Grundsätze, denen J. Grimm in der wider mich angezogenen Stelle einen so schönen und tief gemüthlichen Ausdruck gegeben hat. Die warme Anerkennung aber, die mir Herr Sandvofs, vielleicht über mein Verdienst hinaus, zollt, giebt mir zugleich die Ueberzeugung, dafs sein Angriff nur aus einem Mifsverständnifs herrühren konnte, an dem ich selbst durch Unklarheit und Doppelsinn einige Schuld tragen mufs. Ich bemerke daher ausdrücklich, dafs der angezogene Ausspruch meines Buches S. 20:

> „Das stolze Gefühl hat meine ganze Arbeit hindurch mich begleitet, durch Geburt und Erziehung einem Volksstamme anzugehören, der berufen ist, mit der ganzen Innigkeit und dem Wohllaut unsers Nordens der gemeinsamen Sprache unserer Heimath für die nächste grofse Periode einen bestimmenden Charakter aufzuprägen."

nicht auf die heutige oder künftige Blüthe einer niederdeutschen, geschweige mecklenburgischen Literatur zielen soll; dafs ich darin vielmehr nur meine vielleicht irrige Ueberzeugung von dem stetig wachsenden Einflufs der niederdeutschen Mundart oder, wenn man lieber will, des niederdeutschen Charakters für das gemeinsame Hochdeutsch habe aussprechen wollen, welches letztere auch bei uns in weiten Kreisen nicht blofs Sprache der Bildung, sondern auch des Hauses und des Herzens ist und mehr und mehr wird.

Was aber ferner meine gelegentliche Aeufserung S. 142 gegen J. Grimm betrifft, so wird an einem andern Orte besser davon zu handeln sein. Hier bemerke ich nur noch, um dem Vorwurf der Impietät wenigstens in etwas zu begegnen, dafs das von mir gewählte Wort Verblendung nicht allein und vorzugsweise J. Grimm, sondern uns Nord- oder Niederdeutsche insgesammt mittreffen sollte, die wir ihm so wenig vorgearbeitet haben.

Schwerin. Friedr. Latendorf.

VI.

Ein Gedenkblatt.

Ein auf die vaterländischen Erinnerungstage des Februar und März bezügliches Gedenkblatt, enthaltend in 10 Medaillonbildern den König Friedrich Wilhelm III., von Staatsmännern und Feldherren jener grofsen Zeit umgeben und sauber in Steindruck ausgeführt, erschienen in Commission bei C. v. Trautmann in Berlin, ist, wenn es direct

von dem Zeichner desselben, Herrn H. J. Kattner, Berlin, Wilhelmsstrafse No. 113, bezogen wird, für Schüler der Berliner Schulen zu 2½ Sgr. (in Tondruck 3 Sgr.), für auswärtige zum doppelten Preise, zu erhalten.

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

Die Berufung des Oberlehrers an der Realschule in Posen, Carl **Paulsiek**, zum Oberlehrer an der Realschule in Magdeburg ist genehmigt worden.

Der Diakonus **Pfaffe** ist als Oberlehrer der Hauptschule zu Halle a. d. S. und als Geistlicher der Francke'schen Stiftungen angestellt worden.

Der ordentliche Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, Dr. **Schottmüller**, ist zum Oberlehrer am Gymnasium in Rastenburg befördert worden.

Die Berufung des Oberlehrers an der Ritter-Akademie in Brandenburg a. H., Dr. **Koch**, zum Prorector am Gymnasium in Frankfurt a. O. ist genehmigt worden.

Am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin ist der Schulamts-Candidat Dr. W. **Hoffmann** als Adjunct angestellt worden.

Der Director Dr. Th. **Kock** zu Stolp ist als Director des Johanneum nach Hamburg berufen worden.

Dem Oberlehrer am Pädagogium zu Halle a. S., Dr. **Dryander**, ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

Die Wahl des Gymnasiallehrers Dr. **Mathias Joseph Kuhl** zum Rector des Progymnasiums zu Jülich ist bestätigt worden.

Am 30. April 1863 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstrafse 47.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

I.

Religionsbekenntnifs und Schulregiment.

Mit Beziehung auf J. B. Meyer, Religions-Bekenntnifs und Schule. Berlin, Enslin, 1863. 1⅓ Thlr. [1])

Herr Dr. J. B. Meyer hat nach mehreren vorangegangenen Arbeiten über das Hamburgische Schulwesen, von denen ich die letzte „Grundzüge der Schulreform unserer Zeit" etc. kenne, in der oben genannten Schrift die Rücksicht auf seine Vaterstadt Hamburg völlig fallen lassen und sich mit dem allgemeinen Problem beschäftigt, das in der Zusammenstellung von Religions-Bekenntnifs und Schule angedeutet wird.

Wir haben dem Verf. nicht blofs für seine überall sichtbare Theilnahme an der gedeihlichen Entwicklung der Schule zu danken, sondern auch für manches Stoffliche; insbesondere für die saubere Darstellung der bisherigen Gesetzgebungs-Versuche in seinem Gebiete.

Die Ausführungen, in welchen das Urtheil des Verfassers hervortritt, enthalten meist Beweise von einem Streben, über den Parteien zu stehen und das Gute in den verschiedenen kämpfenden Richtungen anzuerkennen. Diese Milde ist theilweise mit einer Unbestimmtheit der eigenen Ansicht verbunden, die ein reinliches, klares Resultat vermissen läfst. Wir glauben die Ursache davon erkannt zu haben.

Die ganze Frage nach dem Religionsbekenntnifs in der Schule ist, wie mir scheint, nicht an der Wurzel angefafst, wenn man von dem Boden nicht genau redet, auf dem die Leitung

---

[1]) Die Redaction bemerkt aus besondern Gründen — es versteht sich freilich von selbst —, dafs sie die Beiträge ihrer Mitglieder gerade so ansieht, als die der übrigen geehrten Mitarbeiter und dafs sie der Zeitschrift den freien wissenschaftlichen Ausdruck entgegengesetzter Ansichten auf keine Weise verkümmern möchte.

der Schule stehen soll. Der Verfasser setzt voraus, dafs der Staat Schulherr sei, und hat darin kein Arg. Es scheinen ihm dabei die Hamburger Verhältnisse hinderlich zu sein. Dieser Pseudo-Staat, der in der That nur Stadt ist, giebt zu einer Reflexion auf das Staatsschulwesen nicht die rechten Elemente her. Aber ein wenig Kritik kann auch in diesem Gebiet nichts schaden. Wäre die Ansicht, die der Herr Verf. ohne genaue Prüfung aufnimmt, dafs nämlich die Leitung der Schulen, natürlich neben einem gestatteten Privatschulwesen, dem Staate von Rechtswegen gebühre, richtig, so könnte man die Schrift im Uebrigen als einen Beweis der sittlichen Mäfsigung des Verf. durchaus nur anerkennen und die Versuche loben, der Schule unter solchen Verhältnissen noch die möglichst harmonische Beziehung zur Confession zu geben. Aber die Staatsschule wird durch die Consequenz des Princips nach anderer Richtung gezogen. Wie der Staat gegenwärtig ist, d. h. seit dem fast überall geltenden Artikel (12 der preufs. Verfassung): „der Genufs der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte ist unabhängig von dem religiösen Bekenntnisse", kann man consequenterweise von einer confessionellen Staatsschule nicht mehr reden. Man kann das beklagen, aber man sollte dem Dinge erst klar ins Auge sehen. Der Artikel 14, gemäfs welchem die christliche Religion bei denjenigen Einrichtungen des Staats, welche mit der Religionsübung im Zusammenhange stehen, unbeschadet der im Art. 12 gewährleisteten Religionsfreiheit, zum Grunde gelegt werden soll, hat hier nichts zu besagen, da es der Staat allein ist, welcher zu entscheiden hat, ob die Schule *mit* der Religionsübung zusammenhänge; es wird dem modernen Staat, wenn er selbst die Schule leiten soll, schliefslich nichts übrig bleiben, als alles das aus der Schule auszuschliefsen, was mit der Religionsübung zusammenhängt, wodurch er natürlich nicht erklärt, dafs das so Ausgeschlossene weniger werthvoll sei, sondern nur, dafs er dies Gebiet, schon weil die Gewissensfreiheit dabei in Rede komme, nicht zu leiten im Stande sei [1]). Dies sind nicht blofse Ideen, als gegen welche man leicht ein Mistrauen hegen kann, sondern z. B. Amerika und Holland zeigen solche Schulen, mit dem Unterschiede freilich, dafs in den östlichen Staaten von Nord-Amerika dies Schulsystem der religiösen Erziehung nicht schadet (weil das Haus die Lücke ergänzt, eventuell die Kirche), im weniger entwickelten Westen dagegen und in Holland vielfach geklagt wird, dafs die religionslosen Schulen zwar mancherlei Wissen mittheilen, das nothwendigste Wissen aber, was zugleich mehr sei als blofses Wissen, die religiöse Gefühlsbildung, dabei allmählich zu Grunde gehe. Wir finden das sehr begreiflich; denn wie man's treibt, so geht's.

Nun hat der Herr Verf. überall einen gewissen Respect gegen die thatsächlichen Verhältnisse und weifs aus der Erfahrung ge-

[1]) Schützen und pflegen ist bekanntlich nicht gleich leiten und beherrschen.

nug davon, dafs in unsern Staaten der religiösen Schule keine Sympathie entgegenkommen würde. Wie hilft er sich nun gegenüber den modernen Principien? Zunächst freilich sucht er im 3. Abschnitt seiner Schrift, besonders von S. 54 an, zu zeigen, dafs den Juden eine Anstellungsfähigkeit an (christlichen) Schulen nicht wohl abzusprechen sei. Es ist aufserordentlich wenig, was man aus seinen Bemerkungen für diese Schulfrage lernt. Was hilft es, wenn ein englischer Bischof sagt, „dafs jeder rechtgläubige Jude demselben Sitten- und Socialgesetz verpflichtet ist, wie der Christ"? Soll etwa der Staat prüfen, ob ein Christ oder Jude rechtgläubiger Christ oder Jude ist? Hat der Staat etwa Fähigkeiten, dogmatische Lehren zu prüfen? Allerdings steckt in unserer Zeit noch viel Aberglauben an den Staat, ein Rest jener im Grunde heidnischen Ansicht, dafs der Staat das sittliche Universum sei (überhaupt ist es ein unsterblicher Irrthum des Menschengeschlechts, sich auf Sachen zu verlassen, anstatt auf den persönlichen Geist). Aber über jene krasse Vorstellung vom Staate sollte doch bei uns Einstimmigkeit herrschen. In der Ethik lehrt man allerdings trotz dem englischen Bischof und trotz allen ähnlichen Sprüchelchen, dafs die christlichen ethischen Begriffe sich von den jüdischen um Einiges unterscheiden, und in der Religionswissenschaft lehrt man ferner in Verbindung mit der Psychologie, dafs eine christliche Bildung ganz andere Hülfen hat, ihre ethischen Principien durch religiöse Motive in den Zöglingen zur Herrschaft zu bringen, als die jüdische Bildung ihre ethischen Principien. Aber so gewifs das ist und so wohl vorbereitet man sein kann, dies im Besondern zu beweisen, so geht das Alles den Staat eben nicht weiter an, als insofern er die religiösen Gemeinschaften bitten und ihnen materiell dazu helfen kann, dafs sie alle die ethischen Einflüsse auf die Staatsbürger geltend machen, die in ihrer Macht stehen und von deren lebendiger Wirksamkeit die Wohlfahrt der politischen Gesellschaft doch schliefslich abhängt.

Der Haupttheil des Buches behandelt das Verhältnis des Religionsbekenntnisses zum Unterricht und giebt darin zuerst wieder eine zweckmäfsige historische Recapitulation, welche bis auf Diesterweg, Kapp und Thilo herabreicht, d. h. bis zu der verschiedenen Stellung dieser Männer zum sogenannten „allgemeinen" Religionsunterricht. Dann folgt ein Kapitel über die betreffende Gesetzgebung und über darauf gerichtete Aeufserungen in Kammern und aufserhalb derselben. Sodann fafst Herr Meyer die übrig bleibenden Probleme sehr concis so zusammen: „Es wird nöthig sein, zunächst pädagogisch zu prüfen, 1) ob Religion überhaupt, sodann 2) ob sie schon für das frühe Kindesalter lehrbar ist und wenn dies, welcher Art dieser Religionsunterricht sein mufs, ob 3) allgemein oder confessionell, sodann wird zu prüfen sein, in wie weit 4) die eigentliche Erziehung der Schule und ferner 5) der gesammte weltliche Unterricht derselben von der re-

ligiösen Frage berührt wird. Schliefslich mufs noch pädagogisch erwogen werden, 6) ob und wann die völlige Trennung des Religionsunterrichts von der Schule eine Lösung der bestehenden Schwierigkeiten sein kann. — Die politische Beurtheilung der Frage wird sodann einen einfacheren Gang nehmen können."

Wir wollen einmal vergessen, dafs alle diese Bemerkungen des Verf. auf einem hypothetischen Boden stehen, nämlich auf der Voraussetzung eines Staatsschulwesens. Liefse sich erweisen, dafs richtig gebildete Schulgenossenschaften keinen allgemeinen Religionsunterricht wünschen können, so wäre ja die Untersuchung des weitern Abschnittes überflüssig. Indessen ist der Gegenstand so interessant, dafs wir doch darauf eingehen dürfen. Der Verf. sagt S. 173: „Unsere thatsächlich christlichen Regierungen handeln auch in dieser Ueberzeugung, wenn sie einen ausgesprochenen atheistischen oder pantheistischen Religionsunterricht unterdrücken oder nicht dulden zu wollen erklären. Selbst Gemeinden, die noch an dem bezeichneten Glauben halten, ist hin und wieder das Recht streitig gemacht worden, ihren Unterricht in diesem Glauben als einen genügenden Religionsunterricht für ihre Kinder zu betrachten. Man hat ihnen dieses Recht schliefslich zuerkannt, weil man doch noch einen letzten Rest religiöser Ueberzeugungen *mit ihnen* gemeinschaftlich zu besitzen sich vertröstete. Weiter aber glaubte man nicht gehen zu dürfen, weil man die Lehre des Atheismus und des Pantheismus nicht als Religionsunterricht anerkennen wollte, welcher seinem Begriff nach eine Lehre von der Verbindung der Menschen mit einem göttlichen Wesen erfordere. Diese Ansicht werden natürlich die Anhänger dieser Richtung nicht theilen, und sie werden daher diese ihre Beurtheilung nach einer ihnen selbst fremden Norm als ein ihnen angethanes Unrecht betrachten und bekämpfen. Und wir andererseits würden selbst bei der vollsten Ueberzeugung von der intellectuellen Verkehrtheit eines atheistischen oder pantheistischen Unterrichtes doch gar nicht im Stande sein, seine Lehre mit Nachdruck zu verhindern. Die Schule ist ohnmächtig gegen den entschiedenen Willen und Einflufs der Familie." Damit sind wir im Ganzen einverstanden. „Gäbe es eine kleinere oder gröfsere Anzahl von Familien, deren Häupter für ihre Kinder alles Ernstes gut gesorgt zu haben glaubten, wenn sie für dieselben Schulen gründeten, worin die Herren Feuerbach, Ruge, M. Stirner, Straufs, Th. Vischer, B. und E. Bauer, Wislicenus und wie die grofsen Männer sonst noch heifsen mögen, die Lehrer wären, so dürfte, ja müfste Jeder, der das Bessere kennt, gegen diese Schulen, ihre Lehren und ihre Lehrer und gegen den Unverstand ihrer Nutritoren polemisiren, Niemand aber hätte das Recht, etwas gegen solche Schulen zu thun, im Gegentheil müfste ein Jeder, der auch politischen Verstand hat, diesen Schulen, würden sie mit äufserlicher Unterdrückung bedroht, ihr Recht der Existenz schützen helfen, wenn nicht aus Rechtsgefühl, so doch aus Vorsicht, denn heute mir,

morgen dir.“ (Pädag. Revue 1847 Bd. 16.) Nur, wenn eine solche Schulveranstaltung der Familien Lehren verbreitete, welche der (christlichen) Sittlichkeit widersprächen — und darüber hat der Staat durch seine Organe allerdings zu befinden —, müfsten dieselben gewaltsam aufgehoben werden. Das ist die nothwendige Consequenz der Sittenpolizei, die zur Existenz jedes Staates gehört, und die Strafgesetzgebung enthält darüber auch überall die weitern Bestimmungen.

Wichtiger ist dem Verf. mit Recht die Frage nach dem deistischen oder allgemeinen Religionsunterricht. Vieles von dem, was er referirend und urtheilend sagt, hat gegenwärtig für uns keinen grofsen Werth mehr. Es ist jetzt d. h. seit Feuerbach kaum noch thunlich, die grofsen Reste des deistisch abgeschwächten Christenthums (Glaube an Gott, Unsterblichkeit und Freiheit) als spontane nothwendige Erzeugnisse jedes natürlichen Nachdenkens anzusehen. Es sind eben Reste der frommen Ueberzeugung, welche durch Wechselwirkung Gottes mit den Menschen im Laufe der Offenbarungsgeschichte zu Stande gekommen ist, und durch erneuerte Aneignung dieser Heilsthaten Gottes durch den Menschen immer wieder zu Stande kommt. Diese Reste wollen wir nicht gering achten. Es hat eine Zeit gegeben, und sie ist noch nicht ganz vorüber, da man jede einzelne Lehraussage, die in den Kirchenbekenntnissen des reformatorischen Zeitalters und weiterhin in den grofsen Lehrbüchern der Quenstedte enthalten war, für einen Bestandtheil des christlichen Glaubens halten wollte und wo man, orthodoxer als die Orthodoxen, nicht einmal gern von dem Unterschied der *articuli fundamentales* und *non-fundamentales* sprach. Doch hat sich daneben zu allen Zeiten die Ueberzeugung ausgesprochen, dafs die Religiosität eines Menschen etwas anderes sei, als seine Glaubenslehre, die man etwa die Theorie der Religion nennen könnte, und selbst Stahl giebt zu, „dafs für die einzelne Seele nichts fundamental ist, als blofs der letzte glimmende Glaubensfunke, den nur Gott versteht und der sich in keinem Artikel formuliren läfst.“ (Die luther. Kirche und die Union S. 340.) Wir gehen darauf nicht näher ein, erinnern aber daran, dafs gerade in unsern Zeiten wieder lebhaft von Männern wie Rothe, dessen persönliche Gläubigkeit nicht in Zweifel gezogen werden kann, eine Rückbildung des specifisch entwickelten Glaubens zu den einfachern Elementen desselben verlangt wird, und zwar im Interesse einer Christianisirung vieler edlen und gebildeten Menschen, die den Kirchenglauben als Ganzes ihren religiösen Bedürfnissen nicht entsprechend finden. (Siehe Rothes Aufsatz in Schenkels Allgem. kirchl. Zeitschrift 1862, 1. u. 2. Heft: Zur Orientirung über die gegenwärtige Aufgabe der deutsch-evangelischen Kirche.) Allerdings wird das ein allgemeinerer Glaube sein, als der confessionelle, aber kein allgemeiner oder deistischer. Rothe sagt sehr bestimmt (S. 59): „Ich stelle nicht in Frage, ob das Christliche ein Specifisches sei; im Gegentheil seit nunmehr wenigstens 45 Jahren ist es mir eine gewisse Sache

(und zu Gottes Preise darf ich mich rühmen, dafs ich es sofort von Hause aus nicht von anderen Menschen überkommen, sondern durch Gottes Gnade selbst gelernt habe), dafs ein Christ werden und ein Christ sein nicht aus menschlicher Macht allein kommt, sondern aus Gottes Macht ist, etwas, so menschlich wahr, d. h. so bestimmt moralisch vermittelt, es dabei auch hergeht, dennoch wesentlich Uebernatürliches, und es ist mir dies von Jahr zu Jahr nur immer gewisser geworden; aber die eben so lange ernste Beobachtung der Menschen und der Dinge hat mir dabei zugleich die immer lebendigere Ueberzeugung aufgenöthigt, dafs die specifisch christlichen Vorgänge und Zustände durchaus nicht an denjenigen Merkmalen sicher erkennbar sind, welche die dogmatische und überhaupt die kirchliche Ueberlieferung aufstellt, und dafs sie nur zu oft da, wo man sie eben jenen Kriterien zufolge und auch weil sie ausdrücklich durch Etiketten angekündigt werden, voraussetzt, leider thatsächlich fehlen, dagegen aber gottlob da sich zu unsrer freudigen Ueberraschung thatsächlich vorfinden, wo jene äufseren Merkmale vollständig mangeln, und selbst die, welche Gott damit begnadigt hat, nicht mit eigentlicher Klarheit darum wissen.“ Er fordert die Stellung des Gemüthes zu Jesu, dafs der Mensch in sich die Stimme vernimmt: „Ja, bei diesem Jesu ist mir wohl zu Muth in innerster Seele, das ist ein Herz, dem ich ganz *vertrauen*, dem ich meine verborgensten Geheimnisse *entdecken darf*, *auf sein Wort* darf ich in allen Stücken unbedingt bauen u. s. w.“ Das ist nichts weniger als der Deismus eines Mannes wie Diesterweg, sondern ein zwar nicht ausgebildetes, aber elementares wirkliches Christenthum. Ob man in der evangelischen Kirche im Stande ist, durch ein Aufgeben wesentlicher Theile der heutigen gewöhnlichen Lehrweise die schönen Absichten Rothes zu erreichen, bezweifle ich bis auf Weiteres, aber dafs die Kirche andere Mittel als die bisherigen anwenden mufs, um der freien christlichen Ueberzeugung die Gemüther der Gebildeten wieder zu gewinnen, scheint mir vollkommen ausgemacht. Doch dies sei im Vorübergehen gesagt.

Es ist eine ganz äufserliche Betrachtung der religiösen Denkart, wenn Hr. Meyer sagt (S. 177): „Es glauben unleugbar mehr Menschen an eine göttliche Vorsehung als an die göttliche Dreieinigkeit, es anerkennen mehr Menschen das allgemeine Sittengesetz, wie es Kant formulirte, als die Lehre von der Sünde und Erlösung, wie sie das Christenthum oder gar die besonderen Confessionen desselben darstellen. Mit ganz unzweifelhaftem Rechte daher läfst sich behaupten, dafs der Inhalt der natürlichen Religion ein weit allgemeinerer ist als die besondere confessionelle Fassung und Ergänzung desselben. Es ist in Wahrheit derjenige Glaube, der sich in allen verschiedenen Offenbarungslehren auch findet. Andererseits wird man aber auch dem confessionellen Glauben die Fähigkeit bestreiten können, seinen Unterricht nach dem Gesichtspunkt der auf seinen Kreis beschränkten Allgemeingültigkeit zu bestimmen. Etwas, das alle Christen, oder auch nur alle Pro-

testanten und Katholiken für wahr halten, läfst sich ebenso wenig unbezweifelt feststellen. Zwar giebt es bestimmte Lehren von der göttlichen Natur Christi, von dem göttlichen Zweck seiner Sendung und von der sündigen Natur und Erlösungsbedürftigkeit der Menschen; allein alle diese Lehren sind in Worte gefafst, und Worte sind und bleiben mehrdeutig. Es können Viele von der Göttlichkeit Christi reden und doch Verschiedenes darunter verstehen, wie dies die verschiedenen christlichen Seiten (?) und besonders die verschiedenen vorhandenen Richtungen innerhalb einer Confession zur Genüge beweisen. Die Katholiken können in dieser Hinsicht vor den Protestanten nur den Schein gröfserer Einheit und Festigkeit voraus haben, und dieser Schein wird nur daraus entstehen, dafs sie sich indifferenter gegen die Auslegung des Dogmas verhalten und vorziehen, sich bei der Pflege des religiösen Cultus zu beruhigen. Wo bei ihnen jene Indifferenz aufhört, verschwindet auch der Schein der Einheit, und wenngleich ein kirchlicher Machtspruch den öffentlichen Ausdruck der vorhandenen Verschiedenheit der Auffassung unterdrücken kann, so weifs doch jeder, der die Natur des menschlichen Geistes kennt, dafs damit aus ihm die Abweichung nicht getilgt sein kann. Dieser unleugbar vorhandenen confessionellen Divergenz der Meinungen gegenüber läfst sich sogar behaupten, dafs selbst in der Auffassung der ebenfalls mehrdeutigen Lehren des natürlichen Glaubens eine viel gröfsere Uebereinstimmung oder wenigstens Uebereinstimmungsfähigkeit vorhanden ist."

Die religiöse Bildung erwächst ja in der engen Gemeinschaft der christlichen Familien und Kirchen an den concreten Thatsachen der heiligen Geschichte, an den beständig wieder erzählten, gelesenen und gepredigten Worten Jesu und seiner Apostel, an dem stehenden Text der Volksbibelübersetzung und an der farbigen, lebendigen Art des Kirchenliedes zu einer überraschenden Gleichartigkeit, und man sieht es bald, wie sich unter so gleichartig erzogenen Christen bei der ersten religiösen Aeufserung die äufsere Unbekanntheit mit einander in die innigste Vertrautheit auflöst. Man frage einen schweizerischen Commis, der alle 4 Wochen in Zschokkes Stunden der Andacht ein Kapitel liest, und einen Hamburgischen Commis, der seine religiösen Bedürfnisse in ähnlicher Art befriedigt: man wird finden, dafs, wenn sie über Gott, Unsterblichkeit, Tugend, Vorsehung u. s. w. Rechenschaft geben sollen, sie über diese allgemeinen Begriffe viel divergentere Vorstellungen haben, als jene christlich Erzogenen über die Auslegung irgend eines ganz speciellen Verses der Schrift. Man mufs mit dem psychischen Mechanismus etwas vertraut sein, um die Sache wirklich zu verstehen. So lange die Religion gemeinschaftbildend ist und die Religiösen an den Heilsthatsachen das Centrum ihrer Selbsterbauung haben — dies gilt ja auch vom Judenthum —, giebt es keinen deistischen Religionsunterricht, man müfste denn für die Schule eine eigene Religion machen, die noch dazu gegen alle sonstige Vorschrift mit der Hervorrufung der abstrakteren Vorstellungen beginnen müfste. Wenn sich aber „freie" Gemein-

den bilden mit dem Cultus, „das Universum anzuschauen", und die die Religion, so zu sagen, sich aus den Fingern saugen, so wird sich doch auch in diesem Kreise bald eine Gruppe geltender religiöser Erziehungsstoffe concreter Natur, eine Art „Regulative" herausbilden [1]), wodurch dann das Positive, Historische an die Stelle des Schöpferischen oder vielmehr des momentan Entstandenen träte. Ob das so werdende Positive wahrer und geistvoller sei, als das anderswo geschätzte, liegt uns hier nicht ob zu entscheiden.

Herr Meyer verräth überall, wie gern er auch den Confessionellen gerecht wird und wie wenig er dafür hält, die sogenannten allgemeinen Lehren von der Religion seien an sich verständlicher für die Jugend, als die Geheimnisse des Werkes Christi. Er würde dem richtigen Religionsunterricht aber noch weit mehr Sympathien entgegentragen, wenn er ihn in anschaulicher Weise kennte. Er sagt S. 200: „Andererseits aber dürfen die confessionell Strenggläubigen nicht erwarten, dafs man ihnen allgemein zugeben müfste, der confessionelle Religionsunterricht enthalte das dem Kinde Nahe, Heimathliche und müsse deshalb allgemein als der pädagogisch tauglichere Unterricht anerkannt werden, die Abstraction zur Erfassung der allgemeinen Religionswahrheiten müsse dem gereiften Alter überlassen bleiben. Die Gegner werden dies natürlich bestreiten. Selbst Anhängern des confessionellen Religionsunterrichts dürfte die Durchführung dieser Behauptung einige Schwierigkeiten machen. Selbst Palmer in seiner Evangel. Katechik S. 424 findet es schwierig anzugeben, wie der innere Grund der Trinität im Wesen Gottes selbst den Kindern könne aufgezeigt werden, giebt zu, dafs die katechetischen Hand- und Hilfsbücher uns hierin rathlos zu lassen pflegen, und zeigt

---

[1]) Im Jahre 1859 wurden in der „Deutschen Zeitschrift" aus einem in Berlin gebräuchlichen Gesangbuch der „freien" Gemeine interessante Proben gegeben. Freiligrath's: „O lieb, so lang du lieben magst", steht auch in jenem Buch und wird nach der Melodie: Vom Himmel hoch etc. gesungen; der Referent sagt etwas weiter unten: „Diese Stammbuchsreimerei, der nur noch das Symbolum des gebildeten Hausknechts fehlt, würde jedes Reizes entbehren, wenn nicht etwas von dem Bodensatz des modernen Pantheismus hineingerührt wäre. Von Gott heifst es: Du bist der Kreis, ins Weltall mündend (?), Der es beseelet und umschmiegt, Der Ende und Beginn verbindend Zum Tode neues Leben fügt u. s. w. Die sentimentale No. 50 fängt an: „Thränen fliefsen, Herzen brechen, Nirgends strahlt ein Hoffnungsstern, Waisen jammern, Greise sprechen: O wie stürben wir so gern. Glücklich sind nur noch die Todten, Die der Heimath Erde deckt. Dürr ist edler Thatkraft Boden" [unwillkürlich denkt man dabei an Falstaffs Klagen über das Verschwinden „edler Mannhaftigkeit"], „Dürftge Saat nur er erweckt. Ach, verdorrt der Wahrheit Blüthen Und geknickt des Rechtes Frucht" u. s. w. Aus solchen Liedern und Uhlichs Katechismus würden sich Regulative fortgeschrittener Humanität componiren lassen mit dem Motto: „Rückwärts ist des Trägen Losung, Rückwärts heult der Thoren Schaar" (nach der Melodie: Freu dich sehr, o meine Seele).

auch das Ungenügende der gemachten Vorschläge zur Ueberwindung dieser Schwierigkeit auf. Er gesteht selbst, „dafs es am einfachsten wäre, durch die Bemerkung: das sei ein unergründliches Geheimnifs, alle weitere Erörterung abzuschneiden." — Von einem solchen Geheimnifs nun wird man wohl schwerlich mit einiger Aussicht auf allgemeine Anerkennung behaupten wollen, dafs seine Lehre dem Kinde besonders nahe liege. Die Annahme, es klinge dem christlichen Menschenkinde die Lehre von dem dreieinigen Gotte heimathlicher, als die Lehre von Gott als Vater aller Dinge, als Schöpfer und Erhalter der Welt, ist sicherlich eine schwach begründete. Man wird dafür, wie überhaupt für die Behauptung des heimathlichen Näherliegens des confessionellen Religionsunterrichtes nur anführen können, dafs jedes Kind unter den gegebenen Einflüssen eines confessionellen Familien- und Volks-Geistes in der frühen Gewöhnung an solche Vorstellungen aufwächst und deshalb mit diesen Vorstellungen vertraut wird. Allein wenn es auch in manchem Kreise üblich sein mag, selbst vor Kindern vom Gott-Vater, Sohn und heiligen Geist mehr zu reden, als von Gott allein, oder von dem Erlöser, von der Erbsünde mehr als von Gott, der die Welt geschaffen hat und erhält, oder von der heiligen Mutter Maria mehr als von ihrem Sohn und dem heiligen Gott zusammen genommen: so wird man die daraus entspringende thatsächliche Gewöhnung des Kindes an dergleichen Bevorzugungen doch unmöglich zu einem allgemein christlich und religiös richtigen Prinzip stempeln wollen. Und wenn damit nur gesagt sein sollte, dafs die Kinder, weil sie in dem Duft eines confessionellen Lebens aufwachsen, nicht eine allgemeine Lebensluft ohne diesen Duft können athmen mögen, so beweist dies doch nicht, dafs sie den confessionellen Duft leichter einathmen als die allgemeine Lebensluft, sondern nur, dafs sie gewöhnt sind, Beides nicht von einander zu trennen, und deshalb sich in dieser Vereinigung wohler fühlen." Der Weise Palmers ist gar nicht dahin zuzustimmen, dafs der Schüler den innern Grund der Trinität solle im Elementarunterricht kennen lernen. Diefs ist gar kein Gegenstand des frommen Glaubens, sondern der metaphysischen Theologie, an der die Fachtheologen arbeiten mögen. Die ökonomische Trinität aber, mit der sich der Glaube durchs Leben schlagen mufs, die belebt sich dem Kinde in den Erzählungen des N. Test. von der Geburt Christi bis zu den Ausgiefsungen des heil. Geistes in der Apostelgeschichte auf eine durchaus zureichende Weise. Ueberhaupt ist der Herr Verf. zwar bekannt damit, dafs der Elementarunterricht in der Religion, besonders durch den Einflufs des ihm ja nach S. 211 wohl bekannten Hamburgischen Hübner und durch den des Seminardirectors Zahn in Mörs (um einen unsrer Zeitgenossen zu nennen), schlechthin in der biblischen Geschichte versirt, nicht in einem dogmatischen Lehrbuch, auch nicht im Katechismus Luthers, dessen Benutzung erst nach vorangegangenem Anschauungsunterricht in der Religion (also etwa im Confirmandenunterricht) von Nutzen sein kann; aber er hat über

den pädagogischen Werth dieser biblischen Geschichte weder Erfahrungen gesammelt, noch auch penetrant genug gedacht. Sonst würde ihm nicht die alberne Behandlung des A. Test., die allerdings vorgekommen ist (S. 214 f.), den Blick verdunkeln, auch würde er sich gescheut haben, die Idee eines auserwählten Volkes, welche doch auch von Männern wie Nitzsch durchaus vertreten wird, für ein „altjüdisches Vorurtheil" zu erklären. Mindestens hätte er zeigen müssen, wie man denn die Geschichte des Reiches Gottes im Neuen Bunde ohne die des Alten Bundes hinreichend verstehen kann, und sodann hätte er doch auch auf irgend eine vorhandene profane Geschichtsbearbeitung hinweisen müssen, die in pädagogischer und religiöser Beziehung der alttestamentlichen vorzuziehen wäre.

Wir gehen in die weitern Erörterungen des Lehrstoffs bei dem Herrn Verf. nicht ein, und fügen nur noch zwei Bemerkungen hinzu. Die erste ist ein merkenswerthes Zeugnifs Magers gegen den allgemeinen Religionsunterricht in einem Programme des von ihm einst geleiteten Eisenacher Realgymnasiums. „Die Mehrzahl unserer Schüler ist evangelisch oder soll es werden. Der Religionsunterricht, den dieselbe erhält, von einem ordinirten Geistlichen von anerkannter Frömmigkeit und Gelehrsamkeit gegeben, ist also kein sogen. allgemeiner, wie ihn leere und dabei doch confuse Köpfe neuerlich anpreisen und fordern, sondern ein durch und durch besonderer, nämlich ein christlicher und zwar ein protestantischer und von jenem allgemeinen möglichst weit entfernt." Für mich ist dieses Wort von höherem Werthe, als alles naturalistische und sentimentale Gerede, das seit Rousseau gegen den concreten Religionsunterricht angestrengt worden ist.

Das Zweite ist, dafs die Schulgenossenschaft überall gut thun wird, Religionslehrer von anerkannter Frömmigkeit und Gelehrsamkeit denen vorzuziehen, welche nur das eine oder das andere haben. Es gehört Frömmigkeit dazu, um die religiöse Begriffswelt im Ganzen nicht zu überschätzen, und es gehört theologische und philosophische Gelehrsamkeit dazu, um in dieser Begriffswelt das Factische von dem theoretischen Ausbau, und in diesem die unvergänglichen Grundlagen von den Ornamenten, resp. den häfslichen Schnörkeln wohl zu sondern. In Rothes Sinn darf die Schulgenossenschaft verlangen, dafs der Religionslehrer an dem concreten Stoff der heiligen Schrift, insbesondere an dem Werke und der Person Jesu, die religiösen Motive in der Weise elementar entwickele, wie sie in dem Gemüthe, für die Psychologie erkennbar, vorgeschrieben liegt, und dafs er Lehren, die als hypothetische Versuche später Theologen in den Symbolen und Systemen fortgepflanzt werden, mag er selbst auch zu solchen Theoremen eine bestimmte befreundete Stellung einnehmen, gar nicht in seinen (erziehlichen) Unterricht einfliefsen läfst, oder sie dem gereiften Schüler als das bezeichnet, was sie sind, als religiös indifferent. Diese Selbstbeschränkung des Lehrers ist alles, was ich dem Verlangen nach allgemeinem Reli-

gionsunterricht an Recht zugestehen kann. Leicht ist sie nicht. Ich kann mir denken, dafs in Zeiten, wo Pädagogik von den Theologen nicht getrieben wird, wo eine wissenschaftliche kritische Behandlung der Theologie aus der Mode gekommen und dagegen eine confessionell ausgewachsene Parteistellung die Parole ist, mancher sonst geschätzte Geistliche noch kein guter Religionslehrer sein würde. Man mufs das von Zeit zu Zeit sagen, weil es im Denken wenig geübte Theologen giebt, die sich auf Kirchentagen und sonst den Anschein geben, als seien sie die gebornen Leiter der Volksschule und auch selbstverständlich schon als solche zu Religionslehrern an Gymnasien qualifizirt. Das ist ein Irrthum, unter welchem, um das doch beiläufig zu sagen, einige tüchtige Elementarlehrer leiden, welche, wie das bei der heutigen Arbeitstheilung und bei besonders günstigen Bildungsverhältnissen vorkommen kann, nicht blofs in der Pädagogik (incl. „kleinen Dienst"), sondern auch in der biblischen Theologie der Kritik des Predigers nicht füglich mehr unterstehen, doch aber amtlich von ihren „studirten" Vorgesetzten in Allem, ja in Allem, zurechtgesetzt werden. Allerdings sind diese Fälle noch immer Ausnahmen, aber ich kenne solche.

Was der Herr Verf. S. 289 ff. über die „Abtrennung des Religionsunterrichts von der Schule" sagt, ist recht gut. Es wird aber alles beeinträchtigt durch die im Hintergrund ruhende Annahme, dafs der Staat Schulherr sei. So sagt er am Schlusse S. 293: „Religions- oder confessionslose Schulen werden daher nur für Diejenigen ohne die Gefahr solchen neuen Streites bleiben, die selbst religions- oder confessionslos sind. — Für Andere können solche Schulen immer nur ein zeitweiliger, besondern Umständen entsprechender Nothbehelf sein. Eine dauernde, allseitige Befriedigung wird daher sicherlich nicht auf dem Wege einseitig allgemeiner Einführung eines solchen Schulsystems zu erreichen sein. Zu dieser wird nur der Weg einer gröfseren Freiheit führen, welche den gerechten Anspruch einer jeden verbreiteten Ueberzeugung anerkennt, und als Schutzherr dieser Freiheit mufs der Staat sich betrachten." Es ist alles richtig, aber es ist ein völliger Widerspruch, wenn der Staat Schutzherr der Freiheit sein und auch die Leitung des Schulwesens in der Hand haben soll. Ist der Staat Leiter des Schulwesens von der Universität bis zur Dorfschule, so übt er auf die Cultur der Staatsbürger einen ganz bestimmten Einflufs, er façonnirt die Köpfe, wie es seine Weisheit gut findet, er patronisirt eine philosophische, politische und religiöse Ansicht, die ihm am meisten politische Garantie zu bieten scheint, er stellt Culturbeamte an, die seinem Geschmacke entsprechen, und mafsregelt solche, die sein Gedeihen untergraben. Das thut jeder Staat als Schulherr nach den Regeln der Selbsterhaltung, und reichliche Exempel dieser Gebrauchsweise staatlicher Culturgewalt sind anderswo aufgezählt worden, sowohl in Monarchien wie in Republiken, unter conservativen wie unter demokratischen Regierungen. Es ist ja nicht eine besondere Schlechtigkeit eines bestimmten Staates zu be-

stimmter Zeit, sondern es liegt in der Natur der Sache; nur ein mehr oder weniger dieser staatlichen selbstverständlichen Einwirkung auf die von ihm geleitete Bildung des Volks läſst sich unterscheiden. Es ist eine Naivetät, wenn in einer Verfassung das Schulwesen dem Staate zur Leitung übergeben wird und doch zu lesen ist: Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei [1]). Der Herr Verf. hat wohl über die Bedenklichkeit eines Staatsschulwesens Gedanken gehabt, er hat sich aber durch einen nur scheinbaren Satz seiner Geschichtsbetrachtung von der richtigen Theorie abführen lassen. Hören wir seine schöne Zusammenfassung im Schluſswort (S. 303):

„Im Hinblick auf diese dargelegten Schwierigkeiten könnte man zu der Meinung kommen, daſs dies ihre einfachste Lösung sein würde, wenn der Staat seine von dem unausführbaren Prinzipe der Ausgleichung geführte Hand von der eigentlichen Leitung des Schulwesens wieder zurückzöge, die Hauptsache den religiösen oder bürgerlichen Gemeinden und den Privatunternehmungen zu thun überlieſse, sein Werk aber auf eine allgemeine Oberaufsicht beschränkte.

„Das hieſse nun in der That den Gang der Geschichte wieder umkehren. Denn gerade weil die kirchlichen und bürgerlichen Gemeinden, wie auch die reinen Privatunternehmungen ihre Pflicht nicht thaten und die fortschreitenden Bildungs*ansprüche* nicht befriedigten, war der Staat genöthigt, seine *verbessernde* und fördernde Hand an den Fortschritt des Schulwesens zu legen, und ist nur unter seinem Einfluſs die neuere Entwicklung des Schulwesens zu Stande gekommen. Der Staat wird also unmöglich seine segnende Hand wieder ganz abziehen dürfen, vielmehr legt ihm überall das Volk selbst in wachsendem Maſse die innere

---

[1]) Hören wir z. B. eine Herzensergieſsung des Herrn Prof. extr. Michelet über sein eigenes Loos. Die Zeitschrift „Der Gedanke" III, 1. 1862 enthält die Stelle: „Ist da nicht z. B. der älteste Extraordinarius und zwar seit 33 Jahren, der seit 33 Jahren sich auch nicht der kleinsten Gunst von Oben zu erfreuen hat, und doch von Altenstein berufen, der Wissenschaft und seinem Amte in der ganzen Zeit unwankend treu geblieben ist. Nicht er hat seine Ansichten, die preuſsischen Minister haben sie über ihn gewechselt. .... Wir erlauben uns, der höhern Entscheidung die Erwägung zu unterbreiten, daſs die Wissenschaft und ihre Lehre nach der Verfassung frei sind. Heiſst das aber Freiheit, wenn Ansichten Ansichten vorgezogen und ihre Verfechter so ungleich gestellt werden? .... Die Talente, die Lehrfähigkeit, die Gunst der Zuhörer ist das Maſsgebende der Beförderung. Die Ansichten kann nur die Wissenschaft selbst erwägen, fördern, krönen." — Wir haben keine Sympathien für Herrn Michelet als für diesen Philosophen, freuen uns vielmehr, daſs seit 1840 der preuſsische Staat die Philosophie Hegels nicht mehr für die Wahrheit hält. Aber der Staat soll gar keine Philosophie haben, damit nicht eines schönen Tages beim Ministerwechsel das, was gestern noch wahr war, heute falsch ist. Culturpolizei ist gut, Culturleitung des Staates nur ein Nothbehelf bis auf eine bessere Zeit.

Pflicht dieser Fürsorge auf, je höher im Bewufstsein unserer Zeit der Begriff vom Staate wird.

„Aber eine weise Beschränkung seines Einflusses dürfte im Interesse der individuellen Freiheit wohl rathsam sein, und zugleich wird man in ihr mit Recht die einzig richtige Lösung der behandelten Schwierigkeiten suchen müssen. Der Staat hat allerdings vielerwärts durch die Noth der Umstände gedrungen einen zu ausschliefslichen Einflufs auf die Gestaltung des Schulwesens gewonnen. Gerade sein Einflufs aber mufs der Natur der Sache nach und bei einer richtigen Auffassung von seiner Aufgabe am wenigsten geeignet sein, den verschiedenen mit einander streitenden Bedürfnissen unserer inneren religiösen Ueberzeugung nachzukommen.

„Das staatliche Prinzip mufs ausgleichend sein, der Staat darf daher auch in seinen Schulen keinem anderen Prinzipe folgen. Er mufs die Kinder verschiedener Glaubensgenossen in seine Schulen zulassen; er mufs die Ansprüche dieser auf gleiche Berücksichtigung von Lehrern verschiedenen Glaubens, so weit dies ihre pädagogische Tauglichkeit verstattet, als berechtigt anerkennen; er darf um der pädagogischen Schuleinheit willen die Religion der Mehrheit der die Schule besuchenden Kinder dem Unterrichte zu Grunde legen, behält aber daneben die Pflicht, auch für den Religionsunterricht einer namhaften Minorität gebührend Sorge zu tragen; er darf endlich bei dem angenommenen Religionsunterrichte nicht einer extremen Richtung innerhalb der Confession Vorschub leisten, mufs vielmehr den Ansichten einer gemäfsigten Mitte seine Stütze gewähren. Kurz nur eine solche Ausgleichung kann dem Prinzipe des Staates entsprechen und daher den Geist seiner Schulen bilden. Der Staat kann dadurch natürlich nur den in der Mitte zwischen den Extremen stehenden Ansichten Genüge thun. Allein unter der Voraussetzung, dafs ein grofser Theil seiner Bevölkerung dies gut heifst, wie dies ersichtlich in den meisten Ländern unserer Bildung jetzt der Fall ist, darf der Staat auch für seine Schulen garnichts Anderes wollen. Er verkennt daher ganz und gar die eigene Vermittlungsaufgabe, fällt durchweg aus seiner Rolle, wenn er sich zum Träger einer extremen Kirchlichkeit oder Unkirchlichkeit macht. Er vergifst durchaus, dafs durch die Schärfung dieser Gegensätze oder durch die einseitige Bevorzugung eines derselben Nichts mehr und tiefer leidet als das gemeinsame Band und der innere Friede seines eigenen Lebens."

Es ist das so eben Ausgezogene ein lobenswerther Versuch, sich mit der bestehenden Staatsschulleitung in der Art auszusöhnen, dafs die weise Selbstbeschränkung des omnipotenten Staates als ideales Ziel berichtigend und beschwichtigend den principiellen Mängeln Ersatz biete. Aber vor allem darf man diese Mängel in keiner Art verdecken. Wenn der Herr Verf. sagt, wenn der Staat seine Hand von der „eigentlichen Leitung des Schulwesens wieder zurückzöge, so hiefse das in der That den Gang der Geschichte wieder umkehren", so ist das kein besonnener Einwurf.

Ist denn das des Herrn Verf. Meinung, dafs was der Staat einmal mit Zustimmung der Bürger oder berechtigt durch die gesammten Verhältnisse in seine Competenz gezogen hat, ihm auch für alle Zeit verbleiben müsse. Die Sache liegt nirgend so einfach. Die Competenz des Staats hat, wie das Leben des Staats überhaupt, eine sittliche wie eine naturwüchsige (physische) Seite, und in beiden Beziehungen scheint mir eine genaue Betrachtung auf andere Resultate zu führen, als auf eine bleibende Culturgewalt des Staates. Es bleibt natürlich feststehen, dafs niemand ein Recht hat, gegen das formale Recht des Staates, der die Leitung der Erziehung in Händen hat, anders als durch das gesetzliche Mittel des Wortes zu wirken. Ob der Staat sich dazu entschliefst, einen bestimmten Theil seiner Omnipotenz an die bürgerliche Gesellschaft abzutreten, ist ausschliefslich seine Sache. Aber die Entwicklung der neuern Zeit scheint mir dafür zu sprechen, dafs er diese Richtung einschlagen werde. Wir gehen etwas darauf ein, indem wir die ökonomischen Verhältnisse der neuern Zeit im Allgemeinen als bekannt voraussetzen. Denn die Frage nach der Competenz des Staates, gegenüber den vielen socialen Kreisen, die er räumlich in sich befafst, ist zwar alt, sie mufs aber stets neue Beantwortungen hervorrufen, in dem Mafse, als die bürgerliche Gesellschaft zu eigenen Kräften kommt. Wenn die unteren Kreise des Lebens noch wenig materielle Bedeutung und geistige Regsamkeit entwickeln, so ist eine Bevormundung durch die höhern Staatsorgane, mögen sie geistlichen oder weltlichen Character tragen, durchaus indicirt und historisch so ziemlich überall verwirklicht. Die Competenz dieser allgemeinen Regierung geht dann aufserordentlich weit. Der Staat schreibt vor, wie viel Gerichte bei den Kindtaufen aufgetragen werden dürfen, setzt fest, was das Kind lernen mufs, was es in der Religion glauben soll, wie viel Spielleute bei der Hochzeit aufspielen dürfen, wie viel Ellen Schleppe die Ritterfrauen tragen dürfen, ob man inländisches Tuch oder ausländisches zu seinem Rocke nehmen dürfe, ob man die Röcke nur bis zur Mitte der Wade und mit höchstens 6 Falten tragen dürfe, oder ob man sich mehr indulgiren könne. Auch noch im Begräbnifsceremoniell wachte der Staat, dafs Niemand über seinen Stand hinaus gieng. Kurz, der Competenz des Staates wurde kaum etwas entzogen [1]).

Als sich das Bürgerthum durch Arbeit und Fleifs materielle Bedeutung in steigendem Mafse erwarb, da wurde es allmählich anders. Da durchbrach der Handel, der lange für ehrlos gegolten hatte, die Fesseln des Gewerbepolizei- und Finanzwesens wenigstens in einigen wichtigen Stücken. Die wachsende Bildung, durch den Staat nicht zum wenigsten hervorgebracht, lehrte die Kirche als ein blofses Segment des geistigen Lebens erkennen, während sie früher als die Totalität desselben erschienen war. Und da die Kirche aufserdem durch staatlichen Einflufs ihrer selbständigen Bedeutung und materiellen Kraft all-

[1]) Vergl. Roscher, Ansichten der Volkswirthschaft S. 461 ff.

mählich beraubt war [1]), so sank dieselbe zum Theil in Verachtung, da man wahrnahm, dafs sie vielfach eine Polizeianstalt für die Verhütung des Lasters geworden war, eine Veranstaltung des Staates von solcher Aeufserlichkeit, dafs die kirchlichen Amtsträger den innerlichen Glauben an das Evangelium und die sittliche Reinheit des Lebens bei übrigens vorhandener Rechtgläubigkeit auch wohl entbehren konnten.

In diesem Prozesse der steigenden Bedeutung der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber der Büreaukratie und der geistlichen Regierung von oben her stehen wir auch jetzt noch, und gerade in den letzten Jahrzehnten hat sich die Nothwendigkeit für die Staaten herausgestellt, mehrere Concessionen an die wirthschaftlichen Forderungen der bürgerlichen Kreise zu machen, die früher den Regierungen als frech erschienen sein würden. Man denke an die erleichterte Benutzung der Posten und Eisenbahnen, an das Pafswesen, Versicherungswesen, Bankwesen, die Wechselfähigkeit, Wuchergesetze u. dergl. Eine grofse Macht ist in den Handels- und Handwerkertagen, den volkswirthschaftlichen Congressen, den Juristentagen, den Eisenbahncongressen, den zahllosen Bank- und Actienvereinen repräsentirt. Vielfach machen sich die bürgerlichen Bestrebungen gegen die Ausdehnung der staatlichen Einwirkung auf die Privatangelegenheiten in den verschiedenen Kammern und Landtagen geltend.

Talleyrand hatte alles das schon 1815 vorausgesehen, wenn er zu Wien auf dem Congrefs sagte, „mit der alten Diplomatie sei es nun in der Welt vorbei, alle Gesandten würden bald zu Consuln herabsinken". Paradox ist es wohl ausgedrückt, aber die Sache selbst ist richtig. Die realen Bedingungen des täglichen Lebens, die wirthschaftlichen Kräfte des Volkes erlangen durch sich selbst immer mehr das Uebergewicht über die formalen Principien der alten staatlichen Ueberlieferung [2]). Die beiden Hauptbestrebungen, die in dieser Beziehung hervortreten, gehen also dahin, dafs eine Reihe von Lebensthätigkeiten der Leitung der Staatsregierung entzogen werde, was immer noch etwas Anderes ist als Decentralisation, und dafs die Staatsregierung, wo sie eingreift, es in keinem andern Dienste thue, als um die sittliche und materielle Wohlfahrt des Ganzen zu schützen und zu pflegen. Ich gestehe gern, dafs ich diesen Prozefs des Staatslebens, sofern er ohne eine andere Gewalt als die stille Gewalt der Dinge fortschreitet, mit grofser Theilnahme betrachte und darin auch eine Beruhigung finde gegenüber der Besorgnifs, als hinge das Geschick eines Staates von diesem oder jenem Staatsmann, überhaupt von einem besonders

---

[1]) Tholuck, Das kirchl. Leben im 17. Jahrhundert II, S. 2 ff.

[2]) Vielleicht kommen wir in Folge dieses Umstandes allmählich auch wieder aus der leidigen Sucht nach dem Beamtenthum heraus. Jetzt soll jeder einigermafsen begabte Junge studiren, um Staatsbeamter mit Ehre und gesichertem Einkommen zu werden. Wie anders ist das in England!

mächtigen Willen ab. Das sittliche Handeln hat freilich seine eigenen festen Grundlagen in den Forderungen des Gewissens, die unveränderlich sind, aber die Lebensgesetze der Gesellschaft, deren Erforschung Sache einer theoretischen Wissenschaft ist, bringen stets neue Forderungen und Formen hervor und mit solcher Unwiderstehlichkeit, dafs die stärksten Willen sich beugen müssen [1]). Mit derselben Gesetzmäfsigkeit, welche einst den Staat bewog, seine zerstreuten Elemente zu einer Einheit des absoluten Regiments zu sammeln, giebt er jetzt den Forderungen einer partialen Selbstregierung der einzelnen Societäten nach. Wenn nicht alles trügt, thut er das nicht so, dafs er seine Omnipotenz zur Ohnmacht herabsinken liefse, was ein grofses Unglück wäre. Gerade in demselben Mafs, als er gewisse Dinge frei giebt, verstärkt er in den Gebieten, die nur vom Staatscentrum gut geordnet und gehandhabt werden können, wie in dem Kriegswesen, dem Rechts-, dem Post- und Forstwesen, seine durchgreifende Macht und Einheit. Wer den Staat von der Verwaltung solcher Gebiete frei macht, die er nun einmal nicht oder doch nicht mehr verwalten kann, der schwächt den Staat nicht, sondern er stärkt ihn. Die Kirche gilt jetzt ziemlich allgemein als ein Gebiet, das der Staat nicht leiten, sondern nur pflegen kann. Die Gesetzgebung, die sich nicht übereilen darf, bekennt sich meist nur erst zu den richtigen Principien in diesem *Stück*, *ohne die* Ausführungen schon zu wagen. Aber Jedermann fühlt, dafs *auch* die Ausführung folgen wird, dafs die Kirchen sich unter der selbstverständlichen Schranke der Staatsgesetze einer selbständigen Entwicklung erfreuen und so zum wahren Segen der Gesellschaft ihre göttliche, stille Wirksamkeit ganz entfalten werden. Von der Erziehung aber besteht noch zumeist die Meinung, sie sei Angelegenheit des Staates. Man ist nicht nur bereit, ihm die Leitung von Kriegsschulen, Gewerbe-, Bau-, Webeschulen zu überlassen und Facultätsstudien für Aerzte, Apotheker und Juristen anzuordnen, wogegen nichts zu sagen ist, sondern man will ihm auch ferner die Leitung der Volksschulen, (der Bürgerschulen, Realschulen) und Gymnasien, die er zum Heil früherer Zeiten geführt hat, principiell belassen und, wenn man Einigen glauben darf, sie ihm, wenn er nur liberale Ausstattung aus Staatsmitteln gewährt, noch mehr als bisher übertragen. Ob die einzelnen Schichten der deutschen Bevölkerungen wirklich noch so tief stehen, dafs sie ohne die Staatsbevormundung in der Erziehung ihrer Angehörigen hinter dem absolut nöthigen Mafs von Anstrengung zurückbleiben würden, ist eine Frage, die mehr

---

[1]) Ich erinnere daran, mit welcher Leichtigkeit und Sicherheit in früherer Zeit die kirchlich-staatlichen Behörden das Volk meist leiteten; in unsern Tagen wollte die Zürcher Republik einen pantheistischen Professor anstellen, und siehe, man liefs es sich nicht mehr gefallen; und der König von Hannover wollte einen Katechismus, der noch dazu besser war als der bisher geltende, einführen, und er sah sich veranlafst, davon abzustehen.

empirische Kenntnis erfordert, als ich sie habe. Müfste sie bejaht werden, so würde der Schulzwang für die Elementarbildung an den betreffenden Orten in der bisherigen Weise bleiben müssen, so lange dieses Unglück fortbesteht. Weiter ergeben sich keine Sätze für die staatliche Culturleitung daraus. Das Princip wird nicht davon afficirt, über den Zeitpunct aber, wo der Staat sich entschliefst, einem durchgesprochenen Princip Folge zu leisten, hat der Einzelne nicht zu bestimmen. Für das Princip einzutreten, heifst jetzt schon lange nicht mehr etwas Unerhörtes vertheidigen. W. v. Humboldt (im Jahr 1792), Herbart, Schleiermacher, Mager, Stoy haben in mancherlei Art die richtigen Gesichtspuncte aufgestellt. Zum Theil haben sie deshalb wenig Eingang gefunden, weil sie zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit zu wenig unterschieden (wie denn Mager erst im Jahre 1848 merkte, dafs im deutschen Vaterlande der Sinn für wahre Freiheit noch sehr gering sei und man meist nur darauf denke, der lieben Staatsfürsorge und Staatserziehung eine demokratischere und aufgeklärtere Richtung zu geben; weshalb er unumwunden eingestand, er wisse für die Praxis des Schulregiments keinen Rath), zum Theil haben sie darum wenig Aufmerksamkeit gefunden, weil sie nicht deutlich und scharf genug positiv diejenige Organisation des Schulwesens skizzirten, welche möglichst die Mängel verhüten könne, die dem bisherigen anhafteten. Denn manche Leser konnten glauben, man wolle nun dem Privatschulwesen oder der Kirche alles überlassen, was freilich verkehrt genug wäre. Aber es hat sich gezeigt, dafs detaillirte Bilder der erwünschten Schulgenossenschaften auf dem Boden der Familie, der freien Kirche, der Gemeinde und Provinz doch auch für die Meisten zu früh gekommen wären. Wen aber nach einem solchen Versuch verlangen sollte, kann ihn in Magers Revue, 1848 Dezemberheft, in einer Skizze von mir (Deutsche Zeitschrift 1860, No. 48 ff.) und in dem Evangel. Schulblatt von F. W. Dörpfeld besonders 1862. Heft 3 u. 4 leicht finden. So viel ich sehe, ist die Sache nicht dringend. Und die Ausgestaltung der Kirche wird auf jeden Fall erst abzuwarten sein.

Es hat mich aber gefreut, in einem neuen tüchtigen Buch eines Fachmannes: Grundzüge der Politik nebst einzelnen Ausführungen von Georg Waitz, 1862, eine gute Andeutung über unser Problem zu finden in dem 2. Kapitel, welches vom Bereich des Staates handelt. Er spricht S. 11 von demjenigen, was aufser diesem Bereich sei, wohin er rechnet die Sorge für Nahrung, Kleidung, Lebensweise, Gesundheit, Fabrikation und Handel durch eigene Unternehmungen, Eigenthumsrecht an Menschen, Grund und Boden. Nachdem er nun noch von der Selbständigkeit der Familie gesprochen, heifst es weiter:

„Die Erziehung und der Unterricht haben eine Bedeutung für die Familie, den Staat, die Kirche. Die Bestimmung derselben ganz durch den Staat und die völlige Freiheit vom Staat sind gleich wenig berechtigt. — Wenn der Staat das Bedürfnis fühlt, den Unterricht ganz in die Hand zu

nehmen, ist es regelmäfsig ein Zeichen, dafs er sich von seiner natürlichen Grundlage, dem Bewufstsein des Volkes, entfernt. — Der Staat hat das Recht, zu fordern, dafs die Erziehung nicht ganz vernachlässigt werde, dafs sie keine ihm geradezu feindliche Richtung nehme, dafs sie gewisse für seine Aufgabe nothwendige Resultate erziele. Er wird aufserdem dafür sorgen, dafs besondere Bedürfnisse, die er hat, befriedigt, auch allgemein die nationale Bildung, Wissenschaft und Kunst gefördert werden."

Hiermit kann man sich zunächst vereinigen, obwohl sich in der Ausführung dieser wenigen Worte noch verschiedene Wege einschlagen liefsen. Sind einmal die Organisationen da, welche an den oben erwähnten drei Orten im Ganzen übereinstimmend beschrieben sind, dann werden die meisten der Fragen, welche uns jetzt im Staatsschulwesen so viel Schwierigkeit machen, von den Betheiligten selbst aus dem dann geschärften Interesse erledigt werden, auch die Frage nach der Enge oder Weite des Religionsbekenntnisses in der Schule. So lange wir aber in den gegenwärtigen Zuständen verbleiben, wird eine Schrift, die, wie die von Herrn Meyer, die Consequenz des modernen Staatsbegriffs durch mehrfache Rücksicht auf die Thatsache des christlich-confessionellen Volkes zu mildern sucht, auf Viele eine wohlthuende Wirkung äufsern.

Berlin, Januar 1863. W. *Hollenberg*.

Nachdem dies geschrieben war, bekam ich von *Dörpfeld's* Evangel. Schulblatt das Januarheft 1863 und fand darin eine Nachbemerkung, die ich hierher setze, da sie dasselbe Buch betrifft, welches uns zu den vorstehenden Bemerkungen veranlafst hat, und zugleich einen allgemeinern Gedanken lebhaft veranschaulicht. Der Verfasser Dörpfeld sagt also:

„Einen Punkt, der sonst bei der Besprechung über das Verhältnifs der Schule zur Kirche recht breit zur Sprache zu kommen pflegt, hat die unserige gar nicht einmal erwähnt: die Stellung des Lehrerstandes zum Bekenntnifs der Kirche. Es ist das aus guten Gründen mit Fleifs geschehen. Die Gründe sind diese: Principiell gefafst, ist die Frage so einfach, dafs die Antwort sich so zu sagen von selbst versteht: die rechte Schulgemeinde steht auf dem Boden der Kirche, somit kann es nicht mehr zweifelhaft sein, wie ihr Lehrerstand sich zum Bekenntnisse der Kirche zu verhalten habe; — als eine technische, der jetzigen Zeit und dem Staatsschulwesen angehörige betrachtet, ist die Frage aber wiederum so verwickelt, dafs eine Verhandlung darüber entweder nicht zum Ende oder nicht zum Abschlufs kommen kann. So lehrt die Erfahrung zur Genüge, auch wieder eine umfangreiche neue Schrift, die speciell diesem Thema gewidmet ist. „Religionsbekenntnifs und Schule. Eine geschichtliche Darstellung und Kritik von Dr. Jürgen Bona Meyer." (Von demselben Verfasser erschienen früher zwei Schriften über das Hamburgische Schulwesen.) Man kann gestehen, dafs der Herr Verf. in der vorliegenden Schrift seinen Gegenstand mit Umsicht, Besonnenheit und auf Grund guter Bekanntschaft mit der einschlägigen Lit-

teratur erörtert hat; doch scheinen einige rheinische Autoren, wie Mager und Zahn, deren Name doch sonst in Deutschland wohlbekannt ist, ihm zu seinem Schaden fast ganz unbekannt geblieben zu sein. Wir an unserm Theil sind dem Hrn. Dr. Meyer für seine mühsame Arbeit dankbar; aber es ist uns schier unbegreiflich, wie ein verständiger Mann, der gern seine Sache aus dem Parteitreiben herausretten möchte, nicht einzusehen vermag, dafs der von ihm eingeschlagene Weg eine Sackgasse ist, dafs er mithin nothwendig zwischen den Parteien stecken bleibt. Wenn der Staat die Leitung des Schulwesens behält, so hilft es zur Lösung der Frage nichts, dafs die Kirche frei gegeben wird; im Gegentheil, die freie Kirche wird nun Hände und Füfse regen, die zuvor gebunden waren, und wird ihrem Volke in Erinnerung bringen, dafs das Gewissen bei der Schule eben so gut betheiligt ist als bei rein kirchlichen Angelegenheiten. Dann zieht der Staat an dem Schulzipfel, den er gerade gefafst hat, und die Kirche an dem ihrigen, und — die Schule reifst auseinander. Was die Pädagogik dazu sagen, oder vielmehr denken würde, — denn zu sagen hat sie nichts, weil ihr das Organ fehlt, — darum bekümmern sich beide Theile nicht. Oder aber: der Staat drängt mit seinen politischen Bildungsidealen und die Kirche mit ihren kirchlichen auf die Schule ein, und — der Lehrerstand geräth zwischen Thür und Angel. Zu diesem Reifsen und Drängen von Seiten des Staates und der historischen Kirchen kommt nun noch das Zerren und Drücken Derer, welche für irgend eine der 99 philosophischen Confessionen, oder mit den Herren Materialisten für das Stoffwechsels-Mysterium schwärmen. Ob nun ein theoretisirender Pädagoge in dieses Parteigewirre hineinruft: Bst, bst, meine Herren, seien Sie gef. besonnen, mäfsigen Sie sich, vertragen Sie sich, und lassen Sie mich auch einmal zu Wort kommen! — oder ob er schweigend zuschaut, — das eine gilt und fruchtet so viel als das andere; es wird eben Niemand auf ihn achten. Jede Partei kümmert sich nur so weit um die Pädagogik, als diese ihr fertiges Bildungsideal ausführen helfen soll. Und mit Recht. Die Pädagogik ist eine praktische und darum ziemlich abhängige Wissenschaft. Sie hat weder den Beruf noch das Vermögen, zu bestimmen, was zur Bildung gehört und was nicht. Das ist die Aufgabe anderer Wissenschaften und des wirklichen Lebens. Das Bildungsideal gehört zu dem, was der pädagogische Theoretiker wie der pädagogische Praktiker vorfindet, woran er so wenig etwas zu ändern hat als der Feldherr an dem Terrain, auf welchem er kriegen soll. Der Pädagoge kann nur sagen, auf welchem Wege das gegebene Bildungsziel unter den gegebenen Umständen am besten zu erreichen ist. Ist die allgemeine Aufgabe gestellt, dann allerdings gebührt der Pädagogik das erste Wort. Zu diesem ihr mit Recht gebührenden Wort kann sie aber noch nicht einmal gelangen weder auf wissenschaftlichem Boden durch Lehrstühle auf den Universitäten, noch im praktischen Leben durch Organisation einer Schulgenossenschaft. Wer nun ein gesundes Bildungswesen fördern will, zumal ein solches, das mit den andern Mächten in Frieden lebt, wird daher, wenn er klug ist, dem Hader der Theologieen und Philosophieen vorab aus dem Wege gehen und dahin zu wirken suchen, dafs die Pädagogik nicht mehr nöthig hat, wie ein Gespenst in der Luft umherzuschweben, sondern einen wirklichen Leib mit tauglichen Organen bekommt."

II.

Erklärung in Sachen der Bunzlauer Schulordnung[1]).

Gegenüber der ausführlichen Kritik, welche die dem Osterprogramme von 1862 beigefügte Schulordnung des hiesigen Gymnasiums in der Berliner Zeitschrift für das Gymnasialwesen (Februarheft 1863) unterzogen worden ist, sieht sich der Director und das Lehrer-Collegium zu der nachstehenden Erklärung veranlafst:

1. Die Schulordnung wurde von dem Herrn Provinzial-Schulrath Dr. Scheibert gröfserentheils bereits, während derselbe hier 4 Tage zur Uebernahme und Revision der Anstalt verweilte, ausgearbeitet, nachdem ihm in Folge seiner Mittheilungen über die Einrichtungen der Friedrich-Wilhelmsschule zu Stettin von dem Director der Wunsch, diese letzteren genauer kennen zu lernen, ausgesprochen worden war.

2. Der Entwurf wurde dem damaligen Lehrer-Collegium zur Berathung übergeben nicht als Verordnung der Behörde, sondern ausdrücklich als die werthgeschätzte Gabe eines erfahrenen Pädagogen, der früher selbst eine Anstalt eingerichtet hatte, und als ein Document seiner wohlwollenden Theilnahme für das neu gegründete Gymnasium.

3. In der vom Collegium adoptirten Form ist hierauf die Schulordnung dem Herrn Provinzial-Schulrath Dr. Scheibert eingereicht und von demselben gutgeheifsen worden. Lediglich auf diesen Hergang bezieht sich der Ausdruck des Vorwortes: „nach erfolgter Genehmigung".

4. Bei dieser historischen Sachlage mufste dem Collegium in der That die Befürchtung fern bleiben, durch ein für immer feststehendes und von Aufsen gegebenes Gesetz die individuelle Freiheit des einzelnen Lehrers beschränkt zu haben; es erkannte vielmehr in der bis in's geringste Detail ausgeführten Norm nur die Grundlage, auf welcher sich eine eigenthümliche Praxis der Anstalt durch die gewonnenen Erfahrungen allmählich erst zu entwickeln habe.

5. Ueber den Zweck des Abdrucks der Schulordnung hat sich das einleitende Wort „Zur Verständigung" hinreichend klar ausgesprochen. Nur der Umstand, dafs die Schulordnung an Stelle der sonst üblichen wissenschaftlichen Beigabe trat, brachte die ausschliefslich für den engeren Kreis hiesiger Schul- und Familien-Erziehung bestimmte Mittheilung unvorhergesehen auch vor das Forum fremder Kritik.

Bunzlau, den 22. April 1863.

Der Director und das Lehrer-Collegium
des Gymnasiums.

---

[1]) Wir haben diese „Erklärung" erst jetzt abdrucken können, weil bei ihrem Eintreffen der Satz des Maiheftes schon fast vollendet war.
Die Red.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Preufsische Programme aus dem Jahre 1862 [1]).

I. Schulkunde.

Linz a. R., kath. Progymn. Reinkens, Die Aufgabe der Pädagogik als Wissenschaft.

Perleberg, Realsch. 1861. Dihm, Ueber den Begriff Bildung und seine Anwendung auf das Gebiet der Erziehung.

Mörs, Progym. Reden bei der Einführung des Rectors Dr. Jäger.

Brieg, Gymn. Guttmann, *Henrici Martini ordo lectionum et methodus docendi.*

Hagen, Realsch. Danz, Das neue Gymnasium.

Landsberg a. d. W., Gymn. 1861. A. Pfantsch, Zum lat. Unterricht in der Sexta.

Quedlinburg, Gymn. Matthiä, Zur Frage über den deutschen (grammatischen) Unterricht.

Aachen, kath. Gymn. Oebeke, Ueber den Unterricht im Deutschen auf den preufsischen Gymnasien.

Halberstadt, Realsch. Director Dr. Spilleke, Mittheilungen aus einem handschriftlichen Visitationsbericht vom Jahre 1589.

Lyk, Gymn. 1861. Fabian, Ueber die Aufnahme der Schüler ins Gymnasium.

Greifswald, Gymn. u. Realsch. H. Fischer, Nekrolog von Director Hiecke.

Görlitz, Realsch. Jehrisch, Materialien und Quellenunterlagen zu historischen Vorträgen.

Rheydt, Höh. Bürgersch. Hobirk, Methodik des Geschichts-Unterrichts an höhern Bürgerschulen.

Potsdam, Realschule 1. Ordnung. Telle, Ueber Einrichtung und Zweck des Turnunterrichts an Schulen (für die Eltern bestimmt).

Berlin, Königstädt. höh. Stadtsch. oder Realsch. Patzke, Der Turnunterricht in den höhern Unterrichtsanstalten.

---

[1]) Ausgelassen sind die mathematischen und naturwissenschaftlichen Abhandlungen und noch einige andere. Aus dem Jahre 1861 und 1863 sind hier und da auch einige Titel hinzugefügt.

Lennep, höh. Bürgersch. Thieler, *La législation sur l'instruction primaire en France.*

Cüstrin, Realsch. Schmidt, *On education in England.*

Elberfeld, Gymn. G. Petri, Ueber die *public schools* in England.

Culm, Gymn. Lozynski, Geschichte des Gymnasiums während der ersten 25 Jahre seines Bestehens (seit 1837).

Sorau, Gymn. Klinkmüller, Die Umgestaltung des Sorauer Gymnasiums unter Preufsischer Oberhoheit von 1815 bis 1862.

Landsberg a. d. W., Gymn. Tzschirner, Zur Geschichte der Schule.

Crossen, höh. Bürgersch. Petermann, Beitrag zur Geschichte der Schule.

Breslau, Elisabet-Gymn. Fickert, Zur Geschichte des 300jährigen Jubiläums der Anstalt.

Breslau, Realsch. am Zwinger. Kletke, Mittheilungen aus der Geschichte der Anstalt bis 1860 incl.

Hirschberg, Gymn. Dietrich, Zur Geschichte des Gymnasiums.

Bunzlau, Gymn. Beisert, Zwei Beiträge zur Geschichte des Gymnasiums.

Erfurt, Gymn. Weifsenborn, Hierana II. Geschichte des Erfurtischen Gelehrtenwesens (1583—1820).

Halle, Latein. Schule. Eckstein, Frankesche Stiftungen.

Essen, Gymn. Tophoff, Die höhern Schulanstalten in Essen vor der Vereinigung derselben zu dem jetzigen Gymnasium im Jahre 1819.

Koblenz, Gymn. Dominicus, Geschichte des Koblenzer Gymnasiums. I. Theil (1580—1599).

Köln, Realsch. Schellen, Entwicklungsgang der Realschule bis zur Gegenwart.

Rheine, Gymn. Grosfeld, Geschichte des Gymnasiums in Rheine.

Münster, Realsch. Rafsmann, Biographische und literarische Nachrichten von Münsterschen Schulmännern aus dem 15. u. 16. Jahrh.

II. Theologisches.

Bielefeld, Gymn. Lüttgert, Mythologie, Glauben und Cultus der Griechen und Römer vom Standpunct des Christenthums aus betrachtet.

Kempen, kath. Gymn. Schürmann, *De Basilio et Greg. Nazianzeno literarum antiquarum studiosis.*

Wipperfürth, Progymn. Burgartz, Albertus Magnus, ein historisches Bild.

Rofsleben, Klostersch. Burghardt, Studien über den römischen Catholicismus.

Kreuznach, evang. Gymn. Axt, Die heil. Schrift das Buch aller Bücher auch in kulturhistorischer allgemein wissenschaftlicher Hinsicht.

Spandau, Gymn. König, Beitrag zur Einleitung in das A. und N. Test. auf höhern Schulanstalten.

Düsseldorf, Gymn. Krahe, Ueber Evangel. Johannis 2, 1—12.

Berlin, erste städt. höh. Töchtersch. Bucher, Ueber die Bedeutung und den ethischen Werth der Offenbarung Johannis.

Siegen, Realsch. Schulz, Die neutestamentlich Lehre vom Staate.

Gütersloh, Gymn. Rumpel, Wesen und Bedeutung des Wunders.

Neufs, kath. Gymn. Kleinheidt, Die Wunder und ihre Beweiskraft.

Burg, Realsch. A. Kirchner, Religionslehrer, 4 Schulreden.

Nordhausen, Gymn. 1) Dir. Dr. **Schirlitz**, Vortrag am Tage der Krönungsfeier Sr. Maj. des Königs Wilhelm den 18. Octbr. 1861. 2) Lied des Conr. Dr. **Rothmaler**. 14 S. und 1 S.

III. Alte Sprachen.

Lissa, Gymn. **Olawsky**, Nachtrag zu der Abhandlung über die Wurzeln πιθ und πυθ.

Königsberg, Gymn. 1861. **Jahn**, *Grammaticorum graecorum doctrina de pronominibus.*

Berlin, Friedrich-Werdersches Gymn. **Klemens**, Der Optativ des Perfects im Bedingungssatz.

Neustadt in Westpr., Progymn. **Thomaszewski**, *De praepositionis κατά in compositis significatione, quatenus ex Thucydidis historia cognosci possit.*

Neu-Ruppin, Gymn. 1861. **F. H. Kaempf**, Ueber den aoristischen Gebrauch der griech. Aoriste und des Particip. perf. der lat. Verba passiva, neutro-passiva und deponentia.

Cottbus, Gymn. **Braune**, Ueber das hypothetische Satzgefüge der griech. Sprache.

Brandenburg, Ritter-Akad. **Seidel**, *De comparativis et superlativis apud poetas Graecorum omnibusque, quae in eorum similitudinem incurrunt ut δεξιτερός, ἀριστερός deque adverbiis ut ἀνωτέρω, προτέρω.*

Soest, Gymn. **Legerlotz**, Die sogenannte epische Dehnung und Verkürzung bei Homer.

Liegnitz, Ritter-Akad. **Scheibel**, *De dithyramborum graecorum argumentis.*

Trier, Gymn. **Reisacker**, Der Todesgedanke bei den Griechen. Eine historische Entwicklung mit besonderer Rücksicht auf Epikur und den römischen Dichter Lucrez.

Frankfurt a. d. O., Gymn. **Fittbogen**, *De Pelasgis.*

Brandenburg, Gymn. 1861. **Rich. Bergmann**, *De inscriptione Cretensi inedita.*

Duisburg, Gymn. **Liesegang**, *De XXIV. Iliadis rhapsodia dissertatio.*

Köln, Marzellen-Gymn. **Kratz**, *De Minervae interventu in Homeri Odyssea.*

Prenzlau, Gymn. 1861. **W. Pökel**, Bemerkungen zur Odyssee.

Bedburg, Gymn. **Wiel**, *Observationes in Orphei Argonautica III.*

Treptow a. d. R., Gymn. **Bredow**, *De Herodoti ratione theologica atque ethica.*

Berlin, *Collège royal français.* **J. Wollenberg**, *LXIII locos ex Herodoto excerptos, qui in codice Peiresciano exstant recensuit.*

Trzemeszno, Gymn. **Jerzykowski**, *Interpretatio prooemii historiae Thucydideae.*

Gleiwitz, Gymn. **Spiller**, *Commentationis criticae de Xenophontis Historia Graeca particula.*

Cleve, Gymn. **Tillmanns**, *Miscellanea critica e Xenophonte.*

Conitz, Gymn. **Lowinski**, *Diverbii Aeschylei secundum rationem antitheticum emendati specimen.*

Magdeburg, Pädagogium zum Kloster unser lieben Frauen. **Ortmann**, Beiträge zur Kritik und Erklärung des Agamemnon von Aeschylus.

Berlin, Friedr.-Wilh.-Gymn. **E. Borchard**, *De Aeschyli Choephorum parodo.*

Halle, Pädag. **Weicker**, *De fragmentis fabularum quae ad primordia artis Sophocleae referuntur.*
Greiffenberg i. P., Gymn. **Pitann**, *Quaestionum Sophoclearum pars I.*
Eisleben, Gymn. **Rothe**, *De Sophoclis Trachiniarum argumento commentatio.*
Thorn, Gymn. u. Realsch. I. Ordn. 1861. **Bergenroth**, Ist der König Oedipus des Sophokles eine Schicksalstragödie?
Ratibor, Gymn. **Levinson**, *Adnotationes ad Jonis Euripideae canticum primum et parodum.*
Torgau, Gymn. **Vitz**, *De Iphigeniae Aulidensis auctore et fatis. I.*
Marienburg, Gymn. **Braut**, *Euripides mulierum osor num recte dicatur. II.*
Magdeburg, Dom-Gymn. **Rehdantz**, *De parabasi in Aristophanis Acharnensibus commentatio.*
Merseburg, Gymn. **Müller**, Beiträge zur Kritik des Lysias.
Demmin, Progymn. L. **Schmidt**, Uebersetzungsproben aus Theokrit, nebst Einleitung und Erklärung.
Warendorf, Gymn. **Goebbel**, *De Theocriti id. I. II Bionis epitaphii Adonidis Moschi epit. Bionis, Virgilii eclogae VIII.*
Züllichau, Pädag. 1861. Fr. **Hanow**, *In Theophrasti characteras symbolae criticae II.*
Potsdam, Gymn. Dir. **Rigler**, *Meletemata Nonniana Part. VI.*
Sagan, Gymn. **Kayser**, *De Aristarchi aetate minoris canonibus.*

Marienwerder, Gymn. 1861. **Zeifs**, *De vocabulorum umbricorum fictione.*
Grofs-Glogau, kath. Gymn. **Knötel**, Das Sühnfest von Iguvium.
Graudenz, Realsch. 1861. **Cuno**, Keltisch-italische Studien II.
Colberg, Gymn. **Fröhde**, Ueber den etymologischen Ursprung des latein. *F* im Anlaute.
Königsberg i. Pr., Kneiphöfisches Gymn. **Lentz**, *De verbis latinae linguae auxiliaribus. P. III.*
Bromberg, Gymn. **Januskowski**, *De adverbiis a verborum participiis et ab adjectivorum comparativis atque superlativis formatis.*
Guben, Gymn. **Wichert**: Ueber die Ergänzung elliptischer Satztheile aus correspondirenden im Lateinischen. II.
Gumbinnen, Gymn. 1861 **Basse**, Hypothetische Sätze in der mustergültigen lateinischen Prosa (zugleich für Schüler bestimmt). 1. Theil.
Insterburg, Gymn. **Schaper**, *De tertio hexametri Latini ordine. I.*
Köln, Friedr.-Wilh.-Gymn. **Kocks**, *De caesura versus hexametri poetarum Latinorum quae est post quinti pedis arsin.*
Rössel, Progymn. 1861. **Friebe**, *Qui fuerint apud Romanos ritus funerum. III.*
Neifse, Gymn. **Jung**, *De Satira Romana.*
Liegnitz, Gymn. **Brix**, *Emendationes in Plauti Captivos.*
Deutsch-Crone, Gymn. **Martini**, Sprachliche und sachliche Erörterungen zu Caes. d. b. g. VII, 23.
Oppeln, Gymn. **Kayfsler**, *De rebus a C. Julio Caesare apud Herdam in Hispania gestis.*
Posen, evang. Gymn. **Heine**, *Quaestionum Tullianarum specimen.*
Rastenburg, Gymn. 1861. Fr. **Richter** I., Bemerkungen und Verbesserungen zu einigen Reden des Cicero (Sex. Rosc., de imp. Cn. P., in Caecilium, in Verrem IV. V, in Catil. I—IV, pro Mur.).
Potsdam, Gymn. 1861. G. **Sorof**, *De Ciceronis pro L. Murena oratione I.*

Luckau, Gymn. 1861. **Bauermeister**, Ciceros Rede de imp. Cn. Pompei nach ihrem rhetorischen Werth erläutert.
Königsberg i. d. NM., Gymn. **Nauck**, Erklärung von Virg. Aen. I, 1—405.
Spandau, Progym. 1861. H. **Schütze**, *Quaestiones Ovidianae I.*
Arnsberg, Gymn. **Hoegg**, *De aliquot Horatii carminibus commentatio.*
Köln, Aposteln-Gymn. **Klein**, *De varia discrepantium in carminibus Horatianis scripturarum origine et emendatione.*
Berlin, Wilhelms-Gymn. **Hirschfelder**, *Quaest. Horatian. specimen.*
Berlin, Gymn. zum grauen Kloster. **Heinr. Müller**, *Quaestiones Horatianae.*
Puttbus, Pädag. **Drenkhahn**, Zur Kritik des Tibull.
Breslau, kath. Gymn. **Görlitz**, *De Jubae II regis Mauritianae fragmentis. II.*
Danzig, Gymn. **Roeper**, *M. Terentii Varronis Eumenidum reliquiae III.*
Brandenburg, Ritter-Akad. 1861. **Koch**, *Emendationes Livianae. II.*
Bonn, Gymn. **Freudenberg**, *Observationes Livianae.*
Breslau, Friedrichs-Gymn. **Geisler**, *De Plinii minoris vita.*
Naumburg, Gymn. **Holstein**, *De Plinii minoris elocutione.*
Schweidnitz, Gymn. **Held**, *De Cn Domitio Corbulone.*
Breslau, Mar.-Magd.-Gymn. **Lindner**, *De Arellio Fusco.*
Görlitz, Gymn. **Joachim**, *Nonnulla de elocutione Taciti.*
Schleusingen, Gymn. **Voigtland**, Tacitus Agricola übersetzt.
Memel, Gymn. **Becker**, *Quaestiones criticae de C. Suetonii Tranq. de vita Caesarum libris VIII.*
Prenzlau, Gymn. **Martin**, Beiträge zur Kritik des Velleius.

IV. Französisch.

Lauenburg, Realsch. **Haase**, *Solution des difficultés que présente l'accord du participe passé dans la langue française.*
Aschersleben, Realsch. Dr. **Stähle**, *La Farce de Pathelin* in literarischer, grammatischer und sprachlicher Hinsicht.
Brandenburg, Realsch. 1861. **Goldbeck**, Zur Kritik der französischen Tragödie.
Burgsteinfurt, Gymn. u. Realsch. 2. Ordn. **Schütz**, Ueber Ségurs *histoire de Napoléon.*
Trier, Real- u. Gewerbesch. **Viehoff**, Blüthenstraufs französischer Poesie, deutsch.

V. Englisch.

Wesel, Gymn. **Richter**, Das Wycliffesche Evangel. Johannis in der Tauchnitzer *Collection of British Authors.*
Neustadt-Eberswalde, Oberschule. **Mensch**, *On the english translations of the Bible.*
Nordhausen, Realsch. **John**, *The drama and dramatists of England from* 1650—1750 (Continuation).
Eupen, höh. kath. Stadtsch. **Ahn**, John Miltons Leben und poetische Werke.
Halle, Realsch. I. Ordn. **Hölzke**, *D. Hume and T. B. Macaulay.*
Magdeburg, Realsch. I. Ordn. **Bochdanetzky**, *Life and writings of Thomas Babington Macaulay.*

VI. Weltkunde.

Münster, Gymn. Schipper, Die Autonomie bei den alten Griechen.
Emmerich, Gymn. Rottenrott, Wem stand im Röm. Staate das Recht der Besteuerung und der Verfügung der Staatsgelder zu?
Münstereifel, Gymn. Cramer, *De senatus Romani prudentia.*
Düsseldorf, Realsch. Honigsheim, Der Korinther Timoleon.
Stolp, Gymn. Horstig, *Quaestionum Duridearum particula I.*
Halberstadt, Dom-Gymn. Gymnasiallehrer Dr. Wutzdorff, Character, Politik und Kämpfe des Kardianers Eumenes.
Düren, Gymn. Rangen, Des Pyrrhos Zug nach Sicilien.
Heiligenstadt, kath. Gymn. 1861. Gymnasiall. Schneiderwirth, Hiero II. von Syracus.
Rawicz, evang. Realsch. Geisler, Die Zeit der Gracchen.
Grünberg, Realsch. Hefs, Aus dem Leben des Kaisers Augustus.
Frankfurt a. d. O., Realsch. Kraffert, Bilder aus der römischen Kaiserzeit.
Breslau, Realsch. zum heil. Geist. Friese, Die Kosmologie des C. Plin. Sec.
Wernigerode, Progymn. Bachmann, *De limite a Tiberio coepto.*
Brilon, Gymn. Becker, Providentielle Bedeutung der Stadt Alexandria.
Rastenburg, Gymn. Volkmann, Bischof Ottos erste Reise nach Pommern.
Aachen, Realsch. Haagen, Aachen und die Grafen von Jülich im 13. Jahrhundert.
Berlin, Königl. Realsch. A. F. H. Schneider, Ueber den geschichtlichen Verlauf der Reformation in Liegnitz. 2. Theil.
Grofs-Glogau, Gymn. Grautoff, Henricus Stephanus. Eine Skizze seines Lebens und seiner Bedeutung.
Neustettin, Gymn. Lehmann, Graf Ewald Friedrich von Hertzberg. Ein Vortrag.
Mülheim a. R., Progymn. Pleimes, Historische Darstellung der Bildung und Auflösung des ehemaligen Grofsherzogthums Berg.
Elberfeld, Realsch. Schoene, Das Herzogthum Berg.
Frankfurt a. d. O., Realsch. F. Walther, Zur Statistik der vereinigten Staaten Nord-Amerikas.
Inowraclaw, Gymn. Sascke, Urkunden zur Geschichte der Stadt Inowraclaw.

VII. Deutsch.

Mülheim a. d. R., Realsch. Andresen, Die deutschen Familiennamen.
Wittenberg, Gymn. Stier, Ueber die Abgrenzung der Mundarten im Kurkreise.
Züllichau, Gymn. Schulze, Ueber Reinardus Vulpes ed. Knorr.
Stettin, Gymn. Lemke, Hartmann von der Aue.
Potsdam, Realsch. 1861. Biltz, Ueber die Archaismen in Luthers Bibelübersetzung.
Neifse, Realsch. Bauer, Die „Vögel“ von Goethe.
Mühlhausen i. Th., Gymn. Hasper, Ueber Goethes Torquato Tasso.
Luckau, Gymn. Director Dr. Below, Goethes Hermann und Dorothea als politisches Gedicht.
Tilsit, Gymn. Skrodzki, Schiller der gröfste Dichter der Nation. Theil I.

VIII. Philosophie.

Cottbus, Gymn. 1861. Hölzer, Grundzüge der Erkenntnifslehre in Platons Staate.

Stendal, Gymn. Liebhold, Ueber den philosophischen Zusammenhang der 3 Dialoge Phädrus, Symposion und Phädon mit besonderer Berücksichtigung des Mythus.

Berlin, Joachimsthalsches Gymn. Noetel, *Quaestionum Aristotelearum specimen.*

Berlin, Friedrichs-Gym. 1863. Laas, Aristotelische Textes-Studien.

Stargard, Gymn. Essen, Bemerkungen über einige Stellen der Aristotelischen Metaphysik.

Stralsund, Realsch. Dr. Lüdke, Ueber die praktische Klugheit (φρόνησις) beim Aristoteles.

Pyritz, Gymn. Kalmus, *Aristotelis de voluptate doctrina.*

Berlin, Cölnisches Realgymn. 1863. Haecker, Das Eintheilungs- und Anordnungsprincip der moralischen Tugendreihe in der Nikomachischen Ethik.

Pforte, Gymn. Heinze, *Stoicorum ethica ad origines suas relata.*

Wittenberg, Gymn. 1863. Winter, *Stoicorum pantheismus et principia doctrinae ethicae quam sint inter se apta et connexa.*

Lauban, Gymn. Bach, *De Syriano philosopho Neoplatonico I.*

Elbing, Realsch. Fofs, Ueber die Idee des Rechts in Herbarts Ethik.

II.

G. W. Nitzsch, Beiträge zur Geschichte der epischen Poesie der Griechen. Leipzig, Teubner, 1862. 472 S. 8. Preis 3 Thlr.

Aus der Hand des Herrn K. W. Nitzsch zu Königsberg in Verbindung mit Herrn Overbeck zu Leipzig, der den Druck leitete, empfangen wir in dem vorliegenden Werke die letzten Aufzeichnungen des Verfassers über Homer, die ursprünglich nur als populäre Einleitung zu einer Ausgabe von Ilias und Odyssee gemeint, sich zu dem bedeutenden Umfang von fast 30 Druckbogen erweiterten und dadurch natürlich der populären Fassung verlustig gingen. Es ist gut, dafs was sonst über die sogenannte homerische Frage geschrieben wird, sich gewöhnlich in engeren Grenzen hält, im andern Falle würde die Kenntnifsnahme von dieser Literatur einen Aufwand von Zeit und Receptionskraft erfordern, der in keinem Verhältnifs zu dem absoluten Werthe des recipirten stände. Die Schrift, die uns hier beschäftigt, hat das Verdienst, vieles des seit Lachmann auf diesem Gebiete geleisteten zu registriren, wenn auch nicht einer eingehenden Beurtheilung zu unterwerfen: meistentheils begegnen wir statt des letz-

teren nur Anführungen und Gutheifsungen „einheitshirtlicher“ Urtheile über solche Opuscula [1]).

Niemand verkennt, dafs N. von einer warmen, denkenden Liebe zur homerischen Poesie, von einem aufgeschlossenen Sinn für poetische Schönheit durchdrungen war. Vermöge dessen hat er in vielen Punkten das dichterische Verdienst des Homer, diejenigen Eigenschaften, um deren willen wir alle ihn über alle andern Dichter lieben, tief erkannt und mehrfach zu trefflicher Darstellung gebracht. Das Empfänglichsein für diese Schönheiten machte er mit Recht zur ersten Forderung für jede Beschäftigung mit dem Alterthum, allem kritischen Verhalten dagegen bei Lesung des Homer war er abgeneigt. Diese starke Abneigung aber war eine Einseitigkeit, die ihn theils gehindert, vieles richtiger zu erkennen, theils seinen Darstellungstrieb etwas übertrieben und wortreiche Wiederholungen hervorgebracht hat. Man kann mit ihm der wärmste Bewunderer homerischer Gröfse sein, die Ilias für das herrlichste halten, was je eine Literatur erzeugt, und doch an seinen immer erneuten Reisebeschreibungen über die homerischen Gedichte erlahmen und sich nach einem Stück Untersuchung sehnen.

In drei Büchern behandelt er hier seine bekannte Theorie, die bereits das frühere Werk, die Sagenpoesie der Gr. (Braunschw. 1852), sehr umfangreich dargelegt hatte. Einige Bemerkungen über den Geist des griechischen Volkes als einen Jünglingsgeist und über Sagenbildung im allgemeinen machen den Anfang. Sodann stellt das erste Buch (Sage und Dichtung) den Satz auf, das nationale Epos entwickele sich in zwei Perioden. Die erste sei die der kleinen Lieder über einzelne Ereignisse der Heroenzeit, die zweite bringt gröfsere Compositionen und damit erst die Kunstform der Gattung hervor. Ilias und Odyssee sind bekanntlich für N. solche gröfsere Ganze, die jedoch auch nach ihm „von Liedern der ersten Periode die zahlreichsten Beispiele erkennen lassen“ (S. 48), die vorhomerischen Lieder bei Homer selbst. Es folgen die jedem geläufigen Grundsätze von der Unschädlichkeit solcher Widersprüche, wie sie einige im Homer nachgewiesen zu haben glauben, und über das verfehlte solches Beginnens. „Sofern jeder solcher Nationaldichter einen in den kleineren Liedern überkommenen Stoff verwendet, nicht von Grund aus neu dichtet, sodann was bereits im Bewufstsein des Volkes lebt, zu beachten hat — bleibt leicht in der neuen Gestaltung hier und da etwas Nichtausgeglichenes. Dergleichen aber konnte den Zuhörern des lebendigen Vortrags nicht als störend zum Bewufstsein kommen“ (S. 49 f.). Dazu werden als beistimmend auf S 59 die Worte Ritschl's angeführt, wonach „aus einer reichen Fülle mündlich überlieferter epischer Einzellieder der ionische Homer diejenigen, die mit Eigenem verschmolzen den

[1]) Was die Vorrede sagt, jeder kleinste Beitrag der letzten Jahre sei kritisch geprüft und in seiner Bedeutung gewürdigt, ist nicht ganz richtig.

Umkreis der echten Ilias und Odyssee ausfüllten, kunstgemäfs verknüpfte" — „eine Entstehungsart, die schon ihrer Natur nach die Forderung eines das Kleinste durchdringenden Zusammenstimmens ausschlofs". Es kommt aber eben darauf an, was unter solchem Kleinsten zu verstehen ist und welche Bedeutung man den Namen Ilias und Odyssee beilegen will. Soll die Ilias sein, was wir so nennen, etwa mit Ausschlufs einzelner Einschiebsel, nicht einmal unumwunden des Schiffskatalogs und der Doloneia (S. 53; vgl. aber 472), so wird jener Satz nicht unbestritten bleiben. Und ist es ein kleiner chronologischer Verstofs (S. 77), wenn Athene von Here *A* 195 *οὐρανόθεν* herabgesendet wird, während nach Thetis' Erzählung sämmtliche Götter gestern (224) zu dem Aethiopenschmause sich begeben haben, so wird wohl mancher bekennen, dafs ihm von solchem Mafsstabe der Begriff fehle. Aus dergleichen keine Folgerungen zu ziehen, das ist das Princip, wonach man verfährt. Wer solche Vorkommnisse mit der Einheit des Dichters nicht reimen kann, dem mufs man „Principlosigkeit" vorwerfen (S. 101). Wie ist es nur möglich, mit obigem Beispiel Sachen zu vergleichen, wie den Widerspruch in Don Carlos, dafs der Prinz im zweiten Act der Königin Handschrift zu kennen leugnet, im vierten aber von Briefen spricht, die sie ihm nach Alcala geschrieben? Hat Homer über dem ersten Gesange seiner Ilias so lange zugebracht, wie Schiller über jener Tragödie? „Hart im Raume", heifst es hier, „stofsen sich die Sachen", und zwar in einem so engen Raume, dafs derjenige Dichter ohne alles Gedächtnifs sein müfste, welchem dergleichen entschlüpfte. Woher wissen wir denn, dafs bis auf Lachmann niemand diesen Widerspruch wahrgenommen habe? Der Mangel eines schriftlichen Zeugnisses darüber kann doch wohl nicht statt eines Beweises dienen. Wir sehen daraus höchstens, dafs lange Zeit niemandem der Gedanke gekommen ist, Ilias und Odyssee könnten nicht in ihrem ganzen Umfang und Plan von einem einzigen Dichter herrühren [1]).

Neue Gründe, eine neue Ansicht über die ganze Frage, werden wie gesagt in der besprochenen Schrift nicht vorgetragen. Uns fehlt also eigentlich die Veranlassung, öfter gesagtes zu vertheidigen oder an die Stelle von widerlegtem anderes zu setzen.

---

[1]) Ich kann nicht unterlassen, hier auf eine starke Unbegreiflichkeit aufmerksam zu machen, die sich hier auf S 77 findet. Aus Hieckes Munde wird angeführt, „Lachmann habe selbst den Widerspruch nicht wahrgenommen, wo er wiederkehre, da er nämlich die *ἀνακεφαλαίωσις* hoch belobe (p. 6 u. 7). L. hätte nothwendig einen Schritt weiter gehen und v. 366—392 mit Sch. *A* zu 365 für Einschiebsel erklären sollen". Die *ἀνακ.* fällt bei L. in die zweite Fortsetzung 348—429. 493—611, die eben nach ihm weder mit der ersten Fortsetzung noch mit den Haupttheilen der Erzählung zu vereinigen ist. Und ferner ist in derselben nicht mit einer Sylbe von Heres Einwirkung auf Achill die Rede, wie sollte also da der Widerspruch vorkommen können? Nitzsch würde selber den Kopf schütteln, wenn er diese Stelle seines Buches vor sich sähe.

Wir werden uns daher auf Mittheilung des wesentlichen Inhalts beschränken.

Nur wegen eines Satzes glaube ich Verwahrung einlegen zu müssen, der jedem in Lachmanns Methode forschenden eine Absurdität obtrudirt. Glücklicherweise ist es nicht ein Satz von Nitzsch selbst, er bekennt sich nur dazu und führt ihn als ihm aus der Seele gesprochen an. Herr Bäumlein nämlich hatte in seiner Recension der Lachmannischen Betrachtungen sich also vernehmen lassen: „wir erhalten damit die höchst singuläre Erscheinung, dafs wir in den kleineren Liedern die Vorstufe, in den — kyklischen Dichtern den Verfall des Epos (? N.) vor uns haben, und die in einheitlichen Handlungen gröfserer Epen sich darstellende Blüthe völlig fehlt" (S. 58). Die Blüthe fehlt nicht, wir sehen sie nur in etwas anderem, als Herr Bäumlein. Wenn zwei Dichter in aufeinander folgenden Zeitaltern kürzere epische Lieder schaffen, so kann das eine in roher primitiver Form, das andere in vollendeter Kunstform gedichtet sein. Und ich glaube, es wird sich aus einer Vergleichung der in Ilias und Odyssee sich findenden vorhomerischen Lieder mit den homerischen selbst ein Unterschied ergeben, bei welchem für die letzteren nicht die geringere Qualität sich herausstellt. Man sehe einmal des Nestor Erzählungen darauf an, und man wird schwerlich ihnen vor der Patroklea, vor Hektors Zusammenkunft mit Andromache oder auch mit Hektors Lösung den Vorrang zuerkennen.

Das wäre das eine. Aber etwas anderes kommt dazu, was allerdings über die gröfsere Kunst in der Behandlung des einzelnen hinausgeht. Die homerischen Dichter haben das Streben des Gruppirens und des Zusammendenkens einer Kette von poetischen Gebilden, durch die eine leitende Idee geht. Wenn ich von homerischen Dichtern spreche, so meine ich damit nicht, dafs in dem Zeitalter dieser Poesie jeder beliebige Mensch zu solchem Schaffen befähigt gewesen und nach Laune mit dieser Ader hervorgetreten sei — auch das wird fortwährend präsumirt (S. 57) — die **Masse** war poetisch gestimmt, aber nicht productiv. Sondern es gab ihrer mehr als heutzutage, in denen poetische Begeisterung lebendig war, es gab eine Gesellschaft, einen Kreis, eine Schule von Dichtern, in denen der Geist des herrlichsten von allen lebte und ähnliches, wie in ihm selbst, in einen von ihm erfundenen, gedachten Zusammenhang passendes hervorbrachte. Diese Ansicht hat auch Grote, hält sie aber nicht fest, sondern verliert sich in Inconsequenzen. Ich sehe nicht, was hierin unklar oder verschwommen ist, wenigstens nichts unklareres, als wenn man sich vorstellt, es sei aus einem einzigen Kopfe nicht blofs Geist und Plan, sondern auch der Körper zweier Werke wie Ilias und Odyssee geboren und ohne Gebrauch der Schrift als Ganzes fest gehalten worden. Denn noch wagen sich **die** Stimmen nur sehr schüchtern hervor, die gar nicht begreifen können, warum ihr Homer nicht solle geschrieben haben.

Wenn man sagt, es dürfe dem, was das Griechenvolk habe hervorbringen können, keine Grenze nach dem heutigen Mafs-

stabe gesteckt werden, so finde ich einen eigenthümlichen Widerspruch darin, dafs ebendieselben, die diesen Gedanken sehr stark betonen, das für eine Unmöglichkeit halten, dafs ein gröfserer Kreis von gleich gestimmten und im Ganzen gleich gebildeten Sängern die Idee eines einigen an erster Stelle schaffenden Hauptes angenommen und in einzelnen Theilen sollten ausgeführt haben. Die Menschennatur bleibt doch immer menschlich. Sollte es also nicht richtiger sein, sich an die nach menschlichen Begriffen wahrscheinlichere Lösung einer Frage zu halten statt an eine, die sich vor unseren Begriffen von Leistungsfähigkeit in nebelhafte Fernen zurückzieht? Die Einheit, welche unsere Ilias und Odyssee aufzeigen, wäre hiernach nicht das spätere Werk mehrerer (worin Herr Bäumlein das allerunbegreiflichste sah), vielmehr ganz unleugbar das Werk Homers selbst. Auch Lachmann hat nicht behauptet, dafs die Commission des Pisistratus die Idee der beiden Epen erfunden hätte, sondern dafs die Lieder von dem Zorne des Achill (nicht die davon schweigenden) von ihr in ihrer Zusammengehörigkeit fixirt, die andern nach eignem Gutbefinden damit in Beziehung gesetzt seien. Und die Ausführung aller von Homer selbst vorgesehenen und vorgebildeten Theile ist nicht von ihm; hieraus ergeben sich die „kleinen" Widersprüche und Unebenheiten, die ein „erpichter" Scharfsinn aufzuspüren sucht, und die freilich von den Hörern niemand entdeckte und zu entdecken brauchte, weil eben kein Dichter mit der Praetension auftrat, er sei der Verfasser von sämmtlichen Liedern über den Zorn des Achill und des Odysseus Heimfahrt. Und dafs man im Alterthum erweislich solche Untersuchungen, wie man sie heutigen Tages wegen der Widersprüche anstellt, nicht getrieben hat, ist richtig, giebt aber keinen Grund ab für ihre Ueberflüssigkeit oder Zweckwidrigkeit. Man braucht am Geschmacke und Scharfsinn des Aristoteles nicht zu zweifeln und kann doch sehr natürlich finden, dafs er auf solche Dinge nicht gekommen ist. Die eignen Volksgenossen sind zu so objectiver Betrachtung ihrer Nationalwerke nicht berufen, und ein Deutscher wäre nie auf Trennung der Nibelungen gekommen, hätte nicht Wolf oder ein anderer die homerische Frage erfunden.

Auch dafs die Ergebnisse dieser Untersuchungen oft sehr weit auseinander führen, wird stets zur Verwerfung derselben benutzt. Dabei sollte man aber bedenken, dafs die Sache immerhin noch ziemlich neu ist — Lachmanns Betrachtungen erschienen 1847 — und dafs diejenigen, die sich daran betheiligen, oft sehr irrige Vorstellungen sowohl von den Schwierigkeiten der Aufgabe als auch von ihren Kräften zu deren Bewältigung haben. In ersterer Beziehung theilen sie dann dieselben mit denjenigen, die da sagen, es könne ja gar nicht schwer fallen, aus den verschiedensten Gegenden der vorliegenden Ganzen Theile zusammen zu suchen, die nothdürftig zu einander pafsten. Ja das ist allerdings nicht schwer, aber wer sein Bestreben hierauf richtet, der ist eben einer, vor dessen Freundschaft man bewahrt zu bleiben bitten mufs, während man sich der Feinde zur Noth erwehren kann.

Man prophezeit, das Lachmannische Verfahren werde bald zu den überwundenen Standpunkten gehören (S. 347). Aber es wird doch vielleicht noch eine Zeit kommen, wo sich mehr und in ihrer Gesammtheit tüchtigere Kräfte der Arbeit unterziehen, die bis jetzt allerdings noch keine Resultate von allgemein anerkannter Gewifsheit zu Tage gefördert hat. Die Beweismittel müssen noch mit anderer Rührigkeit aufgesucht und angewandt werden.

Von allgemein anerkannter Gewifsheit, sagte ich, seien noch keine Resultate vorhanden. Doch wüfste ich einige Sätze Lachmanns wohl zu nennen, die sich einer relativen Anerkennung ihrer Wahrheit erfreuen, nämlich von denen, die sich die Mühe nehmen, sie unbefangen zu prüfen und überhaupt den Sinn haben, sie zu verstehen. Es giebt immer noch Leute, die den Rhesus für ein Stück des Euripides halten, und diese werden nicht aus der Welt geschafft werden, ehe man wo möglich ein von Eur. selbst am Tage seines Todes aufgesetztes Verzeichnifs seiner Werke entdeckt. So sehe ich auch kein Mittel, um die Einheitshirten, wie sie Köchly nennt, von irgend etwas zu überzeugen, was mit ihrer Grundtheorie in Widerspruch steht. Sie halten nun einmal von vorn herein jeden Anstofs, den man im Homer findet, entweder für eingebildet oder für so geringfügig, *dafs* er die Einheit gar nicht störe. (Nach Herrn Thudic*hum — citirt* auf S. 306 — sind alle gegen die Einheit sprech*enden* Wahrnehmungen auf andere Weise befriedigend erklärt.) Mit dem Schilde, dafs Homer ältere Lieder überarbeitet habe, dafs die Gedichte zur Zeit der Abfassung nicht aufgeschrieben seien, und dafs die *Hörer* derselben durch unsere Widersprüche unmöglich in ihrer Andacht hätten gestört werden können, wehren sie ohne Furcht und Tadel jedes Geschofs von sich ab, und doch rufen sie beständig nach Beweisen! Diesen Vorwurf der principiellen und erbarmungslosen Opposition um jeden Preis kann man den Kleinliederjägern nicht machen, denn sie befinden sich eben allein in der Lage, Beweise für ihre Thesen liefern zu müssen, während die andern sich nur mit Verwerfung derselben und behaglich verbreitender Darstellung der guten alten Theorie zu beschäftigen lieben.

Beweise wie solche nämlich, dafs Xenophanes dem Homer nicht würde den bekannten Vorwurf gemacht haben, „wäre es nicht lange vor Pisistratus Gebrauch gewesen, die Ilias als fortlaufendes Gedicht zu hören“, und dafs der Schiffskatalog im Streite Athens mit Megara um Salamis und in dem noch früheren um das Vorgebirge Sigeum ein „politisches Ansehen von kanonischer Bedeutung“ (Grote angeführt S. 302) gehabt habe, kann man doch schwerlich ernsthaft für Beweise halten. Wann Xenophanes gelebt, darüber giebt es bekanntlich zwei sehr verschiedene Angaben. Nach Apollodor soll er Ol. 63 bereits 92 Jahre alt gewesen sein, nach Timaeus, Plutarch und Athenaeus dagegen noch Ol. 75 gelebt haben. Ist das letztere annähernd richtig, so hatte er seinen geschriebenen Homer vor sich und wufste

überschrieben der Dichter Homer. In einem Einleitungsparagraphen wird Fr. Jacobs als zustimmender aufgeführt, weil er in der Hellas zwar gesagt habe, „dafs Homer nicht der Name Einer Person, sondern die Benennung einer ganzen Klasse von Dichtern gewesen", aber weiterhin, sie seien „mit tiefer Besonnenheit im Innersten der Seele empfangen und künstlerisch ausgebildet", und endlich: „die gestaltvolle Lebendigkeit mit gehaltreicher Tiefe, hoher Ruhe und reicher Besonnenheit vereinigt, ist das Abzeichen der homerischen Poesie in einem ganz vorzüglichen Grade". Hierin findet N. das Individuum gezeichnet, aber Jacobs hat es doch nun einmal nicht so gemeint. Welcker und Grote werden dann als lauwarme abgewiesen, der letztere namentlich hat „durch unstatthafte so zu sagen Vertheilung der genialen Kraft und Leistung an die Homeriden sein Verdienst verkümmert". Das ist leider das Schicksal derer, die eine Mittelstellung einnehmen. Aus demselben § (S. 304) ist zu ersehen, dafs N. noch aufser allem, was wir in diesem Werke dahin gehöriges lesen, die Einheit der beiden Pläne in Ilias und Odyssee ausführlich darzulegen beabsichtigte. Vorher, sagt er, habe er noch mancherlei in zwei Abschnitten oder Schlufsreihen mitzutheilen. Der eine davon „hat die epische Darstellungsweise zu charakterisiren, aus der einerseits die Beurtheilung und das Verzeichnifs der umfänglichen Interpolationen hervorgeht, andrerseits das Verfehlte der Versuche sich ergiebt, die kleinen Lieder herzustellen". Dieser Abschnitt soll aber erst der zweite sein. „Der zunächst folgende soll den Dichtergenius theils in seiner gemüthlichen Eigenheit und seiner bildnerischen Geisteskraft, theils in seinem Compositionsverfahren beschreiben. Ist er in diesen Rücksichten als gemeinsamer Verfasser der Odyssee wie der Ilias erschienen, dann werden schliefslich die vermeintlichen, aber nicht entscheidenden Unterschiede zusammengestellt". Das letztere fehlt ganz, wie der Herausgeber auch bemerkt. Eine Kritik der kleinen Lieder, aber meist aus fremden Urtheilen zusammengestellt und fast nur principiell, ist schon in B. I Abschn. 2 enthalten; weiteres findet sich nicht darüber. Der Unterschied der beiden Abschnitte ist nicht klar, da der erste Homers Darstellung und Compositionsverfahren, der zweite Homers Bedeutung für die Geschichte der Rhapsodie überschrieben ist, während nach obigen Worten die Darstellungsweise im zweiten, und nur das Compositionsverfahren im ersten abgehandelt werden sollte. Diesen eröffnet eine Schilderung des gemüthreichen Dichtergenius Homer, dessen genialer Schöpferkraft durch eine Bezeichnung, wie „göttlicher heroischer Vater" noch nicht Genüge geschehe. Der Charakter des Zeus, nicht von der Sage, sondern vom edlen Dichter ausgeprägt, gebe ganz besonders die Ueberzeugung von dem Einen Schöpfer der Ilias. Der sittlich religiöse Grundton beider Epopöen könne in seiner Durchführung nicht anders als aus der persönlichen Seelenstimmung des Dichters hergeleitet werden. Gegensätze im Charakter des Homer und Hesiod. Die Fortsetzung (§ 3) handelt

von den homerischen Frauen, zu denen aber Eumaeus, Philoetius, Melanthius und — der Hund Argus mitgerechnet werden (S. 317). Es folgt die in I. und O. „gleiche Darstellungs- und Redeform des H. in der einzelnen Durchführung seiner Pläne“, die dramatische Darstellung (von Aristoteles dem Dichter nachgerühmt), die bei aller Kraft und Anmuth „den Eindruck des ohne alle Mühsamkeit Klaren und Leichten“ macht (Gegensatz zu Antimachus). Nichts ist müfsig bei Homer, das Mafs der Beschreibungen von Waffen u. dgl. nach dem Grade der Bedeutung der hervortretenden Person abgestuft (S. 319), immer doch mehr durch die Handlung charakterisirend als mit Worten. „Die Helden selbst werden in ihrer Kraft und ihrem ganzen Wesen in lebendiger Handlung gezeichnet, oder es wird durch einen genial gefundenen Zug die Phantasie des Hörers angeregt, sich selbst das Bild zu schaffen, und besonders fein geschieht dies mittels des Widerscheins aus dem Gemüth und der Rede anderer“ (321). Die Bauten der Menschen oder die Reize der Natur in der Bewunderung der zu ihnen Kommenden geschildert u. s. w. Homer ist aber immer neu trotz aller Wiederkehr in zahlreichen Formeln. Diese sind überkommen oder von ihm gebildet. Daneben hat er seine individuelle Ausdrucksweise (oft durch Verneinung). Viele Wiederholungen sind aber Einschiebsel der Rhapsoden. „Es fehlt noch die rechte Achtsamkeit, um so viel als erreichbar und gehörig ist, doch wenigstens an den meisten Stellen über richtige und unrichtige Wiederholung zu entscheiden“ (327). Lesenswerther Abschnitt über die Gleichnisse, deren Mangel in bestimmten Theilen kein Beweisgrund für die Trennenden sein dürfe (§ 6).

Der Verf. wendet sich nun zu dem allgemeinen Charakter der echt epischen, durch Homer für die Gattung mustergiltigen Darstellung, dessen eigenste Eigenheit er „in der mählichen Fortbewegung“ findet „durch zwar organisch verbundene, sämmtlich aus einander heraus wachsende Theile, aber von der Beschaffenheit, dafs der einzelne sein eignes entwickeltes Wesen hat und ein nicht zersplittertes, sondern auf eine hervortretende Person oder einen charakterisirten Akt bezügliches Interesse gewährt, daher auch für sich ansprechend und im einzelnen Vortrag geniefsbar befunden ward“ (S. 344). Abermals die bei dieser Beschaffenheit unvermeidlichen kleinen Widersprüche, mehr innere als äufsere Einheit. § 8 Beschaffenheit der Theile der Epopöe. Paralleles in der Zeit. Wesentliche Bestandtheile und zum Nothwendigen hinzugefügte liberale Fülle. Episoden. Zu diesen gehört nicht „die am meisten mifsdeutete Erscheinung“, die Hervorhebung einzelner Streiter in den Schlachtgemälden (351). Die Ilias sollte neben der epischen Ausführung des sittlichen Grundgedankens auch in gewissem Sinne das Heldenbuch des griechischen Volks werden. Dazu gab der gewählte Stoff in seiner gröfseren Hälfte, während der erste Held fehlte und vermifst wurde, so viel Raum wie kein zweiter. Dafs nachher Achill allein auf dem Plane ist, liegt gerade in der Absicht des Dichters. Die vorangehenden Aristeien weisen alle auf Achill hin und

nichts anderes, als dafs Homer und Hesiod eben solche Persönlichkeiten waren, wie etwa Epicharm und Aeschylus. Er hätte aber auch vor Pisistratus jenen Vorwurf aussprechen können, ohne dafs er darum für Nitzsch zu plaidiren brauchte. Denn wo wäre denn die Voraussetzung erwiesen, dafs er einen solchen Dichterverein, wie wir ihn uns vorstellen, dessen Werke vom Zorn des Achill und des Odysseus Heimfahrt, keineswegs eine „Zahl verbindungslose Rhapsodieen", nun einmal unter dem Namen seines Hauptes gingen, nicht habe als Persönlichkeit auffassen können? Was aber den zweiten Punkt betrifft, so steht die Sache hier nicht besser. Der Schiffskatalog wird S. 53 ein „für den Einzelvortrag geeignetes Lied" genannt, das „sich nur lose an das Ganze anknüpfe"; vollends ist er S. 472 in seiner ganz unpoetischen Gestalt und Einschiebung als ein „für sich, wenn auch auf dem Standpunkt der Zeit des Zorns gedichtetes Einzellied anerkannt, das dem Dichter der Ilias nicht gehört". Dann wird er also wohl zu dem organischen Ganzen so recht eigentlich nicht passen, und hatte ein so nur lose mit dem übrigen zusammenhängendes Stück im Volksglauben kanonische Bedeutung, wie kann dann diesem Volksglauben eine Beweiskraft einwohnen? Er hielt aber auch andere „für den Einzelvortrag geeignete Lieder" für Theile des Organismus, die es nicht waren.

Die Behauptung, welche die Vertheidiger der Einheit immer im Munde führen, dafs die Ilias (die ich vorzugsweise im Auge habe) oder wenigstens die von Grote erfundene Achilleis die deutlichsten Merkmale von der absoluten Einheit des Verfassers an sich trage, wird mit sehr vielen Phrasen und allgemeinen Begriffen, aber selten mit etwas greifbarem belegt. Ich will das meiste, was N. darüber beibringt, unterschreiben, und kann mich doch nicht zu der Anschauung erheben, dafs die echten Theile der Ilias *verbo tenus* von Einem Dichter herrühren. Wer wollte in Abrede stellen, dafs trotz aller Widersprüche und Unebenheiten doch im ganzen derselbe Stil nicht allein, sondern derselbe Geist in diesen Gedichten herrscht, auch die in Ilias und Odyssee auftretenden Personen dieselben Charakterzüge tragen? Man wird selbst einräumen können, dafs in den Haupttheilen der Ilias alles auf eine sittliche Idee hinarbeite, wie nämlich Mafslosigkeit der Leidenschaft auch den herrlichsten und gottgeliebtesten in immer gröfseres Leid bringe. Aber es bleiben andere Theile, und zwar gröfsere Abschnitte, die nichts damit zu thun haben, es kommen andere Theile vor, die ein unbefangener Beurtheiler nicht für wohlgeordnet und des Homer würdig erkennen kann, unser siebentes und achtes Buch, ohne welche alles spätere (mit Graben und Mauer) keinen Zusammenhang mehr mit dem vorangegangenen hat — und es ist sehr wohl denkbar, dafs jenes Mafs von Einheit, das uns aus den echten Gesängen anspricht, auf denselben geistigen Urheber, aber verschiedene Ausführer zurückzuführen bleibt.

Nachdem nun über die Versuche, die an A und $A-O$ von

verschiedenen Seiten angestellt sind, abgesprochen worden [1]), wird noch besonders das Holm'sche Programm (*Ad C. Lachmanni exemplar de aliquot Iliadis carminum compositione quaeritur. Lub.* 1853) analysirt, in welchem sich „die Eigenschaften der in der Dienstbarkeit des L.'schen Prinzips fortstrebenden Forschung in beiderlei Weise als gesteigerte“ offenbaren sollen, „sowohl die Unterlassung und Versäumnifs des für die homer. Frage Erforderlichen, als der auf Wahrnehmung von Unebenheiten erpichte Scharfsinn“. § 21 (S. 107) redet von dem „gebotenen Standpunkt der Forschung“, der eben schliefslich darauf hinaus kommt, dafs man sich an das gegebene zu halten und keine unnützen Zweifel zu hegen habe. „Die Theile des einen und des andern Gedichts“, heifst es S. 110, „trugen die Zeichen ihrer Stelle in der Reihe deutlich genug an sich. Wer könnte z. B. auf den Gedanken kommen, etwa des Hektors Gang in die Stadt anderswohin zu bringen, als nach der Aristie des Diomedes? Wer die Verwundung der drei Helden etwa von der vorhergehenden Aristie des Agamemnon losreifsen? u. s. w.“ Dies ist richtig, d. h. die sogenannte Verwundung der drei Helden setzt den grollenden und nicht kämpfenden Achill voraus und pafst in unserer Ilias nur an diese Stelle. Hektor sagt ausdrücklich, er gehe des Diomedes wegen zur Stadt, der *οὐκέτ' ἀνεκτῶς* rase, aber das ergiebt nur die Folgerung, dafs der Verfasser von *Z in bewufster* Anlehnung an *E* gedichtet, nicht entfernt die Einheit der ganzen Ilias oder dafs unser *Δ* von Anfang mit *E* zusammengehangen habe. So auch können wir nicht zugeben, dafs das Suchen nach der älteren Gestalt der Theile der Odyssee ein unberechtigtes sei, die immerhin „planvoller in ihrer Anlage und Gliederung“ (S. 113) sein mag, aber doch der Bedenken genug bietet. Für N. freilich nicht, der über Kirchhoff das schwer verständliche Urtheil abgiebt (S. 121), er habe bei seinem ganzen Versuch „die allein richtige Vorstellung noch gar nicht, dafs der Schöpfer der O. freilich frühere Lieder überkommen haben mufs, die er neu bildete, dafs also namentlich auch die Erzählung von den Irrfahrten ihre wesentliche Umgestaltung für die umfassendere Anlage erfuhr, in welcher die Irren mit der Heimkunft und Rache ein Ganzes bildeten“.

Wir übergehen das zweite Buch, die Darstellung der vorhomerischen Lieder und nachhomerischen (cyclischen) Epiker in ihrem Verhältnifs zu Homer selbst, in welcher wir das etwas gewagte Unternehmen finden, die letzteren nach ihrer Individualität zu bestimmen (S. 299), und wenden uns zum dritten.

---

[1]) Was meine eignen Aufstellungen darüber betrifft (Philol. VIII 461 ff.), so wird Hieckes Kritik von einem Theile derselben einfach acceptirt (S. 93). Ich soll theils ein zu steifes sprachliches Verständnifs, theils mangelhafte Vergleichung der verschiedenen Stellen geübt, theils in den sprechenden Helden die erregte Gemüthsstimmung unbeachtet gelassen haben. In der That ein scharfes Urtheil, auf das ich in Jahns Jahrbb. 1862 S. 76 ff. einiges geantwortet habe.

III.

Bezeichnete Abschnitte aus Nepos, Cäsar und Cicero, übersetzt und zum Rückübersetzen ins Lateinische bearbeitet; nebst einem metrischen Anhange aus Ovid. Ein Hilfsmittel zum Selbstunterrichte von Hermann Scholz, Oberlehrer am Gymnasio zu Gütersloh. Gütersloh, Bertelsmann, 1863. 84 S. gr. 8.

Der Verfasser hat mit diesem Buche einen neuen beachtenswerthen Versuch gemacht, die lateinischen Stilübungen zu fördern. Den Nutzen des Retrovertierens gibt Jedermann zu; derartige Uebungen sind allen Schulen gemein. Als Anhang zu seiner Palaestra Ciceroniana hat Seyffert einige vortreffliche Uebersetzungen gegeben, mit dem Zwecke, dafs dieselben ebenfalls zum Rückübersetzen gebraucht werden. Der Zweck wird dann gewifs erreicht werden, wenn bei der Uebersetzung des Originals auf den Unterschied des lateinischen und deutschen Ausdrucks genau geachtet ist und einige Zeit darnach der Schüler bei der Retroversion sorgfältig darauf zu merken angewiesen wird, von seiner Erkenntnis des Unterschiedes Gebrauch zu machen. Auf etwas andere Weise ist die Lectüre mit den Stilübungen in Verbindung gebracht, wenn ihr Stoff freier zu Aufsätzen bearbeitet wird, wie es früher von Firnhaber geschehen ist, Seyffert im Anhange zu seinem Uebungsbuche so glücklich mit Stücken aus Cicero gemacht hat und wie neuerdings Ferd. Schultz in seinem Uebungsbuch für Tertia mit Geschick ihm gefolgt ist. Wir sehen hier von den Büchern ab, in denen lateinische Originale in Uebersetzungen vorliegen, meist aus Neulateinern, aber mit dem Zwecke, dafs das Original dem Schüler unbekannt bleibe; nach Zumpts Aufgaben sind solcher Bücher sehr viele erschienen, sie nehmen dem Lehrer die Mühe ab, sich selbst ein Stück zu übersetzen und zu dictieren, und erleichtern ihm die Correctur; sie gehen aber gerade von dem Grundsatze aus, dafs der Schüler das Original nicht zu sehen bekomme. Herr Oberlehrer Scholz hat einen andern Weg eingeschlagen. Die schriftlichen Retroversionen, sagt er, sind deshalb so empfehlenswerth, weil durch sie der Schüler sein eigener Lehrer werden kann; aber diese nützliche Uebung wird sehr vernachlässigt, wohl darum, weil die Schüler die mit der Anfertigung genauer Uebersetzungen verbundene Mühe scheuen; darum solle dies Buch, genaue Uebersetzungen aus den gelesensten Schriftstellern darbietend, diese Mühe dem Schüler erleichtern und ihn dadurch zu lateinischen Privatarbeiten anlocken. Es läfst sich aber zu seinen eigenen Gunsten noch mehr sagen. Wenn nämlich der Schüler eine treue Uebersetzung des lateinischen Originals anfertigt, ist er genöthigt, auf jedes einzelne Wort so genau zu merken, dafs das Einzelne und das Ganze

sich gröfstentheils seinem Gedächtnisse einprägt; läfst er nun eine nur kurze Zeit bis zur Retroversion verstreichen, so kommt ihm sein jugendlich frisches Gedächtnis dictierend zu Hilfe, und zu leicht und unbewufst verfährt er, wo der Verstand operieren sollte, mechanisch. Auch dies Uebel wird also durch die fremde Uebersetzung vermieden. Soll nun für die Stufen, an die der Verf. gedacht hat, die Uebung eine erquickende sein, so mufs die deutsche Uebersetzung möglichst treu sein, damit nicht der Schüler bei der Correctur nach dem Original durch zu grofsen Abstand seines Scriptums von jenem entmuthigt werde. Diesen Grundsatz hat der Verf. festgehalten; er weicht also darin ganz von Seyffert ab. Um aber weiter den Schüler auf den rechten Weg zu führen, hat der Verf. auch den Stücken eine hinreichende Zahl von Vocabeln und Phrasen, öfters mehrere zur Auswahl, untergesetzt, und, was als besonders zweckmäfsig anzusehen ist, überall, wo es nothwendig war, auf die Grammatiken von Berger, Zumpt und Otto Schulz hingewiesen, dadurch also unmittelbar schon das grammatische Wissen des Schülers gefördert, und vielfach durch dazwischen eingeflochtene Fragen die Aufmerksamkeit rege zu halten gewufst.

Er kann nicht fehlen, dafs das Buch bei seiner verständigen Anlage recht nützlich sein kann. Zum öffentlichen *Schulunterrichte* soll es nicht gebraucht werden, es soll *nur zum Selbstunterrichte* dienen, es soll eben den Lehrer *ersetzen*. *Es versteht* sich auch von selbst, dafs es nur für den wirklich lernbegierigen, strebsamen, vor sich wahren Schüler dienen soll; wem die Arbeit nur zur Last ist, der kann es der Natur der Sache nach nicht gebrauchen. Die Anzahl der eigentlich lernenden Schüler ist aber doch Gottlob nicht so gering, dafs der Verf. nicht hoffen dürfte, seinen guten Willen und Fleifs durch zahlreiche Benutzung seines Büchleins belohnt zu sehen.

Der Titel nennt die Schriftsteller, die benutzt sind; von Cicero liegen Stücke aus den leichteren Reden, Cato major, Laelius, den Tuscul. und Briefen vor. Gegen die aus Cicero und Cäsar ausgewählten Abschnitte läfst sich nichts einwenden; sie hätten sich natürlich leicht vermehren lassen. Die Auswahl aus Nepos scheint dem Ref. etwas zu ausgedehnt: dieser Schriftsteller übt weniger im Satzbau und hat auch zu viele grammatische Eigenthümlichkeiten, auf welche der Verf. freilich in den Noten hinweist, die ihn aber für ausgedehnte Retroversionsübungen weniger geeignet erscheinen lassen.

Für metrische Uebungen sind im Anhange einige Stücke aus Ovids Metamorphosen zugesetzt. Darüber erlaubt sich Ref. kein Urtheil; Retroversionen von Dichtern sind ihm ein ganz unbekanntes Gebiet. An der Anstalt, an der er wirkt, sind metrische Uebungen seit zwanzig Jahren üblich, nur Seyfferts Palaestra gebraucht, die Uebungen meist auf die Schulstunden beschränkt geblieben, und die Resultate befriedigend gewesen, daher andere Versuche nicht angestellt.

Herford. Hölscher.

verhalten sich zum Auftreten des Haupthelden wie eine Menge schöner Ströme, welche einer nach dem andern ihre Gewässer einem majestätischen Hauptstrome zuführen (354). Noch einmal die Mafslosigkeit des Zürnens in ihren für den Zürnenden selbst verderblichen Wirkungen als der Grundgedanke bezeichnet (gegen Hoffmann). § 11 Achill die Hauptperson. § 12 die andern Helden als Nebenpersonen, nicht blofs um jenen zu heben. Es folgt noch eine weitere Charakteristik der verschiedenen Aristeien S. 369—393.

Abschn. II. Unter Rhapsodie ist ursprünglich „nur die epische Poesie vom Standpunkt der Hörer aus nach der Vortragsart im Ganzen" zu verstehen. Fest begrenzte Theile der Epopöe haben erst die alexandrinischen Grammatiker so genannt. Doch sind Bezeichnungen zur Orientirung schon älter. In den jetzigen Benennungen sind nicht die Namen ursprünglich für sich gedichteter Lieder zu finden, auch nicht der vor der Sammlung des Pisistratus und der attischen Redaction vereinzelten Particen. Nur zum Theil pafsten die inhaltlichen Titel zur Bezeichnung der Einzelvorträge. Die Angabe von der Sammlung des P. ist nichts als „eine einseitige, der historischen Uebersicht baare Beschränktheit" (S. 397). Eine attische Recension wird nie genannt, die δημώδεις oder κοιναί sind nur die gemeinen oder nachlässigern Ausgaben. (Wenn wir nur Gründe dazu bekämen, warum diese nicht aus der attischen geflossen sein können!) „Die richtige Meinung, welche in der Geschichte der epischen Poesie den H. als den Schöpfer der von einem Grundmotiv durchherrschten Epopöe sieht, kann nicht umhin, von Anbeginn beide Formen des Vortrags neben einander bräuchlich zu denken, den Vortrag der ganzen Gedichte in der Folge ihrer Haupttheile, und den der einzelnen Theile" (397 vgl. 423). Hiermit steht einigermafsen im Widerspruch ein Satz auf S. 401, wo von der attischen Redaction gesagt wird: „Indem diese alle für homerisch geltenden Partieen zu den zwei Epopöen verband und herstellte, und damit von der einheitlichen Beschaffenheit der überkommenen Theile einen sprechenden Beweis liefert, brachte sie den Beginn des Zeitalters, wo diese Epopöen, im Athenäischen im stricteren Zusammenhang vorgetragen wurden, und daneben durch Abschriften in den gewöhnlichen Unterricht und eine Lesewelt kamen". Etwas dunkel bleibt auch die Meinung von S. 407. Die Angabe des Aelian, „vor der solonischen Anordnung der nach dem Fortschritt auf einander folgenden Vorträge habe man bei Einem und demselben Feste die verschiedenen Titelpartieen in beliebiger Folge vortragen gehört", wird als widersinnig bezeichnet. Vielmehr „die wahrscheinliche", sagt N., „die gesunde Vorstellung von den Einzelvorträgen und die Deutung dessen, was bei der Sammlung in Athen geschah, sie stehen in Wechselwirkung eine zu der andern". Die Rhapsoden, fährt er fort, lieferten das Material zu Ilias und Odyssee, d. h. die Partieen, so gefafst, wie sie sie vorzutragen pflegten. „Doch es treten Stücke ein, welche zu sehr den Charakter von nur Anfängen, Vorbereitungen

oder Uebergängen an sich tragen, also nur dem ganzen Zusammenhange dienen, daher übrig bleiben. Aber diese müssen, weil sie sonst gar nicht in die Redaction gekommen, und weil sie nicht vorhanden gewesen wären, hätten sie nicht schon früher ihre Anwendung gefunden, ebenfalls von Rhapsoden, welche Gesammtvorträgen gedient (?), beigebracht worden sein, und dies nicht blofs mündlich." Das heifst in verständliches Deutsch übersetzt: das mufs so sein, denn es ist so. Die Sammler des Pisistratus können nichts eignes hinzugethan haben, denn wo hätten sie es hernehmen sollen? Solche „übrig bleibende" Stücke scheinen nach dem folgenden für N. die Versuchung *B* 1—483, das dritte Buch, die olympische Parallele zu Anfang von *Δ* mit der irdischen Folge des Vertragsbruches, die zweite Hälfte von *H*, endlich das achte Buch zu enthalten. Sollten aber, wie auch der Fall sein kann, noch kleinere Stellen damit gemeint sein, die mehr als diese ausgedehnten Stücke den Charakter von „Anfängen, Vorbereitungen oder Uebergängen" an sich tragen, so dürfte es wohl unbedenklich sein, für solche Ueberbleibsel die Autorschaft jener Sammler in Anspruch zu nehmen.

§ 19 weist die Partieen der Odyssee nach, 20 enthält eine „Begründung und genauere Erörterung des Vortrags der wirklichen Epopöen, 21 das Allgemeine von den nächsthomerischen Epopöen als rhapsodirt neben den homerischen (22 *Oechalias Einnahme*, 23 Thebais), 24 ist überschrieben „die Hauptstätten der Rhapsodie und die Rhapsodenzünfte an mehren Orten, 25 „Homers grofse Compositionen, ein Problem von der Geschichte gestellt, durch Anerkennung des Dichtergenius zu lösen" fafst das Ganze noch einmal zusammen und weist schliefslich das Bedenken wegen des Priamus Unbekanntschaft mit den Griechenhelden im zehnten Kriegsjahre als ebenso unbedeutend zurück, wie die Frage nach der Veranlassung des Schiffskataloges in so später Zeit, obwohl der letztere als ein offenbar unechtes Stück ausgeschieden, die Mauerschau dagegen als echt bezeichnet wird.

Berlin. W. Ribbeck.

ulla esse potuisset sine hominum labore. Hier steht *potuisset*, weil eben nicht die Handlung (hier *esse*), sondern das Können selbst als bedingt dargestellt werden sollte. Vgl. Cic. de nat. deorr. I, 9, 22. *quae si esset (oblectatio), non ea tamdiu carere potuisset*, ebendas. 21, 57. *Nisi tu aliquid dixisses, nihil sane ex me quidem audire potuisses*, und viele andre Stellen.

Ratibor. G. Wagner.

V.

Titi Livi Ab Urbe Condita Libri. Erklärt von W. Weifsenborn. Achter Band. Buch XXXV bis XXXVIII. Berlin, Weidmannsche Buchh. 1862.

Indem ich der Aufforderung der geehrten Redaction, den achten Band des Livius von Weifsenborn anzuzeigen, nachkomme, kann ich es nicht für meine Aufgabe erachten, die aus früheren Bänden her bekannten und wiederholt hervorgehobenen Vorzüge des Werks noch einmal des Weiteren zu besprechen. Wie die früheren Bände, so zeichnet sich auch dieser durch ein genaues Eingehen in den Sprachgebrauch des Schriftstellers, durch umsichtige Benutzung aller Hülfsmittel, durch gleichmäfsige Berücksichtigung der grammatischen wie der sachlichen Seite der Erklärung aus, und Lehrer wie Schüler werden des Brauchbaren und Förderlichen ein reiches Maafs finden. Indem ich jedoch hiervon als von etwas Selbstverständlichem absehe, wende ich mich der Frage über das Verhältnifs des verehrten Verfassers zu den neueren kritischen Arbeiten über den Livius zu, einer Frage, die durch die Ausgabe selbst um so mehr in den Vordergrund tritt, als sie kritische Erwägungen in ausgedehntem, vielleicht für eine Schulausgabe in zu ausgedehntem Maafse in ihren Kreis zieht. Ueber seine Grundsätze in dieser Hinsicht hat sich Weifsenborn in den Vorreden zur zweiten Ausgabe des fünften Bandes und zur dritten des ersten Bandes weiter ausgesprochen in einer Weise, die ich freilich so wenig mir aneignen kann, dafs ich gegen dieselbe als eine durchaus verwerfliche und unwissenschaftliche mit aller Kraft ankämpfen zu müssen glaube. Wenn Weifsenborn sich auf Dukers Worte beruft: *non libenter moveo terminos veteres id est scripturam receptam quae probabili aliqua ratione defendi potest, praesertim si ipsa quoque libros scriptos auctores habet. Conjecturas in medium proferre liberum est*, so mufs ich zunächst gegen den letzten Satz protestiren, durch den in seiner Fassung und ganzem Zusammenhang Conjecturen für blofses Spielwerk des Geistes, die vorzubringen in jedes Belieben stände, erklärt werden. Conjecturen sollen nur vorgebracht werden, wenn

sie aus streng methodischer Forschung hervorgehen und ihre Nothwendigkeit und Wahrscheinlichkeit sich beweisen läſst, so daſs sie mit Recht den Anspruch erheben können, wirklich in den Text aufgenommen zu werden. Die Wahrscheinlichkeit hat verschiedene Abstufungen; der Irrthum, der entweder eine sprachliche Erscheinung nicht in ihrer ganzen Ausdehnung übersieht oder eine weiter abliegende Erklärung nicht auffindet, ist menschlich; aber das Ziel ist Wahrheit und Gewiſsheit, so weit sie auf diesem Gebiet überhaupt zu finden ist; nicht eine mathematische, sondern eine, wie sie der Geschworene hat, wenn er mit voller Ueberzeugung sein Schuldig oder nicht Schuldig spricht. Die Hauptsache ist nach meiner Ansicht immer die Erkenntniſs, ob eine Stelle verderbt ist oder nicht; ist diese gewonnen und steht man hier auf festem Boden, so muſs bei nur irgend genügender kritischer Grundlage das Richtige gefunden werden können, und dies Richtige kann nur eins sein. Die Verbesserung aber ist diese eine, die dem Zusammenhang und dem Sprachgebrauch genügt und der handschriftlichen Lesart am Nächsten kommt, und wird, so lange keine durchschlagenden Bedenken gegen sie vorgebracht werden können oder nicht eine der Handschrift noch mehr entsprechende und alle übrigen Bedingungen erfüllende gefunden wird, auch wirklich in den Text aufgenommen werden müssen. Insofern kann ich mich eines gewissen Schmerzes im Interesse des Wissenschaft nicht erwehren, wenn Weiſsenborn von den zahlreichen Stellen spricht, die bis jetzt noch nicht genügend haben hergestellt werden können, oder von der noch reichen Stoff für Viele bietenden Kritik des Livius. Ich bin am Wenigsten gemeint, mich dem Gefühl des Unendlichen der Wissenschaft entziehen zu wollen, aber in Weiſsenborns Sinn ist diese Unendlichkeit durchaus nicht vorhanden. Viele Stellen sind wirklich hergestellt; wollten wir das leugnen, so müſsten wir anstatt des Textes, den wir jetzt lesen, die Handschriften selbst, etwa den Puteaneus, mit Haut und Haar abdrucken lassen, da in gewissem Sinn der gröſste Theil des Textes auf Conjectur beruht, wie überhaupt, abgesehen von monumentalen Ueberresten, unsere ganze Kenntniſs des Alterthums. Wir dringen in der Herstellung der Texte eben so weit vor, als unsere zeitlichen Mittel es erlauben; wir sollen aber auch uns des Gefundenen wirklich freuen, nicht wie über ein Spielwerk, sondern wie über eine wissenschaftliche Errungenschaft. Noch schlimmer als mit dem zweiten steht es mit dem ersten Satze von Duker. Wenn hier von einer *scriptura recepta* die Rede ist, der man folgen müsse, *praesertim si ipsa quoque libros scriptos auctores habet*, so kann darüber doch heut zu Tage kein Zweifel sein, daſs eine *scriptura recepta* ohne handschriftliche Auctorität als solche gar keinen Werth hat. Sie ist eben bloſse Conjectur, und nur die *ratio*, nur innere Gründe können über ihre Zulassung entscheiden; durch das Alter wird sie doch sicherlich nicht geheiligt. Wenn die neuere kritische Wissenschaft irgend einen Gewinn gehabt hat, so ist es der, daſs sie uns von der Tyrannei der sogenannten *recepta* oder

IV.

Lateinische Sprachlehre, zunächst für Gymnasien bearbeitet von Dr. Ferdinand Schultz, Director des Gymnasiums zu Münster. Fünfte verbesserte Auflage. Paderborn, Verlag von F. Schöningh. 1862. XVI u. 692 S. 8.

Dafs ich wiederhole, was ich über den Werth der vorliegenden Grammatik bereits bei Anzeige der zweiten Auflage in diesen Blättern (Jahrg. IX, S. 308 ff.) gesagt habe, ist um so weniger nöthig, als das Buch in der Zwischenzeit immer bekannter geworden ist und immer mehr Anerkennung gefunden hat. Der Verf. ist bemüht gewesen, im Einzelnen noch Manches zu verbessern, wozu ihm aufser den eigenen Studien verschiedene Recensionen und Zuschriften, namentlich auch von dem Schwedischen Gelehrten Dr. Frigell in Upsala, Material geboten haben.

Ueber Einzelnes habe ich nur Folgendes zu bemerken: § 202, Anm. 4 heifst es: „Es finden sich einzelne Verwechselungen der Ausdrücke *non minus quam* und *non magis quam* selbst bei alten Schriftstellern“. Mir ist keine solche Verwechselung bekannt, was allerdings durchaus kein Gegenbeweis gegen die Behauptung des Verfassers ist. Die Verwechselung könnte übrigens immer nur aus einer Confusion des Schreibenden hervorgegangen sein und müfste als ein entschiedener Fehler gerügt werden. — An der von Herrn Dir. Schultz als Beispiel angeführten Stelle (III, 6) ist Livius jedenfalls von diesem Vorwurf frei zu sprechen. *Annus pestilens erat urbi agrisque nec hominibus magis quam pecori.* Er wollte eben sagen: nicht blofs Menschen (woran man zunächst denkt), sondern auch Thiere erkrankten und starben, und *pecori* ist dem Zusammenhange nach allerdings bedeutsamer als *hominibus*, nicht, wie der Verf. meint, umgekehrt.

§. 330—334. Durch die ganze Lehre vom Konjunktiv zieht sich die Auffassung als Modus des indirecten Wollens hindurch, für den Schüler, und sei er immerhin Primaner, gewifs mehr verdunkelnd als aufhellend. Der Verf. sagt am Schlusse des ganzen Abschnitts ganz richtig, der Conjunktiv entspreche der Kategorie der Möglichkeit (Indicativ der Wirklichkeit, Imperativ der Nothwendigkeit). Ich bestreite nun keinesweges, dafs das Mögliche als ein indirect Gewolltes aufgefafst werden kann — der Gebrauch des Conjunctivs für den Imperativ beweist es hinlänglich —, aber die Möglichkeit enthält auch (ich brauche möglichst die Worte des Verf.) eine Beziehung zu der andern Grundform des Geistes, dem Erkennen. Wenn der Verf. in der Anm. sagt „annehmen ist ein theilweises Wollen, ein Akt der Willenskraft“, so ist das richtig (über den Ausdruck „theilweises“, der wohl nicht ganz treffend ist, kann hinweggesehen werden), aber es ist übersehen, dafs „annehmen“ auch eine Art von

Erkennen, ein Akt der Erkenntnifskraft ist. Die Ausdrücke Thatsache, Vorstellung, Gebot (Wirklichkeit, Möglichkeit, Nothwendigkeit) machen dem Anfänger die modalen Unterschiede gewifs klarer als Erkennen, indirectes, directes Wollen.

§. 336 Anm. 1 ist der Verf. bei dem von ihm früher aufgestellten Unterschiede zwischen *facere debebam, f. debui* und *f. debueram*, ich hätte müssen, und mufs noch, — ich h. m., aber jetzt ist es zu spät, — ich h. m., aber es war damals zu spät, stehen geblieben. Ich kann mich nicht überzeugen, dafs dies ganz richtig ist und mufs bei dem beharren, was ich in der oben erwähnten Recension S. 310 f. entwickelt habe. Vergl. Cic. in Cat. I c. 2. *quod jam pridem factum esse oportuit*, Cic. Phil. II. 9 *me unum tristem esse oportebat*, Cic. Verr. 5, 23 *cum et remisisti quod non oportebat.* Auf diese drei Beispiele pafst die Regel nicht. Ich müfste mich sehr irren, wenn mir bei der Lectüre nicht auch noch ein paar andre Stellen begegnet wären, für die sie ebenfalls nicht zutrifft; leider habe ich mir dieselben nicht angemerkt. Indessen genügen auch wohl die angeführten drei Stellen, denn eine Regel wie die vorliegende mufs ohne Ausnahme sein, wenn sie überhaupt rechte Bedeutung haben soll. Worin es liegt, dafs sie häufig zutrifft, glaube ich in der gedachten Besprechung ebenfalls gezeigt zu haben.

Was ebendaselbst Anm. 2 u. 3 über den Unterschied des Indicativ *poteram, debebam* u. s. w. und des Conjunctivs in bedingten Sätzen gelehrt wird, ist, obwohl im Wesentlichen richtig, doch nicht ganz scharf und erschöpfend dargestellt. Ich habe über dies Thema ausführlich gesprochen Jahrg. XII S. 414 f. dieser Zeitschrift und begnüge mich damit, hier auf die Hauptsache hinzuweisen. Cicero Phil. II, 38 spricht den Gedanken: Du hättest ihn, wie du mufstest, wie einen Vater geehrt, wenn du irgendwelche Pietät besäfsest, so aus: *patris loco eum, si ulla pietas in te esset, colere debebas.* Ein deutscher Schriftsteller würde ganz denselben Gedanken so geben: „Du hättest ihn wie einen Vater ehren müssen, wenn u. s. w." — Beide Sprachen haben, um nicht weitschweifig zu sein, für dergleichen Gedanken eine abgekürzte Form erfunden. Der deutsche Ausdruck ist ebenso wenig genau wie der lateinische. Der Lateiner opfert die grammatische Concinnität auf und hält die Logik aufrecht, der Deutsche giebt letztere zu Gunsten der grammatischen Harmonie Preis und macht das Müssen hypothetisch, was es gar nicht ist. In Fällen, wo das Müssen oder Können selbst wirklich bedingt ist, sind beide Sprachen genau und stimmen vollständig überein. Cic. pro Cluent. 6. *Mihi ignoscere non deberetis, si tacerem.* Da ich nicht schweige, so müfst ihr verzeihen (nicht: so verzeiht ihr, wie ihr müfst). Auf dieses Beispiel pafst allerdings auch, was der Verf. Anm. 3 sagt: Wenn sich der Bedingungssatz auf die Zukunft mitbezieht, so werden jene Ausdrücke: ich müfste u. s. w. auch im Lateinischen allemal durch den Conjunctiv (des Imperfekts oder Plusquamperfekts) wiedergegeben. — Aber dasselbe pafst nicht auf Beispiele wie Cic. off. II, 3. *neque agricultura ...*

temptandi spe, sondern *omissa spe Patara amplius temptandi* das Richtige, da *spe* vor *Patara* leicht ausfallen konnte; dafs es nicht unpassend ist, zeigt das vorhergehende *sperabantque subito terrore aliquid moturos*. 37, 20, 3 wird der Satz *ita libera* etc. doch offenbar durch die Partikel mit dem Vorhergehenden verknüpft, so dafs die Worte *nullo — excurrente* bei unbefangener Betrachtung sich von selbst als zu dem Satz *contemptus — oritur* gehörig darstellen. 37, 24, 12 wären bei Weifsenborns Erklärung die Worte *et ne id ei facere liberum esset* ganz thöricht; offenbar ist *ictus* ein gegensätzliches Particip, dann aber auch meine Aenderung von *uno* in *animo* geboten, in *audebat* wird *dubitabat* stecken. 37, 26, 7 ist die Entscheidung, ob dem Livius eine stammelnde Ausdrucksweise zuzuschreiben, oder mit Madvig die leichte Aenderung *et eos* für *quos* anzunehmen sei, doch wohl ziemlich sicher. 37, 41, 4 ist um sich blicken und erkennen nicht dasselbe, also mit Madvig für *circumspicere conspicere* zu schreiben. 37, 41, 7 könnte man allerdings *contingeret* vertheidigen durch Stellen, wie Ovid Met. 8, 351: *Da mihi quod petitur certo contingere telo* und so die Aenderung *configeret* nicht für nöthig erachten. 37, 43, 9 läfst Weifsenborn den Comparativ *major*, wenn er in den Worten *et sua ipsorum turba* den zweiten Grund des Unglücks sieht, ganz aufser Acht. 37, 45, 7 erweisen sich die von Weifsenborn ventilirten Möglichkeiten gegenüber der einfachen Verbesserung Madvigs *quam a vobis quaerimus* als nichtige Scheinbilder. 35, 51, 5 ist wegen des Gegensatzes, mag nun blofs *jussus* oder *jussus est* geschrieben werden, *et* jedenfalls zu tilgen. 37, 54, 12 begreife ich weder, wie der Begriff *terra*, nachdem *quaeque circumjacent* voraufgegangen, zu *una quaelibet* ergänzt werden kann, noch wie *terra regi adjecta* sich vertheidigen läfst durch *aliquantum duci famae adjecit*. 38, 1, 4 u. 5 zeigt sich recht der Nachtheil des unentschiedenen, nie zu einem bestimmten Resultat gelangenden Verfahrens Weifsenborns. Während Madvigs Conjectur *agit deinde cum delectis* wegen der von Weifsenborn richtig erkannten Beziehung der Worte *quos ubi ad omnia paratos vidit* durchaus zurückzuweisen ist, spricht er von ihr wie von jeder andern, auch der besten und sichersten, und macht dadurch jedes kritische Urtheil unmöglich. 38, 9, 3 ist der Gegensatz zwischen der Verzögerung des Friedens durch die Gefangennehmung des Aetolischen Gesandten und der bereits erfolgten Ankunft der Athener und Rhodier, die sich für denselben verwenden wollten, klar genug, um die Interpunction Madvigs zu sichern. 38, 15, 9 ist es eine gar seltsame Behauptung, wenn die Nothwendigkeit des Praesens *facit* sich daraus erweisen soll, dafs die Fruchtbarkeit des Landes etwas eben so Bleibendes sei, als das in *colunt — ejus* Gesagte. 38, 22, 5 ist es das Unglaubliche, was dem Livius mit der Auslassung von *dicit* nach *et* zugemuthet wird. 38, 25, 5 kann doch in einer Frage, ob *jactae* oder *jactatae* zu schreiben, unmöglich handschriftliche Auctorität, sondern nur der Gebrauch des Schriftstellers entscheiden, ebenso wie 38, 26, 4 die Aenderung eines *e* in *i* (*Ariarathis Cappadocis* mit

Madvig für *Cappadoces*) nicht zu gewaltsam erscheinen darf, wenn dadurch eine wunderliche und unlogische Wendung beseitigt werden kann. 38, 47, 11 ist es eine eitle Spiegelfechterei, wenn, um den einfachen Gedanken: Fragt, ob die Städte Asiens von einer schwereren Sklaverei durch die Verjagung des Antiochus oder durch die Unterwerfung der Gallier befreit sind, zu verdunkeln, Erklärungskünste aufgeboten worden, in die ich mich vergeblich bemüht habe einzudringen. 38, 52, 2 scheint in dem handschriftlichen *quam ut reus esse inciperet* zu stecken *quam ut reus esse in [se re] ciperet*.

Brandenburg. H. A. Koch.

VI.

1. Gurcke, Deutsche Schulgrammatik. Hamburg bei Otto Meifsner 1861. XII u. 260 S. kl. 8.
2. Chr. Fr. Koch, Deutsche Grammatik nebst den Tropen und Figuren und den Grundzügen der Metrik und Poëtik. Dritte verbeszerte Auflage. Jena bei Fr. Mauke 1860. XX u. 318 S. 8.
3. Derselbe, Deutsche Elementargrammatik für höhere Lehranstalten, Gymnasien, Lyceen und Realschulen. Zweite verbesserte Auflage. Jena ebendas. 1861. VIII u. 62 S. 8.

„Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun“. So haben wir in Nr 1 wieder einmal eines der zahlreichen Bücher, deren Verfasser auf Grund des „Meisterwerkes von Jakob Grimm“ und der „besseren Werke, die sich an Grimms Forschungen anlehnen, wie Kehrein und Hoffmann“, ganz besonders aber an Rumpelt und Schleicher sich anlehnend, Studien gemacht hat, und diese sofort ohne rechte Klärung und Sichtung, mit mehr oder weniger nützlichen praktischen Winken verquickt, drucken lassen. Ruprechts und Andrésens Bestrebungen für Orthographie, deren gegenwärtiger Zustand „in seiner Kläglichkeit eindringlich darzulegen sei“, werden ohne weitere Unterscheidung als besonnen und mafsvoll bezeichnet; sie sind vom Verfasser „vorsichtig berücksichtigt“, d. h. er schreibt müſte neben muß, herſchen, ſämtlich, Wollaut, Erkenntnis u. s. f. Das Buch ist laut Vorrede für gehobene Bürgerschulen bestimmt und soll theils der Mathematik analoge Denkübungen gewähren, theils den Unterricht in fremde Sprachen vorbereiten — obgleich vielfach in den Beispielen und Aufgaben Englisch u. a. vorausgesetzt zu werden scheint. Vieles

vulgata erlöst hat. Aus der weiteren Polemik Weifsenborns gegen die neuere, besonders von Madvig im Livius geübte Kritik möge nur noch der eine Satz hervorgehoben werden, der sich auf seine Furcht, durch Aufnahme gewöhnlicher Ausdrucksweisen die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers zu verwischen, bezieht. Die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers kann doch nur aus genauer Beobachtung erkannt werden, und bei einem Schriftsteller von dem Umfang des Livius, dessen Ausdruck noch dazu eine so bestimmte Färbung trägt, wird eine solche Beobachtung selten in die Gefahr kommen, fehl zu gehn. Hier wird durch die Zurückführung einer singulären Fügung auf den beständigen Gebrauch des Schriftstellers die Eigenthümlichkeit nicht verwischt, sondern hergestellt. Dafs die Analogie, nicht die Anomalie entscheidet, ist ein Grundsatz, den alle grofse Kritiker, Aristarch an der Spitze, durchgeführt haben; will man ihn aufgeben, so ist damit über die Kritik überhaupt der Stab gebrochen.

Indem ich mich jetzt zu der Anwendung, welche das kritische Verfahren Weifsenborns in dem vorliegenden Bande im Einzelnen gefunden hat, wende, ist von vornherein zuzugestehen, dafs die Uebelstände desselben hier in sofern weniger hervortreten, als überhaupt in der vierten Dekade die Conjecturalkritik geringeren Spielraum hat und es mehr auf die Wiederherstellung der durch die Vulgate ungebührlich in den Hintergrund geschobenen Lesarten des Bamberger und Mainzer Codex und die richtige Abwägung des einen gegen den andern ankommt. Hier hat sich denn auch Weifsenborn an einer Anzahl Stellen mit Recht an Madvig angeschlossen mit Aufgebung der früheren Lesarten in der Teubnerschen Ausgabe. Von den Conjecturen Früherer sind noch mehr, als sich erwarten liefs, in den Text aufgenommen; über einige fehlende und die Behandlung der von Madvig und mir herrührenden, die fast alle unter dem Texte erwähnt werden, ohne dafs eine weitere Anwendung davon gemacht oder auch in vielen Fällen nur die gröfsere oder geringere Wahrscheinlichkeit der einzelnen characterisirt würde, ist Folgendes zu bemerken: 35, 8, 7 ist die von Madvig hervorgehobene logische Discrepanz zwischen dem allgemeinen Ausdruck *amotum esse qui ... posset* und den Worten *ea quae scripsisset,* worauf seine Beweisführung beruht, ignorirt; wenn dagegen Weifsenborn gegen die Madvigsche Lesart *ne diceret et aut arguere aut argui posset* anführt, dafs das *argui* grade von Cornelius beabsichtigt werde, hat er übersehen, dafs nicht das *argui* als solches, sondern die freigestellte Möglichkeit entweder zu überführen oder überführt zu werden dem Cornelius nicht genehm ist. 35, 31, 1 geht schon aus den Worten 31, 3 *inde in Thessaliam iere* hervor, dafs nicht *circuire,* sondern *circuiere* das Richtige ist. 35, 32, 6 mufste Dukers Conjectur *spes* durchaus aufgenommen werden, wegen des Sprachgebrauchs und des gleich folgenden *ab re;* 35, 34, 3 ist mit Sigonius und Madvig *novari* zu schreiben, da aus dem Gegensatz hervorgeht, dafs nur von der Hoffnung auf die durch Antiochus zu bewirkenden Umwälzungen die Rede ist.

35, 34, 4 war dem von mir gefundenen *immodicum* nicht *infandum* gleich zu stellen, die Züge der Handschrift führen durchaus auf das Erstere. 35, 35, 9 ist *Nabidi quoque et ipsi* trotz Madvigs Erinnerung ohne Weiteres beibehalten. 35, 41, 3 können für die Auslassung des Demonstrativpronomens die von Weifsenborn angeführten Beispiele nichts beweisen, da in denselben jedesmal ein bestimmtes Substantiv, hier das allgemeine *quo senatus censuisset* vorhergeht, aber *eam* ist allerdings wegen des fehlenden *provinciam* hart; es wird zu lesen sein: *id esse bellum*. 35, 47, 6 durfte *inclutam* nicht vertheidigt werden; nur die Heirath seiner Schwester konnte den Philippus veranlassen, ihr nach Athamanien zu folgen. Der Gedanke, dafs er von dem durch diese Vermählung seiner Familie erwachsenden Ruhm gelockt wurde, hätte ganz anders ausgedrückt werden müssen; dafs übrigens meine durch den Livianischen Gebrauch bestätigte Conjectur *junctam* aus *inclutam* durch die leichteste palaeographische Aenderung hervorgeht, bedarf keiner Erwähnung. 35, 51, 10 ist unverständlich. wie aus *ceterae urbes* sich ergeben soll, dafs mit *id* Chalcis gemeint sei, vielmehr beweist grade der Ausdruck *ceterae urbes*, dafs *oppidum id* richtig sei. 36, 2, 1 gestehe ich, dafs mir die Rechtfertigung der Vulgata völlig unverständlich geblieben ist: wenn Weifsenborn selbst zugiebt, dafs der Ausdruck unklar und grammatisch unvollständig ist, so war es seine Pflicht schon aus blofser Rücksicht auf die Schüler, ihn zu verbessern. Da das Madvigsche *haud ad id* „ohne Rücksicht darauf" sich kaum wird nachweisen lassen, wird es wohl bei meinem *in senatu incerto ad id* sein Bewenden haben. 36, 20, 2 streitet Weifsenborn wider seine eigene Ueberzeugung, wenn er das unter dem Text verworfene *dies* oben beibehält. 36, 22, 7 giebt Weifsenborn selbst zu, dafs von der *arx* nicht die Rede sein kann; warum aber Madvig Gronovs Conjectur *partem extra muros*, gegen die nichts Wesentliches einzuwenden ist, unwahrscheinlich nennt, ist nicht abzusehen. 36, 24, 2 befiehlt doch offenbar der Consul dem Sempronius, die Soldaten wachsam zu erhalten, selbst aber das Zeichen zu erwarten, weshalb die Lesart der Mainzer Handschrift *exspectare* mit Madvig vorzuziehen ist. 36, 34, 9 u. 10 ist nach der ausgezeichneten Erörterung Madvigs jedes Wort überflüssig; auf die Weise, wie Weifsenborn ihn bestreitet, läfst sich eben Alles und Jedes erklären. Uebrigens sind die Worte *et victoriae — habere* nicht umzustellen, sondern mit Bekker zu tilgen als offenbare Umschreibung des ersten Satzes in der Rede des Quinctius *ecquid vides — adjunxisse*. 37, 11, 3 hat Weifsenborn den Fehler in *navalia tegi* richtig erkannt; da das Gegentheil von dem vorhin erwähnten *navalia reficit* gefordert wird, so ist zu schreiben *navalia negligi*. 37, 12, 11 wundere ich mich, meine Conjectur *in incertam tempestatem [trans]miserunt* nicht einmal erwähnt zu finden; *miserunt* als technischer Ausdruck ist sehr unwahrscheinlich, *trans* aber konnte nach *tem* leicht ausfallen. 37, 13, 9 durfte an die Beibehaltung des ersten von Crevier getilgten *jam* nicht gedacht werden. 37, 16, 13 ist nicht *omissa*

in der Ausführung erscheint uns aufserdem bedenklich. „Ausgeschlossen mufs werden die ältere Zeit der neuhochd. Periode“, so dafs nur etwa die letzten 100 Jahre zu berücksichtigen seien, dagegen seien (wenn auch mehr gelegentlich) Blicke in die früheren Epochen unserer Sprache, das Altdeutsche und die Mundarten zu eröffnen; der Schüler soll u. a. sehen, „wie noch heutiges Tages der schöpferische Sprachgeist im Munde des Volkes sich aufs herlichste kundgibt“. Die Sprache Luthers, Paul Gerhards u. a. um des Inhalts willen vollkommen verstehen zu lernen, erscheint sonach dem Verfasser lange nicht so wichtig, als dafs beispielsweise *Heimat* aus althochd. *heimuot,* dafs *Bär, quälen, Käse* aus mhd. *bër, queln, kaese* entstanden, oder dafs *ereignen* „fehlerhaft“ ist statt *eräugnen.*

Das Buch beginnt wunderlicher Weise mit einem „Zusatze für Oberclassen“, welcher den aus dem Zusammenhange gerissenen Satz Ev. Marc. 4, 6 aus Vernâlekens D. Sprachbuche in der Schriftsprache und noch 7 Dialekten gibt, um deren Verschiedenheiten zu zeigen, darauf einige Bemerkungen über Schriftsprache, Mundart, geschichtliche Hauptperioden, und nun natürlich möglichst bald die herkömmlichen Sprachproben für Lautumwandlung mit Gothisch, Ahd., Mhd. Blickt schon in diesen der Mangel eigener Kenntnifs durch, wenn für goth. *áigan, sáivala* u. a. ebenso gut wie für *aírtha,* für *háubith* und *áugo* ebenso wie für *haúrn* die Regel gegeben wird, *ai* als *e* und *au* als *o* zu sprechen, während daneben über die Aussprache des *h* in *hlaupan, tohtar, ih* u. a. nichts bemerkt wird: so zeigt sich das Bunte des Buches noch deutlicher in späteren Theilen der bis pag. 62 (!) reichenden Lautlehre und Orthographie. So steht p. 27 unmittelbar hintereinander „In lateinischen Wörtern sprechen wir *ti* vor einem Vocale wie *zi* (*Horatius,* daher die Kürzung *Horaz*)“ und „*T* verbindet sich mit dem Schmelzlaute *r* (*treu*); mit dem Zungenlaute *s*, statt *ts* schreibt man aber *z*“. Ohne weitere Vorsichtsmafsregel heifst das im Gefolge gewöhnlicher Fibelregeln soviel als: man schreibe nicht *er siehts, Monatsdatum* u. dergl., sondern *siehz, Monazdatum.*

Einen wesentlich andern Eindruck macht das unter Nr 2 aufgeführte, auch schon in 3. Auflage erschienene Werk, dessen verständig übersichtliche Einleitung, über „alte praktische“ d. h. ans Latein angelehnte Grammatik, „philosophische oder logische Gr. Beckerscher Schule, und historische Gr. nach Grimm, von vornherein ein günstiges Vorurtheil erweckt. — Gleichwol ist im einzelnen keineswegs alles so genau erwogen und vorsichtig dargestellt, als man es namentlich bei einer 3. Auflage erwarten sollte. Schon die Orthographie ist ziemlich inconsequent: Rößelein neben Rösselein, Gedächtniß neben Verhältniß, Ruß-en unmittelbar neben Ro-sen. Die Hinweisungen auf das Altdeutsche lassen oftmals zu wünschen übrig. Dafs p. 287 zu lesen ist „den troúm si dó sâgete“ u. s. f. oder p. 15 „Ruhe aus mhd. *ruwe*“ — statt sâgete und ruowe — oder schwäbisch Muetter, statt Mueter — mag zu den zahlreichen Druckfehlern des Buches gerechnet wer-

den. Schlimmer schon sind Dinge wie pag. 6: „*ai* hat sich erhalten in deutschen Wörtern, wo die Vocale nach Ausstofsung eines *g* zusammenrückten, wie *Main (Magin), Maid (Magid)*; manches *ai* ist auch hier verdrängt, wie in *Beichte*, und nur Unterscheidungslust erhält *Laib, Saite, Waise*.“ Will der Hr Verf. unser Nhd. ausschliefslich aus dem mitteldeutschen Vocalismus *ei* — *ai* ableiten und diesen neben dem mhd. *î* — *ei* unmittelbar auf das goth. *ei* — *ái* zurückführen: so mufste das irgendwo gesagt werden; geht er aber hier, wie überall aufs Mhd. zurück, so konnte er von *maget* nur auf mhd. *meit*, von *bigihti* auf mhd. *bihte* gelangen, und hatte dann anzugeben, dafs früh- aber gleichzeitig mhd. *î* zu *ei* und mhd. *ei* zu *ai* wurde. Hieraus ergibt sich, dafs die Unterscheidungen *Seite* — *Saite*, *Leib* — *Laib*, *Weise* — *Waise* streng historisch aus sîte — seite, lip — leip, wîse — weise hervorgehn, nicht aber *ai* unmittelbar aus *agi*, oder da wo diefs nicht der Fall ist nachträglich aus blofser Unterscheidungslust. Mangelhaft ist auch, was der Verf. weiter über mundartliche Unterscheidung in diesem Gebiete sagt. — In „Cap. 3. Silben“ heifst es § 41: „Deutsche Wörter mit Endungen haben, wie die fremden, den Ton auf der Endsilbe: *Pfarrei, Soldat, buchstabiren*.“ Abgesehen davon, dafs Hr K. doch wol nicht *buchstabirén* betont: in welchem prägnanten Sinne mag er hier wol das Wort „Endung“ genommen haben?! Liest man aber kopfschüttelnd weiter, so stöfst man § 43 auf folgende verbesserte Auflage jener Regel: „deutsche Wörter mit fremden Endungen haben, wie die fremden, den vollen Ton auf der Endsilbe: Pfarrei, Soldat, buchstabiren u. s. w.“ Wie mag diese Partie wol in der zweiten noch nicht verbesserten Auflage ausgesehen haben? und wie mag Hr Koch es rechtfertigen, dafs er, wie es scheint, *Soldat* aus dem deutschen Worte *Sold* (solidus, soldo) mit der fremden Endung *-at*, *Pfarrei* (mhd. *pfarrie*, mlat. *parochia*) aus dem deutschen Worte *Pfarrer* (parochus) und der fremden Endung *-ei* entstehen läfst?

Nicht übel ist § 49 die Unterscheidung in der Behandlung der Fremdwörter, nämlich „a) der fremde Laut hat sich erhalten und deutsche Schreibung erlangt, z. B. *Capitän* —, b) die fremde Schreibung ist geblieben, und hat deutsche Aussprache nach sich gezogen: *Tante, Balcon* (pafst freilich zunächst nur für Schillers *Graf v. Habsburg* und die wenigen, welche ebenso sprechen); c) der fremde Laut ist von deutscher Zunge ihr bequem umgebildet und wird auf deutsche Weise geschrieben: *Abenteuer, Kajüte, Krawall*. Nur könnte man einerseits mit dem Verfasser über einzelne Beispiele rechten, andrerseits mufste noch eine Mischung von a) mit b) oder c) zugegeben und deshalb ein d) angesetzt werden. Wörter wie *Ingenieur, Conducteur, Honneur* werden, glaub' ich, nirgend ganz französisch, aber auch nicht ganz deutsch gesprochen.

Kaum glaubliches enthält der vielfach verfehlte, aber hie und da an Fr. Bauer erinnernde zweite Abschnitt Wortbildungslehre, welcher die einfachsten, in jeder Elementargrammatik er-

laubten Ableitungen durcheinanderwürfelt mit Wörterzerlegungen, die nicht in eine deutsche, sondern allgemein indogermanische Etymologie gehörten, soweit sie überhaupt zu rechtfertigen sind. So stehen § 69 unter „3) Ableitungen mit *er* a) Goth. *ar*, ahd. *ar*, mhd. *er*, nhd. *er*, nebeneinander *Eiter, Bruder, Fischer, Jäger, Acker, Auster*! Stellt sich der Verf. auch hier auf den Standpunkt des Grimmschen Wörterbuches II, 692; so halten wir ihm zunächst entgegen, dafs er durch Aufnahme der Beispiele *Fischer* und *Jäger*, die auf mhd. *-aere* = ahd. *-ari* zurückgehen und bei J. Grimm l. l. von jenen auf mhd. *-er* = ahd. *-ar* streng geschieden werden, fremdartiges durcheinander geworfen hat. Im übrigen hat er allerdings Grimm nachgesprochen und geschrieben — hier mit Rücksicht auf den Zweck seiner Grammatik schwerlich mit Recht. Vergleicht man ahd. *achar*, goth. *akr-* mit lat. *agr-*, griech. *ἀγρ-*: so darf man meines erachtens *acker* nicht als Beispiel für die nhd. Ableitungsendungen *-er* = mhd. *-er*, goth. *-ar* hinstellen. Aber Hr Koch bringt auch *Halm*, *Horn*, *Nacht* trotz *calam-*, *corn-*, *noct-* = *καλαμ-*, *νυκτ-*, skr. *kalama*, *nakta* unter die deutschen Ableitungen mit *-m*, *-n*, *-t*, gleichwie er *Has-el* und *Neb-el* (trotz corylus und nebula), nicht minder *To-d* und *Zei-t* zerlegt. Ja die Fremdwörter *Fidel* (fidicula, fidula, vitula, viola), *Tafel* (tabula), *Engel* (angelus), *Auster* (ostrea), *Kaiser* (Caesar) sind ihm — wie zum Theil unbegreiflicherweise auch Grimm — ebenfalls Beispiele deutscher Ableitungen mittels *-el* und *-er*; *Bursch* (bursa) und *Etsch* (Athĕsis, Etisa) stehn unter denen mit *-sch*, *Markt* (mercatus) und *Vogt* (ad-vocatus) mit *t*; *Tisch* (discus), *Kelch* (calicem), *Mönch* (monachus) mit *-ch*; *August* (beiläufig am besten mit W. Wackernagel = auguratus zu fassen, vergl. robustus, onustus, honestus mit roboratus, oneratus, honoratus) besteht natürlich aus dem Stamme *aug-* mit der Endung *-ust*, vgl. *Heng-ist*, während *Palast* wirklich als Lehnwort vom frz. *palais* anerkannt wird. Ich schweige von anderem. Unsere Jugend bedarf warlich anderer Nahrung in den Deutschen Stunden, und wir rathen dem Hrn Verfasser, in einer etwaigen vierten Auflage den Abschnitt über Wortbildung, so interessant und wichtig er ist, lieber ganz wegzulassen als ihn unverändert zu wiederholen.

Besser sind, wie es scheint, die Flexions- und die Satzlehre. Aus ersterer verdient beispielsweise lobend hervorgehoben zu werden, dafs die Formen *können* und *wollen* in Verbindungen wie „ich habe schreiben können, er hat kommen wollen" richtig (wenigstens was *können* betrifft) als die alte Participialform erklärt werden. Weniger schon ist zu loben, dafs Hr K. diesen Gebrauch äufserlich auf den Fall einschränkt, wo der Infinitiv voransteht — wir können immerhin sagen „das hat er müssen zugeben"; ferner dafs er die Rückertsche Construction „wie hat er dir soviel geben gekonnt" ohne viel Federlesen als falsch bezeichnet. Können wirs dem Dichter verwehren, wenn er um des Reimes und Rhythmus willen vorzieht zu sagen:

„Und was vollbringen du gewollt,
„war lauter wie das lautre Gold“ —?

Unser alter Arndt, dem Schauenburg zu folgen ein Recht hatte, pflegte auch in Prosa so zu schreiben — da sagt denn der Grammatiker besser „dieser und jener Schriftsteller hat die und die Eigenheit“, als dafs man es gleich als falsch brandmarkt. Hr Koch fährt dann fort: „Dieser Gebrauch ist seit dem 13. Jahrh auch bei *hören, sehen, lernen, helfen, heifsen* eingetreten — entweder sind diefs Nachbildungen obiger Constructionen — oder die Participien welche nach Abstofsung des *ge* (!) mit den Infinitiven zusammenfallen — haben sie veranlafst.“ Am Ende ist wol gar auch im Particip *versehen* das *ge* ausgefallen und es hiefs ursprünglich *vergesehen*? Vielmehr so: nicht nur die Präteritopräsentia, sondern auch andre im Particip stark flectierende Verba von ergänzungsbedürftiger Bedeutung unterliefsen in der Verbindung mit ergänzenden Infinitiven die Zusammensetzung mit der inseparabilis *ge-*; also *sehen, heizen, lâzen* (was Hr Koch ganz ausläfst) neben *gesehen, geheizen, gelâzen*, gerade wie *worden* neben *geworden*. Die Gleichheit mit dem Infinitive, die seit der schwachen Participialbildung der Präteritopräsentia immer verführerischer wurde, verleitete nun, *helfen* statt *holfen* zu sagen, dann auch *hoeren, lernen* für *hört, lernet* — bis neuerdings bairische und fränkische Mundarten sogar angefangen haben, jene Formen inflexibel zu behandeln und z. B. sagen „schreib mir helfen“ für „hilf mir schreiben“.

Vom Anhange enthalten die Paragraphen über Metrik viel flüchtiges.

Nr 3 endlich unterscheidet sich von Nr 2, zu dem es zunächst als Auszug sich verhält, ziemlich vortheilhaft, bietet aber auch weniger Eigenes. Eigen freilich ist es, dafs, wie schon die Titel oben zeigen, in Nr 2 die sog. historische Theorie des ſ herscht, in Nr 3 aber die vulgäre — also ein ähnliches Verhältnis wie zwischen den beiden Hannoverschen Verzeichnissen. Auch an innerer Ungleichheit fehlt es nicht. Die Wortbildungslehre ist zweckmäfsig vereinfacht und hinter die Flexion gestellt; doch wäre noch manches zu streichen — ist z. B. das Adjectiv *frefslieb* classisch genug, um § 97 eine eigne Nummer zu bilden? Auch möchte Ref. das von Hrn K. häufig beobachtete Verfahren nicht zur Nachahmung empfehlen, bekannte metrische Stellen aus Schillers Dramen mit leichten Aenderungen, welche das Metrum oft völlig zerstören, als Beispiele zu citieren. So p. 62 „Man breitet aus, die Königin schwinde, läfst sie kränker Und kränker werden, endlich still verscheiden“; p. 46 „Es ist ein kluges Verständig Haupt, [Herr Wrangel,] dem Ihr dienet.“ Doch verdient das Büchlein im ganzen recht wol empfohlen zu werden, wenn auch gewissenhafte Nachbesserung bei einer 3ten Auflage noch manches ausmerzen wird.

Colberg. G. Stier.

VII.

Ueber Bau und Einrichtung der Hofburgen im XII. und XIII. Jahrhundert. Ein kunstgeschichtlicher Versuch von Alwin Schultz. Berlin 1862. 52 S. kl. 4. 1 Thlr.

Die vorliegende Abhandlung ist mit grofsem Fleifse ausgeführt, indem der Verf. ganz besonders sorgfältig die epischen Dichter der betreffenden Zeit, namentlich die mittelhochdeutschen benutzt hat. Von deutschen Vorarbeiten, die ihm zu Gebote gestanden, erwähnt er nur Leo's Abhandlung über Burgenbau des 11. bis 14. Jahrhunderts. Es scheint ihm also die ausführliche und gründliche Besprechung des Gegenstandes in der Ausgabe der Gudrun von W. v. Plönnies, Leipz. 1853, so wie der Aufsatz von Dr. Barack über die deutschen Burgen der Vorzeit in dem Album des literar. Vereins in Nürnberg für 1859 und die Abhandlung von Jos. Heller über die Bauart der altdeutschen Ritterburgen, Bamb. 1829, unbekannt geblieben zu sein. Vor allen Dingen wäre zu wünschen gewesen, dafs der Verf., der ein Bauverständiger zu sein scheint, sich durch eigne Anschauung mehr mit den Ueberresten der alten Burgen bekannt gemacht hätte; dann würde wol Manches sichrer und vollständiger in seiner Arbeit sich gestaltet haben. So sagt er S. 19: „In der Mauernische waren zu beiden Seiten des Fensters Sitze, die mit Kissen (*pflumit*) belegt den Burgdamen das Ausschauen recht bequem machten. — Wenn v. Ritgen das Vorhandensein solcher Fensternischen leugnet, so hat er allerdings für sich, dafs in den gröfseren uns noch erhaltenen Hofburgen wie Eger, Münzenberg, Gelnhausen, der Wartburg sich keine derartigen Anlagen vorfinden; doch ist deshalb seine Erklärung, die Frauen hätten auf den Fensterbrettern gesessen, für unsre Zeit wohl nicht mehr mafsgebend, zumal da uns in den elsassischen Schlössern St. Ulrich und Königsheim die fraglichen Nischen begegnen etc." Hätte der Verf. nur einmal die schöne alte Harzburg Hohnstein bei Nordhausen besucht, so würde er aufser manchem Anderen, was ihm für seinen Zweck hätte nützlich werden müssen, auch nicht blofs die von ihm angenommenen Nischen, sondern gerade die Fenstersitze noch wirklich haben sehen können. Dieselben sind in dem Hauptthurm noch deutlich wahrzunehmen; sie sind zum Theil noch mit Estrich versehen.

Es ist aber immerhin dankenswerth, dafs der Verf. auf diesen interessanten Gegenstand so redlichen Fleifs verwandt hat. Möchte er doch später in einem ausführlichen Werke darauf zurückkommen, nachdem er erst selbst möglichst viele alte Burgen in Augenschein genommen. Es dürften dann aber bildliche Darstellungen, Pläne und dergl. nicht fehlen.

Aurich. C. Volckmar.

VIII.

Kaiser Friedrich der Zweite von Dr. Fr. W. Schirrmacher. Zweiter Band. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprechts Verlag, 1861. 469 S. 8.

Vor einiger Zeit haben wir den ersten Band der vorliegenden Arbeit in dieser Zeitschrift angezeigt und dabei den Wunsch ausgesprochen, dafs die Fortsetzung bald folgen möge. Sie liegt jetzt vor uns, eine schöne Erfüllung jenes Wunsches! Wir finden — möge der Verf. uns diesen Ausspruch nicht übel deuten — in Stil und historischer Auffassung einen Fortschritt und wollen versuchen, Letzteres namentlich bei der Besprechung hervorzuheben. — Friedrich II. fühlte sich zwar bei allen Erfolgen in den Schutz des Höchsten gestellt; aber er fühlte auch, dafs nach diesen Erfolgen nun die Zeit gekommen sei, die weltliche Gewalt des Kaisers von den päpstlichen Banden zu befreien. Der Verf. weist es ab, das ideale Streben grade der gröfsten Kaiser „mit dem Mafsstabe der Vernünftelei" zu messen; er findet nicht, dafs jene Verbindung Italiens und Deutschlands unsern nationalen Interessen nur geschadet habe. Und die alten Ideen der Staufen zu neuer Thätigkeit zu beleben, dazu war Friedrich der Mann, denn wie Innocenz III. (S. 8), so war er: „streng gegen die Rebellen und Widerspenstigen, tapfer und standhaft, grofsmüthig und schlau, ein Vertheidiger des Glaubens und Vertilger der Ketzerei". Diese immer sichtbarer hervortretende Selbstständigkeit aber, diese bewufste Haltung über den Parteien steigerte den Argwohn des römischen Hofes. Grofse Erfolge hatte Friedrich errungen, zuletzt noch den, dafs Heinrich, der König von Sicilien, auch die deutsche Krone erlangt hatte.

Wenn er nun von Deutschland aus seine Blicke wieder nach Italien wandte, so kam es darauf an, wie er sich zu der Lombardei, dem Reichslande, stellen würde. Die Bestimmungen des Costnitzer Friedens galten doch nicht mehr in vollem Umfange, denn Heinrich VI und Otto IV. hatten Mancherlei daran geändert. Die Frage war, wie viel Friedrich davon anerkennen würde? Wüste Fehde um Parteiinteressen erfüllte das Land, so lange Friedrich noch nicht freie Hand in Deutschland hatte. 1220 kam er nach Italien: Mailand trotzte; Friedrich achtete das nicht; er wollte Kaiser werden und wurde am 22 Nov. feierlich gekrönt, wobei er versprach, nie eine Realunion zwischen Deutschland und Sicilien herbeizuführen. Dann zog er in sein tief zerrüttetes Königreich Sicilien. So war die Lombardei weder unterworfen, noch beruhigt; die Kämpfe mit den Städten waren also nur vermieden, nicht ausgefochten. Zunächst, schon in Rom, wandte er seinem schönen Erbreiche die eingehendste Aufmerksamkeit zu. Den ersten Kampf kämpfte er siegreich gegen den Grafen Thomas von Molise, welcher im Lande der Marser seine fast unersteiglichen Felsburgen den Räubern darbot. Des ungehorsamen Unterthans nahm sich Papst Honorius an: nicht, weil er sein Verhalten billigen und rechtfertigen konnte; aber es handelte sich ja auch weniger darum, ob in dieser oder jener Sache der Papst oder der Kaiser das juristische Recht für oder gegen sich hatte, sondern ob päpstliche oder kaiserliche Suprematie gelten sollte. In Sicilien bekämpfte Friedrich dann die Sarazenen; er zerrifs den Zusammenhang derselben mit ihren Glaubensgenossen in Afrika, indem er sie in Luceria ansiedelte. — Das war doch eine Art von Kreuzzug! Wenn wir bedenken, dafs die An-

regung der Kreuzzüge den Sieg des Papstthums wesentlich gefördert hat, so ist es bemerkenswerth, dafs Friedrich II. am Tage seiner Krönung freiwillig ohne Anfrage in Rom das Kreuz nimmt. Ein bedeutender Schritt zur Selbstständigkeit! Dienen will er der Kirche, will Hand in Hand mit dem heiligen Vater gehen; aber die Bevormundung mufs ein Ende nehmen von dem Augenblicke ab, da ihm die höchste Ehre dieser Welt zu Theil wird. Man hat das in Rom sich wohl gemerkt und wufste seitdem, was man von dem Staufen zu erwarten hatte. Friedrich wollte nicht allein mit den Sarazenen kämpfen, er wollte auch mit ihnen unterhandeln. Er rüstete verständig und zweckmäfsig, und alle seine Vorbereitungen versprachen einen günstigeren Erfolg, als die Kreuzzüge ihn geliefert, welche von der Hierarchie geleitet worden waren. Wie traurig hatte die Unternehmung gegen Damiette (1218) geendet, und doch hauptsächlich nur deshalb, weil der Legat des Papstes, Pelagius Galvani, die Oberleitung in die Hand genommen und die verständigen Kriegsmänner, namentlich den König von Jerusalem, Johann von Brienne, in den Hintergrund gedrängt hatte. Friedrich hat das Unternehmen nach besten Kräften unterstützt und sich in keiner Weise dabei verrätherisch benommen. Er hat immer seine sorglichen Augen auf das heilige Land gerichtet und deshalb besonders den deutschen Orden unterstützt. Mit dem Hochmeister desselben, mit Hermann von Salza, war er in innigster Freundschaft eng verbunden; dieser war das Haupt der kaiserlichen Umgebung, ein Mann der rechten Mitte, begeistert von der Idee der Einheit beider Gewalten (S. 61). Deshalb war er stets der geeignete Unterhändler zwischen Papst und Kaiser und vermittelte auch im Interesse Beider die Heirath Friedrichs mit Jolante, der Erbin von Jerusalem. Dadurch hoffte Honorius das Interesse des Kaisers für das heilige Land noch zu vermehren, und wirklich sandte derselbe zahlreiche Hülfe dorthin. Er selbst aber konnte nicht sofort hinziehen und erhielt deshalb von Honorius mehrfach Aufschub. Damals waren Kaiser und Papst schon gespannt: einmal, weil Friedrich seinen Schwiegervater, Johann von Brienne, nicht so begünstigte, wie es Honorius wünschte, und dann war man über Anstellung von Geistlichen in Sicilien in Streit gerathen. Aufs heftigste zürnte aber der Papst, als Friedrich im Spoletanischen Kaiserrechte geltend machte; da schien es, als solle der Kirchenstaat, die Schöpfung von Innocenz III., in Stücke gehen. Und wie in Mittelitalien, so wollte er in der Lombardei seine Herrschaft befestigen. Dagegen wurde 1226 der alte Bund der Lombardischen Städte erneuert: nicht nationale Interessen verfochten die Lombarden, sondern ihre Vortheile. Aufs schamloseste traten sie dem Kaiser entgegen und wurden deshalb mit Recht in die Acht gethan. Der Papst trat nun als Vermittler auf. Obgleich der Urtheilsspruch den Lombarden sehr günstig war, fügten sie sich nur scheinbar, und noch war die Angelegenheit nicht beendet, als 1227 Papst Honorius das Zeitliche segnete.

Die Cardinäle wählten zuerst einen Deutschen, einen Grafen Fürstenberg, und dann, als dieser die Ehre ablehnte, einen Verwandten von Innocenz III., den Cardinal Hugolino. Gewifs war das eine seltene Erscheinung! Gelehrt, von tadellosem Rufe war er; sein frisches und kräftiges Greisenalter — er war über 80 Jahre alt — sprach dafür, dafs er eine untadelhafte Jugend verlebt hatte. Innocenz III. bestieg sehr jung den päpstlichen Stuhl und verwaltete sein Amt mit dem Ernste eines Greises; Gregor IX. dagegen — so nannte sich der neue Papst, um gleich durch den Namen seine Richtung kund zu thun — war zwar ein Greis, hatte aber die volle Hast der Jugend sich

bewahrt. Was hatte der Mann für eine Vergangenheit hinter sich! Vielfach war er in diplomatischen Sendungen thätig gewesen; ihm verdankten die beiden Bettelorden wesentliche Förderung und Unterstützung. Sofort nach seiner Wahl mahnte er Friedrich so ernstlich, den Kreuzzug anzutreten, dafs dieser einsah, jetzt müsse er ihn beginnen; ebenso ernst aber verlangte er von den Lombarden den Abschlufs des Friedens. Zum Kreuzzuge sammelten sich Schaaren aus England; es waren das eben Leute, die in der Heimath Nichts zu verlieren hatten. Franzosen kamen nicht, da sie in den Albigenserkriegen beschäftigt waren. Auch in Deutschland war keine Begeisterung; der Kaiser konnte die Fürsten nur durch Geld zum Zuge bewegen. Da unter den Söhnen Saladins bittre Zwietracht herrschte, so trat schon 1227 Friedrich in Unterhandlung mit Kamel von Aegypten, der ihm Jerusalem versprach, falls er ihn gegen seinen Bruder, den Sultan von Damascus, unterstützen wolle.

Im August des Jahres 1227 sammelten sich bei Brindisi die Schaaren der Kreuzfahrer. Die Hitze des Sommers erzeugte Seuchen im Heere, und viele der Besten welkten dahin, wie die Blumen des Feldes. Da erlag auch der Landgraf Ludwig von Thüringen, der Gemahl der heil. Elisabeth; er selbst ein hoher und reiner Herr, wohl werth dieses seltenen Kleinodes. Und der Kaiser selbst erkrankte so, dafs er auf den Rath der Aerzte zurückblieb und das Heer unter anderer Führung vorausschicken mufste. Ohne Prüfung der Umstände that ihn sofort Gregor IX. in den Bann. Wir halten das 17te Capitel für ein sehr gelungenes; es wird darin unwiderleglich nachgewiesen, wie wenig zu billigen Gregors IX. Mafsnahmen waren und welcher Tadel schon damals von ruhigen und ernsten Geistlichen über sein Benehmen ausgesprochen wurde. Vortrefflich ist des Kaisers Vertheidigung (Cap. 18), worin er das Verderben der damaligen Kirche nachweist (S. 158) und mit den Worten schliefst: „und einen andern Grund, als unser Herr Jesus Christus gelegt hat, kann Niemand auffinden und legen". Friedrich stellte die Ansichten auf, welche schon der heil. Bernhard in seinem Werke „über die Betrachtung" niedergelegt hatte. Welche Klagen hatte Innocenz III. gegen die Geistlichkeit laut werden lassen, und sollte nun der Kaiser doch wirklich keine Hülfe gefunden haben? Gewifs, das ist nicht vorauszusetzen. In Rom selbst erhob man sich gegen Gregor IX. und vertrieb ihn aus seiner Hauptstadt. Währenddefs zog Friedrich II. ins heilige Land (1228). Wie er ankam, hatte er unter den Intriguen der Templer zu leiden, und noch schlimmer gestaltete sich seine Lage, als 2 Minoriten vom Papst gesendet anlangten, um die Pilger vor dem Verkehr mit dem Gebannten zu warnen. Unter solchen Umständen konnte Friedrich nicht hoffen, durch Kampf wesentliche Erfolge zu erzielen; er glaubte mit Recht, durch Unterhandlungen mehr zu erreichen. Die Zeit des heftigsten Fanatismus war schon vorüber; Christen und Muhamedaner waren einander näher getreten, hatten einander achten gelernt (S. 181), und so wurde es dem hoch gebildeten Kaiser nicht schwer, die Zuneigung des vortrefflichen Kamel zu gewinnen. Beide hatten überdies Feinde zu fürchten: der Kaiser den Papst, der Sultan seinen Neffen. Und so schlossen sie im Februar 1229 einen Vertrag, wonach die Christen Jerusalem erhielten. Wahrlich! solche Erfolge hatte ein Kreuzheer lange nicht errungen, und doch, wie einseitig, wie lügnerisch stellte der Todfeind der Kaisers, der Patriarch von Jerusalem, den ganzen Sachverhalt dar! Wie elend (Cap. 23) benahm sich der Patriarch bei der Krönung des Kaisers und wie würdig und mild Friedrich II.! Solche Erfolge hatte man in Rom weder erwartet noch

gewünscht; man hatte gehofft, Friedrich werde dort im Oriente scheitern, und dann würde man das verhafste Haus der Staufen demüthigen können. Deshalb hatte Gregor IX. in Deutschland die Fürsten gegen Friedrich und seinen Sohn Heinrich aufzuregen versucht, deshalb im Königreich Sicilien die Zwietracht von Neuem angefacht und mit Unterstützung der Lombarden dies Land erobert. Als der Kaiser 1229 zurückkehrte, versuchte er durch Hermann von Salza eine friedliche Ausgleichung; aber der Papst gab nicht eher nach, als bis Sicilien mit leichter Mühe den nirgend Stand haltenden Schlüsselsoldaten entrissen und der Kirchenstaat jedem Angriff geöffnet war.

Den anzugreifen hütete sich der Kaiser, damit dann nicht etwa Sympathie für den Papst erwache, die so gut wie ganz verloren war. Es war doch der wahre Sachgehalt bekannt geworden und dadurch dem Kaiser viel Liebe, der päpstlichen Herrschsucht aber viel Hafs erweckt worden. Dies Alles erst bewog Gregor IX. nachzugeben; nur die Gewalt, nicht das Gefühl der Billigkeit liefs ihn 1230 den Frieden zu S. Germano schliefsen. Beide Männer trafen sich dann und beriethen das Nähere allein, ohne Zeugen, nur Hermann von Salza durfte stets zugegen sein. Zwar war nun Friede geschlossen; aber in dem Friedensinstrument war eine Clausel zu Gunsten der Lombarden, welche man stets gegen den Kaiser deuten konnte, so oft er Kaiserrechte gegen die Lombarden geltend machte. Ueberall triumphirte nach diesem Frieden die Sache des Kaisers, deshalb finden wir, dafs Gregor zwar gereizt, aber dennoch nicht im Stande ist, die Pläne des Kaisers mit Erfolg zu kreuzen. Nur das Eine konnte er thun, nämlich den Feinden Friedrichs in Rom sicheren Aufenthalt gewähren. Er versuchte zwar auch die Templer und Johanniter zu unterstützen, als ihnen der Kaiser zur Strafe für ihren Verrath ihre sicilischen Güter einzog; doch war das ebenso vergebens, als sein Widerstand gegen die Constitution, durch welche Friedrich Sicilien ordnete. Bei dieser Gesetzgebung half dem Kaiser einer jener Geistlichen, Jakob Erzbischof von Capua, welche in der nächsten Umgebung des Herrn dieselbe Tendenz vertraten, als der Hochmeister Hermann von Salza.

In seinem Erbkönigreiche constituirte nun Friedrich ein in sich geordnetes, geschlossenes und auf das Gesammtwohl berechnetes Staatswesen. Ausgehend von dem göttlichen Rechte des Erbkönigs, soll weder Stadt noch Baron eine politische Selbstständigkeit beanspruchen, soll kein Staat im Staate existiren. Zur Entschädigung dafür erhalten die Barone ihre Lehen so gut wie erblich. Der König ist aber nicht nur Gesetzgeber und Schirmvoigt der Kirche, sondern auch der Quell der Staatsämter und aller Ehren und Gnaden, welche der Staat verleiht. Der vornehmste Beamte nach ihm, der Spiegel gleichsam des Rechtes, ist der Grofsrichter. Das Land ist in Verwaltungsbezirke getheilt, an deren Spitze die Justitiarii stehen. Neben ihnen finden wir die Kämmerer mit der Verwaltung und Eintreibung der Steuern beschäftigt; unter ihnen als Ortsvorsteher die Bajuli. Als höchste Behörde ist ein Oberrechnungshof bestellt. — Mit grofser Umsicht sorgt Friedrich für die materiellen Interessen: die Leibeigenschaft wird auf seinen Domänen aufgehoben, Colonisten werden angesiedelt, der Anbau wichtiger Pflanzen angeordnet: der Handel, die Flotte werden gehoben, das Kriegswesen verbessert und natürlich besonders die Finanzwirthschaft geregelt. Selbstverständlich sah man in Rom in diesen Anordnungen die fluchwürdigste Tyrannei.

Friedrich dachte nach der Publicirung dieser Gesetzgebung daran, nach Deutschland zu gehen, um die dortigen Verhältnisse zu ordnen. Schon früher ist besprochen worden, wie König Heinrich in Deutsch-

land nicht den Absichten des Kaisers gemäfs gewaltet hatte und wie deshalb dieser die Fürsten und seinen Sohn zu einer Berathung nach Ravenna rief. Dort wollte er auch den Lombardischen Wirren ein Ende machen. Sollte das geschehen, so mufste von Deutschland aus Hülfe kommen. Ehe aber noch der Reichstag eröffnet wurde, schlossen die Lombardischen Städte von Neuem (1231) ihren Bund und wandten sich dann an den Papst, der sie, wiewohl mit Widerstreben, ermahnte, den Kaiser in der Abhaltung des Reichstages zu Ravenna nicht zu hindern. Es geschah dennoch, so dafs der Kaiser den Tag zu Aquileja abhielt. Die Lombarden sperrten die Pässe, und deswegen war es wichtig, dafs Friedrich sich eine ursprünglich deutsche Familie gewann, welche für ihn das Südportal der Kaiserstrafse vertheidigte. Im Jahre 1231 drängten die Lombarden zu ihrem gröfsten Schaden die beiden Brüder Romano, den Ezzelin und Alberich, dazu, dafs sie sich an den Kaiser anschliefsen mufsten. Der Vater dieser Beiden, Ezzelin II., hatte sich 1213 der Herrschaft begeben und lebte in mönchischer Zurückgezogenheit. Seine Söhne aber waren ausgezeichnete, hochbegabte Männer, namentlich Ezzelin III., der später mit Recht „der Teufel in Menschengestalt“ genannt wurde. Es gelang ihnen, sich in Verona und Vicenza festzusetzen (1225), auch in Padua versuchte es Ezzelin (1228), doch anfangs vergebens. Nun nahm der Kaiser die Familie in seinen Schutz, und die Lombarden haben schwer für ihre falsche Politik büfsen müssen. Dafs der Kaiser sich mit den Genuesen versöhnte, diente auch zur Schwächung der Gegner. Wiederum bot der Papst seine Vermittlung an und schien wirklich den Kaiser unterstützen zu müssen, da er der Hülfe desselben dringend bedurfte. Er war nämlich wieder einmal aus Rom vertrieben worden (1232). Auch in Syrien nahm er sich der Sache des Kaisers an, gegen dessen Ansprüche immer noch eine starke Partei in Waffen stand. Friedrich unterstützte den Papst zwar, konnte ihm aber in Person nicht zu Hülfe ziehen, da Sicilien sich empört hatte. Er unterwarf es (1233) zu derselben Zeit, als der Papst mit den Römern Frieden schlofs. Natürlich stiegen dadurch die Hoffnungen der Lombarden auf eine günstige Entscheidung; sie erfolgte am 5. Juni 1233 in der Art, wie es vorauszusehen war. „Bei ruhiger Prüfung der Quellen, sagt der Verf. S. 297, giebt es nur die eine Ueberzeugung, dafs Gregor mit aller Parteilichkeit für die Lombarden verfahren ist. Diese waren dem Papste vor Allem dafür verpflichtet, dafs es seiner Geschicklichkeit gelungen, die Entscheidung über die Hoheitsrechte des Kaisers, worauf schliefslich Alles ankam, in weiter Ferne gehalten zu haben.“ Für die nächste Zeit hatte Gregor IX. kein gewaltsames Eingreifen des Kaisers in die Verhältnisse der Lombardei zu fürchten und wollte deshalb mittlerweile versuchen, die Zwietracht in ihr auszusöhnen, die tiefgewurzelte Ketzerei zu tilgen und somit dem Kaiser die Handhaben zum Einschreiten zu entziehen. Zu diesem Zwecke benutzte der Papst den Bufsprediger Johann von Vicenza. Im Osten der Lombardei besonders errang (1233) dieser begabte Mann bedeutende Erfolge; aber sie waren nur von kurzer Dauer, da er sich auch weltliche Herrschaft anmafste. Dieses verfehlte Unternehmen schadete dem Papste nur und wies ihn von Neuem um so mehr an den Kaiser, da in derselben Zeit (1234) die Römer sich wieder gegen Gregor IX. erhoben hatten. Wie leicht hätte Friedrich Vergeltung üben können, wenn er die Rebellen gegen den Papst so unterstützte, wie dieser die Lombarden gegen ihn. Jedoch wie tief er auch die Schmach fühlte, welche die Lombarden ihm angethan, noch gewaltiger ergriff ihn seines ältesten Sohnes verkehrtes Treiben. Er mufste dem ein Ende

machen, denn schon blickten die lombardischen Rebellen nach Deutschland, und es war zu fürchten, dafs die Rebellen diesseits und jenseits der Alpen sich die Hände reichen würden. So zog Friedrich 1235 nach Deutschland und fand bei Städten und Fürsten Hülfe gegen seinen Sohn. Diesen unterstützten besonders die Staufischen Ministerialen, die sich zurückgesetzt fühlten und ihre localen Interessen der grofsartigen Weltmonarchie Friedrichs nicht unterordnen wollten. In Mainz hielt der Kaiser (1235) eine glänzende Curie; so herrlich, wie sein Ahn, der Barbarossa, im Jahre 1184. Von da gingen wichtige Reichsgesetze aus; doch hat er keinesweges etwa versucht, Deutschland so wie Sicilien zu ordnen; er kannte sehr wohl die Verhältnisse, die das unmöglich machten. Aufser dieser Gesetzgebung und der Bestrafung seines Sohnes hat er endlich den langen Zwist zwischen den Staufen und Welfen dadurch geendet, dafs er den Otto von Lüneburg zum Reichsfürsten machte und ihm sein Land als ein Fahnenlehen des Reiches gab. Im Norden gewann er sich so die Welfen, im Süden die Wittelsbacher; auch die Städte hielten zu ihm, und im fernen Osten blühte in Preufsen ein neues deutsches Land und Volk auf. So stand der Kaiser gewaltig und mächtig da; aber dem herrlichen Gebäude fehlte der Schlufsstein, wenn nicht die Lombardei dem Ganzen eingefügt wurde. Die römische Curie verkannte nicht die heranziehende Gefahr und that Alles, um den drohenden Sturm zu beschwören. Wenn auch die Lombarden sich mit den deutschen Verräthern in Verbindung gesetzt hatten, so nahm Friedrich II. (1235) doch noch einmal die päpstliche Vermittlung an, denn eine wahrhaft productive Natur wie Friedrich II. drängt überall auf Erhaltung friedlicher Zustände. Aber wie vermittelt der Papst? Er verlangt immer Nachsicht für die Lombarden, für sie hat er nie ein Wort des Tadels. Ehe nun der Kaiser in die Ebene herabzog, wohnte er 1236 noch der Elevation der inzwischen heilig gesprochenen Elisabeth bei. Dann eilte er mit deutschen Schaaren vom Lechfelde über die Alpen und begann den Kampf.

Wir erwarten mit Begierde den dritten Band, in welchem das Trauerspiel ein Ende nimmt.

Berlin. Fofs.

IX.

Leitfaden der allgemeinen Arithmetik und Algebra für Gymnasien, höhere Bürger- und Gewerbeschulen von David Giffhorn. Braunschweig, Verlag der Schulbuchhandl. 1861. IV u. 220 S. 8. Preis 24 Sgr.

Der Leitfaden setzt die Kenntnifs der Regeln des Ziffernrechnens für die vier Species in ganzen Zahlen und gemeinen Brüchen voraus. Er schliefst sich den Abschnitten I—V*A*. der Heis'schen Aufgabensammlung, meist mit Uebereinstimmung der Paragraphenzahlen, an, und fügt noch dem dritten Abschnitte

einen drei Seiten langen Anhang „über Zahlensysteme und das Rechnen mit systematischen Zahlen“ sowie am Ende des Buches eine Tabelle der Quadrat- und Kubikzahlen, der Quadrat- und Kubikwurzeln, der Logarithmen aller ganzen Zahlen von 1 bis 100 nebst vergleichenden Uebersichten verschiedener Maſs- und Gewichtseinheiten hinzu. Stellenweise sind zur Ergänzung der Heis'schen Sammlung einige neue Beispiele mitgetheilt, so namentlich Aufgaben über Maxima und Minima. Die Hauptlehrsätze werden im Buche bewiesen; die Ableitung anderer Sätze ist dem Schüler überlassen. Dem Lehrer wie dem Schüler werden Fragen in den Mund gelegt. Für die Vermittelung eines vollen Verständnisses ist durch klare Entwickelungen und zusammenfassende Uebersichten gesorgt. Das Buch ist somit für die Schulen beachtenswerth, in denen die Aufgabensammlung von Heis benutzt wird.

Berlin. Kruse.

X.

Leitfaden der ebenen Geometrie und Trigonometrie für Gymnasien, höhere Bürger- und Gewerbeschulen einfach und leicht faſslich dargestellt von David Giffhorn. Mit 155 in den Text eingedruckten Figuren. Braunschweig, Verlag der Schulbuchhandl. 1862. IV u. 238 S. 8. Preis 1 Thlr.

Auch dieses Buch giebt nur die Grundzüge in ausführlicher Darstellung und überläſst Manches dem Unterrichte und dem Schüler. Des Verfassers Richtung auf Klarheit ist erkennbar; aus ihr sind ohne Zweifel auch manche Eigenthümlichkeiten des Leitfadens entsprungen. Einige davon mögen hervorgehoben werden. I. § 3. handelt von der Eintheilung der Linien und giebt folgende Bestimmung der unendlich kleinen Linie: „Bewegt sich ein Punkt nur bis zum unmittelbar benachbarten Punkte, so entsteht eine unendlich kleine oder die absolut kleinste Linie oder die Linie, in der Anfangs- und Endpunkt stetig aneinander liegen, aus der jede endliche Linie sich gebildet hat und die in jeder endlichen Linie als ideale Einheit (Element) enthalten ist.“ Von I. § 10 bis § 13 werden die Begriffe der Commensurabilität und Incommensurabilität erörtert. Wir lesen hier: „Zwei Linien heiſsen incommensurabel, wenn es keine noch so kleine dritte Linie giebt, die beide zugleich miſst oder in beiden sich ohne Rest abtragen läſst. Die Incommensurabilität der Linien läſst sich leicht veranschaulichen, wenn man sich zuerst zwei Linien vorstellt, die irgend ein beliebig kleines gemeinschaftliches Maſs ha-

ben, dann die eine um irgend ein Stück vergröfsert oder verkleinert, das kleiner ist als das gemeinschaftliche Mafs. Da man nun das gemeinschaftliche Mafs von jeder beliebigen Kleinheit annehmen kann, so ist die Möglichkeit der Incommensurabilität ersichtlich." Oder vielmehr: Da man nun ein gemeinschaftliches Mafs annehmen kann, das kleiner ist als das hinzugefügte Stück, so ist die Möglichkeit der Incommensurabilität nicht ersichtlich. Weiter heifst es I. § 11: „Sind zwei Linien incommensurabel oder haben sie kein gemeinschaftliches Mafs, so lassen sie sich doch durch die unendlich kleine Linie messen, da sie beide aus ihr als aus ihrer Ureinheit durch stetige Bewegung sich gebildet haben." Wo findet der Anfänger — diese Dinge stehen ja im ersten Abschnitte des Buches — die Grenze zwischen „beliebig kleinen" und „unendlich kleinen Linien"? Der Verfasser äufsert zwar: „Fragt man" — bei der Vergleichung zweier incommensurabeln Linien — „nach einem genauen Ausdrucke ihres Gröfsenverhältnisses in Zahlen, so läfst man sich nach den Grundregeln der Logik eine Absurdität zu Schulden kommen, da jeder Zahl eine endliche Länge als Einheit zum Grunde liegen mufs." Trotz dem aber benutzt er X. § 2 dieses Verhältnifs, um den Satz zu beweisen, dafs, wenn man in einem Dreieck zu einer Seite eine beliebige parallele Transversale zieht, dadurch ein Dreieck entsteht, das mit dem gegebenen Dreieck gleiche Seitenverhältnisse hat. Auch die Vergleichung zweier Parallelogramme wird mit Hülfe eines unendlich kleinen Mafsstabes VII. § 7 ausgeführt.

Es wird II. § 1 folgender „Grundsatz für die Parallelität" aufgestellt: „Wenn zwei Linien zu einer dritten sie durchschneidenden Linie dieselbe Richtung haben oder nicht, so haben sie auch unter sich dieselbe Richtung oder nicht und sind parallel oder nicht parallel." In § 6 lauten aber die „Bedingungen für die Parallelität": „Zwei Linien, die von einer dritten geschnitten werden, sind parallel, wenn zwei Gegenwinkel gleich sind" etc. Hätte der Verf. sich klar gemacht, in welchem Sinne er das Wort „Richtung" gebraucht, so würde er wohl diese Wiederholung vermieden haben. Er bemerkt indefs selbst zu den Beweisen des § 6: „Es darf über Rettung und Wahrung der logischen Regeln nicht die Aufmerksamkeit der Schüler verloren gehen." Die Gefahr ist in der That vorhanden, jedoch aus dem Gegensatze der „Rettung" entsprungen.

Um die Congruenzsätze für Dreiecke in ununterbrochener Folge zu beweisen, benutzt der Verf. Sätze aus der Kreislehre, die er daher (im III. Abschnitt) der Congruenzlehre vorausgehen läfst; der Rest der Kreislehre folgt erst vom XI. Abschnitt an. Das Wort Centrale wird III. § 21 gebraucht, aber erst im § 22 definirt.

Der Verf. zieht mit Recht die directen Beweise den indirecten vor; so auch bei dem Satze: dem gröfseren Winkel in einem Dreiecke liegt auch die gröfsere Seite gegenüber. Hier wird nun der Beweis vermittelst des Satzes geführt, dafs die gerade Linie die kürzeste Linie zwischen zwei Punkten ist. Dieser Satz ist

aber nicht, wie I. § 4 angenommen wird, ein Grundsatz, sondern ein Lehrsatz. Uebrigens kann auch jener erstere Satz ohne direkte Anwendung des letzteren bewiesen werden. Vergl. Heis und Eschweiler: Lehrb. d. Geometrie. 2. Aufl. S. 23.

In der zweiten Hälfte des Buches werden die trigonometrischen Zahlen auf die Logarithmirung von Summen und Differenzen, die Auflösung der quadratischen und kubischen Gleichungen und die wichtigsten geodätischen Aufgaben angewendet.

Berlin. Kruse.

XI.

Berichtigung.

Im Maihefte ist zu lesen:

Seite	386	Zeile	2 v. u.	dafs er statt dafs es.
-	387	-	8 v. o.	Hom. Od. 2, 8 statt Hom. 2, 8.
-	—	-	12 v. u.	so statt gar.
-	—	-	32 v. u.	III statt V.
-	388	-	23 v. o.	sagen statt sage.
-	389	-	12 v. o.	Odyss. IV 37—38.
-	—	-	23 v. o.	merkliche statt wirkliche.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

I.

Auszug aus den Sitzungs-Protocollen des Berliner Gymnasiallehrer-Vereins [1]).

(Januar, Februar und März.)

In der Versammlung am 14. Januar las Herr Wiggert „Ueber die Differenzpunkte der Lehre von der Lust bei Plato und Aristoteles". Nachdem zuerst die Quellen für die beiderseitigen Lehren und der Gang der Untersuchung besprochen waren, wurde gegen Spengels Ansicht constatirt, dafs die Polemik des Aristoteles Eth. Nic. X. cap. 2 p. 1173a von v. 15 an bis 1173b 20 fgg. in der That gegen Platons Philebus resp. Pol. IX gerichtet sei. Es wurde sodann die Ansicht des Plato über Ursprung und Wesen der ἡδονή angegeben und die Einwürfe des Aristoteles und die eigene Theorie desselben dargelegt (hierbei fanden einige zweifelhafte Stellen ihre Erklärung) und schliefslich einer Kritik unterworfen, in der zwar anerkannt wurde, dafs Aristoteles die Lehre von der ἡδονή in wesentlichen Stücken gefördert habe, jedoch auch andererseits hervorgehoben, dafs seine Einwürfe gegen Plato zum Theil ungerechtfertigt seien, und er selbst zuweilen der in der Theorie bekämpften Ansicht sich angeschlossen habe.

Vor der Versammlung am 21. Februar, zu der theils eine mehr als gewöhnliche Zahl der Mitglieder nebst ihren Familien, theils von fast allen Gymnasien werthe Gäste erschienen waren, entwickelte Herr Wolff die Sagen des Alterthums über das Glück.

Er entwarf unter Anführung der hauptsächlichsten Stellen namentlich griechischer Dichter ein Bild des seligen Lebens, wie es sich das Alterthum bei der Schilderung der Hesperiden-Gärten und der Insel der Phäaken gedacht, und wies nach, wie man das Ideal dieses höchsten Glückes zeitlich und räumlich in die entlegenste Ferne gerückt habe; so habe man sich theils das früheste goldene Zeitalter, theils

---

[1]) Auf unsern Wunsch hat Herr Dr. Haecker es übernommen, dem historischen Zusammenhang zwischen der Zeitschrift f. d. G. W. und dem Berliner Gymnasiallehrer-Verein durch Auszüge aus den Vereinsprotokollen einen Ausdruck zu geben. Die Red.

die über den Rand des bekannten Erdkreises hinausgelegenen Gegenden im wirklichen Besitz dieser Traumbilder gedacht; im Norden seien die Hyperboreer, im Süden die Aethiopen in dem Vollgenufs der höchsten Weisheit und des höchsten Glückes geschildert, nach Westen zu habe man zuerst Italien, als dieses bekannter geworden, Spanien, endlich die canarischen Inseln als dieses Wunderland angesehen; und als durch Alexander der Osten aufgeschlossen worden, sei bald die Schilderung seiner Züge mit ähnlichen Vorstellungen ausgeschmückt. Je weiter indessen die Erdkunde vorgeschritten, desto mehr habe man sich überzeugt, dafs das Glück auf Erden nicht zu finden sei, und habe es endlich ganz in den Himmel erhoben, dessen göttliche Bewohner man sich schon früher im Vollbesitz desselben vorgestellt. Bei ihnen habe Plato seine Ideen wohnen lassen und gelehrt, dafs nur durch die Betrachtung des Absoluten der Weise auch auf Erden das wahre Glück geniefsen könne. Diese Lehre hätten dann seine späteren Schüler ausgeführt, von denen namentlich Plotin diese geistige Einigung mit der Gottheit und in ihr die höchste menschliche Glückseligkeit häufig empfunden zu haben behaupte. Schliefslich wurde noch der mehrfach verkannten Lehre des Epicur Erwähnung gethan, der zwar die irdischen Güter nicht verschmäht, aber wahren Genufs nicht ohne Sittlichkeit und Weisheit gekannt habe.

In der Sitzung vom 11. März gab Herr Ribbeck nach einer kurzen Erwähnung der von den Komikern über Aeschylus und Sophokles gefällten Urtheile eine Darstellung der von Aristophanes gemifsbilligten Punkte in der Richtung und Methode der Euripideischen Poesie und bezeichnete andern Ausführungen gegenüber die Kritik des Aristophanes in ihren ernst gemeinten Theilen als wohlbegründet. Das Verändern der Mythen an sich, wie es sich Euripides erlaubte, hätte dem Komiker nicht zum Anstofs gereicht, aber die Art dieser Veränderungen sei nicht immer glücklich zu nennen, so z. B. bei der Helena. Die Darstellung der Leidenschaft, durch welche bisweilen der Conflict erst hervorgebracht werde, gehe über die Gränze des Schönen hinaus und wirke durch ihre Breite oft ermüdend. Abgesehen von den mancherlei Verstöfsen gegen das Decorum sei der Stoff in einigen Dramen von einer Unnatürlichkeit, dafs Aristophanes dieselben ganz mit Recht getadelt habe, so im Aeolus, über dessen Inhalt genügende Notizen vorliegen, und im Hippolyt, wo der Held nur an verkehrtem Urtheil zu Grunde gehe. Ueber letzteren wurde ausführlicher gesprochen, auch besonders über den Vers „Die Zunge schwur es, doch das Herz blieb ohne Schwur", der allerdings eine Unsittlichkeit enthalte, da der Eid, von dem er spreche, nicht erzwungen oder in der Aufregung gethan sei. Solche Paradoxen und Antithesen seien aber nur etwas Einzelnes in einer grofsen Masse gleichartiger Erscheinungen, sämmtlich der damals beliebten Redeweise des Marktes entlehnt. Ihnen entsprechen auf Seiten der scenischen Einrichtung einige ganz neue Mittel, die gleichfalls auf den Geschmack des grofsen Publicums berechnet doch zum Werthe der Dramen nichts beitragen, wie z. B. die Stelle der Echo in der Andromeda, und auf der andern Seite die Ausstattung mancher Figuren mit den allertrivialsten Utensilien. In diesem Sinne wurde die Bezeichnung „klappernde Muse des Euripides" in den Fröschen gedeutet und zuletzt der Oekonomie der Stücke gedacht, namentlich solcher Schlüsse wie in der Antigone, wo Haemon seine Geliebte noch glücklich heimführte.

Berlin. F. Haecker, z. Z. Schriftführer.

II.

Die Sirenen und der nordische Hraesvelgr.

Ein Stück Odysseussage.

An verschiedenen Stellen in meinem Buche „über den Ursprung der Mythologie" habe ich schon darauf hingewiesen und gedenke es später auch noch im vollen Umfang der Sage selbstständig auszuführen, dafs der Urkern der Mythen vom Odysseus am Himmel spielte. Das Wolkenwassermeer mit seinen unendlich mannigfachen Erscheinungen ist das Terrain, durch welches ursprünglich der kühne Schiffer auf seinem Wolkenkahn dahinsegelte [1]) gleich wie die Argonauten oder anderseits Abaris, den das Märchen noch ausdrücklich als Luftwandler die ganze Welt auf einem Pfeile d. h. ursprünglich dem Blitzpfeile umreiten liefs [2]). Die verschiedenen Abentheuer des Odysseus sind ursprünglich ebenso viele einzelne vom Wolkenhimmel mit seinen mannigfachen Erscheinungen entlehnte Genrebilder, welche die Sage dann in Verknüpfung mit des Helden Person zu einem gröfseren Mythenkranze vereinte und im Bunde mit der Poesie menschlich-ethisch entwickelte. Dort aber am Himmel blendete ursprünglich dem Glauben gemäfs Odysseus im Blitzesfeuer den im Wolkenberge hausenden Himmelsriesen Polyphem, welcher mit seinem einen Auge auf die Sonne deutet, mit seinem Brüllen und Werfen von Felsblöcken an den Donner anknüpft [3]). Dort schlachtet er (oder seine Gefährten) im Gewitter die Wolkenrinder des Sonnengottes, wie Hermes die des Regenbogengottes Apollo, weshalb auch Odysseus gleichmäfsig von des Sonnenriesen Polyphemos Vater, wie vom Sonnengotte Helios verfolgt wird, ein Umstand, welcher als Bestätigung meiner ganzen Auffassung nicht wenig in die Wagschale fallen dürfte [4]). Dort wohnten die Lothophagen mit ihrer zauberhaft-fesselnden und letheartig wirkenden Blumenspeise (den Wolkenblumen) [5]), dort spielte auf einer Wolkeninsel das Abentheuer mit der Sonnentochter Kirke, welche im Unwetter ihren bösen Zauber treibt, bis Odysseus das (Blitz-) Schwert gegen sie zückt und der böse Spuk wieder gebannt wird [6]). Dort am Himmel befindet sich dann auch die Skylla, deren ganze Scenerie wieder mit einem andern Bilde den von klaffend-hallenden Donnern umgebenen Wolkenberg zeigt [7]), ebenso wie auch die

---

[1]) Das zauberhafte Schiff der Phäaken, die im Oberlande d. h. dem Himmel wohnen, welches ohne Steuer, in Dunst und Nebel gehüllt, seinen Weg geht und den schlafenden Helden seiner Heimath zuführt, ist ebenso der Wolkenkahn, wie des Odysseus eigener Kahn, wenn er ihn schlafend dahinführt und den Schlauch des Aeolos trägt, der in silberner Fessel die Winde gebunden enthält, was in selbstständiger, besonderer Anschauung die Wolke als Windsack (Windbeutel), mit des Blitzes Fessel zugeschnürt, bedeutet. s. Urspr. d. M. p. 19. 233. Ueber der Argonauten ähnlichen Kahn, den die Helden auf ihren Schultern über das Land tragen, dessen Planke (im Donner) redet u. s. w. s. Urspr. p. 19.

[2]) S. Urspr. p. 107. [3]) Urspr. p. 15. 199.

[4]) Urspr. p. 105. Vergl. meine Schrift: Der heutige Volksglaube und das alte Heidenthum u. s. w. II. Aufl. Berlin 1862. p. 128.

[5]) Urspr. p. 107. [6]) Urspr. p. 269. [7]) Urspr. p. 34.

Plankten schon in ihrem Namen auf die am Himmel herumirrenden Wolkenberge, die ἠέριοι νεφέλαι — οὐρανόπλαγκτοι des Orpheus (hymn. XXI) hindeuten, welche dann im Gewitter unter Flammen und Wassergischt zusammenzuschlagen scheinen, eine Vorstellung, die dann auch noch in der Sage von den Symplejaden sich nochmals abgelagert hat. Unter solchen Umgebungen also, welche dem zwischen ihnen hindurchfahrenden Odysseus die gröfsten Gefahren zu drohen schienen, finden sich nun auch die Sirenen, Jungfrauen mit helltönendem, verführerischem Gesange, auf einer Insel auf blumiger Wiese, weit und breit umgeben von einem Haufen von Knochen und hinschwindenden Häuten.

> Σειρῆνας μὲν πρῶτον ἀφίξεαι — sagt Kirke XII. 39 sqq. zum Odysseus — αἵ ῥά τε πάντας
> ἀνθρώπους θέλγουσιν, ὅτις σφέας εἰςαφίκηται.
> ὅςτις ἀϊδρείῃ πελάσῃ καὶ φθόγγον ἀκούσῃ
> Σειρήνων, τῷ δ᾽ οὔτι γυνὴ καὶ νήπια τέκνα
> οἴκαδε νοστήσαντι παρίσταται, οὐδὲ γάνυνται·
> ἀλλά τε Σειρῆνες λιγυρῇ θέλγουσιν ἀοιδῇ,
> ἥμεναι ἐν λειμῶνι· πολὺς δ᾽ ἀμφ᾽ ὀστεόφιν θὶς
> ἀνδρῶν πυθομένων, περὶ δὲ ῥινοὶ μινύθουσιν.

Cf. ib. 158 sqq. und 166 sqq., wo von dem λειμὼν ἀνθεμόεις und der νῆσος Σ. die Rede ist.

Das hier geschilderte Terrain mit den verwesenden Männern, mit dem breiten Haufen von Knochen und den hinschwindenden Häuten ist vor Allem ein so eigenthümliches, dafs, wie es überhaupt dem Sirenenmythos einen besonderen Hintergrund verleiht, es auch einer besonderen Aufklärung bedarf, weshalb ich es auch hier gleich an der Spitze der Untersuchung hervorhebe. Erfunden, der übrigen Sceuerie etwa halber, ist es sicherlich nicht, vielmehr dürfte nach andern Analogien von vorn herein die Vermuthung nahe liegen, dafs es aus dem alten Mythos und der Uranschauung von den Sirenen in die homerische Sage mit hinübergenommen und dann eben nur als ein grauses Gegenbild, um die Macht des Zaubergesanges noch mehr hervorzuheben, festgehalten sei, wie denn auch anderseits schon die Alten sich vergebens bemühten, aus der Darstellung bei Homer heraus die Todesart der Unglücklichen mit dem Zaubergesang (dem θέλγειν) in Verbindung zu bringen (s. Nitzsch zu Hom. Od. XII, 44). Gerade diese Unbestimmtheit der Darstellung wäre aber allein schon ein genügender Grund, verschiedene Elemente in der Schilderung zu suchen, welche durch verschiedene zu Grunde liegende Naturanschauungen in den Mythus gekommen und dann von dem Dichter nicht vollständig verarbeitet und verschmolzen sind. Dies wird um so wahrscheinlicher, wenn man erwägt, dafs, wie wenig einestheils die erwähnte Scenerie mit den Knochenhaufen zu den homerischen Jungfrauengestalten der Sirenen stimmen will, sie desto besser zu dem aufserhomerischen vogelartigen Character derselben pafst, indem man so eines der öfter auch im Homer wiederkehrenden Bilder von grofsen Aasvögeln erhielte, die an Haut und Knochen hinfaulender Männer nagen [1]), wozu dann auch sich stellen würde, wenn in anderen Nachrichten geradezu von einem Verzehren der Leichen durch die Sirenen

---

[1]) Exempl. c. Il. in. I lib. αὐτοὺς δὲ ἑλώρια τεῦχε κύνεσσιν οἰωνοῖσί τε πᾶσι. Od. XIV. 133 sq. τοῦ δ᾽ ἤδη μέλλουσι κύνες ταχέες τ᾽ οἰωνοὶ ῥινὸν ἀπ᾽ ὀστεόφιν ἐρύσαι.

die Rede ist [1]), sie also dann von anderen ähnlichen mythischen Wesen wie die menschenfressenden stymphalischen Vögel sich eigentlich nur durch den verführerischen Gesang und die specielle Beziehung zum Meer unterscheiden.

Um aber diese Eigenthümlichkeiten und den ganzen Ursprung der Sirenen zu erklären, mufs man die sämmtlichen characteristischen Merkmale derselben im Zusammenhang verfolgen, und da wird sich dann, denke ich, ergeben, dafs nicht blofs die bisherigen Erklärungen ungenügend, sondern auch eine solche aus der homerischen Sage allein überhaupt nicht möglich ist und erst durch Hinzuziehung der zwar später überlieferten, aber doch älteren aufserhomerischen Sagen sich von diesen Wesen ein volleres Urbild ergiebt, aber auch dieses erst, und somit die ganze Sirenensage, ihre letzte Erklärung aus Vergleichung mit ähnlichen mythischen Gebilden der germanischen Völker empfängt.

Halten wir zunächst jenem plastischen Bilde von den Sirenen, wie wir es oben aus dem Homer gezeichnet, die bisherigen Erklärungen gegenüber, so ergiebt sich, dafs sie meist nur darauf hinauslaufen, demselben von der See hergenommene, allgemeine Eindrücke der den Schiffer dort drohenden Gefahren zu verknüpfen und unterzuschieben, so dafs sie eben mehr, statt die concreten Elemente des Mythos zu erklären, die subjective Empfindung schildern, welche sich auch an dieses Bild reiht in Verbindung mit den anderen Gefahren, die des Odysseus bei seiner Fahrt warten. So sagt Preller in s. griech. Mythologie (I. Ausg. 1854. I. p. 382. II. Ausg. 1860. I. p. 481) „Die Sirenen": „*Die* Musen der See, aber verlockend und verfänglich, verführerisch und tückisch, ein bildlicher Ausdruck (!) der glatten Spiegelfläche des Meeres, unter welcher sich die Klippe oder die Sanddüne, also Schiffbruch und Tod verbirgt, *blanda pericla maris, terror quoque gratus in undis,* wie sich Claudian epigr. 100 ausdrückt". Dafs aber die Beziehung auf die Musen nichts zur Aufklärung der Anschauung beibringt, ergiebt sich aus p. 381 (d. II. Ausg.), wo Preller als den Kern der Musensage angiebt: „Die Musen wurden aber sowohl am Olymp als anderswo wesentlich und ursprünglich als Nymphen begeisternder Quellen gedacht, wie solche Gottheiten der frisch aus der Erde hervorströmenden Quellen auch nach dem Glauben anderer Völker zugleich reinigend und begeisternd wirken." Von ähnlichen Betrachtungen geht Gerhard in s. griech. Mythologie I. p. 566 aus, wenn er sagt: „Wie zu der heiteren Umgebung quellenden Waldstroms in reiner Gebirgsluft und im belebenden Hauche des Frühlings das Rauschen herbstlicher Blätter und die prophetische Sehnsucht (!) unfruchtbarer Meeresschwüle sich verhalten, so stehen den Musen die vorerwähnten Sibyllen und die hiernächst zu erörternden Sirenen gegenüber. — — — Ihres Wesens prophetische Sängerinnen der schwülen unfruchtbaren Meeresbrandung, der sie mit Flöten- und Saitenspiel auf öden Felsklippen zuschaun, Heroldinnen verlockender Liebeslust (bei Homer?) und daher auch Hochzeitsbotinnen, den Schiffern aber, die ungewarnt ihrer Lockung folgen, verzehrende (!) Todesmusen der Unterwelt u. s. w." Auch Welcker bemüht sich in seinem mir gerade während dieser Arbeit zukommenden III. Bande der griechischen Mythologie vergebens bei seinen sonst so feinen und reichhaltigen Untersuchungen zu einem besseren Resultat in dieser Hinsicht zu gelangen. Er kommt p. 164, so ungern er will, doch bei einem Schiffermärchen an, dem er freilich nicht jeden Sinn abzusprechen sich genöthigt sieht, und welches

[1]) Bode, script. rerum myth. Celle 1834. II. No. 101.

natürlich der Dichter dann noch verarbeitet haben soll, und sagt: „Es ergiebt sich auch ein schicklicher Gegensatz, der Gedanke, dafs Meer und das Seeleben wohl anziehen könne, zuletzt aber dem Schiffer, wenn er sich nicht davon losmache und einmal endlich für immer zu Weib und Kind sich bleibend zurückziehe, der Untergang in den Wogen gewifs sei; wer der Lust oder dem Stande des Seemannes immerfort nachgiebt oder treu bleibt, der findet zuletzt sicher im Meere seinen Tod, sieht Weib und Kind nicht wieder. Dies würde dann ganz übereinstimmen mit dem Rathe, welchen der Schatten des Teiresias in der Nekyia dem Odysseus giebt; an ihn als das Urbild des Seemannes würde beide Male die gute Lehre geknüpft sein."

Was ist aber, fragen wir billig, denn nun nach alle dem von dem plastischen Bilde des Dichters mit seinen concreten und so prägnanten Elementen erklärt? Es bleibt höchstens eine Allegorie, und die sich daran knüpfende aufserhomerische Sage wäre weiter nichts als eine Corrumpirung oder phantasievolle Erweiterung jener; die Sirenen wären kein ursprüngliches Object des Volksglaubens, sondern erst durch Homer es geworden! — Gehen wir dagegen einmal einen andern Weg und fassen die Sirenen des Homer selbst als ein Stück einer lebendigen Volkssage, vielleicht dafs wir so zum Ziele kommen, auch ihren Ursprung zu erkennen.

Der Tradition nach, welche auch bei Homer hervortritt, sind sie also zunächst zauberhaft singende Wesen wie die Keledonen und zum Theil auch Hesperiden, ja mit den ersteren brachte sie schon das Alterthum zusammen. Pausanias meint bei seinem Bestreben eine Sage aus der andern abzuleiten (X, 5, 12), Pindar habe die Keledonen, die zauberhaft singenden, goldenen Jungfrauen in dem sagenhaften Tempel des Apollo, nach dem Vorbilde der Sirenen gedichtet, und Athen. VII, 290 stellt sie auch mit ihnen zusammen, indem auch sie die Hörer veranlafst hätten, vor Wonne über ihren Gesang jegliche Nahrung zu vergessen und hinzuschwinden (*πρὸς τῶν θεῶν, τί διαφέρειν οὗτος ὑμῖν δοκεῖ τῶν παρὰ Πινδάρῳ Κηληδόνων, αἳ, κατὰ τὸν αὐτὸν τρόπον ταῖς Σειρῆσι, τοὺς ἀκροωμένους ἐποίουν, ἐπιλανθανομένους τῶν τροφῶν διὰ τὴν ἡδονὴν, ἀφαναίνεσθαι;*). In einer Form der Sage rücken sogar die Sirenen und goldenen Keledonen noch mehr zusammen, wenn auch den ersteren goldene Fittige beigelegt werden (s. Vofs, Mythol. Briefe. 1794. I. p. 221). Die Art der Localisirung verknüpft aber wieder mit ihnen auf das Nächste die Hesperiden, diese sagenhaften Jungfrauen im fernen Westen mit helltönendem, lieblichem Gesange [1]). In beiden aber, Keledonen und Hesperiden, tritt die Beziehung auf den Wind deutlich hervor; in den Hesperiden, welche den aufblühenden Wolkengewitterbaum mit seinen blitzenden Aepfeln hüten, an dessen Fufs der Gewitterdrache Wache hält [2]); in den Keledonen, diesen singenden, goldenen Engeln in dem himmlischen Wolkentempel des Apollo, welche ich schon im Urspr. der Mythol. p. 69. 263. 281 mit den Seraphim in des Herrn Zebaoth himmlischer Wolken-Stiftshütte zusammengestellt habe, die diesem zu Ehren im Sturm ihr Loblied schienen ertönen zu lassen. Die Vorstellung des Windes nämlich als eines himmlischen Gesanges, einer himmlischen Musik ist eine uralte und bricht in vielen mythologischen Gestaltun-

---

[1]) Sie heifsen *λιγύφωνοι, ὑμνῳδοί, ἱμερόεν ἀείδουσαι*. Die Stellen s. in Jacobi, Mythol. Wörterb. p. 412 Anm.

[2]) Urspr. p. 130. 136. 178.

gen der Griechen wie der anderen indogermanischen Völker hervor, wie auch z. B. das Beiwort λιγύς, λιγυρός, welches dem helltönenden Gesange der Hesperiden (und auch der Sirenen) beigelegt wird, nicht blofs diesen oder den helltönenden Schlag der Cither oder des Vogels, sondern recht eigentlich auch den entsprechenden, scharfen, durchdringenden Ton des Windes bezeichnet [1]). So stellen sich also Keledonen und Hesperiden als zwar besonderen Mythen angehörige, aber doch demselben Naturelement ihren Ursprung verdankende Gestalten zu den Musen, deren Gesang auch zauberhaft in der Natur wirkt und ebenfalls auf das wunderbare Spiel des Windes und seine Wirkung am Himmel geht, wie sich namentlich bei ihrem Wettgesang mit den Töchtern des Pieros zeigt. Nachdem nämlich, heifst es, bei deren Gesang Alles sich (am Himmel) verdüstert hatte, hebt sich bei der Musen Gesang der Helikon, d. h. ursprünglich der himmlische (Blitzes-) Schlangenberg, die von Blitzesschlangen durchfurchte Gewitterwolke, immer höher, bis des Donnerrosses Pegasos Hufschlag ihn im sprühenden Blitze hemmt (Urspr. p. 167 f.). Beide Wesen treten so als weibliche Gegenbilder den in ähnlicher Weise musicalisch wirkenden männlichen gegenüber, dem Orpheus und Amphion mit ihrem zauberhaften Spiel, ja stellen sich den höchsten Göttern, dem Apollo mit seiner Lyra oder der pfeifenden Athene zur Seite [2]). Dafs aber in den Sirenen, zunächst der aufserhomerischen Sage wenigstens, eine ähnliche Anschauung zu Grunde liege, habe ich schon im Urspr. der Mythol. p. 192 sqq. [3]) bei Besprechung auch ihres Wettkampfes mit den Musen hervorgehoben, welchen ich in Analogie zu dem eben erwähnten Wettstreit der letzteren mit den Töchtern des Pieros auch als einen Wettkampf der Winde gedeutet habe, eine Vorstellungsweise, welche auch noch im gewöhnlichen Ausdruck, wenn auch mit modificirter Anschauung wiederkehrt, wenn es z. B. bei Ovid Metam. V. 285 sq. heifst:

victoque Aquilonibus Austro
Fusca repurgato fugiebant nubila coelo.

oder Lucrez VI. 95 sqq. mit Hineinziehung der Wolken sagt:

Principio, tonitru quatiuntur caerula coeli,
Propterea, quia concurrunt sublime volantes
Aetheriae nubes contra pugnantibu' ventis.

---

[1]) Ueber den Wind als himmlische Musik s. Kuhn in seiner Zeitschrift f. vergl. Sprachforschung IV. p. 116 und Mannhardt, Germ. Mythenf. im Index unter Musik.

[2]) Ueber den angezogenen Character dieser Wesen und die betreffenden Mythen s. Urspr. Register. Ueber Orpheus in gleicher Weise zu handeln, mufs ich mir noch vorbehalten; im Allgemeinen s. über dens. Kuhn in seinem vorhin citirten Aufsatz.

[3]) Hierbei möge es mir gestattet sein, einen Irrthum zu corrigiren, der sich Urspr. p. 192 eingeschlichen hat. Es mufs von Z. 28 statt: „Auch die schon u. s. w." bis zum Ende des Absatzes heifsen: „Der Wettgesang beider stellt den Kampf der Winde dar, wie er auch in dem Wettkampf der Musen mit den Töchtern des Pieros p. 168 hervortrat, wo bei dem Gesange der letzteren der Himmel sich dunkelt, bei der Musen Singen aber der Gewitterberg Helikon sich höher und immer höher hebt, bis des Pegasos Hufschlag im Blitz ihn hemmt, d. h. unter jener Gesang entwickelt sich das Gewitter, während es beim Singen dieser und dem Ueberwundenwerden jener sein Ende erreicht."

Freilich fragt es sich nun, ob eine derartige Grundlage des Wesens der Sirenen gleichsam als himmlischer Windsbräute, welche im Sturmesbrausen ihren Zaubergesang ertönen lassen, den homerischen schon zu Grunde gelegen und sich nicht etwa erst später an diesen Gestalten in dem oben angezogenen Mythos entwickelt habe. Der Zaubergesang, den sie nach Homer anstimmen sollten, dürfte nach den oben beigebrachten Analogien von den Keledonen, Orpheus und Amphion der ersteren Annahme nicht gerade widersprechen, ebenso wenig nach anderen Analogien die Wirkung desselben, dafs nämlich derjenige, welcher ihm folgt, unwiederbringlich verloren und der Heimath verlustig gehe. Es ist ja nur gewissermafsen ein Gegenbild zu dem in einem andern Bilde der Odysseus-Sage hervortretenden verlockenden Zauber, den die himmlischen Wolkenblumen auszuüben schienen, dafs derjenige, welcher von ihnen, d. h. dem himmlischen Lotos, genofs, der Heimkehr vergafs und dort in den seligen Gefilden bleiben wollte: wenn die Musik der Winde einen eben solchen Zauber auf die Wolkenschiffer auszuüben und die himmlischen Windsbräute, wie sie hier auf Erden Alles an sich rissen — man denke nur an die *θύελλαι* und *ἅρπυιαι* — so auch oben in den Wolken Alles unwiderstehlich an sich zu ziehen schienen. Knüpft doch auch sonst, um auf den erst berührten Punkt noch zurückzukommen, die Sage an das Wolkenreich den eigenthümlichen Zug, dafs durch eine besondere zauberhafte Wirkung irgend eines himmlischen Elementes Lossagung von allem Irdischen dort oben einträte, wie es der Mythos von dem himmlischen Todtenreich z. B. den Genufs aus den himmlischen Wassern der in der Gewitternacht heraufkommenden Unterwelt zuschrieb, nämlich dem mythischen Lethestrom, welcher ebenso sein natürliches Substrat hat, wie der Pyriphlegethon, Kokytos und Styx [1]). Auch die Wolkenblumenwiese, auf der auch sonst die Sirenen mit der Persephone auftreten, die also ein Stück des alten Sirenenmythos ist, die Wolkeninseln, auf welchen sie inmitten des himmlischen Meeres hausen, würde zu der angezogenen Deutung passen; es wäre nur eben, wie auch die übrigen Begebenheiten vom Himmel auf die Erde, so vom Wolkenmeer auf das irdische Meer dann in der homerischen Sage übertragen worden. Es hätte die Sache selbst endlich noch ihre volle Analogie in der wunderbaren Weise, welche die nordische Huldre — ein Gewitterwesen (s. Urspr. d. M. p. 134) — anstimmt oder die fränkische Frau Hulli, deren Lieder dem Menschen das Herz im Leibe schmelzen machen und ihn anziehen, dafs er für immer ihr verfallen ist, weshalb man die Kinder warnt, darauf zu lauschen (Mannhardt, Germ. Mythenf. p. 263). Doch sind dies zunächst Alles nur Möglichkeiten, welche mit jener immerhin wahrscheinlichen Annahme von den Sirenen als himmlischen Windgottheiten und dem Himmel als dem ursprünglichen Terrain der Odysseus-Sage stehen und fallen, es bedarf doch noch einer jeden Zweifel hebenden Begründung, welche den Ursprung der plastischen Gestaltung, die Uranschauung selbst, significant darlegt; es bleiben vor Allem immer noch die Knochenhaufen und schwindenden Häute zu erklären übrig, die wir zu Anfang als einen prägnanten Zug des concreten Bildes hervorgehoben haben.

Wir müssen uns deshalb weiter umsehen, um irgendwo eine sichere,

---

[1]) Den Beweis der hier aufgestellten Ansicht s. Urspr. unter Unterwelt, Lethestrom u. s. w.

zuverlässige Handhabe zu gewinnen. Nun wurden die Sirenen, wie schon oben erwähnt, aufserhalb des Homer vielfach vogelartig dargestellt. *Fuerunt autem parte volucres, parte virgines, pedes gallinaceos habentes* heifst es in der Mythographen-Sammlung bei Bode p. 108, und dazu stimmt dann auch, wie schon angeführt, ganz besonders die Scenerie mit dem Knochenhaufen und hinschwindenden Häuten, indem es auch a. a. O. weiter heifst: *quarum cantibus illecti nautae quum ad saxa accederent, in quibus illae residentes canebant, illisis in scopulis navibus, in naufragia ducebantur et ab illis comedebantur.* Diese Vogelgestalt, welche auch Euripides erwähnt, wird noch durch besondere mythische Züge begründet, indem sie selbige um die Persephone zu suchen erhalten haben sollten, oder zur Strafe von der Demeter, da sie jener, mit der sie als Gefährtinnen auf der Blumenwiese zusammen gewesen, beim Raube nicht beigestanden u. s. w.[1]) Also auch in diesen alten Mythos waren die Sirenen in so eigenthümlicher Weise verwachsen, und diese Blumenwiese, von welcher Persephone geraubt wird, führt ebenfalls, wie schon erwähnt, auf das himmlische Terrain[2]), in das wir die Sirenen schon oben vermutheten ursprünglich setzen zu dürfen. Was nun aber die Vogelgestalt derselben anbetrifft, so dürften wir in dieser Ausstattung wohl die ältere, der Naturanschauung näher liegende Form zu suchen haben, gerade wie ich kürzlich im Anhang zur II. Auflage des heutigen Volksglaubens nachgewiesen habe, dafs die griechischen Wassergötter noch mit ihrem Stierkopf auf das Naturelement, dem sie entstammt, hinzeigen, nämlich auf das stierhäuptige Wolkenwesen, welches man im unvollständigen Regenbogen mit seinen Hörnern sichtbar werdend und Wasser ziehend und dann natürlich auch wieder von sich lassend wähnte, wie es ja Plutarch de placit. phil. III, 5 noch ausdrücklich von der stierköpfigen, purpurnen Iris als alten Volksglauben berichtet[3]). Ebenso wie hier die Stiergestalt die rohere, frühere Ansicht repräsentirt, die noch vom Göttlichen und deshalb Anthropomorphischen fern war, ist wohl auch bei den Sirenen die Vogelgestalt als die ursprünglichere anzunehmen. So urtheilt auch ganz unabhängig von meinen Ansichten, wie ich nachträglich sehe, Welcker, indem er sich trotz seines verschiedenen Standpunkts sogar desselben Beispiels bedient, wenn er Griech. Myth. III, p. 171 sagt: „Ohne Zweifel war die Vogelsirene die früheste, die zu vergleichen ist dem mannsköpfigen Stier, dem Bilde (?) der Flüsse.“ „Als aber die Acheloischen drei Sirenen eine Muse zur Mutter erhielten, pafste die Vogelgestalt nicht mehr und es kamen die häfslichen Jungfrauengestalten mit gefiederten Schenkeln auf, die den besten Beweis abgeben, dafs alle Vorstellungen von der Vogelsirene ausgegangen sind.“ Ja er geht schliefslich darin so weit, zu schreiben: „Es wäre nicht zu verwundern, wenn das ursprüngliche Märchen des Seemannes nur einen Singvogel (!) verstanden hätte u. s. w.“ Wir halten dem Letzteren gegenüber die Beziehung des Gesanges der Sirenen zum Winde fest und denken bei den Vogelsirenen, welche die Leichen verzehren, an eine gröfsere Vogelart, wie sie auch sonst die griechische Mythe bietet, und die in analogen Bildungen deutlich wieder auf den Wolkensturm hinweist. Denn nicht blofs, dafs der Adler d. h. der himmlische, dunkle

[1]) Die Stellen bei Jacobi, Mythol. Wörterb. p. 664 Anm.
[2]) Ueber den Mythos vom Raube der Persephone s. Urspr. p. 171 sq.
[3]) Heutiger Volksgl. u. s. w. p. 127 sqq.

Wolkenvogel dem Zeus neben dem Donnerrofs Pegasos den Blitz zuträgt [1]), die Harpyien und die stymphalischen Vögel erinnern ebenso, wenn man von dem Gesang absieht, an die Vogelsirenen, wie sie deutlich auf Anschauungen beruhen, die aus Wolken- und Sturmeswehen hergenommen, auch Blitz und Donner in den Kreis der Vorstellungen hineingezogen haben. Namentlich stellen sich die beiden Harpyien in ihrer Bildung ganz zu den Sirenen bis auf die Hühnerfüfse, während die stymphalischen Vögel den menschenfressenden Character wie jene an sich haben. Aber auch selbstständig, abgesehen von den Deutungen jener, wie ich sie im Urspr. im Capitel von den Vogelgottheiten gegeben habe, kann man aus dem Sirenenmythos allein einen analogen Ursprung nachweisen, ja die Anschauung, welche sich hier ergiebt, greift weiter und eröffnet eine ganz neue Perspective, — freilich bedarf sie dazu einer über die griechische Mythologie hinausgehenden Parallele.

Eine solche bietet nämlich in der schlagendsten Weise für die Sturmesvögel, welche ihren Gesang inmitten von Knochen und hinschwindenden Häuten anstimmen und dadurch als Leichenvögel erschienen, die nordische Mythologie. Nach ihr kommt nämlich aller Wind von einem Riesen Hraesvelgr, welcher in Gestalt eines Adlers am Nordrand der Erde sitzt, wie die Edda sagt:

> „Hraeswelg heifst, der an Himmels Ende sitzt,
> In Adlersgestalt ein Jotun.
> Mit seinen Fittichen facht er den Wind
> Ueber alle Völker.“

Hraesvelgr aber heifst der Leichenschweiger, Leichenverzehrer, eine Bezeichnung, welche bisher noch nicht genügend in ihrer Beziehung zum Winde erklärt war [2]). Wenn die nordische Mythe nun aber den Namen für das Bild bewahrt hat, so führt uns die griechische die Anschauung selbst vor, in welcher der Ursprung beider zu suchen ist, sie zeigt uns nämlich also zwei fabelhafte Vögel am Erdrande, welche nach Allem den Sturmesgesang anzustimmen scheinen, inmitten von Knochen und Häuten hinschwindender Männer, gerade so wie man auf Erden oft genug gewaltige Vögel bei Haut und Knochen verwesender Männer erblickte. Die Parallele ist trotz aller kleinen Variationen schlagend, und diese dürften sich aus der verschiedenen Fassung, welche das Naturelement noch sonst in den Mythen zeigt, leicht erklären. Denn wenn der Hraesvelgr z. B. neben seiner Vogelgestalt als Riese, die Sirenen als Jungfrauen gedacht wurden, so ist jenes eben deutlich der Sturmesriese in einer auch sonst diesem Elemente wegen seiner furchtbaren Wirkungen zukommenden Auffassung, während jene etwa die Windsbräute (die θύελλαι) wären, die man wegen ihres dahintanzenden Characters meist weiblich gefafst zu haben scheint [3]), wenn nicht etwa das Wolkenelement mit hinein spielt,

---

[1]) Urspr. p. 200. 164 sqq.

[2]) s. Simrock D. Myth. p. 30 vergl. Weinhold, Die Riesen des germanischen Mythus. Wien 1850. p. 36 sq. „Sein Name heifst Leichenschwelg, theils weil der Wind die unbestatteten Leichen trocknet und verstreut, theils ist es eine dichterische Benennung der Aare, die mit den Raben und Wölfen ihre Freude am Wahlfelde haben.“ — Aehnlich fafste es schon Grimm M. I p. 601 und W. Müller Altd. Religion p. 319.

[3]) Hierüber s. u. A. Urspr. p. 8 Anm.

wie ja schon die Analogie von νύμφη und *nubes* den weiblichen Character dieses Naturelements nachweist. Die Zweiheit der Sirenen hat ihr Analogon endlich, wie schon erwähnt, in den beiden Harpyien oder in dem Dualismus, welcher z. B. in den beiden Söhnen des Königs der Winde, des Boreas, hervortritt, und schliefst sich entweder an die alte Vorstellung einer Zwillingsgeburt im Gewitter oder an den auch oben schon erwähnten Wettkampf von zweierlei Wesen in demselben oder endlich an die beiden oft eng verbunden auftretenden stärksten Winde, den Nord und West u. dergl. [1])

In diesem so hervortretenden Urbilde leichenschwelgender Sturmesvögel am Himmel, welches griechischer und deutscher Mythe gemein ist, haben wir also die primitivsten, rohen Gestalten beider Wesen zu suchen, der Sirenen und des Hraesvelgr, und dazu stimmt nun vorzüglich und führt das Bild überhaupt erst klar aus, wenn nachweislich sich griechische und deutsche Uranschauung auch darin berührte, in Wolken Häute, in den Blitzen Knochen, die geworfen oder plötzlich am Himmel sichtbar würden, zu erblicken, so dafs die homerische Scenerie noch in diesen Elementen gerade das Characteristischste des alten Bildes beibehalten hat und uns so auf eine rohe, an diese Auffassungen sich anschliefsende Gewitteranschauung hinweist, aus der der ganze Mythos hervorgegangen ist.

Was das Erstere, die Vorstellung der Wolken als Häute anbetrifft, so spricht schon das Indische dieselbe ganz nackt aus, wenn es z. B. im Samaveda 1, 6, 1. 5. heifst: „Wie wuthentbrannte Stiere nahen die flammenden, die stürmischen, und verjagen die schwarze Haut (die Marut's (Winde) verjagen die Wolken" s. Benfey das.). Im deutschen Glauben schleppt dem entsprechend der Gewitterstier, der gräfslich (im Donner) brüllende Viehschelm, seine halbe Haut nach [2]). Ebenso kriechen die Häute der geschlachteten Sonnenrinder in der Odysseus-Sage noch [3]), und wenn ich dies auf die Wolken bezogen habe, so erscheint zur Bestätigung die Wolke auch sonst noch als Windsack, Windbeutel, abgezogene Haut u. dergl. [4]) — Was nun aber die Blitze als Knochen anbetrifft, die geworfen oder sonst sichtbar werden, so habe ich schon früher darauf bezogen, wenn der wilde Sturmesjäger nach deutschem Aberglauben eine Pferdekeule oder Menschenknochen im Unwetter wirft. Ebenso erscheint in vielen griechischen Sagen der Blitz noch bei sonst anthropomorphischen Auffassungen als fallende Flechse oder Bein [5]). Mannhardt hat im Anschlufs an das Erstere, welches ich schon in der I. Ausg. des heutigen Volksglaubens behauptet hatte, die Vorstellung der Blitze als Knochen noch weiter ausgeführt und den Zickzack der Blitze z. B. als eine aus solchen Knochen gebildete Leiter gedeutet [6]). Ich will dies selbst noch dahingestellt sein lassen, aber die oben angeführten, noch nachweisbareren Anschauungen bei Griechen und Deutschen, welche selbst in poetisch ausgemalteren mythischen Auffassungen wie z. B. in der Achilles-Sage noch hervortreten, machen für die Sirenen und den Hraesvelgr als eine ursprünglich noch rohere Anschauung den Glauben wahrscheinlich, dem zufolge die Ge-

---

[1]) Urspr. p. 152 sqq. [2]) Urspr. p. 182.
[3]) Die Citate s. oben zu Anfang.
[4]) Urspr. p. 232 f. 257 f.
[5]) s. Urspr. unter Blitz und Heutigen Volksglauben II. Ausg. p. 34 f.
[6]) German. Mythenforsch. p. 341.

witterscene gedeutet wurde als das Erscheinen zauberhafter Sturmesvögel, die an den Wolkenhäuten und Blitzesknochen zerrten. So schien den Germanen aller Wind dann von der Bewegung des himmlischen, gewaltigen Hraesvelgr zu kommen, den man an den Nordrand versetzte, weil der Nordwind der stärkste war, so stimmten den Griechen die Sirenen umgeben von schwindenden Häuten und Knochen in Sturm- und Donnerrauschen ihr Zauberlied an, ähnlich wie die nordische Huldra und ähnliche Wesen. Eine schlagende Analogie für diese ganze so rohe, wie gewaltige Anschauung bietet auch noch die Parallele mit dem schon oben erwähnten Viehschelm, wenn man im Uebrigen von der an die Hörner des Regenbogens und das Donnergebrüll sich anschliefsenden Vorstellung eines himmlischen Stieres absieht. Denn nicht allein, dafs er also seine halbe Haut hinter sich herschleppend gedacht wird, er besteht am Hinterleibe selbst aus Aasknochen, über welche jene Thierhaut nur geworfen ist, und wenn er erscheint, ist es wie das Rauschen des wilden Heeres [1]). Da haben wir doch deutlich in den ab und zu hindurchblickenden Aasknochen die Blitze ebenso wie in dem Bilde von den leichenschwelgenden Gewittervögeln. Wenn die Blitze hier übrigens als Knochenmassen gefafst auftreten, so erscheinen sie in dem in demselben Naturkreise und in denselben Anschauungen von stierartigen Wesen sich bewegenden griechischen Mythos von dem des Apollo Wolkenrinder forttreibenden Hermes ziemlich analog als Reisig- und Buschwerk, welches er sich an die Füfse gebunden, wie es in dem deutschen Gebrauch, der denselben Wolkenrinderzug nachahmt, neben der bunten Regenbogenkuh zu dem Dauschlöpper Veranlassung gegeben hat und diesen eben einen solchen Busch nachschleppen läfst (s. Anhang zur II. Ausg. des heutigen Volksgl.). So zieht sich dieselbe Art der Anschauung, wenn auch auf das mannigfachste manierirt, durch die verschiedensten Mythen [2]).

Mit der so gewonnenen Fundamental-Anschauung von den Sirenen erklären sich aber alle übrigen Züge von denselben von selbst. So hat zunächst Damm also wohl recht, wenn er im homer. Wörterbuch den Namen mit σειριάω (σείριος) in Verbindung bringt und sie demgemäfs als die Leuchtenden erklärt; es wären die im Wetterleuchten heranziehenden leuchtenden Sturmesvögel, also, wie schon oben vermuthet, eigentlich ganz analoge Wesen mit den menschenfressenden stymphalischen Vögeln, wie ich sie ebenfalls

[1]) v. Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols. Zürich 1857 p. 62 vgl. Rochholz, Naturmythen. Leipzig 1862 p. 75.

[2]) Unerwähnt will ich übrigens nicht lassen, dafs auch dieselben Naturelemente, wie in den Häuten und Knochenhaufen der Sirenen hervortreten, in der Cacus-Sage als Garnitur seiner Höhle im Wolkenberge erscheinen, welche sich ganz zu der oben erwähnten des Polyphem stellt, wie auch anderseits geradezu Cacus noch mehr den Himmelsriesen im Gewitter ausmalt, wenn er als ein rauch- und feuerspeiendes Ungethüm, des Gewitterschmiedes Vulcan Sohn, geschildert wird. Von seiner Höhle heifst es bei Virgil VIII, 193 sqq. (vergl. Servius):

Hic spelunca fuit, vasto submota recessu,
Semihominis Caci; facies quam dira tegebat,
Solis inaccessam radiis, semperque recenti
Caede tepebat humus, foribusque affixa superbis
Ora virûm tristi pendebant pallida tabo.

im Gewitter, nur in anders noch gewandten Mythen nachgewiesen habe. Ja der menschenfressende Character dieser bekommt nun durch die Sirenen und den Hraesvelgr erst seinen wahren Hintergrund, wie die gewonnene Anschauung überhaupt mit das Urelement sein dürfte, weshalb die Sturmesriesen und alle derartigen Wesen (ja ursprünglich auch Sonne und Mond, in sofern auch sie in das Gewitter überzugehen schienen,) als Menschenfresser dem rohen Menschen erschienen, woraus dann der allgemeinere Character des Gefräfsigen überhaupt entstand, der dem Winde dann bis in die spätesten Zeiten verblieb, weil er sich ja den Menschen, so lange man ihn persönlich fafste, auch auf Erden als räuberisch und gewaltthätig zeigte [1]). Ebenso ergiebt sich, um zu den Sirenen und stymphalischen Vögeln zurückzukehren, dafs es nicht ein späterer, sondern ursprünglicher Zug des Mythos ist, wenn jenen goldene Flügel beigelegt wurden, was ebenso auf das glänzende Wetterleuchten zurückzuführen ist, wie wenn den stymphalischen Vögeln oder den Gorgonen, jenen geflügelten Gewitterwesen, die ihre eigenthümliche Ausstattung nur den als Schlangen gefafsten Blitzen verdanken, eherne Schwingen beigelegt wurden. Zieht doch auch nach altem deutschen Glauben im Gewitter ein Nachtrabe mit eisernen Schwingen, mit welchen er diejenigen, die ihm (im Sturm- oder Donnerruf) nachrufen, oben am Himmel im Blitz wie der wilde Jäger zu Tode zu schlagen schien [2]). Die Parallele zwischen Sirenen und stymphalischen Vögeln entwickelt sich aber noch weiter, wenn die letzteren im fallenden Blitz ihre ehernen Federn wie Pfeile zu entsenden schienen, den Sirenen aber im Wettkampf mit den Musen, also im Kampf der Winde während des Unwetters, die Federn geraubt worden sein sollten [3]).

Ebenso ergiebt sich nun auch, weshalb die Sirenen Töchter des himmlischen Wassergottes Achelous mit dem Regenbogenstierkopf und der Sterope (der Blitzgöttin) heifsen [4]), weshalb sie auch mit dem, wie ich im Urspr. nachgewiesen, im Gewitter auftretenden Todtenreich zusammenkommen und in die Persephone-Mythen einwachsen, Klagelieder anstimmen, dann eine nur singen, die andere die Flöte, die dritte auf der Lyra spielen und sie so von Felsen (d. h. den Wolkenbergen) sich herabvernehmen lassen sollten u. dergl. Wenn sie übrigens ihre Federn erhalten haben sollten, um die entführte Persephone zu suchen, so sind sie ursprünglich ebenso die in den Blitzen sichtbaren dahinstürmenden Wolkenvögel, wie nach anderer Anschauung die Gewitteralte Demeter selbst bei des Blitzes Fackeln und mit den Blitzesschlangen einherzufahren schien, um ihre geraubte Sonnentochter — denn das ist in diesem Mythos die Persephone [5]) — wiederzufinden. Wenn endlich die Musen sie im Wettkampf besiegen, um noch einmal auch hierauf zurückzukommen, so wird durch die überall hervortretende Beziehung der Sirenen zum Unwetter und namentlich den leuchtenden Blitzen das bestätigt, was ich schon im Urspr. p. 168 ausgesprochen habe, dafs hierin der Unterschied zwischen den bösen Winden, den ὀλοοῖς ἀνέμοις, welche das Unwetter heraufgebracht, und

---

[1]) Heutiger Volksgl. p. 26 vergl. Urspr. unter Wind.
[2]) Heutiger Volksgl. p. 67 ff. [3]) Urspr. p. 192 f. 195 ff.
[4]) Ueber Achelous s. u. A. Urspr. p. 60.
[5]) Ueber die Verbindung der Gewitter- und Sonnenwesen s. Heutigen Volksgl., u. A. p. VIII.

den guten, welche es verscheuchen, sich wie oft in der Mythologie bethätigt, die Sirenen dann die ersteren, die Musen die letzteren sind.

Also nicht Allegorie, sondern realer Volksglaube, in reicher Mannigfaltigkeit und doch wieder in einer gewissen Einfachheit an der Betrachtung der himmlischen Naturerscheinungen sich anschliefsend, schuf die mythischen Traditionen von den Sirenen, welche der homerische Dichter dann in poetischer Schönheit seinem Gedicht verschmolz, ohne sich doch so weit von der ältesten Tradition loszusagen, dafs er in der Scenerie die Knochenhaufen und schwindenden Häute mit hinübernahm, die ein Wahrzeichen des Ursprungs blieben wie beim Teufel des Mittelalters sein Pferdefufs.

Berlin. F. L. W. Schwartz.

III.

Homer und der alte Fritz.

Miscelle.

Das Volk liebt es, den Mutterwitz zu verherrlichen und überall als triumphirend darzustellen; selbst Helden müssen sich ihm beugen. Wie Homer ihm gegenüber nach der Tradition den Kürzeren zog, läfst auch die märkische Sage den alten Fritz vor ihm die Segel streichen; beide sollen nämlich nicht im Stande gewesen sein, einmal den Räthselspruch eines Fischers oder Bauern zu lösen, und der erstere soll sich sogar darüber zu Tode gehärmt haben. Die Erzählung vom Homer war im Alterthum allgemein verbreitet, wir finden sie mit geringen Abweichungen bei Aristoteles, im Leben des Homer vom Pseudo-Herodot und bei Proclus, und wenn sie auch Heyne eine *inepta narratio* nennt, zeigt sie doch einen höchst volksthümlichen Character. Der greise Homer nämlich soll das Orakel über seine Eltern und seine Heimath befragt haben, da er beide nicht kannte [1]). Das Orakel gab ihm zur Antwort, Ios sei die Heimath seiner Mutter, welches auch seinen Leichnam aufnehmen würde, er solle sich aber vor dem Räthselspruch junger Leute hüten. Indem des Proclus Erzählung das Letztere in den Vordergrund drängt, sagt sie gleich: ἀνελεῖν φασιν αὐτῷ τὸν θεὸν, χρωμένῳ περὶ ἀσφαλείας, τάδε·

> Ἔστιν Ἴος νῆσος, μητρὸς πατρὶς, ἥ σε θανόντα
> δέξεται· ἀλλὰ νέων ἀνδρῶν αἴνιγμα φύλαξαι.

Wie nun Homer auf seinen Wanderungen zuletzt einmal nach Ios kam, wo also seine Mutter herstammen sollte, sieht er, auf einem Fels an der Küste sitzend, Fischer vorbeikommen und ruft sie an, ob sie etwas haben (gefangen haben).

> Ἄνδρες ἀπ᾽ Ἀρκαδίης θηρήτορες, ἦ ῥ᾽ ἔχομέν τι;

Einer von ihnen erwidert ihm: „Die wir gefangen haben, haben wir nicht mehr, die wir nicht gefangen haben, haben wir."

> οὓς ἕλομεν λιπόμεσθ᾽· οὓς δ᾽ οὐχ ἕλομεν, φερόμεσθα.

---

[1]) Den Theil der Sage, wie Homer's Mutter Kritheis von Ios fortgekommen und Homer selbst eltern- und heimathlos geworden, behandelt ausführlich Lauer, Gesch. der hom. Poesie. Berlin 1851. p. 90 ff.

Den Räthselspruch aber, der in diesen Worten lag, indem Homer an die Fische, der Fischer aber an die „Läuse" dachte, welche sie sich gerade abgesucht, so dafs sie also diejenigen, welche sie gefangen, nicht mehr hatten, wohl aber die, welche sie nicht gefangen, konnte Homer, heifst es weiter, nicht lösen, und wie er nun, an das Oracel denkend, sorgenvoll und in Gedanken fortging, sah er nicht vor sich und fiel so über einen Stein, dafs er nach dreien Tagen an den Folgen des Falles starb; nach Andern härmte er sich geradezu darüber zu Tode, dafs er jene Antwort sich nicht erklären konnte. So die griechische Volkssage von des Homer Ende.

Unserm alten Fritz soll nun zwar ein ähnliches Ereignifs wenn auch nicht das Leben gekostet, so doch schwer geärgert haben. In der Mark Brandenburg erzählt nämlich der Bauer vielfach folgende Geschichte, die auch sonst wohl im übrigen Deutschland bekannt ist, vom alten Fritz. „So klug er auch", heifst es, „war, ein Bauer ist doch einmal über ihn gekommen. Der säete nämlich gerade Erbsen, wie der alte Fritz dazu kam und ihn fragte: „Na, werden sie kommen?" — „Ja", sagte der Bauer, „wenn sie kommen, dann kommen sie nicht, wenn sie aber nicht kommen, dann kommen sie." Die Antwort hat der alte Fritz aber nicht lösen können, so viel er sich auch den Kopf darüber zerbrochen hat. Der Bauer aber hatte schon, heifst es, an die Tauben gedacht, die den gesäeten Erbsen nachstellen, weshalb man diese auch auf die verschiedenste Weise gegen jene schützt, und deshalb also gemeint: „Ja, wenn sie (die Tauben) kommen, kommen sie (die Erbsen) nicht, wenn sie (die Tauben) aber nicht kommen, dann kommen sie (die Erbsen), d. h. gehen sie auf."

Berlin. F. L. W. Schwartz.

IV.

Ueber Plin. epist. X, 97, 7.

Von Dr. Teipel ist in dieser Zeitschrift die oben bezeichnete Stelle einer zweiten eingehenden Untersuchung unterzogen worden, wonach er die von mir in dieser Zeitschrift XI, 9 gegebene Auffassung verwerfen zu müssen glaubt. Allein Teipel scheint mir die Hauptpunkte, um welche es sich hierbei handelt, übersehen zu haben. So wenig ich leugne, dafs *dicere* bei Dichtern auch vom Gesange gebraucht werde, *canere* auch von jedem formelhaften Sprechen stehe, so mufs ich doch auch jetzt darauf bestehn, dafs Plinius, hätte er hervorheben wollen, die Christen hätten Christus ein Lied gesungen, nicht *carmen dicere* sagen konnte (denn dafs *carmen* bei Plinius auch einen Spruch, eine Formel bezeichnet [1]), gibt Teipel zu), sondern *carmen canere*, was niemand mifsverstehn konnte, oder *canere* allein, wie Tertullian in der Umschreibung der Stelle, gebrauchen mufste. Und Plinius sagt *dicere secum*, was nur heifsen kann, für sich,

[1]) Auf Ritschls längst versprochene Widerlegung warte ich sehnlichst; sie müfste die unzweideutigsten Stellen wegdeuten.

bei sich sagen, nach dem bekannten Gebrauche von *secum cogitare, reputare, gaudere, dubitare* (Hand Tursell. II, 150), wofür Persius in schärferer Ausprägung sagt *introrsum et sub lingua* (II, 9). Wenn Teipel *secum invicem* überträgt bei einander, mit einander, so widerspricht dies geradezu dem Sprachgebrauch und wäre ganz müſsig, ja überlästig, da ja ausdrücklich von einer Zusammenkunft (*convenire*) die Rede ist, wo es sich doch von selbst versteht, daſs, was hier geschieht, bei einander geschieht. Ferner hat Teipel übersehen, daſs es sich darum gar nicht handelt, in welcher Weise, ob singend oder betend, sondern daſs sie Christus als Gott verehrten. Was jene abgefallenen Christen berichteten, wird gerade im Gegensatz zu den Dingen hervorgehoben, die man ihnen vorwarf. Diese Vorwürfe bezogen sich einestheils auf die Versammlungen vor Sonnenaufgang, anderntheils auf die Liebesmahle. Man gab den Christen Schuld, daſs sie die Götter und den Kaiser verfluchten und Christus als Gott verehrten, weshalb Plinius diejenigen, welche nicht mehr Christen sein wollten, das Gegentheil thun lieſs. *Omnes et imaginem tuam* (*Traiani*) *deorumque simulacra venerati sunt; ii et Christo maledixerunt.* Die, welche leugneten, je Christen gewesen zu sein, lieſs er die Götter anrufen (*deos appellare*) und dem Bilde des Kaisers Verehrung erweisen (*ture ac vino supplicare*), Christus dagegen verfluchen. Jene Abgefallenen behaupteten nun, ihre Schuld oder ihr Irrthum habe darin bestanden, daſs sie in den Versammlungen vor Tages Anbruch, die sie nicht leugneten, Christus als Gott verehrt hätten, ohne die Götter und den Kaiser zu verfluchen, wie man ihnen vorgeworfen. *Carmen Christo quasi deo dicere* steht also ganz parallel dem *deos appellare, deorum simulacra venerari.* Daſs die Christen in Wirklichkeit auch gesungen, darauf kam es nicht an. Und besagen es nicht die von Teipel selbst angeführten Stellen, daſs man vorerst gebetet, zuletzt erst zum Psalmengesange sich erhoben? Die göttliche Verehrung von Christus, das ist es, worum es sich handelte; ob dies in einem Gebete oder in einem Gesange geschah, das kümmerte den Plinius so wenig als den Kaiser, da das eine nicht schlimmer als das andere war, und wenn Plinius entweder das Gebet oder den Gesang übergehn wollte, so lag es näher, das erstere als das letztere zu wählen. Ferner warf man den Christen vor, daſs sie zu schändlichen Dingen sich verschworen. Die abgefallenen Christen betheuerten nun, sie hätten sich gegenseitig eidlich verbunden nicht zu Verbrechen, sondern zu einem gottesfürchtigen Leben, indem sie gelobt, allen Lastern zu entsagen. Wenn Teipel das *se invicem sacramento obstringere* nicht gelten lassen will, so übersieht er, daſs das Gelübde, sich eines lasterhaften Lebens zu enthalten, das Grundgesetz des Bundes war, wozu sich alle gegenseitig verpflichteten, dieses Gelübde aber in jener Versammlung *ad confoederandam disciplinam*, wie Tertullian sagt, wiederholt ward. Ob Plinius die Aussage jener Christen ganz richtig aufgefaſst habe, darum handelt es sich nicht, sondern um das, was er eigentlich sagen wollte. Eben so wenig kann Tertullians Auffassung der Stelle des Plinius für diese maſsgebend sein, wir müssen sie aus sich selbst erklären, und da sehe ich keine andere Möglichkeit, als die von mir gegebene Auffassung und Herstellung; denn hergestellt muſs die Stelle werden, da *secum invicem* sich nicht halten läſst, und das von mir versuchte *seque invicem* statt *invicem seque* ist so leicht als entsprechend.

Köln. H. Düntzer.

V.

Zur Abiturienten-Statistik.

Im Joachimsthalschen Gymnasium waren in den letzten zehn Jahren (1853—62) zusammen 224 Abiturienten. Davon bleiben 18 hier weiter unberücksichtigt als solche, welche zum Militärdienst, zum Bau- und Bergwerk-Wesen, zur Forst- und Postwesen übergetreten sind. Die übrigen 206 vertheilen sich so:

Zur Theologie	96
- Rechtswissenschaft . .	44
- Philologie und Geschichte	36
- Medizin	24
- Naturwiss. und Mathem. .	6
	206.

Die jedesmaligen Ersten aller Schüler bestimmten sich in den 20 Semestern 11mal für Theologie, 5mal für Philologie, 2mal für Medizin, 2mal für die Rechte; den letzten Platz nahmen ein 7mal ein Theologe, 6mal ein Jurist, 3mal ein Philologe, 3mal ein Mediziner, 1mal ein Forstaspirant (von überhaupt dreien).

Giebt man dem letzten jedesmaligen Abiturienten die Nr. 1 und zählt so bis zum Primus weiter, so stellen diese Zahlen in freilich nicht ganz correcter Weise nach unsern Einrichtungen die allgemeine Bildungshöhe der Abiturienten dar. Berücksichtigt man die Fehler, welche sich aus der conventionellen Unterbringung von durchgefallenen Abiturienten (in 2ter etc. Stelle) ergeben, so stellt sich Folgendes über die verschiedene geistige Reife der Abiturienten heraus je nach der Wahl ihrer Studien. Auf jeden derer, welche sich widmeten

den Naturw. u. d. Mathem.	kommen	durchschnittl.	8,33	Points [1])
der Philologie u. Geschichte	-	-	7,84	-
der (evang.) Theologie	-	-	6,89	-
der Rechtswissenschaft	-	-	6,50	-
der Medizin	-	-	5,37	-

Wenn man also zuweilen sagen hört, der Theologie widmeten sich die schwächsten, den juristischen Studien die besten Schüler, so ist das wenigstens für das Joachimsthalsche Gymnasium nicht richtig.

[1]) Man gestatte diese Entlehnung aus der Cadetten-Terminologie.

W. H.

VI.

Gegenbemerkungen.

Das Märzheft dieser Zeitschrift brachte S. 238 ff. „Bemerkungen" von Herrn Büchsenschütz als Erwiderung auf meine Beurtheilung seiner Ausgabe von Xenophon's Hellenica. Nach diesen Bemerkungen, die mir erst spät zu Gesicht gekommen sind, ist Herrn B. von mir schreiendes Unrecht geschehen. Ich habe darauf nur zu erwidern, dafs die Recension in allen ihren Theilen wohl erwogen war, dafs ich daher auch nichts zurückzunehmen habe und um so weniger Neigung fühle, die von Herrn B. beregten Punkte noch einmal durchzusprechen, als

ganz falsche Angaben, z. B. als hätte ich das Fehlen unbedeutender Bemerkungen oder unerhebliche Versehen in der Erklärung oder die Nichtbenutzung unwesentlicher und leicht entbehrlicher Hülfsmittel gerügt, und andere üble Mittel, durch welche er seine Sache in ein günstigeres Licht stellen will, nur zu deutlich zeigen, dafs eine Verständigung mit ihm nicht möglich ist. Wer auf eine Anzahl grober Fehler aufmerksam gemacht, dennoch dabei verharrt (z. B. zu τοῖς περὶ Ἀρχίαν πολεμάρχοις V, 4, 2), den unglaublichen Irrthum, durch οἱ περί τινα könnten zwei Personen bezeichnet werden (so dafs also wie τινά die eine, so der Plural οἱ die andere bezeichnen müfste), festhalten und vollends dadurch rechtfertigen will, dafs er auf Bernhardy S. 263 verweist, wo ja gelehrt werde, dafs durch jene Formel sogar nur Einer bezeichnet werden könne, — mit dem ist über grammatische Dinge überhaupt nicht weiter zu reden, am allerwenigsten über Idiotismen feinerer Art wie über den früher fälschlich als absolut bezeichneten Nominativ.

Wenn Herr B. gegen den Ton meiner Beurtheilung protestirt, so bemerke ich, dafs der Ton nicht sowohl dem Ton, in welchem Herr B. selbst über die Ansichten Anderer abspricht, als vielmehr der Art und dem Grade der zu beurtheilenden Leistung angepafst war.

Wittenberg. L. Breitenbach.

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

Condirector Eckstein in Halle ist an die Thomasschule zu Leipzig berufen worden.

Beim Gymnasium zu Cöslin ist der ordentliche Lehrer Dr. Zelle zum Oberlehrer befördert worden.

Die Berufung des Conrectors am Gymnasium in Mühlhausen, Dr. Hasper, zum Oberlehrer an der Ritter-Academie in Brandenburg a. H. ist genehmigt worden.

Bei der Realschule zu Posen ist der ordentliche Lehrer Dr. Breysig zum Oberlehrer befördert worden.

Am Altstädtischen Gymnasium zu Königsberg i. Pr. ist die Beförderung des ordentlichen Lehrers Dr. Retzlaff zum Oberlehrer genehmigt worden.

Das bisherige Progymnasium zu Inowraclaw ist als Gymnasium; die höhere Lehranstalt zu Freienwalde a. O. als Progymnasium; die höhere Lehranstalt zu Neustadt-Eberswalde und die Rectoratsschule zu Crefeld als zu gültigen Abgangs-Prüfungen berechtigte höhere Bürgerschulen anerkannt worden.

Am Gymnasium zu Neufs ist der ordentliche Lehrer Waldeyer zum Oberlehrer befördert worden.

Am 30. Mai 1863 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstrafse 47.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

I.

Die Stellung der höhern Schulen zur Kirche.

Die Veranlassung dazu, dieses Thema einmal wieder der Besprechung zu empfehlen, giebt mir eine interessante Aeufserung meines Freundes Dörpfeld. Er behandelt nämlich im Evangelischen Schulblatt 1863 Heft 1 diesen Gegenstand im Anschlufs an die Frage nach der kirchlichen Stellung der Volksschule und in durchgängiger Beziehung zu einem Schulregiment, das noch nicht da ist und noch lange auf sich warten lassen dürfte, das als „freie Schulgenossenschaft“ auf dem Boden der Familie und der freien Kirche und in Concurrenz des Staats bestehend gedacht wird und auch mir Gegenstand der Hoffnung ist. Dörpfeld ist überzeugt, dafs die Volksschule, der er seine nächste Thätigkeit mit grofsem Erfolg widmet, nicht eher ihre richtige Stellung zur Kirche finden werde, bis man die Frage allgemeiner fasse und auch die höhern Schulen in eine innigere Verbindung mit der Kirche bringe. Doch hören wir ihn selbst:

„Stehen die höhern Bildungsanstalten in der That ihrer Natur nach in einem andern Verhältnisse zur Kirche als die Volksschule?

Zur Zeit ist unter den Lehrern an den höhern Schulen, wie unter den Geistlichen und Staatsmännern die Ansicht herrschend, dafs die höhern Bildungsanstalten einer weniger engen Beziehung zur Kirche bedürften als die Volksschule. Schreiber dieses hält diese Ansicht nicht nur für grundfalsch, sondern auch den ihr zu Grunde liegenden Irrthum für einen gefährlichen. Er kann auf jene Frage hier nur wiederholen, was er an einem andern Orte unlängst ausgesprochen hat: „Es ist ein theures Interesse der evangelischen Kirche, dafs alle Schulanstalten, die eine allgemeine Bildung bezwecken, mit ihr innig verbunden sind. Allein es liegt dies nicht blofs im Interesse der Kirche, sondern eben so sehr in dem der Schulen selber. Ohne diese Verbindung ver-

mögen sie nicht das zu sein und zu leisten, was sie sein und leisten sollen. Die Art und Weise dieser Verbindung, namentlich so weit die technische Aufsicht in Betracht kommt, kann und mufs bei den verschiedenen Anstalten verschieden sein; aber in Ansehung der innern Verwandtschaft mit der Kirche, in Ansehung des kirchlichen Charakters müssen diese Schulen übereinstimmen. Das fordert die christliche Pädagogik, wie wir sie verstehen. Die allgemeinen Bildungsanstalten — Volksschulen, Gymnasien, Realschulen, höhere Töchterschulen, Kadettenhäuser, Ritterakademien — scheiden sich nicht in solche, die vorwiegend für die Kirche, und in solche, die vorwiegend für weltliche Zwecke vorbereiten; sie scheiden sich einfach nach socialen Ständen und Ständegruppen. Sie sind nicht Fach- oder Berufschulen, sondern sollen für die Kinder der betreffenden Ständegruppe diejenige allgemeine Bildung vermitteln, welche für sie dienlich ist. Umfafst die Kirche alle Stände, hat sie zu keinem derselben eine besondere Beziehung, so mufs sie auch zu allen diesen Schulen dieselbe Beziehung und für alle dasselbe Interesse haben. Sieht man aber noch auf die Bedeutung der verschiedenen Stände für das gesammte gesellschaftliche Leben, so mufs man sogar sagen, dafs die Kirche bei den höhern Schulen ein dringlicheres Interesse hat, sie mit ihrem Leben in Verbindung zu wissen, da vorzugsweise aus diesen Anstalten die Leute hervorgehen, welche später in allen öffentlichen Angelegenheiten, auch in kirchlichen, in erster Linie Einflufs üben werden. — Will man die Sache, um die es sich bei der Schulfrage für die Kirche handelt, recht und ganz treffen, so mufs die Frontstellung der Gründe eine andere, als die derzeit übliche, sein; diese Gründe müssen das ganze Schulgebiet bestreichen und jede allgemeine Bildungsanstalt, heifse sie, wie sie wolle, erreichen können. Dadurch, dafs kirchlicherseits die Ansprüche auf das höhere Schulwesen so zu sagen fast ganz aufgegeben worden sind, ist man aus der Festung entfallen. Thatsächliche Zustände predigen und wirken auch. Sind die höhern Schulen im Stande, ohne kirchliche Mitwirkung ihre Aufgabe zu lösen, — so räsonnirt man andern Ortes — warum sollte es nicht auch die Volksschule vermögen? Geht es der Kirche bei ihren Ansprüchen an die Volksschule vielleicht blofs darum, mit Hülfe des unwissenden Volkes ihre sonst gefährdete Herrschaft zu behaupten? Wagt man den Gebildeten nicht mehr zu bieten, was man dem gemeinen Manne zumuthet? So wird, wie gesagt, räsonnirt und noch viel mehr. Die Verkläger haben in der That eine schadhafte Stelle in der kirchlichen Position getroffen, und man möchte fast rathen, was die Kirche auf dem Gebiete der Volksschule gewinnen will, mufs sie auf dem der höhern Schule erobern.“ .....

Für die Betrachtung, welche *hier* zu verfolgen ist, geht es uns nichts an, wie viele dieser Anstalten etwa noch durch ihre *Stiftungsurkunden* auf kirchlich christliche Erziehung verpflichtet sind, oder wie viele ohne eine solche äufsere Verpflichtung gleichsam *aus guter Gewohnheit* denselben Weg beibe-

halten, oder wie weit die Kirchenbehörden Grund haben, zu vertrauen, der Staat werde ihre Interessen ausreichend mit vertreten; hier handelt es sich um etwas Anderes und Gröfseres, was wohl unterschieden sein will, nämlich um die innere und äufsere Verbindung der Kirche insgesammt mit dem auf ihrem Boden stehenden Schulwesen insgesammt, und zwar um eine solche Verbindung, welche beiden Theilen frommt, welche der Schule nicht blofs gewisse Pflichten auferlegt, sondern ihr auch die Dienste und Segnungen der Kirche, und Rechte in der Kirche verbürgt. Wäre das schon der normale Zusammenhang, wenn gesetzlich oder durch die Stiftungsurkunde ausgesprochen ist, die höhern Schulen sollen confessionellen Religionsunterricht ertheilen und der Staat darüber wachen, dafs es geschieht, so würde nicht abzusehen sein, warum dies nicht auch bei den Volksschulen genügen könnte, warum z. B. die Geistlichen bisher darauf bestehen, die Staatsregierung solle ihnen einen Theil der Aufsicht über diese Schulen übertragen. Es ist dies eben der rechte Zusammenhang noch nicht; die Schule darf sich nicht damit begnügen, und die Kirche auch nicht, wo sie ihren Begriff wiedergefunden hat. In der That steht es also so, dafs die Beziehung des höhern Schulwesens zur Kirche nicht normal und gesund, sondern vielmehr die Lösung der alten, ohnehin ungenügenden Verbindung „beinahe vollendet“ ist. .....

Der Gährungsprozefs, welcher sich heut zu Tage im Volksschulwesen zeigt, ist in Wahrheit vor Jahr und Tag schon in den höhern Schulen offenbar geworden, und zwar in den ehrwürdigen Räumen der Gymnasien, denn die Realschulen, höhere Töchterschulen etc. waren dazumal erst im Entstehen begriffen. Dafs nunmehr dort Ruhe herrscht, ist verständlich; der Gährungsprocefs ist beendigt, das Abbrechen der geschichtlichen Continuität dauernd geworden. Was erstrebt wurde, hat man erreicht: die Kirche als solche hat selten noch ein unmittelbares Verhältnifs zu den höhern Unterrichtsanstalten; der Lehrerstand dieser Schulen bildet ein abgeschlossenes Corps, und die Aufsicht über dieselben wird vom Staate solchen Männern übertragen, welche diesem Corps angehört haben. Was will man mehr? Wenn diejenigen Volksschullehrer, welche von der Kirche wenig Heil für die Schule erwarten und demgemäfs ihr gern auf den Rücken sähen, das erzielen könnten, was die Lehrer der höhern Bildungsanstalten erzielt haben, so würden sie muthmafslich in dieser Beziehung eben so ruhig sich finden lassen, wie diese; auch würden sie ohne Zweifel eben so wenig bemüht sein, von einem „Defect in unsern öffentlichen Zuständen“ reden zu machen, wie die Gymnasial- und Realschullehrer dies für dienlich halten. Es mag sein, dafs in dem höhern Schulstande seit jener Gährungszeit hier und da eine freundlichere Stellung zur Kirche gewonnen worden ist; — wollte Gott, es wäre so! Dafür läfst sich aber der Umstand allein noch nicht geltend machen, dafs aus den Kreisen der höhern Lehrer heraus nicht so viel öffentlich gegen die Kirche polemisirt wird, als dies von Seiten der Lehrer

an Elementar- und Mittelschulen geschieht. Denn erstlich haben jene Schulmänner von Amtswegen kaum einen Anlafs zu solcher Polemik, weil ihre Anstalten nicht mehr in unmittelbarer Berührung mit der Kirche stehen. Zum Andern macht sich für die meisten, nämlich für die, welche nicht Religionslehrer sind, auch die indirekte Beziehung zur Kirche nicht leicht in unbequemer Weise fühlbar. Der Lehrer der Mathematik, der Naturkunde, der Sprachen, der Geschichte u. s. w. wird in seiner fachmännischen Souverainetät durch Rücksichten auf die Kirche nicht sonderlich sich einzuschränken brauchen; um öffentlichen Anstofs zu vermeiden, dazu ist schon ein kleines Mafs von Besonnenheit hinreichend. Da nun durchweg Jeder lieber im Frieden als im Kriege lebt, so begreift es sich leicht, warum die höhern Schulen verhältnifsmäfsig selten mit den Geistlichen in offenen Hader gerathen; wobei freilich auch wohl noch das einzurechnen ist, dafs die Kirche eben nicht genau weifs, wie das religiöse Klima dieser *terra incognita* wirklich beschaffen ist, oder aber, falls sie es doch weifs, sich nicht gern „die Finger verbrennen“ will. Es kann in einer Stadt eine höhere Schule bestehen und im Frieden leben, selbst wenn es bei einem guten Theil ihrer Lehrer kaum möglich ist zu errathen, ob sie in ihrem Herzen Christen, Juden oder Muhamedaner sind; wird der Religionsunterricht nur von einem „Theologen“ ertheilt, so ist Männiglich, geistlich und weltlich, aller Besorgnifs überhoben. Ja es gibt höhere *Schulen, in* denen seit 20 — 30 Jahren bis jüngsthin kein Religionsunterricht ertheilt worden ist, ein Zustand, worüber, wenn er in einer Schule des geringen Volkes, in einer Elementarschule, vorkäme, die Pastoralconferenzen und Kirchentage Zeter und Jammer schreien würden; nun er aber in den Hallen wohnt, wo Männer der „Wissenschaft“ auf dem Katheder stehen, hat es keine Gefahr. Ueberdiefs sagt Art. 20 der Preufs. Verfassungsurkunde: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.“ Vorkommnisse der letztgenannten Art sind übrigens in unsern Augen nicht die schlimmsten. Ungleich schlimmer, weil schwerer heilbar, scheint es uns zu sein, wenn Geistliche und Laien mit dem Wahne behaftet sind, zu glauben, ein „Theologe“ als Religionslehrer werde die Menge der Sünden aller Andern zudecken. Damit verglichen, ist eine höhere Schule, die keinen Theologen in ihrer Mitte hat, ja nicht einmal Religionsunterricht ertheilt, deren Lehrer aber schlichte gottesfürchtige Männer sind und eine gute Sittenzucht handhaben, ein wahres, hoch zu ehrendes *seminarium ecclesiae*. Während die rechte Verbindung zwischen Kirche und Schule, und zwar ohne gewissensbedrängerische Satzungen, einen Schulweg eröffnen würde, „auf dem auch die Thoren nicht leicht irren mögen“, hat das verdrehte Verhältnifs des Schulwesens zur Kirche Zustände hervorgerufen, in denen selbst die „Weisen“ manchmal zu Thoren geworden zu sein scheinen. Wenn man sich einmal auf kirchlicher Seite dazu verstehen will, bei der sog. Schulfrage nicht mehr einseitig an die Volksschule zu denken, und dann die Schulwelt zu begreifen beginnt, dafs die Schule

nicht blofs der Kirche, sondern auch die Kirche der Schule dienen kann: so wird die Verdrehtheit in dem gegenseitigen Verhältnisse zwischen den höhern und niedern Schulen und der Kirche bald offenbar werden. Alsdann wird auch die These, dafs alle allgemeinen Bildungsanstalten in demselben innigen und gleichmäfsig organisirten Bunde mit der Kirche stehen müssen, nicht mehr wie ein Paradoxon klingen, sondern bei Leuten von klarem Kopfe und gesundem Herzen als ein selbstverständlicher Grundsatz in der Theorie des Schulwesens gelten. Dann — aber auch erst dann — wird die bisherige Staats- und Kirchen-„Magd“, die Volksschule, diejenige kirchliche Würde finden, die ihr von Gottes und Rechts wegen gebührt.“ —

Ferner gehört dahin eine etwas weiter unten folgende Stelle:

„Was uns vorschwebt, liegt in einem Theile der katholischen Kirche dem Anfange nach vor; zu etwas Weiterem kann es dort freilich nicht kommen. Ohne Zweifel werden einige Leser sich noch des Confliktes erinnern, der in der Mitte der 40ger Jahre zwischen dem Bischof von Münster und der preufsischen Regierung ausbrach und lange Zeit viel von sich reden machte. Der Streitpunkt war die Frage, in welcher Weise die kirchliche und die staatliche Behörde bei der Besetzung der Schulstellen concurriren sollten. Die Entscheidung fiel schliefslich dahin aus: Die Regierung beruft die Lehrer; dem Bischof verbleibt das Recht. den Berufenen die sog. „kirchliche Mission“ zu ertheilen oder zu versagen. Nur auf Grund dieser „kirchlichen Mission“ darf ein Laie als Lehrer Religionsunterricht ertheilen; kraft solcher „Mission“ ist er aber auch ein anerkannter Diener der Kirche, natürlich in dem beschränkten Sinne, den die katholische Kirche in diesem Falle mit dem Worte verbindet [1]). — Auch in der freien Schulgenossenschaft mufs der Lehrer für den Theil seiner Wirksamkeit, welcher kirchlicher Natur ist, von der Kirche ausdrücklich in Pflicht genommen werden, er mufs dafür die kirchliche Mission empfangen und dadurch sein Amt in aller Form als ein kirchliches zur Anerkennung kommen. Es sei übrigens nochmals bemerkt, dafs hier unter dem kirchlichen Amte des Schullehrers etwas anderes verstanden werden soll, als das, was die katholische Kirche darunter versteht; auch etwas anderes, als die letzte rheinische Provinzial-Synode in ihrem Beschlufs gemeint hat, wonach „„bei Prüfung der Schulamts-Candidaten ein Bevollmächtigter des Consistorii zugezogen werde, um über die zu ertheilende Licenz zur Ertheilung des Religions-

---

[1]) „Unter den katholischen Bischöfen in Preufsen ist, so weit wir wissen, nur dem Bischof von Münster das bezeichnete Recht zuerkannt worden. Die Berechtigung dagegen, zu den Abiturientenprüfungen der Seminarien einen kirchlichen Commissar abzuordnen, steht allen Bischöfen zu. Dieser Commissar hat über die religiöse Befähigung der Schulamts-Candidaten mit zu entscheiden; durch seine Unterschrift im Lehrerzeugnifs empfangen sie die „Licenz“ zur Ertheilung des Religionsunterrichts.“

unterrichts die Entscheidung zu geben."" Unser Vorschlag hat nicht eine blofse Erlaubnifs im Sinne, wie sie auch einem Privatlehrer ertheilt wird, — sondern einen Auftrag, einen Dienst und damit eine dienstliche Würde. Selbstverständlich kann ein Schulamts-Candidat diese Würde erst dann erhalten, wenn er zu einer bestimmten Stelle berufen worden ist.

Mit dieser Einrichtung würde freilich über den kirchlichen Charakter des Schulregiments noch nichts entschieden sein. Hält man aber fest, dafs Schuldienst und Schulregiment nur Ein Ziel haben, so ist die fragliche Entscheidung nicht weit zu suchen. Alle, welche in der Leitung des Schulwesens mit einem ständigen technischen Amte betraut sind, — die Schulinspektoren und Schulräthe — bedürfen ganz wie die Lehrer selbst der kirchlichen Mission. Durch diese werden ihnen eben die Obliegenheiten übertragen, welche sonst die unmittelbaren kirchlichen Organe, die Superintendenten und Consistorien, wahrzunehmen haben würden. Aus welchen Berufsklassen die Schulinspektoren und Schulräthe zu wählen sind, braucht dann keine Streitfrage mehr zu sein; was in Frage kommt, ist einzig dies, dafs sie für ihren Posten die genügende technische Befähigung besitzen und in der Kirche ein gutes Gerücht haben. Ueber Beides werden die competenten Stimmen erkennen: dort die *Schulgenossenschaft*, welche die Stellen zu besetzen, und hier die *Kirche*, welche die „kirchliche Mission" zu ertheilen hat."

Wir sehen leicht, dafs sich Dörpfelds Ausführungen negativ und positiv auf einen sehr idealen Begriff von der Kirche beziehen. Würden wir uns auf die Idee der Kirche beschränken, oder vielmehr auf die ideale Kirche, die darum nicht unwirklich oder unwirksam ist, so würden wir ihm auch in seiner Forderung Recht geben müssen. Gewifs, insofern wir einen von der Kirche Christi ausgehenden, durch Predigt und Seelsorge, wie durch kirchliche Literatur geübten Einflufs meinen, erkennen wir einen rechtmäfsigen und nothwendigen, auch für das Gedeihen der Schulen unentbehrlichen Zusammenhang der Kirche mit allen Schulen gern an. Auch wird von den Gymnasien oft das Zeugnifs abgelegt, dafs die religiöse Bildung, und die ist *in concreto* immer dem Inhalt des besondern kirchlichen Glaubens zu entnehmen, die nothwendige Ergänzung aller, auch der schönsten anderweitigen Bildung sei, und wie oft gesellt sich dazu das offene Geständnifs, dafs auch der Lehrer selbst ohne diesen kirchlichen Glauben keinen rechten Halt im Leben habe. Es mag das oft schüchtern gesagt werden, aber es ist ein ziemlich allgemeines Einverständnifs vorhanden in der Annahme, dafs der kirchliche Einflufs, wenn er sich eben auf kirchlichem Gebiet hält und nicht Einrichtungen und Gesetze des Staates fordert, die dann zwangsweise ausgeführt werden müssen, ein Lebensbedürfnifs auch der höhern Schulen sei [1]).

[1]) Vgl. den schönen Artikel „Gymnasium" von Heiland in Schmids Encyclop. III., besonders S. 204 f.

Handelt es sich dagegen um die eben angedeuteten rechtlichen Festsetzungen der Befugnisse von Kirchen den höhern Schulen gegenüber, sofern diese Schulen nicht specifisch von der kirchlichen Gemeinde unterhaltene sind, so bin ich meinerseits sehr bedenklich. Unser bestehendes Schulregiment hat zwar bei der heutigen Staats-Schulverwaltung und Staats-Kirchenverwaltung nicht viele Veranlassung gehabt, sich über die höhern Schulen mit der evangelischen Kirche rechtlich genau auseinanderzusetzen. Die katholische Kirche aber giebt uns, weil sie sich einer zum Theil ansehnlichen Selbständigkeit erfreut, lehrreiche Fingerzeige für die Beantwortung der wichtigen Frage, ob wohl die oben bezeichnete nothwendige Durchdringung der ganzen höhern Erziehung mit Frömmigkeit nun auch mit den concreten Bestrebungen zusammenfalle, welche die kirchliche Corporation, wie sie eben geworden ist, heutzutage den Schulen gegenüber an den Tag lege. Ich möchte es wagen, hierauf mit Nein zu antworten, soweit die katholische Kirche in Betracht kommt [1]), und halte es überhaupt für keine Paradoxie zu behaupten, dafs das religiöse Interesse nicht immer von dem kirchlichen Interesse am besten gestützt werde. Einem nüchternen Beobachter katholischen Lebens werden die Belehrungen Walters gar wenig imponiren, wenn derselbe sagt (Kirchenrecht § 203), die Sorge des Staats, dafs in den bischöflichen Seminarien nicht ein Geist gepflegt werde, der dem Staate selbst feindlich sei, „beruhe auf jenem falschen Standpunct des Mifstrauens und auf der herabwürdigenden Voraussetzung, welche die Kirche mit Unwillen zurückweisen mufs". Mifstrauen ist doch zuweilen eine gute Sache und oft ebenso wohl am Orte als Vertrauen. Es liegt in der Natur der concreten Religionsgesellschaft, dafs es vermöge ihres specifischen Zwecks, der darum nicht im Mindesten herabgesetzt werden soll, ihr schwer ist und bei wachsender Einseitigkeit immer schwerer wird, die „profanen" Interessen, auch die der Bildung, in den richtigen unverkürzten Proportionen zu sehen. Dafs die Kirche in früheren Jahrhunderten, und im Mittelalter jedes Volkes, die allumfassende Lehrerin gewesen ist, bestätigt diesen

---

[1]) Ich verweise z. B. auf die Denkschrift der (5) Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz (1851), vgl. dazu das treffliche *Exposé historique* des katholischen Juristen Warnkoenig (1854), wo es unter Anderm heifst: *Les évêques prétendent non seulement à la direction exclusive de l'instruction religieuse dans les écoles primaires, collèges et lycées, ainsi qu'au droit d'y nommer les professeurs, mais encore à celui de surveiller et même de diriger l'enseignement profane, de faire renvoyer les professeurs, quand ils ne jouissent plus de leur confiance etc.* Ferner sehe man die Badische (beseitigte) Convention von 1859 Art. 7, 10, 11 u. s. w., das östreichische Concordat vom 18. Aug. 1855 Art. 5, 7, 8. Auch Lutterbeck's Geschichte der katholisch-theologischen Facultät zu Giefsen. Regeln der zu Aachen bestehenden Congregation für die Schüler des preufsischen Gymnasiums daselbst. Berlin, Springer, 1860. und manches Andere.

allgemeinen Satz nur. (Vgl. Roscher in den Protest. Monatsblättern von Gelzer 1863, I.)

Bei der protestantischen Kirchenart, die ja im Gegensatz gegen eine dualistische Zerklüftung des gesammten geistigen und sittlichen Lebens entstanden ist, wird sich eine thatsächliche Verkürzung der aufserkirchlichen Interessen nicht so schroff herausstellen, und die kirchlichen Bestrebungen haben mit den humanen Tendenzen, welche durch das Christenthum nicht ausgeschlossen werden, nicht in eine so feindselige Spannung gerathen können. In Schottland und Amerika fehlt es freilich nicht an der eigenthümlichen kirchlichen Begränztheit, welche die Kunst und die (ideale) Wissenschaft verachtet und verpönt. In Deutschland, welches doch für uns zunächst in Betracht kommt, hat einestheils der uns mitgegebene Sinn für tiefere Erkenntnifs und anderntheils der Staat mit seinen allgemeineren Interessen in den protestantischen Kirchen ein vielseitiges Streben bewahrt. Aber es fehlt doch nicht an Regungen, welche den katholischen Ansprüchen parallel gehen, an kirchlicher Verachtung aller Wissenschaft, die sich frei bewegen will, an kirchlicher Verengerung der Vaterlandsliebe und politischen Tugend, auch bei uns [1]). Bei der eingeleiteten fortgehenden Lösung der Kirche vom Staat wird wahrscheinlich, nach dem oben gezeichneten Naturgesetz der Gesellschaft, das kirchliche Interesse, wo es sich kräftig *erhält*, noch gespannter dem weltlichen gegenüber treten. (Möglich, dafs sich dann neben scharf ausgeprägten Bekenntnifskirchen grofse Religionsgemeinschaften mit weiterem christlichen Glaubensbekenntnifs bilden, die es versuchen, vom überspannten *Dogmatismus* zu dem altkirchlichen liberalen, in sittlicher *Beziehung* desto strengeren Christenthum zurückzukehren; vielleicht ist aber die Entwicklung auch eine andere und noch weniger zuträgliche, wer kann es wissen?) Genug, wir haben keine Freudigkeit zu der Annahme, es sei bei einer künftigen Gestaltung des Schulregiments der kirchlichen Organisation, will sagen dem greifbaren kirchlichen *establishment*, eine gesetzliche Einwirkung so eingreifender Art zu gestatten, wie Dörpfeld es will.

Die kirchliche Einwirkung soll vielmehr eine sittlich-persönliche, zumeist eine auf persönliche Mitarbeit gegründete sein und nur da mehr werden, wo aus gegenwärtiger materieller Beihülfe der Kirchenglieder zu dem Bestand einer Schulanstalt sich specielle Gründe der Mitregierung ergeben [2]). Vermöge seiner sittlich-persönlichen Bedeutung wird der Pfarrer in seiner Pfarrschule nicht nur in jedem richtig construirten Schulwesen

---

[1]) Ich denke z. B. an einen gewissen Pastor Krafft in Düsseldorf und seine Rede auf dem vorletzten Kirchentage, betreffend die neuere Literatur, ferner an politische Kirchlichkeit, gegen welche der Erlafs des Ober-Kirchenraths vom 15. Januar 1863 gerichtet ist, und Anderes.

[2]) Natürlich mufs jede kirchliche Corporation auf ihre Kosten unter allgemeiner kulturpolizeilicher Aufsicht Schulen jeder Art gründen und leiten dürfen.

zum Vorstande gehören — er ist weder Eins und Alles darin, noch ist er nothwendig Präses des Schulvorstandes —, sondern er wird auch durch seelsorgerliche Arbeit an Lehrern und Schülern, nicht blofs an den Confirmanden, ja durch eigene Lehrthätigkeit sich seine sittliche Einwirkung auf die Schule immer aufs Neue sicher stellen. Denn schon die Klugheit sollte ihn abhalten, sich in diesen Dingen auf gesetzliche Rechte zu steifen.

Wir verfolgen diese Angelegenheiten der Volksschule hier nicht weiter, sondern gehen dazu über, einen Unterschied hervorzuheben. der in der Stellung der höhern Schulen zur Kirche liegt.

Zunächst wiederholen wir zu diesem Ende eine Stelle aus der, auch in der Zeitschrift f. d. GW. angezeigten, Schrift des Herrn Dr. Lattmann: „Ueber die Frage der Concentration“ (Göttingen 1860). In dieser lehrreichen, von Hrn. Pfizner, wie mir scheint, nicht vollständig gewürdigten Schrift heifst es S. 35:

„1) Die Volksschule und die Bürgerschule haben ihren Schülern die allgemeine Bildung in der Art zu geben, wie sie sich um die in den bürgerlichen Berufsarten stehenden Individuen anzusetzen pflegt, die Volksschule mit besonderer Hervorhebung des Christlichen, die Bürgerschule mit besonderer Pflege des Nationalen.

2) Das Gymnasium soll seinen Schülern die allgemeine Bildung in der Art geben, wie sie sich in den durch Wissenschaft ausgebildeten Individuen zu gestalten pflegt.

Wir gehen also aus von der Art der Schüler. Damit gewinnt die Pädagogik sicheren Boden im praktischen Leben; indem aber die Schülerspecies auch wieder weit genug gefafst wird, behält sie Raum genug für ihre idealen Bestrebungen.

Es ist nun für die Pädagogik von grofser Wichtigkeit zu beachten, dafs die Volksschule und das Gymnasium, die beiden alten Schulen, in den Bildungsbedürfnissen der ihnen entsprechenden Berufskategorien eine bestimmtere und abgeschlossenere Grundlage haben, und dafs sie daher sich einfacher, gleichmäfsiger, principieller gestalten lassen. Die Bürgerschule dagegen findet nicht blofs deshalb schwerer eine gleichmäfsige principielle Gestaltung, weil sie erst eine weit jüngere pädagogische Entwicklung ist, sondern weil sie ihrer Natur nach beweglicher und flüssiger ist. Sie bildet sich aus als niedere, mittlere, höhere Bürgerschule. Die niedere Bürgerschule ist eigentlich nur eine städtische Volksschule; es mufs in ihr das Religiöse in derselben Weise dominieren, wie in der Volksschule, und sollte sie deshalb wie diese unter kirchlicher Leitung stehen. In der mittleren Bürgerschule mufs das Christliche und Nationale sich in gleichen Theilen zu einem einheitlichen Principe vereinen; diese Schule sollte also unter der gemeinschaftlichen Leitung der städtischen Geistlichkeit und Obrigkeit stehen. Die höhere Bürgerschule nähert sich dadurch dem Gymnasium, dafs sie das Element der Wissenschaft in einem gewissen Mafse aufnimmt. Es ist bekannt, dafs, je höher die Bildung eines Individuums steigt, desto freier seine Selbstbestimmung in sittlicher und religiöser Hinsicht wird. In

demselben Maſse wird die Schule, je höher sie ist, freier und selbständiger in dem religiösen Elemente. Die „höheren" Schulen sind selbst verantwortlich für ihren christlichen Charakter. Die äuſserliche Concurrenz der Geistlichkeit in der Leitung der Schulen hört also bei den höheren auf" [1]).

Die Schluſssätze, welche sich auf schulregimentliche Wünsche beziehen, sind hier weggeblieben, weil die dabei in Betracht kommenden Theorien dem Hrn. Verf. wohl noch nicht Gegenstand eingehender Untersuchung geworden sind: aber daſs wir berechtigt sind, die höhern Schulen kirchlich anders zu stellen und die Volksschulen mit ihrem Inhalt zu dem kirchlichen Bildungs- und Lebensinhalt in eine engere Verbindung zu bringen, hat sich aus seinen Worten wohl ergeben. Und wir begreifen es auch ohne Rücksicht auf die Geschichte, daſs die Kirche, ihrer Interessen eingedenk und ihrer Sympathie folgend, den Volksschulen vorzugsweise ihren anregenden und behütenden Einfluſs zuzuwenden strebt.

Fahren wir fort, von dem Stande der Gesetzgebung abzusehen, so bemerken wir, daſs nach der Anschauung vom Schulregiment, die Dörpfeld vertritt und zu der ich mich im Ganzen genommen seit Jahren auch bekenne, die höhern Schulen mit einbezogen sind in eine vom Boden der Schulsocietäten aufsteigende, nach Art der Synodalveranstaltungen organisirte Provinzial-Schulverwaltung, die so geartet ist, daſs neben dem Staat auch die Provinzialkirchen — d. h. weder die jetzige Staatskirche noch ein Theil derselben — durch gewählte Mitglieder im Verwaltungsrath dauernd vertreten sind. So gelangt die Kirche, auſserdem daſs sie durch viele ihrer lebendigsten Glieder von den wählenden untern Schulkreisen her persönlich zu Worte kommt, auch als Ganzes der Schule gegenüber zu ihrem Recht, sowohl in sachlichen Dingen wie in Lectionsplänen, Lehrbüchern, Prüfungsordnungen, als auch in Personalien, Anstellungen, Beförderungen und Absetzungen, wobei sie sich natürlich auch öfters in der Lage befinden kann, überstimmt zu werden [2]), je nach der Composition der Räthe. Das Genauere über diese Projecte auszuführen, ist nicht erforderlich.

Vielleicht aber ist es Zeit, auf die bestehenden Zustände und ihre Kritik zurückzukommen. Da ist es mir denn ein Bedürfniſs, eins zu bekennen. Ich habe an 3 Gymnasien die Lehrercollegien kennen gelernt und manche Glieder von andern höhern Schulen; es lag in meinen Verhältnissen, daſs ich von diesen letztern Männern meist solche sprach, die zu der Kirche eine befreundete Stellung einnehmen und doch habe ich in der ganzen Zeit, auch wenn die schreiendsten Bedürfnisse der Schulen zur Sprache ka-

---

[1]) Damit ist zu vergleichen, was Dr. Lattmann in demselben Werke S. 269 ff. sagt.

[2]) Es bleibt dann immer noch ein Protest und sogar eine kirchliche Verurtheilung besonderen Falls übrig, natürlich mit rein kirchlicher Wirkung auf die Verurtheilten.

men, niemals den Wunsch gehört, die Schulen möchten mit dem kirchlichen Institut enger verbunden werden. Will man das erklären, so rathe ich zur Behutsamkeit. Dafs die Gymnasien christlicher würden, war oft unser Wunsch und Streben. Für die Erreichung des Zieles christlicher Gesinnung auf höhern Schulen schien uns aber die Kirche, so lange der Staat die bestehenden Gesetze aufrecht hielt, nichts hergeben zu können, als eine gröfsere Fülle tüchtiger Candidaten. Und die lassen sich bekanntlich bei uns nicht von der Kirche abkommandiren, wie es den Bischöfen der katholischen Kirche und der katholischen Orden möglich ist, sondern sie gehen nach eigenem Willen ihre Wege. Davon weiter unten.

Ich sprach oben von den bestehenden Gesetzen und meinte darunter diejenigen, in welchen der Staat uns auf die christliche Natur der Gymnasien bestimmt hinweist. Da ist z. B. die Aeufserung über den Religions-Unterricht vom 3. Mai 1832, wo es unter Anderm heifst: „Auch ist angeordnet, dafs der Religions-Unterricht in den Gymnasien nur solchen Lehrern übertragen werde, welche von einem lebendigen Glauben an die Wahrheit des Christenthums erfüllt sind"; es wird an demselben Ort die theologische Bildung der Religions-Lehrer durch Anstellung eines fünften Mitgliedes der wissenschaftlichen Prüfungscommissionen für dieses Fach gesichert, die Einführung neuer Religionsbücher von dem geistlichen Ministerium abhängig gemacht [1]). Es heifst ferner daselbst: „An den katholischen Gymnasien in sämmtlichen Provinzen wird der Religions-Unterricht von wirklichen Geistlichen ertheilt. eben dieses ist auch in mehreren evangelischen Gymnasien der Fall. Immer habe ich (d. Minister) Bedenken getragen, diese Einrichtung bei allen evangelischen Gymnasien zu treffen und zu einer allgemeinen zu machen, weil dadurch den Gymnasial-Lehrern das trefflichste Mittel genommen würde, auch sittlich-religiös bildend auf ihre Schüler einzuwirken, in eine innere Seelengemeinschaft mit ihnen zu treten, und so auf ihr ganzes Leben einen segensreichen Einflufs zu gewinnen, selbst davon abgesehen, dafs nicht alle evangelischen Ortsgeistlichen zur Ertheilung dieses Unterrichts geschickt oder geneigt sind, und dafs nicht alle Gymnasien im Stande sind, für den Religions-Unterricht einen besonderen Lehrer geistlichen Standes anzustellen. Endlich sind auch überall von mir die nöthigen Anordnungen getroffen, um in der die Gymnasien besuchenden Jugend nicht nur den christlich religiösen, sondern auch den kirchlichen Sinn zu wecken, und das kirchliche Element zum Bewufstsein zu bringen."

Noch viel bestimmter schützt ein Rescript vom 4. Aug. 1826 (Prov. Brandenburg) das christliche Moment, da heifst es z. B.

---

[1]) Diese Genehmigung wird durch Kabinets-Ordre vom 5. Febr. 1855 den kirchlichen Behörden übertragen oder vielmehr gehört sie nach dem Circular-Erlafs des Evangelischen Oberkirchenraths vom 21. Oct. 1857 No. C. 7 zu dem gemeinschaftlichen Ressort des Ministers der geistl. Angelegenheiten und des Evangel. Oberkirchenraths.

Art. 2: „Es müssen aber auch alle andere erste vormittägige und nachmittägige Lehrstunden mit einem Gebet begonnen, und eben also auch die letzten vormittägigen und nachmittägigen Lehrstunden geschlossen werden. — 3) Wo, wie bei den Censuren, bei der Einführung neuer Lehrer, bei den öffentlichen Prüfungen, bei der Entlassung abgehender Scholaren u. s. w. die Gesammtheit der Schuljugend versammelt ist, darf in keinem Falle die erhebende religiöse Feier fehlen, und ist vielmehr stets mit einer solchen die Handlung zu beginnen. — 4) Wo Pensionate oder Alumnate mit einer Lehranstalt verbunden sind, mufs der Direktor oder Rektor ganz die Stelle des frommen Familienvaters vertreten, und auf regelmäfsige Abhaltung der Morgen- und Abendgebete, Sprechen des Tischgebets u. s. w. halten. Ihm und den Lehrern solcher Anstalten liegt auch insonderheit ob, mit den Zöglingen den öffentlichen Gottesdienst zu besuchen, in Gemeinschaft mit den Konfirmirten das heilige Abendmahl zu geniefsen, und sie auf den würdigen Genufs desselben vorzubereiten. — 5) Aber auch in den andern Lehranstalten, wo eine so genaue Beziehung unter Lehrern und Schülern nicht Statt findet, wird thunlichst auf gemeinschaftlichen Besuch des Gottesdienstes zu halten, und jede hierunter schon bestehende Einrichtung aufrecht zu erhalten sein", ferner Art. 7: „Vor Allem mufs der Lehrer bei dem Religions-Unterricht nicht aus dem Auge verlieren, dafs es dem Staate darum zu thun sei, in den Mitgliedern seiner Schulen Christen zu erziehen, dafs also auch nicht auf eine blofs in der Luft schwebende, alles tiefern Grundes beraubte sogenannte Moralität, sondern auf eine gottesfürchtige, sittliche Gesinnung, welche auf dem Glauben an Christum beruht, hingearbeitet werden müsse." In einem Rescript vom 17. August 1842 wird die Forderung, nur frommen Kandidaten die Religionsstunden auf den Gymnasien anzuvertrauen, wiederholt und auf die Pastoral-Hülfsgesellschaft zu Berlin verwiesen, als welche in der glücklichen Lage sein sollte, eine reiche Auswahl solcher Individuen zur Disposition zu haben.

In der Directoren-Instruction (für Pommern 1. Mai 1829) heifst es §. 3 am Schlufs: „Ueberhaupt wird er (der Dir.) dahin streben, dafs sowohl Lehrer als Lernende Ein Geist durchdringe und belebe, der Geist des Christenthums, der ein Geist der Demuth, der Liebe und Eintracht ist, des emsigen, wahrhaft wissenschaftlichen Fleifses, der reinen Sitte und ungeheuchelten Frömmigkeit, auf dafs die Schule, was sie im ächt christlichen Sinne sein soll, eine Werkstätte des heiligen Geistes werde." Aehnlich in der Directoren-Instruction für die Rheinprovinz (1839) §. V.: „Der Director wird deshalb die Pflege eines christlichen Geistes und Wandels als seine heiligste Pflicht betrachten, zu dem Ende den oder die Religionslehrer mit allen der Schule zu Gebote stehenden Mitteln aufs Kräftigste unterstützen, die Theilnahme der Schüler an dem öffentlichen oder dem besondern Gymnasial-Gottesdienste durch die Lehrer der Anstalt beaufsichtigen und dahin wirken, dafs ein religiöser Charakter das ganze Leben der An-

stalt durchdringe und den Schülern in den Lehrern das Vorbild eines christlich frommen Lebens vorleuchte."

In den Erläuterungen zu der „Unterrichts- und Prüfungs-Ordnung für Realschulen" etc. vom 6. Oct. 1859 heifst es S. 48: „Die Behandlung der evangelischen Heilslehre mufs ihren Ausgang und ihre Begründung immer im Zusammenhange der heiligen Schrift finden und den ethischen Gehalt der Lehre in Bezug auf die kirchliche Gemeinschaft und das innere Leben des Einzelnen fruchtbar zu machen sich angelegen sein lassen. Die confessionellen Unterscheidungslehren müssen besprochen werden, aber von dem Bewufstsein aus, dafs in denselben die kirchliche Grundlehre, der protestantische Lehrbegriff so wenig wie der Inhalt des göttlichen Wortes sich erschöpft..... Der Zusammenhang und Fortgang des Kirchenjahrs [1]) ist den Schülern in lebendiger Erinnerung zu erhalten, die gemeinsamen Andachten zum Beginn und Schlufs der Woche bieten eine geeignete Gelegenheit dar, zu demselben Zweck die Perikopen zu benutzen."

In denselben Erläuterungen wird eine allgemeine Instruction für die Eintheilung und Behandlung des Religions-Unterrichts auf evangelischen oder katholischen höhern Schulen in Aussicht gestellt. Dem Vernehmen nach werden dabei die Organe der Kirche mitbefragt. Wenn die Kämpfe um das Unterrichtsgesetz nicht eingetreten wären, würde diese wünschenswerthe Instruction wohl schon veröffentlicht sein.

Fügen wir noch hinzu, dafs nach der Instruction vom 14. Mai 1829 die General-Superintendenten nach § 6 verpflichtet sind, „ihr Augenmerk auf die religiöse und kirchliche Tendenz der gelehrten Schulen und höhern Bürgerschulen zu richten", dafs in der grofsen Zahl von städtischen Patronaten und Curatorien an Gymnasien und Realschulen immer die Kirche mit vertreten ist, so ergiebt sich nicht blofs eine starke Betonung des christlichen Elements in den höhern Schulen von Seiten der staatlichen Gesetzgebung, sondern auch ein nicht ganz unbedeutender gesetzlicher Einflufs des kirchlichen Instituts der Potenz nach. Man kann auch nicht sagen, dafs der letztere nicht auch actu vorhanden sei. Es soll noch öfters geschehen, dafs eine Berufung zu einer Lehrerstelle durch den Einspruch eines Superintendenten, der an dem kirchlichen Glauben oder der politischen Stellung des Berufenen Anstofs nimmt, verhindert wird. Dafs die Aufsicht der General-Superintendenten über die „religiöse und kirchliche Tendenz" der gelehrten Schulen nicht fleifsiger geübt werde, ist von einem Schulmann noch beim letzten Kirchentage (zu Branden-

[1]) Diese Mitfeier des Kirchenjahrs, durch Geschichte und Kirchenlied ist eben das Wichtigste. Dagegen schreibt mir ein trefflicher, sachkundiger Mann über den Religionsaufsatz der Abiturienten, der in den westlichen Provinzen Preufsens gefordert und von Hrn. Dir. Bouterweck und Hrn. Prof. Jul. Schmidt empfohlen wird, er sei der Ruin alles innerlich anfassenden Religions-Unterrichts. Darüber ein anderes mal mehr.

burg) beklagt worden. Ich glaube nicht, dafs davon viel zu erwarten ist. Wenn die General-Superintendenten bei ihrer grofsen Geschäftslast einmal in die Gymnasien treten, so werden sie sich doch wohl auf die Inspection der Religionsstunden beschränkt sehen. Es ist sicher, dafs sie hierdurch nicht einmal über den Standpunkt des betreffenden Lehrers ein genaues Urtheil gewinnen. Und wenn sie einmal fänden, dem Lehrer sei der Religions-Unterricht durch einen groben Mifsgriff des Directors übertragen, so hälfe es doch nicht, ihm blofs diesen Unterricht zu nehmen (wenn er nämlich christusfeindliche Lehren vortrüge), ein Solcher dürfte überhaupt an dem christlichen Gymnasium nicht unterrichten. Die kirchliche Behörde müfste also, wenn nicht die Disciplinar-Ordnung geändert würde, die Mittel herbeischaffen. einen solchen Mann unter Bedingung sofortigen Abgangs vom Gymnasium mit einer entsprechenden Pension auszustatten. Wobei ich überhaupt wiederholt bemerke, dafs, wenn die Kirche nicht materiell zu den Kosten der Schulen beitragen will, wie sie es ehemals gethan hat, an eine gröfsere kirchliche Einwirkung auf die Staatsschulen schwerlich gedacht werden kann. Das liegt schon in der berechtigten Selbständigkeit des Staats. Alte kirchliche Stiftungsurkunden hervorzusuchen und damit gegen die Staatsschule zu operiren, ist selten auch nur innerlich berechtigt.

Aufserdem liegt in der Aufsicht der General-Superintendenten noch anderes Schwierige. Während der Geistliche als *Inspicient* der Volkschule sich den Kindern und Lehrern gegenüber sicher fühlt und alle in Rede kommenden Beziehungen zu übersehen glaubt, so dafs er gewissermafsen dort heimisch ist, kann das bei der Aufsicht über die höhern Schulen nicht ganz so sein. Der General-Superintendent hat als solcher zu dem Religionslehrer, mag dieser ein früherer Geistlicher oder sonst ein studirter Theologe sein, nicht die Stellung eines schlechthin theologisch Einsichtsvolleren und katechetisch Höhergebildeten. Da man diese kirchliche Stelle nicht allein nach der theologischen Bildung besetzt und die *κυβέρνησις* etwas für sich ist, so kann das Gegentheil der Fall sein und kommt wirklich vor [1]). Darum wird sich diese Art Verkehr am schönsten so gestalten, dafs der Religionslehrer von Seiten der kirchlichen Personen eine wohlwollende Theilnahme und Aufmunterung erfährt. Und das ist freilich hoch anzuschlagen, wie denn der Lehrstand im Ganzen jeden Beweis von wohlwollender Gesinnung seitens der höher gestellten Personen in einer Weise taxirt, die an einen allgemeinen betrübenden Verfall in den Materialismus nicht glauben läfst.

Die Tendenz zur Erweiterung der kirchlichen Rechte an die höhern Schulen geht meist von der Ueberzeugung aus, jene sachliche Befreundung der Schule mit dem Christenthum, wie sie in den citirten Verfügungen etc. geordnet wird, sei in der Wirklich-

[1]) Man vergl. z. B. die würdigen letzten Generalsuperintendenten der Rheinprovinz mit Religionslehrern wie Prof. Diestel in Bonn und Prof. Hülsmann in Duisburg.

keit nicht vorhanden, die Gymnasien seien eben nicht mehr christlich; die Kirche müsse sie als ihr Eigenthum zurückverlangen und sie kirchlich umbilden. Da die Einsicht in das, was eine Kirche ist und leisten soll und in das Wesen der Gymnasien noch ziemlich weit verbreitet ist, so ist jene Meinung nicht gerade häufig. Meist denkt man nur daran, dafs wenigstens einige Gymnasien als christliche Gymnasien katexochen vom Staate gefälligst constituirt und ekklesiastisch eingerichtet werden möchten, ohne Kosten der Kirche, aber unter ihrem Segen und geleitet von den kirchlichen Organen. Man vergleiche einen interessanten Aufsatz aus Huber's Janus 1846 Nr. 40 u. 41, dessen Verfasser an die Würtembergischen Seminarien erinnert und besonders für die zukünftigen Theologen eine Reform des Gymnasialunterrichts und Gymnasiallebens in christlichem Sinne verlangt. Es ist ihm schon entgegengehalten worden, wenn es christlicher sei, das Gute Vielen zu wünschen als nur Wenigen, so sei es natürlich, die tüchtigere wissenschaftliche Bildung und christlichere Erziehung, für welche er Treffliches beibringt, für alle Gymnasiasten zu verlangen, nicht blofs für einen Bruchtheil derselben. Es werden in dem Aufsatz mancherlei Skandala aus dem Verhalten von Lehrern an Gymnasien gegenüber dem Christenthum mitgetheilt, aus denen, wie es scheint, durch Induction geschlossen werden soll, dafs die Gymnasien einem antichristlichen Geist verfallen seien. Aehnliche Dinge sind von einem Gymnasialdirector auf dem Elberfelder Kirchentage 1851 vorgetragen worden, also nicht vor Lehrern, sondern vor einem gemischten Publikum, dem man sonst die etwaigen Blöfsen des eigenen Standes nicht gern zeigt (Verhandlungen S. 23 ff.). Auch sonst sind, wo von Stiftung „christlicher“ Gymnasien die Rede war, die zwei Voraussetzungen gemacht worden: die Gymnasien seien durchgängig nur dem Namen nach christlich, und sie würden durch Verbindung mit dem kirchlichen Organismus wahrhaft christlich werden. Ernstlich sind Beweise für diese Voraussetzungen nie geführt worden, aus gutem Grunde, weil das erste Stück der unvollendbaren Empirie angehört und weil sich besonders Lutheraner nie dazu hergeben können, getauften Schülern und Lehrern in Bausch und Bogen testimonia der Unchristlichkeit zu geben, das zweite Stück nicht, weil man die Consequenzen der Meinung scheut, die Gemeinschaft mit der Kirche bringe in dem Unchristen solche zauberhafte Verwandlung hervor. Dafs aber die Anklagen der Gymnasien auf Unchristlichkeit alle ohne Grund seien, wird kein Kundiger leicht behaupten. Wir laboriren eben an manchen Gebrechen. In Hinsicht des Lernens und Könnens haben wir allen Grund, unsere didactischen Resultate mit Bescheidenheit zu betrachten, und in Bezug auf sittlichen Charakter und Frömmigkeit unserer Zöglinge und unsere Treue in der Hervorbringung dieser Tugenden wollen wir nicht minder uns selbst richten, auf dafs wir nicht gerichtet werden. Haben wir dies gethan, so dürfen wir mit Ruhe auch die nicht entschuldigenden, aber erklärenden Beziehungen hervorheben, die zwischen den Krankheiten der Schule

und den Krankheiten des jedesmaligen socialen Lebens stattfinden. (Vgl. darüber den Aufsatz von Dr. L. Wiese: Ueber die Stiftung neuer christlicher Gymnasien, deutsche Zeitschr. 1851 S. 146 ff., und den Vortrag von Dr. Landfermann auf demselben Kirchentage, Verhandlungen S. 12 ff.)

Was aber die sogenannte practische Frage angeht, wie wir zu bessern Zuständen in Bezug auf den christlichen Character unserer höhern Schulen gelangen, so gestehen wir noch einmal, dafs wir von einer engern Verbindung mit dem Organismus der Kirchen wenig erwarten, ebenso wie wir auch, wie die kirchlichen Angelegenheiten jetzt stehen, keinen Ehrgeiz haben, als Gymnasiallehrer für diesen kirchlichen Organismus etwelche Bedeutung und Privilegien zu haben. Von einem Rechte der Kirche auf die höhern Schulen zu reden, hat entweder nur den Sinn eines dringenden Bedürfnisses, was oft für das Recht genommen wird, oder den Sinn, die gegenwärtige, staatliche Mitvertretung der kirchlichen Interessen gegenüber den höhern Schulen dürfe nicht abgeschwächt werden (etwa durch Zulassung von jüdischen Lehrern u. A.). Hierauf mufs die Kirche und die christliche Schule bestehen, so lange sie kann. Und kann sie es nicht mehr — denn wer kennt die Entwicklung der zukünftigen Gesetzgebung? — dann wird es Zeit sein, an die Stiftung neuer, freier Gymnasien zu denken.

Einige practische Gesichtspunkte möchten wir aber doch auch hervorheben, um diese Arbeit zu einem Abschlufs zu bringen. Es ist gewifs, dafs die Personenfrage die wichtigste ist. Immer wird die erste Sorge die sein, wie bekommen wir zu Directoren und Lehrern christlich feste Charactere? Ein Schritt zu diesem Ziele ist durch eine heilsame Verfügung der Schulbehörde geschehen, als sie den Eintritt der theologischen Candidaten in die Gymnasien erleichterte (10. August 1853). Die betreffende Verfügung hebt mit den Worten an: „Es ist in vieler Beziehung wünschenswerth, für das Lehramt an den Gymnasien Männer zu gewinnen, welche durch gründliche theologische Bildung zur Ertheilung des Religions-Unterrichts befähigt sind, zugleich aber, durch Uebernahme von andern Unterrichtsfächern in die Reihe der ordentlichen Lehrer einzutreten Beruf und Neigung haben.“ In dem Ausdruck „in vieler Beziehung“ steckt auch wohl diese, dafs die bessern Candidaten der Theologie noch am ersten das an sich haben und den Gymnasien (resp. den Realschulen) zuwenden werden, was man eine „kirchliche Erziehung“ nennen könnte und was doch nicht blofs in dem Wissen zur Erscheinung kommt, sondern mindestens in einem durch langen Verkehr mit dem heiligen Gegenstand, persönlichen Umgang mit kirchlich ausgeprägten Persönlichkeiten (den Professoren), in der Regel auch durch einen ernsteren Familiengeist, ausgebildeten Sensorium für die wichtigste Aufgabe der menschlichen Seele, von der ja ihr ewiges Wohl abhängt. Freilich bleiben wir dabei in dem Gebiet der Wahrscheinlichkeit, und es giebt sehr betrübende Ausnahmen

von dieser Voraussetzung [1]). Aber nach meinen Erfahrungen ist dem Gymnasium durch diese Verfügung ein Corps wackerer Lehrer zu Theil geworden.

Auf dem schon mehrfach genannten Elberfelder Kirchentage ist von dem trefflichen Halleschen Theologen, Dr. Julius Müller in derselben Richtung votirt worden. Er sagt: Zuerst möchte ich dringend die Anstellung von Theologen neben Philologen und Naturkundigen und zwar mit völliger Gleichberechtigung als Gymnasiallehrer befürworten. Neben Philologen und Naturkundigen — sage ich, denn wenn man wohl auch in unserer Zeit die Ansicht aussprechen mag, es würde am besten der gesammte Gymnasial-Unterricht wieder an Theologen übertragen, so kann ich dem nicht beistimmen. Es würde nur zu den frühern Uebelständen zurückführen. Die höhere Philologie auf ihrer heutigen Entwicklungsstufe, wie sie zur Gymnasialbildung unserer Jugend erforderlich ist, kann nicht als Nebenstudium des Theologen betrieben werden. Aber das ist zu erreichen, dafs, wie die Naturwissenschaft, so auch die der Theologie gehörenden Fächer, der Religions-Unterricht und das Hebräische als Hauptfächer anerkannt und dafür Theologen angestellt würden [2]).

Man bemerkt in allen diesen Worten den kundigen und billig denkenden Mann. In der That braucht jedes gröfsere Gymnasium mindestens 3—4 sogenannte krasse Philologen, die ihre Zeit weder der Religionslehre, noch der Geschichte mehr als vorübergehend können gewidmet haben [3]). daneben noch einen Philologen, der besonders Geschichte getrieben, einen anderen, der seine Studien bis auf die modernen Sprachen und deren Literaturen fortgeführt hat und einen Lehrer der Mathematik und Physik. Alle übrigen Bedürfnisse können auch von Theologen, die selbst eine gute Gymnasialbildung mitbringen, bestritten werden, das heifst bei fortgesetzten Studien und Nachweis in Prüfungen werden sie von jedem Gymnasium für die Fächer, die noch übrig bleiben, gern aufgenommen werden, so viel ich weifs lieber als Andere. Dafs solche Theologen auch Directoren der höhern Schulen werden, wie sie es früher meist gewesen sind, hat gar kein Bedenken. Sie sind dafür nach den Grundsätzen der Pädagogik *ceteris paribus* geeigneter als Mathematiker, selbst an Realschulen, und da bisher die Directoren von ihren philologischen Col-

[1]) die zum grofsen Theil in unserer sogenannten Studentenfreiheit, zum Theil in der jugendlichen Unreife unserer Abiturienten, zum Theil in ökonomischen und noch allgemeinern Ursachen ihre Erklärung finden. Amerikanische Seminarien haben dafür andere Mängel an ihren Theologen wahrzunehmen.

[2]) Etwas Aehnliches bestand in Preufsen vor 1842 und ist durch die oben erwähnte Verfügung von 1853 zum Theil wieder hergestellt worden.

[3]) Ich meine natürlich in dem gewöhnlichen Triennium. Vielleicht mufs ich hinzufügen, dafs solche Männer dennoch fromme Christen sein können.

legen, wer weifs wie oft, in philologischem Wissen und Können übertroffen wurden, ohne dadurch an Ansehen und Wirksamkeit zu verlieren, so wird auch ferner für diesen Posten viel mehr auf Zuverlässigkeit und Verwaltungsgeschick als auf philologische Akribie gesehen werden dürfen. Allerdings mufs dieses Nachlassen seine Grenzen haben, um der Ehre der Anstalt willen und um nicht die wissenschaftliche Gediegenheit der specifischen Unterrichtsresultate zu gefährden, womit nach allen Seiten hin natürlich ein Verfall einträte.

Es liefse sich noch mancherlei wünschen, um den Gymnasien christliche Anregungen in gröfserer Zahl zuzuführen. Das Meiste aber entzieht sich aller Veranstaltung; Anderes scheitert an der mangelhaften Ausstattung der protestantischen Kirche in Beziehung auf Personen und Mittel, so z. B. vorgeschlagene Schulorden auf protestantischem Boden, die auch sonst ihre Bedenken haben. Ueberlegt man die vielfach hervortretende Gedrücktheit der Kirche und das Mifsverhältnifs zwischen ihren an sich berechtigten Wünschen und den kargen Mitteln, die sie zu ihrer Verwirklichung verwenden kann, so wird man auch von dieser Seite auf die Alternative geführt, entweder eine freiere und wahrere Stellung der Kirche zum Staate zu erstreben, nach der Art Vinets, nur etwas ins Germanische übersetzt, oder der Hypothese Rothes sich anzuschliefsen, dafs die kirchliche Stufe des Christenthums schon eigentlich hinter uns liege und der Staat im Begriffe sei, die Kirche in sich zu absorbiren und als christlich-sittliche Gemeinschaft auch das religiöse Bedürfnifs zu befriedigen. Mich zieht es zur ersten Annahme so stark hin, dafs ich kaum in der Lage zu sein glaube, die andere Meinung nur günstig genug auszudrücken. Doch das ist für diesmal auch unnöthig. Die Schule ist einmal ein dienendes Institut, abhängig von den jedesmal die Zeit bewegenden Kräften, zu deren fortwirkender Reihe sie selbst einen für den Einzelnen bedeutenden, für das Ganze unmerklichen Beitrag liefert. Wenn wir in der Arbeit für die Erziehung nur wie gute Haushalter wirken, von denen nach dem Worte Pauli gerade Treue verlangt wird, so wird ein Anderer den complicirten Gang der Cultur schon so leiten, dafs wir endlich unsere Lust daran sehen.

Berlin. W. Hollenberg.

II.

Ueber das Dämonium des Socrates bei Xenophon und Plato.

Socrates ist ein Character aus einem Stück, er ist Persönlichkeit, in einem viel prägnanteren Sinne als ein Aristides, ein Themistocles, ein Pericles; Tugend ist ihm Wissenschaft. Mit diesen Sätzen leitet C. R. Volquardsen seine interessante Schrift ein: Das Dämonium des Socrates und seine Interpreten. Kiel, 1862. Und in der That bieten sie den einzig richtigen Gesichtspunkt, von dem aus die Frage über das Dämonium anzugreifen und, soweit diefs unsere Quellen möglich machen, zu erledigen ist. Denn das Dämonium ist ein Theil der Theologie des Socrates und diese mufs nothwendig in allen ihren Theilen mit der Doctrin seiner sittlichen Grundsätze zusammenstimmen. Ist nun seine Sittlichkeit eine ἐπιστήμη und wird durch diese sein Thun geleitet und bestimmt, so folgt daraus, dafs die Stimme, als welche er sein Dämonium bezeichnet, als mit seiner Erkenntnifs identisch oder doch wenigstens zu ihr in engster, nothwendiger Beziehung stehend gedacht werden mufs. Wenn ihn also das Dämonium (nach Xenophon) abhält, sich so, wie es herkömmlich war, vor den Richtern zu vertheidigen, oder wenn es (nach Plato) die Ablehnung einer solchen Vertheidigung billigt, so ist das entweder ein unmittelbarer Act der Erkenntnifs oder dieser Act wird mittelbar durch das Dämonium hervorgerufen. Das Erstere anzunehmen verbietet unser Glaube an die Wahrhaftigkeit des Socrates, der sich auf die Einwirkung der Gottheit nicht berufen konnte, wenn er sich derselben in seinem Innersten nicht fest bewufst gewesen wäre. Wir haben uns also für das Zweite zu entscheiden, d. h. für die durch die dämonische Stimme vermittelte Erkenntnifs. Es fragt sich nun aber, was wir uns unter dieser Stimme eigentlich zu denken haben. Nach Volquardsen S. 61 war sie „dem Socrates **wirklich** ein inneres Orakel, nicht im allegorischen Sinne Hegels, d. h. Socrates hält die warnende Stimme für eine Stimme der wirklichen, die Welt regierenden Gottheit, verlegt also die Entscheidung nicht in sich, sondern aufser sich, freilich nicht im Geiste derer, die mit Herodot aus der Staubwolke bei Eleusis den Gesang Jacchos vernahmen und eine Verkündigung des Sieges bei Salamis erkannten, sondern mehr im Geiste derer, die heute noch eine besondere Zusage, einen besonderen Auftrag vernommen zu haben glauben.“ Diese Ansicht wiederholt er S. 71 noch einmal kürzer mit den Worten: „Wir können nur zu der Annahme, dem Glauben des Socrates, zurückkehren, dafs eine wirkliche göttliche Stimme ihn gewarnt habe.“ Wie Volquardsen von den oben angegebenen Prämissen zu diesem Resultate gelangen konnte, das ist nicht gut einzusehen. Er meint, wenn ich ihn nicht falsch verstehe, der Vorgang sei wirklich ein innerer gewesen, So-

crates habe aber geglaubt, die Stimme komme von aufsen. Auf den Glauben kommt aber hier doch Alles an. Denn wenn Socrates glaubte, d. h. fest überzeugt war, eine Stimme von aufsen warne ihn und sage ihm, ob eine Handlung, die er vorhatte, gut oder böse sei und in diesem Sinne „die Entscheidung aufser sich verlegte", so sprach er sich ja selbst die sittliche Selbstbestimmung und die Freiheit seines Thuns mit seinem sittlichen Bewufstsein ab. Volquardsen verwirft mit Recht das theologische Räsonnement Plutarchs, Tiedemann's, Lasaulx', welche in Socrates zur Erklärung des Dämoniums eine Duplicität des Bewufstseins statuiren oder die Aeufserungen des Dämoniums auf eine fremde Quelle zurückführen, erhebt sich aber doch selbst nicht über die Vorstellung einer solchen Duplicität, indem er neben die sittliche Erkenntnifs eine zweite Macht setzt, die von aufsen, also unabhängig von dieser Erkenntnifs, sein Thun bestimmt und darüber entscheidet. Tiedemann und Lasaulx suchen ihre Auffassung durch Annahme eines temporär ekstatischen oder unwillkührlichen Seelenzustandes in Socrates haltbar zu machen. Wie sollen wir uns aber denken, dafs Socrates mit seinem immer und durchaus klaren und festen Bewufstsein — und so nimmt ihn auch Volquardsen — die göttliche Stimme in dem Glauben vernimmt, sie sei eine wirkliche? Volquardsen ist mit sich selbst, d. h. mit der richtigen Ansicht, dafs Socrates ein Charakter aus einem Stück ist, wie mir scheint, in Widerspruch gerathen, und zwar dadurch, dafs er die dämonische Stimme zu einer Stimme von aufsen her macht. Davon sagt aber Plato (Apol. 31. d.) kein Wort und giebt ebenso wenig als Xenophon zu dieser Annahme irgendwo eine Veranlassung, geschweige denn eine Nöthigung. Einen Beweis dafür liefert auch Volquardsen nicht. Er erklärt vielmehr am Schlufs seiner Abhandlung selbst, das Resultat seiner Untersuchung sei einerseits ein negatives, insofern er nachgewiesen habe, dafs alle versuchten anthropologischen und psychologischen Erklärungen nicht zu halten seien, insofern aber andererseits zugleich ein positives, als demnach nichts übrig bleibe, als zu dem Glauben des Socrates zurückzukehren, dafs eine wirkliche göttliche Stimme ihn gewarnt habe. Aber auch von einer wirklichen Stimme sagt Plato nichts. Vielmehr ist an jener Stelle bei Plato dem Worte *φωνή* ein *τις* beigefügt, welches die Annahme der allegorischen Bedeutung von *φωνή* eher unterstützt, als dafs sie ihr entgegen ist. Ebenso an einer zweiten Stelle, wo von der Stimme die Rede ist, Phaedr. 242. B.: *καί τινα φωνὴν ἔδοξα αὐτόθεν ἀκοῦσαι*. Hier zeigt nicht blofs das *ἔδοξα ἀκοῦσαι*, sondern auch die die ganze Stelle durchziehende Ironie, dafs wir an eine wirkliche Stimme nicht zu denken haben. Nehmen wir hinzu, dafs Plato sonst nirgends das Dämonium als *φωνή* bezeichnet und dafs Xenophon — abgesehen von der unechten Apologie § 12 — der doch an fünf verschiedenen Stellen das Dämonium kürzer oder ausführlicher bespricht, die *φωνή* gar nicht erwähnt, so hat man doch wohl einiges Recht zu der Behauptung, dafs Socrates vor seinen Richtern das, was er sonst

einfach τὸ δαιμόνιον oder σημεῖον τὸ δαιμόνιον oder τὸ τοῦ θεοῦ σημεῖον nennt, absichtlich und gegen seine Gewohnheit durch ein Bild bezeichnet, das jenen eine Vorstellung von der Sache zu geben besonders geeignet war. Haben wir also die dämonische Stimme nur allegorisch zu verstehen, d. h. als eine energische, innere, nur durch die Gottheit vermittelte Regung und Warnung, die den Socrates abhielt, etwas seiner sittlichen Individualität nicht Angemessenes zu thun, z. B. sich zu Bitten und Thränen oder irgend einer Demüthigung, die vor seinem strengen Wahrheits- und Gerechtigkeitsgefühl nicht bestehen konnte, herabzuzulassen, um seine Freisprechung zu bewirken oder τὰ πολιτικὰ πράττειν und sich allem dem zu unterziehen, was ein Volksredner, ein Beamter des Staats anwenden mufste, um seine Stellung zu behaupten oder abtrünnige Freunde (Theaet. 151. A.) wieder in seine Gesellschaft zuzulassen und dergl. mehr; dann läfst sich auch gegen Brandis nichts Wesentliches einwenden, wenn er im Dämonium eine „unmittelbare Aeufserung des Gewissens" sieht, „die Socrates für unmittelbare Erweisung der Gottheit halte." Dagegen macht aber Volquardsen Folgendes geltend: Socrates habe den deutlichsten Begriff vom Wesen des Gewissens im Allgemeinen und bestreite in dieser Beziehung jede besondere Offenbarungsbedürftigkeit. Das zeigten besonders die νόμοι ἄγραφοι Mem. IV, 4, 19; ja er unterscheide die specielle Manifestation des Gewissens als *conscientia praemonens* in der Allegorie „Hercules am Scheidewege": also könne das Dämonium nicht das Gewissen bedeuten. Dieser Schlufs scheint mir nicht richtig und seine Prämissen sind nicht begründet. Denn erstens hat es nach Volquardsens eigener Ansicht — er begründet sie eben in der genannten Abhandlung — die dämonische Stimme nur mit Bedenken sittlicher Art zu thun. Diese Stimme nimmt Volquardsen für eine wirkliche, von der sich Socrates gewarnt glaube. Nach dieser Auffassung, sollte man meinen, supponirt gerade Volquardsen dem Socrates den Glauben an eine „besondere Offenbarungsbedürftigkeit" für sein sittliches Thun, da er ihn ja „die Entscheidung nicht in sich, sondern aufser sich verlegen" läfst. Allein auch wenn wir die Stimme als eine innere, d. h. als eine durch die Gottheit vermittelte Regung nehmen, der sich Socrates bewufst war, so bleibt doch immer die Einwirkung der Gottheit als vom Socrates postulirt, d. h. also eine gewisse Offenbarungsbedürftigkeit als Thatsache übrig. Zweitens die νόμοι ἄγραφοι, wie sie Socrates an der angeführten Stelle schildert, sind allgemeine, in der realen mehr als der sittlichen Natur der Dinge begründete Satzungen, die, will man sie in den Bereich dessen ziehen, was wir unter Gewissen verstehen, sich zum socratischen Dämonium verhalten wie das Allgemeine zum Besonderen, Individuellen. Das Allgemeine, das Socrates Mem. IV, 3, 12—14 im Princip jedem Anderen zugesteht, in Socrates individuell entwickelt und gestaltet: das ist das socratische Dämonium. Dafs er selbst es, wie es einmal in ihm ist und wirkt, als etwas ihm Eigenthümliches fafst, bezeugen alle Stellen, die davon handeln.

Die Dichtung des Prodicus endlich scheint mir mit dem Gewissen gar nichts zu thun zu haben. Dort handelt es sich nicht um einen oder einzelne Acte des Gewissens, sondern um die gesammte ethische Bildung als höchste Aufgabe menschlichen Strebens. Von diesen Gesichtspunkten aus läfst sich also gegen die Erklärung des Dämoniums als Gewissen nichts Begründetes einwenden. Aber etwas Anderes kann man daran aussetzen: Der Begriff Gewissen ist zu weit, auch dann noch, wenn wir daran nur die eine Seite festhalten und das socratische Dämonium als *conscientia praemonens* definiren wollen. Diefs dürfen wir daraus folgern, dafs sich Socrates nicht in allen Fällen, wo er eine ungerechte, unsittliche Handlungsweise ablehnt, auf das Dämonium beruft, z. B. nicht in dem Procefs der zehn Feldherrn nach dem Sieg bei den Arginusen, ferner als ihn die Dreifsig zwingen wollten, den Leon von Salamis herbeizuführen, drittens da Crito ihn überreden wollte, sich seiner Haft zu entziehen. Wo sich das Dämonium geltend macht, da handelt sich's vielmehr um Dinge, die nicht einfach gegen das Gesetz verstofsen, sondern von seinen Mitbürgern in der Ordnung befunden, sogar erwartet und gefordert werden, gegen die sich aber das feinere und individuell entwickelte sittliche Gefühl des Socrates sträubt. Somit ist das socratische Dämonium nicht im Allgemeinen als „Gewissen", sondern als „die feine, in Socrates individuell ausgebildete Stimme des Gewissens" zu definiren.

Den Beweis für diese Definition im Einzelnen zu begründen habe ich in einem Anhange zur dritten Auflage meiner Bearbeitung der Memorabilien versucht. Dabei habe ich als die beiden einzigen Gewährsmänner, die in dieser Sache als zuverlässig gelten dürfen, ebenso wie Volquardsen, nur Xenophon und Plato anerkannt. Jedoch nennt Volquardsen Plato's Apologie die reinere Quelle; was Xenophon als Thatsache melde, dürfe man, meint er, zwar nicht bezweifeln, ebenso nicht was er als ausgesprochene Aeufserung, Ansicht und Beweisführung berichte: doch fänden sich bei ihm Widersprüche, Entstellungen und Mifsverständnisse. Wenn nun dieser Tadel begründet wäre, dann wäre es doch mit der Glaubwürdigkeit Xenophons als Grundlage für eine Untersuchung des in Rede stehenden Gegenstandes mifslich bestellt. Es scheint daher der Mühe werth, denselben etwas eingehend zu prüfen.

Alles was Volquardsen in dieser Beziehung auszusetzen hat, führt er auf folgende vier Punkte zurück:

Erstens habe Xenophon die Quelle des Dämoniums nicht bestimmt aufgefafst; er beziehe dasselbe, als Quelle der dämonischen Stimme, falsch auf die bestimmten Volksgötter.

Zweitens habe er das Object verwechselt; es sei ein Fehler, unmittelbare positive Rathschläge für Socrates selbst und für Fremde auf das Dämonium zurückzuführen. Ein zweiter Fehler sei es, Rathschläge in Bezug auf äufseren Erfolg, Nutzen etc. ihm zuzuschreiben. Dagegen habe er gar nicht bemerkt, welche Beziehung die dämonische Stimme vom Knabenalter an zu des So-

crates Dienst als Lehrer, Erwecker des Bewufstseins etc. gehabt habe.

Drittens sei in Bezug auf den Modus des Bewufstseins der Gesichtspunkt ein falscher. Denn Xen. fasse den Socrates nur als gewöhnlichen *μάντις*, bei Plato aber glaube Socrates zu dem Zustande eines seiner selbst nicht gewissen, aufser sich seienden Bewufstseins der Seher den entschiedensten Gegensatz zu bilden; er sei der seiner Entschlüsse sich Bewufste, der Wissende.

Viertens endlich habe Xenophon auch das Mittel falsch aufgefafst. Denn es scheine, als ob er bei Socrates, wenn das Dämonium auftrete, jedesmal sinnliche Zeichen, wenn auch eigenster Art, voraussetze, was den Angaben widerstreite, in denen Socrates die Merkmale seines Dämoniums bezeichne. Der Glaube an dasselbe beruhe ja auf seiner Lehre von einem amorphischen Gott (Mem. IV, 3, 13).

Was den ersten Punkt anlangt, so wird die Quelle des Dämoniums von Plato nicht bestimmter angegeben als von Xenophon. Ein *δαιμόνιον*, ein *θεῖον* ist es bei diesem wie bei jenem. Wenn auch Krische ganz recht behauptet, bei Xenophon sei es nicht *divinum signum* wie bei Plato (Apol. 40. B. 41. D. Rep. p. 496), sondern persönlich zu fassen (Mem. I, 1, 4. vergl. IV, 3, 14 f.), so ist es doch für die Frage nach der Quelle, wie Volquardsen S. 9 selbst einräumt, ganz irrelevant, ob man das Dämonium als *ὁ θεός* oder als *σημεῖον τοῦ θεοῦ* auffafst. Bei Xenophon ist es der Gott, der das Zeichen giebt, bei Plato das Zeichen, das der Gott giebt. Die Quelle ist doch bei beiden *ὁ θεός*. Es fragt sich nur: wer ist dieser *θεός*? Volquardsen sagt: an den delphischen Gott darf man nicht denken, noch an sonst einen der bestimmten Volksgötter, vielmehr ist der Allgott die Quelle des Dämoniums, von dem Xenophon IV, 3, 13 spricht. Hier aber wird ja eben *ὁ τὸν ὅλον κόσμον συντάττων τε καὶ συνέχων* (*θεός*) von den *ἄλλοι θεοί*, d. i. eben von den „bestimmten Volksgöttern" ganz bestimmt unterschieden. Eben diesen Allgott sucht an dieser Stelle Socrates dem Euthydemus lediglich deshalb begreiflich zu machen, weil dieser soeben durch eine verkehrte Anspielung auf das Dämonium gezeigt hat, dafs er ebenso wenig von diesem als von der Natur der Götter überhaupt einen rechten Begriff hat. Ganz ähnlich begegnet er einer mifsverständlichen oder spöttischen Bemerkung über das Dämonium, welche Aristodemus I, 4, 15 macht, mit einer Belehrung über die *ἐν παντὶ φρόνησις* (p. 17) und das unsichtbare und doch überall gegenwärtige und überall wirkende Wesen *τοῦ θείου* (§. 18). An beiden Stellen tritt die Beziehung des Dämoniums zu jener von Socrates zuerst mit solcher Bestimmtheit gelehrten, Alles umfassenden und mit ihrer *φρόνησις* durchdringenden und auch den Menschen sich offenbarenden Gottheit zu deutlich hervor, als dafs man zweifeln könnte, dafs diese als die Quelle bezeichnet werden soll, aus welcher jenes herzuleiten sei. Sie sind uns also um so wichtiger, als sich bei Plato keine Stelle findet, die uns die Beziehung des Dämoniums zu jener Gottheit so nahe bringt,

da es bei ihm überall als etwas ganz Unvermitteltes, Räthselhaftes auftritt. Allein Volquardsen findet, dafs Xenophon in dem, was er I, 1, 3 ff. über das Dämonium sagt, dieser richtigen Ansicht über die Quelle desselben selbst widerspreche, indem daselbst das Dämonium mit den „bestimmten Volksgöttern“ confundirt werde. Dafs diefs nicht der Fall ist, glaube ich, wird aus dem hervorgehen, was ich an dem genannten anderen Orte über Sinn und Zusammenhang dieser Stelle ausgeführt habe. Hier möge nur erwähnt werden, dafs, sollte Volquardsen Recht haben, es §. 4 statt *τὸ δαιμόνιον γὰρ ἔφη σημαίνειν* vielmehr heifsen müfste: *τοὺς θεοὺς γὰρ ἔφη σημαίνειν*. Denn unter *τοὺς θεούς* wäre ja das Dämonium, wie es Xenophon nach Volquardsen's Meinung auffassen soll, mit einbegriffen. Es ist aber klar, dafs *τὸ δαιμόνιον — σημαίνειν* gerade im Gegensatz zu den vorhergehenden Worten *τοὺς θεοὺς — σημαίνειν* gesagt ist. Der Gedanke der Stelle ist: das Volk glaubt im Grunde auch, die Weisung komme ihm von den Göttern, so wie Socrates überzeugt war, sie komme ihm von seinem Dämonium. Xenophon widerspricht sich also in Betreff der Quelle des Dämoniums keinesweges und giebt uns darüber bestimmtere Andeutungen als Plato.

Zweitens soll Xenophon das Dämonium als unmittelbar positive Rathschläge gebend darstellen. Die vielbesprochene Differenz zwischen Xenophon und Plato in diesem Punkte ist aber, wie jetzt allgemein anerkannt wird, nur eine scheinbare. Volquardsen selbst ist S. 11 f. damit einverstanden, wenn er sagt: „Socrates gehorcht nicht blofs der abmahnenden Stimme, er überlegt auch sofort, was das zu bedeuten habe und was er dann thun solle“. — „So ist ihm also die ursprünglich abhaltende Stimme ein ganz positiver Befehl geworden“. Aus der bei Xenophon stehenden Formel *προσημαίνει τὰ μὲν ποιεῖν, τὰ δὲ μὴ ποιεῖν* oder *ἃ χρὴ ποιεῖν καὶ ἃ μή* (Mem. I, 1, 4; 4, 15. IV, 3, 12; 8, 1) dürfen wir wohl schliefsen, dafs Socrates gerade mit diesen Worten die Wirksamkeit seines Dämoniums zu bezeichnen pflegte. Dagegen finden wir auch bei Xenophon *προτρέπειν* nur von der gewöhnlichen Mantik, nirgends vom Dämonium gebraucht. Mem. I, 1, 4 steht beides nebeneinander, von der Volksmantik *ἀποτρέπεσθαί τε καὶ προτρέπεσθαι*, vom Dämonium *τὰ μὲν ποιεῖν, τὰ δὲ μὴ ποιεῖν — προσημαίνοντος*. Die Sache stellt sich also wohl so: bei Plato bedient sich Socrates des strengeren, correcteren Ausdrucks *ἀεὶ ἀποτρέπει —, προτρέπει δὲ οὔποτε*, Xenophon bezeichnet die Sache, wie er den Socrates gewöhnlich darüber reden hörte. Demnach ist uns das Zeugnifs des Letzteren über diesen Punkt ebenso wichtig als das des Ersteren. — Ferner, meint Volquardsen, werden bei Xenophon die von Socrates auf Grund des Dämoniums gegebenen Rathschläge auf äufseren Erfolg bezogen. Aus I, 1, 4 wird diefs aber ohne Noth gefolgert. Nichts hindert bei den Worten *καὶ πολλοῖς τῶν ξυνόντων προηγόρευε τὰ μὲν ποιεῖν, τὰ δὲ μὴ ποιεῖν ὡς τοῦ δαιμονίου προσημαίνοντος* an Handlungen zu denken, bei denen

es sich um die sittliche Berechtigung entweder allein oder doch zugleich mit handelte. Denen, die ihm folgten, heifst es da weiter, frommte es, die, welche ihm nicht folgten, bereuten es. Das Frommen und das Bereuen kann eintreten, wo es sich nur um den äufseren Erfolg handelt, gewifs aber auch, wo nur sittliche Principien in Frage kommen, oder auch wo beides zusammen stattfindet. Zu der Annahme Volquardsens nöthigen auch nicht die folgenden Worte. Denn als *ἠλίθιος* und *ἀλαζών* würde sich Socrates nicht weniger gezeigt haben, wenn der Erfolg in sittlicher, als wenn er in practischer Beziehung der Vorhersage nicht entsprochen hätte. Von §. 6 an ist aber nicht mehr vom Dämonium, sondern von der gewöhnlichen Mantik die Rede, und erst da spricht Xenophon von der Ungewifsheit äufseren Erfolgs. Ebenso wenig beweisen für Volquardsens Meinung die Argumente, mit denen Xenophon IV, 8, 1 die Ansicht derer zu widerlegen sucht, welche das Schweigen des Dämoniums, das den Erfolg der Todesstrafe nicht vorhergesagt habe, als Beweis betrachten, es habe den Socrates getäuscht. Volquardsen meint wohl, Xenophon hätte einfach erwidern sollen: die Leute irren sich; denn die Hinrichtung des Socrates war ein äufseres Ereignifs, ein äufserer Erfolg seines Verhaltens beim Procefs, mit solchem aber hat das Dämonium nichts zu schaffen. Wie stellt sich nun aber die Sache bei Plato? Da heifst es p. 40. B: Bei allem, was ich während meines Processes gethan und gesagt habe, trat mir nirgends das Dämonium entgegen und hat mich also nicht gehindert, jetzt in den Tod zu gehen, und zwar deshalb nicht, weil der Tod ein *ἀγαθόν* ist. Er ist nämlich ein *ἀγαθόν*; denn entweder ist er ein bewufstloser Zustand, wie ein Schlaf, oder er ist eine Uebersiedelung an einen glücklicheren Ort. Also ein *ἀγαθόν* (wofür gleich darauf zweimal *κέρδος* eintritt) ist der Tod auch dann, wenn er nur ein bewufstloser Zustand ist. Folglich versteht hier Socrates — von dem Volquardsen S. 14 behauptet, er kenne „kein wahres *ἀγαθόν* als das sittliche" — unter *ἀγαθόν* nicht ein sittliches Gut, sondern einen äufseren Erfolg. Damit stimmt auch überein p. 41. D: *ἀλλά μοι δῆλόν ἐστι τοῦτο, ὅτι ἤδη τεθνάναι καὶ ἀπηλλάχθαι πραγμάτων βέλτιον ἦν μοι· διὰ τοῦτο καὶ ἐμὲ οὐδαμοῦ ἀπέτρεψε τὸ σημεῖον.* Es war ihm also klar, es sei besser für ihn, jetzt zu sterben und von den Beschwerden (des Lebens doch wohl und auch des Greisenalters) befreit zu werden: deshalb, meinte er, habe ihn auch das Dämonium von dem Verhalten, das er bei dem Procefs beobachtet, nicht abgehalten. Was sagt nun Xenophon anders als Plato, wenn er geltend macht, das Dämonium habe den Socrates nicht gewarnt, weil der Tod in so hohem Alter für ihn kein Unglück, sondern ein Glück gewesen? Die sittliche Seite seines Sterbens hebt Socrates auch bei Plato nicht direct, nicht ausdrücklich hervor. Das Sittliche der That tritt uns erst entgegen, wenn wir was Socrates p. 38. D als Grund angiebt, weshalb er es verschmähe, sich in der herkömmlichen Weise zu vertheidigen, mit der Erwähnung des Dämoniums p. 40. B, das ihn von der *πρᾶ-*

ξις, die ihm jetzt den Tod bereite, nicht abgehalten habe, combiniren. Derselbe Sinn ist aber bei Xenophon nicht weniger klar. Wir lesen IV, 8, 3, es könne keinen Tod geben, der *καλλίων* und *θεοφιλέστερος* sei als der, den Socrates gestorben. Ein so schöner, gottgeliebter Tod, da er ein freiwilliger ist, muſs nothwendig auch ein sittlich schöner sein. Diesen abzuwenden hatte das Dämonium, als eine sittliche Macht, keine Ursache. Diese Auffassung haben Xenophon und Plato gemein. Wenn beide zugleich die Befreiung von den Beschwerden des Alters geltend machen — Xenophon spricht übrigens (§. 1 u. §. 8) vorzugsweise von der Abschwächung des Geistes, die doch auch auf den ethischen Zustand wirkt —, so geschieht dadurch der sittlichen Bedeutung des den Tod nicht verhindernden Dämoniums kein Abbruch. Denn der sittlichste Mensch darf sich bei sittlicher That zugleich eines äuſseren Erfolgs erfreuen, wenn dieser mit der Sittlichkeit selbst nicht im Widerspruch steht. — Auch daſs Socrates „Fremden" auf Grund des Dämoniums Rathschläge ertheilt haben soll, sieht Volquardsen als ein Miſsverständniſs Xenophon's an. Nach Mem. I, 1, 4 gab aber Socrates nicht jedwedem Fremden, sondern nur seinen Vertrauten (*πολλοῖς τῶν ξυνόντων*) Rath nach Weisung der dämonischen Stimme. Daſs diese aber sich auch dann in Socrates regte, wenn einer seiner Freunde etwas dem sittlichen Gefühle jenes Widerstrebendes zu thun im Begriff war, erklärt sich psychologisch nicht schwer, wenn man bedenkt, daſs Sokrates seine Freunde gründlich studirte und genau kannte (IV, 1, 2; 7, 1), da er ja das *ἐξετάζειν* und *ἐλέγχειν* als seinen von Gott ihm auferlegten Beruf ansah, der Freund aber für das unsittliche Thun des Freundes, um das er weiſs, mit verantwortlich ist. Auch in diesem Falle also war die Stimme, die sich vernehmen lieſs, nur eine Aeuſserung des sittlichen Bewuſstseins in Socrates. Uebrigens spricht Xenophon von der Sache als von einem vielfach (*πολλοῖς*) vorgekommenen Factum mit solcher Bestimmtheit, daſs ein Widerspruch dagegen dann um so weniger aufrecht erhalten werden kann, wenn man, wie Volquardsen selbst, erklärt, was Xenophon als Thatsache berichte, das dürfe man nicht bezweifeln. — Endlich macht es Volquardsen unter No. 2 Xenophon zum Vorwurf, er habe nicht erkannt, welche Beziehung die dämonische Stimme in Socrates vom Knabenalter an zu seinem Dienst als Lehrer gehabt habe. Allerdings finden wir bei Xenophon nichts davon, daſs das Dämonium den Socrates zum Lehrer berufen habe, und im zweiten Capitel des ersten Buchs der Memorabilien, wo er den Socrates gegen die Anklage, er verderbe als Lehrer die Jugend, so ausführlich und eingehend vertheidigt, hätte er dazu alle Veranlassung gehabt, wenn er davon überhaupt gewuſst hätte. Er hat aber nicht davon gewuſst, und zwar aus demselben Grunde nicht, aus welchem Plato nichts davon weiſs. Denn daſs dieser den Lehrerberuf des Socrates vom Dämonium herleite, läſst sich aus keiner einzigen Stelle desselben beweisen. Volquardsen (S. 12) sieht den Beweis dafür in den Stellen der Apologie, an welchen

Socrates von seiner *λατρεία τοῦ θεοῦ* (p. 23. C) spricht und von seiner Pflicht, nach dem Willen der Gottheit die Menschen zu prüfen und zu lehren (p. 23. B. 28. E. 33 C.). Dieser *θεός* ist aber zunächst der delphische Apollo, dessen Ausspruch, Niemand sei weiser als Socrates (p. 21. A), den Socrates getrieben hat, Staatsmänner, Dichter u. s. w. zu prüfen, worin und wie weit sie weise sind, um sich darüber klar zu werden, was der Gott mit jenem Ausspruch sagen wolle. Wenn man nun auch die Stimme des delphischen Gottes allgemein als die der Gottheit verstehen darf, die durch das Orakel ihren Willen kund thut, so berechtigt diefs uns doch nicht, mit Volquardsen diesen Gott oder den „Allgott", weil man ihn als die Quelle des Dämoniums ansehen kann, mit letzterem selbst zu identificiren. Wenn Zeller II, 67 gegen diese Ansicht geltend macht, dafs von dem Dämonium immer nur einzelne Handlungen abgeleitet werden, so scheint mir das nicht recht Stich zu halten, da doch die Mahnung, sich nicht mit Staatsgeschäften abzugeben (Apol. p. 31. D), auch nicht auf eine einzelne Handlung geht. Dafs aber an den genannten Stellen der Apologie nicht an das Dämonium zu denken ist, geht wohl entschieden daraus hervor, dafs in dieser Schrift vom Dämonium zum ersten Mal p. 31. D ausdrücklich gesprochen wird, und zwar in so bedeutender Einkleidung, dafs man deutlich sieht, es ist hier von Etwas die Rede, was bis dahin Socrates vor seinen Richtern noch in keiner Weise berührt hat. Demnach kann p. 23. B und 28. E sicherlich unter *θεός* nicht das Dämonium verstanden werden. Ganz besonderen Nachdruck legt aber Volquardsen auf die Stelle p. 33. C: *ἐμοὶ δὲ τοῦτο, ὡς ἐγώ φημι, προςτέτακται ὑπὸ τοῦ θεοῦ πράττειν καὶ ἐκ μαντείων καὶ ἐξ ἐνυπνίων καὶ παντὶ τρόπῳ, ᾧπερ τίς ποτε καὶ ἄλλη θεία μοῖρα ἀνθρώπῳ καὶ ὁτιοῦν προσέταξε πράττειν*, indem er hier durch *ἐκ μαντείων* und noch bestimmter durch *παντὶ τρόπῳ* das Dämonium angedeutet findet. Allein diese Deutung lassen die darauf folgenden Worte *ᾧπερ τίς ποτε* und besonders *ἀνθρώπῳ καὶ ὁτιοῦν* nicht zu, da sie zeigen, es ist hier von jeder Art von Mantik, wie sie jedem beliebigen Menschen zu Gebote steht, die Rede, nicht aber vom Dämonium, das Socrates wiederholt als eine ihm ganz eigenthümliche Mantik selbst bezeichnet. Noch viel weniger kann man Volquardsen darin beistimmen, dafs er diese Stelle als auf p. 31. D bezogen auffafst, wo gesagt ist, das Dämonium habe den Socrates abgemahnt, *τὰ πολιτικὰ πράττειν*. Mit diesem Verbot sei nämlich implicite zugleich jenes *ἐξετάζειν καὶ ἐλέγχειν* geboten, und auf dieses Gebot werde p. 33. C Bezug genommen, folglich sei hier unter *θεός* das Dämonium zu verstehen. Dieses Räsonnement wäre nur dann richtig, wenn es sich bei jenem Verbote um eine einfache Alternative handelte, bei welcher die Negation des Einen zugleich die Affirmation des Anderen wäre. Allein, wenn das Dämonium dem Socrates verbot, sich mit Staatsgeschäften abzugeben, so folgt daraus noch nicht, dafs er ein Prüfer, Erwecker, Lehrer seiner Mitbürger werden mufste: er konnte sich ja in Folge die-

ser Mahnung begnügen, nur ein zurückgezogenes, stilles Leben zu führen oder irgend einen Beruf zu wählen, der mit Politik nichts zu thun hatte. Daraus ergiebt sich, dafs an den angeführten Stellen nicht vom Dämonium die Rede ist. Es wird in der Apologie nur zweimal und zwar mit Emphase besprochen und wird auch sonst nirgends einfach durch *θεός* bezeichnet, wenn nicht das Wort *δαιμόνιον* oder statt dessen *τὸ τοῦ θεοῦ σημεῖον* vorhergegangen ist, wie z. B. Mem. IV, 8, 6. Plat. Apol. 40. B. Seinen Beruf als Philosoph und Lehrer führt Socrates, wie Zeller II, 67 mit Recht feststellt, in der Apologie ebenso wie im Theaetet p. 150. C (*μαιεύεσθαί με ὁ θεὸς ἀναγκάζει*) auf die Gottheit im Allgemeinen zurück. Also auch in dieser Beziehung läfst sich dem Xenophon ein Mifsverständnifs des Dämoniums aus Plato nicht nachweisen.

Wenn drittens Volquardsen den Modus des Bewufstseins bei Xenophon einen falschen nennt, so beruht das wieder auf der unrichtigen Erklärung von Mem. I, 1, 3 ff. Wie wir bereits sahen, confundirt Xenophon hier ebenso wenig als anderswo das Dämonium mit der Mantik des Volksglaubens. Dafs er es als etwas dem Socrates Eigenthümliches anerkennt, bezeugen die oben besprochenen Stellen, wo Aristodemus' und Euthydemus' falsche Vorstellungen über das Dämonium berichtigt werden. Das *οὐδὲν καινότερον τῶν ἄλλων* hat nach seiner Beziehung zum Vorhergehenden (*καινὰ δαιμόνια*) den Sinn: das Dämonium war in so fern nichts Neues, als es ebenso wie die bisherige Mantik auf der Voraussetzung und dem Glauben beruhte, dafs sich der Wille der Götter durch Zeichen irgend welcher Art den Menschen offenbart. Denn das beiden Gemeinsame hervorzuheben, darauf kam es hier, wo der Vorwurf, Socrates habe *καινὰ δαιμόνια* eingeführt, zurückzuweisen war, allein an. Auch aus diesen Worten ist also nicht zu folgern, Xenophon fasse den Socrates nur als gewöhnlichen *μάντις*. — Als „den seiner Entschlüsse sich bewufsten und wissenden" und Andere zu solchem Wissen hinführenden finden wir den Socrates auch bei Xenophon überall. Zum Ueberflufs verweise ich auf meine Einl. zu den Mem. §. 17 f.

Viertens endlich soll Xenophon sich das Dämonium mit sinnlichen Zeichen, wenn auch eigenster Art, auftretend vorstellen. Von einem Zeichen spricht aber gerade Xenophon nirgends ausdrücklich, wohl aber Plato, der ein *σημεῖον τοῦ θεοῦ*, ein *δαιμόνιον σημεῖον* öfter erwähnt. Freilich aber ist die Aeufserung des Dämoniums, wie wir es aus beiden Schriftstellern kennen, ohne ein Zeichen gar nicht denkbar. Denn der Act der Kundgebung göttlichen Willens, wenn auch geistiger Art, mufs doch wenigstens für den inneren Sinn fühlbar oder wahrnehmbar gedacht werden. Daher läfst sich auch Mem. I, 1, 4 nur so verstehen: während die Meisten sagen, die Zeichen sprächen zu ihnen, während sie doch wissen, dafs eigentlich die Götter zu ihnen durch die Zeichen sprechen, sagte Socrates einfach, das Dämonium spreche zu ihm durch (ein) Zeichen (*σημαίνειν*). Was das für ein Zeichen ist, darüber lesen wir bei Xenophon gar nichts.

Dafs er es aber nicht als ein sinnliches Zeichen verstanden wissen will, das dürfen wir aus IV, 3, 13 und auch aus I, 4, 15 ff. schliefsen. Denn wenn Socrates dem Euthydemus sagt: dafs ich von meinem Dämonium die Wahrheit gesagt habe, wirst du erkennen, wenn du nicht darauf wartest, dafs du die Gestalten der Götter leibhaftig siehst, sondern mit frommem Sinn auf ihre Werke achtest, so deutet er damit an, das Dämonium äufsere sich nicht durch äufsere, in die Sinne fallende Zeichen. Ebenso belehrt er den Aristodemus: *τὸ θεῖον* (kurz vorher durch *ἡ ἐν παντὶ φρόνησις* bezeichnet) *τοσοῦτον καὶ τοιοῦτόν ἐστιν, ὥστ' ἅμα πάντα ὁρᾶν καὶ πάντα ἀκούειν καὶ πανταχοῦ παρεῖναι καὶ ἅμα πάντων ἐπιμελεῖσθαι αὐτούς*. Also ist *τὸ θεῖον* eine geistige Macht, die für Jeden, der darauf achten will, und für Socrates speciell als *δαιμόνιον*, unsichtbar und ohne sinnliche Zeichen wirkt. Wie wird nun dieses Zeichen bei Plato geschildert, der nach Volquardsen auch hier wieder allein das Richtige geben soll? Gerade Plato nennt dieses Zeichen *φωνή τις*, und Volquardsen versteht darunter eine wirkliche göttliche Stimme, die Socrates zu vernehmen glaubte. Letzterer scheint sich zwar einerseits durch den Zusatz „mehr im Geiste derer, die heute noch eine besondere Zusage, einen besonderen Auftrag vernommen zu haben glauben“ gegen die Annahme, er denke an eine mit dem äufseren Sinne zu vernehmende Stimme, einigermafsen verwahren zu wollen, giebt uns aber andererseits nicht einmal einen Wink, wie wir uns die wirkliche Stimme — die doch unwillkührlich an die Stimme des Orakels erinnert — anders denken können als durch das Ohr vernehmbar, da er ja den Glauben des Socrates an diese Stimme so fafst, dafs er dadurch die Entscheidung aufser sich verlege. Man kann daher Volquardsen schwerlich anders verstehen, als dafs er gerade bei Plato das Dämonium nicht ohne ein sinnliches Zeichen auftreten läfst. Dafs diese Auffassung nicht haltbar, die *φωνή* vielmehr als eine energische innere durch die Gottheit vermittelte Regung zu verstehen ist, wurde oben auseinander gesetzt. Nichts steht im Wege, in demselben Sinne bei Xen. Mem. I, 1, 4 *σημαίνειν* zu nehmen. Dafs durch dieses Wort nicht sinnliche Zeichen, nicht einmal „eigenster Art“ angedeutet sein müssen, bedarf keiner Erörterung.

Uebersehen wir noch einmal das zu den vier Punkten Ausgeführte — und in diesen vier Punkten ist, denke ich, alles zusammengestellt, was irgend wie eine Differenz zwischen Xenophon und Plato in Betreff des Dämoniums aussieht —, so hat sich also ergeben, dafs beide Gewährsmänner in allen wesentlichen Merkmalen des Dämoniums übereinstimmen. Bei beiden ist es göttlichen Ursprungs, ein *δαιμόνιον*, d. h. eine specielle und individuelle Form, in der sich die Gottheit dem Socrates offenbart. Bei beiden stimmt es zwar mit der Mantik des Volks im Grunde darin überein, dafs es durch ein Zeichen den Willen der Gottheit kund thut, ist aber doch dem Volksglauben etwas Fremdes und Unverständliches, weil es eine Gotteserkenntnifs und eine ethische Bildung voraussetzt, durch die Socrates seinen Zeitge-

nossen vorausgeeilt und weit überlegen war. Bei beiden mahnt es ab, und wo es schweigt, läfst es die That zu und redet so indirect auch zu: *προτρέπειν* brauchen davon beide nicht. Beide endlich berichten keine Thatsache blofs äufserer Art oder äufsere Erfolge, in Betreff deren das Dämonium eine Mahnung ertheilt hätte; vielmehr sprechen bei beiden alle Angaben dafür, bei Xenophon wenigstens nirgends dagegen, dafs sich das Dämonium nur da geltend machte, wo es sich um Fragen sittlicher Art handelte. — Nur zwei Punkte, die Volquardsen zwar nicht unter den vermeintlichen Differenzen anführt, weil Xenophon nicht davon spricht, auf die aber doch einiges Gewicht zu legen ist, sind hier noch zu besprechen. Bei Plato findet sich nämlich zur *φωνή* die nähere Bestimmung, sie habe den Socrates von Jugend auf begleitet, Apol. p. 31. D. Durch diese Angabe, meint Volquardsen, wird K. Fr. Hermann widerlegt, der das Dämonium als „innere Stimme des individuellen Taktes" in der Beurtheilung der Menschen versteht; denn ein solcher Takt könne in der Jugend noch nicht vorhanden sein. Dieser Einwurf scheint mir nicht begründet. Entwickeln mufs und kann sich ein solcher Takt schon vom Jünglingsalter an, wenn er im Mannesalter zur Reife kommen soll, und diesen Sinn würde das *ἐκ παιδὸς ἀρξάμενον*, wenn man das Dämonium mit Hermann verstehen wollte, ohne Zweifel geben. Allein die dämonische Stimme wird durch den „individuellen Takt" zu unbestimmt und zu allgemein erklärt; man sieht nicht, was Socrates veranlassen konnte, diesen Takt oder dieses „Vorgefühl über Zuträglichkeit oder Schädlichkeit gewisser Handlungen" so *κατ' ἐξοχήν* ein *θεῖόν τι καὶ δαιμόνιον* zu nennen, während diese Bezeichnung für das, was wir „Gewissen" nennen, in der oben angegebenen Beschränkung besonders passend erscheint. Dieses feinere Gefühl für Sittliches, wenn auch der Entwickelung fähig, war doch ohne Zweifel dem Socrates in Folge seiner tief angelegten ethischen Natur von Jugend auf eigen und konnte daher mit Recht eine *φωνὴ ἐκ παιδὸς ἀρξαμένη* genannt werden. Noch wichtiger für unsere Auffassung erscheint eine andere Angabe, die wir ebenfalls nur bei Plato finden. Apol. 40. A. heifst es nämlich: *ἡ γὰρ εἰωθυῖά μοι μαντικὴ ἡ τοῦ δαιμονίου ἐν μὲν τῷ πρόσθεν χρόνῳ παντὶ πάνυ πυκνὴ ἀεὶ ἦν καὶ πάνυ ἐπὶ σμικροῖς ἐναντιουμένη, εἴ τι μέλλοιμι μὴ ὀρθῶς πράξειν.* Wenn dieses innere Orakel sich bei ganz geringfügigen Veranlassungen vernehmen liefs und wir wollten dabei an einen Takt für Zuträglichkeit oder Schädlichkeit gewisser Handlungen denken, so müfsten wir unter jenen *πάνυ σμικρά* ganz unbedeutende Vorkommenheiten des gewöhnlichen Lebens äufserer Art verstehen, und es würde vollends unbegreiflich sein, wie Socrates ein solches „Vorgefühl" auf eine besondere göttliche und dämonische Einwirkung zurückführen konnte. Nehmen wir aber das Dämonium als eine sittliche Macht, so wird die Veranlassung, die innere Regung von einem göttlichen Ursprung herzuleiten, um so begreiflicher, je geringfügiger die Sache an sich ist, durch welche jene Regung hervorgerufen wird. Bei Kleinigkeiten in Wort und

That (ἐν ἔργῳ — ἐν λόγῳ p. 40. B), wo ein Anderer keinen Anstofs nahm, fühlte sich Socrates zurückgehalten, etwa wo eine kleine Unwahrheit, Vorstellung u. dergl. nahe lag. Die Quelle dieses Gefühls suchte er in der überall gegenwärtigen und überall und also auch in seinem Inneren wirkenden Gottheit. Dafs aber durch diese Auffassung der Fundamentalsatz des Socrates, dafs alle Sittlichkeit ein Wissen ist, nicht erschüttert wird, ist bereits oben angedeutet und im erwähnten Anhang zu den Memorabilien näher ausgeführt.

Der wesentliche Zweck dieses Aufsatzes war, darzuthun, dafs sich bei Plato nichts findet, was den Angaben des Xenophon über das Dämonium des Socrates widerspricht, und dafs erst die Zeugnisse beider zusammen uns in den Stand setzen, diesen bedeutenden und interessanten Zug in dem Charakterbild des wunderbaren Mannes zu verstehen und zu würdigen.

Wittenberg. L. Breitenbach.

III.

Ueber die römischen Personen- und Geschlechts-Eigennamen.

Man hat in neuester Zeit den Namen von Personen und Geschlechtern oder Familien eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt: wir wollen nur an Jakob Grimm, an Pott und Dilthey erinnern [1]). Aus vollem Grunde hat man das gethan. Einmal sind jene Namen auch sprachliche Gebilde, mit verschiedenartigen Formen, und als solche verdienen sie nothwendig die Berücksichtigung der Grammatiker und Lexicographen; sie werden ferner als solche sprachliche Gebilde nach Gemeinsamkeit von Formen unter bestimmte Rubriken gebracht die betreffende Sprache charakterisiren helfen, zeugen von dem Geiste dieser Sprache und folglich auch des Volkes, welches dieselbe redete oder redet. Endlich haben sie eine ursprüngliche Bedeutung: sie bezeichnen, selbst wenn sie substantivischer Gattung sind, gewisse Attribute an den Menschen, nicht selten nach blofser subjectiver Ansicht und Auffassung, und gruppirt man sie unter diesem Gesichtspuncte zu gemeinsamen Klassen, so helfen sie wieder den Geist, die Denkweise, die Sitten, den Charakter eines Volkes bekunden und sind als solche dem Ethnologen von nicht geringem Werthe. Zu geschweigen, dafs eine solche (etymologisch-lexikalische) Behandlung der Namen im Gewöhnlichen und oft dem Verstande ein angenehmes, nicht selten überraschendes Spiel gewährt [2]).

---

[1]) S. auch das Urtheil Ewalds (Lehrbuch der hebr. Grammatik. 5te Bearb. S. 491.

[2]) Vgl. Pott in seinem Werke S. 13: „Richtig ergriffen, wird das

Für die römischen Namen ist bisher weit weniger gesorgt als für die griechischen: für die letzteren haben wir die treffliche Abhandlung von meinem verstorbenen verehrten Lehrer, dem Rector Sturz in Grimma (s. dessen Opuscula Lips. 1825. 8. p. 1—130), und das Wörterbuch von Pape. Von jenen existirt wohl auch eine ziemliche Anzahl von Zusammenstellungen — sie sind verzeichnet theils in Fabricius Bibliographia antiquaria p. 929 (der Hamb. Ausg. v. J. 1760), theils in Meusels Bibliotheca historica Vol. IV. p. II. pag. 342 ff. Lips. 1790), theils von Sturz (a. a. O. pag. 3); allein sie behandeln den Gegenstand zumeist nur einseitig und höchst dürftig: sie drehen sich hauptsächlich blofs herum in der Auseinandersetzung von Praenomen, Nomen, Cognomen und Agnomen, so wie nicht minder die neueste Schrift von Ellendt (Königsb. i. Pr. 1853. S.) und der Artikel Nomen in Pauly's Realencyclopädie.

Im Folgenden ist eine Zusammenstellung versucht worden, nach den beiden verschiedenen Hauptseiten hin, nach welchen sich die Namen betrachten lassen: erstens in Bezug auf die Form, wobei auch die Ableitung und Wortbildung beachtet ist, sodann in Bezug auf die Bedeutung und auf die Dinge und Wörter, woher sie genommen sind.

Der Verf. hat nach möglichster Vollständigkeit gestrebt, soweit solche möglich war, so lange nämlich das Corpus inscriptionum Romanarum noch nicht vollständig erschienen ist.

Freilich müfste bei einer solchen Zusammenstellung auch dem historischen Princip sein Recht geschehen: es wandelt sich nämlich im Laufe der Zeit selbst das Namengeben, und hat sich gewandelt auch bei den Römern. Zuverlässig ist der Personen-Namen bei den einzelnen Individuen im vorhistorischen Zeitalter, aus welchem wir keine Beweise haben, nur die geringste Zahl, nur einer gewesen [1]); in der Königsperiode erscheinen zwei (z. B. Ancus Marcius, Servius Tullius, Junius Brutus u. s. w.); zu den Zeiten der Republik finden wir gewöhnlich drei, die gegen das Ende derselben und im Anfange des Kaiserthums zu vier anwachsen oder gar zu fünf.

Aufserdem ist in Bezug hierauf noch zu bemerken, dafs Rom vom Anfange an Personen und ganze Familien mit deren Namen aus der Fremde aufgenommen hat, und im Verlaufe der Zeit desto mehr, je mehr der Staat an Ausdehnung und die Stadt an Macht und Gröfse wuchs, und je weiter sich der Verkehr der Römer mit den auswärtigen Völkern verbreitete. Daraus, so wie dafs die Römer bald mit der griechischen Sprache, wenigstens theilweise, bekannt geworden, läfst sich erklären, warum so früh römische Namen vorkommen, die auf Hellas hinweisen, z. B. Bam-

---

Studium der Eigennamen Dir vielfach erspriefslichen Lohn bringen, ja selbst als blofse Curiosität genommen, nicht ganz ohne ein oft spafshaftes Interesse sein."

[1]) Vergl. Appian. praef. cap. 13 mit Schweighäuser's Bemerkung Vol. III. pag. 130.

balio Cocles Cotta Philo Philus Nothus Sophus Spinther Spurius [1]) Spurinna Ticinius Thermus Toranius u. a. Je weiter es hinkam, je enger die Verbindung mit den Griechen ward, desto mehr nahm die Zahl der ursprünglich griechischen Namen zu.

So beachtenswerth demzufolge auch das historische Element in dem Falle sein mag, so ist es doch hierbei nicht zu Grunde zu legen, weil es im Ganzen zu wenig durchgreifend gehandhabt werden kann: es sind doch unsere desfallsigen Nachrichten zu dürftig und der einzelnen betreffenden Namen zu wenige. Wir lassen es demnach auf sich beruhen, uns begnügend mit diesen kurzen Andeutungen. Eben so wenig beachten wir den Unterschied zwischen Nomen, Cognomen und Agnomen: er hat für gegenwärtige Untersuchung keinen oder nur einen geringen, theilweisen Werth.

Die persönlichen und Familien-Eigennamen der Römer

A. nach ihrer sprachlichen Form.

Als solche sind sie theils Substantiva schon an und für sich oder substantivische Gebilde, theils Adjectiva an und für sich oder adjectivisch gebildet. Die letzte Gattung ist am reichsten vertreten.

Die Namen der Römer sind also

I. Substantiva, und zwar 1) Substantiva an und für sich, d. h. ohne vorausgegangene Umbildung des Wurzelwortes.

Ala (od.) Ahala (= axilla. Cic.) Ancus Aquila Arbiter Arvina Asina Asellus Atta Aviola Barba Barbula Bestia Bulbus Bursa Buteo Caepe Caligula Capella Caper Caracalla Carbo Caryota Caudex Cento Columella Corculum Cornicen Corvus Costa Cotta Crus Cunctator Cursor Dolabella Faber Falcula Fenestella Fictor Figulus Fimbria Flamen Flamma Frugi Fullo Galba Globulus Gurges Gutta Imbrex Juvencus Laena Lamia Latro Locusta Lupercus Lupus Lusco Mammula Marmora Massa Merenda Mergus Mulio Muraena Murcus Mus Mustela Nepos Nero Nucula Ocellus Ofella Orata Orca Oricula Ovicula Palma Panthera Pecuniola Pera Piso Pictor Pinna Praeco Pulvillus Ravilla Regillus Regulus Rex Sacerdos Sacrovir Sagitta Salinator Saxa Saxula

---

[1]) Spurius Lucretius hat der Vater der Lucretia geheifsen; also ist schon zu Tarquinius Superbus' Zeit der Name in Rom gäng und gäbe gewesen. Ja, er kommt schon im mythischen Zeitalter vor. S. Plutarch. Numa 7. Offenbar stammt er von *σπόρος*, *σπείρω*. Aber selbst im Alt-Griechischen gibt es, soweit wir es kennen, kein *σπόριος*; folglich haben wohl die Lateiner das Wort *σπόρος* erst weiter gebildet.

Scaeva (sc. manus) Scaevola Scapula Scipio Scropha Sermo Sica Spinther Stella Stolo Struma Sura Sulla Taurus Tegula Tecta Tiro Trabea Triarius Turdus Vacerra Verres Vespilio Victor Vitulus Vocula.

Bemerkungen.

1. Diese Namen, obwohl sie eigentlich Substantiva sind, haben doch, wie freilich ursprünglich alle Namen, adjectivische Bedeutung. Auch sind sie sämmtlich Beinamen aus schon später Zeit.

2. Der Anwendung derselben liegt offenbar das Streben nach Kürze im Ausdruck zum Grunde, die der Römer ganz besonders geliebt. Statt z. B. zu sagen: ich meine den Mann, der einen Adler besitzt oder unterhält, oder der einen Adler auf dem Helme trägt u. dgl. m., nannte man ihn kurz Aquila. Der Mann mit einem starken Barte hiefs schlechtweg Barba, mit einem kleinen Barbula; der Mann, welcher immer eine kleine Hacke (dolabella) trug und damit auf dem Felde arbeitete, bekam den Beinamen Dolabella; ein anderer, der stets auf einer Eselin ritt oder auf einem kleinen Esel, den Beinamen Asina und Asellus; noch ein anderer, der Ziegel bereitete, hiefs Imbrex oder Tegula, und der einen Schaden an der Wade, am Schenkel hatte, Crus, Sura oder Sulla u. s. w. Man vergl. die deutschen Ritternamen Gans, Hahn, Wolf u. s. f., welche Ritter diese Namen von den derartigen Bildern auf ihren Schilden oder in ihren Wappen führten.

3. Mehreren dieser Beinamen liegt offenbar eine gewisse Pikanterie, ein Spott zu Grunde, wie z. B. Arvina, Caryota, Cento, Globulus, Gurges, Lurco, Merenda, Mulio, Muraena, Orata, Pecuniola u. s. w. Die Römer sind nicht ohne Witz und ohne Spottsucht gewesen.

4. Aus solcher kurzen, kernigen Ausdrucksweise läfst es sich denn auch zugleich erklären, warum man unter jenen Namen so viele ursprüngliche Feminina findet oder wie selbst Neutra, z. B. caepe, corculum, crus, als Namen für Männer gelten konnten. Ganz ungehörig haben die Griechen solchen Feminin-Namen die Endung ας gegeben, als z. B. Σύλλας, Φιμβρίας.

2) Substantiva mit umgewandelter Endung.

a) auf a: cascus Casca, cinnus (d. i. das gewöhnlichere reduplicirte cincinnus) Cinna, nervus Nerva, sulcus Sulca. Auf diese Namen ist die Bemerkung anwendbar, dafs sie ursprünglich die Endung as mögen gehabt haben.

b) auf (e oder i) o: aculeus Aculeo, aquila Aquilo, acellus Acellio, bucca Buccio, caepe Caepio, Caesar Caesario, caput Capito, cicer Cicero, corbula Corbulo, culleus Culleo, curia Curio, dorsum Dorso, frons Fronto, labium Labeo, lucrum Lucrio, massa Masso, mentum Mento, nasus Naso, pes Pedo, pisum Piso, saculus Saculio, senex Senecio, stilus Stilo, tuber Tubero.

Bemerkungen.

1. Man beachte die in der Natur des O-Lautes liegende Bedeutung der Gröfse in denjenigen dieser Namen, welche sich auf

Theile des menschlichen Körpers beziehen, als Buccio = der Mann mit dem grofsen Mund, Capito mit dem grofsen Kopf, Dorso mit dem breiten Rücken, Fronto mit der breiten Stirn, Labeo mit den grofsen Lippen, Mento mit dem grofsen Kinn, Naso mit der grofsen Nase, Tubero mit der Geschwulst. Cicero und Piso mit der grofsen Erbse im Gesicht. Vergl. das Griechische: *Γνάθων, Πλάτων, Στράβων, Χείλων, Χείρων.*

2. Es finden sich auch substantivische Namen dieser Endung auf o (oder io) gebildet a) aus Adjectiven oder Participien, als: caesus Caeso, catus Cato, edulis Edulio, glaber Glabrio, macer Macro, silus Silo, turpis Turpio, varus Varro, veteranus Veteranio, vulsus Vulso; b) aus Verbis: *βαμβάλω* Bambalio, polio Pollio, pono, posui Posio.

3. Woher mag Maro und Volero stammen?

c) mit der Endung er: der einzige Name Denter von dens, tis.

d) mit der Endung us, als: alimentum Alimentus, atta Attus, cordis Cordus, corculum Corculus, curia Curius, flos, ris Florus, ostia Ostius, pinna Pinnus, squilla Squillus, vergiliae Vergilius.

3) Substantivische Gebilde mit folgenden syllabischen Endungen:

a) auf eca: senex Seneca; b) auf ica: nasus Nasica; c) auf āla oder alla: Messala oder Messalla, Valla; d) auf ălus: Hortalus; e) auf ālus: Centumalus; f) auf enna: Abenna Agisenna Artenna Largenna Laurenna Merenna Perpenna Porsenna Rabenna Sisenna Tapsenna Tarquenna Tattenna Vibenna Volucenna.

Bemerkung.

Diese so wie die folgende Endung weisen auf Etrurien hin. ff) auf ilus: Rebilus; g) auf īna oder inna: Alinna Aulinna (von aula) Caecinna oder Cecinna (von caecus) Catilina (von catus, catulus) Hemina Prastina Spurinna (von spurius)); h) auf erna: Perperna Sacerna; i) auf ippa: Agrippa; k) auf urra: Mamurra.

II. Adjectiva oder Participia.

Diese Klasse ist aus leicht begreiflichen Gründen am stärksten vertreten.

Die derartigen Namen der Römer sind:

1) die reinen ursprünglichen Adjectiva oder Participia: Balbus Barrulus Bibaculus Bibulus Bivius Blaesus Blandus Brutus Caecus Calvus Carus Celer Celsus Civilis Claudus oder Clodus Clausus Commodus Constans Crassus Crastinus Crescens Crispus Dexter Dives Donatus Faustus Felix Festus Firmus Flaccus Flavus Geminus Gemellus Hilarus Justus Laetus Laevus Largus Lascivus Lentulus (wenn von lentus) Lepidus Liberalis Luscus Macer Magnus Maximus Modestus Molliculus Nobilior Nothus Obsequens Paetus Pertinax Pius Placidus Plautus Priscus Probus Procus und Proc(u)lus Proximus Pudens Pulcher Quadratus Quintilis Rufus Scaurus Sebosus Serenus Servatus Severus Structus Tacitus Tranquillus Valens Valgius Varus Vatius Veruco(s)sus Verus.

Hierher gehören auch a) die von den Ordnungszahlen hergenommenen Beinamen: Primus oder Princeps Secundus Tertius Quartus Quintus Sextus Postumus; b) folgende geographische: Auruncus Camerinus Cimber Ligur oder Ligus Marsus Sabinus Siculus.

2) mit Umbildung der Endung des Stammwortes, als: die geographischen Beinamen auf as, atis: Antias Aquinas Ardeas Arpinas Asprenas Atinas Capenas Carinas Fidenas Fulginas Lavinas Mefanas Privernas Sentinas Suffenas.

Anm. Mecenas oder Maecenas soll etruscisch sein, also vielleicht diese Endsylbenart überhaupt?

3) mit vielfachen syllabischen Adjectiv-Endungen, als:

a) auf ensis: Bononiensis Salutariensis Uticensis; b) auf ĭcus: Allobrogicus Asiaticus Baeticus Britannicus Creticus Francicus Gaetulicus Germanicus Illyricus Isauricus Italicus Macedonicus Numanticus Numidicus; c) auf ānus: hierher gehören zuerst die geographischen und ethnographischen Beinamen: Africanus Asianus Bolanus Carseolanus Coriolanus Cumanus Fregellanus Gallicanus Hadrianus Lateranus Lucanus Nomentanus Norbanus Romanus Soranus, auch Fontanus Montanus Silvanus; sodann die Familien- oder Geschlechtsnamen: Actianus Aelianus Aemilianus Aurelianus Axianus Buccianus Buccilianus Caecilianus Calpurnianus Classicianus Cocceianus Decidianus Decianus Diocletianus Domitianus Drusillanus Fabianus Flavianus Florianus Fundanus Gabinianus Gellianus Gordianus Gracchanus Gratianus Hostilianus Jovianus Julianus Licinianus Lucianus Macidianus Marcianus Marianus Maximinianus Minucianus Nemesianus Neronianus Nonianus Novatianus Numerianus Octavianus Oppianus Paconianus Pedanianus Pedianus Petronianus Pomponianus Priscianus Priscillianus Quintianus Quintilianus Rufinianus Rullianus Salonianus SalvianusScribonianus Seianus Silanus Simplicianus Spartianus Statianus Tertullianus Titianus Traianus Trebellianus Tuditanus Turpilianus Ulpianus Valentinianus Veianus Vespasianus Vibulanus Vinianus Vinicianus Vipstanus Vivianus Volucianus.

Bemerkungen.

1. Die Endung ianus rührt von Namen auf ius her, von denen bald nachher. Sie konnten nicht gut hier von den andern auf anus getrennt werden.

2. Die Beinamen dieser Endung von der letztern Art sind besonders gäng und gäbe geworden zu Ende der Republik und zur Kaiserzeit, als das Unwesen mit den Freigelassenen überhand nahm.

3. Die Römer hatten bekanntlich in ihrer Sprache keine Patronymica, wie die Griechen: sie halfen sich unter Anderem auch durch Verlängerung der Stammnamen mittelst der Endung ianus. Vgl. Plin. n. h. VII, 6 f. Pott S. 576 ff. Viele Adjectiva allgemeiner Art haben die Bedeutung des gehörig sein zu dem, was ihr Stamm besagt, als: gérmanus (verw. germen, gero = geno), humanus, montanus, silvanus, urbanus; daher sie Priscian (Gramm. II, 6) sogar Possessiva nennt und von ihnen weiter sagt: *Etiam*

possessiva loco patronymicorum invenimus apud Latinos usurpata ut Aemilianus Scipio pro Aemilii filius et Octavianus Caesar.

d) auf ēnus: Alienus Alfenus (Alphenus) Aruleuus Bellienus Calenus Calpenus Calvena Carfulenus Gabienus Gallienus Javolenus Labienus Messienus Nasidienus Octavenus Passienus Pupienus Salienus Salvidienus Sariolenus Trebellienus Varenus Vetulenus Vibulenus.

Anm. Man vgl. hier die Adjectiva alienus, serenus, terrenus.

e) auf īnus oder īna: Acidinus Aeserninus Agerinus Agrippina Albinus Alpinus Altinus Aquinus Atratinus Antoninus Anulinus Atacinus Atilicinus Augurinus Augustinus Balbinus Bellinus Caecina Caeconinus Calvinus Camerinus Capitolinus Carinus Catilina Catulinus Candinus Celsinus Censorinus Cicurinus Cluvidinus Constantinus Corvinus Crassinus Crispinus Faustinus Faventinus Favorinus Flamininus Frontinus Graecinus Justinus Lactucinus Laevinus Leptinus Ligurinus Livinus Lupicinus Luscinus Macerinus Macrinus Mamercinus Mancinus Martinus Medullina Messalinus Modestinus Nigrinus Numantinus Ocellina Ogulinus Patavinus Paulinus oder Paullinus Petina Plancina Plotinus Quartinus Rufinus Rusticinus Sabinus Salvinus Saturninus Scevinus Septiminus Severinus Sevinus Surdinus Telecinus Tertullinus Tigillinus Tranquillinus Tricipitinus Valentinus Vectinus Viscellinus.

Bemerkung.

Der Adjectiven allgemeiner Bedeutung mit dieser Endung haben nicht wenige die Bedeutung des Woher?, wie z. B. peregrinus aus der Fremde, vicinus aus demselben Orte; daher geographische Beinamen, wie Alpinus, Caudinus, Graecinus, Leptinus, Ligurinus u. s. w., im Obigen. Dann liegt aber auch der Begriff der geschlechtlichen Herkunft nahe (vgl. cedrinus, iuncinus), aus welchem Grunde denn mehrere der obigen Beinamen nicht minder diese Beziehung bekunden und für eine Art von Patronymicis gelten können. So hiefs der Sohn des Redners Messala, ein berühmter Gastronom, Messalinus (Plin. n. h. XI, 52), und die berüchtigte Messalina war die Tochter des Barbatus Messala (Sueton. Claud. 20). Vgl. Pott a. a. O. S. 201.

f) auf atus: Barbatus Cincinnatus Fabatus Lanatus Novatus Pilatus Quadratus Torquatus.

g) auf ĭtus, ītus und ittus: Crinitus Orphitus Patruitus Titus Salvittus.

h) auf ūtus: Bellutus Brutus Cornutus.

i) auf tus ohne vorhergehenden Bindevocal: Tubertus.

Am zahlreichsten vertreten sind diejenigen persönlichen oder Familien-Eigennamen, welche sich auf ius endigen; daher wir aus ihnen eine besondere Abtheilung machen wollen. Selbige Endung tritt aber ein, entweder wenn im Stamme schon das I vor der Endung vorhanden ist oder statt der einfachen Adjectivendung auf us, oder sie hängt sich an Substantiva, Adjectiva, an Verben und Präpositionen mit einiger Veränderung des Stam-

mes theils einfach theils verstärkt durch Sylben von mancherlei Formen.

A. Namen auf ius, von Stämmen gebildet, wo 1) das I bereits vorhanden: lollium Lollius, medius Medius, Ostia Ostius, Scaptia Scaptius, sentio Sentius, vatius Vatia, vergiliae Vergilius.

2) wo das ius statt der schon vorhandenen Endung an-, oder i der Endung us vorgefügt wird. Diefs geschieht

a) bei schon vorhandenen Namen: Arcas, dis Arcadius Aruns, tis Aruntius Aufidus Aufidius Enna Ennius Faunus Faunius Fidenas, atis Fidenatius Junus Junius Julus Julius Laenas Laenius Marcus Marcius Mars, tis Martius Martialis Martialius Ogulnus Ogulnius Perses oder Persa Persius Saturnus Saturnius Seneca Senecius Taurus Taurius Tiberis Tiberius Titus Titius Tucca Tuccius Tullus Tullius.

Anmerkung.

Auch hier dürfte in manchen Fällen die Annahme einer Patronymical-Bedeutung nicht ohne Grund sein, bezeichnen doch manche Adjectiva allgemeiner Art von dieser Endung, wie patrius, regius u. a., was der Bedeutung des Stammes angehört. Vgl. Pott a. a. O.

b) bei Substantiven allgemeiner Bedeutung oder sogenannten Appellativen: agellus Agellius Gellius annus Annius antistes, itis Antistius apex. icis Apicius aquila Aquilius acinus Acinius atta Attius axis Axius barba Barbius cadus Cadius caelum (v. caedo) Caelius caestus Caestius cornifex, icis Cornificius cassis, is Cassius cassis, idis Cassidius cetra Cetrius classicus Classicius cuspis, idis Cuspidius digitus Digitius duellum Duellius od. Duilius eques, itis Equitius eruca Erucius faba Fabius fanum Fannius (?) fabrica Fabricius faux Faucius flamen, inis Flaminius fenum Fenius fortuna Fortunius galera Galerius granum Granius juventus Juventius lusus Lusius lux, cis Lucius maccus Maccius maeles Maelius mare Marius (vgl. Θαλάσσιος und unser Meermann) meta Metius modus Modius moneta Monetius mucus Mucius murcus Murcius naevus Naevius nannus Nannius nauta Nautius navus Navius numerus Numerius numus Numius ovis Ovius pons, tis Pontius porcus Porcius pop(u)lus Publius rosa Rosius salus, tis Salustius sanguis, inis Sanguinius sella Sellius senatus Senatius servus Servius silva Silvius σπόρος Spurius sulcus Sulcius tapete Tapetius taurus Taurius vacca Vaccius vannus Vannius vela (d. i. = villa) Velius verres Verrius villa Villius vindex, icis Vindicius vinum Vinius virgo, inis Virginius volumen Volumnius vulpes Ulpius.

c) aus Adjectiven oder Participien: acutus Acutius aemulus Aemilius albinus Albinius albus Albius amatus Amatius apicatus Apicatius asuetus Asuetius atestatus Atestatius atticus Atticius barbatus Barbatius boatus Boatius caeculus Caecilius caesus Caesius calidus Calidius calpurnus (freilich ungebräuchliches Adject. von calpar) Calpurnius caninus Caninius canus Canius catus Catius claudus Claudius oder clodus Clodius cluatus Cluatius cluens Cluentius constans, tis Constantius curtus Curtius decens, tis De-

centius docetus (das gewöhnliche doctus) Docetius domatus Domatius dometus (= domatus oder domitus) Dometius domitus Domitius exsuperans, tis Exsuperantius flavus Flavius florens, tis Florentius fulgens Fulgentius fulvus Fulvius gaudens, tis Gaudentius geminus Geminius gratus Gratius helvus Helvius hilarus Hilarius hirtus Hirtius honorus Honorius horatus (von horo = ὅρω; sein Frequentativum das gebräuchliche hortor) Horatius hortensis Hortensius lactans Lactantius largus Largius latinus Latinius licinus Licinius luscus Luscius minutus Minutius mutus Mutius novus Novius opimus Opimius optatus Optatius orbus Orbius pacatus Pacatius pactus Pactius placidus Placidius plancus Plancius plautus Plautius oder plotus Plotius postumus Postumius potitus Potitius prudens, tis Prudentius quintilis Quintilius rufus Rufius rutilus Rutilius salvus Salvius sedatus Sedatius servatus Servatius servilis Servilius sextilis Sextilius silus Silius simplex, icis Simplicius soletus (st. solitus) Soletius speratus Speratius status Statius suillus Suillius terens, tis Terentius tuetus (st. tuitus) Tuetius valgus Valgius varus Varius vectus Vectius vegetus Vegetius velox, cis Velocius vincens, tis Vincentius vocatus Vocatius.

Hierher gehören auch die von den Ordnungs- und Distributivzahlwörtern hergenommenen Beinamen dieser Endung, als: primus Primius tertullus Tertullius quintus Quintius sextus od. sestus Sextius od. Sestius septimus Septimius octavus Octavius nonus Nonius decem decies Decius decimus Decimius duceni Ducenius centeni Centenius.

Wenn die Substantiva oder Adjectiva, die solchen Namen zu Grunde liegen, sich auf r endigen, nehmen sie ohne Weiteres die Endung ius an mit etwaniger Abwerfung des Vocales e, wenn vor ihm die Muta t geht, als: acer Acrius actor Actorius ager Agerius artor Artorius ater Aterius (Haterius) od. Atrius censor Censorius fur Furius praetor Praetorius ruber Rubrius satur Saturius sertor Sertorius suber Subrius victor Victorius.

d) aus Verbis: ablavo Ablavius cingo Cincius gao (d. i. geno, gigno) Gaius od. Caius geso (d. i. gero) Gessius liveo Livius meto Metius paco (= pango) Pacius od. Paquius seo (d. i. sero) Seius spiro Spirius valere Valerius vivo Vivius (davon Vivianus).

e) aus Partikeln: ante Anteius cominus Cominius mane Manius.

Anmerkung.

Namen dieser Endung auf ius, deren Stamm auf solche Weise nicht mehr nachweisbar, sind: Aelius Arrius Baebius Bandius Cacurrlus Cloelius Decrius Dedius Dellius Didius Dillius Forlius Fufius Laelius Maecius Maenius Maevius Mallius Matius Memmius Mennius Mestrius Mummius Ollius Opsius od. Obsius Rebius Roscius Ruscius Satrius Sos(s)ius Sulpicius Tarius Tinnius Trebius Vedius Vettius Vibius Vindius Vinnius.

B. Namen auf ius mit mancherlei vorhergehenden adjectivischen Sylben oder Verstärkungen.

1) An jene Namen auf ius schliefsen sich an zunächst die auf aeus, alterthümlich aius geschrieben (vielleicht ursprünglich

aïus gesprochen), von deren Form zwar die Ritschlische Schule (vgl. Hübner: quaest. onomatologicae Latinae. Bonnae 1856) meint, dafs sie erst zur Entstehung der Endung ius Veranlassung gegeben habe. Von der Richtigkeit dieser Annahme habe ich mich nicht überzeugen können, da man ja auch im Griechischen die Endung von Adjectiven auf eos findet, so dafs selbige doch den betreffenden Sprachstämmen von uralten Zeiten her mufs eigenthümlich gewesen sein. Die vorkommenden Beispiele dieser Namen sind: Annaeus Apparus Arsaeus Avaea Bassaeus Februculaea Melissaeus Peducaeus Petronaeus Pomponaeus Poppaeus Sassaeus Servaeus Sexcaeus Terraeus Tettaeus Vellaeus Verginaeus Vinaea Vicaeus.

2) Aeus und aius ist daneben zu ëus geworden: Annea Annëus Appeus Basseus Brutteus Ducea Farseus Firmeus Lollidea Mammea Messea Mucionea Pateus Peduceus Plenineus Pompea Pomponeus Pop(p)eus Praetumeus Servea Terreus Tinnuleus Velleus.

3) Aus solcher Endung ging dann wieder durch die leichte Einfügung des I-Lautes die Endung eïus hervor: Anneius Auteius Appuleius Aquileia Aruseius Ateius Auruncuieius Barbuleius Bucculeius Burbuleius Canuleius Cicereius Cocceius Crepereius Egnatuleius Flavoleius Fonteius Graeceius Herculeius Hertuleius Hirteius Justeius Livineius Luc(c)eius Patuleius Petreius Pompeius Proculeius Rabuleius Saleius Satureius Saufeius Seius Septimuleius Tarpeius Vargonteius Velleius Venuseius Vulteius.

Anmerkungen.

a. Gehört hierher das sich sonst aller etymologischen Erforschung entziehende Cethegus? Und wäre es vielleicht nur eine orthographische Verschiedenheit?

b. Auch an Adjectiven in der gewöhnlichen Sprache fehlt es nicht, welche diese Endung tragen, z. B. locutuleius plebeius.

4) Namen auf ius mit vorhergehender Sylbe auf c oder t:

a) auf acius od. atius: Annatius Curiatius Egnatius Herbatius Horatius Lutatius Menacius Minacius od. Minatius Munacius od. Munatius Neracius od. Neratius Oclatius Ocratius Onatius Scurracius Statius Taracia Tatius Trebatius Vulcatius; b) auf ecius od. etius: Aletius Bubetius Caeretius Furetia Gallecius Lucretius Rupecius Vegetius Venecia Vignetius Vocetius; c) auf icius od. itius: Anicius Blitius Cadicia Caedicius Cannicius Castricius Crassitius Dulcitius Eficius Equitius Fabricius Herdicius Manicius Minicius Peticius Potitius Publicius Septicius Sulpicius Tarquitius Titius Umbricius Vestricius Vinicius (man vergl. Adjectiva wie adscripticius, dediticius, factitius, patricius, tralaticius u. s. w.); d) auf ucius od. utius: Aebutius Albucius od. Albutius Betucius Canutius Castrutius Cossutius Cremutius Genucius Minucius od. Minutius Tarutius Titucius Venucius od. Venutius Vinucius.

5) Namen auf ius mit vorhergehender Sylbe auf d, auf edius od. idius, von denen die erstere Form edius die ältere sein dürfte: Aburcidius u. Aburtidius Afiedius u. Afidius Alfedius u. Alfidius Allatedius Alledius u. Allidius Amaredius Amifidius Apidius Ata-

fidius Attedius u. Atiedius Attidius u. Atiedius Attidius u. Atidius Aufidius Avedius u. Avidius Avilledius Avincidius Bruttedius u. Brutidius Caledius u. Calidius Calucidius Calvedius u. Calvidius Canidius Carcidius Concidius Corfidius Curfidius Cuspedius u. Cuspidius Didius Epidius Falcidius Firmidius Frontidius Fuffidius Gavedius u. Gavidius Gratidius Helvidius Hortidius Istacidius Lampridius Libussidius Messidius Munetidia Muscedius Musedius od. Mussidius u. Musidius Nasidius Negidius Nifidius Nigidius Novellidius Numiedius u. Numidius Nymphidius Ocratedius Octavidius Ofidius Opsidius Orfidius Osidius Otacidius Ovidius Pertidius Pescennedius Petedius od. Petiedius u. Petidius Petiredius Placidius Pollidius Pompelledius Pontedius u. Pontidius Poppaedius od. Poppedius u. Pop(p)idius Risnacidia Statedius u. Statidius Suetedius u. Suetidius Tettedius od. Tettidius u. Tetidius Titidius Truttedius u. Truttidius Ummidius Veibedius od. Vibiedius u. Vibidius Ventidius Veredius u. Veridius Ves(s)edius u. Ves(s)idius Vettedius od. Vetedius u. Vettiedius Vettidius u. Vetidius.

Mit dieser Endung verwandt, in manchen Namen sogar gleich — denn d u. l wechselte in den alten Sprachen vergl. lacryma u. δάκρυμα, Ὀδυσσεὺς u. Ulixes, odere u. olere — ist die

6) auf elius od. ellius: Atellius Aurelius Cascellius Cornelius Duellius Novellius Paetellius Palpelius Sellius Trebellius Tremellius Vicellius Vitellius — und 7) auf ilius od. illius: Acilius Aemilius Aetilius Amilius Antillius Aquilius At(t)ilius Caecilius Caelius od. Cailius Canilius Caprilius Cardilius Carvilius Curtilius Duil(l)ius Genucilius Gratilius Hostilius Icilius Lucilius Mamilius (zsgz. Manlius) Metilius Mutilia Ofilius Opilius Orbilius Otacilius Pacilius Paetilius od. Petilius Pompilius Pontilius Popil(l)ius Procilius Publilius Quintilius Rasilius Rebilius Romilius Rupilius Rutilius Scandilius Servilius Sextilius Spurilius Statilius Tillius Turpilius Utilius Vehillius Venilius Vergilius Verilia Vectilius Vetilius Vistilia.

Anmerkung.

Für die oben angedeutete Gleichheit der beiden obigen Endungen zeugen vielfach die Inschriften, auf denen folgende Namen wechseln: Amidius u. Amilius Attidius u. Attilius Canidius u. Canilius Gratidius u. Gratilius Hostidius u. Hostilius Lucidius u. Lucilius Ofidius u. Ofilius Otacidius u. Otacilius Paquedius u. Pacilius Petidius u. Petilius Pontidius u. Pontilius Popidius u. Popilius Statidius u. Statilius Titedius u. Titilius Turpedius u. Turpilius Uttedius u. Utilius Venidius u. Venilius Vetidius u. Vetilius. Vgl. Hübner in d. angef. Schrift.

8) auf ulius: Amulius; 9) auf umnius: Tolumnius Volumnius.

10) Namen auf ius mit vorhergehendem Consonanten n:

a) auf anius: L(a)ecanius Pedanius Toranius Ursanius Veranius Vipsanius; b) auf enius od. ennius: Menenius Periennius; c) auf inius: Albinius Aminius Apinius Asinius Atinius Augustalinius Caninius Castrinius Cominius Corfinius Crassinius Flaminius Fulcinius Gabinius Geminius Matinius Ovinius Pleminius Plinius Pontinius Saturninius Sicinius Stertinius Titinius Varinius Vatinius

Virginius; d) auf onius: Acerronius Antonius Aponius Apronius Asconius Ausonius Autronius Boconius Caesonius Castronius Catonius Ceconius Cingonius Coponius Cosconius Cresconius Favonius Floronia Fullonius Gallonius Hordeonius Milonius Musonius Obultronius Paconius Petronius Phaonius Pomponius Salonius Scribonius Sempronius Sidonius Sophonius Suetonius Surronius Togonius Trebonius Voconius.

11) Namen auf ius mit voraufgehendem Consonanten r:

a) auf arius: Angaria Armentarius Caeparius Cervarius Ordearius Pacarius Pedarius Pinarius Scutarius Talarius Tarius Vescularius Vitulárius.

Anm. Vgl. die Appellativa argentarius, ferrarius, gregarius, pigmentarius u. s. w.

b) auf erius: Faberius Haterius Herius Luberius Lucerius Staberius Tiberius Valerius; c) auf irius: Papirius Rabirius; d) auf orius: Actorius Arborius Artorius Honorius Lutorius Ostorius Praetorius Sertorius Statorius; e) auf urius: Aburius Furius Iturius Mus(s)urius Palfurius Saturius Titurius Veturius.

12) Namen auf ius mit vorhergehendem Consonanten s (in mehreren Fällen = r nach dem bekannten sprachlichen Wechsel von r und s): a) auf asius: Caepasius (= Caeparius) Vespasius Vitrasius; b) auf esius: Valesius (= Valerius) Ocresia; c) auf isius: Calvisius Carisius Curtisius Numisius Papisius (= Papirius); d) auf osius: Sosius; e) auf usius: Fusius (= Furius Liv. III, 4) Tanusius Volusius.

13) Namen auf ius mit voraufgehendem v: a) auf avius: Calavius; b) auf uvius: Pacuvius Vitruvius.

14) Namen auf ius mit voraufgehenden Doppelconsonanten: a) auf urcius: Volturcius; b) auf ertius: Propertius; c) auf urtius: Tiburtius; d) auf ustius: Fidustius Salustius.

Allgemeine Bemerkungen.

1. Aus dem Vorstehendem mag man im Ganzen den Schlufs ziehen von der Beweglichkeit und Vielseitigkeit der lateinischen Sprache in Bezug auf die Mannigfaltigkeit der Endformen der besagten Wörter, und es dürfen darum in der Grammatik bei dem Abschnitte über die Wortbildung die persönlichen und Familien-Eigennamen durchaus nicht unberücksichtigt bleiben.

2. Im Gegensatze hierzu ist auffallend die geringe Anzahl von Compositis: deren finden sich nur folgende wenige: Agricola Ahenobarbus Crassipes Primigenia Publicola Sedigitus Tricongius (vergl. Pott S. 604) Tricostus Unimanus. Läfst doch das Latein überhaupt einen ungemeinen Mangel an Compositionen von Wörtern erkennen, vornehmlich im Vergleich zum Griechischen und unserm Deutschen.

3. Bemerkenswerth ist ferner, dafs der Römer bei den Namen die Diminutivform sehr liebt, offenbar darum, weil der Namen sehr viele den Menschen schon in der frühesten Kindheit auch aus Liebkosung gegeben wurden, die dann gewohnheitsmäfsig in späterer Zeit fest beibehalten worden sind. Die vorhandenen Bei-

spiele dafür sind: Adrastilla Albucilla Antullus Asellus Augustulus Balbillus Barbula Basillus Bibulus Bibaculus Brutulus Caeculus Caligula Camillus Capella Catulus Catullus Claudilla Columella Copiola Corculum Crispinilla Cuteolus Decula Dolabella Domitella Drucilla Etruscilla Fabulus od. Fabullus Falcula Faustulus Favilla Fenestella Figulus Flacilla Furnilla Gemellus Globulus Julus (demin. v. Junus) Lentulus Livilla Lucilla Magnilla Malleolus Mammula Marcellus Marullus Maximilla Merula Metellus Naevolus Nucula Ocellus Ocella Ofella Orestilla Ovicula Paterculus Pecuniola Petronella Pisellus Ponticilla Primula Priscilla Procilla Proc(u)lus Pulchellus Pullus Pulvillus Pupillus Quadratilla Quartillus Quintillus Ravilla u. Ravola Regillus Regulus Romulus Rufilla Rullus Sammula Saufellus Saxula Scaevola Scapula Secundilla Senilla Sibylla Spiculus Sulla Sulpicilla Summula Tappulus Tarentilla Tegula Terentilla Tergilla Tertullus Tibullus Tremulus Tullus [1]) Ulcilla Urgulanilla Varonilla Vicellus Vitulus Vocula. — Auch viele Namen auf elius, illius, leius zeugen hierfür, da sie von solchen Diminutivformen abstammen, wie z. B. Aemilius von aemulus, Aurelius von aureolus, Bucculeius von buccula u. s. w.

Brandenburg a. d. H. Heffter.

---

[1]) Vgl. Wagner in d. Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen VIII. Jahrg. 1854. Febr. S. 137: „Rullus contrahirt aus rubellus oder rufulus (?); so Sulla = surula. Da die Worte des Ennius im Aiax: „„„misso sanguine tepido tullii efflantes volant"" doch offenbar eine Uebersetzung des Sophocl. Aiax 1411 ff. sind und das tulii oder tullii oder tulli dem *σύριγγες* entspricht, so ist tullus ohne allen Zweifel nicht, wie Einige gewollt haben, von tollo abzuleiten, sondern aus tubulus zusammengezogen und heifst Röhre." Vergl. Fest. s. v. (pag. 352 ed. Müller) [tullios al] ii dixerunt esse silanos alii rivos alii vehementes proiectiones sanguinis arcuatim fluentis.

(Schlufs folgt.)

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

Die Schleswigschen Gymnasien im Jahre 1861 und 1862.

1) Die Schleswiger Domschule im Jahre 1861.

Das Programm der Schleswiger Domschule vom Juli 1861 ist auch diesmal wieder ohne wissenschaftliche Beigabe. Die Zahl der an der Anstalt arbeitenden Lehrer beträgt 13, aufserdem 4 Hülfslehrer für Religion, Gesang, Zeichnen, Gymnastik. Mehreren der ordentlichen Lehrer werden eine Anzahl der von ihnen gegebenen Stunden aufserordentlicher Weise vergütet. Es scheint die Zahl von 22—24 Stunden die Normalzahl für die Lehrer zu sein. — Unter den Lehrobjecten tritt die dänische Sprache mit 27 Stunden gewaltig hervor, die alten Sprachen dagegen zurück. Die lateinische Sprache wird gelehrt in je 8 (in I), 8, 7, 7, 7 in den fünf oberen Classen, die *griechische* in den 3 oberen in 6, 6, 4 Stunden; dem Hebräischen sind nur 2 Stunden in I zugewiesen. Die Zahl der Schüler beträgt in neun Classen (Gymnasial-, Real-, einer Uebergangs- und einer Vorbereitungsclasse) 132. Die fünfte Realclasse hat nur e i n e n Schüler. So weit aus dem beigegebenen Verzeichnisse nach den angeführten Daten die Nationalität der Schüler ermittelt werden kann, sind darunter 29 Dänen, Söhne dänischer Officiere und Beamten, dazu noch etwa 8—10 wahrscheinlich derselben Abstammung nach den dänischen Namen der Väter, also etwa 40 von 132. Ganz frei von der Bezahlung des Schulgeldes waren 22, das halbe Classengeld zahlten 20 Schüler. Zur Universität war am Ende des Schuljahrs 1860 (nach dänischer Weise Ende Juli) e i n Schüler entlassen, e i n e r bestand das Abgangsexamen für Realschüler. Juli 1861 waren 3 Abiturienten angemeldet. Aus der Angabe über die von den Abiturienten gelesenen Pensa, deren Herzählung mit Einschlufs der Abiturientenarbeiten 8, schreibe a c h t Octavseiten einnimmt, ergibt sich einerseits die schablonenmäfsige Abrichtung der Schüler, andrerseits die grofse Dürftigkeit des Unterrichtes in den alten Sprachen. Das im Griechischen gelesene Pensum umfafst Xenophons Memor. Buch I u. II, Platons Apologie und Criton, Herodot achtes Buch, Thucydides siebentes Buch, Sophokles Antigone, Homers Odyssee Buch 19—22, Ilias Buch 4 u. 5, nicht mehr, nicht weniger. Namentlich was Homer betrifft, ist das gelesene Pensum durchaus ungenügend zu nennen. Ein Realabiturient hat gelesen im Englischen: Bulwer's Rienzi 116 Seiten, Marryat's Settlers 116 Seiten, Hedley's Gleanings 47 Seiten; im Französischen: *Album littéraire* 127½ Seiten,

Fistaine 60 Seiten, Voltaire's *Charles douze* 47 Seiten. Das Lehrbücherverzeichnifs umfafst 3 Octavseiten, die Mittheilung der auf dem Abiturienten- und öffentlichen Examen behandelten Gegenstände 4 Seiten. Wozu solche Papierverschwendung? Die ausführliche Besprechung der einzelnen Lehrgegenstände würde zu weit führen, ich beschränke mich daher auf das Lateinische. In Quinta beginnt der lat. Unterricht mit Jacob's Elementarbuch, in Quarta geht er sofort zum Cäsar über, dessen erstes Buch de b. g. gelesen wird; dann folgt in Tertia dasselbe Buch noch einmal nebst dem zweiten, aufserdem Ciceros dritte Rede gegen Catilina; in Secunda liest der Rector Povelsen Cicero's Miloniana, den Livius und Virgil, aufserdem noch cursorisch das meiste aus Cornelius Nepos. Den Nutzen dieser cursorischen Lectüre wird man kaum begreifen. — Wahrhaft unermüdlich sind übrigens die dänischen Lehrer im Corrigiren; in Prima werden 76 Exercitien und 8 Versionen, in Secunda etwa 100 Exercitien gemacht, in Tertia wöchentlich 2 zu Hause (also etwa 80 bis 90), dazu ein schriftliches in der Classe, wechselnd mit einem mündlichen. Die Menge indefs thut's nicht! Die Einnahmen der Domschule betrugen im Rechnungsjahre vom 1. April 1860 bis zum 31. März 1861 im Ganzen 17,916 Thlr. 49 Schill. Reichsmünze (96 Schillinge gleich einem dänischen Thaler, 4 dänische Thaler = 3 preufs. Thalern), davon Lehrergehalte 9775 Thlr. Rm., Gagenzulagen 2268 Thlr., Vergütung für Hülfsunterricht 1820 Thlr., Wohnungsgelder 1240 Thlr. (aufserdem noch das Schulgeld), Gehalt des Pedellen 180 Thlr. (nebst freier Wohnung), für die Sammlungen und die Bibliothek 995 Thlr. u. s. w.; die Ausgaben betrugen 17,910 Thlr. 17 Sch. Den Anfang des Programmes bilden die Biographien zweier neuangestellter Lehrer, in deren einer, der des Adjuncten Lohse, ein Satz so lautet: Im Januar d. J. unterwarf ich mich dem philologisch-historischen Amtsexamen mit dem Charakter *haud illaudabilis*. Ist das Deutsch?

2) Die Schleswiger Domschule im Jahre 1862.

Dies letzte Programm der Anstalt bietet nur wenige Ergänzungen zum vorigen Jahre. Die Zahl der Gymnasialabiturienten betrug 3, die der Realschule 1; die Schülerzahl betrug 137, davon 26 ganze, 14 halbe Freischüler. Als Hülfslehrer gab der Pastor an der Domkirche, Greifs, 12 Stunden; den Gesangunterricht ertheilte in 5 Stunden Ehlert, den Zeichnenunterricht in 6 Stunden Wafsner, den Turn- und Schwimmunterricht in 12 Stunden König. Die Lectionen sind dieselben wie im vorhergehenden Jahre. In Gymnasialtertia kommen 32 Stunden auf 13 Lectionen (Sprachen: Deutsch, Englisch, Französisch, Lateinisch, Griechisch, Dänisch); in Gymnasialprima fällt dem Englischen 1 Stunde zu; in Gymnasialsecunda paradirt immer noch die cursorische Lectüre des Cornelius Nepos. Griechisch wird nur in 3 Classen gelehrt, und zwar in der untersten Stufe mit einem Lesebuch und 178 Versen der Odyssee, worauf in der nächsten zum Herodot übergegangen wird. Die Gymnasialbibliothek enthält jetzt 8 bis 9000 Bände. Der verstorbene Generalsuperintendent der Herzogthümer Schleswig-Holstein, Callisen, hat derselben 1000 Bände historischen und philosophischen Inhaltes hinterlassen.

3) Die Gelehrtenschule zu Hadersleben im Jahre 1862.

Programm: *Indbydelsesskrift til den offentlige Examen in Haderslev laerde Skole i Juli* 1862. 83 Seiten.

Während die Programme der danisirten Gymnasien zu Schleswig

und Flensburg seit einer Reihe von Jahren den unerquicklichsten Eindruck machen und ganz das Gepräge ihrer geistlosen und fast nur realistisch-gebildeten Vorsteher geben, bietet das Haderslebener Programm, das erste dieser Anstalt, welches seit 1853 dem Referenten wieder zu Gesichte gekommen ist, ein ganz anderes Bild dar, so schwer sich auch jeder, der weifs, dafs sie einst eine deutsche Lehranstalt war, daran gewöhnt, in ihr jetzt eine dänischen Zwecken dienende zu sehen. Während die Programme der beiden andern schleswigschen Gymnasien voll von Schmähungen auf die Deutschen und damit auch auf die eignen meist deutschen Schüler zu sein pflegen, vermeidet der Haderslebener Rector Thrige, ein Sohn des dänischen durch seine Schrift über Kyrene bekannten Philologen, alle und jede Anspielung auf die traurigen Verhältnisse Schleswigs und knüpft in seinem diesjährigen Programm, welches eine gedrängte Geschichte der Schule seit ihrem Bestande als dänische Anstalt enthält, einfach an die Zeit ihrer Umwandlung im October 1850 an. Die Haderslebener Gelehrtenschule, die nördlichste der Herzogthümer, wurde im 16. Jahrhundert gestiftet und sollte nach dem ausdrücklichen Willen ihres Gründers, eines der schleswig-holsteinischen Herzöge, eine Pflanzstätte deutscher Bildung sein. Eine solche blieb sie im Laufe mehrerer Jahrhunderte bis zum Jahre 1848, in welchem sie nach dem damals erlassenen neuen Schulregulativ für die zum Theil dänisch redenden Bewohner des nördlichen Schleswig in eine Schule mit dänischer Unterrichtssprache umgewandelt werden sollte. Die Erhebung der Herzogthümer verhinderte vorläufig diese Absicht der Dänen, gegen welche die damalige schleswig-holsteinische Regierung vergeblich sich ausgesprochen hatte, und die Schule blieb in den folgenden Jahren, selbst unter der dänisch-preufsisch-englischen Verwaltung der Herren Tillisch, Eulenburg und Hodges, eine deutsche, bis nach der unglücklichen Schlacht bei Idstedt endlich die Axt an den alten ehrwürdigen Bau gelegt wurde und der auch in deutscher Wissenschaft wohlbewanderte Däne Thrige die Leitung der neuen Anstalt übernahm. Mit 12 Schülern wurde sie am 7. Oct. 1850 eröffnet, allmählich sammelten sich mehr, zum Theil aber aus dem eigentlichen Dänemark, jetzt beträgt die Zahl 186 in 12 Classen, deren 4 gemeinschaftliche, 3 Real-, 5 Gymnasialclassen. Von der Zahl der Schüler seit 1850 stammten 210 aus der Stadt und nächsten Umgebung, 128 aus dem Amte Hadersleben, 59 aus Dänemark, 3 aus Holstein, Westindien, Newyork, 34 aus dem übrigen Schleswig. Von der Realschule waren in diesen 12 Jahren entlassen 15, zur Universität (meist nach Kopenhagen, einige nach Kiel) 57. Beim Abiturientenexamen werden aus den Beamten oder sonst gebildeten Bewohnern der Stadt zur Beurtheilung der Leistungen der Abiturienten sogenannte Censoren erwählt, eine gewifs sehr seltsame, aber auch in Flensburg und Schleswig eingeführte Einrichtung. Beim Unterrichte werden dänische Lehrbücher gebraucht. Die deutsche Sprache wird in den oberen Classen in je 3—5 Stunden gelehrt, in den unteren in je 1—2 Stunden (der gröfsere Theil der Einwohner spricht deutsch). Die deutsche Literaturgeschichte wird deutsch vorgetragen. Die alten Sprachen, die Grundlage jeder Gymnasialbildung, sind unter der Leitung eines verständigen Rectors weit besser vertreten als in Schleswig und zum Theil in Flensburg; Latein wird in 5 Gymnasialclassen in je 8—9 St. gelehrt, Griechisch in 4 Classen in je 5, 6, 7 St. abwechselnd nach den Jahren, Hebräisch in 2 Abtheilungen in je 3 und 2 St. Auch für Mathematik und Naturwissenschaften ist genügend gesorgt. — Der Unterricht beginnt jeden Morgen mit Gebet und dem Vorlesen eines

Abschnittes aus der heiligen Schrift. — Nach jeder Stunde ist eine Pause von 10 Minuten, in denen sämmtliche Schüler die Classenlocale räumen und auf dem Spielplatze sein müssen; nur die Primaner dürfen auch in ihrer Classe bleiben. Diese Einrichtung, welche, wenn ich nicht irre, auch an mehreren dänischen Gymnasien stattfindet, ist gewifs als eine Gesundheitsmafsregel der Nachahmung zu empfehlen. — Die Gymnasialbibliothek betrug im Jahre 1850 gegen 1400 Bände, seitdem ist sie in den Jahren 1851—1862 um resp. 600, 550, 380, 1000, 500, 800, 400, 1300, 400, 570, 350, 500 Bände gewachsen. Ihre regelmäfsige Einnahme beträgt 500 Reichsbankthaler. Aufserdem hat sie noch aufserordentliche Zuschüsse erhalten. Auch sind ihr mehrere Vermächtnisse an Büchern in den Jahren 1853 und 1858 (gegen 700) und zahlreiche Geschenke von dänischen Buchhandlungen zugefallen. 1000 Bücher sind ausgesondert, um eine Schülerbibliothek zu bilden. Sammlungen sind mehrere vorhanden, eine naturhistorische, eine physikalische und eine von nordischen Alterthümern. Nach einem kurzen Berichte über die Wohnungen und das Inventarium folgt der ausführliche Bericht über die Schulrechnungen vom 1. Januar 1851 bis zum 31 März 1861, aus welchem ich Folgendes heraushebe. Für die drei ersten Jahre gilt noch die Rechnung nach Marken und Schillingen, in den späteren nur noch Reichsmünze.

	Einnahme.				Ausgabe.			
1851:	14,633	Mark	½	Sch.	14,212	Mark	7½	Sch.
1852:	14,662	-	½	-	14,251	-	10½	-
1853 — Ost. 1854:	19,324	-	5½	-	19,078	-	13	-
Ost. 1854 — Ost. 1855:	8,987	Rbthl.	92	Sch.	8,931	Rbthl.	61	Sch.
- 1855 — - 1856:	9,449	-	24	-	9,485	-	95	-
- 1856 — - 1857:	13,838	-	23	-	13,837	-	90	-
- 1857 — - 1858:	15,084	-	90	-	15,075	-	17	-
- 1858 — - 1859:	15,727	-	50	-	15,706	-	24	-
- 1859 — - 1860:	16,660	-	31	-	16,767	-	85	-
- 1860 — - 1861:	16,474	-	89	-	16,390	-	14	-

Das Capitalvermögen der Anstalt betrug 1854: 10,688 Rbthl., 1855: 10,208 Rbthl., 1860: 7928 Rbthl. (nach einigen Verlusten). — Das Schulgeld beträgt, je nach den Classen, nach dem noch geltenden, wenn auch leider im Schleswigschen faktisch nicht immer befolgten Schulregulativ von 1848 quartaliter 4, 5, 6, 7 Bankthl., im Schuljahre 1860—61 die Summe von 2818 Rbthl. 3 Sch., welche, wie das Schulgeld an allen Schulen der Herzogthümer, unter die Lehrer vertheilt wird. In Hadersleben bekommt jeder der 13 festangestellten Lehrer $216\frac{3}{2}\frac{1}{6}$ Rbthl. = 162 Thlr. Preufs.

Wenn auch Altdänemark mit der grofsen deutschen Nation manchen Hohn treibt, so gibt es doch einen Punkt, in welchem Dänemarks Stolz Deutschland gegenüber gerechtfertigt ist, das ist die reiche Besoldung seiner Beamten in allen Stellungen, besonders auch der Lehrer. Hadersleben ist ein Ort von 8—9000 Einwohnern; werfen wir nun einen Blick auf das vorher angeführte Budget des Gymnasiums, so fragt sich, ob es im weiten Deutschland wohl eine Stadt von gleicher Gröfse, ja zwei-, drei- und viermal so grofse gibt, welche ihren Lehrern auch nur annähernd eine ähnliche Stellung bietet. Freilich ist nicht zu vergessen, in den dänischen Staaten sind sämmtliche gelehrte Anstalten Staatsanstalten, nicht städtische. Doch was ein so kleiner Staat mit grofser Aufopferung (auch abgesehen von politischen Rücksichten) thun kann, sollte auch wohl in Deutschland mög-

lich sein. Der Staat vermag überall mehr zu leisten, als die einzelne Commune auch bei dem besten Willen leisten kann, und bewahrt nach der Erfahrung, die in den Herzogthümern gemacht worden ist, die Schule vor zu häufigem Wechsel der Lehrer.

Die Gehalte der Haderslebener Lehrer bestehen jetzt, wie an allen Schulen Dänemarks und der Herzogthümer, aus der Gage oder dem festen Gehalte, aus dem Wohnungsgelde (meist hat nur der Rector Wohnung im Schulgebäude), aus der Theurungszulage, aus dem Antheil am Schulgelde und aus der Entschädigung für die über die resp. Stundenzahl hinausgegebenen Extrastunden. Die Stadt zahlt aus städtischer Casse nur einen geringen Beitrag. In Hadersleben fliefsen die Einkünfte der Schule meist aus der Staatskasse, im Jahre 1861 an festem Gehalte 7648 Rbthl., an Theurungszulage 2010 Rbthl., an Wohnungsgeldern, Extrastunden u. s. w. 3412 Rbthl.; aufserdem zahlen noch die Kirchenkassen der Stadt und der Probstei einen nicht unbedeutenden Beitrag. Der Betrag der Gehalte ist (mit Weglassung der Schillinge) folgender:

Rector	1863	Rbthl.,	dazu	Schulgeld	216	Rbthl.	=	2079	Rbthl.
Conrector	1851	-	-	-	216	-	=	2070	-
Subrector	1754	-	-	-	216	-	=	1970	-
1. Collaborator	1418	-	-	-	216	-	=	1634	-
2. -	1163	-	-	-	216	-	=	1379	-
1. Adjunctus	951	-	-	-	216	-	=	1167	-
2. -	1101	-	-	-	216	-	=	1317	-
3. -	740	-	-	-	216	-	=	956	-
4. -	670	-	-	-	216	-	=	886	-
5. -	740	-	-	-	216	-	=	956	-
6. -	593	-	-	-	216	-	=	809	-
7. -	672	-	-	-	216	-	=	888	-
8. -	639	-	-	-	216	-	=	855	-
1 Stundenlehrer	595	-							
Zeichenlehrer	227	-							
Pedell	180	-							
Rechnungsführer	120	-							

Der Rector hat noch freie Wohnung, sämmtliche andere Lehrer erhalten Entschädigung, die unter den vorstehenden Summen mit berechnet ist; die Ungleichheit einiger Summen kommt daher, dafs einige Lehrer mehr Extrastunden geben, als andere.

4) Die Flensburger Gelehrtenschule im Jahre 1862.

Programm: *Indbydelsesskrift til den offentlige Examen i Flensborgs Latin-og Realskole den* 11. *til* 21. *Jul.* 1862. *Udgivet af Rasmus J. Simesen. Indhold: Skoleefterretninger.* 70 Seiten.

Das Programm beginnt mit den Abiturienten aus den Gymnasialclassen, deren 8 abgegangen waren, meist auf die dänische Universität Kopenhagen, schliefst daran die ihnen gestellten Aufgaben, geht dann zu den Realabiturienten und deren Aufgaben über, führt demnächst die aufgenommenen neuen Schüler auf und schliefst daran den Bestand der einzelnen Classen. In den Gymnasialclassen haben 47 Schüler den Religionsunterricht in dänischer, 25 in deutscher Sprache, in den Realclassen denselben Unterricht 65 in deutscher, 16 in dänischer Sprache, in den gemeinschaftlichen Classen 91 in deutscher, 48 in dänischer Sprache. Dann folgt die Schilderung der Einweihung des

neuen Schulgebäudes, dessen Bau 87000 Rbthl, deren 67000 aus der Staatskasse gezahlt worden, gekostet hat. Wie immer bei solchen Festlichkeiten, wurden auch in Flensburg Reden gehalten, eine vom Rector Simesen in deutscher Sprache, eine von einem Superintendenten Boisen, dann eine zweite dänische Rede von Simesen. In der letzten erlaubt sich Herr Simesen, der selbst so einseitiger Realist ist, mancherlei Anspielungen auf die alte deutsche Schule, die sich einst eines vorzüglichen Rufes unter den Gelehrtenschulen der Herzogthümer erfreute und eine Menge der tüchtigsten Beamten gebildet hat. Wenn Herr Simesen erwähnt, dafs (natürlich von seinem Standpunkte aus bei dem geringen Interesse der Bürger für dieselbe) oft nur einer oder zwei geborne Flensburger aufgenommen seien, so irrt er sich doch wohl; die Schule war keineswegs so einseitig, wie er sich ausdrückt, dafs nicht der bessere Theil der allerdings sehr materiellen Flensburger gern ihre Söhne einer Anstalt anvertrauten, welche sehr lange eine Zierde ihrer Vaterstadt war. Sie gründete trotz ihrer Gymnasialeinrichtung, die ja allen höheren Lehranstalten der Herzogthümer damals gemeinschaftlich war, ihren Ruhm nicht darauf allein, die alten Sprachen zu lehren, sondern unterrichtete auch sehr tüchtig in den Realien; freilich Herrn Rector Simesen besafs sie für letztere Fächer damals noch nicht. Es wäre wünschenswerth, wenn die jetzige Einrichtung der Schule den gelehrten Studien etwas förderlicher wäre; aber gerade diese gelehrten Studien scheinen Herrn Simesen ein *noli me tangere* zu sein.

Ein Festball, zu welchem aus „königlicher Casse", wie das Programm sagt, 1000 Rbthl. — schreibe ein Tausend Rbthl. — angewiesen waren, krönte das Fest. Fast alle Schüler nahmen daran Theil; die Namen derer, die aus irgend einem Grunde fehlten, etwa 25, werden ausdrücklich im Programme genannt und von 16 gesagt, dafs sie keine Erlaubnifs von ihren Eltern zur Theilnahme am Feste erhalten, diese selbst sich auch nicht betheiligt und die Einladung dazu nicht benutzt hätten. Wie schwer mufs diese Zornesäufserung den betreffenden Eltern geworden sein!!

Der Verf. des Programms geht nun zu den Einnahmen und Ausgaben des Gymnasiums über. Die Capitalien betragen gegenwärtig nur 8780 Rbthl. 17 Sch. Die sämmtlichen Ausgaben betragen zunächst für die Lehrer an Gehalten mit Löhnungszulage:

Rector	2388	Rbthl.
Conrector	1688	-
Subrector	1471	-
1. Collaborator . . .	1240	-
2. Collaborator . . .	1240	-
3. Collaborator . . .	1124	-
4. Collaborator . . .	1008	-
5. Collaborator . . .	1008	-
6. Collaborator . . .	1008	-
1. Adjunctus	879	-
2. Adjunctus	879	-
3. Adjunctus	760	-
4. Adjunctus	760	-
5. Adjunctus	640	-
6. Adjunctus	640	-
7. Adjunctus	520	-
8. Adjunctus	520	-
9. Adjunctus	400	-

10. Adjunctus . . . . 400 Rbthl.
Aufserdem erhielt jeder der Genannten vom Schulgeld
243 Rbthl. 60 Sch.
Pedell . . . . . . 248 -
Rechnungsführer . . 200 -

Dazu kommen Wohnungsgeld für den Conrector 320 Rbthl., für den Subrector 264 Rbthl., für jeden der 6 Collaboratoren 200 Rbthl., für jeden der 10 Adjuncten 120 Rbthl., ferner die Entschädigung für die Extrastunden 3479 Rbthl, für die Sammlung nordischer Alterthümer 1200 Rbthl., für Bibliothek und naturwissenschaftliche Sammlungen 2538 Rbthl., aufserdem Ausgaben für Programme, Brennmaterial, so dafs die Gesammtausgabe (in einer Stadt von 23—24,000 Einwohnern) in runder Summe 31,423 Rbthl. beträgt; rechnet man dazu noch das Schulgeld mit 4628 Rbthl. und die Zinsen des neuen Schulgebäudes, so steigt das Budget des Flensburger Gymnasiums auf 40,051 Rbthl. = 30,000 Rbthlr. Preufs.

An das Budget knüpft Herr Simesen noch einige Betrachtungen hinsichtlich einiger Aeufserungen, welche von Seiten mancher Bürger über die Schule laut geworden. Des Rectors Simesen Worte lassen erkennen, dafs nicht alle Bürger Flensburgs mit den jetzigen Zuständen zufrieden sind, am wenigsten aber wohl mit der jetzt herrschenden sogenannten Gleichberechtigung beider Sprachen, der deutschen, die von $\frac{9}{10}$ der Einwohnerschaft gesprochen und allein verstanden wird, und der dänischen, welche durch eigene Schuld der Dänen und des dänischen Regimentes verhafst geworden ist, nur von einem geringen Bruchtheile der Bevölkerung, meist eingewanderten Dänen, verstanden wird und doch der Jugend aufgedrungen werden soll. Ich ziehe es jedoch vor, die Auslassungen des Rectors Simesen darüber (Seite 44—47) an einer passenderen Stelle zu besprechen.

Es folgt im Programm der Lehrplan. Da die Lehrpläne der jetzigen schleswigschen Gymnasien wohl wenig in Deutschland bekannt sind, lasse ich den des Flensburger Gymnasiums vollständig folgen.

	Gemeinschaftliche Classen.							Realclassen.					Gymnasialclassen.				
	1.	2.		3.		4.		5.		6.		7.	5.	6.	7.	8.	9.
		a.	b.	a.	b.	a.	b.	a.	b.	a.	b.					b. a.	b. a.
Latein													9	8	8	7, 7	9
Griechisch														5	5	5, 5	5
Hebräisch																	2, 2
Dänisch	6	6	6	6	6	4+4	4	3	3	3	3	3	3	3	2	3	2
Deutsch	6	6	6	6	6	4+4	4	3	3	3	3	3	3	3	3	3	2
Französisch										6	6	6		3	3	4	
Englisch						4	4	4	4	3	3	3	2				
Religion	2	2	2	2	2	2	2	2	2	1	1	1	2	2	2	2	2
Vaterländ. Geschichte		2	2	2	2	3	3					2					1
Weltgeschichte								2	2	2	2	2	2	2	2	2	2
Geographie		2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	1	2	2	2	2	
Kopfrechnen	2	2	2	1	1	1	1	1	1	}1	1	1					
Tafelrechnen	5	5	5	5	5	4	4	2	2				2				
Algebra								3	3	2	2	3		1½	2	2, 2	2, 2
Geometrisches Zeichnen						2	2	2	2	2	2	2	2				
Geometrie								3	3	3	3	3		1½	2	2, 2	2, 2
Naturgeschichte				2	2	2	2	2	2	2	2	1	2	2	2	2	
Physik										3	3	3					4
Chemie und Astronomie												1					1
Schreiben	5	4	4	4	4	3	3	2	2	1	1	}1	2	1	1		
Zeichnen	1	3	3	2	2	1	1	1	1	1			1				
Turnen	2	2	2	2	2	2	2	2	2				2	1	1	1	2
Gesang	1	2	2	2	2	2	2	2	2	1	1		2	1	1	1	1

Ich habe die dänische Bezeichnung der Classen beibehalten; 1 bezeichnet die unterste Stufe, 7 also die höchste; die 7te Gymnasialclasse entspricht also unserer Prima.

Die folgenden Seiten (48—68) enthalten ausführliche Angaben über die in den einzelnen Classen durchgenommenen Pensa des letzten Schuljahres. Unter den Einzelheiten fällt die Ungleichheit im Religionsunterrichte für die deutsch- und dänischredenden Schüler auf. Seit 10 Jahren nämlich wird dieser Unterricht, je nach dem Wunsche der Eltern oder der Schüler, in beiden Sprachen ertheilt, so dafs, während in einigen Fächern die deutsche, in andern die dänische Sprache die Unterrichtssprache ist, im Religionsunterricht die Schüler in 2 Abtheilungen zerfallen, deren eine in dänischer, die andere in deutscher Sprache unterrichtet wird. Man sollte nun glauben, dafs für beide nebeneinanderstehende Abtheilungen dasselbe gelehrt würde; das ist aber nicht der Fall. In der zweiten gemeinschaftlichen Classe lernt die dänischredende Abtheilung aufser biblischer Geschichte noch einige Psalmen auswendig, die deutschredende statt der Psalmen fünf Gesänge; ähnlich ist es in der dritten gemeinschaftlichen Classe. In der vierten Classe lernen die Dänischredenden aus Luthers kleinem Katechismus §. 1—77, die Deutschredenden §. 45—82, jene lernen Psalmen, diese Gesänge. Aehnliche Verschiedenheiten finden sich noch mehrere, z. B. in der sechsten Realclasse lernen die Dänischredenden den Katechismus und einige Psalmen, die Deutschredenden lernen 10 Gesänge und lesen das Evangelium Matthäi c. 1—18; in der siebenten Realclasse stehen nebeneinander das Evangelium Marci und des Lucas. So geht es durch den ganzen Religionsunterricht hindurch. — Im Lateinischen finden wir ein *Seitenstück zur* cursorischen Lectüre des Nepos *in der Schleswiger Secunda; in der Prima* Flensburgs wird nämlich *Cäsars Schrift de bello civili* in *Extemporaloversaettelse*, d. h. aus dem *Stegereif, also* ohne vorhergehende Vorbereitung übersetzt.

Das öffentliche Examen wurde im verflossenen Schuljahr, in Verbindung mit dem Abiturientenexamen, in allen Classen abgehalten. Es begann am 11. Juli, schlofs am 21. Juli, nahm fast den ganzen Tag in Anspruch und entzog dem Schulunterrichte so eine Reihe von Tagen. Es zerfällt in ein schriftliches und mündliches. Zum letztern werden auch die Eltern und Angehörigen der Schüler eingeladen.

So viel über die einzelnen Schulen; über die Danisirung derselben im Allgemeinen mehr in einem besonderen Artikel als Fortsetzung unseres im Jahre 1857 in dieser Zeitschrift gegebenen Aufsatzes über die Danisirung der schleswigschen Gymnasien.

Landsberg a. d. W. Hudemann.

II.

Dr. Joseph Gutenäcker, Verzeichnifs aller Programme und Gelegenheitsschriften, welche an den Kgl. Bayer. Lyzeen, Gymnasien und lateinischen Schulen vom Schuljahr 1823 / 24 bis zum Schlusse des Schuljahres 1859 / 60 erschienen sind. Bamberg 1862. In Comm. der Buchnerschen Buchhandlung. VIII u. 165 S. 4.

In der Vorrede zu dieser Schrift, welche als Programm der Studienanstalt Bamberg für 1862 erschienen ist, giebt der Herr Verf. zunächst eine zwar kurze, aber hinreichende Uebersicht der Versuche, die bisher angestellt worden sind, um die deutsche Programmenlitteratur allgemeiner bekannt und dadurch zugänglicher und nutzbarer zu machen. Eine genaue Kenntnifsnahme von diesem nachgerade ins Enorme wachsenden Zweige der Schriftstellerei, eine vollständige Besprechung und Würdigung desselben in Zeitschriften und Litteratur-Werken, gehört zu den fast unmöglichen Dingen; von den übrigen, dem angegebenen Zwecke dienenden Mitteln ist das eine, nämlich die dem hier in Rede stehenden ähnlichen, von Zeit zu Zeit erscheinenden Verzeichnisse, allerdings nur ein Surrogat; förderlicher ist der zwischen verschiedenen deutschen Staaten bestehende Programmentausch, der im Jahre 1825 zunächst unter den preufsischen Gymnasien ins Leben getreten und seit 1836 allmählich weiter ausgedehnt worden ist [1]). Bayern tauscht seine Programme seit 1853 mit Baden und Sachsen-Coburg-Gotha; dem vorhergenannten gröfseren Verbande gehören die beiden ersteren Länder nicht an, so wie auch, beiläufig bemerkt, Hessen-Darmstadt, Luxemburg, die reufsischen Länder und die freie Stadt Hamburg bis jetzt darin fehlen. Desto nützlicher ist es für uns, wenn wir wenigstens auf dem anderen Wege, dem der Verzeichnisse, darauf hingewiesen werden, wie dieses Feld der Litteratur, das freilich manche Disteln und Dornen, doch daneben auch Waizenkörner trägt, von unsern süddeutschen Collegen eben so fleifsig gebaut wird wie anderswo.

Bereits im Jahre 1853 hat derselbe Verfasser, damals Gymnasialprofessor zu Männerstadt in Unterfranken, in zwei Gelegenheitsschriften der dortigen Anstalt ein solches Verzeichnifs veröffentlicht, welches in gegenwärtiger Schrift wiederholt und fortgesetzt vorliegt. Es enthält drei Abtheilungen, nämlich: A. die vollständigen Titel der Schriften unter fortlaufenden Nummern von (incl. Nachtrag auf S. 164) 1—1188 (statt der letzteren Zahl ist falsch 1189 gedruckt), und zwar nach den Studien-Anstalten

[1]) Hierin wäre eine Beschleunigung sehr wünschenswerth und wohl auch möglich. Jetzt vergeht manchmal ein volles Jahr, bis man die Programme andrer Anstalten zu sehen bekommt.

geordnet; B. ein alphabetisches Verzeichnifs der Verfasser; C. eine systematische Zusammenstellung der Schriften nach den behandelten Gegenständen. In den beiden letzten Abtheilungen wird überall durch Angabe der Nummern in Abtheil. A auf das dort gegebene Hauptverzeichnifs verwiesen, eine Einrichtung, wodurch die nöthige Raumersparnifs erreicht und zugleich der Forderung der Brauchbarkeit genügt ist.

In der Abtheilung A sind zuerst die 28 Königlichen Gymnasien (darunter die Lyceen), mit denen allen lateinische Schulen verbunden sind, in alphabetischer Ordnung aufgeführt; unter Eichstätt aufserdem das dort befindliche in Mushacke's Schulalmanach nicht genannte bischöfliche Knabenseminar und Lyceum, eben so unter München die ehemalige lateinische Schule, welche von 1829 bis 1849 bestand. Zu diesen 30 Anstalten gehören die Nummern 1 bis 1064, ferner in den Nachträgen 1173 bis 1179 und 1181 bis 1188, wobei jedoch zu bemerken ist, dafs die Schrift 239 unrichtig noch einmal unter der besonderen Nummer 1174 erscheint, so dafs die Anzahl der Nummern richtig 1078 beträgt. Nach den Gymnasien folgen die isolirten lateinischen Schulen, und zwar deren 32 (incl. Annweiler S. 79) mit 109 Nummern. Von den in Mushacke's Schulalmanach angegebenen Schulen der letzteren Art fehlen bei Gutenäcker 33, welche also vermuthlich gar keine Programme, oder keine mit wissenschaftlichen Abhandlungen, ausgegeben haben; dagegen ist aufser drei mittlerweile eingegangenen lateinischen Schulen (Homburg, Rosenheim, Traunstein) noch eine vierte, Thurnau in Oberfranken, als noch bestehend erwähnt, welche im Schulalmanach fehlt. Bei den meisten Anstalten sind historische Notizen über ihre Entstehung und weitere Entwickelung vorangeschickt.

Die Abtheilung B enthält 546 Namen von Verfassern, zu denen aus dem Nachtrag (S. 164) noch einer, G. A. Regn, zu fügen ist, fast alle mit Angaben [1]) über Herkunft und Lebensgang versehen. Diesen zufolge sind darunter 41 Nichtbayern; bei 10 ist die Herkunft nicht bezeichnet, bei 27 andern nur der Geburtsort, nicht specieller die Lage desselben angegeben; von den übrigen 469 stammen 95 aus Ober- und Nieder-Bayern, 210 aus Ober-, Mittel- und Unter-Franken, 79 aus Oberpfalz und Regensburg, 65 aus Schwaben und Neuburg, endlich 20 aus der Pfalz. Dafs unter den aufgezählten Namen manche wohlbekannte und von gutem Klange sind, braucht nicht besonders erwähnt zu werden.

Für den nächsten Zweck des Buches ist die dritte Abtheilung, C, die wichtigste. Hier erscheinen die Schriften noch einmal, nach ihrem Inhalt geordnet, wobei natürlich sehr viele,

---

[1]) Hierbei gelegentlich der Wunsch, dafs es auch anderswo den Verfassern von Programm-Abhandlungen stets gefallen möge, ihre Vornamen anzugeben. Das Weglassen, geschehe es aus zu viel oder aus zu wenig Bescheidenheit, ist einer Orientirung oft gar sehr hinderlich.

vielleicht die Hälfte, unter verschiedenen Kategorien wiederholt erwähnt werden mufsten. Hauptsächlich aus diesem Grunde, nebenher aber auch deshalb, weil manche Nummern des Verzeichnisses A mehrere einzelne Schriften enthalten, finden wir in dieser Abtheilung die Anzahl derselben scheinbar viel gröfser als früher, nämlich über 1700 hinaus gehend. Die Titel sind theils wiederholt, mit zulässigen Abkürzungen, theils nur durch Angabe der Nummern des Verzeichn. A bezeichnet. Hier mögen noch die vom Verf. angenommenen Rubriken und die Zahl der unter jeder vorkommenden Schriften folgen. Es sind: Huldigungs- und Gratulationsschriften: 195; Gedächtnifsschriften auf Verstorbene: 277 (darunter 135 Gedichte und 87 Reden); theologische: 124; juristische: 1; philosophische: 50; pädagogische: 150; philologische: 485 (davon über griechische Classiker 124, über lateinische 168); zur Aesthetik, Rhetorik etc.: 37; zur Geschichte: 248 (davon zur Kirchen- und Schulgeschichte Bayerns 86); zur Geographie: 11; naturwissenschaftliche Schriften: 34; mathematische: 100.

Der grofse Fleifs, mit welchem der Verf. die Schriften selbst gesammelt, ihre Titel verzeichnet, die Notizen über ihre Verfasser sich verschafft und alles das sorgfältig geordnet und zusammengestellt hat, wird von denen, welche das Mühevolle solcher Arbeit kennen, gewifs lobend anerkannt und nach Verdienst gewürdigt werden. Ueber den wirklich erreichten Grad der Vollständigkeit kann man natürlich nicht sicher urtheilen, wohl aber läfst sich aus vielen die Gewissenhaftigkeit des Verfassers kund gebenden Merkmalen auch hierauf ein günstiger Schlufs ziehen. Einzelne Ausstellungen, die vielleicht gemacht werden könnten, thun dem Ganzen keinen Eintrag, und daher dürfen wir, wenn der Verf. sein Buch „einen Beitrag zur Schul- und Litteraturgeschichte Bayerns“ nennt, mit Recht hinzufügen, dafs es ein schätzbarer und willkommener Beitrag ist. Die Fortsetzung wäre wünschenswerth, wenigstens für das Jahr 1861, da die bayerischen Programm-Abhandlungen vom folgenden Jahre in dem neuesten Schulalmanach von Mushacke vollständiger als bis dahin aufgeführt sind und hoffentlich nicht wieder daraus verschwinden werden.

Allenfalls mögliche Betrachtungen über die Wahl der Themata für solche Gelegenheitsschriften, über den wahrscheinlichen Gehalt der hier verzeichneten, endlich über den Stand der Lehrerbildung, so weit er sich aus den Titeln der Schriften ergeben kann, sollen hier nicht angestellt werden. Das Verdienstliche dieser Schrift bleibt davon völlig unberührt.

Berlin R. Jacobs.

III.

Ueber die Reform des Religionsunterrichtes auf den Gymnasien. Von J. O. Michael. Programm des Vitzthumschen Gymnasiums in Dresden. Leipzig, Teubner, 1863. 72 S. 8.[1])

I.

Jeder Lehrer sieht sich, zumal wenn er schon längere Jahre auf denselben Gebieten des Unterrichts beschäftigt ist, der Gefahr ausgesetzt, in einen gewissen Mechanismus zu versinken, so dafs die Bahn, in welche er sich durch die Praxis hineingelebt hat, für ihn zu einem tief eingeschnittenen Geleise zu werden droht, aus welchem er sich nur mit Anstrengung, oft auch gar nicht mehr herausarbeiten kann. Hat sich doch mancher so sehr in eine bestimmte Art hineingewöhnt, dafs er für die Mängel derselben jedes Bewufstsein verloren hat und geneigt ist, die Ursachen für den fehlenden Erfolg überall, nur nicht in sich zu suchen. Deshalb wird jeder gewissenhafte Lehrer das Bedürfnifs fühlen, sein ganzes Thun von Zeit zu Zeit einer erfrischenden Prüfung zu unterwerfen und die Antriebe dazu in der fortgesetzten wissenschaftlichen Beschäftigung auf den von ihm vertretenen Gebieten finden. Er wird aber auch mit Dank jeden andern Anlafs benutzen, der ihn zu einer solchen Revision seiner Behandlung des Unterrichts auffordert. Einen solchen bietet, wie ich meine, die oben genannte Abhandlung in reichem Mafse für den Lehrer der Religion. Hervorgegangen aus frischer Begeisterung für ihren Gegenstand und aus dem lebendigen Interesse für die Jugend und dem eifrigen Streben, ihre Theilnahme für die höchsten und heiligsten Güter der Menschheit zu erwecken und zu beleben, will sie den Weg zeigen, wie der Unterricht verfahren müsse, um die religiösen Gedanken den Schülern zu wirklicher, bewufster und selbständiger Aneignung zu bringen. Denn das ist die unverkennbare Absicht des Verf., wenn sie auch klarer in der von ihm gegebenen Skizze des Unterrichtsganges als in seiner Polemik und den den rechten Standpunkt festzustellen bestimmten Bemerkungen hervortritt. Und nach dieser Seite glauben wir diese Abhandlung alle Fachgenossen warm empfehlen zu können; man wird in ihr eine Reihe der fruchtbarsten Winke finden und sie sicher nicht ohne vielfache Anregung und Belehrung empfangen zu haben, aus der Hand legen.

Sehr richtig verlangt der Verf., dafs der Religionsunterricht in den obern Classen (denn auf diese beschränkt er sich zunächst)

---

[1]) Ich lasse der Anzeige dieser Schrift durch Herrn Dir. Klix noch die meinige, die ich schon vorher geschrieben hatte, in etwas verkürzter Gestalt folgen. Uebereinstimmung und Verschiedenheit werden sich leicht ergeben. W. Hollenberg.

das Verhältnifs des Heidenthums zum Christenthum sowohl nach seiner verwandtschaftlichen als nach seiner gegensätzlichen Seite zum Bewufstsein bringen und die Jugend überzeugen müsse, dafs das Christenthum die Religion sei, in welcher das in den heidnischen Religionen nach seinen verschiedenen Seiten hin gespaltene religiöse Bedürfnifs allein seine wahre und volle Befriedigung findet. Den S. 28—43 skizzirten „Gang durch die heidnischen Religionen", worin er die einzelnen bespricht und auf die im Unterricht hervorzuhebenden Punkte hinweist, halten wir für ganz vorzüglich und besonders beachtenswerth; die Grundgedanken des Schamanenthums und Fetischismus, der ägyptischen, chinesischen, indischen, persischen, griechischen und nordisch germanischen Religion und ihr Verhältnifs zum Christenthum sind geistvoll dargelegt, so dafs man die in ihnen zerstreuten Strahlen der Wahrheit, welche hier, wie in einem Brennpunkte sich sammeln, klar erkennt. Ebenso richtig erscheint uns die andere Forderung, wenn anders wir sie recht verstehen, dafs der Religionsunterricht auf „die Charakterbildung einwirken" müsse, wie es S. 23 ausgedrückt wird, oder „dafs er dem Jüngling objective Typen und Spiegelbilder vorführen mufs, an denen er sich über seine eigene individuelle Ausbildung zu orientiren in den Stand gesetzt wird." Der Religionsunterricht darf sich eben nicht mit einem mechanischen Lernen begnügen, er mufs seine Gedanken in das geistige Leben der Schüler einzuführen sich bemühen oder, wie es S. 20 heifst, „einen Prozefs einleiten, bei welchem der Jüngling in Wechselwirkung mit der zu verarbeitenden Masse sich immer schärfer zu einem individuellen Charakter bildet." Das Gymnasium will die geistige Kraft wecken und stärken; an seinem Theil soll es entschieden der Religionsunterricht auch; die geistige Kraft der Religiösität ist aber der Glaube in dem paulinischen Sinne des Wortes.

Um nun diesen Forderungen zu genügen, soll die Behandlung des Religionsunterrichts nicht mehr „wie bisher theologisch" sein, sondern mufs anthropologisch werden. Darin liegt der Kern der verlangten Reform. Leider vermissen wir genügende Klarheit zunächst darüber, was der Verf. unter der „theologischen Behandlung" des Religionsunterrichts eigentlich versteht.

Der erste „polemisch-kritische Theil" S. 7—17 stellt sich die Aufgabe, „das Ungenügende der bisherigen Behandlungsweise", also doch wohl der theologischen, darzulegen. Aber wir erfahren dort nur, dafs „das *πρῶτον ψεῦδος* bei der gegenwärtigen Behandlung die Einführung theologischer Disciplinen" ist; man treibt in den oberen Classen nur „Kirchengeschichte, Einleitung in die Bücher der h. Schrift, Erklärung der neutestamentlichen Schriften nach dem Grundtext, Symbolik, endlich Dogmatik und Ethik" und das wird als „widernatürlich, unfruchtbar und dem religiösen Geistesleben der Jugend höchst gefährlich" bezeichnet. Von diesen Disciplinen werden dann die Dogmatik und die sogenannte Einleitungswissenschaft noch besonders besprochen und gegen die Kirchengeschichte ebenfalls „energisch Verwahrung" eingelegt.

Nun, ist die Thatsache gegründet, dafs man diese theologischen Wissenschaften auf den Gymnasien treibt, dann wollen wir gern zugeben, dafs es unmöglich ist, hier sie als Wissenschaften zu behandeln. Für jetzt aber interessirt es uns nur, dafs der Verf. mit der theologischen Behandlung den Inhalt, den Stoff des Religionsunterrichts meint; in der Aufnahme dieser Disciplinen findet er eben die Verkehrtheit. An der Stelle aber, wo er die anthropologische Behandlung der theologischen gegenübersetzt, hören wir, dafs die theologische es zu thun hat „mit der Bewegung des Göttlichen zum Menschlichen, weshalb sie auch immer ihren Ausgang von der Gotteslehre, Offenbarung u. s. w. zu nehmen hat, während die anthropologische es umgekehrt mit der Bewegung des Menschlichen zum Göttlichen zu thun hat und die Seite hervorhebt, wie das Menschliche dem Göttlichen entgegenringt.“ Verstehen wir diese Gegenüberstellung recht, so soll also der Unterricht seinen Stoff der Jugend so vorführen, dafs sie in der religiösen Wahrheit weniger die göttliche Offenbarung als vielmehr das zum Ziel gekommene menschliche Streben, welches auch ihr eignes ist, erkennt. Jedenfalls wird aber der Begriff theologisch hier plötzlich sehr verändert; theologische Wissenschaften in mechanischer Weise lehren und die religiösen Wahrheiten als objectiv gegebene darstellen ist doch etwas sehr Verschiedenes. Es will aber scheinen, als ob der Verf. in seinem löblichen Streben den Religionsunterricht lebendig zu machen, die Hindernisse, welche er zu sehen glaubte, allzu einseitig ins Auge gefafst und in seinem Eifer mehr verworfen hat, als eine ruhige Betrachtung verwerfen darf. Der Verf. hat es unterlassen, den Zweck, welchen der Religionsunterricht auf den Gymnasien haben soll, in allseitige Erwägung zu ziehen und aus ihm die Stoffe desselben und seine Behandlung abzuleiten: daher die Unklarheit seiner Polemik, welche sich bald nach dieser bald nach jener Seite richtet, daher auch die Einseitigkeit in seinen Reformvorschlägen.

Wenn der Verf. Recht hat mit seiner Beobachtung, dafs auf den Gymnasien die Einleitung in die einzelnen Bücher der heil. Schrift gern als selbständige Disciplin behandelt wird, so theilen wir seine Mifsbilligung vollkommen: man kann die Jugend nicht „in alle Untersuchungen und Hypothesen der Kritik und Afterkritik“ einführen. Aber er selbst hält es doch für nöthig, eine Uebersicht über die einzelnen Bücher und ihren Inhalt u. s. w. in Verbindung mit der Lectüre zu geben. Es bleibt ihm also aus dieser „theologischen Disciplin“ noch ein Stoff für den Unterricht im Gymnasium übrig, und wenn nun ein Lehrer es für angemessen erachtet, seinen Schülern in tactvoller Weise über gewisse Resultate und Fragen der Kritik Mittheilungen zu machen, weil sie doch darüber nicht in Unkenntnifs gehalten werden können und weil für sie, wenn es in plumper Weise geschieht, mehr auf dem Spiele steht als die Anerkennung der Authentie irgend eines biblischen Buches, wird das Herr M. auch als ein unberechtigtes Hinunterziehen der Theologie in den Unterricht verurtheilen? So verwirft er die Dogmatik und Ethik

als Gegenstände des Unterrichts, weil diese Wissenschaften doch nicht mit der ganzen Tiefe und Weite dialektischer Gedankenentwicklung behandelt werden können; er weifs deshalb nur von einer Behandlung der Dogmatik, welche zur Begründung „nur äufserlich auf Autoritäten recurrirt“ und nur auf „äufsere Orthodoxie oder Verstandesscholastik“ ausgeht, und behauptet, dafs von der gefährlichen Wirksamkeit „solcher einseitigen verstandesmäfsigen Behandlung der zartesten geistigen Dinge die Erfahrung unserer Zeit schreiende Zeugnisse aufzuweisen hat.“ Hat er mit seiner Beobachtung Recht, so wollen wir mit ihm ein solches Betreiben der „Dogmatik“ verwerfen; wir bezweifeln freilich die Richtigkeit der Beobachtung. Aber folgt nun daraus, dafs die Behandlung der christlichen Lehre auf den Gymnasien keine Stelle haben dürfe? Auch dem Verf. scheint diese Folgerung nicht ganz sicher. „Der Zweck dabei, sagt er, kann doch nicht blofs der sein, den Jünglingen zu zeigen, wie die Lehren der evangelischen Kirche, weit entfernt nur atomistische Behauptungen zu sein, vielmehr Glieder einer Reihe eng zusammenhängender Lebensblicke sind, die sich zu einer organischen Gesammtanschauung zusammenschliefsen. Dieser Zweck würde am einfachsten erreicht durch eine ordentliche Lectüre der Augsburgischen Confession.“ Und wenn nun dies und kein andrer der Zweck wäre? Der Beweis des Gegentheils wird uns nicht geführt und kann auch nicht geführt werden. Freilich glauben wir unsrerseits nicht, dafs die Erklärung der Augustana ausreicht, um diesen Zweck zu erreichen; aber wenn es Herr M. glaubt und nach dem der Abhandlung folgenden Lehrplan die Augustana wirklich erklärt, versteigt er sich damit in das Gebiet der theologischen Disciplin der Dogmatik? Will er also nicht auch zugeben, dafs man die christliche Heilslehre, wie sie in ihrem innern Zusammenhange sich auch dem Denker als Wahrheit erweist, mit Schülern, welche schon im Denken geübt sind, behandeln könne, ohne die wissenschaftliche Dogmatik der Universität „in das Procrustesbette des Gymnasialcaptus zu werfen?“ — Ebenso ist es mit der „Symbolik“; auch sie mufs für den Unterricht Stoff hergeben, so gewifs als der Gymnasiast die Lehre seiner Kirche in ihrem Gegensatz und ihrer Begründung gegen andere Confessionen kennen lernen mufs. Die Lectüre und Erklärung endlich von Büchern der h. Schrift will ja Herr M. selbst stehen lassen: er möge uns aber sagen, ob ein Lehrer, welcher einen Brief des Paulus etwa in derselben Weise behandelt wie eine Schrift des Plato, indem er sich bemüht, seine Schüler in den Reichthum und die Tiefe der Gedanken des Apostels einzuführen, unwissenschaftlich verfährt oder mit ihnen „verstümmelte Theologie“ treibt. Auf das Urtheil des Verf. über die Kirchengeschichte kommen wir noch zurück.

Wir stimmen also völlig bei, dafs es verkehrt sein würde, den Schülern der obern Classen wissenschaftliche Theologie beizubringen, wie man es etwa auf den Lehranstalten noch im vorigen Jahrhundert gemacht zu haben scheint, da man auf den Lehrplä-

nen regelmäfsig Lectionen für „Theologie“ angesetzt findet; aber dafs nun darum auch die Stoffe, welche die Wissenschaft der Theologie in erweiterter und vertiefter Gestalt behandelt, aus dem Religionsunterricht in den Gymnasien verschwinden müfsten, wäre eine ebenso verkehrte Folgerung. Soll „die religiöse Ignoranz und Barbarei, die man gerade bei so vielen Gebildeten unserer Tage antrifft“ (S. 6), von den Gymnasien aus wirksam bekämpft werden, so müssen sie es als ihre Aufgabe ansehen, den Schülern ihrer obern Classen eine für ihren Bildungsstandpunkt vermittelte Einsicht über die Grundlagen des Christenthums und die Geschichte und Lehre der Kirche zu vermitteln, ohne dafs sie deshalb darauf ausgehen, seichte oder halbe Theologen durch Mittheilung encyclopädischer Kenntnisse zu bilden und zu der Leichtfertigkeit anzuleiten, „welche mit einigen Phrasen ein Wort in der Theologie meint mitsprechen zu können.“ Das leichtfertigste Urtheil in kirchlichen und religiösen Dingen ist bekanntlich das Privilegium der vollständigen Unwissenheit. Das Wissen ist freilich überall nur Mittel zum Zweck, aber es ist ein unumgänglich nothwendiges Mittel. Man soll es weder überschätzen noch verachten, und meint Herr M., dafs man es vielfach im Religionsunterricht bei einer mechanischen Ueberlieferung des Stoffes bewenden liefse, so sind wir die letzten, ein solches Verfahren gutzuheifsen: nur hätten wir gewünscht, dafs er *dieses* Gebrechen etwas schärfer ins Auge gefafst hätte, als er gethan hat.

Die „anthropologische Behandlung“ des religiösen Stoffes soll nun die „Verlebendigung des Unterrichtes“ ermöglichen. Er soll sich nicht damit begnügen, die christlichen Wahrheiten als äufserlich gegeben oder als eine Auctorität, welcher Anerkennung und Unterwerfung gebührt, darzustellen, sondern auch darauf ausgehn, die menschlichen Anknüpfungspunkte und Bedürfnisse nachzuweisen, welchen die religiöse Wahrheit entgegenkommt, um sie zu befriedigen. Wäre das die Meinung des Verf., so würden wir ihr gern beistimmen und uns nur die Bemerkung erlauben, dafs jeder Lehrer, welcher durch eigene Geistesarbeit, eigenes Ringen und eigene Erfahrungen im lebendigen Besitz der christlichen Wahrheit ist, von selbst darauf geführt wird, diesen Weg zu betreten, da ihm ja daran gelegen sein mufs, persönliche Ueberzeugung zu erwecken. Aber es will wieder scheinen, als ob Herr M. diese Seite ganz ausschliefslich ins Auge gefafst hätte und es gänzlich verwirft, dafs der Unterricht auch die andere Seite beachtet, wie, um mit seinen Worten reden, „das Göttliche mit dem Menschlichen ringt, um es sich zuzuziehen, sich in dasselbe einsenken und es sich selbst zubilden zu können.“ Er mag selbst zusehen, ob er dadurch der christlichen Wahrheit selbst gerecht wird und ob er nicht in seinem Eifer einer andern Einseitigkeit verfällt, welcher mindestens ebenso grofse Gefahren drohen als der entgegengesetzten.

Bei alledem dürfen wir uns dessen, was er über die Erschliefsung der h. Schrift „von der anthropologischen Seite“ sagt, mit aufrichtiger Anerkennung freuen: er giebt auch hier die frucht-

barsten Winke zur Benutzung für den Unterricht. Ganz vortrefflich ist die Charakteristik der „Menschen des alten Bundes", wie der Dichter sagt, aus Stein und Flamme gebildet, welche, angethan mit jener zähen Urkraft und begabt mit offenem Sinn für das Erhabene und Majestätische ebenso hoch steigen wie tief fallen können und ihrer Geschichte mit ihrem Wechsel zwischen Fluch und Segen, Gericht und Sehnsucht nach der Erlösung. Ebenso dankbar acceptiren wir, was er über das in Christo, dem Gottmenschen, wiederhergestellte wahre Menschenthum und über die durch die Gnade verklärte Naturbestimmtheit des Paulus, Johannes, Petrus als dreier Typen christlicher Lebenserscheinungen sagt. Wir sähen es aber gerne, wenn er es nicht blofs bei diesen Andeutungen hätte bewenden lassen, sondern ein vollständiges Bild von der Art, wie er sich die Behandlung des A. und N. T. im Einzelnen denkt, entworfen hätte. Er will ja, „dafs die religiöse Litteratur selbst gelesen werde", damit „der Gymnasiast für die Religionsstunden ebenso wie für die philologische eine bestimmte Grundlage vor sich hat, durch die er in den Stand gesetzt ist vor- mit- und nachzuarbeiten." Bei der Betrachtung der heidnischen Religionen wird er nun wohl schwerlich die angeführten Quellenschriften den Schülern in die Hände geben wollen, sondern sich auf die Mittheilung von Auszügen, wie er sie auch abdrucken läfst, beschränken; auch den Prometheus des Aeschylus (S. 39) wird er kaum mit seinen Secundanern zu lesen geneigt sein. Aber welche Bücher des A. und N. T. will er erklärt und gelesen haben? Wenn z. B. in dem Lehrplan S. 76 für Secunda aufgeführt wird: „Die bedeutendsten Stadien und Träger des alten Bundes. Lectüre und Erklärung einiger kleinen Propheten, ausgewählter Stücke des Jesaias und Jeremias, darauf des Ezechiel und Daniel, endlich des Buches Hiob", so können wir wenigstens uns die Gründe gerade dieser Auswahl nicht recht vorstellen. Aus der Skizze des Unterrichtsganges empfangen wir darüber keine Auskunft. Hätte er sich tiefer auf den Gegenstand eingelassen, so würde er vielleicht erkannt haben, dafs er nur einen Gesichtspunkt, welchem niemand seine Bedeutung absprechen wird, aber durchaus kein umfassendes Grundprincip aufgestellt hat.

Erwägen wir nur eins. Herr M. will einen Plan für den Unterricht in den obern Classen vorlegen; er skizzirt uns zu dem Ende „einen Gang durch die heidnischen Religionen", eine Betrachtung des A. und des N. Test. „nach der anthropologischen Seite" und einen „Gang durch die christlichen Zeiten". S. 26 verspricht zwar eine Eintheilung „des Ganges" in die Semestercurse; S. 71 sagt aber nur, dafs der erste und zweite Gang der Secunda, der dritte und vierte der Prima zufallen soll. Wir haben also damit den ganzen von ihm bemessenen Umfang des Religionsunterrichts. Nun fehlt aber in diesem Plane die christliche Lehre sowie jede auf die Unterschiede der einzelnen kirchlichen Gemeinschaften bezügliche Unterweisung. Dürfen sie im Unterricht gar keine Stelle finden? Hat die Kirche, welcher die Zög-

linge angehören, und in welcher sie einst als ihre höher gebildeten Glieder eine leitende Stellung einnehmen sollen, kein Recht zu verlangen, dafs ihnen ihre Lehre zum Verständnifs gebracht werde? Soll es auch für sie mit dem Confirmanden-Unterricht abgemacht sein? Oder schwebt Herrn M. überhaupt ein höherer allgemeiner Unterricht ohne jede Beziehung auf eine Confession vor? In der Einleitung S. 7 sucht er allerdings den Grund dafür, dafs die überaus zahlreichen Verhandlungen über den Religionsunterricht „in Programmen wie in Lehrbüchern" „durchaus noch kein erhebliches Resultat" geliefert haben, darin, dafs man „immer noch zu einseitig das Interesse der Kirche, nicht scharf genug das der Religion und Jugend ins Auge fafste"; auch spricht er dort von „hierarchischem Orthodoxismus", welcher das Himmelreich mit dem Staatskirchenthum identificirt und „das staatskirchenthümliche scholastische Joch" als Hauptsache aller Erziehung zur Geltung bringen wolle. Aber er behauptet doch wieder nicht, dafs der Kirche gar kein Interesse gebühre; er stellt sich selbst entschieden auf den Boden der evangelischen Kirche und wird auf diesem Boden doch Kirche und Religion als ausschliefsende Gegensätze nicht ansehen wollen. Es gehört das alles mit zu der Unklarheit, die wir in der Abhandlung über die Grundprincipien wahrnehmen, von denen Inhalt und Behandlung des Religionsunterrichts bestimmt werden mufs.

Am eclatantesten tritt die Einseitigkeit des Verf. in seiner Verurtheilung der Kirchengeschichte hervor, auf welche wir noch eingehen wollen. Sie mufs, lehrt er, darthun, „wie das Christenthum als das neue aber ureigne (?) Lebensprincip, in die Menschheit eintretend, aller Gebiete des menschlichen Lebens (Einzel- und Volksindividualität, Familie, Staat, Kunst, Wissenschaft u.s.w.) sich bemächtigt hat, um sie von allen falschen Intentionen zu bebefreien und ihnen zu der Entwicklung zu verhelfen, zu welcher sie ihrer innersten Natur nach angelegt sind." Für eine solche Behandlung der Kirchengeschichte auf den Gymnasien fehlt nun aber die Einsicht in jene weiteren Lebensgebiete: kann man aber „in dieses Innere" nicht einführen, sondern mufs man „aufsen bei den einzelnen Ereignissen" stehen bleiben, so erscheint sie „so leicht nur (!) als Tummelplatz fruchtloser theologischer Streitigkeiten, staatskirchlicher Gewaltstreiche, hierarchischer Anmafsungen, priesterlicher Inquisitionsgrausamkeit gegen alles Menschliche, und man darf sich nicht wundern, wenn am Ende die Jugend in gerechtem Unwillen sich abwendet von einem Gebiet, wo unter dem Deckmantel eines Eifers für den Christengott und seine Kirche der berechnenden Barbarei mehr vorgekommen ist als der naiven bei den Wilden." Nach dieser Auslassung haben wir uns nur zu verwundern, dafs das Innere der Kirchengeschichte so sublim, die einzelnen Ereignisse derselben Geschichte aber so schrecklich sein sollen, dafs das Christenthum in der Kirche oder durch die Kirche — oder giebt es ein Christenthum noch aufserhalb der Kirche? — die wahre Natur aller Lebensverhältnisse hergestellt hat und doch die Geschichte der Kirche von lauter Greueln „ge-

gen alles Menschliche" berichten solle. Im Uebrigen können wir mit Herrn M. im Ernst nicht streiten, wenn er bei Spittler oder Henke die naturgetreue Darstellung der Entwicklung der Kirche Christi findet. — Er macht sich indefs bei seiner Verwerfung der Kirchengeschichte den Einwurf, dafs doch jeder Gebildete ein Verständnifs von den verschiedenen Zeiten der Kirche bekommen müsse. „Aber, fragt er, meint man etwa den Jüngling in den ewigen Geist der Zeiten eintreten zu lassen, wenn man ihm in Betreff der ersten christlichen Jahrhunderte von den Erscheinungen des Ebionitismus, Gnosticismus, Arianismus, Pelagianismus u. s. w. erzählt?" Als ob man aus den ersten christlichen Jahrhunderten nicht noch ganz andere Dinge zu erzählen hätte, welche hier namhaft zu machen wahrlich überflüssig wäre. Geradezu seltsam klingt seine weitere Frage: Wird man in den Geist der Reformation und der neuern Zeit einführen, wenn man die bald erfolgenden inneren und äufseren Kriege bis zu den protestantischen Hexenprocessen, die Zerreifsung der Kirchen ausführlich beschreibt u. s. w.? Als ob man den Geist einer Zeit nur aus dem, was bald erfolgt ist, begreifen könnte, und als ob nicht das Zeitalter der Reformation gerade in seinen Heroen, ihrem Leben und Wirken das reichlichste Material böte, um es dem Verständnifs der Jugend näher zu führen. Herr M. hat aber noch einen andern Grund, die Kirchengeschichte ganz abzulehnen, welcher sich ebenso gegen die Literaturgeschichte, ja gegen die Geschichte überhaupt richtet. „Statt als Anreizung zu allseitiger Auffassung der geschichtlichen Productionen und Thatsachen gebraucht man sie, um sich von ihr Ablafsbriefe zum Erlafs eignen Prüfens und eigner Urtheilsbildung zu kaufen." Er mag vielleicht Recht haben, dafs man aus der Geschichte der Literatur Urtheile über Dichter und Dichtungen unbesehen aufnimmt und dafs solche Urtheile sich zu einer „alles knechtenden und knutenden Tradition" gestalten; ja er findet sogar, dafs auf diesem Gebiete „eine gröfsere Tyrannei herrscht als unter dem päpstlichen Pfaffenthum." Soll sich nun aber das Gymnasium jeder Behandlung der Literaturgeschichte enthalten? Mufs der Lehrer den Schülern nicht noch über manche andere Dinge sein Urtheil vorläufig „oktroyiren"? Und darf man von dem gewissenhaften Lehrer nicht eine sorgsame Prüfung seiner Urtheile voraussetzen? Es weist in der That auf eigenthümliche Erfahrungen hin, welche der Verf. gemacht zu haben scheint, wenn er sagt, die übliche Art der Behandlung der Kirchengeschichte verführe zu den leichtfertigsten Urtheilen über alle religiösen, theologischen und kirchlichen Erscheinungen; hier ziehe man zum Beweise seiner Kirchlichkeit gegen den „Rationalismus" zu Felde; dort falle man über den „Supranaturalismus" her, hier lächelt man über die Mystik, dort rümpft man hochmüthig die Nase über die Theosophie. Wir müssen uns freilich bescheiden; derartige Erfahrungen stehen uns aus dem Unterricht in der Kirchengeschichte nicht zu Gebote.

Es ergeht dem Verf. hier wie früher. Um einer verkehrten Behandlung der Kirchengeschichte willen verwirft er sie ganz

und das, was er an ihre Stelle setzen will, kann doch nur als Mittel zur Belebung des Unterrichts gelten. Er *will* eine Reihe von Schriften mit den Schülern lesen, welche „jene Bewegung des Lebens darstellen, bei welcher der Mensch von einer niedern Gestaltung des Lebens zu einer höhern bis zur höchsten durch das Christenthum ermöglichten aufzusteigen strebt, um auf dieser Höhe die volle und allseitige Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses zu finden.“ Als solche schlägt er vor den Hirten des Hermas und einige Schriften des Augustinus wie *de vita beata, de ordine, de videndo deo,* die *soliloquia* und das Wichtigste aus den Confessionen, sodann Dantes göttliche Komödie und eine Blüthenlese aus Luthers Schriften, besonders den Tischreden, endlich Schleiermachers Monologe und den Ahasver und Ritter Wahn von Julius Mosen, und begleitet diese Vorschläge wieder mit einer Reihe treffender, anregender und lesenswerther Bemerkungen. Aber abgesehen von der praktischen Unausführbarkeit dieses Vorschlages ist denn das wirklich der Weg, „auf welchem den gerechten Forderungen, die man nach Seite der Geschichte hin für die Jugend macht, genügt werden kann“ (S. 14)? Hätte er uns eine Reihe von Lebensbildern an den hervorragendsten Trägern der kirchlichen Entwicklung vorgeschlagen, hätte er das richtige Wort, welches er bei der Erwähnung Luthers ausspricht, „*die Jugend* dürstet nach dem Anschauen solcher Persönlichkeiten, dazu mufs er selbst zu ihr reden“ zur vollen Geltung kommen lassen, so würde er der Geschichte gerecht geworden sein. Aber den biographischen Gesichtspunkt hat er sich dadurch versperrt, *dafs* er bei den „Lebensgestalten, deren Bedeutung im Ringen um eine Gesammtanschauung beruhte“, auf ihre „Systeme“ einzugehen für nothwendig aber nicht für räthlich hält, eine Besorgnifs, welche ahnen läfst, wie hoch und zugleich wie gering der Verf. von der kirchlichen Lehrentwicklung denken mag, indem sie ihm einmal die ganze Kirchengeschichte absorbirt und dann doch nur als ein Sammelplatz von lauter Verirrungen erscheint, von welchem die Jugend um keinen Preis etwas erfahren dürfe. So bleibt nichts als die Aufstellung weniger Spiegelbilder religiöser Entwicklung, in denen nur ihre Wahl aus verschiedenen Jahrhunderten an die Geschichte erinnert, und das soll die wahre Behandlung der Kirchengeschichte auf den Gymnasien darstellen? Der durchaus subjective Standpunkt, welcher für die objective Gestaltung des christlichen Lebens in der Kirche kein Verständnifs besitzt, tritt hier am erkennbarsten hervor.

Wir schliefsen mit dem Wunsche, dafs trotz unsers Widerspruches der Verf. nicht verkennen wolle, wie wir sein Streben, den Religionsunterricht lebendig zu machen, vollständig würdigen und theilen, und wiederholen ihm unsern Dank für die Anregung, welche er uns nach dieser Seite hin geboten hat.

Glogau. Klix.

II.

Der erste Theil der kleinen Schrift ist eine kritische Untersuchung der gewöhnlichen Anordnung des Religionsunterrichts in Gymnasien, oder vielmehr der Pensen in den beiden obern Klassen. Von „Kirchengeschichte, Einleitung in die Schrift, Erklärung der neutestamentarischen Schriften nach dem Grundtext, Symbolik, Dogmatik und Ethik“ sagt Hr. M, sie seien *mutatis mutandis* von der Universität auf das Gymnasium herübergenommen. „Dies müssen wir nicht nur als etwas Widernatürliches und darum Unfruchtbares, sondern auch als etwas dem religiösen Geistesleben der Jugend höchst Gefährliches bezeichnen. Denn wozu soll fürs erste eine Behandlung der Dogmatik frommen? Der Zweck dabei kann doch nicht blofs der sein, den Jünglingen zu zeigen, wie die Lehren der evangelischen Kirche, weit entfernt nur atomistische Behauptungen zu sein, vielmehr Glieder einer Reihe eng zusammenhängender Lebensblicke sind, die sich zu einer organischen Gesammtanschauung zusammenschliefsen. Dieser Zweck würde am einfachsten erreicht durch eine ordentliche Lectüre der Augsburgischen Confession, zumal wenn es gelingt, mit Hülfe des geschichtlichen Hintergrundes anschaulich zu machen, wie man in jener grofsen Zeit beim Emporringen aus einem erstarrten Todesleben sich der ewigen Mächte und Hebel bewufst geworden ist, welche das Leben allein zu einem Ganzen gestalten und emporheben können. Soll aber noch mehr als dies, soll zugleich eine Begründung der evangelischen Lebensanschauung gegeben werden, und soll diese nicht erfolglos nur an der Oberfläche hinstreifen, so ist nicht abzusehen, wie dies geschehen könne ohne jene Dialektik, deren Aufgabe es ist, die Nothwendigkeit, das Mafs wie die specifische Art einer christlich evangelischen Erkenntnis aufzuweisen und dann ein Gebäude aufzurichten, in welchem sich nicht blofs das unmittelbare praktisch religiöse Bedürfnis wohl befinden kann, sondern wo es auch dem Denkenden gesund und heimisch zu Mute wird. Ohne solche innere Bewegung der christlichen Wahrheitserkenntnis kann eine Begründung nur äufserlich auf Autoritäten recurrieren und wird dann — seien diese Autoritäten auch die erhabensten, wie Schrift, Kirche u. s. w. — nur äufsere Orthodoxie oder Verstandesscholastik. Wie aber eine solche einseitige verstandesmäfsige Behandlung der zartesten geistigsten Dinge auf die Jugend wirkt, dafür hat die Erfahrung unserer Zeit schreiende Zeugnisse aufzuweisen. Mögen immerhin einzelne oder zeitweilig der gröfsere Theil, weil die spontane Geisteskraft hinter der receptiven bis zu einer Geistesträgheit zurückgeblieben ist, sich eine Zeitlang für eine derartige scholastische Vorführung interessieren, aus Freude vielleicht an dem Ansammeln eines Kapitals von äufseren Kenntnissen: haben sie deren soviel als hinreicht, um die höheren Bedürfnisse des Geistes einzuschläfern, so verfallen sie bei allem Festhalten an dem Gegebenen in jenen Frost, der im Grunde der ärgste Indifferentismus, ja ein Hafs gegen das wahre evangelische Geistesleben (pharisäischer Christushafs) selbst ist. Als ob man die Früchte vom Lebensbaume der ewigen Wahrheit pflücken könnte, nur um sie in die Tasche zu stecken, und nicht, damit sie in verarbeitendem Geniefsen zu Lebenskraft verwandelt würden! Dahingegen werden jene Jünglinge, die, gemütvoll angelegt und darum mehr dem Innern zugekehrt, in dem mühsamen Central-Ausbau ihrer spröden Individualität begriffen sind, in ihrer eigensten Natur aufs tiefste sich gekränkt, ja verwundet fühlen, während in den regsamsten und lebendigsten Naturen Phantasie und Willensenergie mit der Gewalt im Früh-

ling hervorbrechender Gebirgswasser die Eisrinden jener Scholastik zerbrechen und nun das geordnete Bett des gesegneten Laufes verlassend, die Wurzeln und Säulen alles Bestehenden schonungslos unterhöhlen und zu eignem und Anderer Verderben an das Aufsenleben sich verlieren werden."

Es mufs doch behauptet werden, dafs Angaben, es werde in Prima Kirchengeschichte, Glaubenslehre und Sittenlehre getrieben, Niemand zu der Meinung berechtigen, es würden somit Universitätsdisciplinen vorweggenommen. Wer würde es wagen, diese Meinung auf die Aufzählung von Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik auszudehnen, Wissenschaften, deren vollendet systematische Form doch auch der Universität vorbehalten bleibt. Man mufs nur das „*mutatis mutandis*" freundlich auslegen. Wird vorausgesetzt, dafs man Mathematik, Geschichte, Glaubenslehre u. s. w. auf den verschiedenen Bildungsstufen gleich behandelt, dann entsteht freilich eine Absurdität, die indefs keinen ernstlichen Protest mehr nöthig macht. Aber man kann sagen, einige wissenschaftliche Disciplinen lassen sich auf der Universität erst constituiren, und das ist unzweifelhaft; während in der Schule vieles aus Archäologie, Metrik u. s. w. in Rede kommt, bilden sich doch diese Wissenschaften erst auf der Fachschule zu selbständigen Ganzen aus. In diese Rubrik stellt Hr. Michael wie es scheint auch die Glaubenslehre. Warum aber? Etwa weil sie zu spezielle Stoffe behandelte, die nur den Theologen interessiren, wie die Metrik nur den Philologen? Das nicht. Er macht es so, dafs er dem Primaner gleichsam sagt: „du kannst nicht fliegen, aber warte noch einige Jahre, dann lernst du es." Wir sagen dagegen: „du kannst weder jetzt fliegen, noch wirst du es je lernen, weil es dir Niemand vormachen kann; wir wollen einfach unsere Füfse gebrauchen, so gut es geht, später wird es freilich noch besser gehen." Ohne Bild. Jene Beschreibung der wissenschaftlichen Dogmatik, wie sie oben aus dem vorliegenden Buch mitgetheilt wurde, ist zu schön für diese arme Erde, und pafst nicht einmal auf eins der vorhandenen Lehrbücher, viel weniger auf das, was in die Köpfe und Collegienhefte der Studenten eingeht. Wer es ernsthaft meint mit dem was Erkenntnifs ist, wird nicht blofs die Anmafsungen bekannter philosophisch-theologischer Systeme richtig würdigen, sondern auch empirisch nachzuweisen vermögen, warum die landläufigen „Systeme" so viel Ursache haben, bescheiden zu sein. Wer viel mit Candidaten zu thun gehabt hat, die eben ihr Examen machen oder es (rühmlich) gemacht haben, der weifs, was es „mit der innern Bewegung der christlichen Wahrheitserkenntnifs" auf der Universität auf sich hat, und wie lächerlich die Annahme ist, unsere Candidaten — die Trefflichsten schliefse ich ein — recurrirten nicht mehr auf Autoritäten, sondern hätten sich ein haltbares eigenes dogmatisches resp. religionsphilosophisches Gebäude errichtet. Der Verf. hält es für ein geringes Ziel der dogmatischen Unterweisung, zu zeigen wie die Lehren der evangelischen Kirche, weit entfernt nur atomistische Behauptungen zu sein, vielmehr Glieder einer Reihe eng zusammenhängender Lebensblicke sind, die sich zu einer organischen Lebensanschauung zusammenschliefsen. Nach meiner Meinung wäre dieses Ziel ein sehr bedeutendes. Aber ich mufs den Sinn des Satzes wohl nicht verstehen, denn es heifst weiter, dafs dasselbe am besten erreicht würde durch eine ordentliche Lectüre der Augsburgischen Confession. Auch die ordentlichste Lectüre derselben kann den atomistischen Character der Artikel nicht in eine organische Lebensanschauung der christlichen Ueberzeugung verwandeln. (Ich citire was mir gerade zur Hand ist: J. Müller, die evangelische Union S. 153 f.)

Wie man aus Begeisterung für sogenannte „Objectivität" die Augustana zur Grundlage dogmatischer Unterweisung machen kann, begreife ich, nicht aber wie man in ihr etwas innerlich wohl verbundenes, geordnetes, dialektisch entwickeltes zu haben glaubt, wie es der dunkle Ausdruck „organisch" anzudeuten scheint.

Die Methode des Verf., wissenschaftliche Forderungen vorerst zu übertreiben, um den „Gymnasial-Captus" herabzudrücken, zeige ich noch an einem Beispiel. Er sagt von der Kirchengeschichte: „Soll sie sich nicht selbst aufgeben, so mufs sie darthun, wie das Christenthum als das neue aber ureigne Lebensprincip in die Menschheit eintretend aller Gebiete des menschlichen Lebens (Einzel- und Volksindividualität, Familie, Staat, Kunst, Wissenschaft u.s.w.) sich bemächtigt hat, um sie von allen falschen Intentionen zu befreien und ihnen zu der Entwickelung zu verhelfen, zu welcher sie ihrer innersten Natur nach angelegt sind; sie mufs zeigen, wie dieses Princip den Gang der Menschheitsgeschichte in eine immer freier und immer klarer fortschreitende Bewegung gebracht hat nach dem ursprünglich gesetzten Ziele hin, trotz aller Stagnation auf der einen Seite und aller leidenschaftlichen Revolution gegen das eigenste beste Selbst auf der andern Seite. Für eine solche Behandlung der Kirchengeschichte mufs aber auf dem Gymnasium die nothwendige Voraussetzung fehlen: die Einsicht in jene weiteren oben angeführten Lebensgebiete, wie sie eine rechte Ethik unter einen principiellen Gesichtspunkt zu stellen hat. Sobald wir aber nicht in dieses Innere einzuführen im Stande sind, sondern aufsen bei den einzelnen Ereignissen stehen bleiben müssen, so erscheint die ganze Kirchengeschichte so leicht nur als Tummelplatz fruchtloser theologischer Streitigkeiten, staatskirchlicher Gewaltstreiche, hierarchischer Anmafsungen, priesterlicher Inquisitionsgrausamkeit gegen alles Menschliche, und man darf sich nicht wundern, wenn am Ende die Jugend in gerechtem Unwillen sich abwendet von einem Gebiet, wo unter dem Deckmantel eines Eifers für den Christengott und seine Kirche der berechnenden Barbarei mehr vorgekommen ist als der naiven bei den Wilden." Man sollte aus dieser grofsartigen Stelle glauben, es gäbe eine solche wissenschaftliche Kirchengeschichte, oder vielmehr christliche Kulturgeschichte. Man kann aber getrost einen Preis darauf setzen, eine solche zu finden Wer nicht Redensarten und Stückwerk für Erkenntnis hält, wird dieses allerdings herrliche Ideal einer Wissenschaft nirgend realisirt finden; bei Neander, Hase, Niedner, Hagenbach ganz gewifs nicht. Noch neuerdings hat Dr. Schnaase sein Verlangen nach einer solchen Wissenschaft ausgesprochen (Bildung und Christenthum); er erwartet von denselben die einzige stichhaltige Apologie des Christenthums. Man darf auch hier sagen, dafs das Bessere der Feind des Guten ist. Die theologischen Professoren werden sich nicht abhalten lassen, eine andere „erhältliche" Art Kirchengeschichte, man mag sagen *taliter qualiter* zu dociren. Wenn wir „solche Behandlung" der Kirchengeschichte, wie sie Hrn. M. vorschwebt, den Hochschulen noch nicht zumuthen, so werden wir sie natürlich den Gymnasien noch eher erlassen.

Wie es Herrn M. nicht gelungen ist, Glaubenslehre und Kirchengeschichte als dem Gymnasium unzugängliche und verderbliche Unterrichtsgegenstände nachzuweisen, so gelingt es ihm auch nicht, die Einleitung in die einzelnen Bücher der heiligen Schrift zu verurtheilen. Er verurtheilt nur eine Vollpfropfung der Schüler mit literarischer Kritik, natürlich mit Recht, aber er beweist damit nicht, dafs es keine andere als eine kritische Einleitung gebe und auch nicht, dafs eine Nöthigung auf kritische Fragen in der Prima einzugehen, überhaupt

nicht vorhanden sei. Auch dafs die Ethik zu einer abstracten Tugend- und Pflichtenlehre herabsinken müsse, wird dadurch, dafs nur die wissenschaftl. Ethik die „Probleme über Freiheit und Determinismus und über den Zusammenhang der grofsen menschheitlichen Lebensgebiete“ darlegt, noch nicht im Entferntesten bewiesen. Es steht doch dahin, ob man nicht über diese Dinge schülermäfsig reden kann und mufs, und ob nicht eine solche Ethik, die diese Accomodation versucht, den Namen Ethik doch noch verdient. Auch dürfte man fast behaupten, dafs nicht jede Ethik Tugend- und Pflichtenlehre zu sein braucht, wenn sie nicht von metaphysischen Problemen wie Determinismus handelt, von denen die Meisten, auch Professoren, lieber erklären sollten, sie wüfsten darüber nichts Genügendes zu sagen. Ich kenne die theologische und philosophische Literatur der neuern Zeit im Allgemeinen auch, aber zuweilen denke ich doch, es seien dem Herrn Verf. Schätze der Wissenschaft zugegangen, die unsere ganze übrige Bücherwelt an Erhabenheit und Sicherheit des Erkennens weit zurücklassen. Er vergleicht die Wissenschaft mit „Alpenhöhen“, die sich zu uns nicht herablassen und Popularisirungen nicht zulassen. Wir wollen ihm nur verrathen, dafs wir auch gar keine Neigung haben, diese Alpenhöhen mit unseren Schülern zu ersteigen, was nach Hrn. M. so vergeblich wäre. Wir meinen mit der Glaubenslehre und Kirchengeschichte, die wir uns nicht nehmen lassen, etwas Bescheidneres, und verzichten allenfalls darauf, dafs man diesem noch die Namen beilegt, die Hr. Michael, wie es scheint, nur einer (zukünftigen) vollendeten Wissenschaft vorbehält. Wir vermeiden so einen Wortstreit, der zu nichts führt.

Wir kommen zu den Vorschlägen des Verf. über die Gestaltung des Religionsunterrichts in Sekunda und Prima. Die allgemeine Forderung ist: die Behandlung des Religionsunterrichts mufs anthropologisch werden, darf nicht theologisch bleiben, wie sie nach der irrigen Meinung des Verf. bisher gewesen ist. Der *ganze Unterschied* ist wunderlich ausgedrückt, es ist ein Denken in Präpositionen, wie „von unten nach oben“, das Göttliche ringt mit dem Menschlichen, das Menschliche ringt dem Göttlichen entgegen u. s. w. Da wir hier auf Philosophisches doch nicht eingehen dürfen, so lassen wir es unerörtert, ob es wirklich eine andere Anknüpfung unseres Wissens, als die anthropologische giebt. Für die Schule wenigstens fordern wir mit dem Verf. diese anthropologische Behandlung alles ethischen Wissens durchaus.

Nun sagt der Verf.: „das Erste ist ein Gang durch die heidnischen Religionen“, wobei gezeigt werden soll, dafs das allgemein menschliche religiöse Bedürfnifs in den heidnischen Religionen sich in seine einzelnen Seiten hin zerspalten hat, seine wahre Befriedigung aber erst im Christenthum gefunden; es soll die Einsicht gewonnen werden, dafs dieses die Ur- und Grundreligion der ganzen Menschheit ist. Nun soll mit dem Schamanenthum und Fetischismus begonnen werden; dann folgt Aegypten — hier soll „der Jüngling den Menschen kennen lernen, wie er seiner Lebenskraft als einer unzerstörbaren inne wird und somit die unsterbliche Seele zu einer Entwicklung ins Unendliche gedrängt sieht.“ Wenn es gut geht und der Sekundaner diese Observation wirklich gemacht hat, so geht's zur chinesischen Religion, die wieder eine Ausbeute liefert, die S. 31 zu lesen ist, dann werden einige Stellen aus Indischen sittlichen Sprüchen mitgetheilt und daraus wieder S. 35 eine andere Seite des anthropologischen Strebens abstrahirt. Eine sehr verschiedene Seite stellt dann die persische Religion dar S. 36—38, die auch in einer Resultante ausgesprochen wird. So soll „auf jeder Stufe dem Menschen abgelauscht

werden, wohin der magnetische Zug seiner Seele geht.“ Es dürfen auch die Griechen nun nicht fehlen; aber damit tritt eine Schwierigkeit ein, denn nun dürfte man doch nicht ein paar übersetzte Fragmente vorlesen, um daraus irgend eine neue Form menschlichen Ringens als Quintessenz dieser Nationalität zu abstrahiren. „Man müfste also geradezu den Homer [1]) mit Hervorhebung der religiösen Seite lesen, gewifs zum grofsen Nutzen. Sehen wir uns indefs [2]) weiter um, so dürfte ein Werk für unsern Zweck ganz geeignet sein: Der Prometheus des Aeschylos.“ Nun sollte man denken, aus dem Prometheus lasse sich höchstens des Aeschylos Anschauung eruiren, aber das wäre dem Zweck nicht entsprechend, denn es gilt „dem Menschen abzulauschen wohin der magnetische Zug seiner Seele geht“ u. s. w. Also wird grofsartig gesagt: „Hier enthüllt uns der Grieche seinen Drang durch freie Entfaltung aller Gaben des Geistes und des Leibes das unendliche Ziel göttlich harmonischer Vollendung anzustreben.“ Das hat dann der Schüler zu glauben. Mir kommen immer dabei die literaturgeschichtlichen Compendien für höhere Töchter in den Sinn, die in zwei Zeilen den tiefen Gedanken eines klassischen Epos entwickeln, das keine der Damen gelesen hat; aber warum nicht:

.... „Der ewgen Sphären Harmonie
Sperr ich, wie ihr die Nachtigall, in Käfige.“

Zuletzt kommt dann die nordisch-germanische Religion an die Reihe, die natürlich auch ein generelles Bild des germanischen Menschen hergeben mufs, das man auf S. 48 nachlesen kann.

Die Sekunda soll dann aus diesem Pensum in das Alte Testament treten, nicht um es einfach kennen zu lernen, sondern um „den Menschen des alten Bundes in seiner Eigenthümlichkeit“ kennen zu lernen. Wenn Jemand diese Bestrebungen in die Ethnologie weisen wollte, so würde er nicht im Sinne des Verf. verfahren; er nennt das Religionsunterricht; hat auch seine Gesammtanschauung des Juden schon fertig, darin glücklicher als die Gelehrten, welche sich noch immer mit dem Charakter dieser Menschenart forschend beschäftigen. Das von ihm gefundene Resultat über den Menschen des Alten Bundes hier mitzutheilen, verlohnt sich nicht. Aber er empfiehlt uns zur Veranschaulichung das Studium des Hiob, also eines Buches, das nach meiner Erfahrung in Luthers Uebersetzung keinem Schüler zu einem einigermafsen befriedigenden Verständnifs gebracht werden kann.

Der Verf. spricht von einer zweiten Art der Benutzung des Alten Testaments, die mehr inhaltlich ist. Denn im Alten Testament wird der Mensch durch das Gesetz erzogen und vorbereitet zur Trägerschaft eines Segens für die ganze Erde. „Er (der Schüler) lernt den Menschen begreifen, der mit jener wuchtigen Natur nur vor diesem Ideal sich beugen wollte, ja, so sauer es ihn ankam, den Blick fest auf diese Höhe gerichtet zu halten und so oft er und dann wie tief! von ihm abfiel, doch im Grunde nie ganz von ihm loskommen konnte: denn es war sein Gewissen. Und dies ist ja gerade das Grofse an den alttestamentlichen Persönlichkeiten bei allen ihren Verirrungen: denn so wenig sie Heilige im mittelalterlichen Sinne waren, waren sie doch Heilige Gottes. In welchem Heroismus treten dann vor die Augen der Jugend Gestalten wie Moses, Elias u. a., die das Volk in Zeiten der

[1]) Etwa die Vossische Uebersetzung.

[2]) Jenes scheint also Schwierigkeiten zu machen, wahrscheinlich in Rücksicht auf die Zeit, welche erforderlich wäre.

tiefsten Versunkenheit und Fäulnifs zur Besinnung auf ihr wahres Selbst brachten und wieder auf die Höhe emporzuheben suchten. Und welchen Eindruck macht es nun auf den Jüngling, wenn er sieht, wie das Volk allemal, so lange es zu dieser Höhe emporblickte, auch zu Kraft und Freiheit und Stärke aufblühte, so oft es sich aber davon hinwegwandte, der Feigheit und Sklaverei anheimfiel.“ Das ist in der That ein mehr religiöses Gebiet und wird wohl von keinem Religionslehrer bisher unbeachtet geblieben sein.

Der Prima weist er nun *a*) Das Neue Testament zu. Die von ihm vorgeschlagene Behandlung ist, abgesehen von den eingestreuten Ueberschwänglichkeiten, die bisher, so viel ich weifs, befolgte. Dafs die apostolischen Schriften auf dem Gymnasium „mit vollständigem theologischen und philologischen Apparat exegetisiert“ würden, lehnt er mit Recht ab, es verbietet sich ohnehin von selbst. Das Zweite, womit also der Religionsunterricht in der Schule schliefsen soll, ist *b*) ein Gang durch die christlichen Zeiten. Der Verf. meint die Lectüre einer christlich religiösen Literatur, einer Auswahl von Schriften mehr protreptischen Charakters. Der Gedanke ist recht gut. Eine zweckmäfsige Chrestomathie aus patristischen, mittelalterlichen, reformatorischen und modernen Religionsschriften würde jeden kirchengeschichtlichen Unterricht sehr beleben. Nur die Armuth unserer Schüler macht den Plan schwer ausführbar, denn der Schüler müfste das Buch doch selbst in Händen haben. Die vom Verf. vorgeschlagenen Schriften sind freilich nach meiner Meinung nicht gut gefunden. Der Hirt des Hermas ist mir durch frühere Studien ziemlich bekannt, und ich war nicht wenig erstaunt, diese sehr unbedeutende Schrift hier figuriren zu sehen. Sodann schlägt er mehrere Schriften Augustins vor (*de vita beata*, *de ordine*, *soliloquia*, *de videndo deo*, Stücke aus den *Confessiones*) worüber nichts zu sagen ist, als dafs diese Lectüre sehr förderlich sein kann. Aus dem Mittelalter schlägt er „Dantes göttliche Komödie“ vor, die er die gröfste Dichtung aller Zeiten nennt. Davon verstehe ich zu wenig; sehe aber aus den Controversen der Gelehrten, dafs das Verständnifs der göttlichen Komödie im Einzelnen keineswegs aufs Reine gebracht ist und wundere mich nicht darüber, da es von einer Kunde der politischen und kirchlichen Zustände des damaligen Italiens abhängig ist, die man bei Schülern nicht erstreben kann. So meine ich aber auch, dafs man aus dem Buche wohl historische und kulturhistorische Bildung schöpfen kann, aber schwerlich religiöse, die eben vorausgesetzt wird.

Weiterhin will der Verf. eine Blütenlese aus Luther's Schriften veranstaltet sehen, mit Hervorhebung der Tischreden. Aus der neuern Zeit erwähnt er Schleiermachers Monologen, ein herrliches Werk, aber sind mehr als einzelne Stücke daraus dem Jüngling zugänglich? Wer mir sagt, dafs er die Monologen (alle) mit befriedigendem Verständnifs in der Schule habe lesen lassen, den sehe ich eben so an als der mir versichert, den ganzen Lessingschen Laokoon den Primanern deutlich gemacht zu haben, nämlich als einen Zauberer oder einen — Schwätzer.

Endlich macht er noch aufmerksam auf Ahasver und Ritter Wahn von Julius Mosen, Stücke die mir nicht bekannt sind und die kennen zu lernen mich die Inhaltsangaben des Herrn M. nicht sehr reizen. Soll ich mein Urtheil resümiren, so denke ich so: 1) dafs die bisherigen Pensa des Religionsunterrichts in den obern Klassen falsch gegriffen seien, hat Herr Michael in keiner Beziehung bewiesen. 2) Der Gang durch die heidnischen Religionen gehört auf die Universität, als „comparative Religionsgeschichte.“ Denn aus einigen Stellen ägypti-

scher, indischer, persischer Religionsbücher (in deutschen oder französischen Uebersetzungen mitgetheilt) die betreffende Kultur- und Religionsstufe dem Schüler zu entwickeln und in Formeln zu bringen, führt zu bodenlosem Gerede, das der Verfasser sonst perhorrescirt [1]). Aufserdem wird jetzt mit ziemlicher Uebereinstimmung um der Concentration willen in der Geschichtsdarstellung auf den Gymnasien jenen Völkern so gut wie gar keine Zeit gewidmet, man beschränkt sich auf Juden, Griechen und Römer und das Wenige aus der anderweitigen alten Welt was zum Verständnifs der leitenden Geschichte erforderlich ist. Da wird es um so weniger Bedenken haben, auf jene religions-philosophische Excursionen zu verzichten. In C. L. Roths Weise wird freilich jeder Lehrer der Religion hier und da sittliche und religiöse Begriffe der Griechen mit christlichen vergleichen; aber nicht *ex professo*, sondern nebenbei [2]).

3) Was das Alte Testament angeht, so warte ich vorerst den Beweis ab, dafs in der Gymnasialzeit die von Hrn. Michael beabsichtigte ethnologische Bildung daraus gewonnen werden kann. Nach meiner Meinung ist für die Lesung des Alten und Neuen Testaments nur dann recht gesorgt, wenn das eigentlichst Anthropologische in den Vordergrund gestellt wird, nämlich die Frage, wie rege ich durch das Einzelne den sittlich-religiösen Sinn des Lesers, sein Gemüth und seinen Willen an? Dem Zweck soll Alles Andere dienen; dies ist keine Theologie und Gelehrsamkeit, sondern Religion, zunächst Pietismus, der so unentbehrlich ist.

4) Ueber die Chrestomathie aus christlicher Literatur sage ich nichts Näheres. Bevor man Vorschläge macht, müssen die Absichten, welche man durch das Buch erreichen will, viel mehr durchgesprochen sein. Man fällt sonst, wie die Auswahl des Herrn Verf. zeigt, den deutschen Lesebüchern in ihr Gebiet. Vorläufig mufs man verlangen, dafs der Religionsunterricht auch ohne diese Chrestomathie sein Ziel erreiche.

---

[1]) Das neuste Buch über den Gegenstand Trottet, *le génie des Civilisations* widmet den orientalischen Culten doch wenigstens 430 Seiten, woraus sich einige Kenntnifs erwerben läfst.

[2]) So macht es auch der philologische Lehrer bei Cicero, Plato u. s. w., wenn er sein Amt nicht blofs wie ein Grammatikus betreibt.

Berlin. W. Hollenberg.

IV.

Griechische Grammatik zum Schulgebrauche von Felix Sebast. Feldbausch. Fünfte Auflage. Heidelberg. Akademische Verlagsbuchhandlung von C. F. Winter. 1862. VI u. 391 S. gr. 8.

Bei einem Buche, welches, wie das von uns anzuzeigende, nun bereits in seiner fünften Auflage erscheint, bedarf es selbstredend nicht erst einer Rechtfertigung seines Erscheinens, noch

der Nachweisung der Brauchbarkeit desselben, noch endlich einer nochmaligen Auseinandersetzung des Planes, den der Verfasser bei Abfassung desselben befolgt hat. In letzter Beziehung wird denjenigen, welche sich überhaupt für dergleichen literarische Erscheinungen interessiren, auch diese Grammatik und somit auch der Plan, nach welchem sie gearbeitet ist, sowie Mafs und Form des Gegebenen aus den früheren Auflagen hinreichend bekannt sein. Genügende Gewähr ihrer Brauchbarkeit aber und somit auch der Berechtigung ihres Wiedererscheinens leistet neben dem Namen des auch durch seine anderweitigen Schriften rühmlichst bekannten Verfassers eben der Umstand, dafs sie trotz der seit ihrem Entstehen ans Licht getretenen unzähligen Versuche, den Schüler in die griechische Sprache einzuführen, doch immer eine ehrenvolle Stelle behauptet hat und noch behauptet.

Unsere Absicht kann daher auch nur sein, das Verhältnifs anzugeben, in welchem diese fünfte Auflage, zu den frühern, namentlich der vierten steht, und anzudeuten in wie weit der Verfasser auch in dieser neuen Auflage einerseits nicht unterlassen hat, überall wo es thunlich und sachdienlich schien, nachbessernde Hand anzulegen, anderseits aber auch, was bei einem vielgebrauchten Schulbuche nicht zu gering anzuschlagen ist, wiederum dafür Sorge getragen hat, dafs durch die vorgenommenen Aenderungen der Gebrauch der frühern Auflagen neben der neuen nicht allzusehr erschwert würde. Was den ersterwähnten Punkt betrifft, so möchten wir, nach genauerer Durchsicht dieser neuen Ausgabe als Vorzüge derselben vor den frühern, namentlich der vierten, in Kürze besonders folgende hervorheben:

1. Bei der Angabe einzelner, besonders zweifelhafter Formen sind in dieser Ausgabe immer die Textesrecensionen der neuesten Critiker verglichen; in Beziehung auf die homerischen Formen ist überall die neueste Ausgabe der homerischen Gedichte von Im. Bekker berücksichtigt; Formen, welche sich auf unsichere Lesarten stützen, sind überall weggelassen worden. Man vrgl. z. B. § 95, 4, § 164, 19, § 192 Anm. u. s. w.

2. Die Regeln der Syntax haben, so weit dieselben dazu bestimmt sind, möglichst wörtlich dem Gedächtnisse der Schüler eingeprägt zu werden, in dieser Ausgabe noch mehr, als in der vorletzten, eine immer noch präcisere, dogmatische Form erhalten. In dieser Beziehung sind oft scheinbar unwichtige Kleinigkeiten in einer Schulgrammatik von gar nicht so geringem Belange: wir erwähnen beispielsweise die Bezeichnung gewisser grammatischer Verhältnisse durch ein prägnantes Wort, wie in der neuesten Auflage § 363 die Bezeichnung *Aoristus gnomicus* (oder *gnomologicus*), bei welchen Bezeichnungen, wenn sie einmal gehörig erklärt worden sind, der Schüler nachher immer sogleich weifs, woran er ist. Wir hätten deshalb gern von solchen grammatischen *terminis* noch öfter Anwendung gemacht gesehen, und rechnen dahin Bezeichnungen, wie: *Conjunctivus adhortativus, dubitativus, prohibitivus* u. s. w.; ebenso zur Unterscheidung der vier in Bedingungssätzen möglichen Fälle folgende Bezeichnungen:

1. *sumptio dati* oder objective Annahme, 2. *sumptio non dati*, oder fingirte Annahme, 3. *sumptio dandi* oder problematische Annahme. 4. *sumptio ficti* oder dubitative Annahme u. A.

3. Die Beispiele zu den Regeln der Syntax sind, wo es nur immer angemessen erschien, vermehrt, die minder passend scheinenden durch passendere ersetzt worden.

4. Ein weiterer Vorzug dieser neuen Auflage vor den frühern besteht noch darin, dafs auch über neutestamentliche Gräcität soviel als zur Erklärung des Urtextes des neuen Testaments erforderlich ist, an den betreffenden Stellen hinzugefügt worden ist.

5. In Beziehung auf anderweitige Zugaben, die sich nicht auf das vorher Angeführte beziehen, hat sich der Verfasser, um nichts von einem andern Vorzuge einer Schulgrammatik, dem möglichster Kürze, einzubüfsen, abgesehen von kleineren Ergänzungen, auf wenige wesentliche Zusätze und zwar nur solche, die jeder Lehrer für sehr zweckmäfsig halten wird, beschränken zu müssen geglaubt. Wir wollen in dieser Beziehung hinweisen auf das in dem neu hinzugekommenen § 96. G. enthaltene zusammenstellende Verzeichnifs aller unregelmäfsigen Nomina mit jedesmaliger Hinzufügung der Stellen, wo der Schüler weitere Belehrung darüber findet; ferner auf die § 176 A. 4 jetzt gegebene übersichtliche Zusammenstellung der Formen des *Perfecti Passivi* der Verba auf *αίνω* und *ύνω*. Aus dem eben angegebenen Grunde hat denn auch wohl der Verfasser einige von dem einen oder andern Lehrer gewünschte Anhänge, z. B. über attisches Mafs und Münzen, Eintheilung des Jahres und Monats bei den Griechen, ferner eine ausführlichere Behandlung des metrischen Anhanges, Ausdehnung desselben auf die gewöhnlichsten Metra der Tragiker etc. als zu denjenigen Dingen gehörig angesehen, die, soweit sie nöthig sind, passender durch mündliche Mittheilung des Lehrers gegeben werden können, sonst aber, wie aus dem in der Vorrede Bemerkten hervorgeht, Wünschen derjenigen Lehrer, welche die frühern Auflagen durch Gebrauch näher kennen gelernt, in so fern sie mit dem Plane des Ganzen sich in Einklang bringen liefsen, aufs Bereitwilligste Rechnung getragen.

Als einen sechsten, bei einem Schulbuche auch keineswegs gering anzuschlagenden Vorzug dieser neuesten Ausgabe endlich möchten wir noch die äufsere Ausstattung desselben erwähnen, die in jeder Beziehung eine noch freundlichere und gefälligere geworden und ebenso durch ihre Correctheit sich empfiehlt. Von Druckfehlern sind uns nur aufgestofsen: pag. 63, Z. 23 v. u. st. *Μωΰσης* 95 C. 11 zu lesen *M.* 96 C. 11. — pag. 65 Z. 2 v. o. fehlt unter der Bezeichnung des § 97 der Buchstabe: *B*; — endlich pag. 241, Z. 1 v. o. fehlt die Bezeichnung des § 254.

So glauben wir das Buch in seiner neuen Gestalt nicht nur denjenigen, die es in den frühern Auflagen kennen gelernt haben, sondern auch allen denen empfehlen zu dürfen, welchen es darum zu thun ist, ihre Schüler auf eine gründliche Weise in die grie-

chische Sprache einzuführen. Sie werden in demselben in Beziehung auf Umfang überall die Grenzen nach langjähriger Erfahrung bemessen und durch langjährige Erfahrung erprobt, in Beziehung auf Fassung aber überall den Gesichtskreis und die Fassungskraft des Schülers berücksichtigt finden. Wie sich einerseits in einem auf Lyceen und Gymnasien gewöhnlich gelesenen Schriftsteller kaum eine grammatische Fügung finden möchte, über welche der Schüler hier nicht die gewünschte Auskunft findet, so hat doch andrerseits der Verfasser mit Recht nur vereinzelt vorkommende Eigenthümlichkeiten mancher Schriftsteller, überhaupt alles Absonderliche, zu Specielle oder der Willkür Unterworfene der mündlichen Erklärung des Lehrers überlassen.

Wenn aber von Manchen für die ersten Anfänger ein eigenes Lehrbuch gewünscht wird, welches nur so viel enthält, als dieser grade auf dieser ersten Stufe lernen soll, so hat dies unverkennbar auch gewisse Vorzüge, indem der Lehrer nicht genöthigt ist, jedes Mal erst den Schüler darauf aufmerksam zu machen, wie viel er für jetzt lernen und was er dagegen vorläufig übergehen soll, und so vielleicht anfänglich etwas rascher vorwärts zu schreiten im Stande ist, in welcher Beziehung wir selbst bei einem frühern Anlafs solchen Büchern das Wort geredet haben. Jedenfalls aber bringt es dem Schüler in manchen andern Beziehungen ebensoviel und nach der Ansicht der Mehrzahl der Lehrer noch mehr Gewinn, wenn ihm gleich beim ersten Beginne des Sprachunterrichts ein solches Lehrbuch in die Hände gegeben wird, welches ihn bei fortschreitendem Unterrichte als bekannter, treuer Führer fortwährend begleitet, und aus dem er sich von den untersten bis in die obersten Klassen stets Rath holen kann und worin er, wenn ihm einmal etwas entfallen ist, auch ohne Register sofort Seite und Paragraph zu finden weifs, wo er es wiederfinden kann. Die oben angeführten Vortheile jener sogenannten Elementargrammatiken aber werden auch in unserm Lehrbuche grofsentheils dadurch erreicht, dafs das von vorn herein noch nicht zu Lernende, also dasjenige, was mehr zur Belehrung für Gereiftere dient, was eine tiefere Einsicht in Wesen und Zusammenhang gewisser sprachlichen Erscheinungen gewährt, schon durch die Ueberschriften gekennzeichnet und gewöhnlich in Form von Anmerkungen zur Erleichterung für Lehrer und Schüler schon durch den Druck vom eigentlichen Texte unterschieden ist.

H. —ch.

V.

Schmidt und Wensch, Elementarbuch der griechischen Sprache. I. Abth. Beispiele zum Uebersetzen aus d. Griechischen ins Deutsche. Fünfte verbesserte und mit einem Anhange versehene Ausg. Halle 1862 (Waisenh.). 366 u. 60 S. 8.

Das vorliegende Buch gehört zu den bereits bewährten Hülfsmitteln für den griechischen Elementarunterricht, und kann, auch wo es nicht eingeführt ist, als Beispielsammlung dem Lehrer gute Dienste leisten. Es enthält eine doppelte Reihe von Uebungen, so dafs man mit denselben Schülern, wenn sie nicht länger als ein Jahr in einer Klasse sitzen, nicht dieselben Sätze zweimal durchzunehmen hat. Ein gröfseres Quantum von Sätzen, glaube ich, wäre im Allgemeinen wünschenswerth, besonders aber für die pura der dritten Declination, für die Pronomina, von denen namentlich die Reflexiva mehr Berücksichtigung verdienten, und für einige Verba auf *μι*, in Betreff deren es übrigens nicht gerade zu den Vorzügen des Buches gehört, dafs *εἶμι* und Aoriste wie *ἔβην ἔγνων ἑάλων* in der Abtheilung für Passivum und Medium vorkommen. Dagegen könnte von den Lesestücken ein gut Theil fortbleiben, denn der Schwerpunkt mufs doch in solchen Büchern auf die einzelnen Sätze zur Einübung der Formen gelegt werden, und der Schüler mufs, sobald er die Elementar-Grammatik absolvirt hat, die Schriftsteller selbst in die Hand nehmen. — Der Anhang enthält aufser einer Anzahl nach dem Accent geordneter Vocabeln eine dritte Reihe von Sätzen über die Declinationen, auf welche von S. 41 an noch recht zweckmäfsige deutsche Beispiele zur Einprägung der angewandten Wörter folgen.

Berlin. W. R.

VI.

Xenophons Anabasis. Für den Schulgebrauch erklärt von F. Vollbrecht. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1862.

Dafs von dieser Ausgabe der Anabasis schon wenige Jahre nach ihrem ersten Erscheinen eine zweite Auflage nothwendig geworden ist, giebt ein ehrendes Zeugnifs von der Brauchbarkeit derselben, um so mehr, da die Zahl ähnlicher Bearbeitungen derselben Xenophonteischen Schrift nicht unbeträchtlich ist. Der Herausgeber hat es sich angelegen sein lassen, seine Ausgabe

noch mehr zu vervollkommnen, indem er sowohl den Excurs über das Heerwesen der Söldner als auch die erklärenden Anmerkungen zu dem Texte erweitert hat; namentlich ist dies letztere in Bezug auf die geographischen Bestimmungen an einzelnen Stellen in bedeutendem Maſse geschehen. Vgl. die Anm. zu IV, 1, 1; 2, 2; 3, 6; 4, 2; 5, 9; 6, 4; 5; 27; 7, 1 u. 12; 8, 20, deren Zahl, nur aus einem Buche entnommen, schon beträchtlich ist. Auch die anderen sachlichen Erklärungen haben Zusätze erhalten, wie IV, 4, 4; 6, 16; 8, 27; die die Sprache betreffenden Erklärungen sind zum Theil erweitert, wie IV, 5, 14; V, 6, 32; 7, 25; in anderen Fällen ist die Fassung derselben verbessert, wie IV, 5, 7; 6, 11 u. 13; V, 2, 7; 6, 29. Neu hinzugekommen sind verhältniſsmäſsig nur wenig Erläuterungen, z. B. V, 4, 20 u. 33; 7, 9; 12; 27; noch spärlicher sind Verkürzungen.

Es ist zu hoffen, daſs auch diese zweite Auflage dieselbe günstige Aufnahme finden wird, wie die erste.

Berlin. Büchsenschütz.

VII.

Herodot für den Schulgebrauch erklärt von Dr. K. Abicht. Erster Band (Buch I und II); zweiter Band (Buch III und IV). Druck und Verlag von B. G. Teubner. Leipzig 1861 und 1862.

Nachdem Lhardy in seiner Ausgabe des Herodot namentlich von Seiten der lexicalischen Erklärung des Schriftstellers Tüchtiges geleistet hat, gereicht es Krüger zum besonderen Verdienst, durch eine eingehende und reichhaltige grammatische Interpretation der Erklärung des Herodot nach dieser Seite hin eine feste Grundlage gegeben zu haben. Dagegen ist die Ausgabe von H. Stein insofern einem Bedürfniſs der Schule entgegengekommen, als in derselben die Resultate der neueren Forschungen über den Orient und Aegypten mit Urtheil und Geschmack benutzt sind. Dieser letzteren Ausgabe ist die vorliegende rasch gefolgt, in welcher der Verf. sich bemüht hat, die beiden genannten Gesichtspunkte der Erklärung in einer dem Zwecke der Schule entsprechenden Weise zu verbinden und auch für das Privatstudium das Verständniſs des Schriftstellers zu erleichtern.

Was zunächst die Einleitung in das ganze Werk (p 1—28) anbetrifft, so hat der Verf. in Beziehung auf Herodots äuſsere Lebensschicksale, seine Erziehung, sein Verhältniſs zu den Logographen Bekanntes übersichtlich zusammengestellt; unsicher und sehr bedenklich ist § 3 seine Classifizierung der Reisen des Schriftstellers, deren der Verf. sechs annimmt, indem sich wohl die

räumlichen Grenzen, keineswegs aber die Zahl und der Umfang jeder einzelnen auf Grund herodoteischer Stellen oder anderer Zeugnisse des Alterthums feststellen lassen. Jedenfalls kann man z. B. gegen die Ansicht des Verf., dafs Herodot auf seiner ersten Reise die südwestliche Küste von Pontus und Kleinasien besucht habe, während er erst später auf der fünften die westliche, nordöstliche und südöstliche Küste von Pontus gesehen habe, mancherlei Bedenken erheben, und ebenso wenig läfst es sich (mit Wahrscheinlichkeit) feststellen, ob Herodot auf einer ersten oder zweiten Reise bis nach Persien gekommen sei. Ueber den Plan des herodoteischen Geschichtswerks, die Vorlesungen des Schriftstellers, die künstlerische Einheit der neun Bücher, die religiös-sittliche Weltanschauung des Herodot hat der Verf. im Anschlufs an die Arbeiten von Hoffmeister und Runge manches Treffende gesagt, ebenso § 7 in Beziehung auf die Quellen des Herodot mit Recht scharf hervorgehoben, dafs die Glaubwürdigkeit des Schriftstellers bei Darstellung persischer Verhältnisse eine weit gröfsere sei als bei den babylonischen und scythischen Geschichten, während das Verhältnifs der herodoteischen Darstellung zu den neueren Forschungen über Aegypten hier ausführlicher hätte entwikkelt werden können. Vor Allem sehr dankenswerth ist die § 8 dem Dialekt und der Sprache des Herodot gewidmete Erörterung und die der Einleitung in den Schriftsteller beigegebene Uebersicht der wichtigsten Abweichungen des herodoteischen Dialekts von dem attischen, welche, wie die von Classen in der Attika gegebenen, in der Anordnung meist auf Dindorfs *commentatio de dialecto Herodoti* in der Pariser Ausgabe 1845 beruht und in Einzelheiten manches Neue aus den eigenen Forschungen des Verfassers [1]) über den Dialekt des Herodot enthält. Dieser kurzen, aber sehr klaren Uebersicht (p. 29—39), welche bisher in Schulausgaben vermifst wurde, hat der Verf. ein alphabetisches Verzeichnifs der am häufigsten vorkommenden ionischen Wortformen beigegeben.

Was zunächst die kritische Constitution des Textes anbetrifft, so unterscheidet sich die vorliegende Ausgabe wesentlich von der Steins und anderer Vorgänger. Während Stein in ausgedehntem Mafse die Lesarten des Codex Sancrostianus zu Grunde gelegt hat, ist der Verf. namentlich in Folge des Umstandes, dafs die Untersuchungen Bredows, Dindorfs und eigene Forschungen über den Dialekt des Herodot im Wesentlichen in der Mediceischen Handschrift, welche der Verf. nach Gronov (1675) zum ersten Male in den Jahren 1856 und 57 an Ort und Stelle verglichen hat [2]), ihre Bestätigung finden, zu der Ueberzeugung gekommen, dafs dem Cod. Mediceus mit seiner Familie vor dem Sancrostianus und den von demselben abhängigen Handschriften der Vorzug gebührt. Nach einer Andeutung in den *curae Herodoteae* des Verf. zu schliefsen, rechnet derselbe zu den vom Codex Medi-

[1]) *Quaestionum de dialecto Herodotea spec. I.* Göttingen 1859.
[2]) Vgl. Philol. XII, 201 ff.

ceus (M) abhängigen Handschriften den Ascevianus (K), Passioneus (P), Florentinus (F); über den Sancrostianus hat der Verf. ebendaselbst p. 12 seine Ansicht ausgesprochen: „*Saepissime enim correctorem temere et impudenter male sana molientem agnoscimus, qui nonnunquam sanas lectiones perverse attentat, saepius mendosa mendosis substituit*“ *etc.* Soweit sich bis jetzt das Verhältnifs des Mediceus zum Sancrostianus auf Grund einzelner näher geprüfter Stellen übersehen läfst, verdient allerdings die Ansicht des Verf. in Betreff des Werthes des Mediceus eine besondere Beachtung. Gegen den Sancrostianus scheint dem Referenten der Umstand zu sprechen, dafs z. B. I, 45 ohne Grund in demselben verkürzt ist, I, 56—69 ganz fehlen, von I, 96—100 nur eine Inhaltsübersicht gegeben ist, I, 103—106 ausgelassen sind, vielleicht weil dem Schreiber die Abschweifung nicht behagte, I, 131—136 fehlen und darauf I, 137 umgeändert ist. Freilich sind die Lesarten des Sancrostianus oft leicht und gefällig, aber eben deshalb auch oft verdächtig, vgl. z. B. IV, 70. Für den Mediceus spricht z. B. der Umstand, dafs irrige Formen, wie *ἐγενέατο*, *ἐβουλέατο* u. andere (vgl. B. II. c. 165 u. 166), nur selten in demselben gefunden werden. Indessen ist erst die vom Verf. versprochene ausführliche Erörterung über die Handschriften des Herodot abzuwarten, ehe diese sehr schwierige Frage genauer untersucht werden kann. Mit den kritischen Grundsätzen des Verf. hängt es zusammen, dafs derselbe z. B. I, 50 *λυδοῖσί τε πᾶσι προεῖπε* (Croesus) *θύειν πάντα τινὰ αὐτῶν τούτῳ ὅτι ἔχοι ἕκαστος* auf Grund des Mediceus *τοῦτο ὅτι* hergestellt hat, welche Lesart durch Stellen wie III, 138 *ὁ δὲ ἀντὶ τούτων ἑτοῖμος ἦν διδόναι τοῦτο ὅτι βούλοιτο αὐτός* und I, 210 sehr empfohlen wird. Ebenso hat der Verf. I, 51 statt der Lesart *ἅμα τούτοισι* im Anschlufs an den Mediceus richtig *ἅμα τοῖσι* nach Analogie von *πρὸ τοῦ* (*τούτου*) und *πρὸς τοῖσι* V, 97 emendirt, indem der Artikel in seiner ursprünglich deiktischen Kraft wie bei Homer gebraucht ist. In demselben Grade empfiehlt sich IV, 11 *τὴν μὲν γὰρ τοῦ δήμου φέρειν γνώμην ὡς ἀπαλάσσεσθαι πρῆγμα εἴη μηδὲ πρὸς πολλοὺς* (Medic. *πρὸ πολλοῦ δεομένα κινδυνεύειν*) *δεόμενον κινδυνεύειν* die Conjectur des Verf. *πρὸς πολλοὺς δέοι ἀνακινδυνεύειν*, welche entschieden vor der Lesart Steins *δέον κινδυνεύειν* wegen des vorhergehenden Optativs *μηδὲ πρῆγμα εἴη* den Vorzug verdient. Im Uebrigen hat der Verf. die Verbesserungsvorschläge Neuerer, wie die von Krüger, Dietsch, Stein, Herold [1]), Naber [2]), Eltz [3]), Hultsch [4]) und Anderen, sorgfältig zu Rathe gezogen. Die Zahl der abweichenden Lesarten von dem Teubnerschen Text (R. Dietsch) beträgt, abgesehen von zahlreichen dialektischen Aenderungen, über welche die Abhandlung des

---

[1]) Emendationes Herodoteae 1850, 1851 u. 55.

[2]) Die Jahrgänge der Mnemosyne.

[3]) Neue Jahrbücher für Phil. u. Päd. Supplem. IX.

[4]) Metrologie.

Verf. [1]) zu vergleichen ist, im ersten Buche 48, im 2ten 42, im 3ten 22, im 4ten 25 Stellen; unter denselben sind im ersten Buche 14, im 2ten 13, im 3ten 7, im 4ten 10 eigene Verbesserungsvorschläge des Verf., die meist von grofsem Scharfsinn und genauer Kenntnifs des herodoteischen Sprachgebrauchs zeugen. Zu den auf den herodoteischen Sprachgebrauch sich stützenden Emendationen gehört die mit allen Handschriften nach Analogie von IV, 81 und anderen Stellen restituirte Lesart *ὡς εἶναι Ῥοδῶπιν* für *Ῥοδώπιος*; ebenso richtig hat der Verf. I, 91 mit den besten Handschriften *εἶπε τὰ εἶπε* für *τὰ εἶπε* vgl. I, 39 *ποιέειν τὰ ποιέεις* etc. verbessert, vgl. die Anmerk. des Verf. zur Stelle. Dagegen scheint es dem Referenten sehr bedenklich, dafs der Verf. II, 102 *δεινῶς γλιχομένοισι περὶ τῆς ἐλευθερίας*, *δεινῶς* als Glossem streicht und *περὶ* mit Schneidewin in *περισσῶς* verwandelt, weil *γλίχεσθαι* sonst immer mit dem Genetiv ohne Präposition bei dem Schriftsteller sich finde. Vgl. dagegen Krüger Syntax § 68, 31 Anm. 1 u. 2. Ebenso hat der Verf. ohne ausreichenden Grund I, 165 *ἐν γὰρ τῇ Κύρνῳ εἴκοσι ἔτεσι πρότερον τούτων ἐκ θεοπροπίου ἀνεστήσαντο πόλιν* (scil. Phocaeenses) für das handschriftlich überlieferte *ἀνεστήσαντο*, *ἀνεκτήσαντο* vermuthet, weil (cur. Herod. p. 4) die Stadt von den Phocäern nicht gebaut sei, sondern schon vorher eine Stadt der Etrusker dort existirt habe. Diese Frage erledigt sich dadurch, dafs allerdings die Phocäer ein neues Gemeinwesen und somit eine neue Stadt an der Stelle der alten etruscischen Anlagen gegründet haben. Mit demselben Rechte wie aber gesagt werden kann *ἀνιστάναι τείχη*, *πύργους* etc., kann auch das Verbum *ἀνίστημι*, was der Verf. ohne Grund bezweifelt, mit *πόλιν* in der Bedeutung eine Stadt aufbauen verbunden werden. Vgl. die Lexic. sub voce.

An anderen Stellen, wie z. B. III, 102 *αἱ γάρ σφι* (*Ἰνδοῖς*) *κάμηλοι ἵππων οὐκ ἕσσονες ἐς ταχυτῆτα εἰσί, χωρὶς δὲ ἄχθεα δυνατώτεραι πολλὸν φέρειν*, hat der Verf. mit Berücksichtigung anderer herodoteischer Stellen *ἐς* als dem Sprachgebrauch des Herodot zuwider nachgewiesen, vgl. curae Herod. p. 4. Dagegen erscheint dem Referenten die Vermuthung des Verf., dafs I, 75 *ἀλλὰ τοῦτο μὲν οὐ προσίεμαι· κῶς γὰρ ὀπίσω πορευόμενοι διέβησαν αὐτόν;* (sc. fluvium) hinter *διέβησαν* ein *ἄν* ausgefallen sei, aller Begründung zu entbehren, indem der Fragsatz ohne *ἄν* weit nachdrucksvoller ist als *ἄν* mit dem Optativ oder Indicativ eines historischen Tempus, vgl. Krüger Sprachl. 54, 1. 3. Andere Schäden des Textes hat der Verf durch Annahme von Glossemen zu heilen versucht. Dieses Verfahren, von dem namentlich Stein in seiner Ausgabe einen ausgedehnten Gebrauch gemacht hat, hat der Verf. mit Glück I, 76 *πρὶν δὲ ἐξελαύνειν ὁρμῆσαι τὸν στρατόν* angewandt, wo *ἐξελαύνειν* richtig als Glossem zu *ὁρμῆσαι* erkannt ist; ebenso ist II, 152 *ὁ δὲ* (Psammetich) *μαθὼν τὸ χρηστήριον — καὶ σφέας πείθει μετ' ἑωυτοῦ γενέσθαι· ὡς δὲ ἔπεισε, οὕτω ἅμα τοῖσι μετ' ἑωυτοῦ βουλομένοισι Αἰγυπτίοισι καὶ τοῖσι*

[1]) Quaest. de dial. Her.

ἐπικούροισι καταιρέει τοὺς βασιλέας das zweite μετ' ἑωυτοῖσι vor βουλομένοισι aus der vorhergehenden Reihe in die folgende durch ein Versehen des Abschreibers hinübergekommen und deshalb mit vollem Rechte vom Verf. verdächtigt. Bedenklicher dagegen erscheint es dem Ref., dafs der Verf. I, 205 Τόμυρις οἱ ἦν οὔνομα· ταύτην πέμπων ὁ Κῦρος ἐμνᾶτο τῷ λόγῳ ἐθέλων γυναῖκα ἥν ἔχειν· ἡ δὲ Τόμυρις συνιεῖσα οὐκ αὐτήν μιν μνώμενον ἀλλὰ τὴν Μασσαγετέων βασιληΐην ἀπείπατο τὴν πρόσοδον mit Krüger die Worte ἐθέλων γυναῖκα ἥν ἔχειν eingeklammert hat. Der Sinn des Satzes ist folgender: Kyros bewirbt sich um die Hand der Tomyris, angeblich weil ihm am Besitz ihrer Person gelegen ist, also angeblich aus Zuneigung (ἐθέλων γυναῖκα ἥν ἔχειν); Tomyris aber, welche vermuthete, dafs er nicht deshalb um sie werbe, sondern weil er nach der Herrschaft über die Massageten trachtet, verbietet ihm, ihr Land zu betreten. Streicht man nun die Worte ἐθέλων γυναῖκα ἥν ἔχειν, so läfst sich allerdings auch ohne Anstofs weiter lesen, aber der Gegensatz zu den folgenden wird durch Tilgung derselben abgeschwächt. Auch weist gerade der Umstand, dafs nicht λόγῳ, sondern τῷ λόγῳ geschrieben ist, darauf hin, dafs ein erläuternder Zusatz, wie er in den Worten ἐθέλων u. s. w. gegeben ist, folgen mufs. — An anderen Stellen hat der Verf. durch Einschiebung eines sinngemäfsen Wortes den Text verbessert. So ist III, 14 nach den Worten καὶ ταῦτα ὡς ἀπενειχθέντα ὑπὸ τούτου ein ἤκουσε auf Grund des herodoteischen Sprachgebrauchs mit Vergleichung von Stellen, wie I, 66. 159. V, 89 u. a., mit Evidenz eingeschoben; weniger nothwendig dagegen erscheint dem Ref. II, 87 οὕτω μὲν τοὺς πολυτελέστατα σκευάζουσι νεκρούς· τοὺς δὲ τὰ μέσα βουλομένους — σκευάζουσι ὧδε die Einschiebung eines βουλομένους nach πολυτελέστατα, indem dieser Begriff durch das folgende βουλομένους entbehrlich wird; ebenso bedenklich erscheint es dem Ref., dafs der Verf. in demselben Satze νεκρούς gestrichen hat, weil Herodot hier dem Todten selbst beilegt, was nach c. 86 Sache des Verwandten war, wie es der Verf., nach seiner Anmerkung zur Stelle zu schliefsen, selbst gefühlt zu haben scheint.

Der Ref. gestattet sich, an die besprochenen noch einige andere, sowohl von dem Verf., als anderen Herausgebern auf die verschiedenste Weise behandelte Stellen anzureihen. Nachdem Herodot III, 50 erzählt hat, dafs Periandros seine Frau Melissa getödtet hat und der eine Sohn desselben, Lykophron, darüber so unwillig geworden ist, dafs er den Vater weder grüfst, noch demselben antwortet, wenn er ihn fragt, erträgt Periandros dieses Benehmen seines Sohnes eine Zeit lang ruhig, zuletzt aber wirft er ihn ergrimmt aus dem Hause. Im Texte lauten die letzten zur Sache bezüglichen Worte, wie folgt: τέλος δέ μιν περὶ θυμῷ ἐχόμενος ὁ Περίανδρος ἐξελαύνει ἐκ τῶν οἰκίων. Nachdem Eltz [1]) zuerst nachgewiesen hat, dafs die Worte περὶ θυμῷ ἐχόμενος corrumpirt sind, hat er selbst περίθυμος ἐχόμενος mit Vergleich von

[1]) In den Neuen Jahrbb. für Phil. u. Pädag. Suppl. IX. p. 126 ff.

Soph. Phil. 721 versucht und Lhardy diese Vermuthung in den Text aufgenommen, während der Verf. dieselbe mit Recht als unherodoteisch und als eine nur dichterische Wendung abgewiesen hat. Aber auch die Steinsche Vermuthung *περὶ θυμῷ ἀχθόμενος* scheitert an dem Umstande, dafs *ἄχθεσθαι* mehr Trauer, als Zorn bezeichnet und ein Begriff des Zürnens um so mehr aus der Corruptel gewonnen werden mufs, als Periandros seinen Sohn aus dem Hause wirft. Der Verf. hat deshalb *περιθύμως ἔχων* versucht, was dem Sinne, der in der Stelle liegen mufs, sehr nahe kommt, und es spricht für diese Vermuthung allerdings der Umstand, dafs aus *περιθύμως* (Medic. *περιθυμωι* ohne Accent) leicht die Vulgata *περὶ θυμῷ* entstehen konnte. Gleichwohl sieht der Ref. nicht recht ein, wie aus *ἔχων*, *ἐχόμενος* habe entstehen können, welche Corruptel nach der Ansicht des Verf. durch einen Graeculus in den Text gekommen ist, *qui plus quam ceteri saperet* [1]). Demnach vermuthet der Ref., dafs *περίθυμος γενόμενος* gelesen werden mufs, welche Vermuthung einerseits genau dem Sinn entspricht, da Periandros in einer Aufwallung seines Zornes seinen Sohn aus dem Hause geworfen hat, anderseits *γενόμενος* und *ἐχόμενος* sehr leicht verwechselt werden konnten, und so *περίθυμος* in *περιθύμως* corrumpirt wurde, als *περίθυμος* zu *ἐχόμενος* nicht mehr pafste. — Ebenso hat man IV, 79 *ἐπείτε δὲ ἐτελέσθη τῷ Βακχείῳ ὁ Σκύλης διεπρήστευσε τῶν τις Βορυσθενεϊτέων πρὸς τοὺς Σκύθας λέγων* auf die mannigfachste Weise zu emendiren versucht. Der Sinn und Zusammenhang der Stelle mit dem Vorhergehenden ist folgender: Skyles, der König der Scythen, besuchte die Stadt der Borystheniten Olbia, indem er sein Heer vor der Stadt zurückliefs. Da er eine Vorliebe für griechische Sitten und hellenische Götter hatte, zog er in der Stadt griechische Kleidung an und opferte den Göttern nach griechischer Weise. Während er dieses that, wurden die Thore bewacht, damit kein Scythe es bemerke. Eines Tags aber, als er sich nach Olbia begeben hatte, um an dem Cult des Dionysos Theil zu nehmen und sich einweihen zu lassen, wurde die Sache von einem Borystheniten den Scythen verrathen. Die wunderliche Lesart *διεπρηστευσε* haben die Aldina, der Codex Vindob. (V) und die Pariser Handschriften, während der Mediceus (M), Ascevianus (K), Passioneus (P), Florentinus, welche den Mediceus nach der Ansicht des Hrn. Abicht zum Stammvater haben, *ἐπρήστευσε* bieten. Die Lesart *διεπίστευσε* findet sich im Sancrostianus, jedoch ist dieselbe aus manchen Gründen sehr verdächtig. — Valckenaer hat deshalb *διέπεσε* = *elapsus est*, jedoch ohne paläographische Wahrscheinlichkeit und ohne Begründung durch den Sprachgebrauch des Herodot versucht. Schneider hat *διεδρήστευσε* vermuthet, da *δρῆσται* bei Hesychius = *δραπέται* ist und bei Herodot IV, 142 *ἄδρηστα· ἀνδράποδα* sich findet. Jedoch läfst sich weder *διαδρηστεύω* noch *δρηστεύω* bei Herodot, noch meines Wissens in der Gräcität nachweisen, ebenso wenig aber auch *διεπρή-*

[1]) cur. Her. p. 13.

στευσε, was Stein dem Sinne der Stelle allerdings entsprechend conjicirt hat. Auch die Conjectur Dindorfs διεδρηπέτευσε, welche Krüger aufgenommen hat, scheint dem Verf. mit Recht aus dem Grunde bedenklich, weil das Compositum διαδρηπετεύω nirgends, das Simplex δρηπετεύω aber weder bei Herodot noch Thucydides vorkommt; ebenso wenig befriedigt die Vermuthung Gebhardts, dafs διεπρήστευσε aus διεκπερήσας ἔσπευσε entstanden sei. Da διαπρηστεύω überhaupt in der Gräcität nicht nachweisbar ist, und selbst wenn diese Bildung möglich wäre, es unwahrscheinlich sein würde, dafs διαπρηστεύω einem Ausdruck des Entwischens (im burschikosen Stil „durchbrennen") entsprechen würde, ein Begriff des Entweichens oder Fliehens aber, wie aus dem Zusammenhange der Stelle hervorgeht, nothwendig ist, so hat der Verf. scharfsinnig διέδρη ἐνθεῦτεν vermuthet; doch scheint mir διεπέρησεν ἔνθεν paläographisch näher zu liegen, d. h. ein Borysthenite schlich sich durch die Wachen über Mauern und Gräben zu den Scythen durch und erzählte ihnen von dem Treiben ihres Königs, vgl. Her. 3. 72. Theognis 427. Eurip. Med. 272 u. a. St. — Auf andere Stellen, wo der Verf. auf Grund eigener Studien abweichende Ansichten von dem Verf. gewonnen hat, hofft derselbe in einiger Zeit zurückzukommen.

Was die Interpretation des Schriftstellers anbelangt, so hat der Verf. mit Umsicht und Tact die Forschungen der Neueren über Aegypten und den Orient benutzt, ohne ein Zuviel für die Schule zu geben. Nach Seiten der sprachlich grammatischen Auslegung gereicht es dem Verf. zum besonderen Verdienst, dafs er in gründlicher Weise und klarer Form dem Sprachgebrauch des Herodot und namentlich auch seinen dialectischen Eigenthümlichkeiten eine eingehende Aufmerksamkeit geschenkt hat. Die dahin einschlagenden Bemerkungen unter dem Text empfehlen sich meist durch verständliche Kürze und Präcision. Es sind somit die beiden Gesichtspuncte der Erklärung, der historisch-antiquarische und sprachlich grammatische, in einer dem Bedürfnifs der Schule entsprechenden Form mit pädagogischem Geschick festgehalten; auch bekennt der Ref. gern, dafs er seinerseits Manches aus der vorliegenden Ausgabe gelernt hat. Für den Schulgebrauch empfiehlt sich die Ausgabe auch dadurch, dafs der Verf. bei den betreffenden Stellen nicht auf die Anmerkungen der Gesammtausgabe, sondern jedes Mal auf die Bemerkungen in dem betreffenden Bande verwiesen hat, der sich in den Händen der Schüler befindet.

Die stehengebliebenen Druckfehler sind am Ende des zweiten Bandes, jedoch nicht alle, nachgetragen und verbessert. So ist III, 14 ἀπενευχθέντα in ἀπενειχθέντα, B. I p. 375 statt c. 188 — „199", ebendaselbst c. 206 in 216 zu corrigiren. Die Ausstattung des Buches seitens der Verlagshandlung ist eine durchaus angemessene, der Preis verhältnifsmäfsig billig.

Bielefeld. Alb. Faber.

VIII.

Elementarwerk der polnischen Sprache, für den Schulunterricht bearbeitet von Dr. C. F. Kampmann, Prorector u. Professor am Elisabet-Gymnasium zu Breslau. Erster Theil: Grammatik. Zweiter Theil: Polnische Lesestücke. Dritter Theil: Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Polnische. Breslau, Verlag von Ferdinand Hirt. 1863. Thl. I: XIV u. 96 S. mit einem 62 Seiten starken Anhange: „Kurzer Abriſs eines etymologischen Wörterbuchs der polnischen Sprache mit deutscher Worterklärung von August Mosbach“ ist in zweiter Auflage erschienen und kostet 17½ Sgr.; Thl. II: VIII u. 198 S. in zweiter wesentlich vermehrter Ausgabe für 15 Sgr.; Thl. III: VI u. 105 S. 12½ Sgr. 8.

Bei der anerkannten Erbärmlichkeit der noch überall verbreiteten polnischen Schulbücher von Poplinski und bei der wunderlichen Gleichgültigkeit selbst tüchtiger polnischer Lehrer gegen den Unterricht in ihrer Muttersprache an unseren Schulen sind wir darauf angewiesen, die nöthige Handreichung von Deutschen zu empfangen. Wir müssen deſswegen dem Herrn Prof. Kampmann groſsen Dank wissen, daſs er seit Jahren mit unverdrossenem Eifer die Bearbeitung eines fast noch ganz uncultivirten Gebietes unternommen hat. Durch seine Geburt und seine erste Lehrthätigkeit der Provinz Posen angehörig, hat er einen gewissen Beruf zu der Sache. Die bisher einzeln ausgegebenen Bücher erscheinen zum ersten Male unter dem Titel eines Elementarwerkes als organisch verbundenes Ganze, doch so, daſs jeder Theil auch für sich allein gebraucht werden kann. Der Herr Verf. hat überall mit einer seltenen Sorgfalt und Gründlichkeit gearbeitet, dabei sein Augenmerk ganz besonders auf Correctheit gerichtet; der Herr Verleger hat, wie wir dieſs bei ihm gewöhnt sind, an der Ausstattung Nichts gespart, so daſs die Bücher gewiſs Lehrern und Schülern willkommen sein werden. Doch seien uns einige Bemerkungen, resp. Winke für eine zu hoffende dritte Auflage gestattet.

Der polnische Sprachunterricht wird bei uns an allen Elementarschulen, an den Realschulen und Gymnasien, und zwar von Sexta auf ertheilt. Nun wird es uns nicht recht ersichtlich, an wen Herr Kampmann seine Bücher adressirt, welche Wissensstufe er voraussetzt. Daſs zunächst die Grammatik nur in der Hand eines durchaus tüchtigen Lehrers gebraucht werden könne, wird er selbst einräumen (ein erst mit den Schülern sich üben-

der ist dem Buche nicht gewachsen); aber er wird auch zugeben müssen, dafs nur sehr gereifte Schüler aus der Grammatik lernen werden. Es wäre bei einer Umarbeitung derselben eine mehr hodegetische Behandlung der Sache dringend zu wünschen. Scheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen, practische Winke und wiederholte, für Lehrer und Schüler berechnete, comparative Bezugnahmen auf das Deutsche würden den Unterricht sehr erleichtern. — Noch besser wäre es, der Grammatik einen Elementarcursus à la Plötz voranzuschicken.

Eine treffliche Zugabe der Grammatik ist das etymologische Wörterbuch.

Der zweite Theil empfiehlt sich durch seine Correctheit und seine methodische Anordnung. Befremdlich ist es, dafs der Herr Verf. bei der Auswahl seiner Lesestücke nicht nur die historische und die Memoiren-Litteratur allzu stiefmütterlich behandelt, sondern auch wenig Rücksicht darauf genommen hat, die *Polen* über Polnisches reden zu lassen. Wybicki, Dluzniewski, Lukaszewicz, Wojcicki fehlen. Aus ihnen allein liefse sich eine höchst interessante Litteratur zusammenstellen; aber auch Wiszniewski, welchem 39 Seiten eingeräumt sind und dessen Geschichte der polnischen Litteratur benützt ist, hören wir nur über Syrakus, Aetna, über Reisen und über den Fall von Constantinopel reden.

Am meisten praktisch, aber auch des erleichternden, *helfenden* Lehrers bedürftig ist der dritte Theil; namentlich ist da der Fortgang anzuerkennen: von schweren Wortfügungen zu Sätzen, Sprüchwörtern, Geschichten, Uebertragungen ursprünglich polnischer Sprachstücke; zuletzt Herdersche Parabeln. Diesem dritten Theile ist die allgemeinste Verbreitung zu wünschen.

x.

IX.

Dr. Wilh. Fricke, Deutsche Grammatik. I. Theil: für untere Classen. Mainz bei C. G. Kunze. 1860. XVIII u. 122 S. 8.

Wie die Vorrede sagt, ist das vorliegende Buch „der Form nach eine Memoriergrammatik“; der Stoff ist in möglichst einfachen Sätzen lehrreich vorgetragen und zugleich auf stete Repetition berechnet. Hr Fr. hat die Erfahrung gemacht, dafs Kinder unter 7 Jahren durch Anschauung leicht und fröhlich lernen, zaghaft aber und unlustig durch das Gedächtnis; während Schüler von 8—13 Jahren, durch Unterricht nach Beckerscher Grammatik zur Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit verleitet, plötzlich wieder Muth und Freudigkeit unter Belebung der Züge aller gewannen, sobald man ihnen das Schema einer Declination oder

Conjugation u. ähnl. „mitten in die Mühsal der Verstandesabstractionen" hineinwarf, und verbreitet sich ausführlich über den angemessensten Stufengang besonders für untere Classen höherer Lehranstalten. Der ganze vorliegende Theil zerfällt in Sprachwissenschaft p. 1—98 und Sprachkunst p. 99—112, wozu noch ein Anhang über Sprachvergleichung p. 113—122. Die Sprachwissenschaft zerfällt nun wieder in Grammatik und Stilistik, jene sodann in allgemeine und besondere Grammatik — was aber so zu verstehen ist, dafs die allgemeine eben die allgemeinsten Grundbegriffe deutscher Grammatik enthält, wie sie in den untersten Classen gelehrt werden können und müssen, während die besondere Gr. diefs (etwa in den mittleren) weiter im besonderen ausbaut. Aufserdem theilt er die allgemeine Gr. in Formenlehre und Begriffslehre, und scheidet überall das Lernen oder passive auffassen von dem aufsuchen oder aktiven (selbstthätigen). Das Buch ist durchweg praktisch gehalten, und erweckt, insofern es die historische Grammatik so ziemlich ignoriert, wenigstens nirgends Erwartungen, die dann geteuscht werden. Manche Eigenheiten wird der Hr Verf. aufgeben müssen, wenn das Büchlein, wie es im Grunde verdient, allgemeineren Eingang finden soll. Derselbe bildet z. B. (etwa nach Analogie von *theatrum* — *Theater*) aus *Neutrum* die Segolatform *das Neuter*, welche aber jetzt auf Lateiner einen ebenso angenehmen Eindruck macht als *Participius*, und möchte für *Plusquamperfectum* (das er französisch *plükeparfä* zu nennen scheint) am liebsten *Pluperfekt* sagen. Wagt er auch diefs noch nicht, so sucht er doch die terminos *Subjektiv* und *Attributiv* für Nominativ und Genitiv, *Haupt-* und *Nebenobjektiv* für Accusativ und Dativus einzuschwärzen; für „jemand anreden" sagt er *ansprechen* u. a. Die Silben theilt er nach Betonung so, dafs in *Baúmgàrtèn* (*sic*) die erste hochtonig, die letzte tieftonig, die mittelste mitteltonig sei — statt vielmehr die zweite tieftonig, die letzte aber stumm zu nennen.

Den Sprachgebrauch unsrer Classiker respectiert der Hr Verf. bisweilen noch weniger als die historischen Grammatiker; trotz Goethes „nafs und nässer" im Zauberlehrling lesen wir hier p. 8, *nafs* werde oft fälschlich mit dem Umlaut gebraucht. Uebrigens ist es eine der wenigen Uebereilungen, wenn bei der Comparation, nachdem diese dahin bestimmt worden, dafs *-er* und *-est* angehängt werde und der Vocal des Stammes umlaute, weiter als unregelmäfsige Adjectiva, welche „nicht auf diese Weise gesteigert werden" *nahe* und *hoch* figurieren, bei denen doch die Anomalie eben nur in der Mappikierung des *h* besteht.

Die schwächste Partie des ganzen ist die Orthographie, wiewol die Hauptregel sehr verständig lautet „Schreibe alle Wörter so, wie sie in guten Büchern gedruckt sind". Dagegen fehlen nicht nur die unschuldigsten Regeln über ß und ſſ (von *th* und *ie* gar nicht zu reden) ganz und gar, und werden statt dessen u. a. höchst unnöthige Spitzfindigkeiten über ein mundartlich als *ch* gesprochenes *r* zum auswendiglernen (p. 50) mitge-

theilt; sondern die Orthographie des ganzen Buches ist auch in bedenklicher Weise inconsequent. Ich wähle instar omnium Formen mit ſſ, ſs und ß; man findet in fast stetem Wechsel

1. daß, daſs; Schlußſtein, muſs; Bewuſstſein, dies.
2. läßt, überläſst, zuläſſt; aufgefaſſt, zuſammengefaſst; muſſte.
3. Gedächtniß, gedächtniſsmäßig; indeß, indeſs, deshalb; gewiſs, Mis-verſtändniſſe, gepreſſt.

Wunderliche Theorien finden sich pag. 56 und 57, wonach dieß falsch ist, weil man nicht dieße schreibt; die Schreibung drey hat hat nach Hrn Fr. nur so lange gegolten, als man drei hinten mit j (dreij) sprach; die „unbedenklich aufzustellende Regel: Schreibe überall ein *k*, wo du ein *k* sprichst, also selbst in — *Karakter*“ könnte Hrn Fr. nöthigen, aufser *Korps* auch *Kor, Krist, Luks, Oks, Waks, Karantäne* u. s. f. zu schreiben.

Nicht übel ist die von pag. 109 an eintretende Anleitung, aus fremden Sprachen erst knechtisch getreu, dann dem deutschen Sprachgeiste angemessen zu übersetzen; auch die im Anhange gebotene Anweisung zur Sprachvergleichung (lateinisch, französisch, englisch werden mit der Muttersprache verglichen) ist, ohne irgend über die der Schule gezogenen Grenzen hinauszugreifen, ein recht anerkennenswerther Versuch.

Colberg. G. Stier.

X.

Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen über Themata für die beiden ersten Klassen höherer Lehranstalten von L. Cholevius. Zweites Bändchen. Leipzig bei Teubner. XVI u. 308 S. 8.

Der Zweck dieses Bändchens, wie des vorhergehenden, ist es, dem Lehrer selbst, welchem der Unterricht der deutschen Sprache in den betreffenden Klassen anvertraut ist, ein Hülfsmittel an die Hand zu geben, das ihm bei Aufgabe, Korrektur und Besprechung der deutschen schriftlichen Arbeiten seine Obliegenheiten erleichtern soll. Der Verf. geht nämlich von der sehr richtigen Ansicht aus, dafs der Lehrer Inhalt und Anordnung der Aufgabe in Secunda in heuristisch katechetischer Methode zum Gegenstand der Besprechung machen, die Durcharbeitung demnächst den Schülern überlassen, bei Rückgabe der Arbeiten einen mustergültigen Entwurf geben soll, als Mafsstab, mit dem jeder Schüler seinen Aufsatz zu messen habe; auf welchen Entwurf sich beziehend, er dann der Klasse im Ganzen die (gewöhnlich gruppenweise hervortretenden) Abweichungen und die

Nothwendigkeit ihrer Abänderung klar machen könne, bevor er bei den einzelnen Heften das für diese allein Hervorzuhebende andeute. Dasselbe soll auch in Prima geschehen, nur mit dem Unterschiede, dafs hier Stofffindung und Disposition der Selbstthätigkeit der Schüler überlassen und so eine möglichst selbstständige Arbeit derselben entgegengenommen wird, die Besprechung aber des Gegenstandes, Auffindung eines Normalentwurfs und Aufstellung desselben in möglichst vollendeter Form von Seiten des Lehrers unmittelbar vor der Rückgabe der verbesserten Arbeiten bei steter Mitwirkung der Klasse vermittelt wird. Ref. ist, wie gewifs viele Andere, durch eigene lange Erfahrung auf dieselbe Behandlungsweise der Sache gekommen. welche sich dadurch besonders empfiehlt, dafs vermöge derselben das Meiste, was mitzutheilen ist, zur gemeinsamen Sache der ganzen Klasse gemacht wird, mithin nur ein Geringes übrig bleibt, was nur für den Einzelnen an der einzelnen Arbeit von Interesse ist. Freilich dürfen dann auch nicht gleichzeitig verschiedene Themata dem Schüler zur Auswahl freigestellt werden, ein Verfahren, welches überhaupt mit einem methodischen Gange in der Reihenfolge der Aufgaben nicht leicht zu vereinigen ist.

Die Wahl der Themata unseres Hülfsbuches erscheint uns überall nicht nur angemessen, sondern namentlich für die Jünglinge auf der betreffenden Entwicklungsstufe anregend und belehrend. Wir finden zwei naturbetrachtende, drei technisch-artistische (z. B. Wozu man die Steine braucht), drei rein historische, drei historisch-litterarische (z. B. die Erzählung des Ovid von der Entstehung der Welt und dem ersten Geschlechte der Menschen, verglichen mit der Darstellung der Bibel), ein historisch-ethisches (Inwiefern die Kreuzzüge das Jünglingsalter der Europäischen Völker bezeichnen), sieben gesellschaftlich-staatliche (namentlich zwei über Vaterland, zwei über den Krieg), eilf ethische (z. B. Ueber das morgenländische Sprichwort: Was du auch thust, es wird dich gereuen), zwei religiös-ethische (z. B. Von der Stirne heifs rinnen mufs der Schweifs, soll das Werk den Meister loben, doch der Segen kommt von oben), ein ästhetisches (Ueber den Laokoon des Sophokles), acht ästhetisch-ethische (z. B. Ob in Schillers Jungfrau das Benehmen Johannas gegen ihren Vater wirklich von einem unkindlichen Herzen zeugt).

Der Umfang und der Grad der Ausführung der einzelnen Entwürfe erhellt aus dem Umstande, dafs auf 308 Seiten in diesem Bändchen 50 Themata behandelt sind, während das erste Bändchen 100 Themata auf 200 Seiten brachte. Daher finden sich denn auch in dem vorliegenden Hefte neun Entwürfe. welche jeder 10 bis 16 Seiten einnehmen. also fast die Ausführlichkeit vollständiger Aufsätze haben. Die Dispositionen der Themata gehen, dem Verhältnifs der Haupttheile nach. aus einer meist richtigen einfachen Coordination hervor, welche (wenn auch der Beweis davon fehlt) durch Division oder Partition eines zu Grunde liegenden Begriffs oder objektiven Verhältnisses gewonnen worden ist Nur bei der dritten und achtzehnten Aufgabe ist zum

Nachtheil der Folgerichtigkeit augenfällig davon abgegangen. Drei Entwürfe sind in Form der Chrie vorgetragen. Was der Verf. zur Empfehlung der Anwendung dieser Form sagt, ist nicht nur schlechthin zu unterschreiben, nein, es kann sogar bewiesen werden, dafs diese Form sowohl alle wesentlichen Seiten der Sache zu erfassen veranlafst, als auch dem Stil die möglichste Umgestaltungsfähigkeit (Versatilität) abfordert. Jedoch scheint uns das Contrarium nicht in durchaus folgerichtiger Weise behandelt. Das Contrarium verlangt die Hinstellung des kontradiktorischen Gegentheils und eine Widerlegung desselben. Die Widerlegung einer Behauptung läfst sich nun bekanntlich entweder durch direkten Gegenbeweis führen, indem man zeigt, dafs die Gegenbehauptung wahr ist, oder durch indirekten Gegenbeweis. Dieser direkte Beweis unsrer die gegnerische Meinung aufhebenden Behauptung (diese ist aber keine andere als der zu behandelnde Ausspruch selbst) ist ja nun schon in der Causa gegeben, folglich ist im Contrarium, um sich nicht zu wiederholen, der indirecte Beweis oder die Deductio ad absurdum anzuwenden.

Grade diese neue Auffassungsform hat das Uebende, erstlich uns zu zwingen, den Gedanken des Gegners rein auszudenken, dann aber zweitens uns über denselben zu erheben und nun durch die Ironie, welche diese Ueberlegenheit gibt, denselben aufzulösen. Die Chrie (n. 13) „Von der Stirne heifs rinnen mufs der Schweifs, soll das Werk den Meister loben, doch der Segen kommt von oben“ will zeigen, dafs nur unter Gottes Fügung einerseits und seine eigene Anstrengung andrerseits der Mensch das ihm Ehrenvolle schaffen kann. Das Contrarium ist also nicht „Dagegen hilft dir auch Gott nicht, wenn du dir nicht selbst zu helfen suchst“ (dies ist ja der Satz selbst nach dem Schlufs *ex contrapositione* d. h. Wenn A, B zur Folge hat, so hat Nicht-A, Nicht-B zur Folge), sondern die Behauptung, dafs entweder des Menschen Anstrengung oder Gottes Fügung allein hinreicht, ein dem Menschen ehrenvolles Werk zu Stande zu bringen. Der indirekte Beweis würde nun sagen: Wenn der Mensch glaubt, durch seine Anstrengung alles schaffen zu können, was zum Gelingen des Werks gehört, so mufs er auch glauben, dafs diese Anstrengung selbst jederzeit in seiner Macht steht, d. h. dafs er fähig sei, jede Störung von seinem Gesundheitszustande, jede Störung von seiner gesellschaftlichen Stellung (Krieg, Aufruhr, Verluste etc.) abzuhalten; er mufs der Meinung sein, jedes feindselige Element, jede verderbliche Hand von seinem Werk entfernen zu können; er mufs sich für den Herrn seines Lebens, für den Herrn der Menschen und der Elemente halten. Wenn aber Gott auch dem ohne ernste Mühwaltung geschaffenen Werke eines Menschen Ehre verleihen wollte, Ehre d. h. eine Anerkennung, welche eben dies in sich schliefst, dafs darin Tiefe des Inhalts, Durcharbeitung der Form vorliegt, so müfste er gradezu die Augen der Kenner mit Blindheit schlagen. In der Chrie (n. 31) *Ferro nocentius aurum* ist als Contrarium angegeben „Auch wenn beide nach ihrem Nutzen verglichen werden, gebührt dem Eisen der Vorzug“, das

contradictorie oppositum ist aber „Krieg und Kampf (*ferrum*) ist schädlicher als der Besitz des Reichthums oder die Begierde nach demselben (*aurum*).“ Wer dies behauptet, müfste etwa der indirekte Beweis sagen, hält Verwundung und Tod für den Einzelnen, Verlust an Menschenleben für die Gesellschaft für verderblicher als das Verderben der Seele, als die Sittenverderbnifs, welche eine Folge der Ueppigkeit und Verführung ist, als die Verbrechen, welche durch Raubsucht, Wucher, Erbschleicherei, jede Hinterlist in Bewegung gesetzt werden, der hält ein vollzähliges aber schlechtes Menschengeschlecht für besser als ein gutes. Bei der Chrie (n. 39) „die Resignation ist erst dann eine Tugend, wenn alle andern erschöpft sind“ kann das Contrarium nicht heifsen „Wenn aber alle andern Mittel erschöpft sind, ist es ein Fehler keine Resignation zu haben.“ Auch das ist, wie n. 13, der Schlufs *ex contrapositione.* Der Sinn des Spruches ist: Resignation ist noch keine Tugend, so lange nicht alle Anstrengungen das Gute zu erlangen erschöpft sind. Das negirende Gegentheil ist also: „Resignation ist schon eine Tugend, wenn auch noch nicht alle Anstrengungen das Gute zu erlangen erschöpft sind.“ Der indirekte Beweis mufs etwa sagen: Der Begriff des Guten bringt es mit sich, dafs der Mensch verpflichtet ist, nach dem Guten zu streben, die Resignation aber verpflichtet ihn nicht danach zu streben, während er doch danach streben kann. Sie unterwirft ihn also in diesem Falle einem unauflöslichen Widerspruch.

Ebenso wenig als in der innern Entwicklung der Anordnung ist in der äufsern Reihenfolge der Themata ein Princip ersichtlich. Der Verf. scheint es für die beste Methode zu halten, den Schüler seiner natürlichen Logik zu überlassen, sonst müfste etwas von Topik oder Dispositionsformenlehre irgendwie zum Vorschein kommen. Ref. kann dieser Meinung sich nicht anschliefsen. Freilich, so lange die Methode am formalen Syllogismus klebt, wird sie zum Prokrustesbett, in welches der jugendliche Gedankenflug eingezwängt werden soll. Die natürliche Logik thut nämlich unbewufst, aber leider oft sprungweise und lückenhaft, was auch der in seiner Wissenschaft heimische Methodiker systematisch thut d. h. er konstruirt sich die zu besprechenden Verhältnisse nach den auf diesem Gebiete geltenden Gesichtspunkten (versteht sich in Einklang mit den erkannten Gesetzen der natürlichen und geistigen Welt). Nun aber soll der Schüler syllogistisch verfahren (Rinne stellt in seiner „Praktischen Dispositionslehre, Stuttgart 61“ die Universalregel auf: „Analysire das Prädikat des zu erweisenden Satzes, so dafs du neue Prädikate gewinnst, die zugleich dem Subjekt dieses Satzes zukommen“), soll *Termini medii* zu den *maiores* und *minores* aufsuchen d. h. Substanz-, Zustands-, Eigenschafts-, Verhältnifs-Bezeichnungen, als wenn diese so für sich und fertig wie im Lexikon im Kopfe zum Vergleich parat ständen und nicht allesammt nur Namen wären für die Elemente und Verhältnisse der zu machenden Constructionen der Lebensgebiete. Ref. verlangt daher (wie er schon

anderwärts gesagt), dafs der Schüler, wie in der Geometrie seine Figuren. so nach allgemeinen Gesichtspunkten (Einheit und Unterschied, Erscheinung [nach Ort, Form, Mafs, Veränderung, Bewegung, Gesetz] und Wesen, Wirkung und Ursach, Mittel und Zweck, Attribut [Verhalten, Kraft] und Substanz, Sein und Soll, in Harmonie, Disharmonie nebst deren Lösung, in den verschiedenen Lebenskreisen) die Lebensverhältnisse konstruire, von deren Auffassung die aufgeworfene Frage abhängt. Dasselbe geschieht ja in allen übrigen realen Unterrichtszweigen auch. In dem naturwissenschaftlichen Unterrichte konstruirt er Naturverhältnisse, im Geschichtsunterricht die ethisch-socialen, im Religionsunterricht die ethisch-religiösen Verhältnisse u. s. w. Diese verschiedenen Theilconstructionen mufs der Lehrer des Deutschen dem Schüler zum Bewufstsein bringen, ihn bald nach dieser bald nach jener Seite hin verbinden lehren, wie der Inhalt jener 50 Aufgaben unseres Verf. genugsam beweist. Erst wenn diese Construction gewonnen ist, läfst sich die Frage aufwerfen. ob die erzielten Gedanken sich etwa besser analytisch als synthetisch, dialektisch (nach den verschiedenen Ansichten) als genetisch behandeln lassen oder umgekehrt. Der Lehrer darf nicht in eine blofse Formenlehre der Spracherscheinungen zurückfallen, er soll vielmehr lehren, wie die Sacherscheinungen durch Sprache zum Bewufstsein gebracht werden. Er mufs, ohne in Allem Virtuose sein zu wollen, auf allen Hauptgebieten des Lebens heimisch sein, damit der im zersplitternden Detailstudium zerfahrene Geist des Schülers wenigstens eine Lehrstunde habe, in der er ein Vorbild davon sieht, wie dies Auseinander mit sich wieder zusammengeschlossen werde, weil es in der Wirklichkeit ja auch *nicht* auseinanderfällt, sondern vom ewigen Geiste zusammengeschlossen ist. Daher wenn wir dieses Thun vorbildlich im Lehrer finden — und wir finden es beim Verfasser — so wollen wir die Jünglinge glücklich preisen, welche einen so anregenden Unterricht empfangen, ohne mit ihm darüber zu rechten, dafs er weder unsere Methode. noch überhaupt irgend eine bestimmte Methode hat. Für den Lehrer aber würden seine Entwürfe um ein Bedeutendes gewinnen, wenn er (es soll ihm ja Zeit und Mühe erspart werden) nicht blofs auf die zufällige Congruenz der Gedanken des Verf. mit seinen eignen hin den Entwurf annehmen müfste, sondern wenn er durch eine methodische Grundlegung gezwungen würde die wesentliche Vollständigkeit und Richtigkeit des vom Verf. dargestellten Gedankengangs anzuerkennen. Der gewissenhafte Lehrer wird sich daher in vielen Fällen zu einer ganz neuen selbstständigen Construction des den Gegenstand erfassenden Gedankengehalts entschliefsen müssen, er wird schliefslich dann meistentheils die Auffassung des Verf. gerechtfertigt finden, zuweilen aber auch zu Abweichungen sich gezwungen sehen. So stellt der Verf. (n. 3) bei Behandlung des Satzes „das Gesetz ist der Freund des Schwachen A, die Frage auf, ob das Gesetz ein Feind des Starken sei. Er behauptet 1) die Geschichte scheine dies zu bestätigen. Herder, Hamann treten gegen

das Regelwesen auf, Luther, Christus gegen die bestehende Autorität u. s. w. Allein Schillers Satz geht offenbar nur auf das staatliche Gesetz oder die Rechtsordnung. Nach Einsicht dieser Bedeutung des Wortes würden wir die Schüler auffordern die Sphäre der Lebensverhältnisse zu suchen, in der sich die betreffende Frage bewegt. Es ist das Sein und Soll mit seinen Harmonieen und Disharmonieen in den Kreisen der menschlichen Gesellschaft. Diese Gesellschaft aber steht wieder unter der Auffassung einer Wechselwirkung gegenseitiger Zweckthätigkeit (Causalität, Zwecklichkeit). So entsteht eine mannichfaltige Kreuzung der gegenseitigen Bestrebungen (Interessen) unter den Menschen, jeder sucht sich eine Sphäre seiner Wirksamkeit zu sichern (Eigenthum, Familie) oder Dienst um Dienst auszutauschen. Diese Bestrebungen mögen in Güte und mit Achtung der fremden Person und ihres Wirkungskreises geschehen; wie aber wenn die Begierde über diese Schranken hinwegtreibt? Dann trifft Gewalt und List auf Gewalt und List, und der Mächtigere und Listigere wird den Schwächeren ganz unterwerfen oder ihn auf einen möglichst geringen Spielraum seiner Thätigkeit zurückdrängen. Jede Staatsverbindung aber, sie sei entstanden wie sie wolle, errichtet eine kollektive Gewalt, die es sich zur Aufgabe macht für jeden Staatsgenossen einen Wirkungskreis, ja selbst Ansprüche auf das Thun Anderer aus gewissen erweislichen näheren Beziehungen zu Sachen, Personen, Handlungen (Rechte) anzuerkennen und ihn gegen jeden Eingriff in diesen Wirkungskreis, jede Verweigerung dieser Handlungen zu schützen (Rechtspflege). Jede Regel, welche die Rechtspflege durchzusetzen sich verpflichtet, heifst Gesetz. Der Uebertreter des Gesetzes sei also noch so mächtig, die Gemeingewalt mufs seiner Herr werden oder sie löst sich auf, d. h. der Staat ist vernichtet. Aber nicht nur jede andere Gewalt verschwindet so vor dem Gesetz, sondern die (also anfänglich gesetzmäfsige) Begünstigung der Gewalthaber in der Abgrenzung ihrer Thätigkeitssphäre, in der Sphäre ihrer Ansprüche, die Begünstigung, welche die Inhaber der Gemeingewalt sich (gesetzlich) gewähren, verschwindet vor dem Geist des Rechtes in der Gesetzgebung, welcher immer nur fragt „Wer hat vernünftigerweise die nächsten Ansprüche?“ nicht „Wer hat die Gewalt?“ Also nicht nur das Gesetz, sondern auch der Geist der Gesetzgebung ist ein Freund des Schwachen. Erst nach vollständiger Entwicklung dieses Sachverhalts kann die Sentenz als richtig erkannt werden, zugleich aber auch, dafs hier vom Gesetz im Sinne einer Kunst oder Wissenschaft nicht die Rede sein kann. N. 14 behandelt in übrigens ausgezeichneter Weise die Vergleichung des Lichtes und Gespräches. Hier würden wir das *Tertium comparationis* suchen lassen, also die Offenbarung d. h. ein Hinausstellen des eignen Wesens in die Erscheinung, eine Mittheilung des eigenen Wesens an das andere, alsdann würden wir das Lebensgebiet dieser Offenbarungen aufsuchen lassen und somit auffinden, dafs während das Licht die Offenbarung des Natürlichen, die Sprache die des geistigen Lebens ist. Diese Grundlage wird nun

die übrigen Reflexionen mit gröfserer Sicherheit tragen. N. 16 stellt im ersten Theile auf „die Natur lehrt uns unsere Nichtigkeit erkennen, denn 1) sind viele Erscheinungen der Natur viel grofsartiger als alle Werke der Menschen. 2) in der Natur ist alles vollkommner und mit der höchsten Weisheit eingerichtet." Sollte unsere Nichtigkeit nur auf diesen beiden Vergleichungspunkten beruhen? Die Nichtigkeit erstreckt sich aber ihrem Begriff nach auf alle von uns aufzustellenden Gesichtspunkte. Nichtig ist ein leerer oder falscher Unterschied, ein Schein ohne Wesen, eine schwache Wirkung oder eine selbst abhängige Ursach, ein verfehlter Zweck, ein beschränkter Charakter, ein mit seinem Soll disharmonisches Sein. N. 17 vergleicht das Eiland der Kalypso, den Garten des Alkinoos und den des Laertes nach Lage und Umgebung, nach Gewächsen, nach Wasser und Thieren, nach der Pflege. Als Vergleichung gehört das Thema unmittelbar unserem nächsten Gesichtspunkt „Einheit und Unterschied." Wir werden also fragen, worin stimmen sie überein, in Beziehung worauf unterscheiden sie sich? Nun aber entstehen die ferneren Fragen: Welches ist die Ursache, welches der Zweck dieses Unterschiedes? Welch ein Charakter stellt sich in den Unterschieden heraus? Wie soll der Aufenthalt der Göttin, wie der Garten des Alkinoos, wie der des Laertes sein? Da finden wir: das Eiland ist der Zaubersitz einer in die Einsamkeit sich verbergenden Göttin, der Garten des Alkinoos ein Theil des königlichen Wohnsitzes eines der glücklichsten, mächtigsten, geselligsten Herrschers in Mitten seiner Genossen, der Garten des Laertes der stille Zufluchtsort eines lebens- und gesellschafts-müden Greises, der den Gram um den Verfall seines Hauses durch Landarbeit zu betäuben sucht. Daraus ergeben sich die weiteren Beziehungen. Bei N. 12 würden eingehendere Fragen eine wesentliche Beschränkung der Antwort zur Folge haben; bei N. 23, 28, 44 bedarf es ebenfalls einer besonderen Construction der Grundlegung um dann zu finden, dafs der Verf. die leitenden Gedanken über die Sache wirklich dargelegt hat. Bei den andern Aufgaben leuchtet die wesentliche Vollständigkeit und Folgerichtigkeit der gegebenen Betrachtungen leichter ein. In Beziehung auf einzelne Punkte der dargelegten Reflexionen wird man natürlich abweichender Ansicht sein können, ohne jedoch den betreffenden Entwürfen im Ganzen seine Zustimmung versagen zu können, nur bei N. 21 u. 40 kann eine solche Abweichung von durchgreifender Bedeutung für die ganze Skizze sein. N. 21 legt der Verf. in das Ciceronianische Lob der Beredsamkeit *testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuntia vetustatis* mit Umstellung des letzten Attributs folgende Erklärung: „Sie gibt uns Nachricht von dem, was in der Vergangenheit geschehn und geht dabei ins graue Alterthum zurück, sie geht aus dem Zeugnifs der Zeitgenossen hervor oder setzt uns in den Stand die Begebenheiten und Interessen der Gegenwart richtig zu beurtheilen; sie ist durch ihre Erfahrungen am besten geeignet, Wahrheiten ins Licht zu stellen; sie erhält das Andenken an die Vergangenheit lebendig oder sie

ist die Seele aller Tradition, sie ist eine Lehrerin des Guten und des Willens der Vorsehung. Bei dieser Darstellung würde Cicero sich mehrfach wiederholen, bei folgender Auffassung aber wäre nicht nur jede Wiederholung vermieden, sondern auch ein Fortschritt der Gedanken bemerkbar: Geschichte entsteht durch das Zeugnifs der Zeitgenossen, aus diesem Zeugnifs wird ein Licht über das wahre Verhältnifs der Dinge verbreitet, die lebendige Darstellung der Dinge verleiht der Erinnerung dauerndes Leben, und aus dieser Quelle fliefst eine Belehrung für das praktische Verhalten in der Gegenwart, und (hier greift Cicero zurück), obgleich die Geschichte von der vorgeschichtlichen Zeit kein Zeugnifs ablegen kann, erhält sie doch die aus derselben herrührenden Traditionen.

Wenn der Verf. n. 40 die Frage „weshalb am Guttenbergsdenkmal Europa durch einen Stierkopf, Asien durch einen Elephantenkopf, Afrika durch einen Löwenkopf, Amerika durch einen Lamakopf dargestellt werde" durch kultursymbolische Beziehungen zu beantworten sucht, so scheint er das Zunächstliegende zu übersehen. Der Asiatische Elephant, den die konkave Stirn sogleich kenntlich macht, ist Asien ebenso eigenthümlich als das Lama Amerika, der Löwe aber, über ganz Afrika verbreitet und aufserdem jetzt nur noch in einem kleinen Theile Asiens zu finden, wird von den Naturforschern vorzugsweise das Thier Afrikas genannt. Ist nun der Stierkopf der eines Auerochsen (des Bison der Alten, Bison Europaeus der Bos Bonasus), also des massigsten der Vierfüfser nach dem Rhinoceros, wie Cüvier sagt, und das in noch nie gebändigtem Zustande in den Litthauischen Wäldern und der Nachbarschaft des Caucasus haust, so erscheint er als ein würdiger Repräsentant europäischer Urkraft und Freiheit, abgesehen davon, dafs jeder Stierkopf, als Umwandlung des Jupiter, auf die Europa einen mythologischen Anspruch hat.

Doch wie immer auch der oder jener sich die Entwürfe des Verf. ergänzen, methodisch zurechtlegen, an ihnen im Einzelnen nach seiner Weise nachbessern mag, immer wird er dem Verf. für seine Anregungen, so wie für manche meisterhafte Durchführungen (z. B. N. 14, 15, 22, 23, 25, 27, 29, 32, 33, 38, 41, 47, 49, 50) dankbar sein. Namentlich möchte es vielen von uns schwer werden, bei den in das Poetische übergehenden Schilderungen mit dem Verf. zu wetteifern. Was jedoch die Hauptsache ist, man darf sagen, dafs die Gedankenwelt des Verf. eine klare, von jedem Qualm der Pedanterei oder Engherzigkeit freie, jeder Erscheinung des Schönen und Guten sich öffnende ist, so dafs auch dies neue Heft sich eines zahlreichen Beifalls erfreuen wird.

Potsdam. Hamann.

XI.

Dr. Steinthal (Univ.-Prof. zu Berlin), Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik. Berlin, Dümmlersche Buchhandlung. 1863. 8.

Der Name des Verfassers ist schon lange Jedem bekannt, der auf philosophische Durchdringung der Sprache Bedacht genommen hat. Ich erinnere nur an zwei neuere Werke desselben: Grammatik, Logik und Psychologie (1855) und Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues (1860). So mufste es zur Befriedigung aller Sachverständigen gereichen, als endlich der fleifsige und gelehrte Docent zu einer Professur berufen wurde.

Der Raum gestattet es nicht, ein Werk von 712 Seiten, wie das vorliegende, in seinen einzelnen Theilen genau zu verfolgen. Nur eine vorläufige Vorstellung seines Inhalts versuchen wir zu geben.

In der Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen zeigt sich dieselbe Plastik und reine Continuität, wie in den andern Zweigen ihrer Bildungsgeschichte. Es ist zunächst der in der Volksmeinung liegende Zusammenhang von Name und Ding, welcher betrachtet wird, diese Periode kommt bei Plato zum Abschlufs, der jenen Zusammenhang als den zwischen Wort und Begriff fafst. Dies führt auf das Verhältnis zwischen Satz und Urtheil, Sprechen und Denken überhaupt (Plato, Aristoteles, Stoa). Nun bemächtigen sich die eigentlichen Grammatiker dieses Ergebnisses und zeigen, wie auch in der lautlichen Erscheinung der Sprache Vernunft herrscht, indem sie zugleich die klassischen Schriftsteller ihres Volkes erläutern und beurtheilen.

Im Einzelnen kommt zuerst der Platonische Kratylos in Betracht, dieses wunderliche Werk, zu dessen Verständnis eine so genaue Kenntnis der Zeiten gehört. Es fragt sich in dem Dialog, ob die Namen der Dinge *νόμῳ* oder *φύσει* seien. Durch Demokrit hatte der Ausdruck *νόμος* eine andere Bedeutung erhalten. Die Atome sind ihm das wahrhaft Seiende, von den andern empfundenen Eigenschaften gehört keine dem ursprünglichen Wesen (*φύσις*) an, sondern sie sind sämmtlich Erregtheiten der Zustände des wandelbaren Empfindungsvermögens, wie süfs, bitter, warm etc. Die edelsten Geister der Griechen setzten sich so in Widerspruch mit der Volksmeinung, aber insbesondere war Heraklits Lehre nicht blofs dunkel, sondern auch noch dürftig und sprungweise fortschreitend. Zu denken verstand vor Sokrates Niemand. Namentlich die Schüler Heraklits redeten lächerlich irre. (Prof. Steinthal citirt: *de diaeta vel de victus ratione*). Thatsächlich wird hier schon alle Wahrheit, weil jede Bestimmtheit der Erkenntnis aufgehoben. Die Sophistik wurde sich dessen bewufst. Dem Protagoras ist der Mensch der Schöpfer aller Dinge.

aber ohne Erkenntnis und ohne Sein, ohne Wahrheit und Wirklichkeit ein Flufs vorübergehender Erscheinungen. Der Sophistik Mutter ist Faulheit und Leichtsinn im Denken; die Sophistik selbst ist positiv, sie setzt die gefundene Unwahrheit als Wahrheit, die gesuchte Wahrheit als Unwahrheit, wie Protagoras gethan. Protagoras hatte gezeigt, dafs alles was scheint, auch ist; es fehlte noch, dafs die Folgerung gezogen wurde, es gebe keinen Irrthum, was gedacht und gesagt werde, müsse auch wahr sein. Das that Euthydemos. Wahrheit wurde also geläugnet und mit vollem Bewufstsein. Das war schon eine Unsittlichkeit, aber die Consequenz war für die Ethik und den Glauben noch verderblicher. Ein Umstand, der die Sophistik sehr begünstigte, war die Armuth der griechischen Sprache und das heifst des griechischen Volkes, an Wörtern, welche scharf und bestimmt die Vorstellungen der Sittlichkeit bezeichnet hätten; dieses Volk hatte viele Wörter für „besser, best" und doch keins mit dem entschiedenen Sinne sittlicher Güte. *ἀρετή* bedeutet nicht Tugend, sondern etwa „eigenthümliche Kraft und Fähigkeit." Daher denn auch von der *ἀρετή* der Hunde und Pferde, ja der Sachen die zu einer Verrichtung dienen, ebensogut wie von der der Menschen geredet wird. *ἀγαθός* heifst: tüchtig, fähig, geschickt, stark und wärs in Dieberei. In allen Sprachen und Völkern, auch in den Fabeln und Sprichwörtern, steckt viel Sophistik. Das natürliche, ungebildete Denken ist eben so sehr sophistisch, als das natürliche Fühlen und Streben egoistisch [1]).

Protagoras und Hippias gehen noch behutsam zu Werke, Thrasymachus ist schon frecher, Kallikles, der Schüler des Gorgias gestattet der Unsittlichkeit volle Redefreiheit. Hat man in allen diesen Gebieten erkannt, wie der Streit sich um *φύσει* und *νόμῳ* bewegt, so wird man für den Kratylos den Hintergrund erkannt haben.

Kratylos vertritt den Heraklit, aber als fortgeschrittener Schüler, er hatte den methodischen Grundsatz aufgestellt, Wortdeutung sei der Weg zur Wahrheit, sei das Mittel, die Lehre von der Bewegung zu bewahrheiten. Dieser Sirenengesang der Wortdeutung, dem auch Aristoteles und die neuesten Philosophen, Kirchenväter und Juristen nicht widerstanden, hatte auch für Plato selbst seinen Reiz; leitet er doch im Phädrus *μαντική* von *μανία* ab, und erklärt *οἰωνιστική* durch *οἰήσει νοῦν τε καὶ ἱστορίαν* ganz nach der ordinären Mode. Er verspottet im Kr. zu allermeist sich selbst. Es handelt sich um die *ὀρθότης* (als das *φύσει*) der Sprache, die Kratylos behauptet, Hermogenes leugnet. Es betrifft diese *ὀρθότης* nicht das Verhältnis des redenden Menschen zum Namen, sondern das Verhältnis zwischen Namen und Ding. Das Ergebnis der Untersuchung im Kratylos hat sich, nachdem

---

[1]) „Nur Bildung", sagt der Verf., „logische und sittliche, befreit uns von der natürlichen Sophistik." Aber Bildung ist auch ein sophistisches Wort.

zuerst gezeigt war, die Benennungen müfsten φύσει sein, schliefslich ganz umgekehrt, die Benennungen sind nun durchaus νόμῳ und das letztere ist Platos eigentliche Meinung. Es wird freilich nicht zurückgenommen, dafs der Name nach der Idee müfste gebildet werden, aber es ist gar nicht Bestimmung dieser Idee, das Wesen der Dinge zu offenbaren. Die Wörter sind Erzeugnis der δόξα; auch sind die Namen nur in sehr abgeschwächter Art Abbilder des Wesens der Dinge.

Gorgias zeigt sich in seinen bekannten drei Sätzen allerdings als Sophist. Es fehlte ihm an dem Begriff der Vermittlung. Erkenntnis ist unmöglich, denn Denken und Sein ist verschieden, Reden ist unmöglich, denn Denken und Sein sind verschieden. Die Vermittlung macht Viele zu Eins und die begriff Gorgias nicht. Er zerrte die Individuen auseinander. Es lag dies darin, dafs er wie das ältere Griechenthum überhaupt den Begriff der Subjectivität nicht klar erkannte, nur die starrste Objectivität ist von Gorgias und den Sophisten durchbrochen worden.

Sokrates hob den menschlichen Geist auf eine ganz neue Stufe; er suchte, wie Aristoteles sagt, Begriffe, γένη, εἴδη und definirte sie, τὸ ὁρίζεσθαι καθόλου, er erfand die Induction, um aus dem Bereich der Sinnlichkeit und Einzelheit in den des Geistes und der Allgemeinheit zu gelangen; er hat die Logik, die Ethik, die Aesthetik erfunden, er hat das Selbstbewufstsein geschaffen. Freilich wurde alles dieses von ihm unvollständig und ohne Bewufstsein (Theorie) über sein Thun geschaffen.

Die grammatischen Erkenntnisse wurden von der Rhetorik der Sophisten nur vorbereitet (Protagoras, Aristot. Rhet. III 5, Aristoph. Wolken 659). In Plato's Theätet und Sophist wird die grammatische Terminologie untersucht; λόγος bedeute seine eigenen Gedanken wahrnehmbar machen durch die Stimme mit ῥήματα und ὀνόματα, die Rede bildet also das Denken ab, nicht die Dinge; im Sophist ist ῥῆμα der Ausdruck für die Handlungen, ὄνομα das Lautzeichen für das, was jene Handlungen übt. Diese Wörter werden hier nicht grammatisch, sondern dialektisch gefafst. Plato hat überhaupt das Gebiet des Satzes zwar gefunden, aber er hat es nicht grammatisch, sondern dialektisch und mehr metaphysisch als logisch bearbeitet, insofern ihm die Sprache ein Abbild der dialektischen Verhältnisse der εἴδη gewährte.

Während die Wissenschaft Platos nach Deuschle's treffendem Ausdruck ontisch ist, das neuere Denken genetisch sein will, ist Aristoteles Betrachtungsweise in ihrem Fortschritt gegen Plato als analytisch zu bezeichnen. Durch Kategorieen. Redetheile und Abwandlungsformen wird bei ihm das Wesen der Sprache klarer erkannt, nicht immer tiefer, wie denn „Reife und Abschlufs" sein Philosophiren nicht richtig characterisiren. Bei gleicher Grundlage der Sprachbetrachtung wird Aristoteles durch den Trieb der Sache selbst zu genauern Durchführungen veranlafst, indem er besonders die Beziehungsformen der Begriffe nach

ihrem logischen Werth und ihrer Berechtigung prüft, dadurch wird er dann über Lautlehre und Logik hinaus getrieben (*de Soph. elench.* 1, 165*a* 7) und zwar wenigstens zur Stilistik, während er ebenso wenig als Plato ein Bewufstsein von Grammatik hatte.

Das 20. Kapitel der Poetik hält Dr. Steinthal für echt, nur dafs er das Wort *ἄρθρον* für eine Einschiebung oder Verfälschung hält. Dagegen seien die beiden folgenden Kapitel aus anderweitigen Schriften des Aristoteles von einem Spätern statt der ausgefallenen echten hier eingesetzt.

Nach Aristoteles war der Geist Athens erschöpft, dem Subjectivismus war kein Widerstand mehr zu leisten. Doch läfst sich nicht leugnen, „dafs Archimedes und Euklid, Aristarch und Apollonius Dysc., Philo und Plotin Namen sind, die in einer Geschichte der Cultur Schöpfungen von hoher Bedeutung vertreten. Nicht nur Philosophen, sondern auch Historiker sehen, wie das heidnische Bewufstsein dem Puncte zurollt, wo es vom christlichen Schwunge ergriffen werden kann.

Die stoische Logik steht tief unter der des Aristoteles, und doch ist sie in gewisser Beziehung höher zu stellen. Die Zeit verlangte eine practische Durchdringung des Lebens; mit dem *εἶδος* und der Entelechie lockte man keinen Hund vom Ofen; der Empirismus wird gewaltig. Die stoische Logik ist die in der Küche und im gemeinen Leben geübte Logik. Das Wort *λόγος* wird von den Stoikern wieder aufgenommen, das die passive, qualitätslose Materie belebende, in ihr schöpferische Princip, *ὁ θεός* ist *ὁ λόγος*. Dieser alles durchdringende, das Wesen oder die Natur (*φύσις*) aller Dinge und des Menschen ausmachende *λόγος* ist zugleich auch das allgemeine Sittengesetz *ὁ νόμος ὁ κοινός* und so *ὁ ὀρθὸς λόγος;* während er aber in den Dingen als ihre *ἕξις* erscheint, ist er im Menschen als *νοῦς;* die Sprache aber *ὁ λόγος* ist die Offenbarung dieser Vernunft, was die Stoiker auch in dem Namen *φωνή* (*φῶς νοῦ*) ausgedrückt fanden [1]. Schon hieraus ergiebt sich, dafs die Stoa noch weniger als Aristoteles eigentliche Grammatik hatte. Und doch trieb die Sache dazu, die Sprache immer mehr von Dingen und selbst von Begriffen zu scheiden. Als Factoren, welche bei der Sprache in Wirksamkeit sind, nennen die Stoiker 4: das Ding, welches sodann die Vorstellung (*ἔννοια*) erzeugt, ferner die Stimme (*φωνή*, das Bezeichnende) endlich *τὸ λεκτόν* (*τὸ πρᾶγμα*) das vom Laut Bezeichnete, eigentlich das was im Laute Geistiges liegt, noch verschieden von der *ἔννοια*. Leider herrscht aber über dieses neue vierte Element grofse Verwirrung. Es ist der entschiedenere und insofern klarere Ausdruck für die aristotelische Ansicht von der Sprache (*τὰ ἐν τῇ φωνῇ*), das *λεκτόν* ist kein vom Ding auf die Seele geübter Eindruck, aber doch dem Inhalt nach der *ἔννοια* und *δόξα* gleich.

---

[1]) Hierbei citirt er die „vortreffliche Schrift *Grammatica Stoicorum*" von Prof. R. Schmidt in Berlin.

Die ältere Stoa hatte 4 *μέρη λόγου*: *ὄνομα*, *ῥῆμα*, *σύνδεσμος*, *ἄρθρον*, das letztere das pronomen und den Artikel umfassend. Chrysipp vermehrte die Redetheile, „*στοιχεῖα*", dadurch, dafs er das *ὄνομα προσηγορικόν* noch vom Eigennamen aussonderte. Das *ῥῆμα* bedeutet häufig auch den Infinitiv. Man unterschied ferner die active, passive und neutrale Aussage. Zu den Casus, *πτώσεις*, rechneten sie den Nominativ und die 3 andern; so *ὀρθὴ πτῶσις* und die 3 *πλάγιαι*: *γενική*, *δοτική*, *αἰτιατική* (*αἰτιατόν* verursacht, Trendelenburg). Die Stoiker waren bei ihrer Eintheilung der *κατηγορήματα* nahe daran, die grammatische Syntax zu bearbeiten, aber sie haben es nicht gethan, weil es von ihrer Dialectik nicht erfordert wurde. Neben der Aufstellung der casus war die Bestimmung der tempora die Hauptleistung der Stoiker. Sie nannten das praesens *ἐνεστῶτα παρατατικόν* (sc. *χρόνον*), das Impf. *παρῳχημένον παρατατικόν*, das Perf. *ἐνεστῶτα συντελικόν*, das Plusqpf. *παρῳχημένον συντελικόν* (oder *τέλειον*). Aufser diesen Ausdrücken, welche durch die metaphysischen Ansichten der Stoa beeinträchtigt sind, nimmt Steinthal noch solche für Futurum und Aorist an. Wir übergehen dies sowie den ganzen folgenden Abschnitt: Wesen und Schöpfung der Sprache, so anziehend er die Schlagworte *φύσει*, *θέσει* etc. verfolgt und die etymologischen Neigungen der alten Grammatiker schildert. Eine folgende Partie behandelt den Gegensatz von Analogie und Anomalie, der, nachdem er in der Stoa aufgetaucht, drei Jahrhunderte lang und länger noch die bedeutendsten Männer beschäftigte. Wie wenig die Wichtigkeit dieses Punctes erkannt sei, belegt er mit der Aeufserung Classens: *Tota ista disceptatio vix tanto hiatu digna esse videtur*. Das Nähere möge man im Buche selbst nachsehen.

Der zweite Hauptheil des Buches behandelt die eigentlichen Grammatiker und zwar zuerst die Blütezeit der Grammatik, d. h. die Zeit des Kampfes, bis zu Anfang unserer Zeitrechnung. Diese 2 Jahrhunderte waren characterisirt durch den sittlichen und politischen Verfall, durch Entvölkerung und Verarmung. Nur der Handel blühte vorübergehend, und in Händen Einzelner häufte sich der Reichthum. Die hellenistische Bildung mufste nothwendig eine belesene und ausstudirte sein; man sah die Alten nicht mehr, man hatte nur ihre hinterlassenen Schriften; diese mufste man lesen. Und es war die Aufgabe, dafür zu sorgen, dafs die alten literarischen Erzeugnisse verstanden und erhalten würden.

Das Wort *φιλολογία* bezeichnet eben Bildung, *παιδεία*, wie denn Isocr. den Athenern *εὐτραπελίαν καὶ φιλολογίαν* nachrühmt; einem Plato war der *φιλόλογος* auch natürlich *φιλόσοφος*. Nach Alexander ist der Philologe ein *φιλομαθής* und *φιλαναγνώστης*, ein belesener Gelehrter. Er ist manchmal *φιλολογώτερος* als der *γραμματικός* mit seiner oft durch Buchstäbelei (in der *διόρθωσις* und der Schulmeisterei) abgestumpften Empfindung des Schönen.

Wichtig war es für das Unproductive der griechischen grammatischen Periode, dafs die Grammatiker selbst arm bei fremden (aegyptischen) Fürsten ihren literarischen Unterhalt fanden und

überhaupt auf die Zeit der Alten wie matte und hoffnungslose Greise zurücksahen. Die alte Sprache war seit dem 3. Jahrh. a. Chr. todt, die spätern Veränderungen sind die einer todten Schriftsprache, die man nach Regeln bearbeitet [1]). Die attische Sprache konnte es allein sein, welche die Barbaren zur Aneignung brachten und verdarben (makedonisirten). Zu unterscheiden ist aber

a. die Sprache der hellenisirenden Barbaren, d. h. Hellenisten, mehr oder weniger ein Jargon [2]).

b. die Sprache der Griechen selbst, woraus endlich das Neugriechische wird. *c.* die literarische Sprache p. 406 ff.

Die Septuaginta und das Neue Testament, wie hellenistisch sie auch sind, schliefsen sich doch an die allgemeine griechische Redeweise an, weder an einen asiatischen Jargon, noch an einen speciellen alexandrinischen Dialect (p. 409). Alle Schriftsteller der Zeit nach Alexander sind unfähig, sich von den Flecken des gemeinen Griechisch (*κοινή*) frei zu halten. Ueber diese *κοινή*, das Verhältnifs des Neugriechischen zum alten Griechisch spricht der Verf. in sehr lehrreicher Weise in klarer Darstellung und geläufiger Beherrschung einer Fülle von Thatsachen aus der Linguistik, die man kaum anderswo so vereinigt finden möchte.

Von der „Homerischen Frage" bleibt der folgende Abschnitt begreiflich fern, weil sie eine moderne ist, aber beiläufig sagt der Verf., dafs Homer bei der alten Auffassung gar nicht richtig angegriffen werden konnte. „Man hat sich den Weg zur wahren Einsicht in alle Homer betreffende Probleme schon abgeschnitten, sobald man Homer für einen Dichter hält, wie jeden andern, nur für den ausgezeichnetesten. Hierin sind alle (?) deutschen Philologen einig." — Die Verschiedenheit der damaligen homerischen Texte legte die gröfste philologische Aufgabe vor, und sie fand zu ihrer Lösung — Anfänger.

Die alexandrinischen Philologen sahen in dem Princip der Analogie nicht die Kategorie des im Object waltenden Gesetzes, wie wir, sondern sie hatten darin ein psychologisches Motiv; die Analogie war ihnen nichts anderes als die Uebereinstimmung zweier und mehrerer Fälle, eine Harmonie oder Symmetrie. Diese suchten sie mit wachsender Klarheit auf und sahen darin das Richtige, die Consequenz, die auch in unserm Begriff des Gesetzes ein wesentliches Moment ist, dagegen die *ἀνωμαλίαι* zeigen das Willkürliche an, die *διαφωνία*. In der Zeichnung der Thätigkeit von Zenodot, Aristophanes Byz., Aristarch,

[1]) Hieran knüpft St. eine vortreffliche Charakteristik der Sprache der alten Schriftsteller und Redner, gegenüber der Sprache des Marktes und Lebens. S. 387 ff.

[2]) Beispiel die 22 Zeilen lange Inschrift des Königs Silko, worin keine andere Conjunction als *καί* (11 mal) vorkommt. Ein Satz: *οι γαρ φιλονεικοι μου αρπαζω των γυναικων και τα παιδια* soll wahrscheinlich heifsen: ich raube meinen Feinden ihre Frauen und ihre Kinder. Auch orientalische Anschauungen dringen ein.

bezieht sich der Verf. auf die bekannten Schriften unsrer trefflichen Spezialforscher. Er geht sodann zu den Schülern Aristarchs über (Tyrannion, Ptolemäos Ascalonita, Pamphilus), zumal den **Herodian** hervorhebend. Hierauf zeichnet er den verhältnismäfsig wenig bekannten Krates, Aristarchs Gegner; derselbe ist kaum Philologe zu nennen, er ist Philosoph, der literarhistorische Stoiker. Er suchte im Homer einen tieferen Sinn, auf den sich Aristarch in seiner Nüchternheit nicht einliefs. Weil er mehr sehen wollte und nicht konnte, irrte er mehr als Aristarch. (Beispiel Il. I, 590—594, wo er bei *ἀπὸ βηλοῦ θεσπεσίοιο* an den *Βῆλος*, den chaldäischen Namen für Himmelsraum, Bel, Baal, denkt.)

Die Nachfolger des Krates, die Anomalisten, deckten unermüdlich die Schwächen der analogistischen Regeln auf und wirkten dadurch heilsam. Dies wird aus Varro eingehend gezeigt, mit Vergleichung von Charisius und Herodian. Zuletzt hatte man die Anomalisten zum Schweigen gebracht, indem man dem Princip derselben Recht gab und die Anomalie schematisirte. Dem Varro folgt Cicero, dem falschen *usus* gegen besseres Wissen gehorsam; auch Cäsar in seinem ordnenden, herrschenden, gleichmachenden Geiste schrieb *inter arma* für die Analogie. Bei Quintilian wird die *ratio* und *lex* zur *observatio*, also zur Empirie. Der Gewinn des langen Kampfes sind die grammatischen Schemata, wie wir sie von Jugend auf lernen.

Ein folgender Abschnitt führt uns in die Geschichte des Wortes *τέχνη* und die Betrachtung der 8 Puncte, die in jeder *τέχνη* in Rücksicht gezogen werden. Sodann wird nach der in Becker's Anecd. II enthaltenen Schrift des Dionys. Thrax *γραμματική* ein Bild der alten Grammatik gegeben (S. 551 ff.). Natürlich erlangt sodann Apoll. Dyscolus seine bedeutsame Stelle, so wie die Mitarbeiter an dem systematischen Aufbau der Grammatik, die zum Schlufs übersichtlich uns vorgetragen wird.

W. H.

XII.

Die neuesten Arbeiten Schoemanns.

Von Herrn Professor Schoemann, der schon durch frühere Abhandlungen sehr dankenswerthe Belehrung über einige Punkte in der Geschichte der alten Grammatik gegeben hat, ist seit dem Jahre 1860 anderes höchst Werthvolle, in dieses Fach Gehörige veröffentlicht worden, das hier kurz angezeigt werden soll. — Zunächst erschienen vor dem Greifswalder Lectionskatalog für den Sommer des genannten Jahres „*Animaduersiones ad ueterum grammaticorum placita de aduerbiis*“ (17 S.), in denen nach Behandlung der Frage, zu welcher Wortklasse Aristoteles und zu wel-

cher die Stoiker die Adverbien gerechnet, über das Mangelhafte der von Apollonius gegebenen Definition des *ἐπίρρημα* und die Unhaltbarkeit seiner Argumentation gegen die Meinung, dafs die Interjektionen von den Adverbien auszuschliefsen seien, sodann über die Benennung *μεσότητος ἐπιρρήματα* und die für das Adverb gebrauchten Namen *μεσότης* und *πανδέκτης*, schliefslich über die Ansicht derer, die den Infinitiv zu den Adverbien zählten, und die dagegen gemachten Einwendungen gehandelt wird. Was hier scharfsinnig und lichtvoll auseinandergesetzt ist, finden wir in der an dritter Stelle zu nennenden Schrift wieder, jedoch in kürzerer Fassung, so dafs damit das vorliegende Programm nicht entbehrlich gemacht ist. — In dem darauf folgenden Programm kamen Verbesserungsvorschläge zu Apollonius' Buch *περὶ ἐπιρρημάτων*, durch die dasselbe von einer sehr bedeutenden Anzahl seiner Corruptelen glücklich befreit wurde. Dafs nicht alle Aenderungen schlagend sind, wird nicht befremden, wenn man bedenkt, um welchen Schriftsteller es sich handelt. Mit Unrecht, meinen wir, sagt Lehrs einmal in den *quaestionibus epicis*: „*Si expurgatum habebimus Apollonium et paulo magis quam adhuc factum est tota ueterum grammaticorum doctrina et oratione assueti erimus, apparebit Apollonium ipsum uix impeditius scripsisse quam reliquos grammaticos potiores.*“ Es wird der Leser dann immer noch durch die diesem Grammatiker eigene starke Liederlichkeit im Denken wie im Ausdruck gehemmt werden, die selbst den mit Lehre und Sprache der alten Techniker vertrautesten und scharfsichtigsten Kritiker manchmal über des Autors Meinung täuschen, selbst den vorsichtigsten hier und da dazu verführen mufs. den Schriftsteller zu corrigiren. — Es folgt „die Lehre von den Redetheilen nach den Alten dargestellt und beurtheilt. Berlin bei Hertz 1862“ (VII u. 238 S. 8.), ein in jedem Betracht ausgezeichnetes Werk, aus dem Jeder, dessen Studien sprachwissenschaftliche sind, den reichsten Gewinn ziehen wird. Dafs der Inhalt nicht blofs ein geschichtlicher ist, wird schon durch den Titel, aber in zu beschränkter Weise angezeigt; denn mehr als die Hälfte der Schrift beschäftigt sich weder mit Darstellung noch mit Beurtheilung der antiken Doctrin. sondern mit Entwicklung und Begründung der eigenen Ansichten, ja jene bildet häufig nicht einmal den Ausgangspunkt; so in den Kapiteln über die Pronomina, Adverbia. Conjunctionen, wo Relation und Kritik der alten Lehren den Schlufs der Besprechung ausmachen. Was nun diese historischen Auseinandersetzungen anlangt, so bewundern wir in ihnen die umfassende Kenntnifs und das vollendete Verständnifs der griechischen und lateinischen Quellen; das glückliche Ermitteln der Erwägungen, welche zu den ohne die leitenden Gründe vorgetragenen oder erwähnten Lehren führten; die vollkommene Unbefangenheit bei der Beurtheilung, durch die eine richtigere Schätzung des *γραμματικώτατος* des Alterthums gewonnen worden ist. Noch bewundernswerther wird aber der Verfasser dem Leser da erscheinen, wo er seine eigenen Ansichten über die verschiedenen Redetheile entwickelt. Diese Darlegung betrifft da-

Wesen und die Entstehung der vorliegenden Wortklasse, ihre Accidenzen, die Unterabtheilungen, in welche sie zerfällt, und erstreckt sich bei einigen Redetheilen bis auf den Ursprung und Gebrauch der einzelnen dazu gehörigen Wörter. Nur über einen der acht von den Alten angenommenen Redetheile spricht Schoemann in dieser Schrift gar nicht, über den Artikel, eine Lücke, welche er durch seine letzten Programmen auszufüllen begonnen hat. — Vor den Lectionskatalogen für den Sommer 1862 und den Winter 1862 / 63 und durch das Programm zu des Königs Geburtstag 1862: „*Animaduersionum ad ueterum grammaticorum doctrinam de articulo caput I II III*". In dem ersten Kapitel (15 S.) erweist der Verf. das Mifslungene der wichtigeren Versuche, die Definitionen des *σύνδεσμος* und des *ἄρθρον* im XX. Kapitel der aristotelischen Poetik wiederherzustellen; auch die von ihm selbst in der Schrift von den Redetheilen vorgeschlagenen Aenderungen verwirft er jetzt und meint, dafs man überhaupt nie mit der Stelle in's Klare kommen werde. Zum ersten Male wird hier auf das Unsinnige des *καθ' αὐτόν* nach *ἐν ἀρχῇ λόγου τιθέναι*, das bei allen Verbesserungsvorschlägen dasselbe bleibt, aufmerksam gemacht: sollte dies *καθ' αὐτόν* nicht eine Randbemerkung zu *σύνδεσμός ἐστι φωνὴ ἄσημος* gewesen sein? Es folgt die Motivirung der schon in dem Buche über die Redetheile als nothwendig bezeichneten Aenderung im XXV. Kapitel der Rhetorik an Alexander und darauf die Besprechung des Gebrauchs von dem Namen *ἄρθρον* bei den Stoikern und die von den Stoikern ersonnenen Benennungen *ἄρθρα ἀοριστώδη*, *ὡρισμένα* und *ἀντωνυμίαι ἀρθρώδεις*. — Im zweiten Kapitel (16 S.) giebt Schoemann die Darstellung und Beurtheilung des allgemeinen Theiles der apollonianischen Doctrin vom Artikel, im dritten (13 S.) die Besprechung der speziellen Beobachtungen dieses Grammatikers über den *Articulus postpositiuus*, woran sich noch als Einleitung zu den Bemerkungen über Apollonius' Lehre vom *Praepositiuus*, die im nächsten Programm folgen werden, eine Auseinandersetzung über die allgemeine Bedeutung dieses Artikels anschliefst, in welcher der Gebrauch desselben bei Bezeichnung ganzer Gattungen auf die gewifs einzig richtige Weise erklärt wird. — Wir schliefsen mit dem Ausspruch der Ueberzeugung, dafs Jeder, der von den angezeigten Schriften Kenntnifs genommen, mit uns sehnlich eine möglichst ausgedehnte Fortsetzung dieser grammatischen Untersuchungen wünschen wird. In der That existirt wohl unter den lebenden Philologen kein Einziger, von dem wir auf diesem Felde Ausgezeichneteres erwarten dürften.

U.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

I.

Auszüge aus den Sitzungs-Protocollen des Berliner Gymnasiallehrer-Vereins.

(April, Mai, Juni.)

In der Sitzung vom 15. April las Herr Geppert eine Abhandlung [1]) über die Gestalt der Casina des Plautus im Cod. Ambrosianus. Nachdem derselbe das Verhältnifs der römischen Komödie zu ihrem griechischen Original, den κληρούμενοι des Diphilus, erörtert hatte, constatirte er zunächst, dafs sich von den 931 Versen, in denen uns das Stück überliefert ist, noch 448 im Ambr. erhalten haben. In Bezug auf die jambischen Senare und trochäischen Tetrameter, welche die Mehrzahl bilden, bemerkte er, dafs in ihnen die Corruptelen des Textes zahlreicher und stärker seien als in den sogenannten lyrischen Versmafsen, und wies mit wörtlichen Anführungen etwa 40 derselben nach, die durch den Ambr. wieder hergestellt werden, während aufserdem noch 9 neue Verse hinzutreten. In den lyrischen Partien dagegen ist es besonders die Erkenntnifs der verschiedenen Versarten, die durch eine richtigere Abtheilung der Kola gewinnt; und der Ambr. giebt uns nicht nur die richtige Norm für anapästische, cretische, baccheische Verse, sondern zeigt noch, dafs durch die Lückenhaftigkeit des Textes und falsche Abtheilung der Verse im Cod. vet. selbst eine grofse Anzahl von jambischen und trochäischen Metris vollständig unkenntlich geworden ist. Der Vortrag schlofs mit einigen allgemeinen Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der plautinischen Kritik und dem Wunsch, dafs sich möglichst viel Gelehrte daran betheiligen möchten.

Auf die Frage des als Gast erschienenen Herrn Selkmann gab der Vortragende hierauf noch eine Schilderung von dem Zustande, in dem sich der durch Mai's chemische Mittel übel zugerichtete Cod. Ambr. jetzt befindet.

In der Sitzung vom 13. Mai las Herr Höpfner über die deutsche Dichtung in der Zeit des Ueberganges zur Opitzischen Dichtweise.

---

[1]) Wird im Septemberheft dieser Zeitschrift mitgetheilt werden.
Die Red.

An die deutsche Dichtung sei im XVI. Jahrhunderte die Aufgabe der Formgebung nach dem Muster der klassischen herangetreten. Für die Lösung dieser Aufgabe seien aber die erheblichsten Schwierigkeiten aus dem Verlaufe der Reformationsbewegung entstanden, in welchem sich von der Nation ein Gelehrtenadel abschied, dem die vaterländische Dichtung nur Mittel zu reformatorischen Zwecken war. Hieraus erkläre sich die für die höheren Sphären fast ausschliefsliche Geltung der lateinischen Poesie, welcher die nicht seltenen Versuche der Gelehrten, die antiken Mafse ins Deutsche herüberzunehmen, keinen Abbruch zu thun vermochten; ferner die Isolirung des Kirchenliedes, das im Bewufstsein der Zeit kaum als ein Theil poetischer Produktion gelegen habe; endlich der Umstand, dafs die lebensvolle volksmäfsige Dichtung des Jahrhunderts noch nicht unter den Händen der classisch gebildeten Dichter eine Richtung zur classischen Form hin nahm. Mit dem Umsichgreifen der Anschauung, dafs ein plebeischer Charakter der vaterländischen Dichtung natürlich sei, habe sich die Kluft zwischen Gelehrten und Volk so sehr erweitert, dafs nur unter dem Einflusse eines neuen Bildungselements eine Ausgleichung derselben möglich gewesen sei. In dem romanischen Wesen, das besonders in den letzten vier Jahrzehnten des Jahrhunderts über uns hereingebrochen, seien die einander entfremdeten Theile des Volkes sich zuerst wieder begegnet. Auf romanischen Grund habe sich die neuere deutsche Dichtung zunächst gestellt, deren Werden der Vortragende sodann von den siebenziger Jahren des XVI. Jahrhunderts bis zum Jahre 1619 verfolgte, in welchem mit Opitzens Uebersetzung des Heinseschen Lobgesanges auf die Geburt Jesu Christi Sprache und Verskunst der neueren Poesie entschieden war. Insbesondere wurde vom Vortragenden die Stellung erörtert, welche G. R. Weckherlin in der Geschichte unserer Dichtung bis zum Jahre 1619 einnimmt, und die Aufmerksamkeit der Literarhistoriker für die in der „Beschreibung der Reifs Friedrichs V. u. s. w. Heidelberg bei Gotthardt Vögelin“ 1613 *gedruckten* 23 Gedichte Tobias Hübners mit ihren 320 Alexandrinern in Anspruch genommen, welche im Metrischen von den 3 Jahre später gedruckten des Ernst Schwebe nicht principiell abweichen und ein anschauliches Bild von jener Dichtung mit „welsch geblasenen Worten“ geben, gegen welche Weckherlin im Jahre 1614 eifert.

Hierauf wurde die Ausführung der von Seiten der höchsten Schulbehörden vorgeschriebenen Einrichtung des Unterrichts in der Muttersprache einer Besprechung unterzogen und zunächst die darin hinsichtlich der Durchführung einer einheitlichen Orthographie gegebenen Vorschriften in Erwägung genommen. In Uebereinstimmung mit den darin ausgesprochenen Grundsätzen sprach die Versammlung einmüthig ihre Meinung dahin aus, dafs auf der Basis des Herkömmlichen die Einheit herbeigeführt werden müsse und dafs der subjectiv rationellen Methode, die manche Lehrer im Gegensatz gegen die in den neusten Ausgaben der Klassiker und in den gebräuchlichsten Lexicis befolgte Orthographie durchzuführen suchen, nicht Raum gegeben werden dürfe.

In der Sitzung vom 10. Juni gab Herr Hollenberg eine Geschichte der philosophischen Propädeutik in den deutschen Gymnasien von der Reformationszeit bis auf die Gegenwart und stellte zum Schlufs derselben 5 Thesen zur Berathung.

In der ersten derselben vertheidigte der Vortragende den Satz, dafs die Nothwendigkeit der philosophischen Propädeutik nicht so zu begründen sei, dafs man sage, ohne sie sei der Universitätsvortrag

in der Philosophie und in den rationalen Wissenschaften nicht zu verstehen; dies sei thatsächlich nicht wahr, und wäre es wahr, so müfsten die Universitätsvorlesungen sich für den Anfang populärer halten, wie es die Naturwissenschaften schon lange zu thun gewohnt wären.

Nach einer lebhaften Discussion, an der sich vorzugsweise die Herren Jacobs, Kiefsling, Kübler und Lasson betheiligten, schlofs sich die Versammlung der These des Vortragenden mit dem Zusatze aus der dritten These an, dafs die Nothwendigkeit der philosophischen Propädeutik nicht aus der Beziehung des Gymnasiums zur Universität, sondern aus dem Wesen und Zweck des Gymnasiums selbst herzuleiten sei.

Der zweiten These, dafs die Logik nicht, wie man öfters behaupte, als Kunstlehre des Denkens uns vor Denkfehlern behüte, sondern ihre Terminologie dazu Dienste leiste, den Sitz eines der Kritik schon unterliegenden Denkfehlers leichter und schärfer zu bezeichnen, trat die Versammlung ohne längere Debatte bei.

Ueber die dritte These, die ihrem Hauptinhalte nach dahin lautete, dafs, weil in dem Jüngling ein Bestreben erwache, das vielfache Einzelne in einheitliche Gruppen zu bringen, eben deshalb in der Propädeutik ein philosophischer Abschlufs des Gymnasialunterrichts gegeben werden müsse, mufste die schon begonnene Berathung der vorgerückten Zeit wegen abgebrochen und ihre Fortsetzung so wie die Besprechung der noch übrigen Thesen bis auf die nächste Sitzung verschoben werden.

Berlin. F. Haecker, z. Z. Schriftführer.

II.

Kritische Bemerkungen zu Sophokles' Oedipus Tyrannus.

V. 15—19. *ὁρᾷς μὲν ἡμᾶς ἡλίκοι προσήμεθα*
βωμοῖσι τοῖς σοῖς· οἱ μὲν οὐδέπω μακρὰν
πτέσθαι σθένοντες, οἱ δὲ σὺν γήρᾳ βαρεῖς,
ἱερεὺς ἔγωγε Ζηνὸς οἵδε τ' ἠθέων
λεκτοί κτλ.

Es ist nicht denkbar, dafs unter der *ἱκετεία* an den König sich nur Priester als Greise befinden sollen, da Ein Priester als Führer der Supplicanten hinreicht (der auch V. 9 von Oedipus angeredet wird) und die Anwesenheit anderer für das *ἄλλο φῦλον ἐξεστεμμένον* nöthig ist. Jedenfalls also sah Bentley das Richtige, wenn er das handschriftliche *ἱερεῖς* in *ἱερεύς* verwandelte. Warum nun aber *ἐγὼ μὲν* mit *ἔγωγε* vertauscht oder die Wortstellung in *ἐγὼ μὲν ἱερεὺς* verändert werden soll, wie Nauck es für nöthig hält, leuchtet mir nicht ein. Während *ἐγὼ μὲν* den Gegensatz zu den übrigen Greisen in einfacher Weise andeutet, würde die Ankündigung der Person mit *ἔγωγε* leicht den Schein einer, namentlich dem Könige gegenüber, ungeziemenden Prätension erregen, also gegen das *πρέπον* verstofsen. Dafs *ἱερεὺς* vorantritt, hat seinen Grund in der Absicht des Sprechenden, sich durch diese seine Eigenschaft als Organ der *ἱκέται* zu legitimiren und so

die Voraussetzung des Oedipus V. 9 zu bestätigen. Auch *βωμοῖσι τοῖς σοῖς* geben wir nicht auf für das Naucksche *δόμοισι τ. σ.* Uns scheint das Sachverhältnifs folgendes zu sein. Der Priester des obersten und allgemeinsten hellenischen Gottes, nicht ein Priester der specifisch thebanischen *πολισσοῦχοι*, kommt zum Haupte der Stadt, dem König, der als eingewanderter Korinthier jedenfalls die Götter seines Heimathlandes, mit deren Hülfe es ihm gelang, Theben zu retten, in die neue Stadt mit herübergenommen und ihnen vor seinem Pallaste Altäre errichtet hatte; er kommt zu diesen Altären in der Hoffnung, dafs die alten Götter des Oedipus zum zweiten Mal für Abhilfe der gegenwärtigen Noth sich wirksam zeigen werden. Die folgenden Worte schreibe ich *οἱ δ' ἔτ' ἠϑέων λεκτοί.* Warum sollten nach vorausgegangener Gegenüberstellung der jüngsten und ältesten Altersklasse mit *οἱ μὲν — οἱ δὲ* die Jünglinge und Greise mittelst *τε* als ein zusammengehöriges Ganze verbunden, warum die Jünglinge *δεικτικῶς* (*οἵδε*) bezeichnet sein? Die Beziehung des *ἔτι* zu *ἠϑέων* = *ἔτι ἠϑέων ὄντων* ist hier in einer motivirten Unterscheidung von Altersklassen (*ἥλικοι*) und in seiner gegensätzlichen Beziehung zu *οὐδέπω — σϑένοντες* und *σὺν γήρᾳ βαρεῖς* unverkennbar und, wie es mir scheint, fast nothwendig. Die von W. Dindorf aufgenommene Lesart *οἱ δ' ἐπ' ἠϑέων λεκτοί* müfste erst ganz anders begründet werden, als durch Heranziehung von *ἐπίλεκτος* oder durch die Vergleichung von Antig. 787 *οὐδεὶς ἁμερίων ἐπ' ἀνϑρώπων*, wenn ich ihr den Vorzug geben sollte. „*Ἐπ' ἠϑέων λεκτοί dictum est, quia saepe ἐπίλεκτοι dicuntur*“ hätte doch nur einen Sinn, wenn zur Erklärung der sophokleischen Worte eine Tmesis statuirt würde; dies wäre ein *παράλογον*: was sollen wir also mit *ἐπίλεκτοι* anfangen? Oder soll die Beziehung des *ἐπί* im Compositum dieselbe sein wie in der aufgelösten Form mit dem Genitiv eines persönlichen Nomen? Dies ist schwer zu glauben. Die Stelle der Antig. 787 ist vielfach wegen der Präposition angefochten und geändert: wenn wir auch die Echtheit derselben zugäben, so könnten wir doch in der Erklärung von *ἐπ' ἀνϑρώπων* nur mit Ellendt Lex. Soph. I p. 646 übereinstimmen und würden füglich eine Bedeutung der Präposition annehmen, die auf den vorliegenden Fall im Oed. R. nicht anwendbar wäre.

V. 74 f. *τοῦ γὰρ εἰκότος πέρα*
ἄπεστι πλείω τοῦ καϑήκοντος χρόνου.

Wie es scheint, billigt Nauck die Vermuthung Porson's, dafs V. 75 zu tilgen und V. 74 *τοῦ γὰρ εἰκότος περᾷ* zu schreiben sei. Die vermeintliche Tautologie in *τοῦ εἰκότος πέρα* (*secus quam consentaneum erat*) und *πλείω τοῦ καϑήκοντος χρόνου*, welche zu dieser Vermuthung Veranlassung gegeben, verschwindet, wenn man *τὸ εἰκὸς* als Wahrscheinlichkeit fafst und *τοῦ εἰκότος πέρα* ***praeter exspectationem*** erklärt, wie F. W. Schmidt *de ubertate orationis Sophocleae Part. II p.* 13. Siehe auch Stein Herod. VII, 103, 15.

V. 80 f. *ὦναξ Ἄπολλον, εἰ γὰρ ἐν τύχῃ γέ τῳ*
σωτῆρι βαίη, λαμπρὸς ὥσπερ ὄμματι.

Mit Recht hat Nauck die Ellendtsche Interpunction und Interpretation dieser Verse (Lex. Soph. II p. 9): *si insignis veniret* (*sic!*) *faustum responsum ferens, velut vultu talia portendenti incedit*, welche nichts weniger als eine *λαμπρά τις* ist, verschmäht. Aber was soll *λαμπρὸς ὄμματι* bedeuten, das doch jeder geneigt ist zunächst auf das freudestrahlende Auge des Kreon zu beziehn? Wie kann Oedipus, selbst wenn er die schärfsten Sinne hätte, den Glanz des Auges erkennen,

da Kreon noch in der Ferne ist und erst V. 84 so nahe kommt, daſs er die Worte des Königs vernehmen kann? Unbedenklich geht λαμπρὸς auf das ganze festliche Aeuſsere des Kreon, auf seine *candida vestis* zunächst, welche in die Ferne leuchtet: das ist es ja auch, was der Priester, der unterdessen ein Zeichen der λαμπρότης mehr bemerkt hat, V. 82 bestätigt und begründet. Sollte also der überlieferte Text richtig sein, so müſste λαμπρὸς ὄμματι erklärt werden: *ut oculo spectantis candidus venit*. Ich kann indeſs nicht glauben, daſs der Dichter eine solche Zweideutigkeit der Auffassung verschuldet habe, der er auf leichte Weise z. B. mit λαμπρὸς ὡς ἐν ὄμμασιν (cf. Aesch. Prom. 604) abhelfen konnte. Wahrscheinlich hat eine geläufige Verwechslung der Abschreiber auch hier stattgefunden, und es ist zu verbessern λαμπρὸς ὥς γε σώματι. Eine Bestätigung erhält diese Vermuthung durch die in anderem Falle auffallende Präposition ἐν (τύχῃ), die jetzt nach der Analogie von ἐν ἐσθῆτί τινι βαίνειν gewählt ist, weil die λαμπρὰ ἐσθὴς τύχην τινὰ in sich schlieſst.

V. 153 ff. ἐκτέταμαι φοβερὰν φρένα δείματι πάλλων,
ἰήιε Δάλιε Παιάν,
ἀμφὶ σοὶ ἁζόμενος, τί μοι ἢ νέον
ἢ περιτελλομέναις ὥραις πάλιν ἐξανύσεις χρέος;

V. 153 ist πάλλων, wofür im Laur. A von der Hand des Diorthotes πολλῷ als schlechte Verbesserung sich verräth, von Schneidewin-Nauck richtig beibehalten und erklärt *metu quatiens mentem*, zu dessen Begründung nur eine Hinweisung auf Oed. R. 914 ὑψοῦ γὰρ αἴρει θυμὸν Οἰδίπους ἄγαν λύπαισιν oder auf die von Schneidewin-Nauck selbst zu Oed. Col. 1624 τρίχας ὀρθὰς στῆσαι beigebrachten Stellen vermiſst wird. Die Erklärung der folgenden Verse aber: um Apollon besorgt, was er entweder neues oder im Umschwung der Jahre sich wiederholendes (bei ähnlicher Noth vom Gott schon früher angeordnetes) den Thebanern zu verrichten auferlegen wird, um von der Seuche befreit zu werden, leidet an vielfachen Mängeln: etwas im Kreislaufe der Jahre wiederkehrendes könnte nur etwas regelmäſsiges, solennes sein; wie kann dies der Gott zur Abstellung einer auſserordentlichen Noth befehlen, und wie könnte dies ein Moment der Besorgniſs sein? Jedenfalls ist statt πάλιν zu schreiben πάλαι d. h. τί ἢ νέον ἢ — πάλαι χρέος: welche neue oder im Kreislauf der Jahre altgewordene Schuld wirst du von mir eintreiben? Ἐξανύειν χρέος wäre dann für das gewöhnliche ἐκπράττειν χρέος gesagt und der Dativ μοι nach Schneidewin-Nauck zu V. 1373 zu rechtfertigen. Die Beziehung des Adverbium als Attribut zu χρέος ist theils durch das Futurum ἐξανύσεις, mit dem es sich seiner Bedeutung wegen unmöglich verbinden läſst, theils durch seine gegensätzliche Relation zu νέον vollkommen deutlich gemacht. Vergl. V. 1043 τοῦ τυράννου τῆσδε γῆς πάλαι ποτέ und Ausl. zu Soph. Phil. 26. Oed. Col. 1451. Dem Chor kann nichts näher liegen, als an eine Schuld zu denken, in Folge deren das Unheil der Pest über die Stadt gekommen; er setzt aber πάλαι χρέος hinzu, als ahne oder fühle er den wirklichen Sachverhalt. Ueber die im Laur. A häufige Verwechslung von πάλιν und πάλαι s. W. Dindorf zu Phil. 906.

V. 198 f. τέλει γὰρ εἴ τι νὺξ ἀφῇ,
τοῦτ' ἐπ' ἦμαρ ἔρχεται.

Indem wir in der Auffassung dieser Worte mit Nauck stimmen, verwandeln wir das corrupte τέλει in βέλει: wenn die Nacht mit ihren

Geschossen [des Mondes] etwas verschont, so greift dies der Tag an [mit seinen Geschossen der Sonne]. Die Pest ist nach allgemeinem Glauben die Wirkung der atmosphärischen Einflüsse der Luft und des Lichts: es darf bei *βίλει* also auch nicht an die Geschosse des Apollon (Il. *α*, 51) gedacht oder gesagt werden, dafs Nacht und Tag gesetzt sei für das, was Ares selbst in beiden thut; denn Ares ist ja *ἄχαλκος ἀσπίδων* und hat als *πυρφόρος θεὸς* nur Feuer (Sonnen- und Mondlicht) zu seiner Waffe. *Φέγγει*, was Martin wollte, ist der Lichtstrahl von seiner heitern und belebenden Seite und steht defshalb oft geradezu, wie *φάος*, für Heil und Rettung. Die Hermannsche Conjectur *τελεῖν γὰν εἴ τι νὺξ ἀφῇ* ist, abgesehn von dem unangemessenen Ausdruck *τελεῖν* statt *φθείρειν*, auch sehr zweideutig, da *ἀφιέναι* c. Infinit. auch zulassen bedeutet.

V. 220 f. *οὐ γὰρ ἂν μακρὰν*
ἴχνευον αὐτός, οὐκ ἔχων τι σύμβολον.

Diese Vermuthung Schneidewins, welche Nauck aufgenommen, statt des handschriftlichen *ἴχνευον αὐτό, μὴ οὐκ ἔχων κτλ.*, ist wenigstens auf eine Weise erklärt, die sich nicht rechtfertigen läfst. Wer soll aus den Worten *οὐ γὰρ ἂν μακρὰν ἴχνευον* den Sinn herauslesen: ich würde mit meinem Nachspüren nicht weit kommen, der für einen unbefangenen Hörer oder Leser gerade der entgegengesetzte ist? Auch Trach. 317 *καὶ γὰρ οὐδ᾽ ἀνιστόρουν μακράν* heifst offenbar: ich habe mich mit meinen Erkundigungen nicht weit umgethan. Dieser Umstand, so wie der logische Zusammenhang der Gedanken verlangt die Frage:

οὐ γὰρ ἂν μακρὰν
ἴχνευον αὐτὸς κοὐκ ἔχων τι σύμβολον;

Oedipus sagt: „Ich verlange eure Theilnahme zur Erlösung von dem Uebel: denn ich bin ein Fremder, der von der Sache und dem Geschehenen nichts weifs: würde ich also nicht lange suchen müssen allein und ohne ein Wahrzeichen, ein Erkennungsmittel zu haben? *Οὐ γὰρ* und *ἦ γὰρ* mit folgernder Kraft in der Frage sind bekannt. S. Nägelsb. Excurs zu Homers Ilias und Reisig zu Oed. Col. p. CXCIII; vergl. Phil. 249. Oed. R. 1117. Ant. 732. Ai. 1320; auch Phil. 414 *πῶς εἶπας; ἀλλ᾽ ἦ χοὖτος οἴχεται θανών;*, wo Laur. A *ἀλλ᾽* ausläfst, scheint es mir gerathener, *ἦ γὰρ* herzustellen. *Μὴ οὐκ*, das sich hier auf keine Weise rechtfertigen läfst, entstand durch die Verwechslung des *η* und *κ*, die sehr häufig ist.

V. 224 ff. *ὅστις ποθ᾽ ὑμῶν Λάιον τὸν Λαβδάκου*
κάτοιδεν ἀνδρὸς ἐκ τίνος διώλετο,
τοῦτον κελεύω πάντα σημαίνειν ἐμοί.
κεἰ μὲν φοβεῖται, τοὐπίκλημ᾽ ὑπεξελὼν
αὐτὸς καθ᾽ αὑτοῦ — πείσεται γὰρ ἄλλο μὲν
ἀστεργὲς οὐδέν, γῆς δ᾽ ἄπεισιν ἀσφαλής.
εἰ δ᾽ αὖ τις ἄλλον οἶδεν ἐξ ἄλλης χθονὸς
τὸν αὐτόχειρα, μὴ σιωπάτω κτλ.

Zu *φοβεῖται* V. 227 kann nicht Object sein das aus der Luft gegriffene *μή τι πάθῃ*, sondern nur, was der Zusammenhang und das Sprachgesetz erlaubt, *σημαίνειν* aus V. 226. Die Vermuthung K. Halms *ὑπεξελεῖν*, so nahe sie liegt, ist zu verwerfen; das Particip *ὑπεξελὼν* (nicht in dem Sinne, wie Hermann Electr. 1420 erklärt: *obscura promens*, sondern heimlich mit sich fortnehmend) sollte sich an den Nachsatz *ἄπεισι γῆς* anschliefsen, welcher nunmehr nach dem einge-

schobenen Satze πείσεται γὰρ ἄλλο μὲν ἀστεργὲς οὐδὲν in etwas anakoluthischer Form auftritt. Gröfsere Schwierigkeit macht V. 230 ἐξ ἄλλης χθονός, das unmöglich richtig sein kann. Oedipus weifs ja durch das Orakel, dafs der Mörder des Lajus in Theben lebt, und wenn man auch zugeben wollte, dafs die Vermuthung, der Mörder könne ein Fremder sein, der nach vollbrachtem Mord sich in Theben niedergelassen habe (was nach dem V. 124 ff. von Oedipus geäufserten Verdachte, dafs der Mörder von Theben aus gedungen sei, nicht einmal wahrscheinlich ist), so konnte und durfte doch Oedipus unmöglich dieser Vermuthung: ἐξ ἄλλης χθονὸς allein Raum geben, sondern er hätte jedenfalls seinen Verdacht neben dem Mörder aus fremdem Lande zugleich, und zwar, in directem Gegensatze zu dem Vorhergehenden, zunächst auf einen eingeborenen Thebaner richten müssen — also psychologisch und logisch richtig sagen müssen ἄλλον ἢ ἐνθένδε γεγονότα ἢ ἐξ ἄλλης χθονός. Dafs er aber nicht im Entferntesten an einen Mörder aus fremdem Lande denkt, beweisen deutlich die folgenden Worte: εἰ δ' αὖ σιωπήσεσθε καί τις ἢ φίλου κτέ., welche nur die Beziehung auf eingeborne Thebaner zulassen. Und hierin kann man nur die Weisheit des Dichters bewundern, der den Oedipus bei diesem Gedanken an Landeseingeborne absichtlich festhält, um so die völlige Selbstvergessenheit des Königs, der sich als vermeintlicher Nichtthebaner frei von aller Schuld fühlte und nur aus diesem Gefühle heraus sein Pathos entwickeln konnte, zu motiviren. Dem Uebelstand ist also durch Naucks Verbesserung ἐλθόντ' ἐξ ἄλλης χθονὸς auf keine Weise abgeholfen, zumal da das ἐλθόντ' nicht einmal unverkennbar εἰς Θήβας zu verstehen giebt. Wahrscheinlich schrieb Sophokles εἰ δ' αὖ τις ἄλλον οἶδεν ἐξ ἀμῆς χθονὸς κτέ. „Aus unserem Lande" sagt Oedipus, indem er als Neubürger sich zu einem Landeskinde von Theben macht, in ganz anderem Sinne, als er es wirklich war: auch das ist Ironie des Dichters, von der wir in unserm Oedipus so vielfache und so feine Züge antreffen. Die Form ἀμὸς statt ἡμέτερος findet sich im Trimeter El. 271, sonst in melicis Ant. 857. S. Ellendt Lex. Soph. I p. 99. Mit grofser Wahrscheinlichkeit ist Ant. 1471 von Boeckh nach πάνδαμος — ἀμὰ (πόλις) durch Conjectur hergestellt; ebenso von Bergk Phil. 1119 χειρὸς ἀμᾶς statt ἐμᾶς.

V. 246. ὑμῖν δὲ ταῦτα πάντ' ἐπισκήπτω τελεῖν κτέ.

Statt der Lesart des Laur. A τὰ für ταῦτα, zu der aber schon eine alte Hand, wie Dübner versichert, ταῦ hinzugefügt und die defshalb gewöhnlich in ταῦτα verwandelt wird, vermuthet Nauck τἀπιόντ', was er erklärt das Weitere. Erstens wünschte ich diese Bedeutung des Particip. ἐπιὼν überhaupt nachgewiesen, wenn ich sie nicht für ein ἐπιὸν d. h. für einen augenblicklichen Einfall (cfr. V. 393) halten soll; sodann was ist das Weitere, das Oedipus noch zu befehlen hätte? ich suche es vergebens. — Der Eindringlichkeit und Gemessenheit des Befehls sowie dem Sprachgebrauche würde am besten entsprechen, wenn überhaupt eine Conjectur am Platze ist, τἄπη πάντ'; ἔπος τελεῖν war eine homerische Phrase.

V. 328 f. Tiresias beharrt bei seiner Weigerung, die φάτις zu enthüllen: denn

πάντες — οὐ φρονεῖτ'· ἐγὼ δ' οὐ μή ποτε
τἄμ', ὡς ἂν εἴπω, μὴ τὰ σ' ἐκφήνω κακά.

Allerdings sträubt sich das gesunde Gefühl, wie Nauck behauptet, gegen die Erklärung des Scholiasten: ἐγὼ δ' οὐ μή ποτε τἄμ', ὡς ἂν

εἴπω μὴ τὰ σ', ἐκφήνω κακά. Was nöthigt aber zu solcher sprachlich und sachlich falschen Auffassung, wo das richtige Verständnifs zu Tage liegt, sobald richtig interpungirt wird? Tiresias sagt: schwerlich werde ich jemals, um für mich Uebles damit zu verkündigen, deine Uebel aufdecken: Worte, die in dieser Form allerdings noch etwas dunkel und mysteriös klingen, die aber sogleich durch das, was Tiresias V. 332 hinzufügt: *ἐγὼ οὔτ' ἐμαυτὸν οὔτε σ' ἀλγυνῶ* ihr Licht erhalten. Die Absicht *τἄμ' ὡς ἀνείπω κακά* schiebt natürlich Tiresias dem Oedipus als eine unbewufste unter: er meint damit die Mifshandlung (*κακά*) von Seiten des Oedipus, welche seine Enthüllung zur Folge haben wird; dagegen die *κακά* des Oedipus sind dessen Missethaten: diese Doppeldeutigkeit des Wortes *κακά* entspricht ganz der sonstigen Weise des *μάντις*. *Τἄμ'* steht des Gegensatzes wegen vor *ὡς*, wie Phil. 490. El. 1432. Trach. 359; *μὴ* aber ist aus *οὐ μὴ* des Hauptsatzes nach eingeschobenem Zwischensatze der Deutlichkeit wegen wiederholt worden; wem diese *ratio* nicht genügt, für die mir allerdings kein völlig entsprechendes Beispiel zur Hand ist (etwas verschiedener Art ist Phil. 418, wozu s. Schneidewin-Nauck), der schreibe:

τἄμ' ὡς ἀνείπω, οὐ μὴ τὰ σ' ἐκφήνω κακά.

V. 345 f. *καὶ μὴν παρήσω γ' οὐδέν, ὡς ὀργῆς ἔχω,*
ἅπερ ξυνίημ' κτλ.

Die Vermuthung von Blaydes, welche Nauck billigt, *ὧνπερ ξυνίημ'* ist unnöthig: *οὐδὲν* ist adverbial: ich werde nicht im geringsten verschweigen das, was ich durchschaue, wie z. B. El. 706 *φείδοντο κέντρων οὐδέν* und öfter.

V. 348 f. *εἰ δ' ἐτύγχανες βλέπων,*
καὶ τοὔργον ἂν σοῦ τοῦτ' ἔφην εἶναι μόνου.

Εἶναι fehlt im Laur. A und ist von einer alten Hand, wie Dübner versichert, hinzugefügt worden; Schneidewin schlug dafür vor *τοῦτ' ἔφην μόνου βροτῶν*, Kirchhoff *τοῦτ' ἔφην ἅπαν μόνου*. Was der Letztere aus richtigem Gefühl verlangte, um dadurch den Gedanken jeglicher Mitwirkung eines Zweiten auszuschliefsen, ist da: denn offenbar ist vor *μόνου* — *μόνον* ausgefallen, was für jeden, der mit dem Sprachgebrauch des Dichters bekannt ist, einleuchtend sein wird. S. Lobeck zu Ai. 467 (daselbst Schneidewin-Nauck), der zugleich die regelmäfsig beobachtete Wortstellung bespricht, und F. W. Schmidt de ubertate orationis Sophocleae Part. 2 p. 24. Diese Conjectur ist an dieser Stelle gewifs richtiger, als die willkührliche Valckenaers zu Phoen. 1245 oder die unsichere Lachmanns zu Oed. R. 1280.

V. 487 ff. *τί γὰρ ἢ Λαβδακίδαις*
ἢ τῷ Πολύβου νεῖκος ἔκειτ', οὔτε πάροιθέν ποτ' ἔγωγ' οὔτε τὰ νῦν πω
ἔμαθον, πρὸς ὅτου δὴ βασάνῳ ....
495 *ἐπὶ τὰν ἐπίδαμον φάτιν εἶμ' Οἰδιπόδα κτλ.*

Die Lücke in V. 494 ist nach meiner Ueberzeugung am leichtesten und wahrscheinlichsten auszufüllen

ἔμαθόν τινα μῦθον, πρὸς ὅτου δὴ βασάνῳ,

dem V. 506 entspricht

φανερὰ γὰρ ἐπ' αὐτῷ πτερόεσσ' ἦλθε κόρα.

Vergl. Trach. 340 *μῦθον μάτην ἤκουσας* und öfter. Die Aehnlichkeit der Ausgänge (ἔ)*μαθον* und *μυθον* veranlafste, wie öfters auch in dem

besten Codex unseres Dichters, die Auslassung. Es kommt dazu, dafs der folgende relative Satz keinerlei Zusatzes zur Vervollständigung des Gedankens bedarf. Ob aber der Vers der Antistrophe in der jetzigen Gestalt bestehen könne, mufs ich sehr bezweifeln. Was für ein Moment des Gedankens soll das Prädicat *φανερὰ* (sichtbar vor aller Augen) enthalten? Die Thatsache war von der Art, dafs sie vermöge ihrer Folgen niemandem verborgen bleiben konnte. Auch pafst der Ausdruck *ἐπ' αὐτῷ ἦλθε* in dieser seiner Nacktheit nicht zu dem Sachverhältnifs, da ja Oedipus der herausfordernde und angreifende Theil war und man folgerecht die Erwähnung der Waffe erwartet, mit welcher die Sphinx dem Angriff begegnete und gegen welche sich die Weisheit des Oedipus bewährte. Dem entsprechend scheint mir *σφαλερὰ* zu sein. — Vorher V. 501 ist der logische Zusammenhang mit *σοφίᾳ δ' ἂν σοφίαν — παραμείψειεν ἀνήρ* verdunkelt. Der Chor will der Auctorität des Tiresias als Sehers, gegenüber den unleugbaren Thatsachen, welche er von Oedipus' Weisheit und Regententugenden erfahren hat, keinen unbedingten Glauben schenken. „Der Seher", sagt er, „steht als Seher nicht höher denn ich, er ist ein Mensch so gut als ich: soviel freilich ist zuzugeben, dafs ein Mensch den andern an Weisheit übertreffen, folglich auch Tiresias jetzt mehr sehen kann als ich. Aber erst mufs ich sein Wort bestätigt sehn, ehe ich mich auf die Seite der Tadler des Oedipus stelle". Diesem restringirenden Gegensatz der *σοφία* des Menschen zu der amtlichen Auctorität des Sehers entspricht entweder *δ' οὖν* oder wenigstens *γε*. Das Letztere hat derjenige zu wählen, der an dem einfachen Optativ ohne *ἂν* Anstofs nimmt; ich würde dem ersteren den Vorzug geben.

V. 566 f. *Οἰδ. ἀλλ' οὐκ ἔρευναν τοῦ θανόντος ἔσχετε;*
Κρ. παρέσχομεν, πῶς δ' οὐχί; κοὐκ ἠκούσαμεν.

Was soll heifsen wir gewährten eine Nachsuchung? Der einzig mögliche Sinn, der diesen Worten zu Grunde läge, könnte nur sein wir machten eine Nachsuchung möglich, was nichts weniger als sachgemäfs ist. Schneidewins Vermuthung *ἀλλ' ἔσχομεν* hat an sich wenig innere Wahrscheinlichkeit und würde in zu offenbarem Widerspruche stehen zu V. 126 ff., aus denen wir erfahren, dafs die Nachforschung nach den Mördern wegen des Erscheinens der unheilvollen Sphinx unterblieben sei. Diese Thatsache jedoch hindert nicht anzunehmen, dafs wenigstens ein Versuch zur Erforschung gemacht worden sei und dafs mit Beziehung auf dieses Sachverhältnifs Kreon seinen Ausdruck mit Vorsicht und doch treu der Wahrheit gewählt habe, indem er sagte

προσέσχομεν, πῶς δ' οὐχί; κοὐκ ἠκούσαμεν

d. h. wir nahmen Bedacht, richteten unsere Aufmerksamkeit (*τῷ ἔρευναν ἔχειν*), aber erfuhren nichts. Ueber die häufige Verwechslung von *παρά* und *πρός* s. Porson praef. ad Hec. p. LVII, zu Orest. 679.

V. 584 ff. *σκέψαι δὲ τοῦτο πρῶτον, εἴ τιν' ἂν δοκεῖς*
ἄρχειν ἑλέσθαι ξὺν φόβοισι μᾶλλον ἢ
ἄτρεστον εὕδοντ', εἰ τά γ' αὔθ' ἕξει κράτη.

Statt *ἄτρεστον εὕδοντ'* schlägt Nauck *ἄτρεστα ναίοντ'* vor mit Berufung auf Eur. Jon. 1198, wo von Tauben gesagt ist, dafs sie *Λοξίου ἐν δόμοις ἄτρεστα ναίουσι*. Was in aller Welt hat diese Stelle mit unsrer gemein, an der *ναίοντα* ohne Zusatz ganz beziehungslos und, wenn man auch diesen Zusatz für entbehrlich erklären wollte, doch

ganz leer und phrasenhaft ist? *Εὕδοντα* ist offenbar mit Beziehung auf das, was Oedipus V. 65 ff. von sich selbst und seinen sorgenvollen Nächten sagt, und auf das homerische *οὐ χρὴ παννύχιον εὕδειν βουληφόρον ἄνδρα* gesprochen. Die ganze Rechtfertigung des Kreon übrigens, so schwach sie an sich ist, soll, wie ich glaube, nur dazu dienen, den König Oedipus als Regenten in desto helleres Licht zu stellen, der sich nicht von dem Bewufstsein, dafs die Wege der Könige thränenreich sind, an der Erfüllung seiner Pflichten hindern liefs.

V. 613 ff. Sinn und Zusammenhang dieses schwierigen und fast aufgegebenen Passus scheint mir folgender zu sein. Nachdem Oedipus seinen Entschlufs, den Kreon mit dem Tode zu bestrafen, ausgesprochen, erwidert Kreon: „Du willst dies (*βούλει*), damit du durch diesen deinen Beschlufs deutlich zeigst, was für ein Uebel der Neid ist" (*ὡς ἂν προδείξῃς* statt *ὅταν πρ.*), d. h. damit in deinem Beschlufs alle Welt nur einen Act des Neides gegen einen vermeintlichen Rivalen erkenne, womit Kreon den Vorwurf zurückgiebt, den Oedipus V. 380 ff. gegen ihn ausgesprochen hatte. Darauf erwidert Oedipus: „Als einer, der nicht nachgeben will, also als letzte Ausflucht eines Starrkopfes, sagst du etwas, was nicht einmal Glauben finden wird" (schreibe *οὐδὲ πιστεύτ' ἂν* statt *πιστεύσων*). Die folgende Antwort Kreons schliefst sich an den supponirten Grund *ὡς οὐχ ὑπείξων* an: „Ich gebe nicht nach, weil, wie ich sehe, du nicht richtig denkst". Oedipus: „Wenigstens erkenne ich richtig, was mein Interesse erheischt" (unangefochtener Regent zu sein). Kreon: „Aber du mufst auch mein Interesse (das V. 583—615 dargelegt) richtig erkennen", d. h. meinen Verhältnissen die richtige Auffassung und Würdigung zu Theil werden lassen. Oedipus: „Nein, das verdienst du nicht: denn du bist ein Schurke". Kreon: „Wenn du nun aber ein Mensch bist, der nichts begreift und einsieht (ein Thor im Gegensatz zu *κακός*), wie da? soll ich da noch nachgeben?" Oedipus: „Gleichviel, du mufst gehorchen". Kreon: „Gewifs nicht, wenn einer ein schlechter Gebieter ist", worauf sich dann Oedipus schliefslich auf das Zeugnifs der Stadt beruft.

V. 702. Oedipus hatte auf die Frage der Jokaste nach dem Grunde des Streites zwischen ihm und Kreon von bösen Anschlägen des Letzteren gesprochen, worauf Jokaste bestimmteren Bescheid verlangt mit den Worten

λέγ', εἰ σαφῶς τὸ νεῖκος ἐγκαλῶν ἐρεῖς.

Weder die Wundersche Erklärung: *dic, si vere contentionem, cuius causam in Creontem confers, exponere vis*, noch vollends die Schneidewin-Naucksche: rede, damit ich sehe, ob du gegründete Beschuldigungen wirst vorbringen können, weifs ich mit dem, was ich von Grammatik und Correctheit des Ausdrucks verstehe, zu vereinigen. Jokaste kann nur sagen: rede, wenn du etwas Bestimmtes und Gegründetes ihm (dem Kreon) vorzuwerfen hast, wofür mit genauestem Anschlufs an die Ueberlieferung einzig entsprechend wäre

λέγ', εἰ σαφῶς γ' ὄνειδος ἐγκαλεῖν ἔχεις.

V. 713. Die jedenfalls fehlerhafte Lesart des Laur. A in dem Orakel des Laios

ὡς αὐτὸν ἥξοι μοῖρα πρὸς παιδὸς θανεῖν

— denn aufserdem, dafs man den Dativ *αὐτῷ* erwartete, ist ja die *μοῖρα* als *πεπρωμένη* von Anbeginn da und entsteht oder kommt nicht erst in der Zukunft — hat K. Halm in *ἕξοι* geändert, was Nauck auf-

genommen, das aber an demselben Fehler leidet. Verschiedener Art ist Phil. 331 *ἐπεὶ γὰρ ἔσχε μοῖρ' Ἀχιλλέα θανεῖν* vom allgemeinen Todesloose, welches den Sterblichen ergreift und das Homer in ähnlicher Weise bezeichnet mit *μοῖρα καθαιρεῖ τινα (τανηλεγέος θανάτοιο)*. Das einzige der Sache wie dem Sprachgebrauch der Tragiker und anderer Schriftsteller angemessene Wort in unsrer Stelle ist *ἄξοι*. Ganz ähnlich Euripides Hec. 43 *ἡ πεπρωμένη δ' ἄγει θανεῖν ἀδελφὴν τῷδ' ἐμὴν ἐν ἤματι*. Vergl. Reisig zu Oed C. Enarr. p. LXI, Valcken. zu Hipp. 1455 und Stein zu Herod. VII, 8α, 6. Die folgenden Worte

ὅστις γένοιτ' ἐμοῦ τε κἀκείνου πάρα

sind ebenfalls entstellt: wer hat je *γίγνεσθαι* in dem Sinne geboren werden mit *παρὰ* construirt? Wahrscheinlich hat das Compendium von *πατρὸς* (*προς* oder *πρς*) zu der Corruptel Veranlassung gegeben, das dann wegen des Versendes nicht als *πρός*, sondern als *παρά* gelesen wurde. Ueber die Verwechslung s. Valcken. Diatr. p. 170 b c. und Bernhardy Encyklop. d. Phil. p. 156. Der Zusatz *πατρὸς* soll den Laios als leiblichen Vater bezeichnen, wie 1514 *τοῦ φυτεύσαντος πατρός* (s. Nauck).

V. 724 f. *ὧν ἐντρέπου σὺ μηδέν· ὧν γὰρ ἂν θεὸς*
χρείαν ἐρευνᾷ, ῥᾳδίως αὐτὸς φανεῖ.

Ὧν χρείαν erklärt man *ἃ χρήσιμα ὄντα* und erklärt dies entweder mit Hermann *quarum rerum usum deus quaeret*, oder mit Ellendt Lex. Soph. II p. 960: *Quidquid deus quaestione egere iudicaverit*, dem sich Schneidewin-Nauck anschliefst: was der Gott werth achtet zu erforschen. Das Letztere entspricht dem Gedanken der Jokaste gewifs mehr, wenn nur wahrscheinlich wäre, dafs der Dichter eine so einfache Wahrheit auf eine so wunderlich perplexe Weise ausgedrückt haben sollte. Allen Anforderungen des Gedankens wie der Form genügt

ὧν γὰρ ἂν θεῷ
χρεία (sc. *ᾖ*) *'ξερευνᾶν, ῥᾳδίως αὐτὸς φανεῖ,*

worin *ὧν* zu *χρεία* construirt und bei *ἐξερευνᾶν* als Object zu denken ist.

V. 794 f. *κἀγὼ 'πακούσας ταῦτα τὴν Κορινθίαν,*
ἄστροις τὸ λοιπὸν τεκμαρούμενος, χθόνα
ἔφευγον κτλ.

Ein einfacher zu Tage liegender Schreibfehler hat den Kritikern, die ihn nicht erkannten, vielfache Noth bereitet: wir brauchen keine Umstellung der Worte, wie sie Nauck gegen alle Wahrscheinlichkeit vorschlägt, ohne damit die Schwierigkeit zu beseitigen (denn jedermann würde zu *τεκμαρούμενος* immer noch *τὴν Κορινθίαν χθόνα* als Object denken); wir brauchen keine verschrobene Erklärung, wie die Ellendts Lex. Soph. II p. 565: es ist nichts nöthig als die Verwandlung eines *T* in *Γ*:

κἀγὼ 'πακούσας ταῦτα γῆν Κορινθίαν,
ἄστροις τὸ λοιπὸν ἐκμετρούμενος χθόνα,
ἔφευγον.

Ἐκμετρούμενος χθόνα ist ohne allen Grund angefochten; aus dem, was die alten Scholien nur vergleichungsweise sagen: *ὡς ἂν δι' ἄστρων τεκμαιρομένων τὸν πλοῦν*, läfst sich nicht auf *τεκμαρούμενος* schliefsen; *ἄστροις τεκμαίρεσθαι* ist durch keines Dichters Beispiel bezeugt und würde auch, soviel ich verstehe, auf einen *ἀειφυγίαν φεύγοντα*, der kein bestimmtes Ziel seiner Fahrt verfolgt, wie die Schiffer

(Suidas sagt: ἄστροις τεκμαίρεσθαι ἐπὶ τῶν ἄστροις σημειουμένων τὰς θέσεις τῶν πατρίδων), schlecht passen, während das ἄστροις ἐκμετρεῖσθαι χθόνα = *astris terram emetiri* von einem Wanderer in die weite Welt, wo er nichts als die Sterne hat, um die Himmelsgegend zu erkennen und nicht etwa an den Ort, den er meidet, zurückzukommen, wenn etwas, bezeichnend ist. Das Particip. Praesentis ἐκμετρούμενος neben τὸ λοιπόν (statt des Particip. Futuri) kann nicht im mindesten befremden.

V. 817 f. Nachdem Oedipus dem Verdachte Raum gegeben, dafs der Fremde, den er in Phokis erschlagen, in irgend welcher Blutsverwandtschaft mit Laios gestanden, hält er sich für den unglücklichsten Mann, indem er hinzufügt

ᾧ μὴ ξένων ἔξεστι μηδ' ἀστῶν τινα
δόμοις δέχεσθαι μηδὲ προσφωνεῖν τινα

So lauten die Worte nach der Ueberlieferung des Laur. A, statt deren man sich bisher mit der Verbesserung von Schäfer-Dindorf begnügt hat: ὃν μὴ ξένων ἔξεστι μηδ' ἀστῶν τινι, die allerdings der Sache vollkommen Genüge thut, von Seiten der diplomatischen Wahrscheinlichkeit aber nicht gebilligt werden kann. Nauck hat defshalb vorgeschlagen εἰ μὴ ξένων ἔξεστι μηδ' ἀστῶν τινι — προσφωνεῖν ἐμέ, gewifs nicht mit gröfserer Wahrscheinlichkeit. Auch mir scheint der Hauptfehler in der völlig unnützen und zwecklosen Wiederholung von τινα zu liegen: eine Emendation, welche der Ueberlieferung die möglichste Schonung angedeihen läfst, wäre

οὗ μὴ ξένων ἔξεστι μηδ' ἀστῶν τινα
δόμοις δέχεσθαι μηδὲ προσφωνεῖν δέμας:

wenigstens ist das ἄθλιον δέμας, das in dem Oed. Colon. des Dichters so oft vernehmbar wird und schon hier V. 1388 erscheint (wer erinnerte sich nicht dabei an das Lied des Götheschen Harfners?), gewifs an seiner Stelle; auch war bei Minuskelschrift, sobald der letzte Buchstabe verloschen war, die Verwechslung von δέμας und τινα nicht schwierig.

V. 863 ff. εἴ μοι ξυνείη φέροντι
μοῖρα τὰν εὔσεπτον ἁγνείαν λόγων
ἔργων τε πάντων, ὧν νόμοι πρόκεινται
ὑψίποδες, οὐρανίαν
δι' αἰθέρα τεκνωθέντες, ὧν Ὄλυμπος
πατὴρ μόνος κτλ.

Mit der Schneidewin-Nauckschen Erklärung der ersten Worte wird schwerlich jemand sich befreunden können: wenn ich den dunkeln Sinn derselben verstehe, so kommt ein Gedanke heraus, wie: „möge mir das Loos zu Theil werden, der ich bisher rein gelebt, rein zu leben"; unmöglich aber kann aus φέροντι das, was die Hauptsache ist, φέρειν zu μοῖρά μοι ξυνείη ergänzt werden, so wenig als φέροντι *per attractionem*, wie man sagt, statt des Infinitivs φέρειν stehn kann, als ob ich z. B. sagen könnte *liceat mihi in otio viventi*. Auch die Bedeutung von φέρειν, als Loos davontragen, ist zum wenigsten sehr gesucht. Verständlich und klar wäre der Gedanke: „die Götter mögen mir das Loos verleihen, meine Reinheit wahren zu können": das würde τρέφοντι, nicht φέροντι, sein, wie Blayder vermuthet, nach dem bekannten Sprachgebrauch der Tragiker: s. Reisig zu Oed. C. 180. Valcken. zu Hipp. 345. Doch ist hiermit die Verbesserung der Worte nur halb gemacht, da das Particip. statt des Infinit. nicht erklärt wer-

den kann, wenn nicht εἴ μοι ξυνείη μοῖρα ein abgeschlossener, vollständiger Gedanke ist. Wer die Worte der zweiten Strophe, die den Gegensatz zu der ersten durchführen, beachtet κακά νιν ἕλοιτο μοῖρα 887, der kann kein Bedenken haben zu schreiben εὖ μοι ξυνείη — μοῖρα, worin εὖ ξυνείη dem κακὰ ἕλοιτο entspricht und ebenso gesagt ist wie V. 275 Δίκη καὶ πάντες εὖ ξυνεῖεν — θεοί. Vergl. Oed. C. 727 εὔνουν ξυνοῦσαν πόλιν. Denn μοῖρα ξυνείη allein ist unvollständig und könnte zu einer Schneidewinschen Uebersetzung verführen, da man ebenso κακὸς als ἀγαθὸς ξυνεῖναι sagen kann. Nunmehr fragt es sich aber, ob τρέφοντι noch nöthig ist und ob nicht φέροντι in dem Sinne von rühmen, preisen genommen werden kann, wozu dann das Prädicat τὰν εὔσεπτον wäre (wie τινὰ πολὺν φέρειν u. Aehnl. s. Lexic.): „der ich die ἁγνεία als die absolut (das besagt der Artikel) ehrwürdige preise". Dieser Erklärung möchte ich den Vorzug geben. — In V. 867 soll τεκνωθέντες den Begriff ὄντες involviren! Aber δι᾽ αἰθέρα τεκνωθέντες könnte nichts anderes heifsen als „durch den Himmelsraum hin geboren"; beides widerspricht sich: zu δι᾽ αἰθέρα verlangt man zunächst einen Begriff wie gestreut: die Himmelskörper und die Harmonie ihrer Bewegungen sind es, in denen diese ewigen Gesetze der ἁγνεία gleichsam verkörpert sind und wefshalb sie ὑψίποδες (Hochwandelnde) heifsen. Diesem Gedanken entsprechen auch die Verbesserungen Bergks nicht: τανυσθέντες oder ἐκταθέντες. Sind etwa die νόμοι ὑψίποδες in vollem gestreckten Lauf (τανυσθέντες), wie Rosse, welche durch die Ebene fliegen, oder sind sie gar wie Todte hingestreckt (πρόκεινται ἐκταθέντες)? Ich vermuthe δι᾽ αἰθέρα τέκμαρ θέντες d. h. die den Himmelsraum entlang ihr Zeichen (in den Sternen) aufgestellt haben, die in den Sternen mit Flammenschrift geschrieben stehn. Dem entsprechend verbessere ich die Verse der Antistrophe 876. 877:

ἀκρότατον εἰσαναβᾶσ᾽
ἄτας ἀπότομ᾽ ὤρουσεν εἰς ἀνάγκαν.

Denn erstens vermifst man die ἄτη ungern, da nach der Ansicht des Theognis und Solon (s. Schneidewin zu V. 873), welche die allgemein hellenische war, die ὕβρις ἄτην erzeugt: ἄτης ἀνάγκαν ist gesagt, wie im Orakel bei Herodot VII, 140 προϊδὸν κακότητος ἀνάγκας (unvermeidliches Unglück). Die Veränderung des ἀπότομον in das Adverbium ἀπότομ᾽ wird niemanden befremden, der mit den Fehlern des Laur. A bekannt ist: so steht V. 322 ἔννομον statt ἔννομ᾽, umgekehrt V. 419 ὀρθὰ statt ὄρθ᾽ u. s. w. Wie ἄτας nach (εἰσαν)αβᾶσ᾽ ausfallen konnte, liegt auf der Hand.

V. 895 f. εἰ γὰρ αἱ τοιαίδε πράξεις τίμιαι,
τί δεῖ με χορεύειν.

Nicht von dem frevelhaften Treiben der Gottlosen, wie Nauck sagt, sondern von der Ehre, die ihnen von Seiten der Götter widerfährt, ist die Rede: dadurch kann der Chor sehr wohl von der Verehrung der Götter abgezogen werden. Richtig aber ist, dafs für den Ausdruck dieses Gedankens die individualisirende Wendung: „wozu soll ich denn noch tanzen?" corrupt ist, was sie selbst in dem Falle wäre, wenn der Chor ein Tanzlied sänge. Angemessen ist nur, worauf auch das Glossem des Laur. A ἢ πονεῖν τοῖς θεοῖς führt, λατρεύειν d. h. was soll ich denn noch den Göttern dienen? Der Gedanke an die Ehrfurcht der Götter geht durch das ganze μέλος, und jeder letzte Vers der Strophe und Antistrophe nimmt denselben wieder auf. An diesen Gedanken: τί δεῖ με λατρεύειν; schliefst sich eng die Antistro-

phe, welche denselben nur des Weiteren ausführt: „dann werde ich nicht mehr nach den heiligen Stätten gehn, um den Willen Gottes zu erforschen", was ja auch Sokrates bei Platon eine λατρεία τοῦ θεοῦ nennt.

V. 1031. Auf den Bescheid des Boten, dafs er als gedungener Hirt in den Schluchten des Cithäron den Oedipus gefunden und damals gerettet habe, fragt dieser:

τί δ' ἄλγος ἴσχοντ' ἐν κακοῖς με λαμβάνεις;

Statt dieser gewifs schlechten Verbesserung, in der das ἐν κακοῖς nicht blos überflüssig, sondern geradezu absurd ist, hat der Laur. A τί δ' ἄλγος ἴσχων ἐν καιροῖς (*omisso* με) λαμβάνεις; statt ἴσχων steht als Verbesserung am Rande ἴσχοντ' (nach Dübner von erster Hand?). So sicher verderbt ἐν καιροῖς ist (richtig wäre ἐν καιρῷ με λαμβάνεις), so sehr scheint die Verbesserung ἴσχοντ' von einer Hand herzurühren, die ein Object zu λαμβάνεις verlangte. Sicherlich schrieb Sophokles: τί δ' ἄλγος ἴσχων ἦν, πάρος σε λαμβάνειν; Dafs zu λαμβάνειν als Object με zu ergänzen, lehrt der Zusammenhang. Ueber die periphrastische Conjugation (das sogenannte σχῆμα Χαλκιδικόν Lesbon. p. 179) s. Nauck zu Ai. 1320. Ἦν und ἐν sind öfters im Laur. A verwechselt.

V. 1201 f. ἐξ οὗ καὶ βασιλεὺς καλεῖ
ἐμὸς καὶ τὰ μέγιστ' ἐτι-
μάθης κτλ.

Nachdem der Chor in der Antistrophe (von der Anrede des *Oedipus* in Str. α) in die dritte Person übergegangen ist, mufs ein nochmaliger Wechsel der Person, wie er in obigen Worten erscheint, zumal nach vorausgegangener Anrufung des Zeus V. 1198, mehr als befremdend erscheinen. Wahrscheinlich ist καλεῖ aus κλύει verderbt und statt ἐτιμάθης, welches dem corrumpirten καλεῖ sich accommodiren müfste, ἐτιμάθη zu schreiben. Wie ganz anders motivirt, um dies noch hinzuzufügen, ist der Uebergang von der dritten in die zweite Person Str. β. V. 1207 nach der Frage τὰ νῦν δ' ἀκούειν τίς ἀθλιώτερος κτλ.;

V. 1225 begründet der Exangelos die Versicherung, dafs seine Nachricht dem Chor grofses Leid bereiten werde, mit der Voraussetzung

εἴπερ ἐγγενῶς ἔτι
τῶν Λαβδακείων ἐντρέπεσθε δωμάτων.

Dafs ἐγγενῶς nicht in angestammter Treue bedeuten kann und dafs mit dieser Erklärung die von Schneidewin angezogene Stelle aus El. 1328 ἢ νοῦς ἔνεστιν ὑμῖν οὔτις ἐγγενής (natürlicher Verstand) nichts gemein hat, bedarf wohl keines Beweises. Der Scholiast, welcher γνησίως erklärt, las jedenfalls εὐγενῶς, das denn auch Hartung als das richtige hergestellt wissen will. Es ist allerdings Edelmuth, wenn man dem Menschen im Unglück dieselbe Theilnahme widmet, die man ihm im Glück gezeigt hat; doch scheint mir dieses Enthymem im Munde eines Boten, gegen die ἄνακτες τῆς πόλεως ausgesprochen, gegen das *decorum* zu verstofsen und, wenn man nicht annehmen will, Sophokles habe absichtlich damit den Boten als einen mit den feineren Sitten unbekannten Menschen darstellen wollen, was mifslich ist, nur εὐμενῶς das der Person wie der Sache angemessene Wort zu sein. Die Verwechslung des γ und μ ist häufig: so δυσμενής und δυσγενής s. Markl. zu Iph. A. 1376 und Iph. T. 592. Schol. zu Phil. 425 (μόνος und γόνος).

V. 1280 f. Der Exangelos schliefst seine Erzählung von der Erhängung der Jokaste und der Blendung des Oedipus mit den Worten

τάδ' ἐκ δυοῖν ἔρρωγεν οὐ μόνῳ κακά,
ἀλλ' ἀνδρὶ καὶ γυναικὶ συμμιγῆ κακά.

So leicht und annehmbar die Verbesserung Schneidewins *οὐ μόνῳ κακά* statt des handschriftlichen *οὐ μόνον κακά*, welche der Gegensatz *ἀλλ' ἀνδρὶ κτέ.* gebieterisch zu verlangen scheint, auf den ersten Anblick erscheinen mufs, so bleibt doch die Rechtfertigung des gleichen Ausgangs der beiden Verse, der an sich selten, hier dazu dienen soll, den Eindruck des Grausenhaften zu steigern, um so bedenklicher, da man das Grausenhafte doch nur in der Empfindung des Boten zu suchen hätte, der von höherer Einsicht in den Zusammenhang der Dinge fern, nur den éinen Theil von beiden (*δυοῖν*) für schuldig und defshalb der göttlichen Strafe für würdig erachten mochte. Wenn nun auch zugegeben werden kann, dafs die Art botenmäfsiger Reflexion sich in dieser rhetorisch-gesuchten Schärfe der Distinction spreizen kann (am ähnlichsten wären dann VV. 777. 778 *ἀξία — οὐκ ἀξία*), so mufs uns doch, glaub' ich, das handschriftlich verbürgte *μόνον* auf eine Corruptel andrer Art führen, die nirgends anders als in dem Ausgangswort *κακά* zu suchen ist. Mir wenigstens will es glaublicher erscheinen, dafs *κακά* aus *κάρα*, als dafs *μόνον* aus *μόνῳ* verderbt sei. Dafs *κάρα*, wie *caput*, wenn von Unglücksschlägen, die den Menschen treffen, die Rede ist, als der hauptsächlichste Theil des Menschen eine Hauptrolle spielt, ist bekannt. Die sophokleischen Stellen, zugleich mit Angabe der Dativform, s. bei Ellendt Lex. Soph. I. p. 920.

V. 1528 ff. *ὥστε θνητὸν ὄντ', ἐκείνην τὴν τελευταίαν ἰδεῖν*
ἡμέραν ἐπισκοποῦντα μηδέν' ὀλβίζειν, πρὶν ἂν
τέρμα τοῦ βίου περάσῃ κτέ.

Was Nauck statt des Infinitivs *ἰδεῖν* verlangt: *χρεὼν* oder *θέμις*, und was Matthiä (s. Ellendt Lex. Soph. s. v. *δεῖ*) der handschriftlichen Ueberlieferung näher mit *γε δεῖν* gefunden zu haben glaubt, ist wohl ohne die leidige Partikel *γε* in *δέον* zu verwandeln. S. Dem. Olynth. γ, 1 *ὥστε σκέψασθαι δέον.*

Berlin, den 10. Juni 1863. M. Seyffert.

III.

Zu Cic. de officiis.

In Cicero's Büchern de officiis finden sich manche von den Herausgebern für richtig gehaltene Stellen, an denen nach meinem Dafürhalten in dem überlieferten Texte a) etwas fehlt, oder b) ein unächter Zusatz zu streichen ist.

a) I, 5, 17 *reliquis autem tribus virtutibus necessitates propositae sunt ad eas res parandas tuendasque, quibus actio vitae continetur, ut et societas hominum conjunctioque servetur et animi excellentia magnitudoque .... eluceat.* Zu dieser Stelle bemerkt Heine: „vielleicht ist die Schwerfälligkeit und Unklarheit des Ausdrucks mit verschuldet durch Cic. griechische Quelle". Aber der Satz enthält einen verkehrten Gedanken, wenn die drei übrigen Tugenden, nämlich aufser der

justitia und *fortitudo* auch die *temperantia*, als das Objekt von *necessit. propositae sunt* zu betrachten sind. Dafs dies nicht möglich ist, ergiebt sich 1) aus dem Satze *ut ..... eluceat*, in welchem offenbar nur die beiden ersten Tugenden berücksichtigt sind; 2) daraus, dafs Cic. erst im nächsten Satz auf die vierte Tugend übergeht (*ordo autem et constantia etc.*), und 3) aus der Bedeutung der Worte „*necessitates propositae sunt ad eas res parandas tuendasque etc.*" Sie können nämlich, wie mir scheint, nur übersetzt werden: jenen Tugenden sind Aufgaben gestellt, die nothwendig sind, um die Dinge sich zu verschaffen und zu erhalten, auf welchen das Leben beruht, dafs nämlich etc. *Necessitates* hat Cicero für *res necessariae* gesetzt, weil er gleich wieder das Subst. *res* nöthig hatte, *actio vitae* ist substantivischer Ausdruck von *vitam agere* (also nicht = „die Thätigkeit des Lebens"); der Satz mit *ut* dient zur Erläuterung von *necessitates propositae sunt*. Diese mit *ut et societas hominum etc* bezeichneten Aufgaben, denen wir uns nicht entziehen dürfen *ut eas res paremus et tueamur, quibus actio vitae continetur* (oder kürzer *ut vitam agere possimus*), sind ganz entschieden nicht der vierten, sondern nur der zweiten und dritten Tugend gestellt. Cic. mufs daher geschrieben haben: *de reliquis autem tribus virtutibus duabus necessitates propositae sunt etc. de* konnte sehr leicht übersehen werden; fehlte es aber, so war *duabus* ganz unverständlich, und so schrieb man denn nur *reliquis autem tribus virtutibus*. — Beiläufig will ich noch den nächstfolgenden Satz kurz besprechen, in welchem von der vierten Tugend die Rede ist. Ich halte die Lesart der meisten neueren Ausgaben *ordo item* (für *autem*) *et constantia ... versantur in eo genere, ad quod adhibenda est actio quaedam etc.* nicht für richtig. Denn 1) nachdem Cic. von den drei übrigen Tugenden zwei, die *justitia* und *fortitudo*, abgesondert und als solche bezeichnet hat, die für das Leben unbedingt nothwendige Aufgaben zu lösen haben, kann er von der vierten Tugend nicht blos sagen, dafs sie sich ebenfalls im practischen Leben bethätige; er darf nicht blos ihre theilweise Uebereinstimmung mit der zweiten und dritten Tugend erwähnen, sondern mufs von ihr etwas sagen, was die Eigenthümlichkeit ihres Wesens erkennen läfst; 2) das Fut. des nächsten Satzes *honest. et decus conservabimus* scheint anzudeuten, dafs vorher nicht eine Thatsache der Erfahrung, sondern eine Vorschrift ausgesprochen ist; sonst müfste dem *versantur* entsprechend in jenem Satze *conservamus* stehen; 3) *in eo genere* kann nicht so viel sein, wie *in eo genere rerum*, vielmehr kann *id genus* nur die eben geschilderte Gattung der Tugend, also die beiden practischen Tugenden, ohne welche die menschliche Existenz nicht möglich ist, bezeichnen. Aus diesen Gründen glaube ich, dafs *autem* beizubehalten, aber für *versantur*: *versantor* oder *versentur* zu lesen ist. Cic. sagt: die Ordnung aber und innere Uebereinstimmung und die Mäfsigung und ähnliche Eigenschaften sollen bei dieser Gattung der Tugend, zu welcher ein äufseres Handeln nöthig ist, d. h. bei den beiden besprochenen practischen Tugenden verweilen oder mit ihnen verbunden sein. Denn wenn wir bei den Geschäften des Lebens, die der zweiten und dritten Tugend obliegen, Ordnung und Mafs anwenden, werden wir Würde und Anstand bewahren. Die Eigenthümlichkeit der vierten Tugend besteht also darin, dafs sie nicht um einer äufseren Nöthigung willen, sondern um ein ästhetisches Bedürfnifs zu befriedigen, sich als Begleiterin an die zweite und dritte Tugend anzuschliefsen hat.

I, 28, 100 *sed maxima vis decori in hac inest parte, de qua disputamus. neque enim solum corporis qui ad naturam apti sunt, sed*

multo etiam magis animi motus probandi, qui item ad naturam accommodati sunt. Nach *maxima vis* mufs *naturae* ausgefallen sein. Nachdem Cic. gesagt hat, dafs derjenige, der die Natur zur Führerin erwählt, nach den drei ersten Cardinaltugenden streben werde, behauptet er mit *sed maxima vis naturae decori in hac inest parte de qua disp.*, dafs der Zusammenhang zwischen der vierten Tugend und der Natur noch inniger sei. Dies beweist der folgende Satz *neque enim solum corporis etc.*, in welchem gesagt wird, dafs die naturgemäfsen Bewegungen des Körpers und der Seele (in beiden Gliedern des Satzes liegt auf *ad naturam* der Nachdruck) für schön und anständig anzusehen sind. Für unrichtig halte ich demnach die Auffassung des Gedankenzusammenhangs bei Heine, welcher meint, dafs „*maxima vis decori etc.* dem ersten Satze des §, *officium autem, quod ab eo ducitur, hanc primum habet viam etc.*, und dafs die doppelte Pflicht, die aus dem Decorum abgeleitet werde, der in § 96 gegebenen Eintheilung vom allgemeinen und speciellen Decorum entspreche.“ Zu dieser unrichtigen Ansicht ist H. wahrscheinlich durch eine falsche Erklärung von *hanc habet viam* verleitet worden. *via* bezeichnet hier nicht „die Richtung“, sondern es ist „das Verfahren, welches zur Erfüllung des *officium* führt“. Die *via* nun, von welcher Cic. zuerst redet, wird nach einer kurzen psychologischen Auseinandersetzung am Anfang des § 102 mit den Worten *efficiendum autem est, ut appetitus rationi obediant* angegeben. Von diesem Mittel kann gesagt werden, was der Relativsatz *quae deducit ad convenientiam conservationemque naturae* (§ 100 in.) von der ersten *via* rühmt. Denn bringt ein Mensch es dahin, dafs die Vernunft in ihm herrscht, so gelangt er zur Uebereinstimmung mit der Natur und somit (*quam si sequemur ducem etc.*) zu den drei ersten Cardinaltugenden, besonders aber zu der vierten, der *moderatio* und *temperantia, in qua maxima inest vis naturae*. Die zweite *via, quam habet officium, quod ab decoro deducitur* scheint zu sein: verhalte dich deiner individuellen Eigenthümlichkeit und Stellung gemäfs! und diese Vorschrift giebt Cic. nach einer Auseinandersetzung über die verschiedene Individualität der Menschen am Anfang des c. 31 § 110 *admodum autem tenenda sunt sua cuique etc.*

I, 43, 153 *idque hoc argumento confirmari potest, quod si contigerit ea vita sapienti, ut omnium rerum affluentibus copiis quamvis omnia, quae cognitione digna sunt, summo otio secum ipse consideret et contempletur, tamen solitudo si tanta sit, ut hominem videre non possit, excedat e vita.* Dafs die Einsamkeit, in welcher ein Mensch im gröfsten Ueberflusse lebt, seinen Tod zur Folge haben würde, ist eine ganz seltsame Behauptung; sie kann höchstens bewirken, dafs er trotz aller Genüsse, die ihm zu Gebote stehen, doch gerne stirbt. Ich vermuthe daher, dafs vor *excedat e vita* ein Wort wie *laetus* ausgefallen ist.

I, 43, 153 *illa autem sapientia, quam principem dixi, rerum est divinarum humanarumque scientia, in qua continetur deorum et hominum communitas et societas inter ipsos; ea si maxima est, necesse est, quod a communitate ducatur officium, id esse maximum etc. ea si maxima est* erklärt Heine: „wenn die Weisheit die höchste Tugend ist“. Dafs aber *virtus* nach *maxima* fehlt, ist nicht blos deswegen auffallend, weil *virtutum*, woraus es zu ergänzen ist, sechs Zeilen früher steht, sondern auch darum, weil in dem Satze nach jener Erklärung der höchsten Tugend die höchste Pflicht gegenübergestellt wird. Bedenklicher aber noch ist der Anstofs, den die folgende mit *etenim* beginnende Satzreihe bei der Lesart *ea si maxima est* darbietet.

Heine meint, dafs *etenim* den Uebergang zu einem neuen Argumente bilde. Aber dieses würde mit einer keineswegs selbstverständlichen und doch unbewiesenen Behauptung beginnen (*etenim cognitio contemplatioque naturae manca quodammodo fit etc.*), und da es mit dem Satze endigt *ergo haec* (*sc. societas*) *cognitioni anteponenda est*, so würde die Schlufsfolgerung, die eigentlich erzielt werden soll, *officium quod a communitate ducatur, esse maximum*, fehlen. Daher halte ich es für wahrscheinlich, dafs die mit *etenim* beginnende Satzreihe nicht ein neues selbständiges Argument enthält, sondern dafs sie vielmehr den vorhergehenden Satz begründen soll, indem sie zeigt, dafs aus dem Vordersatze (*ea si maxima est*) wirklich der Nachsatz mit Nothwendigkeit sich ergebe. Dann aber mufs der an sich schon bedenkliche Vordersatz anders gelautet haben. Ich vermuthe, dafs zwischen *est* und *ut est* der Abl. *utilitate* ausgefallen ist. Im vorhergehenden Satz ist gesagt: die Weisheit ist das Wissen, auf welchem die Gemeinschaft der Menschen und Götter und ihre Verbindung unter sich selbst beruht (unrichtig H.: das sich beschäftigt mit etc.). Dieser Gedanke wird aufgenommen mit *ea si maxima est utilitate* „hat die Weisheit somit den gröfsten Nutzen". Der Nachsatz „so mufs nothwendig die von der Gemeinschaft abgeleitete Pflicht die gröfste sein" überspringt einige Mittelglieder, die mit den folgenden Sätzen *etenim cognitio etc.* nachgeholt werden. Die Argumentation ist nämlich eigentlich: die Weisheit hat den gröfsten Nutzen, folglich ist die Erkenntnifs mangelhaft und unvollendet, wenn keine Handlung auf sie folgt, weil die blofse Erkenntnifs ohne Handlung nichts nützt; zur Weisheit gehört also hauptsächlich die Nutzen schaffende *actio*. Da nun diese sich auf die menschliche Gesellschaft bezieht, so mufs die *societas, ad quam pertinet actio*, für wichtiger angesehen werden, als die Erkenntnifs, und daraus folgt denn endlich: *ergo officium quod a communitate ducitur, maximum est*. Indem nun aber Cic. dem ersten Satze *sapientia maxima utilitate est* gleich die letzte Schlufsfolgerung (*necesse est etc.*) anreiht, fügt er dann begründend die Zwischengedanken hinzu, welche von jenem zu dieser hinführen: „hat die Weisheit den gröfsten Nutzen, so mufs die von der Gesellschaft hergeleitete Pflicht die gröfste sein; denn die blofse *cognitio* schafft keinen Nutzen, die Handlung aber, durch welche dieser erzielt wird, bezieht sich auf die menschliche Gesellschaft, und so mufs diese den Vorzug vor der Erkenntnifs haben."

II, 6, 21 *quaecunque igitur homines hominibus tribuunt ad eum augendum atque honestandum, aut benevolentiae gratia faciunt, cum aliqua de causa quempiam diligunt, aut honoris si cuius virtutem suspiciunt quemque dignum fortuna quam amplissima putant aut cui fidem habent et bene rebus suis consulere arbitrantur aut cujus opes metuunt etc.* Zwischen *aut* und *cui fidem* ist vielleicht *utilitatis si* ausgefallen. Denn 1) hätte Cic. diese Worte nicht geschrieben, so hätte er vergessen, dafs er den Zweck angeben wollte, um dessentwillen die Menschen für das Glück oder die Ehre eines Andern etwas thun (*aut benevolentiae gratia ... aut honoris, si ...*), und er würde grade den Zweck, den die Menschen am häufigsten dabei erreichen wollen, unerwähnt gelassen haben; 2) ohne jene Worte mufs der Leser denken, dafs mit *aut cui fidem habent .... aliquid exspectant* noch Fälle angegeben würden, in welchen man für Andere etwas thut, weil man sie der Ehre für würdig hält. Aber in den drei Fällen *si cui fidem habent et bene rebus suis consulere arbitrantur, si cujus opes metuunt, si a quibus aliquid exspectant* befördern die Leute das Ansehen und Wohlergehen eines Andern aus Rücksicht auf ihren ei-

genen Nutzen. Sollte nun Cic. so wenig für die Richtigkeit seiner Darstellung gesorgt haben, dafs jene verkehrte Annahme möglich ist?

III, 7, 34 *itaque non ut aliquando anteponeremus utilia honestis, sed ut ea sine errore dijudicaremus, si quando incidissent, induxit eam, quae videretur esse, non quae esset repugnantiam.* Heine ergänzt nach *incidissent* „*dijudicanda*" und übersetzt: wenn es sich zufällig so trifft, dafs wir zwischen beiden entscheiden müssen. Aber dafs *incidit* mit einem Partic. construirt, dieses aber weggelassen werden könne, so dafs der Leser sich dasselbe aus einem anderen Worte ergänzen mufs, kann ich, so lange nicht ähnliche Stellen bei Cic. nachgewiesen werden, nicht glauben. Die Conjectur Ungers *eam* für *ea* und *incidisset* für *incidissent*, leidet an dem doppelten Uebelstande, dafs man bei dieser Lesart zu *non ut anteponeremus utilia honestis* nicht gleich einen unmittelbar deutlichen Gegensatz erhält und dafs in den nächsten Worten wieder ein *eam* folgt. Vielleicht ist für *incidissent* zu lesen: *incidisset dissensio* (cf. III § 56 *haec est illa quae videtur utilium fieri cum honestis saepe dissensio*).

b) I, 3, 9 *nam aut honestumne factu sit an turpe dubitant id quod in deliberationem cadit; tum autem aut anquirunt aut consultant, ad vitae commoditatem jucunditatemque etc.* Ich glaube, dafs Cic. nach *tum autem* aus dem ersten Satze *dubitant* ergänzt haben wollte und dafs *aut anquirunt aut consultant* ursprünglich die Bemerkung eines Abschreibers war, der damit sagen wollte, dafs entweder *anquirunt* oder *consultant* hinzuzufügen sei. Denn 1) bei dem ersten und dem dritten Punkte redet Cic. von einem Zweifel, der die *consilii capiendi deliberatio* veranlafst (*nam aut honestumne factu sit an turpe dubitant; tertium dubitandi genus etc.*). Es ist daher wahrscheinlich, dafs er auch bei dem zweiten Fall von dem Zweifel redet, der dann zu einer Ueberlegung führt. Dafür spricht auch III, 2, 7 *tribus generibus propositis, in quibus deliberare homines et consultare de officio solerent, uno cum dubitarent honestumne id esset, de quo ageretur, an turpe, altero utilene id esset an inutile, tertio si id .... videretur, quomodo ea discerni oporteret.* 2) Es ist keinem Ausleger gelungen, die Trennung der Verba *anquirunt* und *consultant* durch *aut — aut* zu rechtfertigen. Das *anquirere*, das Aufsuchen des Wahren, ist bei einer *consilii capiendi deliberatio* immer ein *consultare* d. i. ein Erwägen, das einen Entschlufs vorbereitet. Hätte Cic. also diese beiden Verba gebraucht, so konnte er sie mit einem *et* verbinden. Und nun soll er sie durch *aut — aut* getrennt haben? Ich halte das nicht für möglich.

I, 35, 126 *sed quoniam decorum illud in omnibus factis dictis, in corporis denique motu et statu cernitur idque positum est in tribus rebus, formositate, ordine, ornatu ad actionem apto, difficilibus ad eloquendum, sed satis erit intelligi .... his quoque de rebus pauca dicantur.* Das zweite Satzglied scheint ursprünglich gelautet zu haben *idque positum est in tribus rebus difficilibus ad eloquendum, sed quas satis erit intelligi.* Denn der adjectivischen Bestimmung *difficilibus ad eloquendum* mufs ein attributiver Satz *quas satis e. int.* folgen, und dafs die nach *rebus* überlieferten Worte der Zusatz eines Glossators sind, dafür sprechen folgende Gründe: 1) Cic. sagt ausdrücklich, dafs die drei Dinge, in welchen das Decorum bei Handlungen und beim Reden, sowie in Bezug auf das Aussehen und Verhalten des Körpers besteht, sich schwer bezeichnen lassen, dafs dies aber auch nicht nothwendig sei (*sed satis erit intelligi*). Es ist daher nicht wahrscheinlich, dafs er doch, und zwar an ganz unpassender Stelle, jene drei Bezeichnungen hinzugefügt habe. 2) Die angeblichen Kunstaus-

drücke *formositas, ordo, ornatus ad actionem aptus* sind nicht *difficiles ad eloquendum*, sondern sie sind so wenig passend, dafs alle Ausleger sich vergeblich bemüht haben, ihren gegenseitigen Unterschied und ihre Beziehung auf *omnia facta, dicta, corporis denique motus et status* nachzuweisen. 3) Hätte Cic. jene Worte geschrieben, so müfste man erwarten, dafs der Inhalt dieser Ausdrücke den Gegenstand der folgenden Auseinandersetzung bildete. Dies ist aber nicht der Fall. Cic. spricht zuerst vom Körper von § 126 *principio corporis nostri* — § 132 *obedientem praebeamus*, dann von der Rede § 132 *et quoniam* — § 137 fin. [1]) und nach einer Einschaltung über das Haus (§ 138—140) von § 141 an über das Handeln (cf. § 126 in. *in omnibus factis, dictis, corporis denique motu et statu*). Bei jedem dieser drei Punkte aber zeigt er, dafs das Decorum sich in dreifacher Weise äufsere (dafs es also bestehe *in tribus rebus difficilibus ad eloquendum etc.*). In Beziehung auf den Körper verlangt das Decorum: 1) es darf das natürliche ästhetische Gefühl, die *verecundia*, nicht verletzt werden (*principio* — § 129 fin.); 2) es mufs die Erscheinung des Körpers der Manneswürde angemessen sein (§ 130 in. — § 131 *non adesse constantiam*); 3) es mufs der Körper eine von leidenschaftlicher Erregung freie Seele abspiegeln. Beim zweiten Abschnitt werden drei ähnliche Forderungen aufgestellt: 1) es mufs die natürliche Seite der Rede schön (§ 133), 2) es mufs das Verhalten des Redenden und der Stoff der Rede passend (§ 134 u 135), 3) es darf die Rede nicht Ausdruck leidenschaftlicher Erregung sein (§ 136. 137). Und dafs Cic. endlich auch in Beziehung auf das Unternehmen einer Handlung in § 141 drei entsprechende Vorschriften giebt, darüber kann kein Zweifel sein. Wie könnten nun diese *tres res difficiles ad eloquendum, sed quas satis erit intelligi* von Cic. mit *formositas, ordo, ornatus ad actionem aptus* bezeichnet sein? Nein, ein Glossator versuchte das auszudrücken, was Cic., weil es zu schwierig und zugleich unnöthig war, mit kurzen Worten zu bezeichnen unterlassen hatte.

I, 40, 142 *illa est εὐταξία, in qua intellegitur ordinis conservatio. itaque, ut eandem nos modestiam appellemus, sic definitur a Stoicis, ut modestia sit scientia rerum earum, quae agentur aut dicentur, loco suo collocandarum. ita videtur eadem vis ordinis et collocationis fore. nam et ordinem sic definiunt, compositionem rerum etc.* Der Satz *ita videtur eadem vis ordinis et collocationis fore* bietet so grofsen Anstofs, dafs ich ihn für unächt halte. Denn 1) unmöglich kann man sagen: es scheint, als werde *ordo* und *collocatio* denselben Begriff haben; *collocatio* kann ja nur die Stellung im Allgemeinen, aber nicht die rechte zweckmäfsige Aufstellung bezeichnen. 2) Es handelt sich an dieser Stelle um die Bedeutung von *εὐταξία* oder *modestia*. Wenn nun aber nach der Definition dieses Wortes fortgefahren wird „*ita videtur eadem vis ordinis .... fore*“, so mufs man annehmen, dafs diese Definition nur als Mittel benutzt wird, um ein Resultat hinsichtlich der Bedeutung von *ordo* zu gewinnen. Dieser Annahme widerspricht aber der Inhalt der folgenden Sätze *locum autem actionis etc.* und *sic fit ut modestia haec etc.* Denn aus diesen sieht man, dafs es dem

---

[1]) Nicht ganz richtig ist daher Heines Anmerkung 12, S. 102: „Eingeschoben ist c. 37 u. 38 eine Abhandlung über die Beredtsamkeit und c. 39 über den Bau eines Hauses, was mit dem hier zu besprechenden Abschnitt der Pflichtenlehre nur lose zusammenhängt“. Der Inhalt der c. 37 u. 38 bildet keine Digression, sondern den zweiten Theil des mit § 126 beginnenden Abschnittes.

Schriftsteller wirklich nur darum zu thun ist, die Bedeutung von *modestia* anzugeben. 3) Die Vermuthung, dafs der Begriff der Ordnung und der Stellung derselbe sein werde, wird erst aus dem vorhergehenden Satze abgeleitet (*ita videtur eadem vis etc.*) und dann sonderbarer Weise noch mit *nam et ordinem sic definiunt etc.* begründet. In Wahrheit aber enthalten diese Worte nicht eine Begründung, sondern eine Bestätigung dessen, was durch das Vorhergehende begründet ist; statt mit *nam* sollten sie daher mit *et sane* beginnen. 4) Läfst man den Satz *ita videtur etc.* weg, so ist der Fortschritt der Gedanken und besonders das *nam et ordinem etc.* tadellos. Cic. sagt dann: es ist die Rede von der *modestia*, bei der man an die Beobachtung der Ordnung denkt. Daher wird diese *modestia* als die Kunst unsere Handlungen und Reden an den rechten Ort zu stellen bezeichnet. Denn auch die Ordnung definiren sie als die Aufstellung der Dinge an passenden und geeigneten Orten. Der mit *nam* eingeführte Satz giebt den Grund dafür an, dafs aus den Worten *illa εὐταξία, in qua intellegitur ordinis conservatio* gefolgert wird *itaque sic definitur, ut modestia sit scientia .... loco suo collocandarum.* Dieser Zusammenhang des begründenden Satzes mit dem vorhergehenden scheint demjenigen verborgen geblieben zu sein, der die Worte *ita videtur eadem vis ordinis et collocationis fore* in den Text brachte. Er wollte damit eine, in Wahrheit nicht vorhandene, Lücke zwischen der Definition von *modestia* und der Begründung durch *nam et ordinem etc.* ausfüllen.

I, 44, 157 *atque ut apium examina non fingendorum favorum causa congregantur, sed cum congregabilia natura sint, fingunt favos, sic homines ac multo etiam magis natura congregati adhibent agendi cogitandique sollertiam.* Ich glaube, dafs *congregantur* von einem Abschreiber hinzugefügt wurde, der nicht erkannte, dafs *fingunt favos* das Prädicat der beiden Satzglieder *fingendorum favorum causa* und *sed cum congregabilia natura sint* bildet. Denn 1) Cic. kann nicht läugnen, dafs die Bienen sich vereinigen, um Waben zu bilden (*non fingendorum favorum causa congregantur*). Ihr Zusammenleben hat thatsächlich diesen Zweck. 2) Die spitzfindige Behauptung, dafs das Wabenbilden der Bienen nicht der Zweck ihres Zusammenlebens, sondern die Folge ihres geselligen Naturtriebes sei, würde nur dann in den Zusammenhang der Stelle passen, wenn bewiesen werden sollte, dafs die wissenschaftliche Thätigkeit nicht der Zweck des menschlichen Zusammenlebens sei. Diese Ansicht ist aber nirgends erwähnt und braucht daher nicht widerlegt zu werden. 3) Von der wissenschaftlichen und überhaupt geistigen Thätigkeit der Menschen behauptet Cic. im vorhergehenden § und in den folgenden Sätzen, dafs sie nicht um ihrer selbst willen, sondern nur als Mittel zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt geübt werden dürfe. Dies meint er auch, wenn er in dem Hauptsatze sagt *sic homines ac multo etiam magis natura congregati adhibent agendi cogitandique sollertiam.* Wenn er nun diese Wahrheit durch das Wabenbilden der Bienen erläutern will, so mufs er offenbar sagen: die Bienen bilden nicht Waben, um Waben zu bilden, sondern (weil sie von Natur gesellige Wesen sind, also) um den natürlichen Trieb zur Geselligkeit durch gemeinschaftliche Thätigkeit zu befriedigen (*non fingendorum favorum causa, sed cum congregabilia natura sint, fingunt favos*).

II, 19, 65 *nam in jure cavere, consilio juvare atque hoc scientiae genere prodesse quam plurimis etc.* Da Cic. von drei nebeneinanderstehenden Begriffen nie nur die beiden letzten durch *et* oder *ac* verbindet und da die Worte *consilio juvare* nach *in jure cavere* für den-

jenigen, der die Bedeutung dieses Ausdrucks kennt, ganz überflüssig sind, bin ich überzeugt, dafs sie als eine Glosse betrachtet und daher gestrichen werden müssen.

III, 21, 72 *sed quoniam de eo genere beneficiorum dictum est, quae ad singulos spectant, deinceps de iis, quae ad universos quaeque ad rempublicam pertinent, disputandum est. eorum autem ipsorum partim ejusmodi sunt, ut ad universos cives pertineant etc.* Man traut Cic. wenig Logik zu, wenn man es für möglich hält, dafs er gesagt habe, ein Theil derjenigen *beneficia quae ad universos cives pertineant*, sei derartig, *ut ad universos cives pertineant*. Heine hilft sich dadurch, dafs er bei der Uebersetzung des mit *ut* beginnenden Satzes ein „lediglich" einschiebt, von dem nichts im Texte steht. Kühner übersetzt *pertinere* einmal durch „betreffen", an der zweiten Stelle durch „nützen"; *ad universos cives pertinere* mufs jedoch beide Male dasselbe bedeuten. Ich vermuthe, dafs *pertinent* ein ungeschickter Zusatz eines Abschreibers ist, der nicht erkannte, dafs als Prädicat des Relativsatzes aus dem vorhergehenden *spectant* zu ergänzen ist. Denn von den *benefic. quae ad universos quaeque ad rempublicam spectant* d. h. von den Wohlthaten, welche eine Beziehung auf die Gesammtheit der Bürger und den Staat haben, bei denen es sich also um eine alle Bürger angehende staatliche Angelegenheit handelt (und von diesen redet ja Cic. bis zum Ende des § 85), können manche so beschaffen sein, *ut ad universos cives pertineant*, dafs sie der Gesammtheit zu Gute kommen, während von anderen nur einzelne berührt werden oder Nutzen haben.

III, 25, 95 *ac de iis quidem, quae videntur esse utilitates contra justitiam simulatione prudentiae, satis arbitror dictum.* Nimmt man an, dafs mit *ac de iis quidem etc.* der Schlufs des ersten Abschnittes, der von dem Conflicte der *justitia* und des *utile* handelt, bezeichnet wird, so ist unbegreiflich, wie Cic. gleich nach wenigen Zeilen wieder mit *ac de prudentia quidem .... disputatum est* den Inhalt seiner bisherigen Auseinandersetzung angeben kann. Unger hielt daher den ganzen Passus *ac de prudentia quidem* bis zum Schlusse des § für unächt. Heine meint, Cic. sei zu dieser seltsamen Wiederholung der *collectio* dadurch genöthigt worden, dafs er erst hier, an einer unpassenden Stelle, die Eintheilung des dritten Buches angegeben habe. Aber er hätte ja nach dem ersten Satze des § 96 gleich fortfahren können „ich habe nun also noch von dem scheinbaren Conflict der dritten und vierten Tugend mit dem Nützlichen zu reden", statt vorher nochmals zu sagen „und von der Klugheit .... und von der Gerechtigkeit .... habe ich bereits gesprochen". Für das einfachste Mittel zur Beseitigung des Anstofses, den die Stelle darbietet, halte ich die Tilgung des *ac* an der Spitze des oben angeführten Satzes. Fehlt nämlich dieses Wort, so erscheint dieser Satz nicht mehr als der Abschlufs der bisherigen Auseinandersetzung („und so glaube ich über den ersten Punkt genug gesprochen zu haben"), sondern als eine Ergänzung des vorhergehenden Satzes, die sich besonders auf die Worte *commutata utilitate* bezieht. Der Gedankenzusammenhang ist dann so aufzufassen: „Versprechen zu halten, Verträgen treu zu bleiben, Anvertrautes zurückzugeben hört auf sittlich zu sein, wenn der Nutzen sich ändert; von dem scheinbar Nützlichen, auf das der eben ausgesprochene Satz nicht angewendet werden darf (eig. von dem, was im Widerspruch mit der Gerechtigkeit in Folge falscher Klugheit ein Nutzen zu sein scheint), brauche ich nicht nochmals zu reden, davon glaube ich hinreichend gesprochen zu haben". Ist dies der Sinn

des Satzes, so ist die Bemerkung im folgenden §, dafs jetzt die *prudentia* und die *justitia* behandelt worden seien, nicht eine zweite und somit überflüssige, sondern die erste eigentliche Inhaltsangabe der bisherigen Auseinandersetzung.

Coburg. Muther.

IV.

Zu Horatius.

Satir. I, 10. *Lucili, quam sis mendosus.*

Nach Friedr. Jacobs Auseinandersetzungen über die der zehnten Satire des ersten Buchs seit Gesner wieder vorangestellten acht Verse waren die meisten Erklärer und Herausgeber in neuster Zeit auf Jacobs Seite getreten.

Allein Döderlein hält die streitigen Verse gegen Jacobs für ächt Horazisch und für einen integrierenden Theil der zehnten Satire, und zwar in der Art, dafs durch *loris et funibus udis exoratus* niemand anderes als Horaz selbst bezeichnet werden soll, der sich noch in spätern Jahren erinnerte, wie er als Knabe unter der Leitung des plagosus Orbilius die Dichtungen des Livius kennen gelernt habe.

Nach Döderlein's Auffassung sagt also Horaz: „Lucilius, wie du überreich an Fehlern bist, das will ich aus deinem Fürsprecher Cato schlagend nachweisen, der deine schlechten Verse zu verbessern sich anschickt, und zwar mit um so gröfserer Schonung, je edleren Sinnes er ist, und je feineren Geschmack er hat als ich (Horaz), den Orbilius schon als Knaben mit den härtesten Riemenstreichen dazu gewonnen hat, eine helfende Schutzwehr der alten Dichter gegen den Widerwillen der Neuzeit sein zu können; aus Cato, sag ich, dem gelehrtesten Kritiker aus dem Ritterstande."

Wenn nun dies der Sinn von Döderlein's Auffassung ist, so dürfen wir nicht mit Jacobs fragen: Wo kommt in der Satire der versprochene Nachweis aus Cato vor? — Zu der Antwort auf diese Frage hat Döderlein gewissermafsen die Grundlage schon gegeben: „Der Nachweis wird kommen, wenn einmal die beabsichtigte Arbeit Cato's fertig ist." — Denn Döderlein hat schon Heindorfs Exegese (V. 3.) *hoc lenius ille facit*, durch „vielmehr *facturus*" verbessert und macht in seiner eignen Bearbeitung (S. 199) darauf aufmerksam, dafs Cato vielleicht seinen Vorsatz später aufgegeben, weshalb Horaz dies Proömium wieder strich. Hieraus erhellet erstlich, dafs Horaz in den Eingangsworten zur zehnten Satire, in der er seinen gegen Lucil ausgesprochenen Tadel rechtfertigt, noch eine zweite Rechtfertigung angekündigt habe, mit der er später hervortreten wolle und die auf Cato's Arbeit sich stützen sollte. Zweitens erhellet daraus, dafs Döderlein nach der eben von ihm angeführten Annahme nicht berechtigt ist zu sagen, was er wirklich sagt: „Was Horaz in der vierten Satire ausgesprochen hat, *dixit*, will er jetzt beweisen, *pervincere*." Denn dies *pervincere* soll ja erst folgen, wenn Cato's Arbeit vorausgegangen ist. — Sobald wir aber diese Satire als eine Rechtfertigung der vierten betrachten, werden wir doch nicht anzunehmen haben, dafs Horaz seine Rechtfertigung mit dem Versprechen beginnt,

er wolle künftighin sich noch anders rechtfertigen. — Wie konnte Horaz je einen so ungeschickten Eingang wählen, wie ihm Heindorf und Andre zutrauen? — Sicherlich konnte er nicht zweckmäfsiger beginnen, als dafs er von dem ausgeht, was er in der vierten Satire gesagt hatte: *incomposito dixi pede currere versus Lucili?* — Nehmen wir aber die Eingangsworte mit Döderlein als Horazisch an, so ist offenbar, dafs Horaz hiermit die Andeutung gegeben hat, dafs das, was er jetzt vortrage, die Sache nicht erschöpfe, dafs er später erst eine vollständig begründete Rechtfertigung bringen werde. Pafst dies in die Verhältnisse des Horaz? Konnte diese Satire etwa als Vorläufer in eine kritische Zeitschrift bestimmt sein? Dazu kommt noch, dafs diese Ankündigung nicht zu dem Abschlufs pafst, den Horaz seiner gegenwärtigen Rechtfertigung gibt, worin er ohne von dem Tadel ein Wort zurückzunehmen, sondern nachdem er ihn nur entschuldigt hat (V. 53—57), sagt, er verlange nicht nach dem Beifall des grofsen Haufens, er wolle nicht durch die Grammatiker seine Schriften in den Schulen eingeführt sehen, er begnüge sich mit dem Beifall seiner Freunde, die er namentlich aufzählt, während er mit Verachtung auf seine Lästerer herabsieht. Oder sollte in diesen Worten nicht wirklich ein Abschlufs der Frage liegen, ob er mit Recht oder mit Unrecht des Lucilius Verse in einem früheren Gedichte getadelt habe? Wollen wir aber von einer andern Seite die Sache betrachten, so wird Döderlein am besten wissen, in wiefern eine solche auf eine ferne Zukunft gehende Ankündigung, wie sie die Eingangsverse enthalten, mit der Natur des Horaz zusammen stimmt, *quem di inopis finxerunt pusillique animi, raro et perpauca loquentis.* — Aber da Fr. Jacobs schon bemerkte: „Von dem, was das Exordium verheifst, geschieht im Gedichte selbst nichts, sondern beinahe das Gegentheil;" so wäre es doch wohl billig gewesen, bei der Darlegung der „zum Theil neuen Auffassung" diesen Punkt etwas näher zu beleuchten.

Nicht minder billig wäre es gewesen, nachzuweisen, wie das barsche *Lucili, quam sis mendosus* mit V. 48 f. sich vereinen lasse: *neque ego illi [Lucilio] detrahere ausim Haerentem capiti cum multa laude coronam.* Die besagten ersten Worte des Proömiums scheinen vielmehr gleichbedeutend mit folgenden: *Lucili, tibi detraham coronam capiti haerentem.* Hierdurch steht also das Proömium in schreiendem Widerspruch mit der Satire selbst.

Dafs nun der Grammatiker Cato als *vir melior, longe subtilior* als er (Horaz) selbst gerühmt, und weit über Horaz gestellt wird [1]), hierüber hat Döderlein auch unterlassen sich auszusprechen, und etwa zu sagen, ob dies zu dem Horazischen Humor zu zählen ist, in welchem er Epist. I, 15, 42. das *Nimirum hic ego sum* ausspricht, indem er dem zum Thiere herabgesunkenen Schlemmer Mänius sich selber gleichstellt, oder ob es aus herzlicher Achtung gegen den ästhetischen Grammatiker, der neue Dichter canonisch macht [2]), hervorgegangen ist.

---

[1]) Obwohl Fr. Jacobs bei *illo* (V. 4) nicht an Horaz dachte, so hat er doch (S. 235) auf die wunderliche Combination aufmerksam gemacht, die darin liegt, dafs Cato über sein mildes Verfahren gegen Lucilius gelobt, und Lucilius selbst so hart als *mendosus* getadelt wird. Döderlein findet dies Horazisch.

[2]) So erklärt Bernhardy (röm. Lit. 3. Aufl. S. 225) die Verse, welche Sueton (ill. Gr. 11) auf Cato uns hinterlassen hat:

Cato grammaticus, Latina siren,
Qui solus legit ac facit poetas.

Wollte aber jemand meinen, dafs Horaz durch diese schmeichelhafte Anerkennung sich bei Cato habe insinuieren wollen, damit auch er in den Canon käme; so würde Döderlein am allerwenigsten beistimmen. Aber die oben erwähnte „herzliche Achtung" wird doch auch ihr Bedenken haben. Kirchner schon behauptete, Horaz habe zur Begründung seines Urtheils über Lucilius keine Bestätigung durch fremde Autorität, am wenigsten der von Grammatikern bedurft, und verweist in Betreff der Stellung, die Horaz zu den Grammatikern und zu Cato einnimmt, auf Epistel I, 19, 39, wornach *grammaticas ambire tribus et pulpita* Horazens Sache nicht war. Aber auch selbst in der vorliegenden zehnten Satire ist ein deutlicher Fingerzeig enthalten. Denn im V. 76 spricht Horaz mit *non ego* offenbar aus, dafs er nicht zu den Thoren gehöre, die durch Grammatiker als klassische Schriftsteller anerkannt und in Schulen eingeführt zu werden wünschen. Die Thoren also (*dementes*), nicht Horaz schmiegen sich an die Grammatiker an. Wie hiernach das horazische Lob des Grammatikers im Exordium zu begründen sei, dies hat Döderlein, wie gesagt, nicht erörtert.

In den Worten *loris et funibus udis exoratus* möchte ich mit Fea, Meineke, Orelli, Düntzer, Krüger, Stallbaum u. A. die Lesart *exhortatus*, trotz der zweifelhaften passiven Bedeutung vorziehen, weil das Oxymoron mit *exoratus* etwas gar spitzdumm zu werden scheint. Döderlein glaubt, *exoratus* sei horazischer als *exhortatus*. „Es liegt (sagt er) ein Humor darin, wie in der Beredsamkeit der Peitsche." — Fr. Jacobs (Note zu S. 236) fand diese Worte weder launig, noch schön, sondern frostig. Ich möchte versuchen, dies Urtheil Jacobsens gegen Döderlein zu rechtfertigen. Wenn wir, ohne von dem Humor, der in „der Beredsamkeit der Peitsche" liegt, befangen zu sein, den Ausdruck des Gedankens genauer betrachten, so wird einleuchten, dafs die „Peitsche", auch wenn nur *et* [1]) *loris et funibus* im Satze stünde, schon etwas stark, wenn nicht übertrieben (neben dem zarten *exoratus*) vertreten wäre. Dadurch dafs aber noch das Beiwort *udis* dazu kommt (*et loris et funibus udis*) wird die Uebertreibung abgeschmackt. Nur ein Grammatiker oder Poet wie Bibaculus (in dem bekanntlich Kirchner den Verfasser sehen will) konnte ein solches Satzgebilde schaffen, weil er an dem witzigen Gedanken „einen mittelst Schlägen erbitten" eine solche Freude hatte, dafs er sich nicht tief genug in denselben versenken oder ihn nicht grell genug ausdrücken konnte, um ihn recht nachdrucksvoll bemerklich zu machen. Offenbar kannte der Verfasser Horazens Regel (V. 13 in der zehnten Satire) nicht, nach welcher der *urbanus viribus parcit et extenuat eas consulto*.

Dafs aber in den nächsten Worten Horaz fingieren soll, er habe defshalb so viel Schläge von Orbilius erhalten, damit er den Geschmack der Neuzeit berichtige, und dem Widerwillen derselben gegen die alten Dichter abhelfen könne; dies steht so ziemlich mit Allem im Widerspruch, was uns Horaz sonst von seiner Stellung gegen die alten römischen Dichter erkennen läfst. Und dazu kommt noch, dafs es ein offenbarer Widerspruch ist, einerseits den Vorsatz auszusprechen, von dem alten Dichter Lucil nachweisen zu wollen, wie sehr er *mendosus*

---

obwohl Weichert (Rell. poet. Lat. p. 319 Not. 19) diesen Worten eine andere Auslegung gegeben hatte.

[1]) Döderlein liest zwar gegen alle Handschriften nach Gesners Emendation *est loris etc.* Allein auch bei *loris et funibus* ist das Verhältnifs wenig geändert.

sei, und anderseits zu bekennen, von Jugend auf dazu ausgebildet worden zu sein, um die alten Dichter gegen den Widerwillen der Neuzeit zu schützen. Wenn wir nämlich von dem eingestreuten Lobe Cato's absehen, so sagt Horaz nach Döderleins Auffassung: „Ich will dir altem Dichter nachweisen, wie fehlervoll du bist, ich, den man mit harten Schlägen dazu heran gezogen hat, die alten Dichter vertheidigen zu können." — Sollte Horaz damit andeuten wollen, dafs trotz der vielen Schläge gerade das Gegentheil von dem, wozu man ihn habe heranbilden wollen, herausgekommen sei? — Ich möchte diese Worte des Proömiums, sofern sie aus dem Munde des Horaz kommen sollen, eher für Unsinn als für etwas andres halten. Auch will mir im Allgemeinen dünken, dafs Horaz sich seines Berufs, Vorkämpfer oder Wortführer der neuen klassischen Dichterschule gegen die Freunde und ausschliefslichen Verehrer der alten Dichter zu sein, viel zu ernst bewufst war, als dafs er auch nur im Scherze dies hätte umstülpen mögen. Sonderbarer Weise meint nun Döderlein, dafs ein Paar Verse grade aus der Epistel, in welcher Horaz ganz besonders zu Gunsten der neuen Dichter gegen die alten auftritt, hinreichend genügten, um seine Auffassung zu rechtfertigen [1]). Allein diese Verse des Horatius über Livius Andronicus lauten wenigstens durchaus nicht, wie die Schutzrede eines solchen, *opem qui fert poetis antiquis*. Und die diesen Versen zunächst vorangehenden [2]) sprechen deutlich aus, dafs Horaz nur denen ein richtiges Urtheil über die alten Dichter zugestehe, welche einsehen, dafs diesen folgendes eigen ist: 1) *quaedam nimis antique dicere*, 2) *pleraque dure dicere*, 3) *multa ignave dicere*. Dies ist die Vertheidigung und Hülfe, welche der Zögling Orbils den alten Dichtern angedeihen läfst.

Was den *Grammaticorum equitum doctissimus* betrifft, so hat schon Jacobs erklärt, dafs er nicht wisse, was er mit diesem Prädicat anfangen solle. Kirchner meint, da dies Lob (*equitum doctissimus*) doch nicht mit dem *funibus udis exoratus*, dem eben eine sklavenmäfsige Erziehung zum Vorwurfe gemacht worden sei, sich verbinden lasse, so sei die Beziehung auf Cato sachgemäfser; aber er zweifelt an dem Ritterstande Cato's so sehr, dafs er lieber *grammaticorum equidem doctissimus* lesen möchte. Döderlein dagegen findet es „nach der Notiz bei Sueton durchaus nicht unwahrscheinlich, dafs Cato seiner Geburt nach dem Ritterstand angehörte." — Sueton sagt uns nun, dafs einige berichtet hätten, Cato sei *Burseni cujusdam libertus* gewesen; er selbst (Cato) aber habe in einer Schrift behauptet: *ingenuum se natum*. Diese Berichte Suetons können nicht die Notiz sein, auf welche Döderlein sich stützt. Wenn aber die Stütze darin liegen sollte, dafs Cato's Vermögen grofs genug war, um Sulla's Raubgier zu reizen, und er defshalb dem reichen Ritterstand angehört zu haben scheine, so ist nicht minder sicher, dafs die *liberti* oft sehr grofse

---

1) „Wenn wirklich noch Niemand" (sagt Döderlein) „jenes *illo* (V. 4) auf Horaz gedeutet hat, so mufs sich Niemand der schlagenden Parallele erinnert haben Epist. II, 1, 69:

Non equidem insector delendaque carmina Livi
Esse reor, memini quae plagosus mihi parvo
Orbilium dictare."

2) Epist. II, 1, 66 ff.:

Si quaedam nimis antique, si pleraque dure
Dicere credit eos, ignave multa fatetur,
Et sapit et mecum facit et Jove judicat aequo.

Reichthümer von ihren kinderlosen Herren ererbten. Es verbliebe die Sache somit noch etwas im Unklaren, wenn wir nicht zu andern Erklärern unsere Zuflucht nehmen wollten.

Die Annahme Kirchners nämlich, dafs Bibaculus der Verfasser des Epigramms sei, welches die acht Eingangsverse unserer Satire ausfüllt, wird wesentlich dadurch unterstützt, dafs Bibaculus offenbar dem Grammatiker Cato sehr befreundet war. Denn er rühmt ihn in allen von Sueton angeführten Epigrammen. Und eine ähnliche Absicht scheint auch das Eingangsepigramm gehabt zu haben, indem Cato als Verbesserer Lucil's gerühmt und seine milde Gesinnung gepriesen werden sollte, im Gegensatz gegen einen andern Grammatiker, dem, trotz aller Gelehrsamkeit, grofse Rohheit von Jugend auf anklebte, und der defshalb dem milden Cato weit nachstand. Das Epigramm mochte von Bibaculus nicht sowohl dem Lucilius bestimmt gewesen sein, als einerseits dem Lobe des Cato, und anderseits der Rüge des rohen Grammatikers, dessen Name nach Düntzers Ansicht (Krit. u. Erkl. II, 249) durch die Worte *ut redeam illuc* verdrängt wurde. — So wie aber Bibaculus dem Cato sehr befreundet war, so war er dem Orbilius Pupillus, dem bekannten Lehrer des Horaz in dessen Knabenzeit, abgeneigt. Denn nach Sueton (ill. Gr. 9) spottete er seiner, weil Orbilius im Alter das Gedächtnifs verlor, in dem Verse:

Orbilius ubinam est literarum oblivio.

Wenn wir aber nun mit Ritter in dem *et loris et funibus udis exoratus* den Orbilius annehmen, so stimmt dies auch mit der Gesinnung des Bibaculus überein, der geneigt war, den Orbilius gegen seinen Freund Cato in Schatten zu stellen. Hierdurch wird Kirchner's Hypothese bestätigt. Und wenn die Schlufsworte (*ut redeam illuc*) beinah allgemein als unstatthaft, oder als ungeeignete Flickworte angesehen werden, so erscheint Düntzer's Hypothese, der an der Stelle dieser Worte den Namen des Grammatikers (des *equitum doctissimus*) vermuthete, nicht gerade unzulässig. Vielleicht könnten die besagten Schlufsworte *ex Benevento* gelautet haben, und damit der Beneventaner Orbilius, wie Suetonius ihn nennt, angedeutet sein.

Wenn wir aber die Schlufsworte (*ut redeam illuc*), welche Weber eine „unsäglich abgeschmackte Flickphrase" nennt, in Döderleins Sinn festhalten, so verdienen sie noch einer besonderen Beleuchtung, zumal Döderlein ein besonderes Gewicht darauf zu legen scheint. Er sagt nämlich: „er habe *Nempe dixi* als Epexegesis zu *illuc* erkannt, und hiermit den Uebergang durch *nunc redeo illuc* zum Thema eingesehen". — Wenn er nun hinzufügt: „Von dieser Abschweifung über Cato kehre ich zu der am Anfang versprochenen Apologie meines Satzes *Lucilii versus incomposito pede currunt* zurück" [1]; so scheint meines Bedünkens hier einige Verwirrung zu herrschen. Denn im Anfang steht nur: *pervincam, quam sis mendosus, teste Catone*, und dafs das im Anfang Gesagte gar nicht zur näheren Erörterung für jetzt, sondern erst für eine künftige Ausarbeitung ausgesprochen oder zugesagt worden sei, habe ich oben mit Döder-

[1]) Hiermit sollen wohl die Bedenken gehoben sein, die erstlich Heindorf vorbrachte, der hier gar keine Verbindung erkennen konnte („im Vorigen ist nichts da, worauf sich *illuc* beziehen könnte"), und zweitens Jacobs (S. 158 Not. 12), der glaubte, *illuc* müsse erklärt werden durch ***ad id, quod dixi me demonstraturum esse, quam mendosus sit Lucilius***, wo dann die Unzulässigkeit einer Verbindung mit den Worten *Nempe incomposito dixi etc.* auf das unverkennbarste in die Augen springen würde.

lein's zustimmenden Worten nachgewiesen. Was aber für jetzt zu besprechen weder zugesagt war, noch wirklich jetzt besprochen wird, zu dem kann man nicht zurückkehren. Wenn aber nach Döderlein's ausdrücklichen Worten „*nempe incomposito dixi pede currere versus Lucili*“ für eine Epexegesis zu *illuc* angesehen werden wollte, so ist doch zu erwägen, dafs die Epexegesis immer etwas ist, was nachher kommt. Was aber in der Rede (d. h. in der Zeit, in der ich rede) nachher kommt, zu dem kann ich nicht zurückkehren wollen. Die Begriffe „Epexegesis“ und „*redire*“ lassen sich also hier wenigstens nicht in Eins vereinen. Auch dürfte leicht zu erkennen sein, dafs das Versprochene (*me demonstraturum esse, quam mendosus sit Lucilius*) und das Folgende (*nempe incomposito dixi etc.*) nicht nur sprachlich, sondern auch logisch zwei ganz verschiedene Dinge sind. Wenn jedoch Döderlein bemerkt: „hätte Horaz geschrieben: *ad illud quod dixi incomposito etc.*, so wäre ein Mifsverstand kaum möglich gewesen“; so wird dieser Bemerkung Niemand widersprechen. Denn alsdann wäre der Sinn dieser Worte: „Um den Cato fallen zu lassen und zu meiner früheren Behauptung, des Lucilius Verse seien nicht kunstmäfsig, zurückzukehren“. Dies bezöge sich aber auf das früher (in der vierten Satire) Gesagte, wäre aber keine Rückkehr zu etwas im Anfang versprochenen.

Fr. A. Wolf wollte bekanntlich die Kritik und Erklärung der Alten nicht durch das Gefühl, sondern durch sicheres Wissen geleitet sehen. Die Behandlung unserer Frage hat aber dadurch eine schwache Seite erhalten, dafs das Gefühl in die Entscheidung derselben hineingezogen wurde. Fr. Jacobs hatte (S. 231) erklärt, dafs der Ton der acht Verse gar nicht mit dem Tone des Horaz übereinstimme, dafs jedoch diese Behauptung grofsentheils auf dem Gefühle beruhe. Hiernach war Döderlein berechtigt, seine Behauptung, dafs die Sprache der acht Verse für ihn nichts Unhorazisches habe, auf den Grund zu stützen, dafs die entgegengesetzte Ansicht blofs Gefühlssache sei [1]). Was Fr. Jacobs grofsentheils dem Gefühle zugewiesen, dafür hat Döderlein blofs das Gefühl in Anspruch genommen. Und es scheint allerdings, dafs, wollten wir auf diesem Wege in der Erörterung dieser Frage fortfahren, wir noch lange von einem festen Ziele fern bleiben dürften. So gerne ich übrigens bekenne, dafs ich den feinen Bemerkungen Döderleins zu Horaz für meine Auffassung dieses Dichters vieles verdanke, so darf ich aber auch offen gestehen, dafs es mir in sehr vielen von Döderlein angeregten Fragen weniger leicht geworden ist, als in dieser, ohne grofses Zögern von der Döderleinschen Auffassung mich loszusagen. Doch will ich obige Erörterung nicht gegen Döderlein geschrieben haben; ich glaubte vielmehr der Ueberzeugung folgen zu sollen, welche Fr. Jacobs in dieser Frage aussprach, dafs man nämlich „bei dem strittigen Stand der Sache auf ferneres Urtheil nicht verzichten dürfe; dafs Niemand, dem der Schriftsteller, um den es sich handelt, lieb ist, sich in einem solchen Falle alles Urtheils enthalten könne, und wem es um die Wahrheit zu thun sei, der werde die Gründe seiner Meinung mit der abweichenden so lange vergleichen, bis er bei sich zu einiger Sicherheit gelangt ist“.

---

[1]) Auch Heindorf hatte gesagt: „dafs die acht Verse mit der folgenden Satire nicht aus einem Stück sind, **fühlt** man leicht“; und Franke (Fasti p. 107) sagt: [*horum versuum colorem*] *vere Horatianum esse* **sentio.**

Obige Zeilen waren niedergeschrieben, als mir Herrn H. Keck's sehr gründliche Recension der Döderleinschen Bearbeitung der Satiren in Jahn's Jahrbüchern für Philologie (Jahrgang 1861. Heft 11 und 12. S. 761 ff.) zukam. — Herr Keck nun stimmt in der Hauptsache mit Döderlein überein, nämlich dafs Horaz ursprünglich der Satire jene acht Verse vorangesetzt, aber nachher theils durch nähere Bekanntschaft mit dem *Grammaticorum equitum doctissimus*, theils durch Virgil und Mäcenas veranlafst wurde, in einer spätern Ausgabe sie wegzulassen. Dabei beruft er sich auch auf das Gefühl, indem man von jedem fordern könne, dafs er fühle, wie die Satire unvergleichlich viel schöner mit dem drastischen *nempe incomposito* anhebt, als mit jenen nicht ganz lichtvollen acht Einleitungsversen. Nur dem Horaz selbst ging, nach Herrn Kecks Ansicht, anfänglich dies Gefühl ab, das man von jedem fordern kann. Sollte aber die Annahme, dafs Horaz ursprünglich die Satire mit *Lucili, quam sis mendosus* begonnen habe, nicht in grellem Widerspruch stehen mit der Behauptung, welche Herr Keck S. 774 seiner Recension ausspricht, dafs die Tendenz der zehnten Satire gewesen sei, von den in der vierten Satire gegen Lucilius ausgesprochenen Vorwürfen einzulenken, und ihm „eine Ehrenerklärung zu geben"? — Wie kann je eine Ehrenerklärung anfangen mit: *quam sis mendosus, pervincam?* —

Wenn übrigens Herr Keck in der vierten Satire eine jugendlich hochmüthige Verunglimpfung des Lucilius sieht, und in der ganzen zehnten Satire eine etwas verlegene beklommene Stimmung des Horaz, der sich wegen einiger harten ungerechten Ausdrücke vertheidigen mufste; so wird diese Wahrnehmung wahrscheinlich auf dem „Gefühl" beruhen.

Da ich aber das in der Recension weiter noch Vorgetragene bei den Lesern als bekannt voraussetzen kann, so möchte ich mir zum Schlufs nur noch eine Bemerkung erlauben:

Bevor der von Jacobs ausgesprochene Haupteinwurf, der von Keck ebensowenig als von Döderlein berücksichtigt wurde, widerlegt sein wird, dafs nämlich „von dem, was das Exordium verheifst, in dem Gedichte selbst nichts geschieht, sondern beinah das Gegentheil", wird es auch nicht recht statthaft sein, auf das Einzelne der entgegenstehenden Ansichten noch näher, als bereits geschehen, einzugehen.

Karlsruhe. Feldbausch.

V.

Zu Sophokles Electra.

V. 21 f. *ὡς ἐνταῦθ᾽ ἐμὶν, ἵν᾽ οὐκ ἔστ᾽ ὀκνεῖν κ.* etc.

Dasz die lesart der Hdss. entschieden falsch ist, geben wol alle herausgeber und erklärer des Soph. zu. Raper schrieb *ὡς ἐνταῦθα μέν*; Monk *ὡς ἐνταῦθα μὲν οὐκ ἔστ᾽ ἔτ᾽ ὀκνεῖν κ.* Beides verwirft Hermann, „*quia μὲν sic nihil significaret*". Ohne diese coniectur vorher zu kennen — aus Hermann's anmerkung — versuchte ich:

ὡς ἐνταῦθα μήν,
ἵν᾽ οὐκ ...

V. 123 [= 122 Herm.] τάκεις ὧδ' ἀκόρεστον οἰμωγὰν
V. 139 [= 137 Herm.] .. στάσεις, οὔτε γόοις οὔτε λιταῖσιν

Offenbar ist entweder die strophe oder die antistrophe — V. 123 V. 139 verderbt. Ich gebe nur die lesart des Laur. A an, an die wir uns allein zu halten haben. Ich glaube mit Nauck, dasz in der strophe der fehler liegt. Ist etwa zu schreiben:

τάκεις ὧδ' ἀκορὲς τὰν οἰμωγάν?

— „*o filia miserrimae matris, Electra, quam profundis, tam insatiabile, hanc tuam lamentationem*". Dann würde ἀκορές, wie man sagt, gleichsam statt des adverbiums stehn. Freilich ist nicht zu leugnen, dasz ein positiv ἀκορής sich nicht zu finden scheint; die superlativform ἀκορέστατος [Soph. O. C. 120] beweist nichts, mehr vielleicht Hesychius, bei dem ἀγκορής wol mit Elmsley zu Soph. O. C. 120 in ἀκορής zu verwandeln ist. Auszerdem bietet eine analogie z. b. ἀνηκής — ἀνήκεστος. Uebrigens kann ἀκορὲς τὰν sehr leicht in ἀκόρεστον verschrieben sein, wenn der abschreiber für ἀκορὲς τὰν zunächst ἀκορέσταν las und dann diese falsche form des feminin. in ἀκόρεστον änderte.

V. 163. βήματι μολόντα etc. Ich zweifle nicht, dasz diese worte oder die kurz vorhergehenden Διὸς εὔφρονι corrumpirt sind. Wollen wir βήματι halten, so dürfte vielleicht im vorhergehenden zu ändern sein εὔφρονος, so dasz Διὸς εὔφρονος genit. absol. ist. Dasz die abschreiber εὔφρονος zu βήματι ohne weiteres in den dativ verwandelten, war leicht möglich. — Βήματι μολεῖν ohne adiectivum zu βήματι ist ganz gewöhnlich; vergl. das beispiel aus Eur. El. 490, mehr bei Lobeck a. a. o.

V. 192 f. ὧδε μὲν ἀεικεῖ σὺν στολᾷ
κεναῖς δ' ἀμφίσταμαι τραπέζαις.

Vor allem ist zu beachten, dasz der Laur. A nicht ἀμφίσταμαι, sondern ἀφίσταμαι bietet, was Schneid. mit recht festhielt. Dann ist natürlich κενᾶς ἀφ. τραπέζας unsinnig, ob auch ξένας ἀφίσταμαι τραπέζας, mögen andere beurtheilen. Der sinn ist dann, wenn ξένας, wie die grammatiker sich ausdrücken, *de effectu* verstanden wird, „*secludor a mensa, ita ut mihi illa quasi peregrina sit*" (*quod ad illam non admittor*). Auch könnte man für ξένας den nom. ξένα setzen auf Electra bezüglich. Gewisz ist, dasz Sophokles ξένος nur in dem sinne von *peregrinus*, nie von *hospitalis* gebraucht. Vgl. Ellendt Lexicon Sophocleum s. v.

G.

VI.

Warum wandern so viele hessische Gymnasiallehrer nach Preufsen?

Es scheint nicht unangemessen, in einer preufsischen Zeitschrift einmal die Ursachen zu besprechen, aus denen in den letzten zehn Jahren etwa nicht weniger als 30 junge Gymnasiallehrer, nachdem sie ihr Examen in Hessen absolvirt hatten, ins Ausland meist nach Preufsen übergesiedelt sind. — Irrig wäre es, den Grund dieser Er-

scheinung in den allgemeinen politischen Verhältnissen Kurhessens suchen zu wollen; denn unter diesen haben die Gymnasiallehrer nicht mehr, freilich auch nicht weniger gelitten, als andere Staatsangehörige. Ebenso irrig wäre der Schlufs, dafs in Hessen fortwährend ein grofser Ueberflufs herrsche an Schulamtscandidaten; im Gegentheil der Mangel ist jetzt so grofs, dafs die Candidaten schon während des Probejahres mit der vollen Versehung einer Lehrerstelle beauftragt, dafs Theologen und Reallehrer an die Gymnasien herangezogen werden müssen, um nur die empfindlichsten Lücken auszufüllen. Wenn nun aufserdem wie bekannt grade der Hesse seinem kleinen Specialvaterland mit besonderer Vorliebe ergeben ist, so müssen wohl Stellung und Aussichten eines hessischen Gymnasiallehrers ganz besonders schlecht sein, da so Viele aus diesem Stande ihre Heimath verlassen. Dafs dies in der That namentlich für die jüngeren Lehrer so ist, wird sich aus der folgenden Darstellung ergeben.

In den Jahren 1832 bis 1835 wurden die hessischen Gymnasien neu organisirt, und die Gehalte der 42 ordentlichen Lehrer in folgender Weise festgestellt:

10	zu	800	Thlrn.	= 8000,
10	-	700	-	= 7000,
10	-	600	-	= 6000,
12	-	500	-	= 6000.
42.				27000.

Dies ergiebt einen Durchschnittsgehalt von 643 Thlrn.

Seit jener Zeit wurden nun durch die Vermehrung sämmtlicher Gymnasien um je zwei oder drei Klassen etwa zwanzig Lehrerkräfte mehr nöthig; dadurch aber, dafs diese alle als s. g. Hülfslehrer und beauftragte Lehrer unten angefügt worden sind, ist der Grund gelegt worden zu der jetzt mit jedem Jahre sich noch mehr verschlechternden Stellung der Lehrer. Es kamen so hinzu zu den oben aufgezählten ordentlichen Lehrern:

	42.				= 27000,
Hülfslehrer:	5	zu	400	Thlrn.	= 2000,
-	5	-	300	-	= 1500,
beauftragte Lehrer:	12	-	250	-	= 3000.
	64.				33500.

Dadurch sinkt der Durchschnittsgehalt auf 523 Thlr.

Es würde daher die Absicht, den fast um das Doppelte gestiegenen Preisen der Lebensmittel gemäfs die Gehalte der Staatsdiener zu erhöhen, für die Gymnasiallehrer nur dann erreicht werden, wenn der Durchschnittsgehalt von 1832 auf 750 Thlr. erhöht würde, wie z. B. bei folgender Vertheilung:

Oberlehrer:	10	zu	1200 =	12000,	oder	zu	1000 =	10000,
-	10	-	1000 =	10000,	-	-	900 =	9000,
-	10	-	800 =	8000,	-	-	800 =	8000,
ordentl. Lehrer:	10	-	600 =	6000,	-	-	700 =	7000,
- -	10	-	500 =	5000,	-	-	600 =	6000,
- -	10	-	400 =	4000,	-	-	500 =	5000.
	60.			45000.	Durchschn.:		750.	45000.

Die Laufbahn eines Lehrers ist aber nicht blos durch das Sinken des Durchschnittsgehaltes um 120 Thlr., sondern noch mehr durch das bei weitem langsamere Fortrücken bedeutend verschlechtert worden, wie

folgende Betrachtung zeigt. Ein Lehrer, der 1830 sein Examen gemacht hatte, wurde 1832 mit 500 Thlrn. angestellt, erhielt 1835, 1839, 1846 je 100 Thlr. Zulage, hatte also 16 Jahre nach seinem Examen bereits die höchste Gehaltsklasse erreicht, während Lehrer, die zwischen 1847 und 1850 ihr Examen gemacht haben, heut zu Tage noch nicht da angelangt sind, wo jener anfing, d. h. noch Hülfslehrer sind. So läfst sich ferner berechnen, dafs ein Lehrer von 1832 in seinen ersten zehn Dienstjahren einen um mehr als 3000 Thlrn. höheren Gehalt vom Staate bezogen hat, als ein Lehrer von 1852. Stellt sich die Ungleichheit der Laufbahnen so deutlich heraus, so wird man unabweislich zu der Ansicht geführt: gerechter als überhaupt jede Vertheilung in Gehaltsklassen ist die Einrichtung, wie sie in Nassau, Baden und andern deutschen Staaten getroffen ist, wonach das Aufrücken der jüngeren Lehrer nicht von dem Tode oder der Pensionirung der älteren abhängig ist, sondern nach einer bestimmten Reihe von Dienstjahren immer von selbst erfolgt.

Nach den eben geschilderten Verhältnissen wird es sich begreifen lassen, dafs so viele junge Lehrer aus Hessen nach Preufsen einwanderten, da ihnen dort doch meistens eine ordentliche Lehrerstelle mit 500 Thlrn. geboten wurde, worauf sie sich hier erst nach 12 bis 15 Dienstjahren Rechnung machen konnten. Aber auch abgesehen von der Gehaltsfrage ist es für einen Lehrer nur beschämend und kränkend, in Hessen noch Hülfslehrer genannt zu werden, wenn Alters- und Studiengenossen anderer Staaten längst Oberlehrer geworden sind. „Hülfslehrer“ ist auch nur ein schlechter Name für diejenigen, welche dieselben Verpflichtungen und bis auf das Unterschreiben der Gymnasialrechnung auch dieselben Rechte haben, wie die ordentlichen Lehrer. Will man also nicht von jeder Unterscheidung absehen, so sollte man, da nun doch einmal namentlich den Schülern gegenüber auch der Titel nicht ganz ohne Bedeutung ist, die jedenfalls unpassende Benennung „Hülfslehrer“ abschaffen und die in andern Staaten übliche „Oberlehrer“ einführen.

Werden jedoch andere Verhältnisse hessischer und preufsischer Gymnasien verglichen, wie Stellung der Lehrer dem Director gegenüber, Maximum der Stundenzahl, Conferenzen, Correcturen u. s. w., so verkennen grade die nach Preufsen Ausgewanderten am wenigsten, dafs in solchen Beziehungen hessische Einrichtungen vielfach angenehmer sind und den Vorzug verdienen. Ja es giebt hessische Lehrer, welche, wenn der Unmuth über ihre schlechte äufsere Lage sie zu übermannen droht, nur „die Schulordnung des Gymnasiums zu Bunzlau“ zu lesen brauchen und dadurch alle Unzufriedenheit aus ihrem Herzen zu verbannen im Stande sind [1]).

Marburg. G. Schimmelpfeng.

---

[1]) Die letzte Bemerkung erledigt sich wohl durch die im Juni-Heft enthaltene Erklärung aus Bunzlau. Es ist vielmehr liberal, wenn eine Behörde dem individuellen Geschmack eines Lehrercollegiums so nachgiebt.

Hollenberg.

VII.

Ueber Einrichtung der Stundenpläne.

Das englische Sprüchwort: „*time is money*“ drückt in einer für die Engländer höchst characteristischen Weise aus, von wie grofsem Werthe es ist, seine Zeit gut anzuwenden. Dem Deutschen wird „Zeit ist Geld“ kaum verständlich sein, wohl aber Schillers schönes Wort:

„Unaufhaltsam enteilet die Zeit.“ — Sie sucht das Beständ'ge.
Sei getreu, und du legst ewige Fesseln ihr an.

Und dazu, zu einem treuen Fleifs, zu einer treuen, gewissenhaften Benutzung der Zeit mufs auch die Schule ihre Schüler anhalten. Trotz aller Ermahnungen wird es freilich immer Schüler geben, die ihre Zeit nicht eintheilen wollen, die ihre Arbeit bis auf die letzte Stunde verschieben; ja es giebt selbst solche, die behaupten: „ich kann nicht eher arbeiten, als bis mir die Sache auf den Nagel brennt, ich kann meinen Aufsatz nicht eher machen, als wenn ich ihn morgen abliefern mufs“. Es läfst sich denken, dafs unter solchen Naturen auch gute sein mögen; deshalb soll und kann der Lehrer gegen sie nicht durchgreifen, wenn er nicht alle Freiheit beschränken will (? D. R.); er kann seinen Schülern Vorschläge machen, wie sie sich ihre häusliche Arbeit eintheilen sollen, aber er kann nicht mit Strenge darauf halten, dafs sie es nun auch unbedingt so und nicht anders machen. Wenn sich so die Vertheilung der häuslichen Arbeit dem Auge des Lehrers zum Theil wenigstens entzieht, so ist um so mehr Rücksicht zu nehmen auf eine geschickte Vertheilung der Arbeit in der Schule. Ein guter Stundenplan, das wird Jeder zugeben, ist von dem gröfsten Werthe, oft aber auch unendlich schwierig. Die meisten Schwierigkeiten ergeben sich freilich bei jeder Schule durch besondere, locale und persönliche, Verhältnisse; von Interesse kann nur sein, die allgemeinen Grundsätze zu besprechen, die bei der Aufstellung eines Stundenplans beobachtet werden müssen.

Auf drei Dinge ist Rücksicht zu nehmen: 1) auf die Unterrichtsgegenstände, 2) auf die Schüler, 3) auf die Lehrer. — Die Unterrichtsgegenstände sind so zu vertheilen, dafs die schwierigeren und anstrengenderen in die Morgenstunden von 8—11 fallen; auf die letzte Vormittagsstunde und die Nachmittagsstunden solche, die weniger häusliche Vorbereitung und weniger geistige Anstrengung beanspruchen. Abgesehen also von den Religionsstunden, die aus anderen Gründen immer in die Stunde von 8—9 gelegt werden, gehören in die Morgenstunden alle sprachlichen und mathematischen Stunden; — deutsche, geschichtliche, geographische, naturgeschichtliche, Zeichnen, Schönschreiben, Singen gehören in die zweite Rubrik. Danach läfst sich leicht für jede Klasse eine Art von Normalplan feststellen, an den man jedoch nur insofern sich gebunden hält, als, wenn mit dieser sachlichen Rücksicht Rücksichten auf die Person der Schüler oder Lehrer in Conflict gerathen, diese letzteren für überwiegend gelten müssen. — Die Schüler erheben zwei Forderungen an den Stundenplan: 1) er soll übersichtlich und symmetrisch und 2) so eingerichtet sein, dafs sich die gleiche Vertheilung der häuslichen Arbeit wie von selbst daraus ergiebt. Der Stundenplan ist schlecht, den die Schüler in den ersten 14 Tagen noch nicht auswendig können, den selbst fähige Köpfe in der dritten und vierten Woche noch nachsehen

müssen. Jedenfalls empfiehlt es sich, den Plan auf Einen grofsen Bogen so drucken zu lassen, dafs ihn die Schüler zu Hause über ihrem Arbeitstisch an der Wand befestigen können. Ferner enthalte er Nichts als kurze Angabe des Lehrgegenstandes und den Namen des Lehrers; nur danach sieht der Schüler; für die neu eintretenden kann man unterhalb des Planes eine Uebersicht der in jeder Klasse eingeführten Schulbücher abdrucken lassen. Alles Uebrige ist unnütz und gehört in die Schulnachrichten des Programms, nicht auf den Stundenplan. — Unter symmetrisch verstehe ich, dafs sich Montag und Donnerstag, Dienstag und Freitag, Mittwoch und Sonnabend so genau als möglich entsprechen; denn dies dient sowohl zur gröfseren Uebersichtlichkeit als auch zur leichteren und gleicheren Vertheilung der häuslichen Arbeit. Jeder Tag fordere möglichst gleich viel häusliche Vorbereitung, nicht Montag und Donnerstag mehr, und die übrigen Tage viel weniger, denn der Sonntag und die freien Nachmittage des Mittwoch und Sonnabend sollen nicht durch vermehrte häusliche Arbeit den Schülern verdorben werden. Besonders die schriftlichen Arbeiten sind auf die verschiedenen Tage fest zu vertheilen; jede werde an dem ein für alle Mal bestimmten Tage abgeliefert und ebenso präcis wieder zurückgegeben; denn darin vor Allem mufs eine sichere Ordnung sein, und der Lehrer dem Schüler mit gutem Beispiel vorangehen. Ein solches Beispiel der Ordnung und stets gleichen Arbeitseintheilung, das der Lehrer giebt, wird ohne Zweifel auf den Schüler mehr Einflufs haben, als schöne Auseinandersetzungen über: „*time is money*“. — Wenn wir nun von der Vertheilung der Unterrichtsgegenstände unter die Lehrer absehen, welche Forderung stellt dann noch der Lehrer an einen guten Stundenplan? Die Wünsche, welche hierbei vorgebracht werden, können sehr mannigfaltiger Natur sein; nur das kann der Lehrer mit vollem Recht verlangen, dafs seine Arbeit in der Schule zusammenhängt, ihm nicht zerstückelt wird, denn dadurch würde ihm auch seine häusliche Arbeitszeit zerschnitten werden. Wenn z. B. ein Lehrer von 8—9, dann wieder von 10—11 und Nachmittags von 2—3 unterrichten soll, so heifst das nichts Anderes, als ihm seine Zeit auf unverantwortliche Weise stehlen. Und doch giebt es noch Stundenpläne, in denen dies vorkommt; nur wenn der Lehrer selbst diese Lage seiner Stunden wünscht, ist sie gerechtfertigt. Bei wöchentlich 20 Stunden wird es in der Regel am angenehmsten sein, an zwei Tagen von 10—12 und 2—4, an den übrigen von 8—11 oder 9—12 zu unterrichten. Im Allgemeinen aber sollten Wünsche der Lehrer, wenn sie nicht grillenhafter Natur sind, oder wenn nicht Rücksichten auf Schule und Schüler gebieterisch Einsprache dagegen erheben, immer volle Berücksichtigung finden. Geschieht dies nicht, und werden dem Lehrer seine Stunden in ihm unbequemer und widerwärtiger Weise angesetzt, so kann ihm die Freudigkeit in seinem Berufe gestört, und dadurch der Schule der gröfste Nachtheil zugefügt werden. Wenn freilich ein Lehrer wünscht, von 2—3 keine Stunde zu haben, damit er nicht im Gasthaus den Mittagstisch jedes Mal verlassen mufs, grade wenn der Pudding kommt; oder ein Anderer, einen oder zwei Tage in der Woche ganz frei zu haben, um auf die Jagd gehen zu können, — so sind solche Wünsche wirklich vorgebracht worden, ihre Erfüllung aber möchte schwer zu verantworten sein. Billige Wünsche jedoch müssen beachtet werden, selbst wenn der Normalplan dadurch gestört, selbst wenn Uebersichtlichkeit oder Symmetrie darunter leiden sollte. Gerathen endlich Wünsche verschiedener Lehrer in Conflict, so versteht es sich von selbst, dafs der jüngere dem älteren nachstehen mufs.

So möchte ein Stundenplan, der allen Anforderungen entspricht, an dem Niemand mehr etwas auszusetzen hätte, sehr schwer zu erzielen sein; aber wie verfährt man überhaupt, um ein solches Kunstwerk zu Stande zu bringen? — Grofse schachbrettartige Tabellen werden auf Tischen ausgebreitet; die eine mit kleinen Blättchen belegt, die mit Angabe der Unterrichtsgegenstände versehen sind, die andere mit solchen, die die Namen der Lehrer tragen; dann wird auf beiden so lange mit Hin- und Herlegen operirt, bis sie übereinstimmen. Andere nehmen statt der Blättchen gefärbte Glasstückchen oder Stecknadeln mit gefärbten Köpfen, so dafs je eine Farbe einem Lehrer entspricht. Auf einen je kleineren Raum jedoch man das Ganze zusammenzurücken vermag, um so leichter kann man es übersehen und nöthige Aenderungen vornehmen. Fafst man immer die entsprechenden Tage zusammen und schreibt sich nur die Anfangsbuchstaben der Lehrernamen auf, so wird das Ganze kaum ein Octavblättchen einnehmen. Sind der Aenderungen zu viel geworden, schreibt man dieses rasch wieder ab und kann zufrieden sein, wenn auf dem fünften Blättchen Alles im Reinen ist. Den oben erwähnten Normalplan legt man zu Grunde und ändert daran so lange, bis möglichst allen Forderungen entsprochen ist. Ein solcher Urstundenplan für eine sechsklassige Anstalt sieht etwa so aus:

Montag und Donnerstag.

a.	*c.*	*d.*	*h.*	*i.*	*k.*
a.	*c.*	*d.*	*h.*	*i.*	*k.*
d.	*b.*	*e.*	*h.*	*f.*	*g.*
b.	*g.*	*e.*	*f.*	*l.*	
d.	*f.*	*e.*	*k.*	*i.*	*g.*
e.	*g.*	*f.*	*i.*	*k.*	*l.*

Für den, welcher mit jedem Buchstaben den Namen eines Lehrers und den von ihm behandelten Lehrgegenstand im Geiste verbinden kann, gewinnen die Buchstaben sofort Leben. Die meisten Schwierigkeiten machen in der Regel die mathematischen Stunden, weil der betreffende Lehrer fortwährend aus einer Klasse in die andere übergehen mufs, die Ordinarien dagegen es lieben, zwei Stunden hintereinander in ihrer Klasse zu geben. Man thut daher wohl, den Mathematicus mit anderen Nichtordinarien zu combiniren und beide sich in denselben Klassen ablösen zu lassen. Bei einem Maximum von 22 Stunden läfst es sich erreichen, dafs jeder Lehrer aufser Mittwoch und Sonnabend noch zwei freie Nachmittage hat, eine Annehmlichkeit von nicht geringem Werthe; nie aber sollte einem Lehrer zugemuthet, selbst nicht gestattet werden, alle vier Vormittagsstunden zu unterrichten; es ist das eine so grofse Anstrengung, dafs nothwendig entweder die Gesundheit des Lehrers oder die letzte mit nur halber Kraft gegebene Stunde darunter leiden mufs.

Marburg. G. Schimmelpfeng.

VIII.

Oesterreichische Gymnasien.

Ueber die österreichischen Gymnasien haben wir in der letztern Zeit mehrere schätzenswerthe Arbeiten erhalten. Vor Allem nenne ich einen trefflichen Aufsatz in der „Oesterreichischen Revue 1863. Erster Band“ von Dr. Hochegger, Director des K. K. akademischen Gymnasiums in Wien. Freilich läuft die geschichliche Betrachtung in betrübende Reflexionen über die neuesten Zustände aus. Von anderm Character ist die officielle Arbeit des Freiherrn von Helfert „Bericht über die Ausstellung von Schul- und Unterrichts-Gegenständen in Wien“, 1862. Aufser der Vorrede kommen für uns besonders in Betracht die Bemerkungen S. 35—37 betreffend die allgemeinsten statistischen Angaben über das ganze Gymnasialgebiet und S. 89—100, wo die auf Gymnasien bezüglichen Ausstellungsgegenstände, wie Darstellung von Baulichkeiten, Lehrmittel, Programme, Unterrichtserfolge (!), d. h. Schülerarbeiten etc. aufgezählt werden. Von den Rubriken der Lehrmittel machen die Naturwissenschaften und Philosophische Propädeutik den besten Eindruck. Von der Ausstellung von Gymnasialprogrammen müssen sich einige österreichische Gymnasien etwas Gutes versprochen haben, denn man findet solche von Vicenza, Teschen, Troppau, Olmütz, Cilli, Klagenfurt und so weiter.

Wichtiger ist indefs die dritte Publikation. Ich meine die „Statistische Uebersicht über die Oesterreichischen Gymnasien und Realschulen am Schlusse des Schuljahrs 1861 / 62, welche der verehrte Professor H. Bonitz der Zeitschrift für die österr. Gymnasien 1862 XII. Heft beigelegt hat, wie er seit Jahren solche Beilagen zu geben pflegt (VI u. 22 S. 4.). Ich gebe nur die Rubriken der Vorbemerkungen wieder. I. Lehranstalten, II. Lehrer, III. Schüler, 1) Frequenz im Allgemeinen, 2) Frequenz in den einzelnen Classen [1]), IV. Muttersprache, Unterrichtssprache, V. Schulgeld (fabelhaft gering, durchschnittlich 6 Gld. 11 Krz. im Jahr), VI. Wahl des Berufs (Theologie mit und ohne Maturitätsexamen 43 pr. C., Jura 35, Medizin 15, Philosophische Fächer 7 pr. C.). Die Tabellen selbst geben nun von den deutsch-slavischen Kronländern nach den einzelnen Anstalten an: die Anzahl der Lehrer und Schüler nach verschiedenen Kategorien, Klassen, Zeugnifsklassen, Religionen, Sprachen etc. Sodann folgen die Ergebnisse der Maturitätsprüfungen. Endlich finden wir zwei Uebersichten nach Kronländern, wonach von 85 Gymnasial-Directoren 50 geistlichen Standes sind, 35 Weltliche, von Lehrern 525 Geistliche, 718 Weltliche. In sämmtlichen Klassen waren 27,540 Schüler, 1367 bestanden das Maturitätsexamen. An den Realschulen sind dieselben Positionen 5, 23 (weltliche Dir.), 49, 326; 8374, die Abiturienten sind nicht gezählt. Von den geistlichen Lehrern waren 142 Weltgeistliche, 428 Ordensgeistliche, und zwar gehörten von diesen 128 zu den Piaristen, 122 zu den Benedictinern, 51 den Franziskanern, 33 den Jesuiten. An 17 geistlichen Gymnasien hat kein Lehrer das vorgeschriebene Staatsexamen gemacht. Wunderliche Staatsschwächen gegenüber der Kirche, bei einem so grofsen Staat doppelt verwunderlich! —

---

[1]) Dr. Bonitz spricht von Klassen von 100 Schülern und darüber, ja von einer von 123 Schülern in Wien, trotz des Erlasses vom 16. März 1857, der 50 als Maximum bezeichnet hat.

IX.

Zur Bibliographie der amerikanischen Sprachen.

Wir werden um nachfolgende literarische Mittheilung gebeten, die für die Linguistik und die Ethnographie Amerikas von Bedeutung ist.

X.

Zu Cic. Tusc. I, 24, 57.

Nam in illo libro, qui inscribitur Μένων, pusionem quendam Socrates interrogat quaedam geometrica de dimensione quadrati. Ad ea sic ille respondet ut puer, et tamen ita [faciles interrogationes sunt], ut gradatim respondens eodem perveniat, quo si geometrica didicisset. Ex quo effici vult Socrates, ut discere nihil aliud sit nisi recordari.

Huius loci quae verba uncis inclusi, ea delenda esse censeo. Parum enim proficit coniectura Tischero *probata, quam* J. Schlenger *proposuit in Philologo XII.* 281: *et tamen — ita faciles interroga-*

tiones sunt — gradatim respondens eodem pervenit, quo si geometrica didicisset. Nam maxime offendit nimirum ista ipsa facilitas interogationum, quippe quae omnem labefactare videatur atque pervertere cum Socratis argumentationem, tum etiam Ciceronis. Accedit quod ne latet quidem fons, ex quo manaverit corruptela. Cum enim patres quidam ecclesiae acerrime impugnent Platonis quas dicunt reminiscentias (Gebh. Elmenhorstius ad Arnobium II p. 56 = *ed. G. F. Hildebrand II. c.* 19 *ad fin. et Jo. Davisius ad Maximi Tyrii Dissertat. XVI init., ad Tusc. l. c.): admodum, ut opinor, verisimile est illorum auctoritate motum aliquem vel librarium vel lectorem verba suspecta in margine adscripsisse eoque factum esse postea, ut hoc adnotamentum in contextum sermonis inveheretur.*

Gumbinnen. J. Arnoldt.

XI.

Jahresbericht der Vorsteher der Staats-Universität zu Madison.

Der Universitätsfond beläuft sich auf 243,283 Dollars. Im letzten Jahre waren 129 Studenten immatriculirt; 26 sind in die Armee getreten. Der erste Lehrcursus begann im August 1861, der zweite im December 1861, der dritte im März 1862. Karl Schurz ist einer von den Vorstehern der Universität, ebenso der (deutsche) Gouverneur des Staates, Eduard Salomon. Die Anstalt hat 7 Lehrer, darunter als Professor der neueren Sprachen Johannes Fuchs, offenbar auch ein Deutscher. Durchgenommen werden: a. im klassischen Kursus, im ersten Jahre: Algebra, Geometrie, Trigonometrie, Messen, Schifffahrtskunde, Gebrauch von Instrumenten und sphärische Trigonometrie; Livius, die Oden des Horaz; Xenophon's Anabasis und Memorabilien; Geschichte der Vereinigten Staaten, dann allgemeine Weltgeschichte; englische Sprache im dritten Kursus. — im zweiten Jahre: Analytische Geometrie, Differential- und Integral-Rechnung und Anwendung des Kalculs; Horaz Satiren und Episteln; Homer's Iliade, Aeschylus' Prometheus und Sophokles; aufserdem französisch, Naturwissenschaften, Mechanik. — Im dritten Jahre: Naturwissenschaften: Hydrostatik u. s. w., Astronomie; Logik, Rhetorik; Tacitus, Juvenal, Persius; Demosthenes, Thucydides, Aristophanes, Aeschylus; englische Literatur. — Im vierten Jahre: Ethik, Beweis des Christenthums, Völkerrecht, Geschichte der Philosophie, Chemie, Politik, Constitution der Vereinigten Staaten, deutsche Sprache (Uebersetzen aus dem Englischen ins Deutsche und Lesen nach Ahns Methode), Staats-Oeconomie, Geologie, Botanik, Physiologie. — b. Der wissenschaftliche Kursus ist derselbe, nur fehlen die alten Sprachen. — Die Studenten werden oft während der Vorlesungen examinirt, müssen über das Gehörte Vorträge halten und täglich drei Lektionen beiwohnen. Die Professoren erhalten durchschnittlich 1000 Doll. Gehalt. Auch in der Buchführung und im kaufmännischen Rehnen wird unterrichtet. Für die nicht gehörig Vorgebildeten giebt es ein *Preparatory Department*. Wer zum klassischen Kursus des ersten Jahres zugelassen werden will, mufs eine Prüfung bestehen in den Elementar-Kenntnissen, den Anfangsgründen der Algebra, Planimetrie, Cäsar

oder Cornelius Nepos und Xenophons Anabasis. Jeder kann zu irgend einer bestimmten Vorlesung zugelassen werden, für welche er vorbereitet ist, wenn er einen besonderen Lehrkursus durchmachen will. Die Glieder der regulären Klassen werden am Ende des Jahres in allen Fächern examinirt, und erst, wenn sie die Prüfung bestanden haben, in eine höhere Klasse versetzt. Die tägliche Anwesenheit, Führung und Collegien jedes Studenten werden notirt und von Zeit zu Zeit dem Vater oder Vormunde mitgetheilt. Die Studenten werden täglich 15 Minuten vor dem Beginn der Lektionen in der Universitätskapelle zum Gebet versammelt. — Das Universitätsgebäude kostet mehr als 60,000 Doll. Zwei grofse Gebäude mit Studier-, Wohn- und Speisezimmern für Studenten sind dabei; die Universitäts-Bibliothek enthält etwa 4000 Bände. Das Jahr ist in drei Unterrichts-Kursen, jeder zu 13 Wochen getheilt. Die 3 Vacanzen dauern 9, 9 und 2 Wochen (?). Jeder Student hat für je einen Lehrkursus, d. h. ein drittel Jahr, zu bezahlen $10\frac{1}{2}$ Doll. (für Unterricht, Zimmer und Heizung). Die Speisung im Universitäts-Gebäude oder in Privat-Familien — hier empfiehlt der Decan der Facultät seine Familie — kostet wöchentlich $1\frac{3}{4}$ bis 2 Dollars. — Studenten-Verbindungen werden zum Schlusse bestens empfohlen.

XII.

Drei Horazische Oden verdeutscht. [1])

I. 24. *O navis, referent etc.*

Weh, braves Schiff! so reifsen dich die Wogen
Von Neuem fort? Zum Hafen halte! — Ach,
Hörst du denn nicht der Borde wüst Gekrach,
Siehst du die Masten nicht vom Sturm gebogen?

Die Segel rissen und die Fetzen flogen,
Die Raa erseufzt — warum sie noch nicht brach?
Die Götter sehen stumm dein Ungemach:
O, wie sind deine Hoffnungen betrogen!

Was hilft es dir, dafs du aus edlem Holze,
Was nützet nun dein Name dir, der stolze?
Der Schiffer zagt, die Wogen spotten deiner.

Noch jüngst verhafst mir bis zur kleinsten Planke,
Jetzt meine Sorg und einziger Gedanke —
Befreiet dich aus deinen Aengsten Keiner?

III. 9. *Donec gratus eram etc.*

„So lang du mich liebtest, so lang ein Mann,
Der mit buhlender Kunst dein Herz gewann,

[1]) Metrische Versuche eines Primaners von einem Berlinischen Gymnasium. Die Red.

Den glänzenden Nacken dir nimmer umschlofs,
Da glaubt' ich mein Glück, ach, unendlich grofs,
Nicht gröfser des persischen Königs."

„„So lang mir allein deine Liebe galt,
Ich allein dich beherrschte mit süfser Gewalt,
So lang du nicht Chloes Namen gekannt
Und meinen aus deinem Herzen verbannt,
War stolz ich wie Romulus' Mutter."

„Jetzt lieb' ich Chloe, die Thracierin,
Ihr süfser Gesang bezaubert den Sinn
Und hält ihn gefangen, ich weifs nicht wie?
Gern gäb' ich mein Leben für sie, für sie,
Nur ihrer schone das Schicksal!"

„„Mir glühet in brünstiger Liebe schon
Mein Calaïs, Ornytos' herrlicher Sohn;
Nicht wollt' ich, beim Himmel, für ihn, für ihn
Des Todes gedoppelte Schrecken fliehn,
Nur seiner schone das Schicksal!""

„Wie, wenn nun die alte Liebe uns
In die Fesseln zwingt des früheren Bunds?
Wenn Chloe, die Schöne im blonden Haar,
Mir nicht mehr ist, was sie einst mir war?
Wenn Lydia wieder ich liebte?"

„„Zwar Er ist schöner, als Sternenglanz,
Du wankelmüthig wie Wogentanz,
Treulos wie das Meer, das Italien umbraust;
Doch bleib' ich mit Freuden, so du mir traust,
Bei dir im Leben, im Tode!""

IV. 12. *Jam veris comites etc.*

Der Frühling kam; sein luftiger Begleiter,
Der Nord, kräuselt den See;
Sanft fliefst der Bach, es sprossen Laub und Kräuter,
Denn Eis verging und Schnee.

Die Schwalbe folgte auch des Lenzes Spuren
Und baute schon ihr Nest;
Der Hirten Pfeife tönt dem Gott der Fluren
Zur Ehre und zum Fest.

Ein Andres aber noch der Lenz uns brachte:
Virgilius, den Durst!
Ich wette, dafs dein Herz nach Weine schmachte,
Dem ew'ge Treu du schwurst.

Doch möchtest du bei mir Calener trinken,
Voll Narde bring ein Glas;
Ihr süfser Duft nur wird herbei dir winken
Das wohl verwahrte Fafs.

Schnell, wünschest du die Sorgen zu ertränken,
Willst gern du fröhlich sein,
Bring' mir die Narde! — nicht, sie mir zu schenken;
Der Preis ist's für den Wein.

Umsonst aus meinem Becher dich zu laben,
Kommt mir nicht in den Sinn;
Umsonst, mein Freund, ist keine meiner Gaben,
Du weifst, wie — reich ich bin.

Drum bring' sie nur; ich hab' 'ne gute Sorte,
Komm, dein Geschäft verlafs!
Es ist uns ja — ein Glück! — am rechten Orte
Vergönnt ein toller Spafs.

C. St.

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

Am Gymnasium zu Hohenstein ist der ordentliche Lehrer Blümel zum Oberlehrer befördert worden.

Der ordentliche Lehrer Dr. Ustymowicz am Marien-Gymnasium zu Posen ist zum Oberlehrer befördert worden.

Die Wahl des Gymnasiallehrers Dr. Franz Cramer zu Emmerich zum Rector des Progymnasiums zu Mühlheim am Rhein ist genehmigt worden.

Dem Oberlehrer Dr. Könighoff am Gymnasium zu Trier ist das Prädicat eines Professors beigelegt worden.

An der städtischen Realschule erster Ordnung zu Elbing ist der Candidat des höheren Schulamts Dr. Rob. Dorr als vierter ordentlicher Lehrer definitiv angestellt worden.

Den Oberlehrern Pieler und Laymann am Gymnasium zu Arnsberg ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

Die Wahl des Oberlehrers Dihle am Gymnasium in Nordhausen zum Rector des Progymnasiums zu Seehausen in der Altmark ist genehmigt worden.

Der Schulamts-Candidat Heinrich Andreas Heine ist zum zweiten Hülfslehrer an dem königlichen Schullehrer-Seminar zu Barby interimistisch ernannt worden.

Dem bisherigen Oberlehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Cöln Christ. Oettinger ist der Rothe Adler-Orden vierter Klasse verliehen worden.

Am Gymnasium zu Inowraclaw ist die Beförderung der ordentlichen Lehrer Schmidt und Dr. Czaplicki zu Oberlehrern genehmigt worden.

Bekanntmachung.

Die 22. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wird dem in Augsburg gefafsten Beschlusse gemäfs dieses Jahr in Meifsen gehalten werden, und es sind für dieselbe in gewissenhafter Berücksichtigung aller Interessen und nach Mafsgabe localer Verhältnisse mit Genehmigung der höchsten Behörde die Tage vom 29. Sept. bis 2. Oct. festgesetzt worden. Die Unterzeichneten laden zur zahlreichen Betheiligung an derselben alle nach den Statuten dazu Berechtigten ergebenst ein. Wegen der Beschaffung von Quartieren bitten wir um möglichst baldige Anmeldung und zugleich um eine Erklärung darüber, ob man von der bekannten liberalen Gastfreundschaft der Einwohner Meifsens Gebrauch machen wolle oder eine andere Wohnung vorziehe. Eben so sprechen wir die Bitte aus, Vorträge für die allgemeinen Sitzungen so wie für die vielleicht sich constituirende archäologische Section, und Thesen für die Verhandlungen der pädagogischen Section bei einem der Unterzeichneten anzumelden, mit dem Bemerken, dafs von den Orientalisten Herr Professor Dr. Flügel in Dresden, von den Germanisten Herr Professor Dr. Zarncke in Leipzig zu Präsidenten erwählt worden sind.

Meifsen und Plauen, am 4. Juni 1863.

Dr. Friedrich Franke, Präsident.
Dr. Rudolph Dietsch, Vicepräsident.

Im Juniheft S. 403 Z. 1 ist für religiösen Sch. religionslosen Sch. zu lesen.

Am 18. Juli 1863 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstrafse 47.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

I.

Ueber die Casina des Plautus im cod. Ambrosianus.

Die Casina des Plautus ist schon deshalb für uns ein besonders merkwürdiges Stück dieses Dichters, weil es das einzige ist, über dessen Verhältnifs zum griechischen Original sich mit einiger Sicherheit urtheilen läfst. Es ist nämlich eine Bearbeitung der *κληρούμενοι* des Diphilus, und so viel sich aus den Andeutungen im Prolog und Epilog der Casina entnehmen läfst, war der Inhalt des griechischen Stückes folgender:

Der alte Stalino und sein Sohn Euthynicus haben sich beide in eine Sclavin, Casina, verliebt und schieben, der Eine den Meier Olympio, der Andre den Sclaven Chalinus vor, um sie zur Ehe zu begehren. Da die Frau des Stalino, Cleostrata, ihrem Manne den Besitz der Sclavin streitig zu machen sucht, so wird die Uebereinkunft getroffen, dafs das Loos entscheiden soll, und hiervon hat das griechische Stück ohne Zweifel den Namen *οἱ κληρούμενοι* erhalten. Das Loos entscheidet nun für den Olympio, der sich auch anschickt, seine junge Frau mit sich aufs Land zu nehmen, während ihm Cleostrata den Possen spielt, statt der Casina den in Weiberkleider gesteckten Chalinus unterzuschieben, wodurch sowohl er wie Stalino, der sich bei den Hochzeitsfeierlichkeiten ebenfalls betheiligt, getäuscht werden. Inzwischen aber findet sich, dafs Casina eine Freigeborne und zwar die Tochter des benachbarten Alcesimus ist, woher sie denn auch nicht einen Sclaven, sondern den Sohn des Stalino, Euthynicus, zum Mann erhält. Der alte Stalino bekommt also zum Schlufs Casina nicht zur Concubine, sondern zur Schwiegertochter.

Die Handlung des Stückes hat nun Plautus zunächst dadurch geändert, dafs er die Rolle des Euthynicus einfach aus dem Stück gestrichen hat. Dafs derselbe nämlich bei Diphilus aufgetreten ist, sehen wir daraus, dafs der Epilog seinen Namen nennt. Woher sollte er ihn kennen, wenn nicht aus dem griechischen Ori-

ginal? Auch sagt der Prolog V. 64 von ihm: „Erwartet nicht, dafs er heute in dieser Comödie in die Stadt zurückkehrt. Plautus hat es nicht gewollt: er hat die Brücke abgebrochen, die auf seinem Wege war". In Folge dessen bleibt Euthynicus denn auch aus dem Spiel, und wir erfahren nur aus dem Epilog ganz beiläufig, dafs er Casina heirathen würde. Hier heifst es nämlich: „Zuschauer! wir wollen erzählen, was hier im Hause geschehn soll. Casina wird als die Tochter unsres Nachbaren erfunden werden und den Sohn unsres Hausherrn, den Euthynicus, heirathen".

Hieraus geht nun deutlich hervor, dafs Plautus die Wiedererkennung der Casina und des Alcesimus als Tochter und Vater und die Verlobung der ersteren mit Euthynicus, Dinge, die im Griechischen Original ohne Zweifel auf der Bühne vorgingen und den nothwendigen Abschlufs für die Handlung bildeten, ebenfalls gestrichen hat. Dagegen hat er offenbar den Stalino zum Mittelpunkt des Stückes gemacht und wahrscheinlich die Scenen, in denen derselbe durch den verkleideten Chalinus gefoppt wird, mit grofsem Behagen an den darin vorkommenden Obscenitäten weiter ausgeführt. Ob er an einer solchen Verstümmelung des griechischen Stückes, einer *contaminatio fabulae*, wie es Luscius Lavinius nannte, gut gethan hat, ist nun freilich eine Frage für sich: jedenfalls traf er damit den Geschmack seines Publicums, denn seine Casina hat, wie uns der Prolog sagt, der bei einer Wiederaufführung des Stückes nach langer Zeit gesprochen wurde, seiner Zeit alle andern besiegt und wurde deshalb aufs Neue gegeben, als das Publicum, der neuen Comödien überdrüssig, *nach* älteren verlangte.

In sofern ist es nun freilich für uns sehr beklagenswerth, dafs sich das Stück in einer so lückenhaften Gestalt erhalten hat, denn auch den älteren Herausgebern, die es nur aus den palatinischen Handschriften [1]) kannten, ist es nicht entgangen, dafs viele Verse unvollständig sind und andre gänzlich fehlen. Diese Corruptelen werden nun zum grofsen Theil allerdings durch den C. A. beseitigt: damit sich aber Niemand von dieser ausgezeichneten Handschrift mehr verspricht, als sie gewähren kann, so will ich zunächst darlegen, welche Theile des Stückes sich überhaupt nur in derselben erhalten haben, und dann die Verbesserungen des Textes in ihnen etwas specieller mittheilen.

Die Casina hat in der überlieferten Gestalt im Ganzen 931 Verse: 498 davon stehn noch mehr oder weniger erkennbar auf den erhaltnen Blättern der Handschrift: wir haben also im Ganzen mehr als die Hälfte des Stückes, was bei keiner andern Comödie mehr der Fall ist. Diese vertheilen sich nun folgendergestalt: Vom Prolog und den Anfangsscenen des Stückes haben sich in fortlaufender Folge 141 Verse erhalten. Dann ist Alles verloren gegangen bis zum Anfang der 2. Scene des 3. Acts.

---

[1]) Unter diesen wird hier der C. V. und die codd. Palatini des Pareus verstanden, da der Decurtatus dies Stück nicht mehr hat.

Hier beginnt der Text wieder mit V. 5 und geht bis zum 9. Verse der 2. Scene des 5. Acts, 308 Verse. Dann folgt eine andre Lücke bis zur 3. Scene des 5. Acts, worauf der Text von V. 15 an aufgenommen und bis zum Schlufs fortgeführt wird (vgl. meine Schrift über den cod. Ambros. S. 26).

Der gröfsere Theil dieser Verse, 300, besteht nun aus jambischen Senaren und cat. troch. Tetrametern oder, wie man sie heute zu nennen pflegt, aus Septenaren, und es ist allerdings ein sehr bemerkenswerthes Factum, dafs in diesem Theil des Textes die Corruptelen zahlreicher und stärker sind als in den so genannten lyrischen Parthien. Es giebt beinah keine Art von Verderbnifs des Textes, deren sich die palatinischen Handschriften hier nicht schuldig machten. Um von dem Einfachsten zu beginnen, so findet man an einigen Stellen die Verwechslung von Buchstaben, die aber auch zu einer falschen Personenvertheilung und in Folge dessen zu einer Beeinträchtigung des Textes geführt hat. V, 4, 30 steht nämlich in den Palatinen:

Cl. Age tu, redde huic scipionem et pallium. Ch. Tene. St. Libet.

Statt dessen giebt der C. A. *Tene si lubet.*

Demnächst sind auch öfters kleinere Worte und Sylben ausgefallen, zumal wenn die Buchstaben mit den vorhergehenden oder folgenden eine Aehnlichkeit haben. Dafs nun prol. 47 vor *adolevit* ein *ea*, V. 55 hinter *filius* ein *is*, 4, 4, 26 hinter *quid* ein *id* und 4, 4, 21 ein *aeque* vor dem folgenden *atque* fehlt, will ich nicht besonders urgiren. Stärker ist es schon, wenn 1, 14 das Wort *mihi* ohne alle Veranlassung zum Schaden des Sinnes, wie des Verses ausgeblieben ist. Verderblicher aber ist eine ähnliche Corruptel an andrer Stelle geworden, da hierdurch ein Wort in unsern Text und in Folge dessen in unsre Lexica gedrungen ist, welches nie existirt hat. IV, 1, 14 nämlich geben die palatinischen Codd.:

cupiunt extrudere incoenem ex aedibus.

der C. A. *incenatum.* Auf ähnliche Weise ist auch das Wort *bellatula*, das sonst bei Plautus nicht vorkommt, in den Text gedrungen. Die Pall. geben nämlich IV, 4, 28 *bella bellatula*, der A. *belle belle mulier*, woraus man schliefsen kann, dafs der ursprüngliche Text lautete: *belle bella tu mulier.*

Auch der entgegengesetzte Fall, wo Sylben und Worte fälschlich zugesetzt sind, kommt vor. So ist prol. 48 nach *posset* ein *at* eingeschaltet, was der A. besser ausläfst; V. 63 lesen wir: *Sciens eius mater ei dat operam,* wo der A. richtig giebt: *Sciens ei mater dat operam.*

Auch die Umstellung von Worten kommt öfters vor, doch merkwürdiger Weise nirgend so, dafs der Vers dadurch gerade verdorben wird, wenn schon der Klang desselben hier und da verliert. So z. B. endet prol. 60 mit den Worten *sensit filium suum*, wofür der A. besser giebt *filium sensit suum,* V. 67 *Sunt hic, quos credo nunc inter se dicere*, der A. *inter se quos nunc credo*, 1, 54 *taedet sermonis tui*, der A. *tui sermonis*; 5, 4, 5 endet ein troch. Tetram. mit den Worten: *unde ornatu hoc ad-*

venis, der A. giebt *unde hoc ornatu advenis*. Besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht ein Fall, wo durch Auslassung und Umstellung von Sylben ein Vers verdorben ist. 1, 4 lautet nämlich in den Pall. *Quasi umbra quóquo ìbis tu te persequi*. Der C. A. giebt *quoquo tu ibis te semper sequi*. Aehnlich ist 1, 49, wo die Umstellung von *te amari* erst dann erfolgt ist, nachdem das vorhergehende Wort mifsverstanden war.

Demnächst ist besonders die Verwechslung von Wörtern zu bemerken, da sich dieselbe nicht nur auf Synonyma erstreckt, sondern häufig auch auf ganz verschiedenartige und augenscheinlich aus der falschen Interpretation von Compendien entstanden ist. Man findet daher nicht nur prol. 71 und in den Pall. *id* st. *hoc* und 3, 5, 30 *illuc* st. *istuc*, 5, 4, 16 *hercle* st. *ecastor*, sondern auch 1, 10 *hic* st. *haud*, 1, 49 *amabo* st. *vero*, 4, 4, 23 *nunc* st. *non*, und besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht ein Fall, weil uns dadurch ein von Plautus gebildetes Wort abhanden gekommen ist, welches wir durch den C. A. wiedergewinnen. 5, 4, 5 heifst es nämlich in unserm Text: *Quid agis tu marite, mi vir?* Der A. hat statt *tu marite* vielmehr *dismarite*, was wohl nicht vertheidigt zu werden braucht.

Alle genannten Fälle haben nun mit geringen Ausnahmen wenigstens noch das Gute, dafs in den späteren Handschriften doch noch irgend etwas steht, woran man eine Conjectur knüpfen kann, wenn schon die Erfahrung bis dahin gezeigt hat, dafs die Herausgeber der Casina selten das Richtige durch Vermuthung gefunden haben.

Viel wichtiger ist es, dafs sich im A. auch noch eine Anzahl von längeren Wörtern namentlich am Schlufs des Verses vorfindet, durch welche diese vervollständigt werden, und dafs sich endlich sogar noch eine nicht unbedeutende Anzahl von ganzen Versen in ihm erhalten hat, die das Stück vervollständigen.

Um von dem zunächst Liegenden zu beginnen, so verdoppelt der A. 3, 4, 10 das Wort *uxorem*, wodurch der Vers und der Sinn hergestellt werden. Dann aber werden folgende Versschlüsse von ihm ergänzt: 4, 1, 11 endigt in ihm mit den Worten *exornant duae*, wovon sich in den andern Hdschr. nur *ornant* erhalten hat, V. 12 mit *nostro vilico*, während die späteren nur *nostra* haben. 4, 4, 23 lautet in den späteren Codd.:

Quid est? — Pectus mihi agit nunc cubito.

im C. A.: *icit non cubito verum ariete.*

V. 25 hat in den späteren Codd. nur die Worte:

At mihi, qui belle hanc tracto, non.

Der C. A. vervollständigt dies durch *nonne licet tangere*.

4, 3, 7 haben die späteren von dem troch. Tetr. nur die Worte:

Nam quid illaec nunc tamdiu intus remoratur.

Der A. giebt *remorantur* und die 4 ersten Buchstaben von *remeligenes*, welches Wort sich noch bei Festus vollständig erhalten hat.

An andern Stellen finden sich wenigstens noch Trümmer von Worten, durch die man auf den Inhalt des Verlorengegangenen

schliefsen kann. Wie verschieden aber durch Auslassungen, Zusätze und Umstellung ein Vers werden kann, das zeigt uns 5, 4, 29. Hier geben die späteren Handschriften:

Lepidiorem uxorem nemo quisquam quam ego habeo. Hanc habe.

Hier hat nun der Recensent des C. V. ein *quisquam* in den Text gebracht, was dort nicht hingehört, wahrscheinlich zur Vervollständigung des Verses, nachdem ein *habet* nach *habeo* ausgefallen war, welches der C. A. aufweist. Aufserdem hat er auch noch die beiden Worte *nemo* und *uxorem* umgestellt. Der C. A. hat daher:

Lepidiorem nemo uxorem quam ego habeó habet. Hanc habe.

Was endlich die ausgelassenen Verse angeht, so wird man dies in dem Fall entschuldigen können, wenn der Sinn im Grofsen dadurch nicht beeinträchtigt wird. Auch ist es nicht unmöglich, dafs sich schon im A. interpolirte oder verstellte Verse befunden haben, die von den späteren Handschriften mit Recht ausgelassen sind. Ich will daher nicht darüber entscheiden, ob der Text durch die Hinzunahme eines Verses, von dem sich nach 3, 3, 7 noch die Trümmer vorfinden, gewinnen würde, um so weniger, als der Sinn, an und für sich betrachtet, vollständig und die Restitution desselben zweifelhaft ist. Dagegen wird zu Anfang der 4. Scene des 5. Acts nach V. 3 vom A. eine Lücke ausgefüllt, in der, wie bereits frühere Herausgeber bemerkt haben, 8 Verse gestanden haben. V. 3 enthält nämlich in den späteren Codd. nur noch die Trümmer eines troch. Tetrameters: *Periisti hercle. age, accede huc*, und V. 4 der Vulgata hat die räthselhaften Worte: *Hac ibo. caninam scaevam spero meliorem fore.* Dazwischen fehlen, wie gesagt, 8 Verse, die noch im C. A. gestanden haben. Aus diesem hat sie nun Mai mitzutheilen versucht, aber es ist ihm nur mit einem derselben gelungen, ihn vollständig zu lesen. Dies ist bei ihm V. 7, nach meiner Wahrnehmung V. 8. Er lautet: *Nunc ego inter sacrum saxumque sum nec quo fugiam scio*, und steht in derselben Gestalt auch noch in den Capt. 3. 4, 84. Von dem ersten der ausgefallnen Verse, V. 8 der Vulgata, hat er wenigstens die gröfsere Hälfte entziffert. Wir ersehn daraus, dafs die Worte *periisti hercle. age accede huc* und ein hinzutretendes *modo* nicht, wie in den späteren Codd., den Anfang, sondern den Schlufs eines troch. Tetrameters gebildet haben, und dafs ihnen das Wort *periculum* voranging. Ich kann aus eigner Wahrnehmung hinzufügen, dafs zu Anfang des Verses die Worte *Redi sis in* standen, so dafs der ganze Vers im C. A. lautete:

Redi sis in periculum. peristi. hercle. age accede huc modo.

Von den andern Versen habe ich im Zusammenhange Folgendes erkennen können: V. 7 (bei Mai V. 6), dem nur noch der letzte Creticus fehlt, lautete:

Jubeo te salvere amator. Ecce autem uxor – ◡ –

V. 9 (bei Mai V. 8), dem das erste Wort fehlt, hat hierauf die Worte:

— *lupus ac canis: lupina sum ego fusti am* – ◡ ◡ –,

so dafs also zum Schlufs noch eine jamb. Dipodie hinzuzusetzen ist, von der sich auch noch die beiden ersten Buchstaben *am* erhalten haben. V. 10 endlich, wovon Mai bereits die beiden Anfangs- und die 5 Worte zum Schlufs erkannt hat, enthält nach meiner Wahrnehmung noch ein *eccum* und ein darauf folgendes *u*, so dafs er mit einer mäfsigen Lücke nach diesen Buchstaben lautet:

Hercle opinor eccum u .... illuc nunc ut novae vetus.

denn im C. A. steht *novae*, nicht, wie Mai das Wort gelesen hat, *nova*. Ich zweifle nicht, dafs dies *u* der Anfangsbuchstabe von *verum* gewesen ist. Lassen wir nun V. 4—6, von denen sich nur unverständliche und vieldeutige Trümmer erhalten haben, vorläufig auf sich beruhn, so würden V. 7—10 etwa auf folgende Weise restituirt und emendirt werden können:

Cleost. Jubeo te salvere amator. Stal. Ecce autem uxor etiam adest.
Nunc inter sacrum saxumque sum nec quo fugiam scio.
Cleostr. En lupus ac canis: lupina sum ego. fusti amplectitor.
Stal. Hercle opinor eccum verum illuc nunc rei novae vetus.
Hac ibo: caninam scaevam spero meliorem fore.

Hierdurch gewinnen wir nun einen kleinen Beitrag für die Römische Augurallehre. Es war dem Römer bei dem Beginn eines Unternehmens ein wichtiges Omen, wenn ihm ein Wolf begegnete. Was sollte er aber thun, wenn ihm auch ein Hund entgegenkam? Da sagte ihm, wie es in diesen Versen heifst, ein altes Sprüchwort, dafs der Hund das bessere Wahrzeichen sei.

Fassen wir nun aus dem bisher Gesagten das Resultat zusammen, so ist es dies, dafs von den 300 Versen, von denen bisher die Rede war, etwa 40 durch den A. emendirt werden und dafs 9 neue Verse hinzukommen.

Soviel über die Scenen, die durchweg in jambischen Trimetern und trochäischen Tetrametern überliefert sind! Ich wende mich nun zu den sogenannten lyrischen Stellen, deren Feststellung in der Casina besonders schwierig ist, da das Metrum in ihnen häufig gewechselt hat. Merkwürdig ist aber hier von vorne herein, dafs die Corruptelen des Textes in ihnen viel geringer gewesen sind, was ich mir dadurch erkläre, dafs der Recensent des cod. Vetus keine Kenntnifs von dem Versbau gehabt zu haben scheint. Er hielt sie wahrscheinlich gröfstentheils für Prosa und änderte daher nur, wo ihm der Sinn nicht klar gewesen ist. Die nächste Scene dieser Art ist die erste des 2. Acts, die aus baccheischen und cretischen Versen besteht, wo der merkwürdige Fall eintritt, dafs man aus einem cretischen Tetrameter, der im C. A. steht, in den späteren Handschriften durch Einschiebung nahe liegender Worte einen troch. Tetrameter gemacht hat. Der C. A. hat nämlich:

Sed forís concrepuit atque ipsa éccam egreditúr.

die späteren Handschriften dagegen haben:

Sed forís concrepuit átque ea ipsa eccam égreditur forás.

Da es nun freilich ebenso möglich ist, dafs im C. A. die betref-

fenden Worte ausgelassen worden sind, als dafs sie im C. V. zugesetzt wurden, so möchte es schwer zu entscheiden sein, welcher Lesart man hier den Vorzug zu geben hat. Dagegen ist der letzte Vers der Scene, der hierauf folgt, in den späteren Hdschr. gänzlich verdorben. Aus dem trim. bacch.:

Non pér tempus íter hoc mi incépi

haben sie durch Einsetzung eines ungehörigen *pol* nach *Non* und durch Auslassung des *hoc* nach *iter* etwas ganz Unrhythmisches zu Tage gefördert.

Auch in den ersten 18 Versen der 2. Scene des 2. Acts finden nur geringe Veränderungen des Textes statt. Im vorletzten Verse ist einmal der Personenwechsel in den Pall. unterlassen, den der C. A. wiederherstellt.

Die 5. Scene des 3. Acts besteht ebenfalls zum gröfsten Theil aus cretischen und trochäischen Tetrametern, und hier stofsen wir allerdings auf einige Aenderungen, die uns zeigen, dafs der Recensent des C. V. die Sprache des Plautus ebenso wenig genauer gekannt hat, wie die Quantität der Sylben. V. 15 schreibt er nämlich (zu Ende eines jamb. Tetrameters) *timeo hoc negotium, quid est*, wo der C. A. natürlich giebt *timeo hoc negoti, quid siet*, und im nächsten Verse *nisi haec meracle se uspiam percussit flore Lībyco*, wo der C. A. die Vermuthung von Pius und Lipsius bestätigt und *Liberi* giebt. Die Unkenntnifs des baccheischen Metrums dagegen scheint daraus hervorzugehn, dafs der C. V. in V. 24 schreibt: *Sed hóc quicquid ést loquere: ín pauca réfer*, wo der C. A. natürlich *confer* giebt. Merkwürdig ist aber besonders, dafs auch der C. A. ebenso wenig, wie die andern Codd. eine Lesart in dieser Scene bestätigt, die Gellius als eine alterthümliche besonders anführt. Gellius belegt nämlich I, 7 den Fall mit Beispielen, wo die Römer in der älteren Sprache das Participium Futuri nach seiner Auffassung wie einen Infinitiv behandelt und mit dem Wort, auf welches es sich bezieht, nicht in Uebereinstimmung gesetzt haben sollen. So hat Cicero in der 5ten Verrina gesagt: *hanc sibi rem praesidio sperant futurum*, nicht *futuram*, C. Gracchus: *credo ego inimicos meos hoc dicturum*, nicht *dicturos*, und, um die andern Beispiele hier zu übergehn, Plautus in der Casina: *Etiamne habet Casina gladium? — Habet, sed duos — Altero te occisurum ait, altero vilicum.* Der C. A. aber giebt mit allen andern Handschriften *occisuram*, nicht *occisurum*.

Die 6. Scene des 3. Acts besteht aus anapästischen Tetrametern, ein Metrum, welches Plautus mit so grofser Freiheit behandelt hat, dafs bereits Sisenna in seinem Commentar über die Aulularia, von dem Rufinus Bruchstücke anführt, bei einer Scene in Anapästen an den Rand schrieb: *confusa sunt, ut non intelligas* (s. Jahns Annalen Supplementband 19 S. 292 und meine Schrift über die Aussprache des Lateinischen im älteren Drama S. 107). Die gute Folge davon ist die gewesen, dafs der Recensent des C. V. wenig im Text verändert hat. Bemerkenswerth für sein Talent zur Emendation ist V. 8. Hier steht im C. A.:

Quae es haec res? etiamne astas? — Zwischen *es* und *haec* ist eine Lücke, in der offenbar ein *t* gestanden hat, so dafs die Stelle einfach lautete *Quae est haec res?* Der Recensent des C. V. hat diese Lücke für das Zeichen eines Personenwechsels genommen, aus dem ihm räthselhaften *es* ein *res* gemacht und schreibt nun *St. Quae res? Ol. Haec res?*, worin kaum mehr ein Sinn zu finden ist. Einige stärkere Abweichungen des Textes kommen erst zu Ende der Scene vor. In V. 17 ist das erste Wort ausgefallen und zum Schlufs *deproperate* geschrieben statt *properate*. Der C. A. ergänzt das erstere und giebt nun den Vers, einen tetr. iamb. cat., zu Anfang vollständig und zu Ende richtig, so dafs er lautet:

Huc si ergo abeant. Propere cito introite et cito properate.

Auch den Anfang von V. 20 der Vulgata vervollständigt der C. A., indem er hier die Worte *Stasne. i tu iam sis* giebt, von denen sich nur einzelne Buchstaben im C. V. erhalten haben. Eine besonders unglückliche Textesveränderung ist aber noch aus dem folgenden Verse anzuführen. Der C. A. hat nämlich hier *(gladium) Casinam intus habere ait, qui me atque te interimat.* Wahrscheinlich ist das letzte Wort in der Urschrift verloschen oder undeutlich gewesen: der C. V. hat daher st. *interimat* geschrieben *invitet*.

Die 4. Scene des 4. Acts enthält zunächst jambische catal. Tetrameter, was von den bisherigen Herausgebern noch nicht bemerkt ist. Hier ist zu Anfang von V. 4 ein Wort ausgefallen, von dem aber auch der C. A. nur Trümmer hat. Dagegen wird V. 8, ein baccheischer Tetrameter, dadurch vervollständigt, dafs der A. zu Anfang die Worte *facies tu* giebt, die im V. fehlen. V. 17 ist in den späteren Codd. eine sehr willkührliche Veränderung gemacht worden, indem geschrieben ist: *Venus multipotens, bonam vitam mihi dedisti,* wo im C. A. steht *multa bona m. d.*, und im folgenden Verse gewinnen wir durch diesen das sonst nicht vorkommende, aber echt plautinische Wort *malaculum* von *μαλακός (corpus)*, wofür der C. V. *melliculum* giebt. V. 20 dagegen wird durch Hinzunahme neuer Worte ganz umgestaltet. Man erkennt nämlich jetzt erst, dafs dies ein jambischer catal. Tetrameter war, wovon man durch den C. V. keine Ahnung erhält. Da inzwischen auch die Lesart des C. A. hier noch der Emendation bedarf, so will ich darauf nicht näher eingehn.

Von der 1. Scene des 5. Acts hat sich im C. A. leider so gut wie nichts erhalten. Auch von der 2. Scene, wo zunächst anapästischer Rhythmus eintritt, haben wir dort leider nur noch die ersten 9 Verse, welche uns zeigen, dafs grofsentheils durch den Ausfall nothwendiger Worte die stärksten Corruptelen herbeigeführt sind. So wird erst V. 5 dadurch zu einem Tetrameter, dafs das Wort *pretium* vom A. hinter *auribus* eingefügt wird. Der Vers lautet jetzt:

Operam date, dúm mea facta itero: ést operae pretium áuribus perciperé.

Auch in V. 7 sind zwei Worte ausgefallen, wovon sich im C. A.

nur zu Anfang die Buchstaben *INCO* erhalten haben; ich vermuthe, dafs die ganze Stelle lautete: *Ubi intus hanc novam nuptam deduxi recta via in concubinaculum, clavem abduxi*, was durch eine naheliegende Emendation zwei baccheische Tetrameter giebt, wenn wir schreiben:

Ubi íntro hac novám nuptam déduxi recta
Via ín concubínaculúm, clavem abdúxi.

Im Folgenden ist der Text in den späteren Handschriften so lückenhaft, dafs man kaum durchfinden kann, was besonders dadurch erschwert wird, dafs der Recensent des C. V. willkührliche Ergänzungen der schlechtesten Art vorgenommen hat. So lauten die nächsten Worte bei ihm: *Sed tamen tenebrae ibi erant tanquam nox.* Das letzte Wort ist aber von seiner Erfindung: im C. A. steht: *tanquam in puteo.* Auch die folgenden Worte: *colloco, fulcio, mollio* werden im C. A. durch ein viertes vervollständigt, von dem sich noch die 5 mittleren Buchstaben *NATOR* erhalten haben. Da nun das Ganze offenbar ein tetram. cret. gewesen ist, so wird man vielleicht am besten schreiben können:

Conloco fulcio mollio: orna torum.

Bei einer so grofsen Verderbnifs des Textes erscheint es unbedeutend, wenn zu Anfang der Scene in V. 3 und 4 der C. A. durchaus richtig giebt:

Ita nunc pudeo átque ita nunc paveo átque inridiculó sumus ambo.
Sed ego insipiéns nova nunc fació: pudet, quem prius nón puditumst umquám,

während die späteren Codd. im ersten Verse haben *atque ita inridiculum sumus* und im zweiten *quod* statt *quem.*

Doch dies Alles sind Einzelheiten. Im Grofsen gewährt uns der C. A. in den lyrischen Parthien den völlig unschätzbaren Vortheil einer richtigeren Abtheilung der Verse, so dafs wir aus ihrem Umfang über ihren Inhalt urtheilen können, und hier ist uns selbst seine lückenhafte Gestalt weniger schädlich als im gewöhnlichen Dialog, denn wenn sich auch nur die Anfangs- und Schlufsworte der einzelnen Verse erhalten haben, was häufig der Fall ist, so genügt dies doch meistentheils, um die Versart, die wir vor uns haben, zu erkennen.

So ist, um dies im Einzelnen darzuthun, die 1. Scene des 2. Acts, die zum gröfsten Theil cretischen und bacchischen Rhythmus enthält, durchaus richtig abgetheilt, mit Ausnahme von 2 Versen, wo in V. 8 drei kleinere Cola in einen gröfseren Vers zusammengezogen sind, und in V. 13 u. 14, die unnöthigerweise von einander getrennt sind. Dasselbe gilt auch von der 1. Scene des 2. Acts, wo V. 1 und 2, 12 und 13, wie 16—17 zu einem unverhältnifsmäfsig grofsen Ganzen zusammengenommen sind.

Vortrefflich ist auch der Anfang der 5. Scene des 3. Acts, wo die cretischen Tetrameter, von denen man in den späteren Codd. keine Ahnung mehr gehabt hat, in der gröfsten Correctheit vorhanden sind. Diese Stelle gehört überhaupt mit zu den besten, weil man noch jedes Wort lesen kann. Aber auch im

Verfolg der Scene, wo man nur noch die Anfangs- und Schlufsworte hat, treten die baccheischen Tetrameter überall deutlich hervor. Nur in V. 48—50. wo einige Worte in der Urschrift ausgefallen zu sein scheinen, zerbröckeln sich die Worte in mehrere kleine Verschen, die man nicht verstehn kann. Der Schlufs der Scene ist freilich vollständig verloschen.

Von gröfster Bedeutung ist in dieser Hinsicht auch die folgende Scene, denn die anapästischen Tetrameter treten aus dieser Abtheilung mit der gröfsten Evidenz hervor. Nur an jener Stelle, wo der Uebergang von den Anapästen zu den Bacchien gemacht wird, hat offenbar grofse Unsicherheit geherrscht. Daher treten auch hier wieder jene unrhythmischen kleinen Kola ein, die aber, wie ich glaube, erst emendirt werden müssen, ehe sie ein Ganzes bilden können. Auch die folgenden Bacchien lassen Manches zu wünschen übrig. Dagegen gewinnen wir in V. 28—31 vier jambische catal. Tetrameter von unzweifelhaftem Werth. Nur der Schlufs der Scene zerfällt wieder in 13 kleine Kola, die mir in der vorliegenden Gestalt völlig unverständlich sind.

Die 4. Scene des 3. Acts, wo die Verstheilung im C. V. in der gröfster Verwirrung ist, wird im C. A. vollständig hergestellt, so dafs man die troch. Tetrameter deutlich erkennt.

Auch für die 4. Scene des 4. Acts, wo der Text im Ganzen gut erhalten ist, bietet der C. A. die wichtigste Unterstützung, um so wichtiger, als der Rhythmus hier öfters wechselt, als es sonst bei Plautus der Fall ist. Auf 2 jamb. catal. Tetrameter folgen nämlich 2 anapästische, V. 5 und 6 sind wieder *jambisch*, V. 7 anapästisch. V. 8 und 9 sind baccheische Tetrameter, V. 10 ein jambischer Tetrameter, und hierauf folgen, durch eine jambische Clausel eingeführt, 7 baccheische Verse. Dies Alles ist im Ganzen richtig abgetheilt. Dagegen sind die nächsten 3 Verse, jambische Tetrameter, da der Text unsicher und zum Theil fehlerhaft geworden ist, in der vorliegenden Abtheilung nicht mehr zu erkennen. Den Schlufs der Scene endlich bilden 8 jambische Senare, deren Emendation durch den C. A. überhaupt erst möglich geworden ist.

In den 9 ersten Versen der 2. Scene des 5. Acts hat sich die richtige Abtheilung der anapästischen Verse auch noch im C. V. erhalten, was wir wahrscheinlich dem Umstande zu danken haben, dafs jeder von ihnen durch eine Interpunction geschlossen wird. Nur an der Stelle, wo der baccheische Rhythmus eintritt, herrscht wieder Verwirrung; aber auch im C. A. ist die Versabtheilung an dieser Stelle nicht ganz correct.

Für das Ende der 3. Scene des 5. Acts endlich gewinnen wir durch den C. A. die Erkenntnifs, dafs trochäische Tetrameter von einer Clausel, einem dim. troch. catal., unterbrochen werden.

Das Resultat also ist dies, dafs wir, mit Ausnahme einiger Stellen, an denen der Recensent des C. A., wie es scheint, zweifelhaft geworden ist und deren Abtheilung uns heute nicht mehr verständlich ist, nicht nur beinah durchweg die richtige Norm für anapästische, cretische und baccheische Verse gewinnen, son-

dern dafs wir auch zu der Erkenntnifs kommen, dafs durch die Lückenhaftigkeit des Textes und falsche Abtheilung der Verse im C. V. selbst eine grofse Anzahl von jambischen und trochäischen Versen vollständig unkenntlich geworden sind.

Wenden wir nun schliefslich den Blick von den 498 Versen der Casina, die sich im C. A. erhalten haben, auf die 433, die nur in den späteren Handschriften stehn, so mufs einem Herausgeber des Plautus allerdings der Muth zur Emendation sinken, denn wenn auch Niemand von ihm verlangen kann, dafs er die grofse Menge von augenscheinlich unvollständigen Versen, die namentlich in der zweiten und dritten Scene des 5. Acts vorhanden sind, und die Lücke von 9 Versen in der vierten Scene wiederherstellt, so würde man doch eine Emendation des sonstigen Textes mit Recht erwarten. Wie schwierig aber dieselbe in der That ist, zeigt uns schon der Umstand, dafs, wie gesagt, nur in den seltensten Fällen die Verbesserungen des C. A. durch Conjectur von den Herausgebern gefunden worden sind. Allerdings bedarf es zu diesem Unternehmen zweier Erfordernisse, die man selten vereinigt finden wird: einer genauen Kenntnifs des Versbaues und einer ebenso genauen Kenntnifs der Sprache, eine Bemerkung, die vielleicht trivial erscheint, da dies Dinge sind, die man zur Emendation eines jeden andern Dichters auch nöthig hat. Für den vorliegenden Fall aber haben sie eine besondre Bedeutung. Bei allen andern Römischen Dichtern nämlich kann über das Metrum, in dem sie geschrieben haben, kein Zweifel sein: im alten römischen Drama aber besteht ein solcher in grofser Ausdehnung. Wenn man sich hier ohne Weiteres auf die Autorität des Priscian verläfst und das Schema, welches er für Tragödie und Comödie ohne alle Wahrscheinlichkeit gemeinsam aufgestellt hat, adoptirt, so sieht man sich genöthigt, anzunehmen, dafs die älteren Dramatiker entweder eine unbestimmt grofse Anzahl von Sylben prosodisch mit der gröfsten Willkühr behandelt hätten, was Bentley und seine Anhänger glauben, oder man mufs, bei einer genaueren Beachtung der prosodischen Gesetze, glauben, dafs sie in Versmaafsen geschrieben haben, die den alten Schriftstellern über Metrik unbekannt waren: dies ist die Meinung von Bothe, der in Folge dessen seine Asynarteten construirt hat. Beides ist gleich unwahrscheinlich, und es bleibt daher nach meiner Ueberzeugung nichts übrig, als dafs wir das Schema für die Versbildung nicht aus den Worten des Priscian, sondern aus den Versen der Dichter selbst zu gewinnen suchen, und hier ist es für uns ganz unschätzbar, dafs wir wenigstens im cod. Bembinus des Terenz einen vortrefflich erhaltnen authentischen Text vor uns haben, der, namentlich in metrischer Hinsicht, auch für Plautus maafsgebend sein kann. Welche Resultate aus einer solchen Untersuchung hervorgehn, dies zu erörtern, würde mich zu weit führen; es genügt wohl, zu bemerken, dafs hier noch eine wichtige Vorfrage für die Kritik der plautinischen Verse zu discutiren ist. Was den zweiten Punct, die Sprache, angeht, so findet man im C. A, und das scheint mir aufserordentlich wichtig

zu sein, nichts, was nicht mit der klassischen Latinität im Einklang stände. Wort- und Satzbildung beruhen durchweg auf durchsichtigen Gesetzen und folgen einer allgemein bekannten Analogie. In den palatinischen Handschriften aber, und namentlich im C. V., findet man öfters Wortbildungen und Constructionen, die man bis dahin für archaistisch gehalten hatte, die sich aber, beim Lichte des Ambrosianus besehn, als mittelalterliche Barbarismen ausweisen, und dasselbe ist auch offenbar in orthographischen Dingen der Fall gewesen, auf die man in neuester Zeit ein so grofses Gewicht gelegt hat. Es wäre daher sehr wünschenswerth, wenn wir den plautinischen Sprachgebrauch, grammatisch und lexicalisch, zunächst aus dem C. A. allein darzulegen suchten, ehe wir uns der Autorität der späteren Handschriften anvertrauten.

Ein solches Unternehmen wird nun freilich am besten gelingen, wenn recht viel Gelehrte sich daran betheiligen, und daher gestatten Sie mir, m. H., Sie zu möglichst grofser Theilnahme daran aufzufordern.

Berlin. **Geppert.**

II.

Ueber die römischen Personen- und Geschlechts-Eigennamen.

(Schlufs.)

B. Ueber die verschiedenen Veranlassungen zu Namengebungen bei den Römern nach den Aeufserungen bei den Alten selbst.

Hierbei ist nun freilich der vorsichtigste Skepticismus und eine strenge Kritik nöthig; denn die Alten sind bekanntlich weder gute Etymologen noch kritische Historiker; nur zu flüchtig und zu leichthin geben sie Phantasien und Erdichtungen an der Stelle von geschichtlichen Wahrheiten, oder Euhemeristische Deuteleien (z. B. wie der **Erste** einer Beschäftigung, der Erfinder einer Sache eben von dieser Beschäftigung oder Sache seinen Namen davon getragen habe) statt wirklicher Facta. Wir werden bei den einzelnen Namen das Erforderliche in der Art bemerken. Sehr wahr sagt Dilthey a. a. O. S. 6 in der Beziehung: „Während der ursprüngliche Sinn in manchen Namen noch mit voller Deutlichkeit erkannt wird, ist derselbe bei andern, wie Corvinus, Scipio, Torquatus, schon im Verschwinden begriffen, und schon regt sich der Geist der Erfindung und der Dichtung, der die abstehende Lücke wieder ausfüllen möchte und zu diesem Zwecke anmuthige Geschichten ersinnt, welche die ursprüngliche

Beziehung auf einen Raben, einen Stab, eine Kette herzustellen suchen.“ Und an solchen aus den Eigennamen von Personen hervorgegangenen unhistorischen Erzählungen ist die Geschichte Roms vor allen sehr reich.

Aemilius. Plutarch. Aemil. Paulus 2. *Τὸν Αἰμυλίων οἶκον ἐν Ῥώμῃ τῶν εὐπατριδῶν γεγονέναι καὶ παλαιῶν οἱ πλεῖστοι συγγραφεῖς ὁμολογοῦσιν. Ὅτι δὲ πρῶτος αὐτῶν καὶ τῷ γένει τὴν ἐπωνυμίαν ἀπολιπὼν Μάμερκος ἦν Πυθαγόρου παῖς τοῦ σοφοῦ δι' αἱμυλίαν λόγου καὶ χάριν Αἰμύλιος προσαγορευθεὶς, εἰρήκασιν ἔνιοι κτλ.* Hier fällt das viel zu weit hergeholte und folglich Erzwungene der Erklärung des Namens in die Augen. Und die Herbeiziehung des Philosophen Pythagoras ist völlig unhistorisch. Aber die Erklärung dieser Verbindung beider Männer gibt Müller zu Fest. p. 23. Bei Paulus ex Festo a. a. O. heifst es übereinstimmend mit Plutarch: *Aemiliam gentem appellatam dicunt a Mamerco, Pythagorae philosophi filio, cui propter unicam humanitatem cognomen fuerit Aemylos. Alii quod ab Ascanio descendat, qui duos habuerit filios, Julium et Aemylon.*

Aenobarbus. Sueton. Nero I. Wer sieht nicht der Erzählung auf den ersten Blick das Mythische, das Erdichtete an? Sie ist offenbar erfunden, um die jener Familie von Hause aus eigene Bart- und Haupthaarfarbe zu erklären. Sogar Götter werden herbeigezogen.

Africanus. Liv. XXX, 45. Charis. instit. grammat. II, 2, 1. *Agnomina cognominibus ex aliqua ratione aut virtute adduntur, velut Africanus, Creticus, Asiaticus, Numantinus et his similia.*

Agrippa. Gell. N. A. XVI, 16, 1. *Quorum in nascendo non caput sed pedes primi extiterunt — qui partus difficillimus aegerrimusque habetur — Agrippae appellati vocabulo ab aegritudine et pedibus confecto.* Vgl. Plin. n. h. VII, 8. 6. (45). *In pedes procedere nascentem contra naturam est, quo argumento eos appellavere Agrippas, ut aegri partus, qualiter et M. Agrippam ferunt genitum.* Ein vortrefflicher Beitrag zur Charakterisirung der jämmerlichen Kunst der Alten, zu etymologisiren, und zum Beweise, wie sie sofort etwas zu erdichten wissen, um Jemandes Namen herzuleiten. Vgl. vorher. Doch ist die Bedeutung von *agrippa* als Einer, der mit den Füfsen zuerst ans Licht gekommen ist bei der Geburt, wohl sicher. S. Plin. a. a. O. Ambustus s. Cic. pro Milone 5, 12.

Ancus. Fest. p. 19 ed. Müller: *Ancus appellatur qui aduncum brachium habet et exporrigi non potest.* Als ob *ancus* und *aduncus* eins wäre. Vgl. dagegen Enke.

Annalis (Beiname der gens Villia). Liv. XL, 44.

Aquilius *praenomen ab aquilo colore, id est nigro, est dictum.* Fest. p. 26 ed. Müller.

Attae *appellantur, qui propter vitium crurum aut pedum plantis insistunt et attingunt magis terram quam ambulant, quod cognomen Quintio poetae adhaesit.* Fest. p. 12 ed. Müller. Dann

wäre das Wort wohl verwandt mit dem griechischen Verbo *ἄπτω* ich springe, hüpfe. Vgl. Freund's Wörterb. u. d. A. Doch sagt auch Festus wieder a. d. a. St. *Attam pro reverentia seni cuilibet dicimus, quasi eum avi nomine appellemus.*

Augustus. Sueton. Octav. 7. Aureliam *familiam ex Sabinis oriundam a Sole dictam putant, quod ei publice a populo Romano datus sit locus, in quo sacra faceret Soli, qui ex hoc Auseli vocabantur, ut Valesii, Papisii pro eo quod est Valerii, Papirii.* Fest. p. 23. Die Aurelier huldigten allerdings dem Sonnendienst und hatten daher auch wohl den Namen, der freilich auf Etrurien hinweist. Vgl. Prellers röm. Mythol. S. 287.

Biberius. Sueton. Tiber. 42. Brutus. Liv. I, 56. Gerechte Zweifel an die Richtigkeit dieser Angabe stellt Schwegler auf: Röm. Geschichte I. Bd. S. 805. Vgl. aber auch Müller zu Fest. p. 31.

Bubulcus. Plin. n. h. XVIII, 3, 3, 10. *Juniorum familiae Bubulcum nominarunt qui bobus optime uteretur.* (? Besser dürfte die Erklärung sein, dafs der Stammvater dieser Familie viele und grofse Rindviehheerden hatte und unterhielt).

Burbuleius s. Plancus. Buteo. Plin. n. h. X, 21. *Familiam — ex eo [buteone] cognominatam, cum prospero auspicio in ducis navi sedisset.* Sicherlich eine Fabel!

Caecus s. Sulla. Caesar. Nonius 556, 32. *Caesares dicti, qui caesa matre nascuntur.* Vgl. Plin. n. h. VII, 9, 7. *Primus Caesarum a caeso matris utero dictus, qua de causa et Caesones appellati.* Anders dagegen wieder Fest. p. 57. *Caesar — — a caesarie dictus, qui scilicet cum caesarie natus est.* Weder die eine noch die andere Etymologie ist richtig: beide sind viel zu weit hergeholt. *Caesar* dürfte wie *calcar* von *calcare* vom später ungebräuchlichen Frequentativum *caesare* von *caedere* herkommen. Wie verschieden man übrigens den Namen Caesar schon im Alterthume abgeleitet habe, lehrt Spartian. vita Aelii Veri. 2. *Quoniam de Caesarum nomine in huius praecipue vita est aliquid disputandum, qui hoc solum nomen adeptus est: Caesarem.* Bei Isidor. Origg. IX, 3, 12 finden sich noch mehrere falsche Ableitungen des Namens.

Caesones *appellantur ex utero matris exsecti.* Fest. p. 57. (?)

Caesulla. Fest. p. 135. *a caesis [oculis] Caesullae.*

Caldius s. Biberius. Caligula. Sueton. Calig. 9.

Camillus. Fest. p. 93. *Antiqui ministros camillos dicebant. Alii dicunt omnes pueros ab antiquis camillos appellatos.*

Caprarius s. Suillus. Caprilius s. Porcius.

Caprineus. Sueton. Tiber. 43. *Palamque iam et vulgo nomine insulae [Capreae] abutentes [Tiberium] Caprineum dictitabant.*

Caracalla. Spartian. Sever. 21. Caryota. Aurel. Victor de vir. illustr. 83, 3. *C. Cursius Longinus — —, quod coemtis Syriacis mercibus foedissime negotiaretur, Caryota cognominatus est.* Catus s. Corculum.

Caudex od. Codex. Senec. de brevit. vitae. 13. *Romanis primus persuasit navem conscendere Claudius, — — caudex ob*

hoc ipsum appellatus, quia plurium tabularum contextus caudex apud antiquos vocabatur. Vgl. Sueton. Tiber. 2. *Claudius Caudex primus, freto classe traiecto, Poenos Sicilia expulit.* Und dazu die Erklärer.

Cedo alteram. Diesen Beinamen erhielt spottweise der Centurio Lucillius, *quia fracta vite in tergo militis alteram clara voce ac rursus aliam poscebat.* Tacit. Annal. I, 23.

Celer. Plutarch. Romul. 10. *Κόϊντον Μέτελλον, ὅτι τοῦ πατρὸς ἀποθανόντος ἀγῶνα μονομάχων ἡμέραις ὀλίγαις ἐποίησε θαυμάσαντες τὸ τάχος τῆς παρασκευῆς Κέλερα προσηγόρευσαν.* Id. Coriolan. 11. *Ῥωμαῖοι — ἕτερον [Μέτελλον καλέσαντες] Κέλερα σπεύσαντα μεθ' ἡμέρας ὀλίγας τῆς τοῦ πατρὸς τελευτῆς ἐπιταφίους μονομάχων ἀγῶνας παρασχεῖν, τὸ τάχος καὶ τὴν ὀξύτητα τῆς παρασκευῆς θαυμάσαντες.*

Chaucius. Sueton. Claud. 24. *[Claudius imperator] Gabinio Secundo, Chaucis gente Germanica superatis, cognomen Chaucius usurpare concessit.*

Chilo *dicitur cognomento a magnitudine labrorum.* Fest. p. 34.

Cicero. Falsch Plin. n. h. XVIII, 3, 3. *Cognomina etiam prima inde [sc. ab agricultura] — — iam Fabiorum, Lentulorum, Ciceronum, ut. quisque aliquod optime genus sereret.* Dagegen richtig Priscian. II. p. 49 ed. Krehl. *Cicero qui primus ab habitu faciei nominatus est.* Denn die Substantiva auf *o, onis* bezeichnen etwas Ungewöhnliches, namentlich etwas ungewöhnlich Grofses am menschlichen Körper. Vgl. *capito, mento, naso.* Cicero kann also nur einen solchen Menschen bezeichnen, der gekennzeichnet ist durch eine grofse Erbse im Gesicht. Vgl. Plutarch. Cic. 1.

Cicurini *cognominati Veturii [a cicure].* Varro de L. L. VII, 5, 98. Cilo, *cui frons est eminentior ac dextra sinistraque velut secisa videtur.* Fest. p. 34.

Cincinnatus s. Torquatus. Claudius s. Sulla.

Cocles. Plin. n. h. XI, 37, 55, 150. *Ab iisdem [oculis] qui altero lumine orbi nascerentur, Coclites vocabantur.* Allerdings ist *cocles* das ursprünglich griechische, nur volksthümlich romanisirte griechische *κύκλωψ*; indessen brauchte der Einäugige, welcher diesen Beinamen erhielt, es nicht gerade von Geburt gewesen zu sein.

Colosseros. Sueton. Calig. 35. *Erat Esius Proculus patre primipilari ob egregiam corporis amplitudinem et speciem Colosseros dictus* (von *ἔρως* und *κολοσσός*, Gröfse mit Schönheit verbunden).

Corculum od. Corculus. Plin. n. h. VII, 31, 118. *Reliquis animi bonis praestitere ceteros mortalis sapientia, ob id Cati, Corculi apud Romanos cognominati.* Aurel. Victor de vir. illustr. 44. *Publius Scipio Nasica — — eloquentia primus, iuris scientia consultissimus, ingenio sapientissimus, unde vulgo Corculum dictus.*

Coriolanus. Liv. II, 33. *C. Marcius, adolescens et consilio et manu promptus, cui cognomen postea Coriolano fuit,* und nun

wird das Factum erzählt, nach welchem er diesen Beinamen erhalten habe. Dagegen hat Schwegler II. B. S. 365 f. erhebliche Bedenken erhoben. Nach der Stadt Corioli mufs allerdings Marcius den Beinamen gehabt haben, aber wahrscheinlich weil er daher stammte.

Corvus od. Corvinus. Liv. VII, 26. *M. Valerium Corvum — id enim illi deinde* [nämlich in Folge seines Zweikampfes mit einem Gallier und der Besiegung desselben im J. 342 v. Chr.] *cognominis fuit.* Vgl. 32. *Si mihi novum hoc Corvi cognomen diis auctoribus homines dedistis.* Nur zu wahrscheinlich — weil die Sache an sich höchst unglaubwürdig erscheint — eine erdichtete Erzählung, erdichtet wie so viele andere der Art, um den später verloren gegangenen Ursprung des betreffenden Namens nachmals etwanig aufzuklären, aber nicht ohne die feste Ueberzeugung, dafs das Erzählte das wirkliche Factum gewesen. Noch rhetorischer, ausgemalt bis auf die kleinsten Einzelheiten, ist sie bei Gell. N. A. IX, 11. *De Maximo Valerio qui Corvinus appellatus est ob auxilium propugnationemque corvi alitis. — — Valerius tribunus — corvus repente improvisus advolabat et supra galeam tribuni insistit atque inde in adversarii os atque oculos pugnare incipit, insilibat, obturbabat et unguibus manum laniabat et prospectum alis arcebat atque, ubi satis saevierat, revolabat in galeam tribuni — ducem hostium* (*Gallorum*) *ferocissimum vicit interfecitque atque ob hanc causam cognomen habuit Corvinus.* Vgl. Flor. I, 8.

Cossus. Fest. p. 41 ed. Müller. *Cossi ab antiquis dicebantur natura rugosi corporis homines a similitudine vermium ligno editorum, qui cossi appellantur.*

Crepuscus. Varro de L. L. VI, 2, 52. *Dicitur crepusculum a crepero. Id vocabulum sumpserunt a Sabinis, unde veniunt Crepusci nominati Amiterno, qui eo tempore erant nati, ut Lucii prima luce.*

Cunctator. Anfangs nicht unwahrscheinlich ein bitterer Vorwurf des Q. Fabius Maximus (s. Liv. XXII, 12 fin.), und nachmals erst ein Ehrenbeiname (Liv. XXX, 26).

Cursor. Liv. IX, 16. [*Papirius Cursor*].

Dentatus. Plin. n. h. VII, 16, 15. *Quosdam et cum dentibus nasci, sicut M.' Curium, qui ob id Dentatus cognominatus est.*

Diadematus. Plutarch. Coriol. 11. *Ῥωμαῖοι — — Διαδήματόν τινα τῶν Μετέλλων καλέσαντες, ὅτι πολὺν χρόνον ἕλκος ἔχων περιενόστει περιδεδεμένος τὸ μέτωπον.*

Drusus. Sueton. Tiber. 3. *Drusus, hostium duce Drauso cominus trucidato, sibi posterisque suis cognomen invenit.*

Eburnus. Fest. v. s. *pullus* p. 245. *Q. Fabius, cui Eburno cognomen erat propter candorem, quod eius natis fulmine icta esset.* Schwerlich die richtige Erklärung! Die Weifse der Hautfarbe überhaupt am ganzen Körper hat wahrscheinlich die Veranlassung gegeben. Equitius s. Porcius.

Fabius s. Cicero. Dafs Fabius von *faba* herkommt und den „Bohnenmann" bedeutet, ist gewifs; allein ob die von Plinius

dort gegebene Erklärung (*ut qui fabas optime sereret*) die richtige sei, dürfte zweifelhaft sein. Der Name kann auch den bedeuten, der sich vorzüglich der Bohnenzucht befleifsigte. Lächerlich ist die Erklärung bei Plutarch. Fab. Maxim. 1.

Faustus s. Felix. Felix s. Africanus und Plutarch. Sulla 34. [Σύλλας] ἐκέλευσεν κ. τ. λ.

Flaccus. Plin. n. h. XI, 37, 50. *Aures homini tantum inmobiles; ab iis Flaccorum cognomina.*

Fronditius. Plin. n. h. XVII. 1, 1, 7. *Fuere ab iis [arboribus] et cognomina antiquis: Fronditio militi illi qui praeclara facinora, Volturnum transnatans fronde capiti imposita, adversus Hannibalem edidit.*

Germanicus. Sueton. Claud. 1. *Senatus inter alia complura — — decrevit et Germanici cognomen ipsi (Druso) posterisque eius.*

Gladius (ξίφος). Plutarch. Fab. Maxim. 19. Φάβιον μὲν ὁ Ποσειδώνιός φησι θυρεὸν, τὸν δὲ Μάρκελλον ξίφος ὑπὸ τῶν Ῥωμαίων καλεῖσθαι. Vgl. Marcell. 9.

Gracchus *a gracilitate corporis, ut quidam volunt.* Charis. instit. gramm. I, 18, 53. vgl. Macrinus.

Hibrida. *Q. Varius propter obscurum ius civitatis Hibrida cognominatus.* Valer. Max. VIII, 6, 4.

Isauricus s. Muraena.

Labeo. Plin. n. h. XI, 37, 60. *Labra, a quibus Brocchi Labeones dicti.* Lactucinus. Plin. n. h. XIX, 4, 19, 59.

Latrones *eos antiqui dicebant, qui conducti militabant.* Fest. pag. 118.

Lentulus s. Cicero; allein die dort aufgestellte Herleitung ist sehr wahrscheinlich falsch, und Lentulus, der Name, kommt nicht von *lens* die Linse her, so dafs Lentulus der Linsenmann wäre, sondern Lentulus heifst der Langsame. Man vergl. den gegensätzlichen Namen Celer. Für jene Annahme spricht indessen der entsprechende griechische Name Φαβᾶς, der aber auch anders gedeutet ist, nämlich als Jemand, der linsenförmige Pickel im Gesicht habe. S. Sturz a. a. O. pag. 117.

Licinianus s. Salonianus. Lucius s. Crepuscus und vgl. Varro de L. L. VI, 2, 52. Fest. p. 119. *Lucius, — qui oriente luce natus est.*

Luscinus. Plin. n. h. XI, 37. 55, 150. *Luscini iniuriae [oculorum] cognomen habuerunt.*

Macrinus. Plutarch. Mar. 1. τὸ προσηγορικὸν [ὄνομα pflegen die Römer] ἐξ ἐπιθέτου πρὸς τὰς φύσεις ἢ τὰς πράξεις ἢ τὰ τοῦ σώματος εἴδη καὶ πάθη τίθεσθαι, τὸν Μακρῖνον καὶ τὸν Τορκουάτον καὶ τὸν Σύλλαν. — — εἰς μὲν οὖν ταῦτα πολλὰς δίδωσιν ἐπιχειρήσεις ἡ τῆς συνηθείας ἀνωμαλία.

Magnus s. Africanus. Magnus und Maximus. Plutarch. Pomp. 13. Ὁ Σύλλας — — τὸν Πομπήϊον — —. Δύο γοῦν Μαξίμους, ὅπερ ἐστὶ Μεγίστους, ἀνηγόρευσεν ὁ δῆμος, Οὐαλέριον μὲν ἐπὶ τῷ διαλλάξαι στασιάζουσαν αὐτῷ τὴν σύγκλητον, Φάβιον δὲ Ῥοῦλλον, ὅτι πλουσίους τινὰς ἐξ ἀπελευθέρων γεγο-

νόϑας καὶ κατειλεγμένους εἰς τὴν σύγκλητον ἐξέβαλεν. Hinsichtlich des letztern, des Fabius Rullus, vgl. Plutarch. Fab. Max. 1. *Πολλοὺς δὲ καὶ μεγάλους τῆς οἰκίας* [*τῶν Φαβίων*] *ἐξενεγκαμένης ἄνδρας ἀπὸ Ῥούλλου τοῦ Μεγίστου καὶ διὰ τοῦτο Μαξίμου παρὰ Ῥωμαίοις ἐπονομασϑέντος.* Vgl. auch Sapiens.

Mamercus *pronomen est Oscum ab eo, quod hi Martem Mamercum dicunt.* Fest.

Mattici *cognominantur homines malarum magnarum atque oribus late patentibus.* Fest.

Menogenes. Plin. n. h. VII, 12, 10, 54. *Qualis causa* [nämlich auffallende körperliche Aehnlichkeit] *patri quoque eius* [*Magni Pompei*] *Menogenis coci sui cognomen imposuit iam Strabonis a specie oculorum habenti, vitium imitata et in servo, Scipioni Serapionis: is erat suasii negotiatoris vile manicipium.* Vgl. Plancus.

Messalla. Seneca de brevit. vitae 13 *Corvinus primus Messanam vicit et primus ex familia Valeriorum urbis captae in se translato nomine Messana appellatus est paullatimque vulgo permutante literas Messalla dictus.* Schwerlich richtig!

Metellus. Fest. p. 146 f. *Metelli dicuntur in lege militari quasi mercenarii — a quo genere hominum Caeciliae familiae cognomen putatur ductum.*

Mulio. Sueton. Vespas. 4. [*Vespasianus*] *ut qui — — necessario ad mangonicos quaestus sustinendae dignitatis causa descenderit, propter quod vulgo Mulio vocabatur.*

Muraena. Varro de R. R. III, 3. *Nostra aetas — — piscinas protulit ad mare et in eas pelagios greges piscium revocavit. Non propter hos appellati Sergius Orata et Lucius Muraena?* Plin. n. h. IX, 170. *Licinius Murena reliquorum piscium vivaria invenit.* Vgl. XXXII, 14. *Murenas Licinius Macer feminini tantum sexus esse dicit* (was von aufmerksamer Pflege und Beobachtung dieser Thiere zeugt). Columella de R. R. VIII, 16. *Iam celebres erant deliciae popinales, cum ab mari deferrentur vivaria, quorum studiosissimi, velut ante devictarum gentium Numantinus et Isauricus, ita Sergius Orata et Licinius Muraena captorum piscium laetabantur vocabulis.*

Nautius. Fest. p. 166. *Nautiorum familia a Troianis dicitur oriunda. Fuit enim eorum princeps Nautes, qui Romam detulit simulacrum aeneum Minervae cui postea Nautii sacrificare soliti sunt, unde ipsa quoque dea Nautia vocabatur hac de causa.* Das Richtige ist: der Name stammt vom griechischen *ναύτης*, und die Nautier in Rom, als Schiffsheroen ursprünglich, verehrten vor Allen die Minerva Nautia nach Art der Griechen, die ihrer *Ἀϑηνᾶ* eben so huldigten.

Nero. Sueton. Tiber. 1. [*Gens Claudia*] *inter cognomina et Neronis assumpsit, quo significatur lingua Sabina fortis ac strenuus.* Niger s. Sulla.

Nothus. Fest. p. 174 Müller: *Nothum Graeci natum ex uxore non legitima vocant qui apud nos spurio patre natus dicitur.* Anders Quintil. instit. orator. III, 6, 97. *Nothum qui non sit*

legitimus, Graeci vocant. Latinum rei nomen, ut Cato quoque in oratione quadam testatus est, non habemus ideoque utimur peregrino. Numantinus s. Muraena.

Numerius. Varro b. Nonius 352, 29. *Qui celeriter erant nati, fere Numerios praenominabant, quod qui cito facturum quid se ostendere volebat, dicebat numero id fore.* Vgl. 31 f. *In partu precabantur Numeriae.* Fest. p. 170 f. *Numerius praenomen numquam ante fuisse in patricia familia dicitur. — — Fabius, qui unus post sex et trecentos ab Etruscis interfectos superfuit, inductus magnitudine divitiarum, uxorem duxit Otacili Maleventani, ut tum dicebantur, filiam ea conditione, ut qui primus natus esset, praenomine avi materni Numerius appellaretur.*

Ocella. Plin. n. h. XI, 37, 55, 150. *Ab iisdem* [*oculis*] — — *qui parvis utrisque, Ocellae* [*vocabantur*].

Opiter. Fest. p. 184. *Opiter est, cuius pater avo vivo mortuus est ducto vocabulo aut quod obitu patris genitus sit aut quod avum ob patrem habeat, id est pro patre.*

Orata s. Muraena u. vgl. Plin. n. h. IX, 168. *Ostrearum vivaria primus omnium Sergius Orata invenit — nec gulae causa sed avaritiae, magna vectigalia tali ex ingenio suo percipiens.*

Ovicula. Plutarch. Fab. Maxim. 1. Ὁ δὲ Ὀουικούλας σημαίνει τὸ προβάτιον· ἐτέθη δὲ [τῷ Φαβίῳ] πρὸς τὴν πρᾳότητα τοῦ ἤθους ἔτι παιδὸς ὄντος. Aurel. Victor. de vir. illustr. 43. *Q. Fabius Maximus Cunctator Ovicula dictus est a morum clementia.* Ovinius s. Porcius.

Pactus s. Strabo. Palumbus. Sueton. Claud. 21. *immixtis interdum frigidis et arcessitis iocis, qualis est, quum Palumbum* [einen bekannten Fechter] *postulantibus* [*Romanis*], *daturum se promisit* [*Claudius*], *si captus esset* [als wilde Taube].

Pannonicus. Sueton. Tiber. 17. Pansa s. Plancus.

Pilumnus. Plin. n. h. XVIII, 3, 3, 10. *Cognomina etiam prima inde* [*ab agricultura*]: *Pilumni qui pilum pistrinis invenerat, Piso a pisendo, iam Fabiorum etc.* Es schmeckt das indessen zu sehr nach Euhemeristik.

Pinarius. Aurel. Victor de orig. gentis Rom. 8. *Pinarios dictos ἀπὸ τοῦ πεινᾶν, quod videlicet ieiuni ac per hoc esurientes ab eiusmodi sacrificiis discedant.* Eine Ableitung, die sich auch bei Plutarch findet (Quaest. Rom. Tom. VII. p. 126 ed. Reisk.). Und sie scheint nicht falsch zu sein, da der Gegensatz zu den *Pinariis* die *Potitii* sind, deren Name, von *potitus* abgeleitet, das Gegentheil von *Pinarii* bedeutet. Vgl. Preller's röm. Mythologie S. 650 f. nebst der Note 1.

Piso s. Pilumnus. Pius s. Sapiens. So ward Q. Caecilius Metellus genannt *propter patris amorem* (Cic. post red. in sen. 15, 37) und der Kaiser Antoninus *propter clementiam* (Ael. Spart. Hadr. 24. Jul. Capit. 2.

Plancus. Plin. n. h. XI, 45, 105. *Et hinc* [nämlich von der Beschaffenheit der Füſse] *cognomina inventa: Planci, Plauti, Pansae, Scauri, sicut a cruribus Vari, Vaciae, Vatinii.* Vgl. Fest. p. 230. *Planci appellantur, qui supra modum pedibus plani sunt.*

Plancus. Plin. n. h. VII. 12, 10, 54. *E contrario* [nämlich dem, dafs ein Sklave Veranlassung gab wegen seiner körperlichen Aehnlichkeit zum Beinamen eines vornehmen Freien] *L. Plancus orator histrioni Rubrio cognomen imposuit, rursus Curioni patri Burbuleius itemque Messalae censorio Menogenes perinde histriones.*

Plautus s. Plancus. Fest. p. 239. *Ploti appellantur, qui sunt planis pedibus. Unde et poeta Accius, — a pedum planicie initio Plotus, postea Plautus est dictus.*

Porcius. Varro de R. R. II. 1, 10. *Nomina multa habemus ab utroque pecore: a minore Porcius, Ovinius, Caprilius; sic a maiore Equitius, Taurius.*

Postumus *vocatur eo, quod post humationem patris nascitur.* So nach Varro de L. L. IX, 38. §. 60 und Festus p. 238 (ed. Müller). Vgl. Plutarch. Coriolan. 11. Diese Erklärung, so verbreitet sie auch, selbst im Volke, gewesen zu sein scheint, ist doch unrichtig; sie beruhet auf der falschen Etymologie des Wortes *postumus* von *post* und *humus* oder *humatio*, die wahrscheinlich aus der Aussprache des Wortes *postumus*, so dafs es *posthumus* gelautet hat, hervorgegangen. Allein *postumus* ist vielmehr der alterthümliche Superlativ von *posterus*, Compar. *posterior*, zweiter und wahrscheinlich später Superl. *postremus*. Vgl. *sub*, *superior*, *supremus*, aber auch *summus* (d. i. *submus*). Das Richtige hat schon der Grammatiker Caecellius Vindex bei Gell. N. A. II, 16, 5. *Postuma proles non eum significat, qui patre mortuo sed qui postremo loco natus est.*

Prima. Plutarch. Rom. 14. *μίαν θυγατέρα Πρίμαν τῇ τάξει τῆς γενέσεως οὕτω προσαγορευθεῖσαν.*

Proclus oder **Proculus**. Paulus ex Festo p. 225 ed. Müller. *Proculum inter cognomina eum dicunt, qui natus est patre peregrinante a patria procul.* Vgl. oben unter Postumus den Plutarch. Coriolan. 11. Alberne Etymologie! Proclus oder Proculus hat nichts gemein mit *procul* (von *procello*), sondern ist das Deminutivum von *procus* (von *preco*). Nicht viel besser als jene ist die Etymologie, die sich bei demselben Paulus ex Festo a. a. O. findet: *Proculos sunt qui credunt ideo dictos, quia patribus senibus quasi procul progressa aetate nati sunt.*

Poplicula oder **Publicola**. Liv. II, 8. Plutarch. Publicola 10.

Quintipor *servile nomen frequens apud antiquos erat, a praenomine domini ductum ut Marripor, Gaipor.* Fest. p. 257.

Ravillae *a ravis oculis.* Fest. p. 136. vgl. 228.

Rufus s. Sulla.

Salonianus. Plin. n. h. VII, 61 f. *Clarum est* [, *generasse*] *Catonem Censorium octogesimo* [*anno*] *exacto e filia Saloni, clientis sui: qua de causa aliorum eius liberum propago Liciniani cognominati sunt, hi Saloniani, ex quis Uticensis fuit.*

Salutio. Sueton. Caes. 59. **Salvittus**. Plin. n. h. VII, 54. *Scipioni — cognomen Salvitto mimus dedit.* Vgl. XXXV, 8. *Salvittones irrepsere Scipionum nomini* [nämlich wegen der Aehnlichkeit mit der betreffenden Person s. §. 53 f. 7].

Sapiens. Quintil. instit. orator. V, 10, 30. *Ponunt in persona et nomen, quod quidem ei accidere necesse est, sed in argumentum raro cadit, nisi cum aut ex causa datum est ut Sapiens, Magnus, Pius.*

Scaevola. Liv. II, 13. Valer. Max. III, 3, 1. Plutarch. Publicola 17. Offenbar wieder eine erfundene Geschichte! Der alleinige oder vorzugsweise Gebrauch der linken Hand mag bei dem Mann einen ganz andern Grund gehabt haben. Fest. p. 117. *Laeva sinistra, — unde tractum cognomen Scaevola.*

Scaurus s. Plancus. Scipio. Isidor. orig. XVIII, 3, 5. *Ille primus Cornelius Scipio appellatus est, quia in foro pater eius caecus innixus eo ambulabat.* Gewifs nur ein ersonnenes Factum! Wahrscheinlicher ist, dafs der Erste dieser Familie sich eines Stockes hat bedienen müssen beim Gehen in Folge eines körperlichen Uebels.

Scutum (θυρεός) s. Gladius. Sedigitus. Plin. n. h. XI, 244. *Digiti quibusdam in manibus seni: C. Horati ex patricia gente filias duas ob id Sedigitas accipimus appellatas et Volcatium Sedigitum inlustrem in poëtica.*

Serapion s. Menogenes. Serranus. Plin. n. h. XVIII, 20. *Serentem invenerunt dati honores Serranum, unde ei et cognomen.* Wiederum eine falsche Etymologie.

Silo. Plin. n. h. XI, 37, 59. *Intra eas [malas s. genas] hilaritatem risumque indicantes buccae et altior homini tantum, quem novi mores subdolae irrisioni dicavere, nasus. — — Hinc cognomina Simorum, Silonum.* Simus s. Silo.

Spinther. Plin. n. h. VII, 12, 10, 54. *Scipioni — cognomen Salvitto mimus dedit sicut Spinther secundarum tertiarumque Pamphilus conlegio Lentuli et Metelli coss.*

Spurius. Gai instit. I, 64. *Si quis nefarias atque incestas nuptias contraxerit neque uxorem habere videtur neque liberos. — Unde solent spurii filii appellari, vel a graeca voce quasi σποράδην concepti vel quasi sine patre filii.* Vgl. Appuleii metam. VI, p. 397 ed. Oudend. *Impares nuptiae et patre non consentiente factae legitimae non possunt videri, ac per hoc spurius iste nascetur.* Ungenügende Erklärung und falsche Etymologie. Das Wort stammt nämlich unmittelbar vom griechischen σπόρος her. Statius (von *stare*): *servile nomen apud Romanos.* Gell. N. A. 10, 20.

Stolo. Varro de R. R. I, 2, 9. [*Stolo,*] *qui propter diligentiam culturae stolonum confirmavit cognomen, quod nullus in eius fundo reperiri poterat stolo, quod effodiebat circum arbores e radicibus, quae nascerentur e solo, quos stolones appellabant.* Plin. n. h. XVI, 1, 1, 7. *Fuere ab iis [arboribus] et cognomina antiquis: — Stolonum Liciniae genti. Ita appellatur in ipsis arboribus fruticatio inutilis; unde et pampinatio inventa Stoloni dedit nomen.*

Strabo. Plin. n. h. XI, 37, 55, 150. *Uni animalium homini [oculi] depravantur; unde cognomina Strabonum et Paetorum.* Vgl. VII,

54. *Patri* [*Magni Pompei*] — *iam Strabonis a specie oculorum habenti.*

Suillus. Plutarch. Public. 11. [Die alten Römer hielten die Hausthiere in großen Ehren;] *ἐτίθεντο δὲ καὶ παισὶν αὐτῶν Συΐλλους καὶ Βουβούλκους καὶ Καπραρίους ὀνόματα καὶ Πορκίους, κάπρας μὲν τὰς αἶγας, πόρκους δὲ τοὺς χοίρους ὀνομάζοντες.*

Sulla. Plutarch. Coriolan. 11. [*Ῥωμαῖοι*] *τῶν σωματικῶν οὐ μόνον Σύλλας οὐδὲ Νίγρους οὐδὲ Ῥούφους ἀλλὰ καὶ Καικοὺς καὶ Κλωδίους ἐπωνυμίας τίθενται, καλῶς ἐθίζοντες μήτε τυφλότητα μήτ' ἄλλην τινὰ σωματικὴν ἀτυχίαν ὄνειδος ἡγεῖσθαι μηδὲ λοιδορίαν ἀλλ' ὡς οἰκείοις ὑπακούειν ὀνόμασιν* [nämlich in späterer Zeit, wo der betreffende Name in den Familien schon längst heimisch war, und man gar nicht mehr an die eigentliche Bedeutung desselben dachte].

Taurius s. Porcius. Torquatus. Gell. N. A. IX, 12. *Manlio cognomentum factum est Torquatus. Causam cognomenti fuisse accepimus torquis ex auro induvies, quam ex hoste, quem occiderat, detractam induit.* Und ebendas. das Bruchstück aus des Quadrigarius Geschichtswerke. Liv. VII, 10. Sueton. Calig. 35. [*Caligula*] *vetera familiarum insignia nobilissimo cuique ademit: Torquato torquem, Cincinnato crinem, Cn. Pompeio stirpis antiquae Magni cognomen.* Vgl. Cic. de fin. I, 7, 23. Plutarch. s. Macrinus. Allein gegen diese Ableitung waltet sehr viel Bedenkliches ob, und es ist wohl wahrscheinlicher, was Sturz (de nomin. Graecor. p. 104 in seinen Opuscc.) sagt: *Torquatus primo fuit agnomen eius Manlii, qui primus gestaret torquem aureum.*

Tricongius. Plin. n. h. XIV, 144. *Meruit apud nos cognomen etiam Novellius Torquatus Mediolanensis — — tribus congiis — unde et cognomen illi fuit — epotis uno impetu.*

Vacia s. Plancus. Varus s. Plancus. Vatinius s. Plancus.

Venox. Frontin. de aquae ductibus: *C. Plautium, cui ob inquisitas venas Venocis cognomen datum est.*

Verres. Plutarch. Cic. 7. *Βέῤῥην οἱ Ῥωμαῖοι τὸν ἐκτετμημένον χοῖρον καλοῦσιν. Ὡς οὖν ἀπελευθερικὸς ἄνθρωπος, ἔνοχος τῷ ἰουδαΐζειν, ὄνομα Καικίλιος ἐβούλετο, παρωσάμενος τοὺς Σικελιώτας, κατηγορεῖν τοῦ Βέῤῥου „τί Ἰουδαίῳ πρὸς χοῖρον", ἔφη ὁ Κικέρων.* Hindeutung auf die Bedeutung des Namens Verres.

Verucossus. Plutarch. Fab. Max. 1. *Ἦν δ' αὐτῷ* [*Φαβίῳ*] *σωματικὸν μὲν παρώνυμον, ὁ Βερούκωσσος· εἶχε γὰρ ἀκροχορδόνα μικρὰν ἐπάνω τοῦ χείλους ἐπιπεφυκυῖαν.*

Vopiscus. Plin. VII, 10, 8. *Vopiscos appellabant* [*Romani*] *e geminis qui retenti utero nascerentur altero interempto abortu.* Plutarch. Coriolan. 11.

C. Die Hernahme oder Herkunft der römischen Namen, soweit sie sich noch etymologisch herausstellt:

1) von der Geburt (Erzeugung) überhaupt: Gaius od. Caius (wahrscheinlich von *ģao*, welcher Wurzel auch *γάω γέω γένω* Perf. *γέγαα*, *geno gigno* zum Grunde liegt; Plutarch rechnet daher mit Recht diesen Namen unter die *ἐπιχώρια καὶ κοινὰ ὀνόματα* der Römer [Camill. 33]. Vgl. auch Dilthey im angeführten Programm S. 7, der es nur mit *γαῖα* zusammenbringt, wie das alttestamentliche אָדָם mit אֲדָמָה zusammenhängt; er meint also: „Caius ist der erdgeborne Mensch *in abstracto* [Erdmann], aber als Individuum gedacht". Wir sagen dagegen: Gaius ist der Geborne, der Mensch überhaupt, wobei wir nicht läugnen, dafs auch *γαῖα* mit *γάω γίγνω* zusammenhängt; *γαῖα* aber ist vielmehr activ zu fassen als die Hervorbringende, Erzeugende, was auf die Natur der Erde sehr wohl pafst.

2) von der Art der Geburt: Agrippa Repentinus.

3) von der Zeit der Geburt: Anna Annius Annaeus Anneius (der innerhalb des ersten Jahres nach der Verheirathung geboren?) Anteius Antonius Antoninus (der vor der gewöhnlichen Zeit Geborne) Craslinus Crepereius Festus (der an einem Feste Geborne) Januarius Lucius Lucceius Lucullus Lucilla Lucilius Lucilianus Manius (der am Morgen Geborne) Manilius Manlius Quintilis (der im fünften Monate des Jahres, d. i. im Juli, Geborne) Quintilius Quintilianus Sextilis Sextilius Vergilius (der zur Zeit des Aufgangs des Siebengestirnes Geborne) Vergilianus.

4) von den verwandtschaftlichen Verhältnissen bei der Geburt

a) in Bezug auf die Geschwister: Geminus Geminius Gemellus Gemellinus Junior Junius Junianus u. die Deminutivformen [1]) Julus Julius Julianus Magnus Magnius Maior Maximus Maximius Maximilla Maximinianus Minicius od. Minucius Minor Nobilior Nothus Novius Novellus Postumus Postumius Priscus Proximus Proximianus Spurius Spurinna Tergeminus Tricipitinus (?) Tupera Vopiscus.

Hierher gehören namentlich die von den Ordinalzahlen hergenommenen Namen [2]): Primus Prima (z. B. Plutarch. Rom. 14) Primius Princeps Primigenia Secundus Tertius -ia Tertullus -a Tertullius Tertullianus Quartus Quartinus Quartilla Quintus Quintius Quintillus Quintianus Sextus od. Sestus Sextius od. Sestius Septicius Septimius Septiminus Septimuleius Octavius Octavianus Octavenus Nonius Decius Decianus Decula Decimus Decimius Ducennius Centenius Centumalus (?) [3]).

---

[1]) Vgl. unus ullus.

[2]) „Der nüchterne Sinn der Römer benannte die Töchter des Hauses nicht, sondern numerirte sie". Preller's röm. Mythologie S. 139. Diese Sitte ist indessen auch sehr oft bei Kindern männlichen Geschlechtes vorgekommen.

[3]) Auffallend ist die Bemerkung Ernesti's in clav. Cicero. s. v.

b) in Bezug auf die Aeltern und andere Nächstverwandte: Avianus Avienus Avidius Avitus Avitianus Hibrida Maternus Matrimius Nepos Nepotianus Opiter Orbius Orbilius Orbiana Papius Papianus Papisius od. Papirius Paterculus Paternus Paternianus Patruitus Pupius Pupillus Pupienus (von *pupus* die Waise).

5) von den Gefühlen, mit welchen die Geburt erwartet oder das Neugeborene bei der Geburt begrüfst oder nach der Geburt betrachtet und behandelt wurde: Amatius Carus Carinus Carisius Desideratus Gratius Gratilla Gratianus Gratidius Gratidianus Optatus Salvius Salvenius Salvittus Salvianus Salvidienus Salustius Servatus Servatius.

6) von dem Orte der Geburt, der Herkunft oder von der Heimath: Afer Afranius Afranianus Albanius Albanovanius Alienus Alpinus Antias Antius Apulus Apuleius Aquinas Ardeas Arpinas Asianus Asprenas Aternius Atinas Atratinus Aufidius Auruncus Aurunculeius Ausonius Bolanus Caecina Calatinus Calenus Camers Camerinus Campanus Capenas Capitolinus Carinas Carseolanus Chaucius Cimber Cispius Collatinus Coriolanus Cumanus Ennius Faliscus Fenestella (nach einem Thore) Fidenas Fregellanus Fulginas Fundanius Gabienus Gabinius Gallaecus Gallicanus Gallienus Gallus Graecceius Hadrianus Hispallus Lateranus Latiaris Latinus Latinius Lavinas Lavinius Ligur od. Ligus Ligurius Lucanus Maecius (nach einem Orte bei Lavinium) Maecenas (?) Maecilius Marsus Massiliota Maurus Mauritius Medullinus Mefanas Nomentanus Norbanus Numicius Numida Palicanus Patavinus Pedanius Pomptinus Privernas Regillanus od. Regillensis Romanus Romulus Romilius Sabinus Sabellus Sabellicus Sabinianus *Scantius* Scantinius Scaptius Scylla Sentinas Siculus Soranus *Suffenas* Tarpeius Tarquinius Thurinus (Sueton. Octav. 7.) Tiberius Tuscus Velina Volscius.

Hierher mögen auch diejenigen Namen gerechnet werden, welche von topographischen Gegenständen allgemeinerer Art hergenommen, als die Benennungen von Städten und Ländern sind: Fontanus Fonteius Fontinalis Marius (= *Θαλάσσιος* Meermann) Petrus Petreius Petro Petronius Pontius Rupicius Saxa Saxula Silvanus Silvius (= *casu quodam in silvis natus.* Liv. I, 3).

Nicht minder ist zu erwähnen, dafs in späterer Zeit die Römer die Sitte der Griechen nachahmten, Eigennamen von Flüssen in persönliche umzuwandeln, als Danubius Euphrates Rhenus. S. Keil specim. onomat. pag. 87.

7) vom Gedeihen und von Kräftigkeit des Körpers: Crescens Crescentius Cresconius Florus Florentius Pollentianus Pollidius Valens Valentinus Valentianus Valentinianus Valerius Valerianus Vegetius Vigellius Vitelianus (lebenskräftig) Vivianus.

8) von Altersstufen: Casca Cascellius Juvenalis Juventius Priscus Seneca Senecio Vetus Veturius Virginius.

Tertia: „*Observent tirones, quod vulgo putatur, Tertiae nomen esse nomen ordinis vel numeri filiarum; id aeque falsum esse, ac si quis diceret Quintum significare quintum numero filium*".

9) von äufserem Glück und Reichthum: Dives Faustus Faustulus Faustinus Faventius Favonius Favorinus Felix Fortunatus Fortunatianus Fortunius Opimius Oppius Prosper.

10) von Ehre: Augustus Augustinus Clarus Cluvius Cluentius Honoratus Honorius Nobilior Spectatus.

Dahin gehören denn auch die Ehrennamen bestimmterer Art: Civica Civilis Magnus Pompeius Pomponius Pompilius Potitus Potitius Praetextatus Publicola Publius Publilius Publicius Publicanus Torquatus Victor Victorius Victorinus Vincentius Vindex, vornehmlich die später häufig aufgekommenen geographischen oder ethnographischen Beinamen: Achaicus Africanus Allobrogicus Asiaticus Atticus [1]) Baeticus Britannicus Caudinus Cimber Creticus Dacicus Gaetulicus Germanicus Isauricus Macedonicus Numantinus Numidicus Parthicus.

11) von Aemtern und Ehrenstellen: Aedituus Antistius Arbiter Caesarianus Censorius Censorinus Designatus Designatianus Flamen Flaminius Flamininus Lupercus Pontifex Pontificius Popaeus (von *popa*) Popilius od. Popillius Praeco Praetorius Rex Regulus Regillus Sacerdos Sacrovir Senator Sequestris Triumvir Tutor Viator.

12) vom Soldatenwesen: Castricius Castrinius Castronius (= Lagermann) Classicus Classicianus Equitius Tiro Triarius Veteranio.

13) von geistigen Vorzügen oder Mängeln: Acilius Aculeo (der Witzige) Acutius Catus (= *acutus*. Varro) Cato Catius Corculum Cunctator Densus (gedrungen, in Reden) Dubius Insanus Prudentius Sapiens Sophus.

14) von moralischen Eigenschaften: Aemilius (von *aemulus*) Aequus Asper Benignus Blandus Brutus (= *gravis* Paul. Diac. p. 31 d. i. ernst?) Brutidius Calidus (Hitzkopf) Calidius Candidus Castus Celer (schnellen Entschlusses und rasch im Ausführen) Cicurinus Civilis Clemens Commodus (leutselig) Constans Constantius Constantinus Decentius Domitius Domitianus Domitilla Dulcitius Duronius (hartherzig?) Fidius Fidustius Firmus Firmicus Firmidius Firmanus Frugi Gavius Gaudentius Hilarus Hilarius Innocentius Justus Justinus Justinianus Laelius (vom ungebräuchl. Stamme *laeo*, welcher in *laetus* steckt) Laetus Laetorius Laetinianus Largus Largius Lascivus Lentulus Lento Lentidius Lepidus Liberalis Mansuetus Melior Minacius Moderatus Modestus Modestinus Molliculus (Weichling) Murcus (Feigling) od. Murcius Numerius (nach Varro = der Pünctliche) Obsequens Ovicula Paccius Pacilus Pacilius Pacatus Pacavius Paconius Pacuvius Pacarius Pacidianus Pertinax Pius Placidus Placidius Pollutia Probus Propertius (eilfertig) Pudens Quietus Rabirius Rabuleius Rapidius Repentinus Sanctus Sapidus Sedulius Sentius (gefühlvoll?) Serenus Severus Severina Silentiarius Simplicius Simplicianus Sophronius Suetonius Tacitus Thrasea (von θρασύς?) Tranquillus Tranquillina Vellicus (neckend) Velocius Verus Vindex Vindicius Volumnius (d. i. *qui bona vult* vgl. Augustin. de civit. dei IV, 21).

---

[1]) [*T. Pomponius*] *sic Graece loquebatur, ut Athenis natus videretur.* Cornel. Nep. vita Attici c. 4. Vgl. Cic. de fin. V, 2. de senect. init.

15) von kennzeichnenden, in die Augen fallenden Abnormitäten der Leibesbeschaffenheit: Aenobarbus Altinus (vgl. Celsus Celsinus) Ambustus (*sc. quasi*) Arvina Atta (vgl. oben unter B Attae) Attus Attius Atteius Atinius Atidius Atilla At(t)ilius Ala od. Ahala od. Axilla Balbus Balbillus Balbinus Balbutius Bambalio Barba Barbula Barbius Barbatus Barbatius Barbatio Barbuleius Barrulus Bellinus (von *bellus*) Blaesus Brocchus Buccio Bucculeius Buccilianus Caecus Caeculus Caecilius Caecina Caesius Caesulla Calvus Calvia Calvena Calvinus Calvisius Calventius Capito Carbo (vom röthlichglänzenden Geschwür im Gesicht) Carfulenus Carvilius (gr. *Καρβίλιος*) Celsus Celsinus Chilo Cicero Cicereius Cilo Cinna Cincinnatus Claudus od. Clodus Claudius od. Clodius Claudianus od. Clodianus Cnaeus s. Gnaeus Cocles Columella (der einer Bildsäule ähnelt?) Cornelius Cornutus Cossus Costa Cotta Crassus Crassinus Crassipes Crinitus Crispus Crispinus Crispinilla Crus Culeo od. Culleo Culeolus od. Culleolus Curtius Curtilius Curvus Curfidius Denter Dento Dentatus Digitius Dorso Faucius Fessus Flaccus (der schlotterige Ohren hat) Flaccinator Flamma (mit einem Feuermaal im Gesicht?) Fronto Frontinus Frontonianus Galba (= Arvina) Genucius Genucilius Glaber Glabrio Glaucia Globulus Gnaeus od. Cnaeus Gnaius Gnaevus od. Cnaevus oder nach Abwerfung des G-Lautes Naevus Naevius Naevolus Gnatho Gracchus oder nach älterer Schreibart Graccus od. Gracus (*a gracilitate corporis*) Gracilis Gutta (in der Bedeutung Fleck, Punct, nämlich im Gesicht) Hirtius Labeo Laberius Labienus Licinus (*licinus* = krumm, aufwärts gebogen) Licinius Licinianus Longus Longinus Luscus Luscius Luscinus Macer Macro Macerinus Macrinus Macidianus Magnus (in körperlicher Bedeutung) Mammula Mammilius Mancinus Marcus (von *marceo*, also der Schmächtige) Marcellus Masca Masso Matticus Mento Minicius od. Minucius Mucius Mucianus Mutilus Mutilia Mutus Mutius Nannius Nanneius Naso Nasica Nasidius Nasidienus Nero (= *fortis* in der Bedeutung kräftig?) Nerva Ocella Ocellina Ogulnus Ogulnius (*von oculus?*) Paetus Paeticus Paetilius Paetellius Pandus Pansa Papus (der Greis) Paullus Paullina Pedo Pedius Pedianus Piso Plancus Plancinus Plautus Plīnius (st. Plicnius von *plicnus* od. *plīnus* und diefs von *plico* d. i. der Gebückt-, Krumm-Gehende) Pulcher Pulchellus Pullus (= *paullus* klein) Quadratus (der Vierschrötige) Quadratilla Ravilla Rotundus Ruga Scaeva od. Scaevola (der nur noch die linke Hand hat) Scaevina Scapula Scaurus Seberus Sedigitus Siccius Silus Silius Silo Silanus Strabo Struma Sulca Sulcius Sura Sulla Surdinus Tremulus Tremellius Tubero Tubertus Turpio Turpilius Ulcilla Unimanus Vacerra Valgius Varus Varro Varenus Varinius Vatio Vatinius Venustus Veruco(s)us Vescularius Vulso Vulteius.

Besonders stark vertreten sind die Hautfarben, als: Albus Albius Albinius Albinovanus Albedius Albutius Albucilla Aterius od. Atrius Aureolus (der Sonnen- od. Goldfarbene?) Aurelius Aurelianus Canus Canius Eburnus Flamma Flavius Flavianus Flavoleius Fulgentius Fulvius Fuscus Helvius Helvidius Livius (der ein bleifarbenes Ansehen hat) Livinus Livineius Mela (von *μέλας*) Niger Nigrinus Nigidius Purpureo Rubrius Rubellus Rufus Rufius Rufinus Rufillus Rufinianus Rutilus Rutilius Rusco.

16) von Handthierungen, den Werkzeugen hierbei, von Beschäftigungen, Lebensweise, Liebhabereien u. dgl.: Acerronius Agellius od. (nach Abwerfung des vordern A-Lautes) Gellius Agrestis Agricola Alimentus Ancus Appius (Bienenvater. Vgl. Lobeck: pathol. pag. 69) Appianus Apidius Argentarius Armentarius Artorius Asconius (von *ascia* die Axt) Asina Asellus Asellio Augur Augurinus Aulus (von *aula* Tö-

pfer?) Aurius Aurifex Auspex Baculus Briso (von *brisa* Weintreffer) Bubulcus Bursa Cadius (v. *cadus*) Caedicius (Schläger Schlegel) Caeso Caesar (vgl. *calco calcar*) Caepio (von *caepe*) Calarius (Rufer von *calare*) Calpurnius (von *calpar* ein Gefäfs für Flüssigkeiten) Camillus (von *cano*) Canina (sc. *caro?* der Hundefleisch gegessen?) Capanius Carnificius Caryota Cassius (von *casses, ium* das Jagdnetz) Cassianus Cassinius Caudex od. Codex Cincius (von *cingo* = Gürtler) Cingonius Cocceius (von *coquo*) Coponius Corbio Corbulo Cornicen Cornicinus Cotyla Cursor Dolabella Duellius od. Duillius Erucius (von *eruca*) Faber Faberius Fabricius Fabius Fabianus Fabatus Falcula Falcidius Fictor Fidiculanus Figulus Fullo Fullonius Furnius Fusus Fusius od. Furius (Liv. III, 4) (= Schmidt?) Gillo Hemina Hister Hortatus Hortensius (Gärtner) Hortator Icilius (von *icere* Schläger) Imbrex Lamia Lamius Lampadio Lateranus (Ziegler) Latro (in der Bedeutung: Söldner vgl. Metellus) Ligarius (Binder) Lucrio Lutatius (von *lutum* = Töpfer) Maccius (von *maccus*) Malleolus Manicius (von *manica*) Mella Merenda Messius Messienus Messidius Messala Metius od. Mettius Metelius (Festus: *metelli dicuntur in re militari mercenarii*) Metellius Metellina Mimus Modius Mulio Natta (= νάκτης) Nautius Numius Numisius od. Numicius Numitor Numitorius Ofella Opilius Ovidius Patina Pecuniola Pictor Pinna Pennus Penarius Pinneius Pilatus Pistor Plagularius Pollio (von *pollis?*) Pontius Pontinius (Brückner?) Porcius Pulvillus Quadrigarius Ralla Remigius Restio Ruricius Rusticus Rusticanus Sagitta Salinator Scandilius (Schindler, von *scandula*) Scipio Scribonius Scribonianus Seius (von *seo* = *sero*) Seianus Sellius Sermo Sertorius Servius Servilius Servilianus Sico Statius (Gell. IX, 20. *Plerique apud veteres servi cognomine fuerunt*) Stator Statilius Stolo Subulo Suillus Talarius Tegula Tigellius od. Tigillius Terentius (von *terere* vgl. unser Drescher) Terentianus Terentillus Terentillius Testa Testius Textor Traianus (von *traho*, vgl. unser Träger) Urbicus Vannius Vectius Vectenus Vectonianus Vehillius Velleius (von *vella* = *villa*) Venox Verrius Vespillo Villius Viscus Vitrasius Vitruvius (Glaser).

17) von Trachten: Caligula Caracalla Cento Crista Fimbria Laenas Penula Pera Structus (Stutzer) Trabea.

18) von Gewohnheiten: Baculus (der einen Stock zu tragen pflegt) Bibulus Bibaculus Dexter Gurges Lactantius Laevus Laevinus Lurco Scaevus Scipio Sitius.

19) von Gottheiten: Apollinaris Castor Cerealis od. Cerialis Diocletianus Epponina Herculeius Jovinus Jovianus Jovinianus Lartius Mamercinus Martius Martinus Martialis Martialius Mavortius Mercurius Minervius Musa Musonius Musonianus Nymphidius Quirinus Saturninus Serapio Vestia Vestalis Vestinus Vestilius Vulcanius Vulcatius.

Auch finden sich obwohl nur wenige Beispiele, dafs Römer nach griechischer Weise mit den Namen von Göttern selbst begabt worden wären. Vergl. Keil specim. onomat. gr. pag. 1 sqq. 22 sq. Analecta pag. 95 u. 248.

20) von Thieren: Anser Aper Apronius Apronianus Apīcius (von *apīca*) Appius Appianus Apidius Aquila Aquilo Aquilius Aquillinus Asina Asinius Asellus Aseilius Asellio Aviola Batiatus Bellutus od. Belutus Bestia Bestius Buteo Canius Canina Caninius Canuleius Canitius Capella Caper Capra Caprarius Caprilius Catuius Catullus Catullinus Catilina Cervius Cervarius Cervidius Corellius Corvus Corvinus Cossus Cossutus Eculeus Equilius Falto (st. Falco?) Galba (Sueton. Galba. 3) Gallus Gallius Gallio Gallienus Gallonius Juvencus Locusta Lupus Lupicinus Maelius Maenius Mergus Mergilio Merula Mugillanus Muraena Mus Musca Mustela Orata Ovius Ovicula Ovinius Ovidius Opidia

Opilio Palumbus Panthera Pica Porcius Porcina Pulex Scropha Silurus Squillus Suilius Taurus Taurius Trio Turdus Ulpius (von *vulpes*) Ulpianus Ursus Ursinus Ursanius Vitulus Vitellius Vitularius Vulturcius.

21) aus dem Pflanzenreiche (vgl. Plin. n. h. XVI, 1, 1. *Fuere ab iis* [*arboribus*] *et cognomina antiquis.*): Ammianus (von *ammi* ἄμμι) Arborius Betucius Blitius Bulbus Caepe Caepio Caepacius Caeparius Cicero Cominius Fabius Fabatus Fabullus Fabianus Florus Floronia Fronditius Granius Granianus Hordeonius Hortus Hortilius Lactucinus Laurus Laurea Lollius Mallius Maro Nucula Palma Pinus Precius Precianus Rosius Satureius Stolo Subrius Vinicius Viscus Viscellinus.

Bemerkungen.

Ueberblickt man prüfend die vorstehenden Rubriken, so wird man finden:

1) der Römer hat einen scharfen Blick gehabt für die äufsern unmittelbar in die Augen fallenden Kennzeichen der Menschen, daher die Zahl solcher Namen überwiegend grofs ist;

2) er war nicht ohne Witz, Spötterei und Ironie, wie aus den Beinamen Bibulus Bibaculus Biberius Sitius Gurges Lurco Edulio Caryota Murena u. s. w. erhellt;

3) er zeigt auch hier grofse Scheu (*religio*) gegen seine Götter, die er nur zu leicht beleidigen zu können wähnte; aus diesem Grunde sind die betreffenden Namen, vornehmlich im Vergleich mit dem griechischen Volke, ungemein schwach vertreten;

4) die moralischen Beinamen kamen erst auf, als die Sittlichkeit unter dem Volke bereits in Abnahme war, d. h. zu Ende des Freistaates, und wurden recht gewöhnlich unter den Kaisern, wo die gröfste Immoralität herrschte.

Brandenburg a. d. H. M. W. Heffter.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Programme der katholischen Lehranstalten der Provinz Westfalen 1862.

Arnsberg. Gymnasium Laurentianum. Abiturientenarb.: 1) in der Religion: a) kath.: α) Entwickelung und Begründung der Pflichten hinsichtlich des Glaubensbekenntnisses. — Darlegung des Begriffes und des Werthes der Gelübde mit kurzer Bezeichnung der Fälle, in welchen die Verbindlichkeit derselben erlischt. β) Die Göttlichkeit der Lehre Christi, nachgewiesen aus ihrem Charakter und ihrer Geschichte. b) evang.: α) Das göttliche Gesetz im Menschen. β) *Novum testamentum latet in vetere, vetus testamentum patet in novo.* 2) im Deutschen: α) Nichts ist dem Geiste süfser als das Licht der Wahrheit. β) Grofse Männer gehören allen Zeiten und Völkern. 3) im Latein: α) *Est hoc commune vitium in magnis liberisque civitatibus, ut invidia gloriae comes sit.* β) *Respublica Romana calamitatibus acceptis maiores habuit animos quam rebus secundis.* — Schülerz. 226, Abit. 18. — Abh. des Dir. Dr. F. Xav. Högg: *De aliquot Horatii carminibus commentatio.* 20 S. 4. Zuerst Carm. I, 1. Dafs der Dichter zuerst Olympiensieger nenne, sei nicht auffallend, denn auch bei den Römern bezeichne sprichwörtlich der olympische Sieg das höchste Glück. *Terrarum dominos* = die durch den Sieg sich als Erdenkönige Dünkenden. *Gaudentem patrios findere sarculo*, Gegensatz: der unruhige Kaufmann. Das Gedicht besteht aus folg. Theilen: 1) die mannichfachen Bestrebungen der Menschen: nach Ruhm, Ehrenstellen, Reichthum (2—10). 2) die verschiedene Lebensweise: ruhige und unruhige (10—18). 3) die verschiedenen Freuden: a) der Liebhaber des müfsigen Lebens, b) der Verächter desselben (23—29). 4) Gegensatz des Horaz: a) sein Streben, b) seine Freude (30—34). 5) Bedingung, unter der er seinen Wunsch zu erreichen hofft (35—36). — Carm. I, 2, 35—40. V. 37 zu erklären: der Dichter hofft, dafs Mars, der Bürgerkriege überdrüfsig, sich wieder um die Römer bekümmere d. h. den Bürgerkriegen ein Ziel setze. *Mauri peditis* ist richtige Lesart; das Bild führt uns einen mit wilden Mienen des blutigen Feindes Angriffe begegnenden Mauren vor; die Mauren waren als wilde Streiter bekannt, die geringere Kenntnis aber dieses Volkes läfst der Phantasie gröfseren Spielraum. — I, 7. Ritters Ansicht, dafs an den Sohn des Consularen zu denken sei, ist zu verwerfen; denn wie hätte der um

so viele Jahre ältere Horaz, im Kummer über die Uneinigkeit zwischen Vater und Sohn, dem jungen, ungern den armenischen Kriegszug mitmachenden Manne den Rath geben können, die Traurigkeit durch Wein zu bannen; und das Beispiel des Teucer mufste ja eher den Entschlufs auszuwandern stärken als mindern. Der ältere Munatius dagegen, Freund des Horaz, aus Tibur gebürtig, hatte manchen Verdrufs in den Staatsangelegenheiten gehabt. Darum sucht Horaz ihn wieder zu ermuntern: Ich lobe mir vor allen Tibur; auch du lafs hier die Sorgen fahren im Wein; Teucer mag dir hier zum Vorbild dienen, der selbst vom Vater verbannt beim Wein die Genossen die Sorgen zu vertreiben hiefs. Zu *fronti* ist nicht *suae*, sondern *urbis* zu ergänzen. *Plurimus in honorem = plurimi, permulti* (*in honore* Oudendorp, Meineke, Linker, Scheibe Jahrbb. f. Ph. 1859, 79, 140)

Attendorn. Progymn. mit Realclassen. Cl. VI—III. 56 Sch. Statistische Nachrichten über das Progymnasium von seiner Gründung Herbst 1825 bis jetzt. Vom Rector Wiedmann.

Brilon. Gymnasium Petrinum. Das Gymn. erhielt eine Schenkung von 1100 Thlrn. Abituriententhemata: im Deutschen: Dem Guten nur sind seine Güter wahrhaft gut, ein Quell des Unheils werden sie dem Bösen; im Lat.: *Unius viri virtute saepe niti summam reipublicae salutem*; in der Relig.: a) Ueber das göttliche und menschliche Gesetz; b) Erklärung des „*Descendit ad inferos*". 273 Sch., Abit. 21. — Abh. des Oberl. Becker: Ueber die providentielle Bedeutung der Stadt Alexandria. 16 S. 4. Der Verf. beschränkt seine Untersuchung auf die Zeit bis zur Eroberung durch die Araber. Alexandria war die gröfste Handelsstadt der damaligen Welt, durch den Verkehr also besonders geeignet zur Verbreitung des Christenthums (der Evangelist Markus, Origines). Es war ferner Sitz der Wissenschaften und Sammelplatz aller Gelehrsamkeit; der hier aufgespeicherte Reichthum des *Wissens* sollte dem Heidenthum Veranlassung geben, sich in sich *selbst* zu versenken, und in ihm die Sehnsucht nach der Quelle des ewigen Lebens wecken; die alexandrinische Gelehrsamkeit sollte den Sieg des christlichen Glaubens verherrlichen; sie sollte aber auch die christliche Wissenschaft wecken und grofsziehen (Clemens, Origines, Athanasius). Alexandria war ferner Hauptsitz des religiösen und philosophischen Synkretismus; somit war hier die Pflicht nahe gelegt, die wichtigsten Lehren des Christenthums gleich in den ersten Jahrhunderten in ihrer ganzen Reinheit und Schärfe hinzustellen und zu vertheidigen, so wie auch der Synkretismus veranlafste, dafs das christliche Leben ihm gegenüber alle Pracht seiner sittlichen Gröfse und Erhabenheit entfaltete (die Einsiedler).

Coesfeld. Gymnasium. Im Deutschen II Kehrein's Lesebuch, III—V Heyse's Leitfaden; Lat. Middendorf-Grüter's Gramm.; Griech. Berger's Gramm. Abiturientenaufg.: Im Deutschen: Lust und Liebe sind die Fittige zu grofsen Thaten; im Lat.: *Quanto patriae amore Graeci et Romani fuerint, exemplis demonstretur*; in der Religion: a) Man weise nach, dafs das unfehlbare Lehramt in der Kirche auch in der nachapostolischen Zeit fortbestehen solle. b) Man beweise die Nothwendigkeit der actuellen Gnade. c) Man entwickle den Begriff der Freiheit und zeige dann, dafs der Mensch in seinem gefallenen Zustande noch wirklich im Besitze der Freiheit sei. — Schülerzahl 124; Abit. 12. — Ohne Abhandl.

Dorsten. Progymn. Keine Abh. Cl. VI – II (VI u. V comb.). 56 Schüler.

Münster. Gymnasium Paulinum. I A, I B, II A, II B, III A, III B, IV, V zerfallen in 2 Parallelcötus, so dafs die Anstalt 17 getrennte

Classen zählt. Themata der Abitur.-Arb.: im Deutschen: a) Wozu fordert uns der Gedanke an die kurze Dauer unseres irdischen Daseins auf? b) Begeisterung ist die Sonne, die das Leben befruchtet, tränkt und reift in allen Sphären; im Latein: a) *Quanta superbia et perfidia atque crudelitate Romani tertio bello Macedonico confecto in exteras nationes civitatesque sint grassati, aliquot exemplis ostendatur.* b) *Illud Cornelii Nepotis: Magnae saepe res non ita magnis copiis sunt gestae, exemplis ex historia antiqua petitis ostendatur.* Schülerzahl 641, Abit. 59. — Abh. des Oberl. Dr. Schipper: Die Autonomie bei den alten Griechen. 14 S. 4. Eine kurze Erklärung der Ursache der Vorliebe der Griechen für staatliche oder Gemeinde-Autonomie und der bekannten Folgen derselben, mit einem Anhange, Wünsche für Deutschland betreffend.

Münster. Realschule I. Ordnung, Provinzial-Gewerbeschule und Handwerker-Fortbildungsschule. Schülerzahl der Realschule 285 (239 kath., 29 evang., 17 isr.), 2 Abit., in der Gewerbeschule 14 Schüler, 6 Abit. — Abh. des Reallehrers Ernst Rafsmann: Biographische und litterarische Nachrichten von Münsterischen Schulmännern aus dem 15. und 16. Jahrhundert. 24 S. 4. Der Verf. hat die vorhandene Literatur fleifsig benutzt und berichtet darnach über Rud. von Langen, Timann Camener, Conrad Guering, Joh. Hagemann, Joh. Pering, Ludw. Bavink, Joh. Murmellius, Joh. Caesarius, Jos. Horlen, Everhard Tappe, Homer Buterau († 1563 zu Haselünne), Joh. Glandorp (nicht 1559 in Herford gestorben, sondern 1564, wie Hamelmann richtig angibt, am 22. Februar, seine Grabschrift bezeugt dies), Joh. von Elen, Heinr. Vruchter, Herm. von Kerssenbrock, Bernh. Linge, Joh. Lichius.

Münster. Akademie. *Ind. lectt. p. mens. hib.* 1862—63. 15 S. 4. Im Anschlufs an die früheren Programme handelt Prof. Rospatt von Hannibals Expedition in Oberitalien im Jahre 536 d. St. Ueber den schwierigen, von Cron, Niemeyer, Binder, Mommsen, Peter (auch Steigerthal im Progr. Celle 1840) behandelten Gegenstand spricht sich der Verf. so aus: Nach der Schlacht am Ticinus ging Scipio über den Po und lagerte sich bei Placentia. Hannibal verfolgte ihn bis zum Po, überschritt denselben und zog ihn entlang gegen den Feind; 6000 Schritte von ihm schlug er sein Lager auf. Scipio wandte sich zum Trebia. Sein und Hannibals Lager waren durch den Trebia getrennt. Tib. Sempronius vereinigte sich mit Scipio. Er schickte einen Theil seines Heeres über den Trebia und war erst glücklich. Ihn noch mehr zu reizen, liefs Hannibal Numidische Reiter über den Trebia rücken. Tiberius zieht ihnen entgegen, überschreitet den Trebia und wird geschlagen. 1000 Römer schlagen sich durch die Karthager und ziehen nach Placentia, ein Theil kam zurück durch den Flufs ins Lager, Viele kamen um. Die Karthager verfolgten die Römer bis zum Trebia. In der nächsten Nacht verliefsen die Römer im Lager dasselbe, setzten über den Trebia und gelangten auch nach Placentia. Also war die Schlacht am rechten, östlichen Ufer des Trebia, hier das Lager Hannibals, das römische auf der linken Seite. So Polybius und Livius. Aber es entstehen strategische Schwierigkeiten, die es wahrscheinlich machen, dafs Hannibals Lager links, das römische rechts vom Trebia war.

Paderborn. Gymnasium Theodorianum. II A, II B, III A sind in Parallelcötus getheilt, so dafs die Anstalt 12 getrennte Classen zählt. In I Zumpt, in II Siberti. — Abit.-Arb. in der Religion (kath.): a) Lehre der Kirche über die Person Jesu Christi. b) Was ist eine sittliche Handlung? Welche sind die Kriterien einer sittlich guten Handlung? — (ev.): a) Was ist die Kirche? b) Ausführliche Erklä-

rung des 4. Gebotes. — Deutsch: Die sittliche und politische Erniederung oder Erhebung und Höhe eines Volkes bedingt entsprechende Phasen seiner Literatur. Aus der Natur der Sache und aus der Geschichte der Griechen, Römer und Deutschen nachgewiesen. — Latein: *Alexander Magnus Asiam expugnat eamque graecis artibus aperit.* — Schülerzahl 495, Abit. 60. — Abhandl.: Dreiecks-Zeichnungen. Von Oberl. Dr. Féaux. 20 S. 4.

Recklinghausen. Gymnasium. Abitur.-Themata: 1) Gang der Handlung in Schillers Wallenstein. 2) *Fabiorum ad Cremeram clades cum Lacedaemoniorum in Thermopylis nece confertur.* Abit. 19, dazu 3 Ext. — Ohne Abh.

Rheine. Gymnasium Dionysianum. Nachdem in Rheine die Gegenreformation durchgesetzt war, erhielten 1635 nach langen Streitigkeiten mit den eifersüchtigen Minoriten die Franziskaner die landesherrliche (fürstbischöfliche) Einwilligung zu einer Niederlassung und begannen 1658 den Jugendunterricht. Uneinigkeit mit der städtischen Schule zwang sie anfangs zu einer Beschränkung auf die oberen Classen; 1675 wurde endlich die Anstalt zu einem vollständigen Gymnasium erweitert, in der Weise der Jesuitenschulen. 1683 wurden sämmtliche Franziskaner-Schulen des Fürstbisthums Münster aufgehoben, angeblich wegen zu grofsen Zudrangs zu den gelehrten Studien. Der Rath der Stadt sah sich daher zu einer Erweiterung der städtischen Schule genöthigt; diese Anstalt war aber mangelhaft. 1706 übernahmen die Franziskaner wieder den Unterricht in den unteren Classen. 1708 wurde die Anstalt wieder zum vollständigen Gymnasium erhoben. Seitdem behielten die Franziskaner die Leitung der Anstalt bis zur Aufhebung des Klosters 1812. Die Fürstenbergsche Schulordnung wurde 1776 eingeführt, wie es scheint, nicht ohne Segen; denn unter den Schülern des Rheiner Gymnasiums sind zu nennen Kistemaker, Overberg, Katerkamp, Georg Hermes. Beim Uebergange in preufsisches Regiment war das städtische Schulwesen sehr gesunken. Erst 1823 wurde ein Progymnasium eingerichtet, mit Realclassen. Die Dotation war mangelhaft, der Lehrerwechsel häufig. Dennoch wurde 1851 versuchsweise die Obersecunda in den Lehrplan aufgenommen. Gesuche um Staatszuschufs fanden keine Bewilligung. Durch die Freigebigkeit und Opferwilligkeit der Bürger wurde es dem Gemeindevorstand endlich möglich gemacht, auf jede Beihülfe aus Staatsfonds zu verzichten und die Dotation des vollständigen Gymnasiums aus städtischen Mitteln zu übernehmen (29. Oct. 1860). Darauf wurde Michaelis 1861 die Unterprima, 1862 die Oberprima zugefügt. Als Director trat ein Dr. P. Grosfeld vom Gymn. zu Münster, als 1. Oberl. Dr. Jos. Temme vom Gymn. zu Arnsberg. Schülerzahl 84. — Abh. des Dir. Dr. Grosfeld: Geschichte des Gymnasiums zu Rheine. 28 S. 4.

Rietberg. Progymnasium. Cl. VI—II. Schülerzahl 52.

Vreden. Progymnasium. Cl. VI—II. Schülerzahl 19.

Warburg. Progymnasium. Cl. VI—III. Schülerzahl 81.

Warendorf. Gymnasium Laurentianum. Themata der Abitur.-Arb.: Im Deutschen: a) Würdigung der Licht- und Schattenseiten der Buchdruckerkunst. b) Warum ist es gut, so wenig als möglich Bedürfnisse zu haben? Im Latein: a) *Fabium cunctando, Scipionem audendo restituisse rem Romanam.* b) *Qua via ac ratione Romani tot populos validissimos sub suam potestatem redigere redactosque retinere potuerint.* c) *Julius Caesar cum Alexandro M. comparatus.* Schüler 292, Abit. 44. — Abh. des Hülfsl. Dr. Franc. Casp. Goebbel: *De Theocriti Idyll. I. II., Bionis epitaphii Adonidis, Moschi epitaphii Bionis, Virgilii*

eclogae VIII. ratione strophica. 30 S. 4. Der Verf. behandelt S. 7—12 Theocrit. c. 1, zuerst einzelne Verse, stellt die strophische Theilung Meineke's, Ahrens' und die seinige zusammen und bespricht zuletzt die Refrains. S. 13—15 bespricht die Refrains des 2. Gedichts, V. 61 wird beibehalten, V. 58 gestrichen. S. 15—23 behandelt das Epitaph. Adon., dem strophische Composition zugeschrieben wird; nach Erläuterung der einzelnen Verse hat der Verf. mit Hinzusetzung der Refrains in Strophen abgetheilt das ganze Gedicht S. 19 fgg. abdrucken lassen. S. 23—26 über des Moschus *epit. Bionis*, welches der Verf. mit Ahrens dem Moschus abspricht; in der strophischen Abtheilung weicht er sowohl von Hermann wie von Valckenaer ab. S. 26—28 über Virgil. ecl. 8. In diesem Gedicht allein bedient sich Virg. der Ephymnien, die er aus dem 1. und 2. Gedicht Theokrits entlehnt hat, V. 17—20 bilden das Prooemium. Die Strophen sind:

I. Theil: Prooem. 17—20 | 3. 5. 4. 5. 3. 4. 5. 3.
II. - - 64—67 | 3. 3. 2. 4. 5. 3. 5. 3. 4.

Nach V. 28 ist ein Refrain zu setzen, V. 47—50 mit G. Hermann zu lesen, nach V. 58 ein Vers mit demselben einzuschieben, 98—99 und 101—103 umzusetzen, 108 aber an seiner Stelle zu lassen.

Herford. Hölscher.

II.

Programme mathematischen und naturwissenschaftlichen Inhalts aus den Jahren 1861 und 1862. [1]

Bunzlau, Gymn. 61. (Anonym.) Der mathematische Unterricht auf dem Gymnasium.

Coburg, Realsch. 61. Schlegel, Zum mathematischen Unterricht.

Meppen, Gymn. 62. Wilken, Uebersichtliche Darstellung der vier ersten mathematischen Grundoperationen.

Barmen, Realsch. 62. Neumann, Die arithmetischen Grundoperationen im Anschlufs an die Aufgabensammlung von Heis.

Cöslin, Gymn. 62. Taegert, Abrifs der Verhältnifslehre.

Neu-Ruppin, Gymn. 62 Könitzer, Die Ableitung der Gleichungen aus den Aufgaben. Ein algebraischer Excurs für die Schule.

Ilfeld, Pädag. 61. Deppe, Auflösung der Gleichungen des 2ten und 3ten Grades mit Hülfe der goniometrischen Functionen.

Dillingen, Gymn. 62. Piller, Die Auflösung der höheren numerischen Gleichungen durch successives Quadriren der Wurzeln.

---

[1]) Die Gruppirung der mathematischen Abhandlungen nach bestimmten Gesichtspunkten bot manche Schwierigkeit und ist wohl nicht vollständig gelungen, doch ist die Zahl derselben nicht so grofs, dafs nicht auch diese Zusammenstellung eine Uebersicht über die behandelten Themata gewähren könnte, die gewifs manchem Fachgenossen erwünscht ist. Auf absolute Vollständigkeit kann die ganze Zusammenstellung wohl kaum Anspruch machen; weggelassen sind mit Absicht einige naturgeschichtliche Programme von nur localem Interesse, wie Flora der Umgegend von X. u. dergl.

Magdeburg, Realsch. 61. von Heidenreich, Kurzer Abrifs der Wahrscheinlichkeitsrechnung.

Elbing, Gymn. 62. Scheibert, Herleitung der Allgemeingültigkeit der Binomialformel sowie der logarithmischen Fundamentalgleichung durch Hauptsätze aus der Methode der unbestimmten Coëfficienten.

Elbogen, Ober-Realsch. 62. Mache, Zur Lehre von den unbestimmten Ausdrücken von der Form $\frac{0}{0}$.

Halle, Pädag. 61. Götting, Ueber die biquadratischen Reste und Nichtreste der Primzahlen der Form $4n+1$.

Rinteln, Gymn. 61. Kutsch, Ueber die Behandlung der geometrischen Grundbegriffe.

Meiningen, Gymn. 62. Märker, Ueber wissenschaftliche Schärfe beim Unterricht in der Geometrie.

Siegen, Realsch. 61. (Anonym.) Die Fundamentalsätze der elementaren Planimetrie in systematischer Zusammenstellung.

Dresden, Vitzth. G. Gymn. 61. Klein, Leitfaden zu den Elementen der Geometrie.

Sorau, Gymn. 61. Zerlang, Beitrag zu einer genetischen Entwikkelung der Planimetrie II. (Fortsetz. der Abhandl. von 1860.)

Crefeld, höhere Bürgersch. 62. Jumpertz, Uebersichtliche Zusammenstellung der Sätze der elementaren Planimetrie.

Fulda, Gymn. 62. Lotz, Ueber die Theorie der Parallelen.

Krotoschin, Gymn. 61. Schönborn, Eine Gruppe Aufgaben, das ebene Dreieck betreffend.

Cassel, Realsch. 62. Grebe, Beiträge zur Lehre vom gradlinigen Dreieck.

Paderborn, Gymn. 62. Féaux, Dreiecks-Zeichnungen.

Plön, Gelehrtensch. 61. Klander, Constructions-Aufgaben über das Antiparallelogramm.

Lauban, Gymn. 61. Faber, Einige planimetrische Sätze.

Braunsberg, Gymn. 62. Tietz, Ueber Transversalen.

Frankfurt a. O., Gymn. 61. Janisch, Beiträge zu den harmonischen Eigenschaften des gradlinigen Dreiecks.

Görlitz, Realsch. 61. Maywald, Das reguläre 34- und 514-Eck.

Posen, Realsch. 62. Brennecke, Stereometrie für den höheren Schulunterricht mit 9 Tafeln stereoscopischer Zeichnungen.

Merseburg, Domgymn. 61. Witte, Goniometrische Aufgaben.

Zeitz, Gymn. 62. Stade, 1) Einige trigonometrische Aufgaben für Schüler. 2) Beiträge zur Reciprocität.

Hamm, Gymn. 62. Reidt, Themata zu mathematischen Arbeiten für Schüler.

Minden, Gymn. 62. Gandtner, Die Elemente der analytischen Geometrie für den Schulunterricht.

Bromberg, Realsch. 62. Lehmann, Die Kegelschnitte. Leitfaden für den Unterricht.

Lyck, Gymn. 62. Kuhse, Lehre von den Kegelschnitten in synthetischer Darstellung.

Eutin, Gymn. 61. Gerstenberg, Kegelschnitte als geometrische Oerter der Durchschnittspunkte zweier um feste Punkte drehender Graden.

Königsberg, Realsch. 62. Meyer, Ueber die Art der durch gegebene Stücke bestimmten Kegelschnitte.

Freiberg, Gymn. 62. Michaelis, Sätze aus der höheren Geometrie.

Torgau, Gymn. 61. Müller, Anwendung des Parallelogramms der Bewegung auf Untersuchung einer Curve.

Freiburg, Lyceum. 62. Lehmann, Die archimedische Spirale mit Rücksicht auf die Geschichte.

Kempen, Gymn. 61. Fischer, Ueber die Conchoide.

Holzminden, Gymn. 61. Schaumann, Die Curve, deren Gleichung $x = r \text{ arc. } \left(\text{tang.} = \frac{y}{r}\right)$ ist.

Rostock, Gymn. 62. Möllmann, Untersuchungen über rechtwinklige Secanten der Linien und Flächen zweiten Grades.

Grofs-Glogau, ev. Gymn. 61. Simon, Ueber ebene und sphärische Krümmungslinien.

Berlin, Friedrichs-Gymn. 62. Sarres, geometrische Untersuchungen über Curven höherer Ordnungen und Classen.

Düren, Gymn. 61. Ritzefeld, Analytische Darstellung einiger geometrischer Oerter im Raume.

Fraustadt, Realsch. 61. Mehler, Ueber abwickelbare Flächen und Curven doppelter Krümmung.

Berlin, Friedr.-Wilh.-Gym. 61. Luchterhand, Analytisch-geometrische Untersuchung einer algebraischen Fläche vierten Grades.

Berlin, Werdersches Gymn. 61. Bertram, Ueber die Flächen, welche den Verlauf der elliptischen Functionen versinnlichen können.

Coblenz, Gymn. 61. Maur, Einleitung in die neuere Geometrie. Conformität ebener Gebilde.

Chemnitz, Realsch. 62. Hensel, Die Haupteigenschaften reciprokverwandter Systeme.

Berlin, Handelssch. 62. Lange, Ueber Collineation ebener Systeme.

Gotha, Gymn. 61. Bretschneider, Ueber die Anzahl der Graden, Ebenen und Punkte, welche durch gegebene Punkte, Grade und Ebenen in der Ebene und im Raume bestimmt werden.

Halle, Realsch. 61. Hahnemann, Bewegung zweier durch eine starre Linie verbundener materieller Punkte auf einem vertikalen Kreise.

Brandenburg, Gymn. 62. Schönemann, Ueber die Bewegung veränderlicher ebener Figuren, welche während der Bewegung sich ähnlich bleiben in ihrer Ebene.

Leobschütz, Gymn. 62. Fiedler, Zur geometrischen Analysis der Griechen.

Eisenach, Real-Gymn. 62. Weifsenborn, Die geometrische Deutung imaginärer und complexer Zahlen und ihre Anwendung auf die Geometrie.

Halberstadt, Realsch. 61. Hinze, Ueber die singulären Integrale der Differentialgleichungen erster Ordnung zwischen zwei Veränderlichen.

Zittau, Gymn. 62. Dietzel, Ueber die Aufgabe, die Methode und das Ziel der physikalischen Forschung, nebst einigen Bemerkungen über die Beziehungen der Naturwissenschaften zum socialen Leben und zur Philosophie und Theologie.

Ulm, Gymn. 62. Planck, Grundzüge einer genetischen Naturwissenschaft.

Friedland, Gymn. 62. Flemming, Die Lehre vom Schwerpunkt in elementarer Behandlung.

Fraustadt, Realsch. 62. Krüger, Ueber Foucaults Pendelversuch.

Graudenz, Realsch. 62. Krusemark, Ueber die Schwingungen rechteckiger elastischer Platten.

Königsberg, Friedr.-Colleg. 62. Hoffmann, Ueber tordirte Dräthe.

Budissin, Gymn. 61. Koch, Ueber die Bestimmung der musikalischen Tonverhältnisse.

Neifse, Realsch. 61. Sondhaufs, Ueber die durch Temperaturverschiedenheit sich berührender Körper verursachten Töne.

Bonn, Gymn. 61. Zirkel, Das Thermometer als Hypsometer.

Stade, Gymn. 62. Brandt, Ueber die Gesetze der strahlenden Wärme.

Klagenfurt, Gymn. 61. Robida, Erklärung der Lichterscheinungen.

- - 62. Derselbe, Erklärung der Beugung, Doppelbrechung und Polarisation des Lichtes.

Altenburg, Gymn. 62. Braun, Ueber die Anwendung optischer Sätze.

Troppau, Ober-Realsch. 62. Ulrich, Die Brillen der Weitsichtigen und Kurzsichtigen.

Salzburg, Gymn. 61. Sacher, Die Analyse der Lichtquellen.

Breslau, höhere Bürgersch. z. heil. Geist. Marbach: Ueber „*hémiédrie non superposable*" oder gewendete Krystallformen.

Wiesbaden, Realgymn. 61. Greifs, Zur Geschichte des Magnetismus.

Königsberg, Altstädt Gymn. 62. Schumann, Eine neue Tangentenboussole.

St. Wendel, Progymn. 62. Quint, Die Entwickelung des electromagnetischen Telegraphen.

Stettin, Realsch. 62. Most, Potentialbetrachtungen mit Berücksichtigung magnetischer und electrischer Kräfte.

Wehlau, Realsch. 62. Schwarz, Von den Beziehungen des Lichtes, der Wärme, der Electricität und des Magnetismus zu den in der Bildung begriffenen und fertigen Krystallen.

Treising, Gymn. 62. Ziegler, Mechanische und kosmische Physik unter Anwendung der einfachsten mathematischen Hülfsmittel.

Schwerin, Gymn. 61. Hartwig, Ueber die Berechnung der Auf- und Untergänge der Sterne.

Anclam, Gymn. 62. Spörer, Beobachtungen von Sonnenflecken und daraus abgeleitete Elemente der Rotation der Sonne.

Schwerin, Gymn. 62. Schulze, Ueber den Lauf des d'Arrestschen Kometen.

Berlin, Cöln. Realgymn. 62. Bischoff, Abrifs der qualitativen analytischen Chemie unorganischer Stoffe mit Vermeidung des Schwefelwasserstoffs.

Nordhausen, Realsch. 61. Burghardt, Anleitung zur Analyse vermittelst des Löthrohrs.

Barmen, Realsch. 61. Fasbender, Ueber einige Uranverbindungen.

Berlin, Friedr.-Gymn. 61. Schellbach, Ueber einen neuen Jodschwefel und andere Jodverbindungen.

Oels, Gymn. 62. Anton, Ueber Erdbildung.

Stralsund, Realsch. 61. Passow, Die Pflanze und die Luft.

Laibach, Gymn. 62. Wretschko, Zur Entwickelungsgeschichte des Laubblatts.

Berlin, Gewerbesch. 62. Liebe, Ueber die geographische Verbreitung der Schmarotzerpflanzen.
Erfurt, Realsch. 62. Schlapp, Die Brutpflege der Arthropoden insbesondere der Insecten.
Meseritz, Realsch. 61 u. 62. Loew, Neue Beiträge zur Kenntniſs der Dipteren VIII u. IX.
Coburg, Realsch. 62. Eberhard, Abhandlung über die Infusorien II.
Gratz, Gymn. 61. Weymayer, Ueber leuchtende Thiere.

Berlin. Rühle.

III.

Text, Zeichen und Scholien des berühmten cod. Venetus zur Ilias von J. La Roche, Professor am K. K. akad. Gymn. in Wien. Wiesbaden (Chr. Limbarth) 1862. 79 S.

Es ist wirklich Zeit, daſs Cobet mit seiner schon längst angekündigten Ausgabe der Scholien zur Ilias hervortrete. Hätte er es bereits gethan, so hätte er Herrn La Roche die genannte Schrift erspart, die uns in Ermangelung der noch immer fehlenden holländischen Eröffnungen eine Photographie des Marcianus in Visitenkarten-Format liefert. Unter 8 Rubriken werden nach einer allgemeinen Beschreibung der Handschrift (welche z. B. auch den fast durchgängigen Gebrauch des *β* für *μ* anführt) die Eigenthümlichkeiten derselben angegeben. Diese Rubriken sind: 1. Accent (dabei auch die Frage, ob Synthesis oder Parathesis). 2. Spiritus. 3. Jota subscr. 4. das paragogische *ν*. 5. sonstige Eigenthümlichkeiten. 6. Zeichen. 7. Scholien. 8. Text. In dem letzten Abschnitt findet man auſser den kritischen Zeichen (mit nicht unerheblichen Verschiedenheiten von Villoison) die Liste derjenigen Stellen, wo Dindorf von der Schreibweise des Cod. abgewichen ist (ohne Rücksicht natürlich auf die D.'schen Incorrectheiten, wie z. B. *πῆλε τε Ζ* 474, *Ἀργεΐ περ Ο* 372, *οὔτέ τεφ Π* 227, *κὰδ'* 410, *ἄρ* 421, *μή πως με Ρ* 95 u. a.). Doch findet sich einiges, was D. ebenso hat, wie der Verfasser als Lesart des V. bezeichnet. Bisweilen ist dies besonders von ihm bemerkt, bisweilen aber auch nicht, wie z. B. bei *ἐστὶν Γ* 167 (von keinem Herausgeber anders gedruckt), *ἐπὶ Δ* 384, *με φίλησ' Ι* 481, *ἐξενάριξεν* („wie BK.", aber Bekker hat gerade das Imperf. *-ζεν*, und so wohl am Ende auch unser Codex? *διὰ τοῦ ζ οὖν γραπτέον παρατατικῶς*) *Λ* 368, *μή τισ* 705, *πάντη Ν* 736 (wenn nicht etwa *πάντηι* gemeint ist), *μήτε τιν'* (vielleicht *μήτέτιν'*?) *Ξ* 342. Der Verf. klagt sehr über die Mangelhaftigkeit und den incorrecten Druck der Dindorf'schen Ausgabe, die nicht besser sei als die früher bei Tauchnitz dutzendweise fabrizierten. Das

hätte er sich für seine eigne Schrift zu Herzen nehmen und aufser den obigen Flüchtigkeiten von S. 31 bis zu Ende noch folgende Fehler beseitigen können: *B* 345 statt 351. *E* 343 *κάμβαλεν*, nachdem eben gesagt ist: „336—635 sind von späterer Hand geschrieben: die Scholien und Zeichen fehlen, *μ* vertritt in diesen 300 Versen nie die Stelle des *β*“. *H* 337 statt 327. *I* 290 st. 291. *Λ* 300 st. 295. 393 st. 392. *N* 9 st. 8. *Σ* 250 st. 255. *Ψ* 481 *μέμηκε. νείκει* st. *μ.* 483 *νείκει.* 805 st. 804. — Der nächst vorhergehende Abschnitt (die Scholien) hätte füglich wegbleiben oder wenigstens erheblich gekürzt werden können. Neues lernt man daraus sehr wenig wesentliches. Dafs Bekker zum Theil ungenau und willkürlich verfahren ist, war schon bekannt, ehe Herr La Roche den höchst originalen „Ausspruch“ that, dafs eine neue genaue Ausgabe der Sch. des V. sehr zu wünschen sei. Er giebt aus allen 24 Büchern „eine kleine Anzahl solcher kurzen Scholien, die geeignet sind, das von B. angewendete Verfahren näher zu beleuchten“. Aber eine grofse Anzahl dieser kleinen Anzahl kennen wir schon aus dem Programm von Pluygers *De carminum Homericorum veterumque in ea scholiorum post nuperrimas retractanda editione* (*Lugd. Bat.* 1847), das freilich Herrn La Roche nicht vorgekommen zu sein scheint; wenigstens erwähnt er es nirgends. Von dem, was unser Verf. als neu anführt, hätte er bei P. schon verzeichnet finden können die Notizen zu *Λ* 8. 16. 41. 73. 124. 298. 304. 332. 404. 424. 523. *B* 163. 278. 739. 811. *Γ* 99. 270. *E* 89. 104 (nur giebt P. *δῆθ'*, L. *δήθ'* an). 224. 227. 230. 258. 657. 893. 901. *Z* 435. *H* 7. 16. 353. *Φ* 73. endlich zu *E* 842 (auf S. 40 nachgetragen). Ebenso ist schon im Aristarch von Lehrs gesagt. was über *I* 242 und *K* 445 mitgetheilt wird [p. 14. 17 *)]. Herr La Roche konnte doch anführen, dafs L. hier das richtige gesehen. Das übrige ist zu grofsem Theile entweder total überflüssig oder liefert nur neue Beweise zu dem von Pluygers mitgetheilten. Ich vermag wenigstens die Gründe nicht zu entdecken, weshalb Bemerkungen, die sich an derselben Stelle im Codex zweimal geschrieben finden, zweimal gedruckt werden müssen. *Δ* 527 hat Bekker: *Ἀρίσταρχος διὰ τοῦ ᾱ ἀπεσσύμενον, ἀπιόντα τὸν Πείρωα· ἐν δὲ τῇ ἑτέρᾳ ἐπεσσύμενος, ἵνα ἐπὶ τοῦ Θόαντος λέγηται.* Welchen Zweck hätte es nun gehabt, wenn er Herrn La Roche's Misbilligung vorausahnend das kürzere Scholion zugesetzt hätte *ἀρισταρχ διὰ τοῦ ᾱ ἀπεσσύμενον*? Oder wenn bei *H* 6 zu lesen ist: *ἐλαύνοντες· κατ' ἔνια τῶν ὑπομνημάτων ἐρέσσοντες*, sollte man dann die Wiederholung *γρ. ἐρέσσοντεσ* nicht füglich entbehren können? In gleicher Weise steht es mit *H* 144. 238. *I* 73. 612. 653. *K* 38. 48. 53. 347. *Λ* 437. 439. *Ξ* 125. 349. 412. *O* 197. 225. 232. 417. 563. *Π* 379. *P* 202. *Σ* 100. 557. 576. 579. *T* 386. *Υ* 471. *Φ* 347. 606. *X* 416. *Ω* 30. Noch weniger läfst sich absehen, warum Bemerkungen, die ganz identisch zweimal bei demselben Verse stehen, auch doppelt gedruckt werden müssen, wie *H* 175. *I* 128. *Λ* 600. *N* 460 (485). Diejenigen Noten, die B. gänzlich bei Seite gelassen haben soll, finden wir mit einem *

bezeichnet. Was es damit auf sich hat, mögen einige Beispiele erläutern. *Γ* 406 *ἀρισταρχ κελεύθου* — bei Bekker: *ἀπόειπε κελεύθους· Ἀρίσταρχος ἀπόεικε διὰ τοῦ κ ἀντὶ τοῦ ἀπόειπε, καὶ χωρὶς τοῦ σ κελεύθου*. *E* 203 *ἀρισταρχ ἄδην, ἄλλοι δὲ ἄδδην διὰ β΄ δδ*: — B. *Νικίας διὰ δύο δ γράφει — Ἀρίσταρχος δὲ δι' ἑνὸς δ κτλ.* 211 *ἀντὶ τοῦ τῶν τρώων*: „*Aristonicus*" — B. *ὅτι ἀντὶ τοῦ Τρώων τῶν ὑπὸ τὴν Ἴδην κτλ.* 249 *ουτωσ ἀρισταρ ἐφ' ἵππων*: — B. *οὕτως Ἀρίσταρχος ἐφ' ἵππων κτλ.* *Z* 71 *οὕτως ἀρισταρχ τεθνηῶτασ*: — B. *Ἀρίσταρχος τεθνηῶτας*. 448 *ὅτι θηλυκῶσ τὴν ἴλιον*: — B. *ἡ δὲ διπλῆ, ὅτι θηλυκῶς τὴν Ἴλιον*. *H* 452 *ἀρίσταρχοσ τὸ ἐγώ*: — B. *τοῦ δ' ἐπιλήσονται τό τ' ἐγώ· χωρὶς τοῦ τέ ἐν ταῖς Ἀριστάρχου τὸ ἐγώ κτλ.* Nicht besser stimmt das Sternchen mit der Wahrheit an folgenden Stellen überein: *Θ* 23. 213. 349. 415. *I* 86. 401. 472. *K* 41 *ἐν ἄλλῳ θρασυκαρδ* (d. h. doch nur *θρασυκάρδιος εἴη*). 93. 495. *Λ* 368. *N* 246. 594. 617. *Ξ* 173. *Π* 668. *Φ* 397. Was Herr La Roche hier nachtragen zu müssen glaubt, hat B. entweder wörtlich ebenso oder, wie vorhin, in gröfseren Scholien mit enthalten. Was sollen also die Sternchen? — Und was bleibt nun von wirklichen Nachträgen übrig? Statt zehn hätten drei Seiten dazu genügt. Denn ich bin nicht der Meinung, dafs u. a. *A* 80 Bekker hätte drucken sollen: *ὅτι ζηνόδοτοσ χωρὶσ γρ* anstatt: *ὅ. Ζηνόδοτος χωρὶς τοῦ ν̄ γράφει* oder *H* 428 *πυρκαιὰσ*. Von dieser Art ist das meiste von Herrn La Roche's Erinnerungen. Das andere beschränkt sich von *A—M* auf folgendes. * *A* 49 *ἀρίσταρχ οτονοσ* (*ὀξυτόνως*?) *παρα τὴν βιαν*. 374 *οὕτωσ ἰακῶσ τὸ λίσσετο*. Aehnliche Ungenauigkeiten wären noch mehr zu verzeichnen. *B* 150 *οὕτωσ νῆασ ἐπ̃* (dies bedeutet nach der Schreibart des Cod. die Anastrophe) *ἐσσεύοντο*. * 795 *προσέφη· γρ. μετέφη*. * *Γ* 320 *ἀντὶ τοῦ ἴδησ μεδέων* (ergiebt sich nach 276 von selbst) u. dgl. m. 373 „*οὐ μέντοι ἐν τῇ Ἀριστάρχου* steht nicht in der Hs." 416 *ἐν τῆι ἑτέρα τῶν ἀρισταρχ ἄχθεα* (nicht dabei *ἐγέγραπτο*) *τινὲσ δὲ ἄλγεα* (nicht *γράφουσιν*) u. dgl. m. *Δ* 148 *οὕτωσ αρισταρχ ῥίγησεν δὰρ κτλ.* (nicht *δ' ἄρ'*). 299 *ἔεργεν*, nicht *ἔεργεν*. * *E* 104 *ἀριστχ βελοσ*. 118 *τὸν δέ τέ μ'*, nicht *τόνδε τέ μ'*. * 124 *ἀντὶ τοῦ μάχου* („von Aristonicus"). 199 *ἐμμεμαῶτα* (d. h. *ἐμβεβ.*), *οὕτωσ ἀρισταρχο*. * *Z* 218 [*ἡ διπλῆ*] *ὅτι περισσὸσ ὁ καὶ συνδεσ*. 266 *οὕτωσ ἀρισταρχ καὶ* (nicht *ὁ δὲ*) *ηρωδιανο ἀνίπτηισιν*. * 353 *γρ. καί μιν*. (also auch *νιν*?). * 403 [*ἡ διπλῆ*] *ὅτι παρετυμολογεῖ*. * 415 [*ἡ διπλῆ*] *ὅτι ἀντὶ τοῦ εὐναιομένην*. * *H* 33 *ὅτι ζηνόδοτ γρ. τὸν δ' ἠμείβετ' ἔπειτα*. * 46 [*ἡ διπλῆ*] *ὅτι ἀντὶ τοῦ πορευθ*. * 74 *γρ. τῶν εἰ καί τινα θυμόσ*. * 89 *ἀρισταρχ διὰ τοῦ η̄ τεθνηιῶτοσ*. * 333 [*ἡ διπλῆ*] *ὅτι οἱ ἀρχαιοὶ ἔκαιον τὰ σώματα*. (ergiebt sich aus den Worten zu 334 f.) * *Θ* 60 *γρ. ἵκανον*. 163 *ἀρισταρχ ἀντὶ τοῦ τέτυξο* (wofür zu schreiben *ἀντὶ τέτυξο*). * 249 *ἐν ἄλλῳ θήκατο νεβρόν*. * 76 *οὕτωσ γρ. ὅτι δήιοι*. * 252 *ἀρισταρχ παρῴχωκεν*. * 387 *οὕτως αρισταρχ* (nämlich *τεθνηιώτων*) *ἄλλοι δὲ κατατεθνειώτων* (anderweitig schon bekannt). * 408 [*ἡ διπλῆ*] *ὅτι συνδ ὁ και* (zu schr. *δαί*) *καὶ οὐκ ἄρθρον*. * 452 *ὀλέσσηις· ἀρισταρχ ὀλέσσαισ*.

* *Λ* 140 [ἡ διπλῆ] ὅτι ἀντὶ τοῦ ἄγγελον (ergiebt sich auch aus andern Stellen). * 421 δουρί· γρ. χαλκῶι. * 424 οὕτωσ ἀρισταρχ δουρὶ κατὰ προτμηστιν. *M* 11 οὕτωσ ἀρισταρχ ἔπλε. * 85 τὸ ὅλον αυτε επιτάφρω. * 87 γρ. ἕκαστοσ, * 179 ἐν ἄλλῳ θυμῶι. Bisweilen hat Bekker dasselbe, was Herr L. anführt, aber freilich nicht aus A., und das ist allerdings von unzweifelhafter Wichtigkeit. *Z* 270 γρ. καὶ γεραιράς. (D.) 479 ἀρισταρχ πατρόσ γ' ὅδε. (Be. Ἀρίσταρχος δὲ πατρός γ' ὅδε γράφει. V.) *Θ* 193 [ἡ διπλῆ] ὅτι ἀντὶ τοῦ ὅλην. (Be. πᾶσαν· ἀντὶ τοῦ ὅλην, ὡς πᾶσαι πύλαι ὅλη πύλη. V.) 423 οὕτωσ σὺ διὰ τοῦ ῡ τὸ δὲ ἀδεὲσ διενοσ δ ὁ ἀρισταρχ. (Be. σὺ ἄνευ τοῦ γέ. V. ἀδεὲς δι' ἑνὸς δ ὁ Ἀρίσταρχος. A.) *I* 78 διαρραίσει· δι' ἑνὸς ρ̄ αἱ Ἀριστάρχου. (D.) 349 ἀρισταρχ καὶ ἤλασεν ἐκτόθι τάφρον. (L.) *K* 41 δημήτριοσ ἰξίων. (Be. ἔσται· γράφεται ἐστίν, καὶ ἐν ἄλλῳ εἴη. A. ὁ Ἰξίων ἐστί γράφει. V.) *Λ* 55 οὕτωσ αριστ κεφαλὰσ ενθαδε. (Be. ἰφθίμους κεφαλάς· οὕτως αἱ Ἀριστάρχου. V. vgl. die Note des Aristonicus.) 450 ἐκ πλήρουσ ἀρισταρχο ὼσ ὦκε. (Be. ὦ Σῶκε ἐντελῶς αἱ Ἀριστάρχου. V.) 583 ἐν ἄλλῳ εἷλκεν ἐπευρυπυλωι. (Be. ἐν ἄλλῳ εἷλκεν. V.) 686 οὕτωσ ἀρίσταρχ χρεῶσ. (Be. οὕτως Ἀρίσταρχος, χρέωσ. D.) *M* 41 ἔντισι θηρευτῆρσι. (Be. γράφεται καὶ θηρητῆρσι κτλ. V.) 161 ἀρισταρχ βαλλομένων ἄλλοι δὲ βαλλόμεναι. (V.) Aus den späteren Büchern hebe ich heraus: *O* 626 nicht ἡ διπλῆ δέ, ὅτι Ζηνόδοτος χωρὶς τοῦ ῑ ἄχνη, sondern nur Ζηνόδ. χωρ. κτλ. (Didymus.) Dagegen [ἡ διπλῆ ὅτι] ἀρσενικῶς δεινὸς ἀήτη κτλ.

Von gröfserer Bedeutung ist die Collation des Textes, von der wir aber nur weniges hier anführen können. Unter den orthographischen Eigenthümlichkeiten des Cod. (mit Ausnahme der von zweiter Hand herrührenden Blätter) steht neben dem Gebrauche des μ für β das ι προσγεγραμμένον obenan. Aufser θνήισκω und θρώισκω (nach alter Ueberlieferung, daher auch τεθνηιώς) finden wir in der überwiegenden Mehrheit der Stellen Τρωιή (auch τρωιοὺς *Ψ* 291) und δμωιή, τρωιάς, ἀλωιή, die Adverbia ἧιχι, πῆι, πάντηι (aber πάντη *N* 736), fortwährend ὤιμοι. Ferner: πρώιην *E* 832, ζωιῆισι *Σ* 418, αἰζηιός *Ψ* 432, κικλήισκετο *K* 300, θρωισμῶι *Λ* 56 *Υ* 3, ὀπίσσωι *Z* 352, προτέρωι *Ψ* 490. 526, ἑκαστάτωι *K* 113, θωιήν *N* 669, ἐπίηιρα *Λ* 572, ἤιρατο *Γ* 373, ἐνήιρατο *E* 59, ἀπ νήιναντο *H* 185, ἀνήινασθαι 93, selbst ἐν ἧικεν *Ψ* 390, μεθείωι *Γ* 414, ἐνμμελίωι *Δ* 47, δάμνηισι *E* 746, εἴηι *Z* 521, πλαίηι *K* 307, δώνηι 527 u. a. und δώιη z. B. *H* 81 u. ä., ὀρώιρηι *I* 610, κραδίηι 646 u. ä., ὠιδ' *Λ* 785, κεφαλήιφιν *K* 30 (gewöhnl. κεφαλῆιφι), dagegen μίηφι *M* 253, φαινομένηφι *Λ* 685 u. a. vgl. ἐρέβευσφιν *I* 572 u. s. w. ἄνεωι hat jedesmal sein ι, und Herr L. bricht eine Lanze für dessen Wiedereinführung (S. 12). Doch müssen wir noch immer mit Aristarch der Stelle in der Odyssee entscheidendes Gewicht beilegen und nach ἡ δ' ἄνεω δὴν ἧστο auch τίπτ' ἄνεω ἐγένεσθε etc. für richtig halten. Das ι fehlerhaft hinzuzufügen, lag sehr nahe, da das Wort an allen Stellen der Ilias im Plural steht, und die Schreibart unseres Cod. kann bei dessen unzähligen Fehlern

gerade mit diesem ι unmöglich mafsgebend sein. — Ausgelassen wird das ι bei τῶ in der Bedeutung darum, bei καλλιπάρηος und χαλκοπάρηος, und an einzelnen Stellen, wie ὑπερώην X 495, κυανοπρώροιο Ψ 693, τῶ 'μῶ A 608 u. a.

ο für ω findet sich A 13 φέροντ' = φέρων τ' (372), B 729 ιθόμην, Z 16 τόνγε. η für ε A 476 ἀπονηυρῆσ, T 386 ηὖτε. ι für ει B 868 φθῖρῶν (die Quantitätszeichen auch sonst, z. B. θέσπῖαν B 498, νῦ Δ 242), A 728 ποσιδάωνι (an andern Stellen daneben mit ει), 757 ἀλισίου, N 441 ἐρῖκόμενοσ, Ψ 346 ἀρίονα. ει für ι Δ 245 γείνεται, I 73 ὑποδεξείη, 200 κλεισμοῖσι, K 473 τριστοιχεί, Ξ 43 φθεισήνορα, Σ 566 νείσοντο. η für ει K 97 καταβήομεν. Verdoppelungen: τρίκκησ Δ 202, θυσανόεσσαν E 738, συννεχὲσ M 26, αἰθούσσῃσιν Y 11 u. a. Dagegen νισόμενον N 186 O 577, μόρέησ I 5 Ψ 195, ἔριψε Ψ 842, ὅτι Δ 193 Ψ 71. Auflösungen von Diphthongen: τροΐην A 129, πάισ N 825 Ξ 239 Ω 638, dagegen πηλεῖ Ω 61. Synizesen: χρυσῆσ Γ 64 Y 272 X 470 Ω 699. Wortformen: ἐπειῆ A 156 etc. Dagegen τί ἤ fast immer. Πηλείδ' ἤθελ' A 277 (vgl. δ' ἤπειτα O 163 Y 338, ἐμώκυμόρωι Σ 458), dagegen αἴκε θέλησθα Σ 457 (εἴκ' Θ 535, αἰ γὰρ N 825). σύον Θ 246. ἕωσ A 193 und immer so, dgl. χρέωσ A 686. γίνομαι und γινώσκω. πάντοσε ἴσην M 294 und so immer ausgen. A 61. θύιω A 180 Π 699 Φ 234. μυιῶν Π 315. 324. πορδαλίων N 103 u. s. f. ζῆν' am Ende eines Verses wird zwischen diesen und den folgenden getheilt Θ 206 ζῆ 207 ν'· αὐτοῦ. Ξ 265 Ω 331.

Das ephelkystische ν steht am Ende des Verses in der Regel nur dann, wenn der folgende mit einem Vocal beginnt, also z. B. nicht A 25 ἔτελλε· Μή. Doch sind Ausnahmen nicht selten, wie B 36 ἔμελλεν. Φῆ. Häufiger ist das umgekehrte, wie A 599 θεοῖσι, Ὡς — mitten im Verse A 470 πάθῃσι ἐνιτρώεσσι. (vgl. Ξ 412 μεμλήκει ὑπὲρ κτλ.) Mitten im Verse steht es oft auch wenn schon Position vorhanden ist: Γ 220 κεν ζάκοτον, Δ 129 πρόσθεν στᾶσα, Θ 440 λῦσεν κλυτός, störend A 345 ῥίγησεν βοήν. Vor Liquiden fehlt es nicht selten, wo Position erforderlich ist: O 615 ἔθελε ῥῆξαι, Φ 239 μαθείῃσι μεγάλῃσι, so auch A 422 ἀχαιοῖσι, πολέμου. Ἐγώ nimmt vor εἴπω kein ν B 139 I 26 M 75 Σ 297; in der Arsis auch nicht I 167 ἐγὼ ἐπιόψομαι, T 83 ἐγὼ ἐνδείξομαι. Οὕτω in der Regel vor Consonanten, οὕτως vor Vocalen; Ausn. z. B. Δ 307 οὕτω. Ὧδε.

Auf weiteres können wir hier nicht eingehen. Wer sich für die Sache interessirt, mufs unsere Schrift selbst in die Hand nehmen und wird manches noch nicht bekannte mitgetheilt finden. Die Ausbeute von wirklich neuen Lesarten, abgesehen von orthographischen Dingen, ist aber sehr gering.

Berlin. W. Ribbeck.

IV.

Isocrates und Athen. Beitrag zur Geschichte der Einheits- und Freiheits-Bewegung in Hellas, von W. Oncken. Heidelberg 1862. VI u. 151 S.

Die politischen Bewegungen unserer Zeit vollziehen sich in ähnlichen, aber durchaus nicht gleichen Formen mit denen des Alterthums. Ist durch jene auch unser Verständnifs des politischen Alterthums unzweifelhaft gewachsen, so laufen wir doch andererseits Gefahr, heut dominirende Begriffe, das Produkt unserer geschichtlich und philosophisch skeptischen Entwicklung, pure den naiven Strebungen und Strömungen einer naiv entstandenen und ausgebildeten Welt unterzuschieben. Die „Einheits"-Versuche, ist der allgemeine Inhalt vorliegender Schrift, welche die „Grofsmacht" Sparta, und die Versuche, welche Athen machte, den „Staatenbund" in einen „Bundesstaat" umzuschaffen, erlagen der „öffentlichen Meinung", welche die Autonomie oder Freiheit der Einzelnen begünstigte. Solche „Niederschläge nun einer grofsen Zeitströmung" sind die beiden Reden von Isocrates, der *πανηγυρικός* und *συμμαχικός*. Beide bespricht der Verf. ausführlich. — Ich möchte diesen Stoff nicht dankbar nennen. Isocrates' Stellung in Wissenschaft und Politik ist allgemein bekannt und bietet vielleicht am allerwenigsten zu Controversen Anlafs, man müfste denn scharf zugespitzte Thesen ruhig zergliedern, wie die übrigens nicht neue: „Isocrates der Socrates der Redekunst", oder „Socrates, in dessen Thätigkeit bahnbrechend ist die unablässige Hervorhebung und Betonung der dem Leben und der Lehre der Athener abhänden gekommenen Einheit von Staat und Gesellschaft". Ferner liegt die Tendenz jener zwei Reden so offen da, dafs auch des Verfassers geistreiches Raisonnement diesen „Schersprüchen, welche, der eine den zweiten athenischen Bund, der andere das Scheitern der bundesstaatlichen Politik Athens im Verlauf des ausgebrochenen Sonderbundkrieges weissagen", neue Gesichtspunkte von Bedeutung nicht abgewinnt. Die Behandlung ist trotz der pointirten und nicht selten von Geistesblitzen durchzuckten Darstellung dennoch breit, aber nicht behaglich breit, vielmehr weil sie überall nur den Rahm abzuschöpfen sucht, unruhig und nichts weniger als geschlossen oder frei von Widersprüchen. Endlich an den positiven Ergebnissen der Untersuchung wird als sicher und mit Dank die durchaus folgerichtige Combination anzunehmen sein, wonach der Sonderbundskrieg veranlafst ist durch Chares eigenmächtigen Angriff auf Chios, um die Zahlung von *συντάξεις*, zu welcher die Insel nicht verpflichtet war, zu erzwingen. Ebenso richtig bestimmt der Verf. aus dem ganzen Charakter der Rede *π. εἰρήνης* (*λ. συμμαχικός*) und aus dem, was Isocrates sagt und nicht sagt, als Abfassungsjahr derselben das erste Jahr des Bundesgenossen-Krieges. Gern sehen wir ferneren Spezial-Untersuchungen dieser Art von Hrn. Oncken ent-

gegen; gern auch bäten wir ihn um ausführliche Begründung seiner Ansicht, dafs das unter Xenophons Namen erhaltene Schriftchen von den Einkünften Athens, welches uns den Schmerzensschrei der Geschäftswelt Athens und ihre leidenschaftliche Sehnsucht nach Frieden aufbewahrt hat, unmöglich von Xenophon verfafst sein könne; könne doch ein derber und abenteuernder Krieger, wie X. einer war, nimmermehr denken und reden wie ein in der Wolle gefärbter Geschäftsmann.

Magdeburg. C. Rehdantz.

V.

Demosthenis orationes contra Aeschinem de corona et de falsa legatione cum argumentis Graece et Latine. Recensuit cum apparatu critico copiosissimo J. Th. Voemelius. Lips. Teubner. 1862.

Wer sich für Demosthenes interessirt, kennt die kritische Ausgabe der Staatsreden, welche Herr Voemel 1857 besorgt hat; ihr schliefst sich die vorliegende in Einrichtung [1]) und Behandlung vollkommen an, vollkommen auch in der treuen Unermüdlichkeit und umfassenden Gelehrsamkeit, mit welcher das kritische Material gesammelt und so verarbeitet ist, dafs an gar vielen Stellen die Wahl der Lesart entweder mit Worten früherer Herausgeber und Kritiker, oder noch häufiger von dem Verf. selbst begründet wird. Füllen doch Text und Commentar der 2 Reden mehr als 700 comprefs aber schön gedruckte Seiten; gleichwohl ist nichts unnütz, nicht zur Sache gehörig. Die Fortsetzung der *prolegomena grammatica* [2]) nehmen wir mit Dank an, überzeugt, dafs solche Spezial-Sammlungen und Untersuchungen auf Grund der besten Codices aller Autoren — denn unsere griechische Grammatik war auf die älteren Editionen, d. h. die schlechteren Handschriften gebaut — erst mit Umsicht vorgenommen und zu Ende geführt sein müssen, ehe das entscheidende Urtheil möglich ist, welches die Leydener Schule sich anmafst. Einige Resultate [3]) hat Herr Voemel in die vorliegende Ausgabe aufgenommen.

---

[1]) nur dafs die lateinische Uebersetzung nicht neben, sondern unter dem griechischen Texte steht.

[2]) § 141—151 *Ὀλυμπιάσι. Ἕνη. Ἐρέτρια. Ἀγνούσιος. Ἱπποθωντίς. Κολλυτεύς. Κλητήρ. Πυλάγορος. Εἶπον εἶπας* etc. *De optativi formis quibusdam. De aoristi infinitivo post verba sperandi et promittendi.* Es folgt die Zusammenstellung aller Hiate im codex Σ innerhalb der 2 Reden. Das ganze Werk schliefst ein reichhaltiger Index.

[3]) Er schreibt *Ἀμφικτυόσι, ἀνδρείας, ἑόρακα, ἀπωλώλεκε, ἀνηλώκασιν, πρόοιντο*, läfst als Endung der 2ten Person Sing. Indic. im Passiv (Med.) nur *ει*, des Acc. Plur. der Wörter auf *εύς* nur *έας* gelten.

Der Reichthum des bisher bekannten kritischen Materials ist aus mehr als zwanzig italiänischen und Wiener Codices mit Varianten theils zu beiden Reden, theils zu einer von beiden, theils zu einzelnen Partien vergröfsert, und obwohl auch jetzt noch unbenutzte Handschriften uns bekannt sind, ist doch was Einem Manne möglich war — und mehr als dies — geleistet und für die Kritik des Demosthenes eine so umfangreiche und sichere Grundlage wie bei wenigen Autoren des Alterthums gewonnen. Aber was nutzt — fragt Mancher — all dieser Reichthum von Varianten? Sind wir doch Sklaven von codex Σ, und über ihn hinaus bleibt jeder Blick eitle Neugier. Ruhig, Freund; erst lafs uns das Gute anerkennen. Die neuere Kritik hat Recht daran gethan, dafs sie an Σ die Interpolation der übrigen Codices abmafs; dafs sie nicht ebenso die übrigen Codices wider Σ gewandt hat, davon nachher.

I. a. Das Vertrauen Voemel's auf die Auslassungen in Σ ist seit seiner Pariser Ausgabe (1843) noch gestiegen, und doch hatte er schon in diese mehrere aufgenommen, welche selbst die Zürcher, auch Dindorf, Bekker und Westermann nicht anerkannt haben, welche gleichwohl aber Voemel noch heute festhält und begründet, z. B. 18 § 92 *ἐψηφίσαντο ἐν τῷ κοινῷ βουλευτηρίῳ*. Freilich fehlt *ἐν τῷ* auch in vielen anderen Codices, und Voemel vergleicht Liban. argum. zu D. p. 965. 16 *τῷ μεταλλικῷ δικαστηρίῳ*. Der blofse Dativ mag in späterer Zeit, in welche wohl auch unser Dokument zu setzen ist, nicht ungewöhnlich sein; aber auch V. selber vermifst den Artikel. *ἐν τῷ* scheint nach *σαντο* ausgefallen. § 143 *καὶ πάντων εἷς ἀνὴρ τῶν μεγίστων αἴτιος κακῶν*; *ΣL*[1]) *FΦ* lassen *τῶν* aus „*non omnium horum solorum malorum auctor erat Aeschines, sed omnino omnium*"; aber D. fügt ja *μεγίστων* zu, und könnte dieses auch heifsen „sehr grofsen", würde dann wohl aber *καὶ* fehlen? 182 in einem Dokument: *ἐπιλελησμένος ἑαυτοῦ ὅτι ἐκ μικροῦ καὶ τοῦ τυχόντος γέγονεν ἀνελπίστως μέγας*. Freilich fehlt *μέγας* in *ΣL* u. a. guten Codd. und mag schwerlich ächt sein, aber Voemels Vertheidigung befriedigt nicht. Er sagt: „*praedicatum inest* in *γέγονεν*: *exstitit, factus est talis qualis nunc est*, er ist aufgekommen wider Erwarten"; er vergleicht Plato legg. 10 p. 908e *τοὺς μὲν ὑπ' ἀνοίας ἄνευ κακῆς ὀργῆς τε καὶ ἤθους γεγενημένους*, *tales factos*; aber ich fasse *ὑπ' ἀνοίας*, wie sonst den blofsen Genitiv *τῆς ἀνοίας* „die einem Unsinn Verfallenen, unterthan Gewordenen" und möchte nicht diese passivische Wendung mit unserem *γέγονεν* zusammenstellen. Stünde wenigstens *τις* dabei (vgl. meine Bemerkung zu Dem. 10. 71). § 193 *ἐν γὰρ τῷ θεῷ τὸ τούτου τέλος ἦν οὐκ ἐν ἐμοί*. Auch die Turic. tilgen *ἐν* mit *ΣL* Aug. 4. Ein schlagend analoges Beispiel ist mir wenigstens nicht vorgekommen; andererseits, wie leicht war *ἐν* vor *ἐμ* zu übersehen? gerade so leicht wie § 55 *ἔστι δὲ Δημοσθένης*, was mit *ΣL* u. a. Voem

---

[1]) mit *L* bezeichne ich kurz den Laurentianus (Laur. S bei Voemel), von welchem nachher die Rede sein wird.

u. Tur. tilgen, und § 203 *τοῖς τότε Ἀθηναίοις*; hier aber trete ich Voemel entschieden bei; aber nicht § 168 *μικρὰ δ' ἀκούσαθ' ὅμως αὐτὰ τὰ ἀναγκαιότατα* (wovon V. wenigstens *τὰ* früher beibehielt) „weniges sehr nothwendiges“. (In § 126 ist keine Variante). An ein Schreibversehen ist nicht zu denken § 181 *Ἐπειδὴ Φίλιππος ὁ Μακεδόνων βασιλεὺς ἐν* wofür V. früher mit *ΦF* las *Ἐ. Φίλ. ὁ Μακεδὼν ἐν*, jetzt mit *ΣL βασιλεὺς* streicht und wegen dieser Ellipse auf Dorville zu Chariton p. 573 verweist. Dessen Beispiele jedoch würden mich nimmermehr beruhigen, hätten wir's mit Demosthenes und nicht vielmehr seinem unächten *ψήφισμα* zu thun. Aber auch Pseudo-Demosthenes schrieb sicherlich eher das (absichtlich) grobe *ὁ Μακεδὼν* als die in einem *ψήφισμα* zu alberne Ellipse. — Die neue Ausgabe Voemels streicht auch mit *Σ* text *L* pr *T* 19. 86 nach *ὃ καὶ θαυμάζω* die Worte *εἰ τὸν μηδὲ τοὺς θεοὺς καθ' ὃ πάτριον ἦν τιμᾶσθαι ποιήσαντα τοῦτον ἀτιμώρητον ἀφήσετε* und sagt „*nisi delentur, praesens tempus θαυμάζω ferri non potest, locus mutandus esset in διὸ καὶ θαυμάσαιμ' ἂν aut θαυμάσομαι. Sin sequimur optimos codices, καὶ post relativum pronomen est i. q. quum multa in hac causa miror, tum etiam illud tam insolitum paeneque inauditum (de quo usu v. Klotz ad Devar. II p. 636 sq.). Neque amplius sententiarum nexus ruptus est inculcata enuntiatione quam petiisse videtur e §§ 125—133. Cf. 280 sq. 71. qui ellipsim explicaturus erat.* So aber pflegen Interpolationen dieser Art nicht zu entstehen, die vielmehr immer nur auf einzelnen Parallelstellen beruhen. Auch der Gedankenzusammenhang wird nicht unterbrochen, höchstens der sachliche Zusammenhang, indem der Redner zwischen den Befehl *λέγε δὴ τὸ ψήφισμα λαβὼν τὸ τοῦ Διοφάντου καὶ τὸ τοῦ Καλλισθένους* und die Vorlesung selber etwas einschiebt. Aber das geschieht fast regelmäfsig, einmal aus einem äufseren Grund, damit der vorlesende Schreiber Zeit habe, das betreffende Dokument zu finden (und einzusehen), und keine Pause im Vortrag eintritt, sodann aus inneren, damit die Hörer auf den dem Redner erwünschten Standpunkt der Einsicht oder Empfindung gebracht werden, welcher erst die Vorlesung wirksam macht. Dem. thut dies hier bereits mit den Worten *ἵν' εἰδῆτε ὅτι — εἰρήνης οὔσης* und erweckt schliefslich, indem er mit *ὃ καὶ θαυμάζω εἰ — ἀφήσετε* die gewünschte Wirkung jener Fakta anticipirt, sympathetisch das Gefühl der Hörer. Jetzt erst tritt die Vorlesung ein. Endlich wenn V. an *θαυμάζω εἰ* mit folgendem Indicativ Anstofs nimmt, sagt nicht Xen. An. 3. 5. 13 *θαυμάζοντες ὅποι ποτὲ τρέψονται*, Aesch. 3. 244 *οὓς νομίζεθ' ὁρᾶν σχετλιάζοντας εἰ οὗτος στεφανωθήσεται* und *Δημοσθένης εἰ μὴ καὶ. στεφανωθήσεται ἀγανακτεῖ*? Im Uebrigen ist die Vulgata von sprachlicher Seite gut durch V. gerechtfertigt, mehr als das kahle *ὃ καὶ θαυμάζω*, welches ohne seine Erläuterung *εἰ* u. s. w. mir in dem ganzen Gedankencomplex keine Stelle zu haben scheint. Weit mehr gefällt, was Voemel 19. 113 mit *Σ* herstellt *καὶ οὐχὶ τοῦτό πω τηλικοῦτον, ἀλλὰ καὶ* in dem Sinne natürlich „und dies ist noch nicht so was Gewalliges, sondern“, statt der Vulgata *κ. ο. τ. πω δει-*

νόν [1]) τηλικοῦτον ὄν (so gewaltig es auch ist), ἀλλὰ καί. Zwar fehlt der concessive Participialsatz bei Dem. weder 9. 55, noch 8. 30; 23. 138 u. 163; 21. 72; aber z. B. Aesch. 3. 94 sagt οὔπω τοίνυν τοῦτ' ἐστὶ δεινόν, εἰ .., ἀλλὰ πολὺ τούτου δεινότερον ὑμῖν φανήσεται ὃ μέλλω λέγειν.

I. b. Mit gleicher Selbständigkeit natürlich verfährt Hr. Voemel, wenn er, in Einklang, beinahe immer mit den Turicenses, weit in den meisten Fällen (der Rede π. στεφ.) mit Westermann, in der grofsen Mehrzahl mit Bekker, selten mit Dindorf, folgende Auslassungen in die neue Ausgabe (meines Erachtens mit Recht) aufgenommen hat: in Rede 18 nach ΣL Aug. 2: § 2 ἴσην ἀμφοτέροις; 8 παραστῆσαι τοὺς θεούς; 16 τοῖς ἄλλοις δικαίοις; 39 δεῦρο ἔπεμψε, was nicht sowohl *„facile supplendum“*, sondern überhaupt nicht ausgedrückt, also auch nicht supplirt werden durfte, weil Demosth. den vorliegenden Brief nicht einem anderswohin als nach Athen geschickten gegenüberstellt; 47 οὐκ ἔστι ταῦτα, οὐκ ἔστι; 68 τῶν Ἑλλήνων ἐλευθερίας, aber nicht *„ex antecedentibus intelligenda“*, es ist vielmehr die eigene Freiheit, die der Athener zu verstehen; 70 ὅσ' ἄλλα τοιαῦτα, wodurch Philipp's Unrecht auf eine besondere Spezies, was Dem. gewifs nicht will, beschränkt würde; 72 προΐεσθαι ταῦτα Φιλίππῳ; 72 ἀπὸ γὰρ τούτων ἐξεταζομένων (stammt aus § 57); 75 εἶτα πάντες οἱ ἄλλοι, wo ich statt *„relativae quam dicunt notionis est πάντες“* es lieber das abschliefsende, wie 86 καὶ πᾶσιν ὑμῖν nennen möchte. Unter Zustimmung noch anderer Codices streicht Voemel jetzt § 18 οὐ γὰρ δή, 31 ἀνθρώπων καὶ θεοῖς ἐχθρῶν, 84 θεάτρῳ Διονυσίοις, 39 εἰςαγηοχότας εἰς αὐτὰ τά, wo aber nur die Menge der zustimmenden Codices ein Schreibversehen unwahrscheinlich macht, welches ich eher § 37 τὴν τοῦ Φιλίππου annähme, wo τὴν zwar noch in 7 Handschriften, doch allen derselben Familie fehlt, oder 19 ἡμάρτανον οἱ ἄλλοι, oder 100 μηδὲν ὧν ἠδίκησθε ἐν οἷς ἐπιστεύθητε, Worte, deren Entstehung unerklärlich ist und deren Quelle doch etwas sehr weit in Aeschines 3. 85 von Westermann gesucht wird. — Mit ΣL streicht Voemel jetzt, worin ich ihm beistimme, 18. 13 πράττοντά με; 38 εἰς Ἐλευσῖνα (fehlt auch in and. Cod.); 45 σχήσειν ὑπολαμβανόντων; 89 μὴ μετάσχοιεν; 101 ἕνεχ' Ἑλλήνων, wo auch die Stellung schwankt; 130 Γλαυκοθέαν ὠνόμασεν; 194 πᾶσι κατασκευάζοντα; 220 ὑπερῇρας τοὺς ἄλλους; 246 εὕρῃ τὸ κατ' ἐμέ (fehlt auch in Pal. 2); 256 Διὸς καὶ θεῶν; 266 τῆς ἐμῆς ὡς φαύλης; 270 συγχωρῶ σοι (fehlt auch in a.

---

[1]) δεινόν fehlt auch in Y, ὄν nur in Σ; wer aber kann sich des Gedankens an ein besonders flüchtiges Schreiben von Σ in dieser Partie erwehren, wo wenige Zeilen vorher οὗτος μὲν γὰρ ἔφη Θεσπιὰς κ. Π., Θηβαίων ὕβριν ὑμῖν καταλύσειν, τὰς μὲν Θεσπιὰς καὶ Πλαταιάς und wenige Zeilen nachher οὐδὲ ὁ Φιλοκράτης, μέμνησθε γάρ δήπου· αὐτὸς ὢν οἶμαι, εἰ μὲν μηδένα die gesperrten Wörter ἔφη, κ. Πλατ., ὃν nach τηλικοῦτον γάρ, ὤν, μὲν nur in Σ, ὑμῖν in Σ Harl., δεινὸν in ΣY, ὁ in Σ u. a. überall vor oder nach gleichsehenden Wörtern ausgefallen sind.

Codd.). Dagegen bin ich nicht ganz überzeugt, ob mit *ΣL* richtig getilgt ist § 8 *τῇ τε πόλει*; 311 *ἐντιμοτέρα γέγονε τί τῶν οἰκείων*, wo ein Schreibversehen nicht undenkbar ist; oder 205 *δουλεύσουσιν εὐτυχῶς*, wo *δουλ.* in *L* die Zeile schliefst; 317 *ὀρθῶς σκοπῇ* und 66 *Ἀθήνησιν ἐμέ*, was beides in *L* der Schreiber selber überschrieben hat, wie auch am Rande 257 *παιδὶ μὲν ὄντι φοιτᾶν εἰς τὰ προσήκοντα διδασκαλεῖα* (auch *Σ* in mg. m. ant. nachträgt) und 265 *ἐχόρευες ἐγὼ δ' ἐχορήγουν, ἐγραμμάτευες*; 320 *ἐπειδὴ δὲ. συνέβη καὶ οὐκέτι ... ἐξέτασις ἦν τηνικαῦτα*, *supplendum*, sagt V., *e praegressis*, wobei er wohl das vorangehende *ὑμῶν δ' οὐδεὶς ἦν οὐδαμοῦ* im Auge hat; aber dieses *ἦν* gerade scheint mir eher (mit *FΦ* p. r. Aug. 4 Vind. 4) zu tilgen und wird durch ein aus dem vorangehenden *ἐφαινόμην* zu nehmendes *ἐφαίνετο* leicht ersetzt. Mit *ΣΥ* streicht Voemel jetzt § 48 *Φίλος ὠνομάζετο Φιλίππου*, aber nicht als „*facile supplendum*", sondern weil *Φίλος* in diesem Augenblick von Philipp's Standpunkt aus gesprochen wird; wer aber dies wegen des bald folgenden *ὑπὸ Φιλίππου* nicht glauben will, darf jenes *Φιλίππου* nicht streichen (vgl. 19. 295). Mit *ΣΥFΦ* Vind. 4 Urb. tilgt V. § 126 *φιλολοίδορον ὄντα φύσει*; mit *ΣΦ* § 102 *τοὺς μὲν τὰ δίκαια*; mit *ΣΦ* Urb. § 107 *ἀρά γε*; mit *Σ γρ* Bav § 3 *οὐ βούλομαι δὲ δυσχερὲς*, was ich immer noch für ein Schreibversehen halte. — Endlich mit *Σ* oder meist pr *Σ* allein tilgt Voemel jetzt § 36 *τοὺς μὲν ταλαιπώρους Φωκέας*; 48 *μεστὴ γέγονε προδοτῶν*, wo ich nicht überzeugt bin; 82 *σύ γε*, was sich nicht entscheiden läfst; 86 *πάντας ἀνωμολόγημαι τοὺς χρόνους* und ändert deshalb mit Dobree nicht übel *πάντας* in *πάντως*; 96 *Λακεδαιμονίων. τὰ κύκλῳ τῆς Ἀττικῆς κατεχόντων ἁρμοσταῖς καὶ φρουραῖς Εὔβοιαν Τάναγραν τὴν Βοιωτίαν ἅπασαν Μέγαρα Αἴγιναν Κλεωνὰς τὰς ἄλλας νήσους*, mit und ohne *τὰς* verderbt. Daraus, dafs die Cleonaeer unter den 418 bei Mantinea von K. Agis besiegten Verbündeten waren, folgt keineswegs, dafs sie nach dem peloponnesischen Kriege eine spartanische Besatzung hatten, wäre auch für unsere Stelle ohne Bedeutung, denn auf Attica konnte sie keinen Einflufs haben; die Stadt liegt nicht *κύκλῳ τῆς Ἀττικῆς*. Deshalb nutzt es nicht, *Κλεωνὰς* vor *Αἴγιναν* zu stellen, um ein Doppeltes zu erreichen: einmal um die jedem Stilisten ersten Ranges eigenthümliche Continuität (s. meine Bemerkung zu Dem. 4. 34) der Anschauung herzustellen — die Rundreise um Attica von Megara aus geht ja nimmermehr über Aegina und dann Cleonae nach Sunium und Euboea —, zweitens um *Αἴγιναν* an *τὰς ἄλλας νήσους* heranzurücken; es nutzt, wie gesagt, eine Umstellung nichts, vielmehr mufs *Κλεωνὰς* entweder ganz fallen, oder, woran schon Dobree dachte, ersetzt werden durch *Κέω τὰς*. So erklärte sich auch der Ausfall von *τὰς* in *Σ*. Richtig streicht V. § 102 *τῶν πολιτῶν τὰ ὄντα ἀπολλύντας*, indem er sich auf § 104 *τοὺς ἀπόρους ἐπιτρίβουσιν* beruft, aber — so schlüpfrig ist die Kritik — ich würde es aus Versehen zwischen *των|απ* ausgefallen glauben, wäre nicht nach meiner Ansicht auch *τῶν πολιτῶν* mit anderen Codices zu streichen; § 107 *πώποτε ὡς*

ἀδικούμενος läfst sich schwer entscheiden; 113 *φησὶν ἡ βουλὴ ὑπεύθυνον* stimme ich bei; aber bei 121 *καὶ νόμους τοὺς μὲν μεταποιῶν*, und *κεῖνοι τὸ μέλλον προορώμενοι*, und 214 *πρὸς ταῦτα ἀντείπομεν τὰ μὲν*, und 216 *εἰςελθόντος τοῦ* (was allein V. mit Σ Vind. 4 ausläfst) *στρατοπέδου*, und 265 *πρᾴως καὶ μὴ πικρῶς*, und 322 *δίκας ἐπαγόντων, οὐκ ἀπειλούντων, οὐκ ἐπαγγελλομένων* ist immer doch ein Schreibversehen theils denkbar, theils sehr naheliegend; 262 *ἀπὸ τούτων τραύματα ἢ τῶν* bin ich noch nicht überzeugt. — Aus Rede 19 nur Einiges. Voemel streicht jetzt richtig mit Σ und Codices besonders der Familie A

§ 8 *συμφερόντων ὑμῖν*, *L* hat *τῃ ^ὑμῖν^ πο* d. h. es gab noch eine Interpolation, welche auch in Σ ant. m. zugefügt ist; 135 *νομίσας ὑμᾶς Θηβαίων*, wo überdiefs *ὑμᾶς* in *L* u. a. vor *νομίσας* gestellt ist; 184 *οὐδὲν γάρ ἐσθ' ὅτι μεῖζον ἂν ὑμᾶς ἀδικήσειέ τις* lassen *ΣΥ ἂν ὑμᾶς* aus, V. streicht nur *ὑμᾶς*, aber wenn einmal ein Schreibversehen in *ΣΥ* hier anerkannt wird, ist es doch natürlicher, dasselbe zugleich auf *ὑμᾶς* auszudehnen; 196 tilgt er richtig mit *ΣL πρὸς τὸ τοῦ Σατύρου τοῦτο συμπόσιον ἕτερον συμπόσιον τούτων ἐν Μακεδονίᾳ γενόμενον;* — Mit Σ allein tilgt V. 19 § 9 *ὑπομνῆσαι εἰς τίνα τάξιν ἑαυτὸν ἔταξεν Αἰσχίνης* und vergleicht Aesch. 3. 7; 123 *οὐ γὰρ ἐνῆν, οὐκ ἐνῆν*: *„simplici orationi repetitio non apta esse videtur“*, die Entscheidung ist schwer: 130 *ὡς ὁ μὲν δῆμός ἐστιν ὄχλος ἀσταθμητότατον πρᾶγμα* stimme ich bei; aber 171 *τούτοις ὡμολογήκειν ἥξειν οὓς ἐλυσάμην καὶ κομιεῖν λύτρα καὶ σώσειν est ηκ verbi ὡμολογήκειν in rasura Σ et recentioris atramenti et κ est recentioris formae.* Offenbar hatte der erste Schreiber flüchtig *ὡμολογήξειν* geschrieben, also *ἥξειν* vor sich gehabt. Und dafs Aristides *ἥξειν* nach *ἐλυσάμην* stellt, dafür lassen sich verschiedene Gründe denken, jedenfalls hatte auch sein Codex dieses Verbum. 191 *πότερον οὖν τοὺς ἅλας παρέβαινον καὶ τὰς σπονδάς, Αἰσχίνη; οἱ προδιδόντες καὶ οἱ παραπρεσβεύοντες καὶ οἱ δωροδοκοῦντες, ἢ οἱ κατηγοροῦντες; οἱ ἀδικοῦντες δηλονότι τὰς ὅλης γε τῆς πατρίδος σπονδάς, ὥσπερ σύ, οὐ μόνον τὰς ἰδίας.* Es gilt hier, so schwierig es ist, eine klare Anschauung zu gewinnen. Aeschines ruft über seinen früheren Collegen in der Gefangenschaft, jetzigen Ankläger, pathetisch aus: *ποῦ ἅλες; ποῦ τράπεζα; ποῦ σπονδαί* (§ 189); „wo bleiben da Salz? wo Tisch? wo Toaste“ (*pardon!*)? Der Ausdruck ist kühn, die sinnlich konkrete Bezeichnung für die Pflicht der Collegialität von Leuten, die zusammen gegessen, getrunken und den Göttern gespendet haben. Noch kühner erwidert Dem.: „Wer, Aeschines, hat das Salz übertreten und die Toaste? der Verräther, der falsche Gesandte, der Bestochene, oder sein Ankläger? Offenbar der Frevler.“ Hier konnte D. schliefsen, aber unerwartet und überraschend, wie seine Art ist, wirft er ein neues Moment hinein, die kühnste Steigerung desselben Bildes: „offenbar der Frevler an des ganzen Vaterlandes Toasten, wie Du, nicht blofs an den persönlichen“. Durfte hier der Redner das Kernwort des Bildes, *σπονδάς*, aus dem Vorangehenden herzuholen dem Hörer zumu-

then? (als wollten wir fortfahren: off. d. Frevler an denen des g. V.) und durch diese geistige Operation dem pathetischen Begriff τῆς ὅλης γε πατρίδος an Gewicht entziehen? Aber, mag sein, der griechische Geist war schneller, die Formenkraft seiner Sprache elastischer, als die unsrigen; ich würde deshalb an dem ausgelassenen σπονδὰς nicht Anstofs nehmen, wenn nur das vorangehende καὶ τὰς σπονδάς ganz sicher wäre. Seine Stellung in Σ u. a. τοὺς ἅλας παρέβαινον καὶ τὰς σπονδάς; erklärt Hr. V. richtig *„separatum a superioribus* (τ. ἅλας) *gravius fit"* und scharfsinnig *„et facilius infra σπονδὰς subintelligitur"*. Das will wohl Hr. V. nicht sagen, dafs τ. σπονδὰς *gravius* sei als τ. ἅλας, sondern nur dafs beide Begriffe an Gewicht gewinnen? Aber durften sie das hier, wo der Hauptton auf πότεροι liegt und οἱ προδιδόντες u. s. w., der Halbton auf παρέβαινον, der geringste d. h. kein besonderer Ton auf τ. ἅλ. κ. τ. σπ.? Darum stellen die meisten Codd. richtiger beide Begriffe vor παρέβαινον; aber wenn man dieses Schwanken der Stellung erwägt, ferner dafs hier der Begriff τ. σπονδάς entbehrlich war (wie sein Cumpan τράπεζα), dafs er unten dagegen kaum entbehrlich war, so vermuthe ich, ein Urcodex hatte σπονδὰς nach πατρίδος übersehen (τη | σπριδοσ σπονδασ; die betreffenden Buchstaben sind oft verwechselt), es wurde am Rande nachgetragen, von wo es ganz natürlich hinter τ. ἅλας gerieth. § 272 tilgt V. jetzt νῦν δὲ γέλως ἄδεια αἰσχύνη, wo αἰσχύνη gewifs, vielleicht aber auch ἄδεια eingeschwärzt ist. § 292 liest V. ἐπειδὴ δὲ σὺ μὲν ... φήσας καταβαίνειν εἰς Πειραιᾶ δεῖν. ἣ χειροτονεῖν ἃ. ἔγραψεν ὁ Φιλοκράτης, αἰσχρὰν ἀντ' ἴσης ὑμῖν (*sic fortasse pr.* Σ) γενέσθαι τὴν εἰρήνην, οὗτοι δὲ τοῖς μετὰ ταῦτ' ἀδικήμασι πάντ' ἀπολωλέκασι· τηνικαῦτα διήλλαξαι und supponirt zu σὺ μὲν mit Schaefer πάντ' ἀπολώλεκας aus dem Folgenden, und erklärt scharfsinnig: *„Infinitivus* γενέσθαι *appositus est ad* χειροτονεῖν ἃ ἔγραψε *acerbe explicandum"*, also was Phil. vorschlug, nämlich dafs ein schimpflicher Friede statt eines billigen zu Stande käme. Sollte aber nicht in ἀντ' ἴσης, wofür die übrigen Codices ἀντὶ καλῆς haben, das Verb. fin. zu σὺ μὲν stecken, etwa αἴτιος ἦσθα?

I. c. Wie schwer ist es, denke ich mit dem, welcher geduldig bis hieher gelesen hat, dem codex Σ in seinen Auslassungen beizukommen, wenn man ihn nicht eines Schreibversehens überführen kann. Die neuere Kritik hat also recht gethan, ihm hierin zu folgen. Nur in einigen Fällen hat Hr. Voemel die Auslassungen in Σ nicht anerkannt. So Rede 18 § 14 εἰσὶν νόμοι περὶ πάντων καὶ τιμωρίαι καὶ ἀγῶνες καὶ κρίσεις πικρὰ καὶ μεγάλ' ἔχουσαι τἀπιτίμια, was mit pr. Σ die T(uricenses), B(ekker) und W(estermann) streichen. Ich opferte viel lieber das durch seine schwankende Stellung (es steht nach κρίσεις in Aug. 1. κ. 5. ε. Barb. Vind. 1 Pal. 2) verdächtigte καὶ τιμωρίαι, als jenes schon im 11ten Jahrh. in Σ nachgetragene Komma, und schriebe jedenfalls mit L. mg. Σ. t. γρ Φ und Hermogenes ἔχοντες st. ἔχουσαι. §. 28 z. E. lassen V. T. B. gegen Σ λέγε stehen, streichen es aber an ganz ähnlichen Stellen § 73 mit ΣΥ u. a., § 183

mit ΣL Aug. 4. Es ist überall unnöthig, wo der Redner es Augenblicks zuvor ausgesprochen hat; vgl. § 76 u. 92. In § 30 würde ich *πάντα τάχει καταστρεψάμενος* mit V. allein lesen und *τάχει* aus Versehen in pr Σ ausgefallen glauben, aber nothwendig ist das Wort keineswegs und seine Stellung schwankend. Dasselbe gilt von § 40 *οἱ ταλαίπωροι Θηβαῖοι*, was nur V. gegen Σ festhält. Aber das Herz des Hörers, schneller als der Verstand, fand sofort die richtige Beziehung, und Dem. hätte nicht gut gethan, durch den ausdrücklichen Zusatz *Θηβαῖοι* den Gedanken hervorzulocken: aber den Thessalern ist es doch so nicht ergangen. Waren aber auch die Thessaler zur Zeit der Rede „elend", was sehr wohl möglich war und nur bei der mangelhaften Ueberlieferung jener Zeit uns unbekannt geblieben ist, so durfte erst recht *Θηβαῖοι* nicht zugesetzt werden. § 43 *ἦγον τὴν εἰρήνην ἄσμενοι καὶ αὐτοὶ .. πολεμούμενοι* stimme ich V. (u. Dindorf) bei. Durch den Zusatz der nur in Σ fehlenden und durch kein Schwanken der Stellung verdächtigen Worte „*stultitia Graecorum magis elucet*", lieber würde ich sagen, wird auf eine für Athen ehrenvolle Weise die verschiedene Stellung zu dem Frieden kurz hervorgehoben. Ebenso sehen V. (u. D.) wohl richtig § 76 *οὕτω καὶ σύ* den Ausfall von *καί* am Ende der Zeile in Σ nur als ein Versehen des Schreibers an [1]), wie V. allein auch § 171 *πάντες γὰρ εὖ οἶδ' ὅτι* festhält; bedenklich, wenn wirklich auch Pal. 2 u. Man. *εὖ* auslassen. § 172 behält V. (u. D.) gegen pr Σ *ἐξητακὼς πόρρωθεν ἐπιμελῶς*, sagt aber selber „*superfluum videri potest*" und mufste es deshalb nach seinem eigenen Grundsatz (prolegomena crit. p. 237), weil weder ein Schreibversehen noch ein anderer Verdachtsgrund vorliegt, streichen. Ebenso § 179 *ἀλλ' ἀπὸ τῆς ἀρχῆς διὰ πάντων ἄχρι τῆς τελευτῆς διεξῆλθον*, wo nur Tur. dem pr Σ mit Recht beipflichten. Ich erinnere an die technische Formel der Rhetorik *ἀπ' ἀρχῆς μέχρι τέλους*. § 180 *Οἰνόμαον κακῶς ὑποκρινόμενος ἐπέτριψας* will V. (u. D.) *ὑποκρινόμενος* nicht auslassen „*quia κακῶς cum ἐπέτριψας constructum paene superfluum esset*". Aber obwohl *ἐπιτρίβω* ein so starkes Wort ist, dafs es zur Verwünschung *ἐπιτριβείης* „lafs Dich zermahlen" dient, so hindert dies gleichwohl nicht den Zutritt eines die Wirkung mehr als die Weise bezeichnenden „übel", wie analog Aristoph. Fr. 88 sagt *ἐπιτριβομένου οὑτωσὶ σφόδρα*. § 216 *δίς τε συμπαραταξάμενοι τὰς πρώτας μάχας, τήν τ' ἐπὶ τοῦ ποταμοῦ καὶ τὴν χειμερινήν* möchte V. mit Σ (und den Tur.) *μάχας* streichen: „*facile e συμπαραταξάμενοι suppletur παρατάξεις. V.* Rauchenstein ad Lysiae or. 16 § 15 *τῆς πρώτης τεταγμένος*, Isocr. 12 § 180 *τῆς πρώτης τάττειν*; zu dem Accusativ vgl. *ϑ*. 19. 9 *τίνα τάξιν ἑαυτὸν ἔταξεν*, Aesch. 3. 7." Wenn wir also die Analogie anerkennen, ergänzen wir bei D. *παρατάξεις* und gewinnen ein interessantes Ergebnifs: es lösen sich jene zwei nur aus unserer Stelle bekannten Schlachten in strategische Manoeuver auf.

[1]) wofür ich umgekehrt aber auch § 214 den Zusatz in Σ *καὶ κατακλυσμόν* halten möchte, was V. T. W. aufnehmen.

durch welche Philipp am Vordringen gehindert oder in seinen Verbindungen gestört sein mag. Und in der That, Dem. braucht nur Ausdrücke, die bei solchen Manoeuvern, keinen, der bei wirklichen Schlachten natürlich war. Die Athener, sagt er, zeichneten sich dabei aus *τῷ κόσμῳ ταῖς παρασκευαῖς τῇ προθυμίᾳ*, er sagt nicht *τῇ ἀνδρείᾳ*, nicht *τῇ ἀρετῇ* oder Aehnliches, vollends nichts von einer *νίκῃ*; es hat eben keine Schlacht stattgefunden und nur cod. Σ abermals den Sieg errungen. § 235 *οὐδ'. βουλευόμενος, οὐδ' ὑπὸ τῶν συκοφαντούντων κρινόμενος* behauptet einzig Voemel die Gültigkeit dieses von Σ ausgelassenen Komma. Wenn dieses fehlte, sagt er, „*tollitur concinnitas, quae est trium binarum partium enuntiatorum*". Aber ich nehme lieber zwei Doppelglieder an: a) *οὐ προλέγων ἐν τοῖς ψηφίσμασιν οὐδ' ἐν τῷ φανερῷ βουλευόμενος*, b) *οὐδὲ γραφὰς φεύγων παρανόμων οὐδ' ὑπεύθυνος ὢν οὐδενί*, denen sämmtlich nun das positive *ἀλλ' ἁπλῶς αὐτὸς δεσπότης ἡγεμὼν κύριος πάντων* gegenübertritt. § 241 *ἐγκρατὴς καθέστηκε Φίλιππος* durfte sich wohl V. nicht bedenken, mit Σ (und den meisten Codd. und allen Herausgebern) *Φίλιππος* zu tilgen. Der Ton liegt nicht auf den Subjekten der 3 Sätze, sondern hier auf *τοῦ Ἑλλησπόντου*, im 3ten Satze auf *ἅπλως*. Gleich darauf behalten alle Herausgeber gegen Σ (u. *L*, der es aber pr. m. nachträgt) *ὑπὸ τῶν ἐκ τῆς Εὐβοίας ὁρμωμένων λῃστῶν*, Alle auch § 279 *νῦν ἐπὶ τόνδ' ἥκειν καὶ πᾶσαν ἔχει κακίαν. καί μοι*, nur dafs B. u. W. das erste *καὶ* auslassen. V. sagt, jene Worte *om. Σ oculo transiliente ab altero καὶ ad alterum*. Aber das erste *καὶ* stand schwerlich in dem Original von Σ, denn es fehlt in *L* und allen Codices aufser der Familie Aug. I. Es möchte also die Aehnlichkeit von *ἥκειν* und *κακίαν* (in Schriftzeichen des 10ten Jahrh.) das Versehen veranlafst haben, oder wenn jene Worte mit Recht fehlen, könnte man *τὸ δὲ δὴ* fassen: „nun aber gar (wenn schon jenes das Zeichen von *μικροψυχία* war) sein Angriff auf Ctesiphon!" § 290 *Ἀκούεις, Αἰσχίνη καὶ ἐν αὐτῷ τούτῳ ὡς τὸ μηδὲν ἁμαρτεῖν* würde ich lieber mit Σ (u. a. Codd. u. Dind. West.) *ὡς τὸ* weglassen, als mit *L* (u. a. Codd. u. Bekk.) es behalten, am wenigsten gern aber mit V. u. Tur. blofs *τὸ* stehen lassen, um zu *ἀνέθηκε* ein Subjekt zu gewinnen. Wenn das vorangehende Epigramm ächt ist, so könnte, wie zu *ἔπορεν* [was V. statt seiner früheren Conjektur *μερόπων* wiederherstellt], so auch hier *Ζεύς* Subjekt sein, wenn unächt, so läfst sich eben nichts machen; will man durchaus aber ein Subjekt suchen, nun dann fände sich immer noch der bekannte Onkel *ὁ ποιητής*, oder die Allerweltstante *ἡ πόλις*, von welcher das Epigramm veranlafst war (§ 289 z. A.); verdriefslich bleibt, dafs die beiden *ἐν αὐτῷ τούτῳ* 289 u. 290 nicht zu einander stimmen. § 305 würde ich so lange, bis etwas ganz Befriedigendes gefunden ist, die Lesart von Σ*L* beibehalten *λέγε μοι ταυτὶ καὶ ἀνάγνωθι λαβών. Ἀριθμὸς βοηθειῶν κατὰ τὰ ἐμὰ ψηφίσματα.* — Aus Rede 19 [1]) erwähne ich nur § 160 *οὔτε μάρ-*

[1]) Vgl. oben die Anmerkung zu § 86. Ein blofses Versehen scheint

τυρας γενέσθαι τῶν ὑποσχέσεων, wo Hr. V. geschickt und gelehrt das *οὔτε* vertheidigt, aber *γενέσθαι* schwerlich von Dem. herrührt, welches nicht blofs in pr Σ fehlt, sondern auch in Aug. 1. κ. 5. δ durch *ἔσεσθαι* ersetzt wird. Das Richtige ist wohl noch nicht gefunden; ich schlage unmafsgeblich vor, es mit dem Vorangehenden so zu verbinden: (*οὐ γὰρ συστρατεύσειν .... ἔμελλον, ἀλλ' ἕξειν πρόφασιν τοὺς ὅρκους, αὐτοὶ μάρτυρες τῶν ὑποσχέσεων .. εἰρήνην*), worauf sich dann das nächste *οὐδὲ* leichter an das regierende *οὐκ ἐβούλετο* anschliefst. Ueber *τε γὰρ* müfste man freilich noch Näheres ermitteln. § 280 lesen ΣΥ Lind. *καὶ πάλιν πρῴην Θρασυβούλου τοῦ δημοτικοῦ καὶ τοῦ ἀπὸ Φυλῆς καταγαγόντος τὸν δῆμον*, wo die übrigen Handschriften und alle Herausgeber vor *Θρασυβούλου* einschieben *Θρασύβουλον ἐκεῖνον τὸν* (für *τὸν* einzelne *καὶ*). Hier ist ebensoviel äufsere Wahrscheinlichkeit für ein Schreibversehen, wie innere für eine Interpolation. Dafs aber Dem. den berühmten Vater so betont, liefse mich eher für Σ Partei nehmen, wenn nur *τὸν* vor *Θρασυβούλου* erhalten wäre. *L* liest *κ. π. πρῴην ἐκεῖνον τὸν Θρασύβουλον τοῦ δημοτικοῦ* u. s. w., und so könnte man wieder vermuthen, D. habe geschrieben *κ. π. πρῴην Θρασύβουλον τὸν τοῦ δημοτικοῦ* u. s. w. § 280 *καὶ τὸν ἀφ' Ἁρμοδίου καὶ Ἀριστογείτονος τῶν τὰ μέγιστ' ἀγάθ' ὑμᾶς εἰργασμένων* fehlt *Ἀριστογείτονος* in pr Σ pr *L* Aug. 1. κ. ς., was V. in einem besonderen Exkurs rechtfertigt. Wir haben es bei dieser Spracherscheinung wohl mit einem athenischen *ἰδιωτικόν* zu thun.

Wir haben die wichtigeren Auslassungen des codex Σ *zumal* in der Rede *π. στεφ.* durchgenommen. Das Uebergewicht *dieser* Handschrift springt in die Augen. Deshalb danken wir Hrn. Voemel, dafs seine ängstlich-treue [1]) Vergleichung — sie selber, wie das ganze Werk, ein Zeugnifs deutscher Hingebung und Gewissenhaftigkeit — uns über diesen Codex endlich beruhigt hat; er ist ausgebeutet. Soviel steht heute fest: die neuere Kritik war in vollem Recht, als sie diese Handschrift als Norm hinstellte, um die Interpolationen der übrigen fortzuschaffen; (II. a.) aber sie hat unterlassen, mit gleicher Energie die übrigen Codices heranzuziehen, um die Interpolationen in Σ zu erkennen und fortzuschaffen. Reiske, Taylor, Schaefer haben hier mindestens ebensoweit gesehen. Die Turicenses (praef. p. VI) gehen noch am weitesten, aber von unseren Reden behaupten sie doch nicht mehr

---

auch § 241 *παμμέγεθες σημεῖον ἐστι τῶν πεπρεσβευμένων* das Fehlen von *σημεῖον*. Ueber die wiederholten, von V. anerkannten Auslassungen des *ὦ* vor *ἄνδρες Ἀθηναῖοι* wage ich keine Entscheidung. Will es Einem bedünken, eine solche Formel müsse fixirt sein, so könnten doch andererseits Pathos, Euphonie, Einführung eines anderen Sprechers u. s. w. zum Wechsel führen. Dauernd erhält sich ja keine Formel in einer lebendigen Sprache.

[1]) Sie ist noch zweckmäfsiger als die für Dindorf und von Bekker angestellte Vergleichung. S. z. B. Rede 18 § 41 Anm. 3, § 244 A. 18, § 290 A. 4, § 322 A. 1, Rede 19 § 66 A. 5, § 92 A. 19, §. 137 A. 14, § 190 A. 6.

als *locis admodum paucis corruptus* (Σ) *glossematis esse videtur*, und führen nur 5 Stellen an, die sämmtlich von Voemel (proleg. crit. p. 230 und in seiner Ausgabe) für ächt erklärt werden. Es sind 18 § 33 *εἰ πρὸ τοῦ τοὺς Φωκέας ἀπολέσθαι ψηφίσαισθε τοῖς Φωκεῦσιν βοηθεῖν*, wo *τ. Φ.* nur in *ΣL* steht, in *F. T. Φ.* Aug. 4. Vind. 4. 5. Urb. Ambr. 4 fehlt, in den anderen Codd. durch *αὐτοῖς* ersetzt ist. Nicht einen Augenblick durfte V. allein es stehen lassen. Dagegen 18 § 194 hat V. allein das *σκηπτὸς ἢ χειμὼν* aller [1]) Codices gegen die neuere Kritik wacker und richtig vertheidigt; man hätte es eher gelitten, wenn unser „oder" ein weniger breites Wort wäre. 19. 209 *εἰληφὼς ἢ μετειληφώς* fanden schon Reiske und Schaefer anstöfsig, die Tur. und Bekker tilgen das nur im Bav. fehlende *ἢ μετειληφώς*; mit Unrecht, wie V. nachweist. 19. 278 *Ἐπειδὴ παρὰ τὰ γράμματά, φησιν, ἐπρέσβευσαν ἐκεῖνοι, τὸ ψήφισμα* hält einzig V. entschieden mit Σ fest, obwohl d. a. Codd. *καὶ τὸ ψήφ.* lesen, Aug 1. *κ.* 5 die Wörter ganz auslassen, ihre eigenthümliche Stellung durch die Beispiele aus Plato für die Redner nicht gerechtfertigt scheint, die Quelle der Interpolation unmittelbar dahinter fliefst, ähnliche Zusätze in Dem. zu Dutzenden gestrichen, die Wörter selbst nichts weniger als hier nothwendig sind. Nicht so steht es 19. 290. wo *καὶ τὴν πόλιν συνέχειν φησὶν ἐν τῇ μαντείᾳ, ὅπως* in *ΣΦ* steht, die übrigen Codd. *φησὶν ἡ μαντεία* lesen. Diese Lesart mag aus § 299 stammen *φησὶ δέ γ' ἡ μαντεία δεῖν*, und wie hier ein 3ter Punkt des Orakels, so scheint dort ein 2ter mit der vollen feierlichen Formel eingeführt. Die Heiligkeit des Begriffs kann ein Grund für D. gewesen sein. ihn zu wiederholen. Als Subjekt oben bezeichnet V. richtig *ὁ θεός*. 19. 314 *ὁ τέως πρῴην προσκυνῶν τὴν Θόλον* erklärt auch Voemel das in Aug. 1. 2 (*κ.* r. Vind. 4. *π.* Laur. 8. Mal.) fehlende *πρῴην* für *interpretamentum* nach Schol. in Platon. Hipparch. p. 344 Bekk.: *τέως δηλοῖ τὸ πρὸ τοῦ. Δημοσθένης· ὁ τέως προσκυνῶν τὴν Θόλον.*

Dies ist Alles, was die Zürcher von Interpolationen in beiden Reden angeführt haben. Aufserdem sind mir nur wenige Stellen vorgekommen, wo eine solche faktisch durch die neuere Kritik anerkannt ist. So 18 § 172 *καὶ παρηκολουθηκότα τοῖς πράγμασιν ἐξ ἀρχῆς, καὶ συλλελογισμένον ὀρθῶς ἐξ ἀρχῆς, τίνος*, wo

---

[1]) Gegen alle Codices eine Interpolation anzunehmen, halte ich uns allerdings für berechtigt, bleibt aber für Dem. bei der Fülle von Handschriften und der Natur des cod. Σ immer bedenklich; bedenklich auch, umgekehrt, in allen Codices eine Auslassung vorzunehmen. 19. 227 *ἐκεῖνος μὲν … φιλεῖ τοὺς ἑαυτὸν εὖ ποιοῦντας καὶ μισεῖ τοὺς τἀναντία, ὑμῶν δ' ἕκαστος πρῶτον μὲν οὔτε τὸν εὖ ποιοῦντα τὴν πόλιν αὑτὸν εὖ ποιεῖν ἡγεῖται οὔτε τὸν κακῶς.* So alle Codices. Flugs fügte man (schon im J. 1570) *κακῶς* hinten zu. Lieber streiche ich *εὖ* vor *ποιεῖν*, wodurch *αὑτὸν* stärkeren Ton erhält. Ein gutes Auge zeigt Herr Voemel, indem er 19. 178 zwischen *τῇ δὲ Φιλοκράτους συναγορεύσαντα* und *τοὺς χρόνους κατατρίψαντα* ein Komma vermifst, welches die partitio § 4 nothwendig fordere, und er aus § 333 oder 94 ausfüllt: *μηδὲν ὧν προσετάξαθ' ὑμεῖς ποιήσαντα.*

das 2te *ἐξ ἀ.* nur in *Σ* und *L* steht, aber in *Σ* mit alter Tinte durchgestrichen ist, während in *L* [1]) das erste *ἐξ ἀ.* mit neuerer Tinte durchgestrichen ist. Kein neuerer Herausgeber hat das zweite aufgenommen. 18 § 184 hat nur Voemel *πέμψει δὲ καὶ τοὺς πρέσβεις* mit *Σ* und *L* (in diesen ist *τοὺς* punktirt) nicht gut festgehalten. Auch 18 § 175 hat Niemand außer Voemel gewagt, mit *ΣLΦ* zu schreiben *ἵνα πλησίον δύναμιν δείξας ... ἐπάρας* statt *πλ. δ. δ. ἐπᾶραι.* 18 § 130 *ἣν Ἔμπουσαν ἅπαντες ἴσασι καλουμένην ἐκ τοῦ πάντα ποιεῖν καὶ πάσχειν καὶ γίγνεσθαι* streicht nur Dindorf richtig das blofs in *Σ* und pr *L* stehende *καὶ γίγνεσθαι,* wie ein Grammatiker wohl *Ἔμπουσα* erklären mochte, aber nicht Dem., welcher es durch *ποιεῖν καὶ πάσχειν* viel malicieuser deutet; Alciphron 3. 62 verstand es richtig: *ἣν Ἔμπουσαν καλεῖν εἰώθασιν ἐκ τοῦ πάντα ποιεῖν καὶ βιάζεσθαι.*

II. b. Aber mit so vereinzelten Angriffen werden wir das Gewicht von *Σ* wenig erschüttern, vielmehr uns selber dabei nicht selten in Widersprüche verwickeln [2]). Wir müssen systematischer zu Werke gehen, und ich scheue mich nicht, als Grundsatz hinzustellen: Sämmtliche Codices, die sogenannt besten wie die schlechtesten, sind gegen Interpolationen gleich vollgültige Zeugen. Die Sache steht so: Was den ursprünglichen Worten des Redners zugesetzt ist, war das bewufste Werk vergleichender Leser und commentirender oder verbesserungssüchtiger Grammatiker; der Abschreiber trägt weiter nicht Schuld daran. Was aber dem ursprünglichen Texte entzogen ist, war unbewufstes Versehen flüchtiger Abschreiber; kein Leser oder Grammatiker hat nach dieser Seite hin gesündigt. Sind nun aber die Schreiber von codex *Υ. F.* Aug. 1. u. a. flüchtiger und nachlässiger gewesen, als die von *Σ* u. *L*? Gewifs nicht. Also wenn in jenen Codices etwas nicht steht, was diese zwei bieten, dürfen wir ebensowenig gleich ein Versehen annehmen, wie umgekehrt, wenn in *Σ* und *L* nicht steht, was die übrigen Codices haben. Vielmehr, wie wir hier das Schreibversehen abweisen, wenn nicht äufsere Gründe dafür ersichtlich sind, und eine In-

---

[1]) Voemel hat auch mit Recht 19. 259 *νόσημα γάρ ὦ ἄ. Ἀθ., νόσημα δεινὸν ἐμπέπτωκεν* das 2te *νόσημα* blofs aus *L* nicht aufgenommen, obwohl es auch mg. ant. *Σ* hat und Schaefer es billigte. Auch die übrigen Herausgeber lassen es aus.

[2]) Dem. läfst 18 § 164 u. 165 zwei Volksbeschlüsse vorlesen, das zweite führte den Titel *Ἕτερον ψήφισμα*; aber *Ἕτερον* fehlt in *ΣL* u. a., es ist also Interpolation und wird gestrichen. Gut. Doch kurz vorher (§ 154 u. 155) liefs Dem. zwei Amphiktyonenbeschlüsse vorlesen, das zweite führt den Titel *Ἕτερον δόγμα*, und *Ἕτερον* ist keine Interpolation und wird nicht gestrichen, weil blofs in *ν.* Vind. 3. Man. u. a. das fatale Wort fehlt. Constanter behalten *Σ* u. *L* § 29 u. 181 *ψήφισμα Δημοσθένους*, während *Δημ.* dort in allen übrigen, hier in mehreren Codices fehlt; andererseits lassen *Σ. L.* r. Vind. 5 und mit ihnen Voemel § 39 *Φιλίππου* in *Ἐπιςολὴ Φιλίππου* aus. Welche Vorsicht übrigens hier nothwendig ist und von Voemel richtig beobachtet wird, beweist seine Bemerkung 3 zu § 154 *καὶ τῷ κοινῷ τῶν Ἀμφικτυόνων.*

terpolation der übrigen Codices annehmen, falls innere Gründe dafür sprechen, gerade so müssen wir — wollen wir anders unbefangen sein — bei allen [1]) Codices auch gegenüber Σ und *L* verfahren [2]). Dafs die *prima lectio* in diesen verhältnifsmäfsig frei von Interpolationen geblieben ist, beweist nur, dafs ihre Väter von Lesern und Grammatikern weniger berührt und heimgesucht wurden; unberührt aber sind natürlich auch ihre Väter und sie selber nicht geblieben. Ich stelle Einzelnes zu näherer Erwägung hin. Die Ausgaben der Zürcher, Dindorf's, Bekker's, Westermann's (für die Rede π. ϛεφ.), Voemel's lassen mit Σ*L* u. a. die gesperrt gedruckten, in mehreren Handschriften-Familien fehlenden Wörter stehen: Rede 18 § 11 βουλομένοις ἀκούειν; 33 ἐν φόβῳ καὶ πολλῇ ἀγωνίᾳ; 58 τῆς ἀναῤῥήσεως τῆς ἐν τούτοις; 72 μὴ προΐεσθαι διετέλουν; 107 τὰ δίκαια ποιεῖν ἐθέλειν d. h. wir würden gegeben haben, wenn ich meinen Antrag zurückgezogen hätte; 153 εὐθέως ὡς τοῦτ᾽ εἶδον; 159 τῶν φύντων κακῶν (streicht Dindorf); 177 εἰσιν ἡμῶν ἐγγυτέρω und αὐτοῖς ἐστιν ὁ κίνδυνος (fehlt beides auch in *L*); 180 λέγε τὸ ψήφισμά μοι; 199 καὶ σὺ προὔλεγες, Αἰσχίνη; 205 φέρειν ἀνάγκη τοῦ θανάτου; 311 καὶ ξενικῶν, οἷς ἐπέστης, wo die Grammatiker nicht einmal über die Beziehung und die Construktion einig waren; 320 οὐδεὶς ἦν οὐδαμοῦ. In Rede 19 § 16 καὶ πάντες θεοί; 70 καὶ οὐδ᾽ ὅσιον ὑμῖν οὐδ᾽ εὐσεβές, 94 (p. 371. 17) τὴν ἀρχὴν τὴν πρώτην (strich schon Taylor), und καὶ τηλικαῦτα καὶ τοιαῦτ᾽ (bezweifelte schon Schaefer) und ἡλίκα οὐδεὶς πώποτ᾽ ἄλλος ἀνθρώπων; 97 (p. 372. 18) ἐλύπησεν ἂν ἡ εἰρήνη; 295 ἔναγχος ἐν Μεγάροις; 338 τοὺς δ᾽ αἰχμαλώτους ἐθαύμασα. — In Codices Einer Familie, wie es scheint, fehlen: Rede 18 § 19 Φίλιππος ἵνα μὴ (vgl. § 61); 28 ὃ σαφῶς οὗτος εἰδὼς παρέβη; 42 μισθωσάντων ἑαυτοὺς τῷ Φιλίππῳ (streicht Bekker); 63 προῃσθάνεθ᾽, ὡς ἔοικεν; 97 καίτοι τότε ταῦτα; 101 ἀκριβῶς οἶδ᾽ ἐγώ; 102 κεκτημένους τῶν πολιτῶν (stammt aus § 104); 129 τῷ Καλαμίτῃ ἥρωι; 153 εἴσεσθε. Καί μοι λέγε ταῦτα λαβών; 165 Ἐ. Ἀναφλύστιος ἐκ τοῦ δήμου („*Placet*“ Voemel); 180 προσῆκε τὸν ἀγαθὸν πολίτην ἔπραττον (tilgt schon Dobree; zu προσῆκε ergänze χρήσιμον εἶναι); 254 τὸ ἐπιβάλλον ἐφ᾽ ἡμᾶς μέρος; 261 ἐῶ τοῦτο· ἐπειδή γ᾽ ἐνεγράφης; 262 τῶν τοιούτων κινδύνων. In Rede 19 § 120 καταμαρτυρεῖ, φησι, δῶρα λαβεῖν (was auch in *L* punktirt ist); 139 ἐν θυσίᾳ τινι καὶ δείπνῳ; 201 τὰ δεινότατα ἔνεστι; 227 πρῶτον μὲν οὔτε τὸν (schon von Reiske bezweifelt); 242 Ἔλεγεν τοίνυν τότε; 245 ὀρθῶς καὶ προσηκόντως; 251 εἰς τὸν νυνὶ παρόντα χρόνον;

---

[1]) Jüngere Handschriften natürlich sind in der Regel reicher an Versehen, aber nicht nothwendig immer, wie stellenweis der Aug. 2 und Vind. 1 beweisen, sondern nur dann, wenn die Reihe ihrer Ahnen gröfser war und so die Versehen aller Einzelnen das Erbe des Spätlings wurden.

[2]) Einige Stellen aus Dem. sämmtlichen Reden habe ich in den Jahrbb. f. Philologie 1858 S. 446 angeführt.

258 *τοὺς προδότας καὶ δωροδόκους* und *πάντας ὠφελήσειεν ἀνθρώπους*. — Beachtung verdient aber auch was Codex *L* allein ausläfst, z. B. 18 § 290 *ἃ σοὶ καὶ τοῖς σοῖς οἱ θεοὶ τρέψειαν εἰς κεφαλήν*, es ist aus dem kurz vorangehenden betonten *ἀλλὰ τοῖς θεοῖς* sofort zu entnehmen. 18. 302 *καιρὸν οὐ παρεθέντα οὐδ' ἀγνοηθέντα οὐδὲ προεθέντα*. Jenes könnte Erklärung, dieses Variante (eine andere ist *προδοθέντα*) zu *παρεθέντα* sein. 19. 272 *παρὰ τὴν χαλκῆν τὴν μεγάλην Ἀθηνᾶν ἐκ δεξιᾶς ἕστηκεν*, wofür a. Codd. *ἐν δεξιᾷ* haben. Doch ist *ἕστηκεν* in *L* das erste Wort der Zeile und vor dieser *ἐκ δεξιᾶς* pr. m., wie es scheint, nachgetragen.

II. c. Weit die Mehrzahl der angeführten Auslassungen fällt auf die sogenannte Familie Aug. 1. Ihr fällt auch die Mehrzahl der neu verglichenen Codices zu, wie denn Palat. 2 brüderlich mit *κ* verwandt ist. Nur sehe man diese Familie nicht als geschlossene Nachkommenschaft von Aug. 1 an; das wäre ein schwerer Irrthum. Die Classifikation der Handschriften hat ihren bedingten Werth, etwa wie die Zertheilung der Menschen in Racen; wer aber damit feste Schranken annimmt, verzweifelt an Einem Urmensch. Ein Beispiel durchbrochener Classifikation bietet Rede 18 § 163 *καὶ εἰ μὴ προεξανέστημεν μικρόν, οὐδ' ἀναλαβεῖν ἂν ἠδυνήθημεν· οὕτω μέχρι προήγαγον οὗτοι*: „so weit hatten es diese gebracht", nämlich, dafs selbst die Möglichkeit uns aufzuraffen abgeschnitten war (gewesen wäre). So schreiben Aug. 1. *κ*. 5. Vind. 1 und ein *γρ. Φ*, und es war gut so. Aber da gab's Grammatiker, welche ein handgreifliches Objekt zu *προήγαγον* vermifsten, und siehe da: in einer Reihe Codices den allgemeinen Lückenbüfser *προήγ. οὗτοι τὸ πρᾶγμα*. Aber die Aristokraten unter den Codices befassen sich nicht mit solchen Gemeinheiten. *L* bietet also sehr naiv im Texte *προήγαγον τὸν Φίλιππον δὴ* d. i. *δῆλον*, fügt aber von zweiter Hand am Rande zu: *οὗτοι τὸ πρᾶγμα*. Und nun der princeps *Σ*? Er und Aug. 2. *ε*. *β*. r. Vind. 4. *γρ. Φ*. *γρ*. Bav. geben *προήγ. οὗτοι τὴν ἔχθραν*; schliefslich ist in mg. *Σ* von alter Hand bemerkt: *γρ. οὕτω μέχρι πόρρω προήγαγον οὗτοι. οὐ προσγράφοντες „τὴν ἔχθραν", ὡς εἶναι τὸ νόημα: προήγαγον οὗτοι τὸν Φίλιππον, ἀλλ' οὐ τὴν ἔχθραν, ὡς ἡ γραφὴ αὕτη ἔχει*. Dafs aber der Zusatz *τὴν ἔχθραν* (hervorgerufen durch das kurz vorhergehende *τὴν πρὸς Θηβαίους ἔχθραν*) schon durch das unmittelbar folgende *δὲ* in *ἐν οἷς δ' ἦτ' ἤδη τὰ πρὸς ἀλλήλους* widerlegt wird, ist den Grammatikern nicht eingefallen. Hier haben wir handgreiflich die Fabrikation von Interpolationen vor Augen, und man würde sie unbedingt als solche nicht blofs erkannt — das waren sie schon von Funkhaenel —, sondern auch anerkannt haben, wäre nicht augenblicklich die nun gerade diesmal unbescholtene Familie Aug. 1 in die Rumpelkammer geworfen. Zugleich aber bietet uns dieses Beispiel eine andere Handhabe, Interpolationen in *Σ*, wie in allen Codices, zu entdecken, ich meine das Schwanken der Lesart. Nicht immer ist hiebei eine Lesart Glosse der anderen, mitunter sind beide nichts als verschiedene Interpolationen. 18 § 185 liest Voemel nach *Σ*. pr *L*.

u. a. ἀνάξιον εἶναι τῆς τῶν προγόνων δόξης καὶ τῆς τῶν προγόνων ἀρετῆς, die übrigen Herausgeber nach anderen Codices τῆς τῶν Ἑλλήνων δόξης. Beides ist Interpolation und „die eigene Ehre“ zu verstehen, wie Dem. selber § 191 sagt: εἴπερ ἢ δόξης ἢ προγόνων. εἶχε λόγον. 18 § 18 z. E. καὶ παρὰ τούτοις καὶ παρὰ τοῖς ἄλλοις ἅπασιν Σ. *vulgo* τ. ἄλλοις Ἕλλησιν Aug. 4. Vind. 5, τ. ἄλλοις ἅπασιν Ἕλλησιν L. Aug. 1. u. a.; je mehr Wörter, desto mehr wird der folgende Hauptbegriff ἔρις καὶ ταραχὴ geschwächt. 18 § 25 lesen alle Herausgeber τίς ἦν ὁ Φιλίππῳ πάντα συναγωνιζόμενος, wofür Σ u. pr L haben ὁ Φιλίππῳ τε τὴν εἰρήνην (Aug. 2 τὴν εἰρήνην) συναγωνιζόμενος; man tilge Beides. 19 § 234 liest Jedermann τὸ νόμιμον ἔθος ποιεῖν. Nun kann man wohl wie Plato von εἰωθότα νόμιμα reden, aber doch nimmermehr von einem νόμιμον ἔθος. „Aber Σ hat νόμιμον, u. a. Codices“; aber andere νόμον statt νόμιμον, andere κοινὸν, andere τὸ κοινὸν νόμιμον, es ist eben Interpolation [1]).

III. d. Auch ein drittes, der Kritik nicht minder längst bekanntes, Kennzeichen von Interpolationen ist gegen Σ wenig zur Anwendung gebracht: die in verschiedenen Codices und Familien schwankende Stellung von Wörtern. Gewifs trägt die Schuld hievon häufig [2]), aber gewifs auch nicht immer die Flüchtigkeit der Schreiber. 19. 143 fragt Dem., was war das Resultat des Friedens für Athen? ἀφεστηκέναι μὲν ἁπάντων, ὀμωμοκέναι δὲ Φιλίππῳ „κἂν ἄλλος τις ἴῃ ποτ' ἐπ' αὐτά“ (offenbar die eigenen Worte des Friedenstraktates), ὑμᾶς κωλύσειν. So aber lautet kein Vertrag. Das berühmte Dokument der neuen athenischen Symmachie vom J. 378 sagt: ἐὰν δέ τις ἴῃ ἐπὶ πολέμῳ ἐπὶ τοὺς ποιησαμένους τὴν συμμαχίαν, Thucyd. 5. 23 führt wörtlich aus dem spartanisch-athenischen Bündnifs an: καὶ ἤν τινες ἐς τὴν Ἀθηναίων γῆν ἴωσι πολέμιοι; also fort mit ἄλλος und ποτε bei Demosthenes. „Aber die Codices“! Nun ποτ' fehlt in r. Vind. 4. Malat., und ἄλλος ist in sehr vielen hinter τις gestellt. Ich mache

---

[1]) Umgekehrt stellt 18 § 275 Voemel, nach Westermann, zwar mit Recht her: φανήσεται ταῦτα πάνθ' οὕτως οὐ μόνον τοῖς νόμοις, ἀλλὰ καὶ ἡ φύσις αὐτὴ τοῖς ἀγράφοις νομίμοις, aber in dem folgenden καὶ τοῖς ἀνθρωπίνοις ἤθεσι διώρικεν wagt Niemand mit Σ u. pr. L ἤθεσι zu tilgen. Man müfste also in dem alten Stammcodex nicht sowohl ein Versehen, sondern, wozu ich mich ungern entschliefse, eine Nachlässigkeit annehmen. Etwa auch τοῖς ἀνθρωπίνοις als Glosse zu τ. ἀγράφοις νομίμοις, obwohl alle Codices es haben, schlankweg zu streichen, wäre „holländern“. Denn die Leydener Kritik, obschon gewifs nicht gehaltlos, wird dadurch, dafs sie von handschriftlicher Autorität sich lossagt, meist haltlos. Aber wo liegt der Ton bei Dem.? Doch nicht auf νομίμοις, das kein neuer Begriff, sondern nur eine Variirung von νόμοις ist; er liegt auf τοῖς ἀγράφοις καὶ τοῖς ἀνθρωπίνοις; und dieses letzte fügt Dem., mit Emphase, wie die Stellung zeigt (vgl. Dissen zu or. de cor. p. 374, Mätzner zu Antiphon S. 142), amplificirend hinzu, um mit Nachdruck zu folgern: Αἰσχίνης τοίνυν τοσοῦτον ὑπερβέβληκεν ἅπαντας ἀνθρώπους.

[2]) s. Dindorf praef. ed. III p. XVII zu 58. 9.



noch auf einige schwankende Stellungen innerhalb unserer Reden aufmerksam; die bedenklichen Wörter sind gesperrt gedruckt: 18 § 3 *δυσχερὲς εἰπεῖν οὐδέν*; 45 *ἑκάστων οἰομένων*; 50 *πρὶν ἐμὲ εἰπεῖν ὁτιοῦν*: 58 *τὸν ςέφανον κελεῦσαι*; 85 *τῇ πόλει συμβᾶσαι*; 150 *ἃ νῦν οὗτος προφασίζεται λέγων*: 175 *ἐπᾶραι καὶ θρασεῖς ποιῆσαι*; 219 *οὐδεὶς πώποτε τούτων*; 245 *ἔροιτο ὁντινοῦν* und *διαφθαρῆναι χρήμασιν ἢ μή*, was obendrein in mehreren Codices fehlt; 303 *εἰς ἑνὸς ἀνδρὸς δύναμιν*: 308 *ὑμεῖς ἁπλῶς ἄγετε*; 309 *ἐπιμελείας*, *Αἰσχίνη*, und *γενναίους καὶ καλοὺς καὶ πᾶσιν ὠφελίμους*. Aus Rede 19 § 11 *τοὺς καλοὺς ἐκείνους καὶ μακροὺς λόγους*; 15 *ὑμῶν βουλομένων ταῦτα καὶ οὐδὲ φωνὴν ἐθελόντων ἀκούειν* (§ 23 ist die Quelle der Interpolation, nicht die Rechtfertigung des *ἐθελ.*); 16 *βεβοηθηκὼς ὑμῖν* (fehlt auch in 2 Codices); 58 z. E. *ἐγίγνετο τοῦ Σκιροφοριῶνος*; 74 *πεπεικὼς ἔφη*; 76 *πέντε γὰρ ἡμέραι γεγόνασι μόναι*; 94 (p. 371. 12) *οὐδεὶς πώποτε ἄλλος ἀνθρώπων* (was überdiefs in 4 Codd. fehlt); 102 (p. 373. 2) *Αἰσχίνην πρὸς ὑμᾶς εἰπεῖν τουτονί*; 109 *οὐδὲν οὐδεὶς* (fehlt auch in 2 Codd.); 126 *ὁ σοφὸς καὶ δεινὸς οὗτος καὶ εὔφωνος*; 167 *ἑκάστῳ προπέμπων ἰδίᾳ*; 206 *ἀναιδείας καὶ ὀλιγωρίας*: 279 *δεινότερον τοῦ καταψεύσασθαι*; 303 *τοὺς μακροὺς καὶ καλοὺς λόγους ἐκείνους*; 319 *Φωκέας ἐκράτησε τὸ πρῶτον*.

Nach alle dem glaube ich nicht, mag man auch nur die Hälfte, nur den vierten, nur den zehnten Theil der in Σ innerhalb unserer 2 Reden angedeuteten Interpolationen als solche gelten lassen, dafs die Frage jetzt noch angemessen ist: was *nützt uns* die Fülle der schon früher vorhandenen, was der *Zuwachs der* durch Voemel neu gewonnenen Varianten? Nicht blofs wird Einzelnes erst durch diese an's Licht gebracht, Vieles was sonst als vereinzelt unbeachtet blieb, bestätigt und in seiner Bedeutung gesteigert; auch der Schleier von Sais hebt sich nachgerade, der codex Σ einsam und magisch umhüllte. Dafs diese nebelhafte Isolirtheit das natürlich gute Gewicht jener Handschrift gesteigert hat und wir unter dem Druck gleichzeitig beider Momente arbeiteten, ist mir nicht zweifelhaft und wahrhaftig nicht wunderbar. Kritik aus sog. inneren Gründen bewegt sich unter beständigem Hader widerstreitender Gesichtspunkte; was Wunder, dafs der hin und her gezerrte Geist kampfesmüde die äufsere Schranke ergreift und festhält, deren Festigkeit er sonst schon erprobt hat und welche er, weil sie die einzige war, schliefslich mit einer Art fatalistischer Legitimität umkleidet. Leider hat diese Solidität keine Handschrift aus dem Alterthum, und Σ noch weniger als einzelne anderer Autoren. Das Ringen bleibt uns auf Erden nirgends erspart; aber die vorliegende Ausgabe bietet uns auch die Möglichkeit einer rationellen Einsicht in den hohen Werth jenes Codex eben dadurch, dafs sie mancherlei Leuchtstoff enthält, ausreichend, den magischen Schein um seinen isolirten Thron zu zerstreuen. Vor Kurzem wurde von Dr. F. Schultz eine Handschrift in Florenz, man kann sagen, entdeckt und auf ihre überraschende Aehnlichkeit mit Σ hingewiesen. Der Unter-

zeichnete stellte eine Vergleichung an, deren Ergebnisse Hr. Voemel aufgenommen hat. Dieser Laurentianus S (ich nannte ihn oben kurz *L*) ist nicht von Σ abgeschrieben, steht ihm aber nahe genug, um in etwas [1]) eine Controlle zugleich seiner Schreibversehen und — was nicht minder wichtig ist — eine Aushülfe für die öfters verwischte *prima lectio* in Σ zu gewähren. Andererseits nähert er sich, zumal in der 19ten Rede, bald dieser, bald jener Familie demosthenischer Codices wenigstens so weit, dafs die Kluft zwischen diesen und Σ nothdürftig überbrückt ist. Auch die Bedeutung anderer unter den neu verglichenen Codices darf nicht übersehen werden; mehrere darunter, wie Vind. 4. Malat. Urb. *π*, verdienen mehr Beachtung, als nicht wenige der schon bekannten. Unter diesen gewinnt *r* immer mehr an Bedeutung. Aber ein Gesammturtheil bleibt besser aufgespart, bis wenigstens der nächste Band von Dem. Reden in gleicher Gestalt von Voemel — wir hoffen und wünschen, recht bald — herausgegeben ist.

Die ausgedehnte Untersuchung über die Interpolationen nöthigt mich abzubrechen. Vielleicht hat sie den Beweis geliefert, dafs unsere Kritik über Σ hinaus kommen kann und mufs. Die Möglichkeit dazu hat gerade das vorliegende Werk gegeben, dessen Bedeutung annähernd zu würdigen ich nun noch eine grofse Anzahl von Stellen besprechen müfste, wo Voemel's umfassende Gelehrsamkeit und Kenntnifs von Dem. Sprachgebrauch und sein feiner Takt für rhetorische Vollkommenheit die richtige Lesart endgültig festgestellt hat. Wenigstens aber will ich mir nicht versagen, auf einige Correkturen schwieriger Stel-

[1]) denn gar viele Versehen theilt er mit Σ. Zur Probe, wie *L* als Regulator von Σ dienen kann: 18. 213 Σ *ὧν δ' ὑφ' ὑμῶν ἠδίκηται λαβεῖν, sed αι est recentis in eraso.* *L* allein (u. Vind. 4?) richtig *ἠδίκηντο*, alle aber aufser Σ *ἠδ. δίκην λαβεῖν*, was in Σ *antiquus superscripsit.* 18 § 151 *ὡς δ' οἱ μὲν οὐκ ἦλθον οἱ δ' ἐλθόντες οὐδὲν ἐποίουν* fehlt *οἱ δ' ἐλθ.* im Text von Σ u. *L*, ist aber in diesen vom Schreiber am Rande mit vorstehendem *κείμενον* (Original) nachgetragen nebst correspondirenden Zeichen im Text und am Rande. Vgl. 19 § 134 n. 6 u. a. — Wo eine Σ u. *L* eigenthümliche Wortstellung zwar in Σ, aber nicht in *L* durch Striche corrigirt ist, darf man schliefsen, dafs diese Striche öfter als Dindorf zu glauben scheint, von 2ter Hand erst herrühren; vgl. 18 § 9 *περὶ τούτων εἰπεῖν πρῶτον*; 40 *ὅτι ἐγὼ πεποίηκα ταῦτα*; 140 *οὐ μὲν οὖν εἰπεῖν ἦν*; 19. 279 *ἂν ἦν λοιπόν.* Und wenn Dindorf sagt, der Librarius in Σ habe auch wohl die richtige Anordnung herzustellen vergessen, so gilt das natürlich nicht von Stellen, wo in Σ und *L* keine Striche sind, z. B. 18 § 5 *οἶμαι δ' ὑμᾶς πάντας ὦ. ἄ. Ἀθ. ἂν ὁμολογῆσαι*, während die anderen Codd. stellen *ὑμᾶς ὦ ἄ. Ἀ. πάντας.* Wie aber — ich fürchte mich ordentlich es auszusprechen — wenn wir wieder einmal von einer Interpolation gefoppt würden? Die Anrede *ὦ ἄνδ. Ἀθ.* drängt in Σ*L* dem *ἂν* eine mir wenigstens befremdliche Stellung auf, sie selber schwankt in ihrer Stellung, schwankt in ihrem Inhalt, denn die meisten Codices haben *ὦ ἄ. δικασταί*, fehlt gänzlich in p. r. — 18 § 80 stimmt Aug. 2 mit pr Σ in *μετὰ δὲ ταῦτα.* Bedeutungsvoll ist die von Voemel allein aufgenommene Stellung in Σ*L* Aug. 2 § 2 *ἀλλὰ τὸ καὶ τῇ τάξει.*

len hinzuweisen, die gewifs Beherzigung verdienen: 18 § 77 *εἶτ' οἴεσθ' ἐμὲ λ.*; 79 *εἴ τι περὶ ἐμοῦ γ' ἔγραφεν*; 106 *τῶν ἐν τοῖς λόχοις συντελῶν*; 134 *ὡς προείλετο κακείνην*; 157 *χρησόμεθα τοῖς συμβόλοις*; 167 *τὴν ὁμόνοιαν καὶ τὴν εἰρήνην ἐποιεῖτε*; 170 *τῇ κοινῇ πατρίδος φωνῇ*; u. a. m.

Zwei Punkte von allgemeiner Wichtigkeit verdienen noch wenige Worte. Hinsichtlich der Dokumente, welche jetzt allgemein, wie es scheint, für ein Machwerk späterer Zeit gelten, hält Hr. Voemel seine früher entwickelte Ansicht im Ganzen zwar fest, scheint mir aber den Gegnern sich etwas genähert zu haben. Von D., sagt er, sind sie nicht ausgegangen, beruhen zum Theil aber auf ächten Quellen, wie die Beschlüsse der Byzantier und Chersoniten 18 § 90; andere sind aus den Worten der Rede erst gebildet [wobei die Verfertiger 18. 120 z. E. nicht einmal recht zu Stande kamen]; andere ursprünglich ächte sind schlecht abgeschrieben, entstellt und mit Fremdartigem gemischt; andere an unpassender Stelle eingeschoben, wie 18 § 29, ein Theil vollständig erdichtet, wie 18 § 154 u. s. w., § 181 u. s. w., ebenso die Zeugnisse und Briefe. Aber schon vor den Zeiten Plutarchs, Aristides und Harpocrations waren sie den Reden zugefügt. An diesem Raisonnement ist gewifs zu billigen, dafs nicht Alles mit gleicher Elle gemessen, und dafs vertheidigt wird, was sich vertheidigen läfst. Ueber Einzelnes werden wir schwerlich je zur Gewifsheit kommen.

Die Rede *π. παραπρεσβείας* ist neuerdings von Spengel [1]) einer rhetorischen Analyse unterworfen und daraus, dafs *in der* zweiten *ἀνασκευή* von § 133—236 der zweiten *προκατάληψις, d. i.* hinter § 149 eine vollständige *διήγησις* einverleibt ist, worauf dann die *ἀνακεφαλαίωσις* § 177—181 und dann wieder 5 andere *προκαταλήψεις* folgen, der Schlufs gezogen, es sei hier in der Rede, wie sie heute vorliegt, eine grofse, unmöglich von Dem. herrührende Verwirrung. Dazu die auffallende Einführung der ersten *προκατάληψις* § 134 mit *τάχα τοίνυν ἴσως καὶ τοιοῦτος ἥξει τις λόγος*, die offenbare Lücke und der Bruch des Zusammenhangs in § 149 *ἀλλὰ νὴ Δία τοὺς συμμάχους ἀπειρηκέναι φήσει τῷ πολέμῳ. | ὅτι γὰρ ταῦθ' οὕτω πέπρακται καὶ ἐκ τῶν ἐπιλοίπων ἔτι μᾶλλον εἴσεσθε.* Dazu die zusammenhangslose Stellung der §§ 315—331 und die unbegreifliche Einführung einer schon abgemachten *προκατάληψις* § 332 u. s. w., zwei Punkte, welche schon im Alterthum von Einzelnen als ein *ἀνοικονόμητον* und *διεῤῥιμμένον* angesehen wurden. Auch der Schlufs § 341—343 genüge nicht für eine so bedeutende Rede. Hr. Spengel schlägt vor, nach § 133 einzuschieben die §§ 315—331, wo sich dann an *ταῦτ' οὖν μαρτύρων, ταῦτ' .. ταῦτ' ἀφαιρήσεταί τις ὑμῶν* eng anschliefst § 149 *ὅτι γὰρ ταῦθ' οὕτω πέπρακται* bis § 181. Daran schliefst sich natürlich die *confutatio* § 182—236, innerhalb dieser müssen die §§ 134—149 sammt jener Lücke untergebracht werden. Dagegen die §§ 332—343 lassen sich schwer mit dem, was in

[1]) Rhein. Mus. 16 S. 552 u. s. w.

der Rede früher schon gesagt ist, friedlich und freundlich vereinen. — Hr. Voemel ist wenigstens von dem negativen Theil dieser scharfsinnigen Erörterung überzeugt worden, möchte aber folgende Anordnung: § 1—101; § 332—340; § 102—133; § 315—331; § 150—233; § 134—149 lacuna; § 234—314; § 341—43 finis. Ich habe mich ernst mit dieser Frage beschäftigt und die Ueberzeugung gewonnen, dafs diese fehlerhafte Anordnung von dem Redner beabsichtigt war; vertheidigen will ich sie erst, wenn die Ansicht von Spengel oder Voemel zu allgemeinerer Geltung kommen sollte.

Magdeburg. C. Rehdantz.

VI.

M. Tullii Ciceronis Epistolae Selectae temporum ordine compositae. Für den Schulgebrauch mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen versehen von Karl Friedrich Süpfle. Fünfte Auflage. Karlsruhe bei Chr. Th. Groos. 1861. XII u. 398 S. 8.

Was sich der vierten Auflage, wie von uns in dieser Zeitschrift XII. S. 606—611 geschehen, in Bezug auf zweckmäfsige Einrichtung der äufseren Composition und die Gediegenheit des inneren Ausbaues nachrühmen liefs, das gilt in noch höherem Mafse von dieser fünften, die nicht nur alle Merkmale eines stätigen Fortschreitens an sich trägt, sondern auch die Grenzen des Zulässigen und Wünschenswerthen so zu treffen und einzuhalten weifs, dafs man sich in der That des sicheren Tactes, der den Herrn Verf. dabei leitet, recht freuen darf, ja die Unbefangenheit, mit welcher er zu Werke geht und gegenüber den gemachten Ausstellungen und Rathschlägen, ohne sich ihnen zu verschliefsen, seine Selbständigkeit wahrt, anerkennen mufs.

Principiell ist sich Hr. S. in der Auswahl der Briefe ganz gleich geblieben und hat demnach dieselbe Anzahl, wie in der vierten Auflage, 150, beibehalten, in der Reihenfolge nur Epp. X und XI aus gutem Grunde umgestellt. Dafs sein Augenmerk fortwährend auf Herstellung eines recht lesbaren Textes gerichtet gewesen ist, leuchtet schon auf den ersten Blick ein, geht aber auch, abgesehen von der eigenen Versicherung des Verf. auf p. V der Vorrede nebst den Belegen dazu, aus der neuen Aufnahme von Varianten mit kritischen Winken hervor, wie zu Epp. VI, 10 (*dign. tuae* neben *suae*), 18 (*tibi ipsa* neben *ipsi*), 28 (*traditae* neben *tradita*), 33 (*omnesque* neben *omnes*) und CI, 3 (*usi* und *uti*, wozu noch *uterentur* gehören würde, neben *usuri*).

Das in solcher Weise zugerichtete und möglichst correcte Ori-

ginal zum vollen Verständnifs zu bringen, ist Aufgabe der allgemeinen Einleitung (p. 1—34) und der exegetischen Beigaben unter dem Texte, von denen zwar namentlich die letzteren, vornehmlich in qualitativer Hinsicht, gewisse Veränderungen erfahren haben, aber keineswegs so differiren, dafs die vierte und fünfte Auflage nicht neben einander zu gebrauchen wären. Die fünfte Auflage ist eben eine verbesserte, nicht eine umgearbeitete, wie die vierte.

Worin das Bessere besteht und von welchem Werthe es ist, das läfst sich theils durch einen kurzen Hinweis auf die Berichtigungen früher untergelaufener Irrungen und Ungenauigkeiten veranschaulichen, theils ergibt es sich aus einer Vergleichung des Befundes an historisch-antiquarischen und exegetischen Erörterungen in den beiden Auflagen neben einander, wobei sich zugleich Gelegenheit bieten wird, einige Beanstandungen und Aenderungsvorschläge anzuschliefsen.

In ersterer Hinsicht machen wir unter Bezugnahme auf die obige Recension a. a. O. die Bemerkung, dafs nunmehr in der allgem. Einleit. p. 17 Z. 13 u. auch Varro als der dritte von des Pompejus Legaten in Spanien mitgenannt wird, p. 23 Z. 9 u. über des Pompejus Tod dem wahren Sachverhalte Ausdruck gegeben ist, und p. 25 Z. 9 o. die theilweise Rückkehr wenigstens zu dem, was die 3. Aufl. (S. 34) von Cicero's Seelenzustande und seiner Aussöhnung mit Cäsar im J. 47 ganz angemessen ausführt, nur Billigung zu verdienen scheint. Stillschweigend hat Epp. LXXIII, 4 *fluxit* st. *fluxerit* seine Stelle wiederum eingenommen: zu Epp. LXXVI, 3 mag *nihil non* (letzteres fehlt in den drei ersten Auflagen) durch die neu hinzugefügte Bemerkung zu *praeter jus fervens* begründet werden sollen. Eingehende Berücksichtigung dessen, was als nicht ausreichend oder weniger zutreffend bezeichnet ward, ist erfolgt in Epp. LXXV, 2 zu *Id cujusmodi sit* — (obwohl der beibehaltene Ausdruck „wie viel Sicherheit dies gewähre“ immer noch Anstofs erregen kann), ibid. zu *foeda perierunt*, § 3 zu *sus Minervam* und § 4 zu *eam pulvinus sequetur*. Warum Hr. S. ibid. in § 3 *exaruisset* lieber hat ohne Erklärung lassen wollen, als die der seinigen gegenüber vorgeschlagene aufnehmen, davon ist kein rechter Grund ersichtlich. Anderes ebendaher, weil zum Gebiete subjectiven Ermessens gehörig, dürfen wir füglicher Weise auf sich beruhen lassen.

Fassen wir dagegen das Ganze der Leistung nach ihren zwei Haupttheilen näher ins Auge, so findet sich zunächst, dafs der erste, die Einleitung, keineswegs ein blofser Wiederabdruck ist, sondern eine sorgfältige Feile und mehrfache Nachhilfe erfahren hat. Davon zeugen sowohl die hier und da angebrachten Ergänzungen und Umformungen im Ausdruck, woran nur erinnert zu haben schon genug sein wird, als auch das überall sichtbare Streben, der materiellen Seite durch präcisere Fassung und Substituirung oder Einschaltung des Sachgemäfseren festen Halt und ächtes Colorit zu geben. Dafs dem so ist, beweisen unter

Anderem die der 4. Aufl. entsprechenden Stellen auf p. 3 Anm. **, p. 6 Anm., p. 10 Anm. *** (wo *beatis non grata* nach *improbis* wegen seines Gegensatzes nicht wegbleiben durfte), p. 12 Z. 10 ff. u., p. 13 Z. 7 ff. o., ibid. Z. 11 ff. o. („setzte dadurch (?) — durch" war mindestens wegen des Mifsklanges zu meiden), p. 16 Z. 11 f. o., ibid. Z. 21 f. u., p. 18 Z. 7 u., p. 19 Z. 2 f. u., p. 21 Z. 5 ff. u., p. 22 Z. 3 ff. u. u. s. w. Namentlich sei hervorgehoben, dafs p. 33 Z. 13 ff. o. durch die jetzt anders lautenden Anfangsworte des Satzes: „— die consularischen Heere (st. „„die Consuln"" etc.). anfangs von Antonius zurückgeworfen, wobei Pansa tödtlich verwundet wurde" etc. nicht nur dem geschichtlichen Thatbestande genau entsprechen, sondern auch dem Irrthume (z. B. Billerbecks zu *Pansa amisso* in Epp. DCCCXII) vorgebeugt wird, als ob Pansa, der doch bei Forum Gallorum tödtlich verwundet am Tage nach der Schlacht bei Mutina zu Bononia starb, erst in Folge dieser Schlacht, welcher er schwerlich beiwohnen konnte, sein Leben verloren habe. (S. Epp. CXL. Peter, Zeittaf. d. Röm. Gesch. p. 101. g, wozu die Stellen bei Sueton. Oct. 11 und Tacit. Ann. I, 10 über das den Octavian verdächtigende Gerücht vom Tode der beiden Consuln nachzutragen ist.) Wenn es aber p. 3 Z. 7 u. heifst: „C. bewarb sich in seinem ein und dreifsigsten Jahre um die Quästur, welche — — — für das erste Staatsamt (*primus gradus honoris*) galt und die Aufnahme in den Senat zur Folge hatte", so ist zwar selbstverständlich die Anm. auf p. 4 der vierten Aufl. in Wegfall gekommen, es möchte sich jedoch nach Lange. Röm. Alterth. p. 639 mehr empfohlen haben zu sagen, dafs die Quästoren die Anwartschaft erhielten, bei der nächsten *lectio senatus* als Senatoren in den Senat aufgenommen zu werden. Die aus Val. Max. 2, 2, 1 erwähnte Anekdote beweist eben, dafs die Q. nur Anwartschaft gab, nicht dafs die Aufnahme nothwendiger Weise erfolgen mufste. — Ferner gebührt dem p. 11 Z. 12 o. eingeschalteten „*Τρικάρανον*, dreiköpfiges Ungeheuer" eher ein Platz unter dem Texte mit dem Bemerken, dafs nach App. B. C. 2, 9 eine Schrift des Varro über dieses Triumvirat diesen Titel geführt habe. Ebenso verhält es sich p. 26 Z. 17 u. mit der dem Texte eingereiheten Belegstelle aus Cic. Fam. 9, 26. — Dafs gelegentlich auch instructive Notizen über das römische Verfassungsleben am Orte sind, unterliegt keinem Zweifel. Und solcher Art ist p. 6 die neu hinzugetretene und auf Cicero's Zeugnifs (Off. 2, 17) gestützte Anmerkung über das gesetzliche *biennium*, vor dessen Ablauf nach der *lex Villia annalis* ein Aufsteigen in der Verwaltung der curulischen Aemter unzulässig war, gleichwie p. 15 Z. 1. o. das zur Erklärung der Worte „So lange" etc. dem Texte eingefügte Satzglied: „nämlich bis zum 10. December 58". welches indefs entbehrlich wurde. wenn auf den letzten Theil der Anm. * auf S. 32 über die verschiedenen Termine des Amtsantrittes der Tribunen und der Consuln verwiesen oder derselbe vielmehr hierher versetzt worden wäre.

An Umfang hat im zweiten Haupttheile der den Text beglei-

tende **Commentar** nur um wenige Seiten zugenommen: der Raum für frische Zuthaten oder Erweiterungen desselben, von denen Hr. S. selbst einige wenige auf p. V der Vorrede namhaft macht, ist weniger durch Weglassung, als durch abkürzende Umarbeitung des bereits Vorhandenen gewonnen worden. Ihre Art. im Allgemeinen der der Weidmann'schen und Teubner'schen Ausgaben ähnlich, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Es bleibt demnach nur übrig, an einer gröfseren Partie, wozu wir Epp. I —VI auf p. 43—82 wählen, nachzuweisen, welche es sind und in welchem Verhältnisse sie zu dem bisherigen Erklärungsmateriale stehen.

Aufser unerheblichen Kleinigkeiten, wie z. B. der Wendung „wenn du schreibst (sagst)" für *quod scribis* in Epp. III, 6; der die **archaistische** Genitivendung *i* st. *us* bestätigenden Parallelstelle aus Fam. 2, 7 zu *senati cons.* ibid. 9; der Pluralübersetzung „Ausbrüche des Zorns" für *iracundiae*, verglichen mit gleichartigen Nominen in Cic. Brut. c. 84, finden sich neu hinzugefügte oder abgeänderte Anmerkungen zu Epp. I, 1 über die Bedeutung der Briefformel — *bene est*, und über die Umschreibung der Person durch *animus* (vgl. Caes. B. G. 1. 19) ibid. 3. Grammatisch anstöfsig ist hier in der Uebersetzung „**irgend**" und kann leicht zu Irrungen führen, zumal da nicht feststeht, ob wirklich an alle Catilinarier, wie Hr. S. will, oder vielmehr blofs an die in das Geheimnifs derselben Eingeweiheten, den Cäsar und Crassus, zu denken ist. Cicero scheint nur mit einer *exigua significatio*, über welche er sich im Anfange von § 2 beklagt, zurückzuzahlen, gleichwie er auch vorher ebenso unbestimmt und behutsam *veteres hostes, novos amicos* gesagt hat. — Weiter sind dergleichen Anmerkungen namhaft zu machen zu *pudor ipsius* in Epp. II, 1, wo weiter Nichts stehen geblieben ist, als die motivirte Uebersetzung: „seine persönliche Ehrenhaftigkeit"; zu *omnis — spes* in Epp. V, 4 über den **Chorismos** dieser Worte und der darauf folgenden: *irritabiles cett.*, und noch einmal davon zu *totum ut animum c. c. tuam* in Epp. VI, 41; zu *Asiani*, einschliefslich — *de censoribus* —, in zusammenhängender Erörterung über die Erhebung der durch die Censoren auf Zeit (5 Jahre) und gegen Caution verpachteten Steuern mittelst unbesoldeter, dem Ritterstande angehöriger *publicani*, wozu als Ergänzung, um Zusammengehöriges beisammen zu haben und alle Wiederholung zu vermeiden, sofort antreten konnte, was zu *funditus eos perire* in Epp. VI, 32 über dieses für die Steuerpflichtigen so lästige und mit Bedrückungen verbundene System und ibid. 35 über die bei Gelegenheit der Versteigerung bekannt gemachte *lex censoria* ausgeführt ist. So wäre dann, wie schon zu *publicani* in Epp. VI, 32 geschehen, mit einfacher Rückverweisung an den betreffenden Stellen nicht blofs an Raum gespart, sondern auch dem Bedürfnisse besser gedient worden. — Zu derselben Kategorie gehören ferner die Anmerkungen zu *impudentiae nonnull. negotiatorum* in Epp. VI, 2 über die Geschäfte und das Treiben römischer Bürger als *negotiatores* in den Pro-

vinzen überhaupt und damals insbesondere in der des Quintus Cicero; zu *mihi crede*, ibid. 3 über Sinn und Gebrauch dieser Formel; zu *reperire — qui careant*, ibid. 15 über den Inhalt und das gegenseitige Verhältnifs der beiden Satzglieder *qui careant* und *te ament*. Der Completirung *reperire eos qui careant* hätte es wohl kaum bedurft. — Gleicher Art sind endlich die Anmerkungen zu *praetoris*, ibid. 22 über die Bedeutung dieses Wortes für „Statthalter überhaupt", wobei aufser der Erinnerung an *cohors praetoria* in § 12 auch auf *praetores* in § 15 hinzuweisen war; zu *Cajus q. generis — diligentiam*, ibid. 25 über das Recht des Statthalters, die Gemeindeverwaltungen zu überwachen; zu *Samum et Halicarnassum*, ibid. über die Zeitverhältnisse, welche den Verfall dieser Städte herbeiführten.

Hierzu kommt noch eine kleine Zahl von Anmerkungen, die nicht blofs wegen ihrer Redaction Anlafs zu Ausstellungen geben. Unbekannt mit dem Grunde, warum in Epp. III, 6 *Mucia*, die in der dritten Aufl. noch in Uebereinstimmung mit Billerbeck zu Epp. XIV, 6 Halbschwester der beiden Metellus heifst, als Geschwisterkind mit denselben bezeichnet wird, suchen wir vergeblich nach Aufschlufs über diese Differenz. — In Epp. III, 9 reicht die blofse Uebersetzung von *atque etiam ut ita f. — adjuvi* schwerlich aus. Ohne ausdrücklichen Hinweis auf das Anakoluth im Anschlusse des letzten Satzgliedes hätte wenigstens eine erweiterte Uebersetzung, etwa: „Ueberdies hätte ich mich darum nicht zu kümmern gebraucht, liefs es aber doch ohne Weiteres geschehen, ja half sogar nach Kräften dazu, dafs" etc., Platz greifen müssen. — Was in Epp. V, 9 zu *Cato* über dessen Stellung zu dem vorliegenden Antrage der Ritter bemerkt ist, trägt zum bessern Verständnifs der Stelle kaum Etwas bei. Eher würde ein Wort über seinen politischen Charakter wegen *heros ille n.* am Orte gewesen sein. Das Uebrige gehört nicht hierher. — In der Erklärung der Worte *ea tota*, ibid. 20, bleibt etwas Gezwungenes, mag man, wie Hr. S. in der dritten und vierten Aufl. vorschlägt, *ea* auf *administranda As.* im Sinne von *administratio Asiae* beziehen, oder, wie er jetzt will, aus dem Voranstehenden *negotia* dazu verstehen. Warum nicht ganz einfach von der Mannigfaltigkeit der Rechtsfälle in ihrer Gesammtheit? — Ibid. 23 soll *eaque* = *quae* sein. Dessen bedarf es aber nicht, wenn man nur mit Ramshorn § 206. B. 6. d, was sehr nahe liegt, *eaque* (nämlich *officia*) anakoluthisch mit dem parenthetischen *nullum — officium* in Verbindung setzt.

Mit Unrecht scheinen uns endlich ein paar Stellen leer ausgegangen zu sein, während doch die Rücksicht auf Ebenmäfsigkeit ihre Inbetrachtnahme fordert. So halten wir es für geboten, in Epp. III, 9 *remissio animi ac dissolutio* in gleicher Art, wie *meae rationes* in § 3, auf Grund des vom Bogen entlehnten Tropus mit der Uebersetzung: „Abspannung des Geistes und Schlaffheit", oder vielmehr „geistige Absp. u. Schl." zu versehen. Dasselbe gilt in Epp. VI, 4 von *ne contrahas ac de-*

mittas animum, einer Phrase, die durch „die Segel streichen und den Muth sinken lassen“ wiedergegeben mit dem nautischen Bilde der folgenden Worte — *te obrui tanquam fluctu* — in vollem Einklange stände. — Zu *contraque erigas* ibid. war es ohne Zweifel angemessen, wegen der adversativen Bedeutung der copulativen Conjunction auf § 19 zu *ac M.* zu verweisen, dort aber *que* nachzutragen. S. Ramshorn § 179. B. 6. Madvig § 452 Anm. 2. — Bei den Worten: *Sit lictor — praeferant fasces illi ac secures*, ibid. 13 stellt sich die hier aufzunehmende Frage ein: „Warum zuerst *lictor* und sodann *illi*?“ Die Antwort enthält § 21 zu *primus lictor*, wohin deshalb zu verweisen war. Welche Bedeutung sich ein solcher unter Umständen geben konnte, das läfst sich aus dem Beispiele jenes Sestius entnehmen, den Cic. Verr. II, 5 § 118 schildert. — Wohl angebracht dürfte auch ibid. § 15 zu — *a quibus nos divulsi esse non possumus* — die mit einer Frage: „Von wem zu verstehen?“ verbundene Bemerkung sein, dafs M. Cicero aus persönlichen Gründen keine Provinz verwalten wollte. Vgl. Epp. XXXVII. — Ein Vermerk über das Prothysteron ibid. 21 zu *in satisfaciendo ac disputando* würde wenigstens dazu dienen, die Gedankenfolge noch schärfer zu markiren.

Wir schliefsen diese Nachlese, welche lediglich auf praktischen Ergebnissen fufst und weit davon entfernt ist, dem Anfangs ausgesprochenen Urtheile Eintrag thun zu wollen, mit dem aufrichtigen Wunsche, dafs es uns gelungen sein möge, dem Buche, wie seine Beschaffenheit es verdient, nicht blofs seine alten Freunde zu erhalten, sondern auch neue zuzuführen.

Torgau. Rothmann.

VII.

Geographisches.

In Kiel hat sich in den letzten Jahren ein reges Streben für wissenschaftliche Geographie gezeigt, und besonders lebhaft hat man sich dort mit Erforschung der Cimbrischen Halbinsel beschäftigt. In der Zeitschrift, welche das Organ der geographischen Gesellschaft zu Berlin ist, finden sich mannigfache Proben dieser lebendigen Thätigkeit. So steht in ihr eine Abhandlung von Forchhammer, die der gröfsten Aufmerksamkeit von Seiten der Lehrer werth ist. Durch sie wird nämlich gezeigt, dafs dies scheinbar so unterschiedslose Flachland der Jütischen Halbinsel aus 3 Theilen besteht, nämlich aus Hügelland, Geest und Marsch; dafs ferner diese 3 Theile ganz scharf abzugrenzen sind und ganz leicht in ihrer Eigenthümlichkeit dem Schüler klar gemacht werden können. Einige Charten zeigen schon diese Dreitheilung;

aber doch noch nicht alle; die meisten bringen wenigstens eine Andeutung von dem Gegensatze zwischen Geest und Marsch. Dafs diese Begriffe dem bekannt sein müssen, der deutsche Geschichte vorträgt, scheint in der Natur der Sache begründet, findet sich aber in der Wirklichkeit recht häufig nicht so. Ref. hat schon oft in dieser Zeitschrift Gelegenheit gehabt, an Werken hochgeachteter und stattlicher Philologen und Schulmänner nachzuweisen, dafs man nicht so von hoch oben her als Nebensache diese Studien betreiben kann, sondern dafs auch sie eine ganze Manneskraft erfordern. Er weifs, dafs in vielen Anstalten Geschichte und Geographie ganz trostlos und langweilig behandelt werden, und zwar einmal, weil die Collegen viel zu vornehm und viel zu hochgelehrt sind, als dafs sie sich darum kümmern sollten, ob das Wasser den Berg herunter oder herauf fliefst, dann aber auch, weil sie beim besten Willen die Sache nicht anzufassen wissen. Und wie sollten sie das können? Als Schüler haben sie schlechten Unterricht gehabt, auf der Universität wurden geographische Collegia nicht gelesen, und da, wo sie als Candidaten eintraten, verstand auch Niemand Etwas davon; da waren lauter hochgelehrte Herren, die den Thucydides lasen und nicht wufsten, wo der Hellespont liegt. Wir scherzen nicht, wir beziehen uns auf Thatsachen. — Wir sprechen auch nicht zu diesen geistlosen Pedanten, sondern zu denen, die am wirklichen Leben Gefallen haben und die da wissen, dafs man kühn in die arge, böse Welt hineingreifen müsse, wolle man anders Etwas leisten. Die Heiden kommen nicht zum Missionär, er mufs sie aufsuchen. Wenn also es einem Collegen Ernst ist, die geographischen Stunden nicht zu vertrödeln und nachher den nagenden Wurm in sich zu tragen, so viel edle Zeit der Knaben auf elende Weise vergeudet zu haben, der möge statt der meist sehr mittelmäfsigen Compendien solche belebenden Monographieen studieren. *Non multa, sed multum.* — Ein Stück Erde dem Knaben lebendig gemacht, und für ähnliche Arbeiten ist der Boden geebnet! Wir in der deutschen Tiefebene sollten uns für diese Arbeiten der Kieler Gelehrten zumeist interessiren, weil wir sie für unser Terrain vortrefflich benutzen können. Man lese z. B. die Arbeit des v. Naar über die Urgestaltung von Jütland, und man wird meine Ansicht bestätigt finden. Noch wichtiger und dem Lehrer der Geographie ganz besonders zu empfehlen ist ein in Kiel, in der Akademischen Buchhandlung 1861 erschienenes Werk, betitelt:

Die Bedingtheit des Verkehrs und der Ansiedelungen der Menschen durch die Gestaltung der Erdoberfläche nachgewiesen insbesondere an der Cimbrischen Halbinsel von K. Jansen. 112 S. 8. 18 Sgr.

Diese Arbeit zerfällt in zwei Theile. Der erste ist der allgemeine. In ihm macht der Verf. die Gesetze klar, nach welchen sich die Wanderungen der Menschen bewegen; in ihm wird Carl Ritters schönes Wort lebendig, mit welchem er die Wechselwir-

kung zwischen Mensch und Boden als Ausgangspunct für eine wissenschaftliche Bearbeitung der Geographie festgestellt hat.

Ref. will, da es unmöglich ist, die Fülle des Gebotenen auch nur in der Uebersicht vorzuführen, an einem Beispiele die Methode darlegen. Das erste Hauptgesetz lautet:

„Ein Menschenstrom bewegt sich nach denselben Gesetzen wie ein Wasserstrom“.

Es wird dann dies Hauptgesetz näher bestimmt und ausgeführt und zuletzt mit Beispielen belegt Als Ref. dies las, wurde ihm z. B. sofort klar, dafs nach dem dort Mitgetheilten sehr leicht dem Schüler die Ansiedelungen in der Mark und die Gründungen des deutschen Ordens veranschaulicht werden könnten. Für die Mark hat Fidicin solche Vorarbeiten schon geliefert. Ganz naturgemäfs fragt man dann weiter: wie ist es gekommen, dafs der Mensch sich da oder dort angesiedelt hat? Auch diese Frage wird in der Hauptsache gelöst, und wir müssen bekennen, dafs das mit grofsem Geschick und weiser Beschränkung geschehen ist. Wie geisttödtend ist es doch, wenn man gereiftere Knaben so ohne Weiteres lernen läfst: da liegt Turin, da Mailand etc., Wallenstein stand im Winter 1633—34 in Pilsen! Ganz gut, aber weshalb? Weshalb ist Mailand gröfser, als Turin? weshalb stand Wallenstein damals in Pilsen? Wenn das die Herren, welche in den deutschen Stunden Schillers Wallenstein behandeln, sich auch recht klar machten, so würden ihre Schüler viele Stellen der Dichtung verstehen und behalten. Wie schon v. Naar sehr viel Wichtiges für die Interpretation der alten Classiker in seiner Abhandlung beigebracht hat, so auch Jansen. Wer Cäsar und Tacitus liest und erklärt, der wird doch nun diese Anschauungen und Ausführungen nicht entbehren können, falls er nicht über Vieles im Unklaren bleiben will.

Der zweite Theil der Arbeit behandelt speciell die Jütische Halbinsel. Dafs der Verf. seine schöne Heimath so recht von Herzen liebt, das ersieht man am besten aus dieser prächtigen Studie. Das ist ein tiefernstes, innerliches norddeutsches Gemüth, das sich darin ausspricht, ähnlich wie das des hochgebildeten Marschbauern Allmers. Es erquickt so recht, neben all der mühselig aufgeputzten Loyalität unserer Tage ein so wahrhaft conservatives, dankbares Herz zu finden. Man liebt nur das von Herzen mit Schmerzen, was man kennt. Und der Verf. kennt und versteht seine Heimath. Das wäre ein Generalstabsofficier! Aber wohin eilt meine Phantasie! Ein früherer Schulmeister sollte dazu gelangen! Die Welt würde aus den Angeln gehen.

In dieser Arbeit ist Geschichte und Geographie so recht innig verbunden. Die deutschen Ansiedelungen, die von Westen, und die slavischen, die von Osten her kamen, sind vortrefflich nachgewiesen. So müfste eine preufsische Geschichte für Schulen behandelt werden.

Wir brechen hier ab, denn wir können nur Andeutungen geben; wir stimmen aber vollkommen dem Wunsche des Verf. bei,

dafs die Collegen dies Werk eingehender Beachtung für werth halten mögen.

Wenn uns in dieser Arbeit ein sehr ernst wissenschaftliches Werk geboten ist, das wir nicht ohne eingehendes Studium verstehen, so liegt uns in der folgenden Zeitschrift ein der Unterhaltung gewidmetes Unternehmen vor. — Der

Globus, Chronik der Reisen und Geographische Zeitung in Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von Hermann J. Meyer. Hildburghausen, Verlag vom Bibliographischen Institut, 1861.

erscheint seit dem September des Jahres 1861 zweimal monatlich. Es werden also für den billigen Preis von 1¼ Thlr. vierteljährlich 6 Hefte geliefert, und zwar in Quart, jedes zu 32 Seiten, ausgestattet mit einer Menge oft sehr hübscher Illustrationen. Die letzten 12 Hefte sind von dem bekannten Geographen Carl Andree allein herausgegeben. Wir können diese Zeitschrift zur Anschaffung für Schülerbibliotheken sehr empfehlen. Aus der Menge neu erscheinender Reiseberichte und geographischer Werke ist mit geschickter Auswahl das Interessante und Wissenswürdige herausgehoben. Wir sehen uns zu den Goldgräbern nach Californien, nach Neu-Seeland geführt; wir hören von den Gorillas, vom Könige Peppel, wir begleiten den Gaucho auf seinem Ritte durch die Pampas; Alles erfüllt uns mit lebhaftem Interesse. Dann wieder geht es in den eisigen Norden. Wie Castrèn ziehen wir durch die gefrorene Tundra und kehren bei den Tschuktschen ein; wir reiten mit den Grenzkosaken an die Grenzpfähle, die China und Sibirien trennen. Den duftigen Thee sehen wir verhandeln und fahren mit den englischen Offizieren die Flüsse Chinas herauf. Dann sind wir auf den Andamanen, dann am Senegal in St. Louis und bewundern die reizenden Singaren. Mit dem Enkel Bernadottes wandern wir nach Norwegen und finden uns in Troethjam unter Tausenden von rothmützigen Bauern; bald haben uns Siebenmeilenstiefeln nach Oporto gebracht oder nach Thomar, wo wir staunend vor der herrlichen Kirche des Christusordens stehen. Kurz, es erfüllt diese Lectüre die Phantasie mit reizenden und doch wahren Bildern, und somit dürfte das Werk namentlich dem armen Schüler kleiner, abgelegener Gymnasien eine willkommene Gabe für seine Freistunden sein.

Zu den bessern Lehrbüchern der Geographie, deren Anzahl wirklich nicht sehr grofs ist, rechnen wir:

Lehrbuch der Geographie für höhere Lehranstalten, insbesondere Militairschulen, wie zur Selbstbelehrung denkender Freunde der Erdkunde von Dr. Moritz v. Kalckstein. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. Berlin 1862. Verlag von Carl Heymann. 378 S. 8.

Das Buch ist hauptsächlich für Schulen geschrieben. Deshalb fallen dem Leser höchst unangenehm eine Menge Fremdwörter

und ungewöhnlicher Ausdrücke auf, welche der Diction einen eigenthümlichen, etwas mystischen Ausdruck verleihen, während der Verf. doch gewifs nach gröfstmöglichster Klarheit gestrebt hat. Weshalb z. B. Depression statt Einsenkung, Vulkaneität statt vukanischer Kräfte? etc. Während im Ganzen das Werk klar und durchsichtig, wenn auch nicht immer recht scharf und bestimmt abgefafst ist, ergeht sich der Verf. in der Einleitung in wundersamen philosophischen, mir trotz alles Nachdenkens nicht zum Verständnifs gekommenen Phrasen. Er sagt: die Erde hätte unter allen Planeten die vollkommenste Kugelgestalt, und fährt dann fort:

„Nur in dieser Harmonie aller Verhältnisse konnte unser Planet die heimathliche Wohnstätte eines für ein höheres geistiges Dasein berufenen Geschlechtes werden. ??? Als der Boden seiner Wirksamkeit steht er dem Menschen als ein ihm unmittelbar Nahes, die Entwickelung seines innersten Wesens Bedingendes gegenüber. Aber als der Schauplatz menschlicher Thätigkeit ist unsere Erde gleichzeitig das Substrat aller Wirkungen der Naturkräfte, sie ist endlich ein Produkt göttlicher Offenbarung.“

Bei dem ersten der 3 Sätze scheinen dem Verf. Anschauungen griechischer Philosophen über die Vollkommenheit der Kugelgestalt vorgeschwebt zu haben. Den zweiten Satz versteht man, den dritten aber kann ich nicht enträthseln; ich ahne, dafs der Verf. das folgende klare Wort Carl Ritters in seiner Weise verändert hat. Der hierher, wie mir scheint, bezügliche Ausspruch Ritters lautet:

„Wenn unser Planet nicht als eine blos todt ab*gerundete*, oder als blofses Aggregat geballte Masse das Sonnensystem umgiebt, sondern als ein in sich bestehender Erd-Organismus, als ein lebendiges Werk der göttlichen Schöpfung, deren Meister seine fördernde Hand noch nicht von ihm abzog, so mufste auch vom Anfang des Werdens an ein tieferer Zusammenhang stattfinden, wie zwischen Leib und Seele, so auch zwischen Natur und Geschichte, Heimath und Volk, zwischen Physik und Ethik.“

Ebenso schwer verständlich wie jene oben angeführten Sätze sind diejenigen, mit welchen der Verf. die Einleitung beschliefst. Sie enthalten auch viel stilistische Mängel. Wer sagt z. B. bei der Betrachtungsweise unseres Erdballs. Unseres Erdballs ist hier Gen. obj., dieser Gebrauch des Gen. ist im Deutschen bekanntlich selten; man mufste also hier sagen: Bei der Art und Weise, unsern Erdball zu betrachten. Die Einleitung endet mit folgender unschönen Periode:

„So führt uns, bei der Betrachtungsweise unseres Erdballs, das Zurückgehen auf die alle Zeiten überdauernden Momente seines Bestehens zu dem Studium einer allgemeinen vergleichenden Geographie, in welcher das Besondere, dem Anspruch einer bestimmten Zeitentwicklung Angehörende, in der Darstellung erst als integrirendes Accidenz einer, unter dem Gesichtspunkt einer höhern einheitlichen Substantialität zusammengefafsten Methode, seine Stelle findet.“

Wie in mehreren der bessern Lehrbücher, welche Ref. in dieser Zeitschrift besprochen hat, Europa am wenigsten befriedigend behandelt war, so auch in diesem Werke. Afrika ist am besten bearbeitet, und wünschen wir nur, dafs es überall von den Lehrern so vorgetragen werden möchte. Man sieht durchweg, dafs der Verf. mit den neuesten Arbeiten bekannt ist und sie zu benutzen wohl verstanden hat. Wenn wir dies nun auch gerne zugestehen, so müssen wir andrerseits doch behaupten, dafs das Lehrbuch von Pütz, welches Ref. in dieser Zeitschrift angezeigt hat, durchweg, in allen Theilen feiner, eingehender und schärfer ist.

Ref. kann nicht Alles ausführlich besprechen, was ihm bei der Behandlung der einzelnen Länder Europas verfehlt scheint; er begnügt sich damit, Einiges herauszuheben.

Der Verf. behauptet: die Pyrenäen fallen nach Norden steil ab, und sagt dann gleich darauf: vor ihnen lägen ausgedehnte Berg- und Hügellandschaften. Darnach scheint es, als wäre dies Verhältnifs so, wie beim steilen Ostabfall der Westalpen, vor dem eine Hügellandschaft bis Turin hin ausgebreitet liegt. Wir sind mit dieser Darstellung nicht einverstanden und halten den Südabfall für den steileren; wir berufen und stützen uns dabei auf das v. Roon'sche Werk: die Iberische Halbinsel. Berlin 1839. Auch vermissen wir in dem Lehrbuche das Iberische Bergland, dessen Bedeutung als Wasserscheide, als Scheide der Kronen Castilien und Aragon, für den Unterricht hervorzuheben war. Wir finden diese Halbinsel etwas zu flüchtig behandelt, ebenso wie Italien.

Bei Italien ist die Dreitheilung des Apennin scharf und bestimmt anzugeben, und dann sind die einzeln liegenden, abgetrennten Berglandschaften, wie das Albanergebirge, die Euganeen etc., hervorzuheben.

Weshalb stellt ferner der Verf. noch immer den französischen Jura als ein Kettengebirge und den deutschen dagegen als ein Plateau dar? Beide sind Plateau's, nur der französische hat auf der Kalkfläche aufgesetzte Ketten von Grauwacke und unterscheidet sich dadurch vom deutschen. Weshalb stellt der Verf. den sogenannten uralisch-baltischen und uralisch-karpathischen Höhenzug nicht im Zusammenhange dar? Wenn das nicht geschieht, kann das sarmatische und germanische Tiefland, also ein grofser Theil unseres Vaterlandes, nie recht klar aufgefafst werden.

Wenn auch in der Arbeit viel Gutes geboten ist, so fehlt doch namentlich da immer noch die rechte Schärfe und Bestimmtheit, wo sie ganz besonders zu wünschen wäre, nämlich bei der Darstellung der engeren Heimath.

Nach dem, was hier so eben durchgeführt ist, wird es ohne Weiteres klar werden, dafs ein Werk wie das nachfolgende uns für Schulzwecke durchaus nicht geeignet scheint. Es ist dies Buch betitelt:

Leitfaden für den geographischen Unterricht an Mittelschulen. Von Dr. V. F. Klun, Professor der Geographie und Statistik an der Handelsakademie in Wien. Zweite verbesserte Auflage. Wien, Verlag von Carl Gerold's Sohn. 288 S. 8.

Der Verf. dieser Arbeit ist jedenfalls in der Geographie wohl bewandert, und sind wir überzeugt, dafs die statistischen Angaben sehr gut und nützlich sind. Das Buch jedoch können wir durchaus nicht empfehlen; für das, was wir vom geographischen Unterricht auch in der Mittelschule verlangen, pafst es ganz und gar nicht. Wieder der alte Gedächtnifskram à la Cannabich und Nichts als Namen und Namen. Da heifst es in einem Abschnitte, etwa in 10 Zeilen: in Spanien sind die und die Gebirge, dann in einem zweiten Paragraphen: da fliefsen diese und jene Flüsse, und in einem dritten und längsten Theile: das Land zerfällt in so und so viel Provinzen, und darin sind die bedeutendsten Städte folgende. Alles ohne innere Verbindung, als wären Provinzen und Städte so zufällig entstanden und als hätte ihre Gestaltung keinen inneren Zusammenhang mit dem Boden, auf dem sie sich finden. Es ist doch wohl klar, dafs man einem Knaben, sobald er die ersten Vokabeln in der Geographie gelernt hat, ein Bild der Bodengestaltung giebt und daran die politischen Daten knüpft. Wir bedauern die armen Jungen, deren Hauptarbeit es ist, diese Menge Städte, ihre Schwefelbäder und Seifenfabriken etc. auswendig zu lernen, ohne zu begreifen, weshalb diese Stadt Schwefelbäder hat und haben kann und jene nicht. Wir können dem Verf., der uns ein sehr fleifsiger und kenntnifsreicher Mann zu sein scheint, in Bezug auf seine Methode nicht beistimmen, wir sind darin seine entschiedensten Gegner und verfolgen, soweit unsere schwache Kraft reicht, diese Art des Unterrichtes als eine geisttödtende. Wir bitten den Verf., falls ihm daran liegt, unsere Methode kennen zu lernen, einmal das von uns eben angezeigte Jansensche Buch und dann unsere in dieser Zeitschrift veröffentlichten Arbeiten und Kritiken zu lesen. Wir bitten ihn nur darum, damit wir nicht Etwas, was wir so oft besprochen haben, immer und immer wiederholen müssen.

Alle Schulmänner stimmen darin überein, dafs für den geographischen Unterricht gute Charten eine Nothwendigkeit sind. Nun hat Ref. sowohl bei der Durchsicht von Lehrbüchern als auch von Atlanten sehr oft die Bemerkung gemacht, dafs die schlesischen Gebirge ungenau und unklar gezeichnet und dargestellt waren. Das liegt zum Theil daran, dafs der Königliche Generalstab nur einzelne Sectionen von Schlesien veröffentlicht hat. Es ist das wunderbar, aber es ist so. So viel Offiziere stehen in Schlesien in Garnison und haben nicht die Zeit gehabt oder die Fähigkeit besessen, die Umgegend ihrer Garnisonsorte aufzunehmen. Das giebt doch zu allerhand merkwürdigen Schlüssen Veranlassung. Diesem Mangel guter Charten für Schlesien hat nun

ein schlichter Beamter des Handelsministeriums abgeholfen, der neben seinen Berufsgeschäften mit eisernem Fleifse sich diesen Studien widmet. Er hat schon den schönen Atlas von Deutschland gearbeitet, welchen das Handelsministerium herausgegeben hat. Ihm verdanken wir ferner:

General-Karte von der Königlich Preufsischen Provinz Schlesien und den angrenzenden Ländertheilen nebst Special-Karte vom Riesen-Gebirge und dem Oberschlesischen Bergwerks- und Hütten-Revier, entworfen und gezeichnet von W. Liebenow, Lieutenant etc. und Geheimer Revisor. Verlag von Eduard Trewendt in Breslau, 1861. Lithogr. Anstalt von Leopold Kraatz in Berlin.

Die Charte besteht aus zwei Blättern im Mafsstab von 1 zu 400,000.

Von demselben ist in demselben Verlage eine Specialcharte der Grafschaft Glatz erschienen, welche den Mafsstab von 1 zu 150,000 hat. Wir wissen es aus Erfahrung und haben es in verschiedenen Recensionen und Anzeigen ausgeführt, wie sehr unklar die Darstellungen dieses Berglandes zu sein pflegen. Es wird gewifs dem Lehrer sehr nützlich sein, wenn er mit dieser Charte Friedrichs d. Gr. Feldzüge liest. Die Lage der Festungen Glatz, Silberberg, Schweidnitz und Neifse werden ihm klar werden, und wenn er das begriffen hat, mag er einmal das Abruzzen-Viereck und die Samniterkriege vornehmen und sich die Bedeutung von Capua, Benevent, Luceria etc. deutlich machen. Sehr deutlich sind die Begrenzungen des Vierecks gezeichnet, namentlich nach Böhmen zu die zwei Ketten, die von der Netau, und die zwei, welche von dem Adler getrennt werden. Auch ist der Pafs von Nachod auf Glatz, welcher diese beiden Kettenpaare scheidet, vortrefflich klar. Neu ist in der Zeichnung die Kette, welche zwischen der Eule und dem Heuscheuer Gebirge in einer Durchschnittshöhe von 1500 bis über 2000 Fufs gegen Glatz zieht. Gewöhnlich findet man diese Kette gar nicht angegeben.

So viel uns bekannt geworden, arbeitet der sehr strebsame Chartograph an einem Schul-Atlas. Was wir davon gesehen haben, berechtigt zu den schönsten Erwartungen, und wünschen wir ihm Gesundheit und Zeit, das Werk bald zu vollenden.

Ein Theil der Geographie, welcher auf den Schulen sehr im Argen liegt, ist die mathematische Geographie. Wie oft wissen Primaner und Secundaner — Ref. spricht aus jahrelanger Erfahrung — nicht anzugeben, was Parallelkreise und Meridiane sind. Ref. hat mehrere Tausend Gymnasiasten und Realschüler geprüft und selten einen gefunden, der in diesem Theile der Geographie bewandert war. Viel mehr wufsten die Cadetten. Es ist richtig, dafs der Unterricht in diesem Fache sehr grofse Schwierigkeiten darbietet. Apparate sind sehr theuer und daher meistens

nicht vorhanden. Um diesem Mangel abzuhelfen, hat nun Herr Ed. Wetzel, der einen der schönsten Apparate verfertigt hat, eine Wandkarte für die mathematische Geographie gezeichnet und Erläuterungen derselben beigegeben, welche 1861 bei Dietrich Reimer in Berlin erschienen sind. Herr Wetzel hat schon früher bei Adolf Stubenrauch eine mathematische Geographie herausgegeben, welche sehr deutlich und klar geschrieben ist. Wir empfehlen den Collegen, welche sich für diesen Unterrichtszweig interessiren, aufserdem ein französisches Werk:

Briot: Cours de cosmographie. 3 édition. Paris. Dalmont et Dunod. **1860. 310 S. 8.**

Die Wandcharte des Herrn Wetzel enthält 28 Zeichnungen. Die Figuren I bis V und Fig. XIV beziehen sich auf die Erscheinungen, die von VI bis XVIII (excl. XIV) sowie XXI u. XXII auf den wirklichen Sachverhalt und Fig. XIX u. XX auf die Gesetze der Bewegung. Die Figuren XXIII bis XXVIII beziehen sich auf die Topographie der Himmelskörper.

Besonders gut ist Fig. VI, welche die Verhältnisse des Himmels und Erdäquators und die der Wendekreise veranschaulicht. Ebenso Fig. 18, welche die verschiedene Geschwindigkeit der einzelnen Planeten darstellt. Dann Fig. XXIV, durch welche die Gestalt der Mondsichel klar gemacht wird. Am wenigsten hat uns Fig. XVII gefallen, die für den Schulgebrauch zu klein und zu voll ist.

Berlin. R. *Fofs.*

VIII.

F. W. Dörpfeld, Die freie Schulgemeinde und ihre Anstalten auf dem Boden der freien Kirche im freien Staate. Beiträge zur Theorie des Schulwesens. Gütersloh, Bertelsmann, 1863. 346 S. 8. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Um das genannte Buch meines Freundes Dörpfeld in der erforderlichen Weise zu besprechen, reservire ich mir einen Platz in einem der folgenden Hefte. Für jetzt nur ein paar Worte.

Die obige Schrift ist zum gröfsern Theil aus Artikeln entstanden, die Dörpfeld nach und nach, aber in wohlüberlegter Ordnung, in dem von ihm herausgegebenen Schulblatt veröffentlicht hat. Die lebhafte Ausdrucksweise, die in diesen Journalartikeln indicirt war, ist nun, da sie vereinigt und beträchtlich erweitert hervortreten, beibehalten worden, und so liest sich das

Ganze auch von der formalen Seite mit einem Interesse, das im Verlauf des Buches eher wächst als abnimmt.

Dem Satze, dafs ein rechtes Schul- und Erziehungswesen sich nur auf dem Familienprincip auferbauen kann, ist hier zum ersten Male eine Durchführung gegeben; ausgesprochen ist er ja schon lange, aber die Durchführung kann jenem Satze allein eine Ueberzeugungskraft geben. Principiell schliefst der Verf. natürlich auch die höhern Schulen in seine Arbeit ein, und es finden sich sehr werthvolle Mahnungen darin für unsere Gymnasial-Institutionen; aber er bescheidet sich bei seiner amtlichen Stellung mit Recht auf die Nachweisung, dafs die Volksschule, nach dem Familienprincip bis zur Kreis- und Provinzialgemeinde organisirt, allein ihrem Begriff Genüge leiste und zahlreiche Verkehrtheiten vermeide, die sie bisher in ihrer Wirksamkeit drückten. Der Nachweis ist, wie ich aus meiner eigenen Erfahrung vom Volksschulwesen im Stande bin zu bezeugen, durchaus gelungen. Und für das Princip selbst habe ich auch schon in dieser Zeitschrift einigemal, wie seit 1848 öfters anderwärts das Wort genommen; denn — man gestatte mir diese persönliche Anmerkung — während mich die politischen Phrasen des Jahres 48 nicht einen Augenblick irre gemacht haben, ist mir seit der Zeit mit immer stärkerer Ueberzeugung zum Bewufstsein gekommen, wie wenig segensreich es für die Wirksamkeit des Staats ist, wenn er in Kirche und Schule Verhältnisse regieren soll, die nicht in seiner gottgeordneten Sphäre liegen. Es ist noch immer nicht überflüssig, zu sagen, dafs diese Ueberzeugung aus kirchlichen und conservativen Voraussetzungen erwächst, und zugleich so sehr der eigentlichen Pädagogik zugewandt ist, dafs ich glaube: Kein Amtsgenosse, der sich diesen Gedanken eingehend widmet, wird auch nur Lust verspüren, in Verkennung seiner reichen Lebensarbeit, in grofser Politik zu machen, und irgend einer reactionären oder demokratischen Partei als Agitator zu dienen.

W. Hollenberg.

Dritte Abtheilung.

Verordnungen in Betreff des Gymnasialwesens.

Verordnungen in Sachen des Schulwesens in Preufsen.

1. Circular-Verfügung des Pr.-Schul-Coll. zu Stettin vom 30. Dezember 1861 — betr. den geographischen Unterricht in höheren Unterrichtsanstalten.

Von Seiten der Königlichen General-Inspection des Militär-Bildungswesens ist, wie uns ein Erlafs vom 19. d. M. eröffnet, dem Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten mitgetheilt worden, dafs in den Portepeefähnrichs-Prüfungen bei den von höheren Lehranstalten kommenden Aspiranten in der Regel eine auffallend geringe Kenntnifs der Geographie angetroffen wird.

Auch in den Schulen unseres Verwaltungsbezirks haben bei Revisionen und Abiturienten-Prüfungen Schüler der höheren Klassen das zu wünschende Mafs geographischen Wissens öfters nicht gezeigt.

Wir veranlassen deshalb die Herren Directoren der Gymnasien und Realschulen unsers Ressorts, diesem Mangel, wo er vorhanden ist, besondere Aufmerksamkeit zu widmen und in Besprechung mit den betreffenden Lehrern dasjenige wiederholt zu erwägen, was ohne Aenderung des Lehrplans dazu dienen kann, in den oberen Klassen namentlich auch den elementaren Theil der Geographie und die geographischen Verhältnisse von Europa und Deutschland nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen.

Es wird vorzugsweise darauf ankommen, den Stoff des geographischen Unterrichts, der zum dauernden Behalten fest eingeprägt werden soll, für jede Klasse in Beschränkung auf ein Minimum und Unterscheidung von dem sonst Erwähnenswerthen genau zu bestimmen und regelmäfsige Repetitionen des früher Erlernten nicht blofs für die unteren und mittleren Klassen, sondern auch für die oberen anzuordnen. In den letzteren werden die Gymnasien freilich, wie die westfälische Instruction für den geschichtlichen und geographischen Unterricht vom Jahre 1859 mit Recht annimmt, nicht mehr als eine Stunde vierzehntägig, die Realschulen nur eine Stunde wöchentlich auf die Geographie besonders verwenden können. Wird aber beim Geschichtsunterricht der oberen Klassen die Beachtung der bezüglichen geographischen Verhältnisse nicht vernachlässigt und dabei von den zur nothwendigen Ausstattung jeder höheren Schule gehörenden Wandkarten

rechter Gebrauch gemacht, auch öfters durch einfache Kreidezeichnungen an der Wandtafel das, worauf es gerade ankommt, anschaulich hervorgehoben, werden die Schüler aufserdem angehalten, von Zeit zu Zeit einen gröfseren Abschnitt eines guten geographischen Leitfadens mit Weglassung alles entbehrlichen Details unter Benutzung zweckmäfsiger Karten zu wiederholen, versteht der Lehrer in den geographischen Repetitionsstunden und gelegentlich beim Geschichtsunterricht die von den Schülern früher erworbenen geographischen Kenntnisse unter neuen Gesichtspunkten zusammenzufassen und hier und da in anregender Weise zu vervollständigen, so wird nicht blofs im Wesentlichen erhalten bleiben, was von der Geographie in den unteren und mittleren Klassen oft mit vieler Mühe gelehrt und gelernt ist, sondern es wird die bildende Kraft, welche in dieser jetzt so hoch entwickelten Wissenschaft für den jugendlichen Geist liegt, in gewissem, durch die nothwendige Rücksicht auf die übrigen Forderungen des Gymnasialunterrichts freilich beschränktem Mafse auch der obersten Bildungsstufe der Gymnasien und Realschulen zu Gute kommen.

Im Uebrigen wird es, wie der erwähnte Erlafs des Herrn Ministers bemerkt, angemessen sein, diejenigen jungen Leute in den oberen Klassen, welche sich dem Militairstande widmen wollen, bei geeigneter Gelegenheit darauf hinzuweisen, dafs es Sache ihres Privatfleifses ist, sich für die besonderen Anforderungen des militairischen Examens genügend vorzubereiten.

2. Erneuerte Verfügung des K. Pr. Schul-Coll. zu Coblenz vom 16. Juni 1843 — betr. die Uebung der Gymnasialschüler in mündlicher Darstellung ihrer Gedanken.

In den uns jetzt vorliegenden, auf unsere Verfügung vom 8. October v. J. eingegangenen Berichten sämmtlicher Gymnasial-Directoren der Provinz giebt sich nicht nur, wie dies zu erwarten stand, eine ernste Auffassung und Würdigung der Aufgabe der Gymnasien, ihre Zöglinge zu klarer und angemessener mündlicher Darstellung ihrer Gedanken zu befähigen, kund, sondern es tritt auch durchgängig eine erfreuliche Uebereinstimmung über die Mittel, dieser Aufgabe zu genügen, und die dabei in Betracht kommenden allgemeinen Gesichtspunkte hervor.

Es wird durchgängig anerkannt, dafs die Aufgabe der Gymnasien nicht ist, den Schein einer Beredsamkeit, welche nur die Frucht gereifter männlicher Bildung sein kann, bei Jünglingen zu erzielen, dieselben an ein Sprechen, um zu sprechen, ein geläufiges Wortemachen über das, was der Jüngling noch nicht empfunden und noch nicht begriffen hat, gewöhnen zu wollen, wodurch nur eine wesentliche Grundlage ächter Beredsamkeit, die Wahrhaftigkeit, gefährdet werden könnte; dafs daher die zur Entwickelung der Redefähigkeit in den Gymnasien anzustellenden Uebungen nicht über die Sphäre, in welcher die Schüler sicher und einheimisch geworden sind, hinausgreifen, in keiner Weise zu Ostentationen und anmafslichem Hinausgehen über den jugendlichen Standpunkt veranlassen dürfen, und sich also in der Regel auf freie Reproduction dessen, was die Schule zum geistigen Eigenthum ihrer Zöglinge gemacht hat, beschränken müssen.

Nicht minder wird aber auch anerkannt, dafs durch stätige Sorge für die Ausbildung der Sprachorgane und der sonstigen Anlagen, durch deren Entwickelung die Wirksamkeit der Rede äufserlich bedingt ist, durch vielfache und planmäfsige Uebung des Gedächtnisses, durch

strenge Gewöhnung an geordnetes Denken und an klare Gestaltung und bündige Darstellung des Gedachten, so oft der Schüler in irgend einer Lection Veranlassung hat, sich auszusprechen, endlich durch eigene geordnete, abgestufte Uebungen in freier Darstellung von den Gymnasien für den in Rede stehenden Zweck Vieles vorbereitend gethan werden kann und mufs, dafs sie ihre Aufgabe nicht lösen, wenn sie ihre Zöglinge nicht aufser gründlichen Kenntnissen auch mit der Fähigkeit, das Erkannte zu gestalten und darzustellen, ausrüsten.

Es wird ferner durchgängig anerkannt, dafs keineswegs die Lehrer des Deutschen allein für die Leistungen der Schule in dieser Hinsicht verantwortlich sein können, sondern dafs alle wissenschaftlichen Lehrer theils im Allgemeinen durch den mächtigen Einflufs ihres Beispiels, theils dadurch, dafs sie immer auf klare, bestimmte, vollständige Antworten und, wo dazu irgend Gelegenheit ist, auf zusammenhängende Darstellung dringen, wesentlich mitwirken können und sollen; dafs die Resignation, welche ruhig den Schüler zum Wort kommen läfst, ihn ausreden läfst, und seine Entwickelungen und Vorträge nur wo es unerläfslich ist, unterbricht, eine wesentliche, wenn auch nicht immer vorhandene Eigenschaft eines guten Lehrers ist.

Der Grundsatz der alten Meister: „*Stilus egregius dicendi magister*“ ist gleichermafsen in den vorliegenden Berichten durchgängig zu voller Anerkennung gekommen, und im Zusammenhang damit unter andern auch den schriftlichen Uebersetzungen aus den Klassikern ihre volle Bedeutung als Stylübung beigelegt. Wenn in e i n e m der vorliegenden Berichte behauptet wird, solche Uebungen machten im Gegentheil den Styl holpricht und unbeholfen, so wird dagegen in andern auf das vollgültige Zeugnifs der Römischen Redner verwiesen, und in einem derselben treffend Folgendes bemerkt:

> In den freien schriftlichen Arbeiten, zumal der untern und mittleren Klassen, deren Gesichtskreis ja nur ein beschränkter sein kann, dreht sich der Schüler im Alltäglichen ihm gewohnt gewordener Worte und Vorstellungen. In der Uebersetzung der Alten mufs er für neue Vorstellungen und Verbindungen die Ausdrücke und Figuren seiner Sprache suchen. In diesem Kampfe wächst ihm die Kraft, mehrt sich der Reichthum, in jenem Geschreibe, denn es ist oft nicht mehr, bleibt die alte Armuth eben nur Armuth.

Diese durchgängige Uebereinstimmung sämmtlicher Directoren über die vorliegende Frage in ihren wesentlichen Beziehungen berechtigt zu der Erwartung, dafs dem in unserer Verfügung vom 8. October v. J. von neuem vergegenwärtigten Ziele mit Erfolg an den Gymnasien der Provinz nachgestrebt werden wird, und wenn in den meisten der vorliegenden Berichte zugleich anerkannt wird, dafs die Leistungen der Anstalten in fraglicher Hinsicht, auch abgesehen von ärztlichen und individuellen Hindernissen, wesentlich hinter dem zurückbleiben, was geleistet werden könnte und sollte, so zeugen diese Bekenntnisse, welche allerdings durch unsre Beobachtungen völlig bestätigt werden, von dem Ernst, mit welchem die Aufgabe erfafst wird, und geben eine erfreuliche Bürgschaft, dafs unsere Gymnasien sich nicht damit zufrieden stellen werden, Mittelmäfsiges oder gar Geringes in der fraglichen Hinsicht zu leisten.

Aus den Erfahrungen und Wünschen, welche nur in einzelnen der vorliegenden Berichte ausdrücklich ausgesprochen sind, glauben wir Folgendes noch hervorheben zu müssen:

Wenn ein und der andere Bericht eine Vermehrung der Lehrstunden für das Deutsche, besonders in den obern Klassen, nothwendig

findet, so sprechen andere sich entschieden dafür aus, dafs zwei wöchentliche Stunden in den obern Klassen vollkommen hinreichen, wenn alle Lehrer und alle Lehrstunden angemessen zusammenwirken.

Wir werden beide Ansichten zur Kenntnifs des vorgeordneten Königlichen Ministeriums bringen.

Es wird ferner darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig auch für den fraglichen Zweck ein bewufstes Zusammenwirken aller Lehrer, ein gegenseitiges Kenntnifsnehmen von dem Unterricht der Collegen nach Form und Inhalt sei, wozu gegenseitiges Besuchen in den Lehrstunden wesentlich mitwirken könne. Die Richtigkeit dieser Bemerkung ist nicht zu bezweifeln, und wir können nur dringend wünschen, dafs sie allgemeine Beachtung finde.

Die Wichtigkeit des Gesangunterrichts auch für den fraglichen Zweck, namentlich für Ausbildung der Sprachwerkzeuge, wird mit Recht hervorgehoben.

Nicht minder, wie wichtig es sei, auf die Entwickelung der körperlichen Haltung in ihrer Beziehung auf angemessenen und wirksamen Vortrag zu achten, zugleich aber alles Theatralische und jede Uebertreibung fern zu halten. Es wird dabei darauf aufmerksam gemacht, dafs es angemessen ist, nicht von den Bänken aus, sondern vor der Klasse oder vom Katheder aus recitiren und vortragen zu lassen.

Es wird ferner auf den Nutzen öfter wiederkehrender Redeacte im Kreise der Schule aufmerksam gemacht. Was hierüber von der Direction des Gymnasiums zu N. N. bemerkt wird, theilen wir im Folgenden zu reiflicher Erwägung der Lehrer-Collegien mit.

Ob von Zeit zu Zeit wiederkehrende Redeübungen, auf den Kreis der Schule beschränkt und mit Vermeidung jeder Art öffentlicher Schaustellung, vor der ganzen versammelten Schule oder einigen Klassen, in Gegenwart mehrerer oder aller Lehrer angestellt, den Zweck fördern möchte, ist ein Gedanke, über dessen Werth und Ausführbarkeit Erfahrung entscheiden müfste. Nur die Besten, damit es Auszeichnung werde, und aus den oberen Klassen nur mit eigenen Arbeiten, als welche gelungene Uebersetzungen, zumal metrische, füglich gelten könnten, würden auftreten dürfen.

In dieser Art der Oeffentlichkeit wird alles Theatralische, zu welchem in Städten mit stehenden Theatern die Versuchung nahe liegt, und Karrikirte leicht vermieden werden können. Die Rede, soll sie lohnend sein und den Redner spornen, fordert einen Kreis von Zuhörern und findet ihren Preis im Auge und Antlitz des Hörenden. In so angestellten Uebungen möchte der Knabe und Jüngling, aus dem gewöhnlichen Einerlei seiner Klasse, das ihm durch achtjähriges Zusammenleben zu etwas Alltäglichem wird, auf einen etwas erweiterten Kreis hinaustretend, Vertrauen zu der eigenen Kraft finden. In diesem würde der künftige Geistliche, Lehrer oder Rechtsgelehrte zu rechter Zeit versuchen können, ob ihm die in seinem künftigen Berufe unentbehrliche Gabe der Rede einwohne oder nicht. Wie die Sachen jetzt hier stehen, entschliefst sich mancher Jüngling zum Studium der Theologie, dessen erste Predigt seine erste öffentliche Rede ist, oder der Rechte, der vor seinem ersten stotternden Vortrage nur seiner Klasse den Cicero oder Demosthenes vorexponirt hat. Solche Uebungen, in Gemeinschaft angestellt, möchten ein Band mehr werden, durch welches die Schüler der einzelnen Klassen sich als Schüler einer Schule erkennten. Redeübungen, wie ich sie mir anzudeuten erlaube, waren in der Landesschule Pforta Feste geworden und blieben in ihren Folgen fruchtbringend für das Leben. Unsere

Redeübungen bei öffentlichen Prüfungen fordern, eben weil sie öffentlich sind, ganz eigene Rücksichten. Hier reden nur die Schüler der unteren Klassen gern und mit Lust, die der oberen folgen, wenn dazu aufgefordert wird, meistens nur dem Gebote der Schule.

Dafs es zweckmäfsig ist, nicht blofs Gedichte, sondern auch prosaische Stücke in den unteren und mittleren Klassen recitiren zu lassen, dafs zu den freien Vorträgen der oberen Klassen geschichtliche Stoffe zwar bequem für die Schüler, aber wenig geeignet sind, dafs darauf gehalten werden mufs, dafs diesen Vorträgen eine klare Disposition zu Grunde liege, dafs Disputirübungen, welche sich an die Aufsätze der Mitschüler und deren Beurtheilung anschliefsen, von Nutzen sein können, sofern ein geübter Lehrer sie leitet und beherrscht, wird von mehreren Seiten mit guten Gründen hervorgehoben.

Es hat sich ferner sehr nützlich erwiesen, am Schlusse der Lehrstunden regelmäfsig etwas Zusammenhängendes aus dem Bereich des Aufgefafsten von den einzelnen Schülern wiedergeben zu lassen.

Die Uebung einzelner Anstalten, bedeutende Abschnitte aus Klassikern, z. B. einer Ciceronischen Rede, nachdem sie vollständig erklärt sind, aus dem Original in freier Nachbildung deutsch vortragen zu lassen, erscheint ebenfalls sehr beachtungswerth.

Erheblich erscheint auch die Bemerkung, dafs Schreibübungen, namentlich Abfassung von Aufsätzen in der Schule, mit Ausschliefsung aller fremden Hülfsmittel, und als Gewöhnung, die Gedanken mehrere Stunden lang auf einen Gegenstand zu concentriren, in den oberen Klassen, mäfsig angewendet, sehr förderlich sein würden.

Die Nothwendigkeit, dafs die Schüler aus dem Lesen vaterländischer Schriftsteller Muster eines guten Vortrags gewinnen, wird auch in der fraglichen Beziehung mehrfach hervorgehoben. Wir müssen hier wiederholen, dafs die durch die Schule bewirkten Totalanschauungen edler und reiner Erzeugnisse der vaterländischen Literatur in dieser, wie in anderen Beziehungen, sich fruchtbarer erweisen werden, als die grammatische Zergliederung, welche so oft kleinlich wird und die lebendige Totalanschauung hindert, während sie dieselbe in keiner Weise zu ersetzen vermag.

Die grofse Bedeutung des Vorbildes der Lehrer in der fraglichen Beziehung ist in keinem der vorliegenden Berichte verkannt, in einem derselben aber mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, als das beste Förderungsmittel. Es wird mit Recht bemerkt, dafs der Lehrer vor allen Dingen selbst leisten müsse, was er von dem Schüler fordert, dafs also alle Ansprachen des Lehrers, wozu so manche Veranlassung sich ergiebt, nach Inhalt und Form musterhaft sein, dafs namentlich die öffentlichen Reden der Lehrer wirklich freigehaltene, nicht gelesene Reden sein sollten. Dafs manchem wackern Lehrer die hierzu erforderliche Gabe versagt ist, ist nicht in Abrede zu stellen, dafs es aber bei ernster Auffassung der Wichtigkeit der Sache immer mehreren gelingen wird, das Talent dazu zu entwickeln, und so eine wesentliche Eigenschaft des Lehrers sich anzueignen, dürfen wir nicht bezweifeln.

Wir empfehlen die im Vorstehenden mitgetheilten Vorschläge und Erfahrungen der Direction und dem Lehrercollegium zur sorgfältigen Prüfung und Beachtung.

3. Circular-Verfügung des U.-M. vom 13. Dezember 1862 — betr. den Unterricht im Deutschen und in der philosophischen Propädeutik.

Das Ziel, welches im deutschen Unterricht auf den Gymnasien erreicht werden soll, ist in dem Reglement für die Abiturienten-Prüfungen vom 4. Juni 1834 angegeben. Ueber die Mittel, dahin zu gelangen, sind weder bisher detaillirte Vorschriften gegeben worden, noch werden solche jetzt beabsichtigt: es ist Sache der Lehrercollegien, sich in Fachconferenzen je nach den besonderen Bedürfnissen und Verhältnissen jeder Anstalt über die Eintheilung der Pensa und die erforderlichen Uebungen zu verständigen, und die Directoren so wie die beaufsichtigenden Schulräthe haben darauf zu sehen, dafs danach ein planmäfsiges, dem Zweck entsprechendes Verfahren inne gehalten werde. Ich finde mich indefs durch verschiedene Wahrnehmungen veranlafst, auf einige dabei besonders zu beachtende allgemeine Gesichtspunkte im Folgenden aufmerksam zu machen.

Es wird nicht verkannt, dafs die Hindernisse eines genügenden Erfolgs des deutschen Unterrichts in den unteren und mittleren Klassen häufig aufserhalb des Bereichs der Schule liegen, und wenn das Hochdeutsche in der Schule fast wie eine fremde Sprache gelernt werden mufs, besonders da schwer auszugleichen sind, wo es dem Gymnasium an einer eignen Vorschule fehlt. Gleichwohl kann, wenn der deutsche Unterricht nicht isolirt wird, und jeder Lehrer nicht blos seinen speciellen Gegenstand, sondern die Aufgabe des Schulunterrichts als ein Ganzes im Auge behält, und wenn demzufolge überall in der Schule auf mündliche und schriftliche Correctheit gehalten wird, auch in solchen Fällen die normalmäfsige wöchentliche Stundenzahl genügen. Die Königlichen Provinzial-Schul-Collegien sind jedoch schon gelegentlich der Modificationen des Normalplans durch die Circular-Verfügung vom 7. Januar 1856 ermächtigt worden, bei grofser Klassenfrequenz, und wo die durch die Circular-Verfügung vom 24. October 1837 empfohlene engere Verbindung des deutschen und des lateinischen Unterrichts nicht ausführbar ist, derselbe vielmehr an verschiedene Lehrer vertheilt werden mufs, ausnahmsweise eine Vermehrung der für das Deutsche bestimmten Stunden in den unteren Klassen zu gestatten. Dieselben Gründe können die Einführung einer besonderen deutschen Grammatik rechtfertigen, deren es sonst bei zweckmäfsiger Benutzung der lateinischen Grammatik nicht bedarf. Der in das Gedächtnifs aufzunehmende grammatische Stoff ist dabei je nach der Verschiedenheit localer Bedürfnisse auf das Nothwendigste zu beschränken. Dafs der deutsche Unterricht einer Klasse vereinzelt einem Schulamtscandidaten übertragen wird, ist nicht zu billigen und mufs vermieden werden.

Die schriftlichen Uebungen in den beiden untersten Klassen, wo die Thätigkeit der Schüler zum gröfsten Theil in die Lehrstunden selbst zu verlegen ist, haben sich mehr, als es häufig geschieht, in den für diese Stufe nöthigen Grenzen zu halten: die Anfertigung „deutscher Aufsätze" ist den Schülern der Sexta und Quinta noch nicht zuzumuthen. Auch in der Quarta noch müssen die schriftlichen Arbeiten lediglich reproductiver Art sein. Zu den wichtigsten Aufgaben des Lehrers im Deutschen gehört eine methodische Benutzung des Lesebuchs, durch welche es für die Bildung des Sprachbewufstseins und die fortwirkende Anregung des Nachdenkens fruchtbar gemacht wird.

Aus den mittleren Klassen gehen viele Schüler in das bürgerliche

Leben über. Das Gymnasium kann es jedoch nicht für seine Aufgabe ansehen, deshalb auf die Ausbildung formeller Fertigkeiten bedacht zu sein, welche etwa zu den besonderen Erfordernissen eines practischen Berufs gehören. Es sorgt auch für solche Schüler am besten, wenn es so viel wie möglich ihr Denkvermögen entwickelt und sie mit Sicherheit in den elementaren Grundlagen mündlicher und schriftlicher Darstellung ausstattet. Zu diesem Zweck bedarf es vor allem methodisch geordneter mannichfaltiger mündlicher und schriftlicher Uebungen. Für die Bearbeitung deutscher Aufgaben darf es an einer bestimmten Anleitung nicht fehlen. Es ist aber auch auf dieser Stufe noch nicht zu verlangen, dafs die Schüler dabei eigene Gedanken entwickeln; sie sind vielmehr hauptsächlich darin zu üben, dafs sie Gegebenes reproduciren, historische oder andere ihnen bekannte thatsächliche Verhältnisse und in ihrer Anschauung liegende Gegenstände in richtigem Zusammenhange, einfach und angemessen darstellen. Das Gedächtnifs ist, wie schon in den unteren Klassen, für die sichere Aneignung von Gedichten und mustergültigen prosaischen Stellen in Anspruch zu nehmen, und in den Lehrstunden consequent auf zusammenhangendes Sprechen zu halten. Die Belehrung über Versmafse und allgemeine metrische Gesetze, so weit sie nicht bei der Erklärung deutscher Gedichte erfordert wird, ist an die Lectüre der classischen Dichter des Alterthums anzuschliefsen. Eine selbständige Behandlung der Metrik ist auf dem Gymnasium überhaupt, besonders aber in den mittleren Klassen, zumal bei dem oft grofsen Mifsverhältnifs zu der übrigen elementaren Ausbildung der Schüler, entbehrlich.

Die in den Principien der deutschen Orthographie und Interpunction noch herrschende Unsicherheit ist kein Grund, den Schülern darin Willkür und Unachtsamkeit nachzusehen. Die *Schule hat* das auf diesem Gebiet durch das Herkommen Fixirte in *den unteren* und mittleren Klassen zu sicherer Anwendung einzuüben, *und* es ist dem einzelnen Lehrer nicht zu gestatten, die Uebereinstimmung des Verfahrens, zu welcher die Lehrer derselben Anstalt sich vereinigen müssen, um theoretischer Gründe willen zu stören. Die elementaren Grundlagen der Sicherheit in correctem Schreiben, der Geübtheit in deutlichem, sinngemäfsem, die Interpunction beachtendem Lesen und ein Bewufstsein über die Bedeutung der Unterscheidungszeichen wird nicht selten noch in den oberen Klassen vermifst. Die Schüler müssen von unten auf gewöhnt werden, irgend eine grundsätzlich geregelte Interpunctionsweise consequent zu befolgen. Unsicherheit darin ist in den höheren Klassen schwer zu beseitigen, weshalb dieser Punkt besondere Beachtung bei der Versetzung von Tertia nach Secunda verdient.

Die Behandlung der deutschen Literaturgeschichte in den obersten Klassen hat sich die Aufgabe und das Bedürfnifs der Schule gegenwärtig zu erhalten, um nicht historischen Notizen und der Kritik einen unverhältnifsmäfsigen Werth auf Kosten des Studiums der literarischen Werke selbst beizulegen und der Neigung zur Reflexion über dieselben statt der Hingebung an ihre Betrachtung Vorschub zu leisten. Die Schule hat in literarhistorischen Mittheilungen nach einer Vollständigkeit der Angaben über die Schriftwerke und deren Verfasser nicht zu streben, mufs sich vielmehr bei der deutschen Literaturgeschichte auf die Darstellung der Hauptmomente ihrer Entwickelung und auf die nöthigen Angaben über die wichtigsten Werke beschränken. Von der Geschichte der deutschen Sprache müssen die Schüler wenigstens so viel erfahren, dafs ihnen die Existenz einer deutschen

Philologie nicht unbekannt bleibt und sie durch Anleitung, das Nibelungenlied in der Ursprache zu lesen, so wie durch Hinweisung auf den Reichthum des ursprünglichen Sprachschatzes zu eigener weiterer Beschäftigung damit angeregt werden.

Bei der Wahl der Aufsatzthemata für die oberen Klassen (vergl. die Circular-Verfügungen vom 24. October 1837 und vom 12. Januar 1856) ist auf die Verschiedenheit der geistigen Entwickelung und der davon abhängigen Befähigung der in derselben Klasse vereinigten Schüler gebührende Rücksicht zu nehmen. Es ist zweckmäfsig, den weniger geübten kürzere Arbeiten auf kürzere Zeit als den übrigen aufzugeben und ihnen durch vorgängige Besprechung des Sinnes und der möglichen Behandlungsweise der Themata die Bearbeitung zu erleichtern, nicht Alles der schliefslichen Beurtheilung der Aufsätze vorzubehalten. Uebungen, wie sie u. A. von dem Director Dr. Deinhardt in dem beachtenswerthen Beitrag zur Dispositionslehre im Programm des Bromberger Gymnasiums von 1858 besprochen werden, können dabei von grofsem Nutzen sein. Von der wesentlichen Unterstützung, welche dem deutschen Stil eine sorgfältige, zugleich treue und deutsche, Uebersetzung der alten Autoren gewährt, wird in manchen Gymnasien zu wenig Gebrauch gemacht.

Die Hinweisung auf Muster eines guten Stils mufs schon in den mittleren Klassen den eigenen schriftlichen Versuchen der Schüler zu Hülfe kommen. Dafs die Bücher der Schülerbibliotheken auch zu diesem Behuf zweckmäfsig gewählt und benutzt werden, haben besonders die Lehrer des Deutschen sich angelegen sein zu lassen. In den oberen Klassen die Lehrstunden selbst zu umfassender deutscher Lectüre, z. B. von Dramen, zu verwenden, wird bei der Nothwendigkeit der für dieselben bestimmten mündlichen und schriftlichen Uebungen selten zulässig sein.

Von diesen Uebungen dürfen freie Vorträge nicht ausgeschlossen werden, wenn auch die Freiheit zunächst nur in der Selbständigkeit besteht, mit der z. B. eine Relation von etwas Gelesenem oder Angeschautem gegeben und der Gedankengang einer Schrift mit Unterscheidung des Wesentlichen vom Unwesentlichen nachgewiesen wird. Die Bildung des Organs zu deutlicher Rede ist dabei von nicht geringerer Wichtigkeit als die Uebung, einen Zusammenhang in richtiger Folge ohne Befangenheit mündlich darzustellen. Aus der technischen Rhetorik der Alten kann hiebei Vieles mit Nutzen zur Anwendung gebracht werden. Eine die mündlichen Vorträge auf den Gymnasien betreffende Verfügung des Königlichen Provinzial-Schulcollegiums zu Coblenz vom 16. Juni 1813 ist im December-Heft des diesjährigen Centralblatts für die Unterrichts-Verwaltung wieder abgedruckt worden.

Die philosophische Propädeutik wird in mehreren Gymnasien mit befriedigendem Erfolg behandelt, auf anderen wird sie ungebührlich vernachlässigt. Ist ihr auch in dem Lehrplan vom 7. Januar 1856 die Stelle eines für sich bestehenden Unterrichtsgegenstandes genommen, so ist darin doch ausdrücklich eine angemessene Beschäftigung mit ihrem Inhalt vorgeschrieben worden. Ein systematischer Unterricht in der Philosophie geht über die Bestimmung des Gymnasiums hinaus, während eine so viel wie möglich auf heuristischem Wege vermittelte psychologische Belehrung über die Vermögen der menschlichen Seele und ihrer auf das Denken und Erkennen gerichteten Thätigkeit, propädeutische Uebungen zur Entwickelung des Denkvermögens, Einführung in die Methode des wissenschaftlichen Erkennens, und vornehmlich die Anregung des philosophischen Interesses zu den wichtigsten Aufgaben der obersten Gymnasialklassen gehören.

Der gesammte wissenschaftliche Unterricht in denselben, besonders ein rationeller Sprachunterricht und alle mathematische Wissenschaft, enthält zwar an sich auch eine philosophische Propädeutik, und die eigenen Productionen der Schüler geben immer aufs neue Gelegenheit, auf die Nothwendigkeit logischer Consequenz der Gedanken und der dadurch bedingten Ordnung der Darstellung aufmerksam zu machen; aber es ist unerläfslich, dafs die den Objecten immanenten und alle Wissenschaften verbindenden logischen Gesetze auch für sich selbst den Schülern verständlich und geläufig werden. Historische Bekanntschaft mit der auf diesem Gebiet herkömmlichen Terminologie und mit der Form der einzelnen Bestimmungen ist unentbehrlich, macht aber die philosophische Propädeutik nicht aus: es bedarf fortgesetzter Uebung in der Anwendung der logischen Sätze. Das akademische Studium setzt voraus, dafs eine Fertigkeit darin von der Schule mitgebracht werde, und das Gymnasium hat um so mehr Pflicht, dieser Anforderung zu entsprechen, als die geistige Zucht, welche in der Gewöhnung an strenge begriffliche Auffassung liegt, der dem Jugendalter besonders gefährlichen Unwahrheit der Phrase entgegenwirkt, und zugleich ein Correctiv gewährt gegen die Folgen planloser Lectüre und der zunehmenden Ueberladung des jugendlichen Geistes mit mannichfaltigem Stoff.

Es ist den Directoren zu überlassen, die für die philosophische Propädeutik erforderliche Zeit an der geeignetsten Stelle innerhalb der normalmäfsigen Stundenzahl auszumitteln, wobei ihnen auch freigestellt werden kann, sie um einer mehr zusammenhangenden Behandlung willen auf einen Theil des Schuljahrs, am zweckmäfsigsten auf das Wintersemester, zu beschränken. Unter den Hülfsmitteln, besonders zum Gebrauch der Lehrer, haben sich vor anderen die *Elementa logices Aristotelicae* von Prof Dr. Trendelenburg bewährt.

Die Departementsräthe der Königlichen Provinzial-Schulcollegien werden bei Revisionen und sonstigen Gelegenheiten davon Kenntnifs zu nehmen haben, wie die Aufgabe der philosophischen Propädeutik auf den einzelnen Gymnasien gelöst wird; und in die Abiturienten-Zeugnisse ist, mindestens von Michaelis 1863 an, am Schlufs des Urtheils über das im Deutschen Erreichte auch eine Bemerkung darüber aufzunehmen, ob der Abiturient mit den Elementen der Psychologie und der Logik sicher bekannt ist.

Ich beauftrage das Königliche Provinzial-Schulcollegium, vorstehende Bemerkungen den Gymnasialdirectoren Seines Ressorts zur Nachachtung mitzutheilen, wobei überlassen bleibt, dasjenige anzuknüpfen, was für die speciellen Verhältnisse der einzelnen Anstalten erforderlich scheint, auch wegen der Ausführung besondere Fachconferenzen anzuordnen. Dafs neu eintretende und noch ungeübte Lehrer bei den didaktischen Aufgaben, um die es sich hier handelt, ganz besonders des theilnehmenden Rathes practischer Erfahrung bedürfen, wird das Königliche Provinzial-Schulcollegium, wo es Noth thut, in Erinnerung bringen.

4. Circular-Verfügung des U.-M. vom 2. Jan. 1863 — betr. die Anstellung der Directoren und Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten.

Des Königs Majestät haben auf den Antrag des Staats-Ministeriums in Bezug auf die Ausführung der Verordnung vom 9. Dezember 1842, die Anstellung der Directoren und Lehrer an den höheren Unterrichts-Anstalten betreffend, durch Allerhöchste Ordre

vom 10. November v. J. mich zu ermächtigen geruht, die Modification des bisherigen Verfahrens eintreten zu lassen, dafs die den Königlichen Provinzial-Schul-Collegien, resp. den Königlichen Regierungen, obliegende Verpflichtung, für die Anstellung, Beförderung oder Bestätigung sämmtlicher ordentlicher Lehrer an Gymnasien, Real- und höheren Bürgerschulen meine Genehmigung einzuholen, bis auf Weiteres dahin beschränkt werde, dafs diese Genehmigung von den Provinzial-Schul-Collegien nur für die Oberlehrer an den Gymnasien, den Realschulen erster Ordnung und den mit Berechtigungen versehenen Progymnasien, sowie für die Rectoren der letzteren, und ebenso von den Regierungen nur für die Oberlehrer an den Realschulen zweiter Ordnung und an den als höhere Bürgerschulen nach der Unterrichts- und Prüfungs-Ordnung vom 6. October 1859 anerkannten Lehranstalten, sowie für die Rectoren der letzteren, einzuholen sei, die Anstellung, Beförderung oder Bestätigung aller übrigen Lehrer an den Schulen der genannten Kategorien aber den betreffenden Provinzialbehörden überlassen werde. In Bezug auf die Directorstellen an den Gymnasien und Realschulen, sowie in Bezug auf die Director- und Lehrerstellen an den Schullehrerseminarien, soll es bei der Verordnung vom 9. Dezember 1842 verbleiben.

Die Allerhöchste Ordre hat den Zweck, den die Anstellung und Bestätigung der Lehrer an den höheren Unterrichts-Anstalten betreffenden Geschäftsgang zu vereinfachen und zu diesem Ende die Befugnisse der Provinzialbehörden angemessen zu erweitern. Indem ich von der mir darin ertheilten Allerhöchsten Ermächtigung Gebrauch mache und dem Königlichen Provinzial-Schul-Collegium die Anstellung, resp. Bestätigung, der Lehrer an den Gymnasien, den Realschulen erster Ordnung und den mit Berechtigungen versehenen Progymnasien, vorbehaltlich der im Folgenden näher bezeichneten Ausnahmen, zur selbständigen Ausübung hiedurch übertrage, darf ich erwarten, dafs das Königliche Provinzial-Schul-Collegium hierin eben so sehr einen Ausdruck des Ihm gewidmeten Vertrauens erkennen, als sich der auf dasselbe übergehenden gesteigerten Verantwortlichkeit in vollem Maafse bewufst sein werde.

Das Königliche Provinzial-Schul-Collegium hat bei den nunmehr Seiner selbständigen Entschliefsung überlassenen Anstellungen und Bestätigungen von Lehrern jedesmal das gesammte bisherige amtliche und aufseramtliche Verhalten der in Betracht kommenden Personen sorgfältig zu prüfen und sich die Ueberzeugung zu verschaffen, dafs dieselben nicht allein die zu dem Amte erforderliche wissenschaftliche oder technische Qualification besitzen, sondern auch in pädagogischer Hinsicht den Aufgaben ihres Berufs gewachsen sind, und dafs an ihrem Privat- und öffentlichen Leben kein Vorwurf haftet. Personen, welche diesen an jeden Lehrer zu machenden Forderungen nicht genügen, sind von der Anstellung als Lehrer an Gymnasien, Progymnasien, Real- und höheren Bürgerschulen fern zu halten.

In welcher Weise das Königliche Provinzial-Schul-Collegium sich hierüber die nöthige zuverlässige Kenntnifs zu verschaffen hat, bleibt dem gewissenhaften Ermessen Desselben überlassen. Jedenfalls ist aber darauf zu halten, dafs die Anzustellenden nicht nur ihre Prüfungszeugnisse vorlegen, sondern auch über ihr Probejahr und event. über die der neuen Anstellung vorhergehende praktische Thätigkeit sich vollständig ausweisen. Die den Candidaten und Lehrern selbst eingehändigten Zeugnisse der Directoren etc. können in dieser Beziehung als ausreichend nicht angesehen werden. Erforderlichen Falls ist die frühere Dienstbehörde des Lehrers um nähere Auskunft über

ihn zu ersuchen. Auch bleibt es dem Königlichen Provinzial-Schul-Collegium unbenommen, wie überhaupt, so auch in besonderen Fällen, bei entstehenden Bedenken, und wenn bei der Central-Behörde eine nähere Kenntnifs der Personen und Verhältnisse vorausgesetzt werden kann, eine Anfrage hieher zu richten.

Eine regelmäfsige Berichterstattung an mich findet in Zukunft nur noch in folgenden Fällen statt:

1. Ueber die Besetzung der Director-, Rector- und etatsmäfsigen Oberlehrerstellen an Gymnasien, Progymnasien und Realschulen erster Ordnung. Die Vocationen sind nur für die an städtische Gymnasien oder Realschulen berufenen Directoren zur Bestätigung einzusenden.

Die Zahl der etatsmäfsigen Oberlehrerstellen ist bei den einzelnen Gymnasien in Folge der Circular-Verfügung vom 27. März 1845 festgestellt worden. Insofern es jetzt einer Abänderung des seitdem bestehenden Zahlenverhältnisses der Oberlehrerstellen zu den übrigen Stellen, oder in derselben Beziehung bei einzelnen Gymnasien und Realschulen, sowie bei den Progymnasien, überhaupt noch einer Festsetzung bedarf, erwarte ich darüber den gutachtlichen Bericht des betreffenden Königlichen Provinzial-Schul-Collegiums.

Von der Erledigung einer Director- oder einer Oberlehrerstelle ist sofort hieher Anzeige zu machen.

Für vacante Oberlehrerstellen sind nur solche Lehrer in Vorschlag zu bringen, welche die Qualification erworben haben, in einem Hauptfach, resp. in den Fächern, in welchen ihnen in den obersten Klassen Unterricht übertragen werden soll, bis incl. Prima zu unterrichten. Die nach ihrer allgemeinen geistigen Befähigung zum Unterricht in den oberen Klassen geeigneten Lehrer sind, wenn sie eine so weit gehende formelle Qualification noch nicht besitzen, dazu anzuhalten, dafs sie sich rechtzeitig einer Nachprüfung unterziehen.

2. Ueber die Anstellung der Religionslehrer ist nach *vorgängigem* Benehmen mit den betreffenden geistlichen Behörden *jedesmal* zu berichten.

3. Einer Berichterstattung bedarf es ferner nicht nur bei Gründung neuer Stellen, sondern auch in allen den Fällen, wo mit Anstellungen oder Ascensionen Etatsveränderungen verbunden sind; desgleichen wenn bei Königlichen Anstalten oder bei solchen, die einen Zuschufs aus Staatsfonds beziehen, durch die Pensionirung eines Lehrers der Etat berührt wird; eben so wenn die Remuneration eines stellvertretenden Lehrers sich nicht innerhalb des Besoldungsetats der Anstalt hält. Die commissarische Verwaltung einer etatsmäfsigen Lehrerstelle ist nicht über zwei Jahre hinaus zu gestatten.

Ueber Zulagen, die den Lehrern, auch dem Director und den Oberlehrern, einer städtischen, aus Staatsmitteln nicht subventionirten Anstalt vom Patronat gewährt werden, bedarf es keines Berichts.

4. In Betreff der Beschäftigung oder Anstellung ausländischer Candidaten und Lehrer verbleibt es bei den darüber erlassenen Bestimmungen.

5. Elementarlehrer sind bei Gymnasien als ordentliche Lehrer mit dem Recht der Ascension nicht anzustellen. Sofern das Königliche Provinzial-Schul-Collegium es in einzelnen Fällen gleichwohl im Interesse eines Gymnasiums hält, dafs die Anstellung eines Elementarlehrers für andere als die technischen Fächer ausnahmsweise erfolge, ist dazu meine Genehmigung einzuholen.

6. Ungeprüfte Candidaten dürfen nur mit meiner Genehmigung als Lehrer an höheren Schulen beschäftigt werden. Die Anträge für der-

artige Ausnahmen sind auf höchstens zwei Semester zu stellen. Die in solcher Weise vor der Prüfung *pro facultate docendi* im Lehramt zugebrachte Zeit wird dem Candidaten nur in besonderen Fällen, über die zu berichten ist, als Probejahr angerechnet.

Wie lange den Schulamts-Candidaten, die wegen unzulänglicher Prüfungszeugnisse nur provisorisch angestellt werden können, Frist zur Nachprüfung Behufs Erwerbung einer ausgedehnteren Qualification zu geben ist, wird dem pflichtmäfsigen Ermessen des Königlichen Provinzial-Schul-Collegiums überlassen.

Es bleibt vorbehalten, die dem Königlichen Provinzial-Schul-Collegium durch gegenwärtige Verfügung ertheilten Befugnisse je nach den sich ergebenden Bedürfnissen und Erfahrungen zu erweitern oder zu beschränken. Dafs in allen den Fällen, wo aus besonderen Gründen wegen Anstellung, Beförderung oder Versetzung eines Lehrers meinerseits eine Anweisung ergeht, diese zu befolgen ist, entspricht der Verordnung vom 9. Dezember 1842. Es behält dabei sein Bewenden, ohne dafs jedoch von Erledigung der Stellen, deren Besetzung nunmehr dem Königlichen Provinzial-Schul-Collegium zusteht, jedesmal Anzeige zu machen ist.

Die Eingangs mitgetheilte Allerhöchste Ordre vom 10. November v. J. schliefst die Bestimmung in sich, dafs zum Ressort einer Königlichen Regierung gehörige Progymnasien, wenn sie bis zur Secunda entwickelt und in Folge dessen mit besonderen Berechtigungen versehen sind, in das Ressort des Königlichen Schul-Collegiums der Provinz übergehen.

Die nach der bisherigen Ordnung über das von den einzelnen Schulamts-Candidaten abgeleistete Probejahr hieher zu erstattenden Berichte fallen jetzt weg. Ich behalte mir vor, wegen eines jährlichen Collectivberichts über die betreffenden Candidaten, so wie über die von dem Königlichen Provinzial-Schul-Collegium verfügten, resp. bestätigten, Anstellungen, demnächst Anordnung zu treffen.

Wegen Veröffentlichung solcher Anstellungen hat das Königliche Provinzial-Schul-Collegium Seinerseits das Nöthige zu veranlassen.

Vorstehende Ausführungsverordnung zu der Allerhöchsten Ordre vom 10. November v J. tritt mit dem Empfangstage in Kraft. Die danach nunmehr unnöthigen, dem Königlichen Provinzial-Schul-Collegium aber durch frühere Verfügungen aufgegebenen und noch unerledigten Berichterstattungen sind als erledigt anzusehen.

5. Verfügung des U.-M. an die Königl. Regierungen und die Schul-Collegien vom 25. Juni 1863, zur Ergänzung der Verf. unter No. 4.

Des Königs Majestät haben die in die Circular-Verfügung vom 2. Januar d. J. (U. 24639) wörtlich aufgenommene Vorschrift der Allerhöchsten Ordre vom 10. November v. J., wonach

> die Genehmigung zur Anstellung oder Bestätigung der Rectoren und der Oberlehrer an den mit besonderen Berechtigungen versehenen Progymnasien von den Provinzial-Schul-Collegien einzuholen ist,

durch den in beglaubigter Abschrift anliegenden Allerhöchsten Erlafs vom 11. Mai d. J. ausdrücklich dahin zu declariren geruht, dafs

> die bezeichneten Progymnasien, soweit sie nicht schon bisher in das Ressort der Provinzial-Schul-Collegien übergegangen waren, in Gemäfsheit obiger Bestimmung zugleich dem Ressort dieser Provinzialbehörden haben überwiesen werden sollen.

6. Instruction für das Königl. Pädagogische Seminar in Breslau vom 11. April 1863.

§. 1. Zweck des Seminars ist die wissenschaftliche und practische Ausbildung für das Lehramt an höheren Unterrichtsanstalten.

§. 2. Die Direction des Seminars wird, unter der unmittelbaren Aufsicht des Ministeriums der geistlichen etc. Angelegenheiten, von den beiden Schulräthen des Provinzial-Schul-Collegiums geführt.

Einer von ihnen übernimmt, alle zwei Jahre mit dem andern abwechselnd, als erster Director die specielle Leitung des Seminars. Jeder leitet beständig die practischen Unterrichtsübungen der Mitglieder seiner Confession.

§. 3. Die specielle Leitung des ersten Directors besteht hauptsächlich in der Abhaltung der wöchentlichen Versammlungen.

Diesen beizuwohnen ist der zweite Director berechtigt; auch ist derselbe von den das Seminar im Allgemeinen betreffenden Anordnungen in Kenntnifs zu setzen.

Aufserdem besorgt der erste Director die Correspondenzen des Seminars, ist Referent bei Erstattung des Jahresberichts an das Königliche Ministerium, hat die Bibliothek zu verwalten und über die Anschaffung von Büchern dem Königlichen Ministerium jährlich Rechnung zu legen.

§. 4. Das Seminar nimmt sechs ordentliche Mitglieder auf, von denen drei evangelischer und drei katholischer Confession sind.

Ausnahmsweise können, falls geeignete einheimische Candidaten nicht vorhanden sind, auch Ausländer aufgenommen werden.

Wenn eine Stelle für die eine Confession erledigt ist, so kann dieselbe durch ein Mitglied der andern Confession auf so lange, jedenfalls auf ein Semester besetzt werden, bis sich ein geeigneter Bewerber der betreffenden Confession meldet.

Aufser diesen ordentlichen Mitgliedern sind auch aufserordentliche zuzulassen, falls sie den im §. 5 vorgeschriebenen Anforderungen entsprechen. Ihre Zahl ist unbeschränkt; an dem Stipendium nehmen sie nicht Theil.

§. 5. Der als ordentliches Mitglied Aufzunehmende mufs unter 30 Jahre alt und sittlich unbescholten sein, die Prüfung vor einer Königlichen Wissenschaftlichen Prüfungs-Commission bestanden und in derselben mindestens die Befähigung nachgewiesen haben, in den alten classischen Sprachen und im Deutschen, oder in der Geschichte und Geographie, oder in der Mathematik und den Naturwissenschaften bis Tertia incl. unterrichten zu können. Vor bestandener Prüfung kann die Aufnahme nur in dem Fall gestattet werden, wenn der Aspirant auf einer inländischen Universität *rite* promovirt ist, oder in einzelnen Ausnahmefällen, wenn der Aspirant in einem auf Antrag der Direction von der Königlichen Wissenschaftlichen Prüfungs-Commission angestellten Tentamen hat erkennen lassen, dafs er die Prüfung *pro facultate docendi* zu bestehen mindestens in Jahresfrist befähigt sein wird.

Erwirbt er sich binnen Jahresfrist das Zeugnifs der *facultas docendi* nicht, so wird ihm das Stipendium entzogen, und hat er das Ziel nach zwei Jahren nicht erreicht, so wird er aus dem Seminar entlassen.

§. 6. Ueber die Aufnahme der Mitglieder entscheiden die Directoren. Können sie sich über eine Aufnahme nicht einigen, so haben sie gemeinschaftlich die Entscheidung des Königlichen Ministeriums einzuholen.

§. 7. Von den Mitgliedern des Seminars wird erwartet, dafs sie einen christlich-sittlichen Lebenswandel führen, Treue und Eifer in dem ihnen angewiesenen Wirkungskreise beweisen und angelegentlich an ihrer wissenschaftlichen Fortbildung arbeiten. Den Anordnungen und Anweisungen der Directoren haben sie willig Folge zu leisten.

§. 8. Die Mitglieder werden an einem Gymnasium ihrer Confession oder an einer Realschule in Breslau practisch beschäftigt.

An welche Anstalt ein Mitglied gewiesen werden, ob und wann es mit einer andern Anstalt wechseln soll, bleibt dem betreffenden Director zu bestimmen überlassen.

§. 9. Die Vorsteher der Anstalten werden es sich zur Pflicht machen, bei Ueberweisung von Lehrstunden an die Seminaristen das Prüfungszeugnifs derselben und die Wünsche des betreffenden Seminar-Directors zu berücksichtigen. Sie werden die Mitglieder als Probe-Candidaten betrachten, dieselben in den Gesammt-Organismus der Anstalt in Bezug auf Lehrverfassung, Methode und Zucht einführen, sie zu den Conferenzen einladen, ihnen insbesondere das Besuchen anderer Lehrstunden empfehlen, und ihnen für ihre practische Ausbildung in jeder Weise förderlich sein.

Dem betreffenden Director des Seminars ist von dem Vorsteher oder von den Lehrern der Anstalt auf Verlangen Auskunft über die Leistungen und das Verhalten des Candidaten zu geben.

§. 10. Der Seminarist hat an der Anstalt, welcher er zugewiesen ist, wöchentlich vier bis sechs Stunden Unterricht zu übernehmen.

Aufserdem können ihm im Falle der Noth, jedoch nicht ohne Genehmigung des betreffenden Directors des Seminars, einige Vertretungsstunden, auch gegen Remuneration, übertragen werden. Sonst ist ihm die Zeit zum eignen Studium möglichst frei zu lassen.

Die Uebernahme von Privatstunden ist von der Genehmigung des betreffenden Seminar-Directors abhängig.

Der Seminarist ist verpflichtet, den Lehrer-Conferenzen der Anstalt, an welcher er beschäftigt wird, regelmäfsig beizuwohnen.

§. 11. Da der Seminarist in den Lehrstunden den ordentlichen Lehrer vertritt, so hat er sich mit diesem in ein näheres Verhältnifs zu setzen, zur bessern Erreichung des gemeinsamen Zweckes dessen Lehrstunden öfters zu besuchen und mit ihm das Pensum, den Lehrgang, die Schüleraufgaben zu besprechen.

Der betreffende Lehrer wird seinem Vertreter eine möglichst genaue Anweisung geben, dessen Lehrstunden oft besuchen, darüber wachen, dafs er das Lehrziel erreiche, und ihm mit Rath und That beistehen.

§. 12. Der Seminarist hat ferner Behufs weiterer practischer Ausbildung, der Bereicherung seiner Erfahrung, der Kenntnifsnahme von verschiedenen Behandlungsweisen der Schüler und der Lehrgegenstände auf den verschiedenen Stufen des Unterrichts und Behufs der Einsicht in den Organismus und den gesammten Lehrbetrieb nicht nur die Lehrstunden in den verschiedenen Klassen der Anstalt, welcher er zugewiesen ist, sondern auch nach Anordnung und nöthigenfalls durch Vermittelung des betreffenden Directors Lehrstunden in andern Anstalten der Stadt zu besuchen.

§. 13. In Bezug auf Schulzucht und Schulordnung hat der Seminarist sich nach den bestehenden Einrichtungen der betreffenden Anstalt zu richten und die deshalb von dem Vorsteher derselben einzuholende Instruction und dessen besondere Anweisungen zu befolgen.

§. 14. Die Erziehung der Schüler soll dem angehenden Lehrer nicht minder als die Bildung der intellectuellen Geisteskräfte dersel-

ben am Herzen liegen. Er hat an seinem Theil durch Beispiel und Unterricht mitzuwirken, dafs ein christlich-sittlicher und ein patriotischer Sinn in der Jugend lebendig werde.

Wird ihm von dem Vorsteher der Anstalt ein verwahrloster und verkommener Schüler seiner Klasse zu besonderer Aufsicht übergeben, so hat er sich desselben mit Ernst und Sorgfalt anzunehmen und keine Mühe zu scheuen, dessen Besserung zu bewirken, wobei er sich vornehmlich mit dem Klassen-Ordinarius zu berathen hat.

§. 15. Den Versammlungen des Seminars haben die ordentlichen Mitglieder desselben regelmäfsig beizuwohnen. Diese werden mit Ausnahme der Ferienzeit in der Regel wöchentlich unter dem Vorsitz des jedesmaligen ersten Directors gehalten. Vorträge der Mitglieder und Erörterungen über pädagogische und didaktische Gegenstände bilden vorzugsweise den Stoff der Unterhaltung, und dienen einerseits zur Besprechung der Praxis, anderseits zur Belebung des wissenschaftlichen Strebens.

§. 16. Die ordentlichen Mitglieder des Seminars haben in der Regel in jedem Semester eine wissenschaftliche Abhandlung zu liefern.

Die Aufgaben für diese Abhandlungen sind aus dem Kreise der Schulwissenschaften und aus dem Gebiete der theoretischen und practischen Pädagogik und Didaktik zu wählen. Der Seminarist erhält letztere Aufgaben von dem ersten Director, die ersteren von einem Mitgliede der Königlichen Wissenschaftlichen Prüfungs-Commission durch den Director. Es steht jedoch dem Seminaristen auch frei, eine oder mehrere Aufgaben selbst vorzuschlagen und die Billigung derselben von dem betreffenden Mitgliede der Prüfungs-Commission, bezüglich dem Director, einzuholen.

§. 17. Die Abhandlungen werden, wenn sie philologische und antiquarische Gegenstände betreffen, lateinisch, sonst deutsch bearbeitet. Sie werden zunächst von den Mitgliedern des Seminars, nachdem sie allen zur Kenntnifs gekommen sind, schriftlich kurz beurtheilt.

Die Arbeiten aus dem Gebiet der Pädagogik und Didaktik werden mit den Bemerkungen der Mitglieder dem zweiten Director vorgelegt und dann in den gewöhnlichen Versammlungen des Seminars einer eingehenden Kritik unterworfen.

Die philologischen, antiquarischen, historischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten gehen mit den Bemerkungen der Seminaristen, nachdem der erste Director von ihnen Kenntnifs genommen hat, an den zweiten Director und demnächst an die Königliche Wissenschaftliche Prüfungs-Commission, deren betreffende Mitglieder dieselben am Ende des Jahres in einer Versammlung aller Seminaristen und der beiden Directoren mit ihren Verfassern durchgehen und dabei Winke und Andeutungen für fernere Studien geben.

§. 18. Der einjährige Aufenthalt im Seminar wird als Probejahr angerechnet.

Diejenigen Mitglieder, welche sich im Seminar als besonders befähigt erwiesen haben, sollen bei Erledigung von Schulämtern vorzugsweise berücksichtigt und zu Anstellungen ausdrücklich empfohlen werden. Jedes ordentliche Mitglied erhält als Stipendium jährlich einhundert fünf und zwanzig Thaler in monatlichen Raten. Allen Mitgliedern werden auf das Zeugnifs des betreffenden Directors Bücher von allen vier öffentlichen Bibliotheken in Breslau zum häuslichen Gebrauch verabfolgt.

§. 19. Der Aufenthalt im Seminar dauert in der Regel zwei Jahre. Ob nach Verlauf von zwei Jahren in einzelnen Fällen die Mitgliedschaft verlängert werden kann, bleibt dem Ermessen der Direction überlassen.

Länger als auf vier Jahre darf dieselbe indefs nicht ausgedehnt werden.

Dem Ausscheidenden wird von der Direction auf Verlangen ein Zeugnifs über den Aufenthalt im Seminar und seine darin bewiesene pädagogische und didaktische Thätigkeit ausgestellt.

§. 20. Die ordentlichen Mitglieder müssen nach ihrem Ausscheiden aus dem Seminar mindestens drei Jahre in Preufsen im Schulamte bleiben, oder, wenn sie Inländer sind, die Hälfte, wenn sie Ausländer sind, das Ganze des genossenen Stipendiums zurückzahlen.

Diese Verpflichtung wird dem Seminaristen bei seiner Aufnahme zu Protocoll bekannt gemacht, ist aber durch diese Bekanntmachung nicht bedingt.

§. 21. Für die Bibliothek sind gute, in das Gebiet der Schulwissenschaften und der Pädadogik gehörende Werke anzuschaffen.

Die unmittelbare Aufsicht über dieselbe wechselt unter den Seminaristen. Wörterbücher, Landkarten und Kupferwerke dürfen in der Regel nur im Local der Bibliothek benutzt werden. Die übrigen Bücher werden den Seminaristen gegen einen Empfangschein auf vier Wochen, und, wenn ihrer kein anderer bedarf, auch auf längere Zeit geliehen.

Die Bibliothek wird jährlich revidirt.

§. 22. Zur Unterhaltung des Seminars sind aufser der Remuneration der Directoren jährlich Achthundert Thaler (800 Thlr.) bestimmt, und auf den allgemeinen Schulfonds des Breslauer Regierungs-Departements angewiesen. Hiervon werden Siebenhundert und fünfzig Thaler (750 Thlr.) für die 6 ordentlichen Mitglieder und Fünfzig Thaler (50 Thlr.) zur Erweiterung der Bibliothek und zu aufserordentlichen Ausgaben verwandt. Zur Zahlung der Stipendien an die jedesmaligen ordentlichen Mitglieder wird die betreffende Kasse auf Antrag des ersten Directors von dem Provinzial-Schul-Collegium angewiesen.

Ueber Ersparnisse durch erledigte Stipendien kann nur mit besonderer Genehmigung des Königlichen Ministeriums verfügt werden.

7. Erlafs des U.-M. vom 24. Januar 1862 — betr. die Dispensation von einzelnen Unterrichtsgegenständen an Realschulen zweiter Ordnung.

Bei den Realschulen zweiter Ordnung ist die Dispensation von einzelnen Unterrichtsgegenständen so viel wie möglich zu verhindern. Da jedoch das Reglement vom 6. October 1859 in III. §. 2 und 3 den Anstalten gedachter Kategorie in Einrichtung des Lehrplans, mit ausdrücklicher Beziehung auch auf das Lateinische, eine gröfsere Freiheit gestattet, so kann bei denselben der Unterricht in dieser Sprache nicht für obligatorisch gelten. Demgemäfs wird es auch nicht zu untersagen sein, in einzelnen Fällen auf den Wunsch der betreffenden Eltern, Schüler davon zu dispensiren, vorausgesetzt, dafs sie während der Zeit der lateinischen Lehrstunden anderweitigen Unterricht erhalten.

8. Circular-Erlafs des U.-M. vom 4. März 1862 — betr. die Dauer des Aufenthalts der Schüler in den unteren Klassen der Gymnasien und Realschulen.

Unter dem 10. Mai 1828 ist an sämmtliche Königliche Provinzial-Schul-Collegien die Verfügung erlassen, dafs „solche Schüler der vier unteren Klassen eines Gymnasiums, welche nach dem reiflichen und gewissenhaften einstimmigen Urtheile sämmtlicher Lehrer, aller Be-

mühungen ungeachtet, sich zu den Gymnasialstudien nicht eignen, und wegen Mangels an Fähigkeit und Fleifs, nachdem sie zwei Jahre in einer Klasse gesessen haben, doch zur Versetzung in die nächstfolgende höhere Klasse nicht für reif erklärt werden können, aus der Anstalt entfernt werden sollen, nachdem den Eltern, Vormündern oder sonstigen Angehörigen derselben mindestens ein Vierteljahr zuvor Nachricht davon gegeben ist."

Es erscheint zweckmäfsig, dieselbe Bestimmung auch auf die drei unteren Klassen der Realschulen auszudehnen. Demnach beauftragt der U.-M. das Königliche Provinzial-Schul-Collegium, die betreffenden Directoren Seines Ressorts zu ermächtigen, ein entsprechendes Verfahren bei Schülern der Sexta, Quinta und Quarta dieser Schulen in dem Falle eintreten zu lassen, wenn ihre Lehrer einstimmig der Ansicht sind, dafs, nachdem ihnen auch nach zweijährigem Aufenthalt in derselben Klasse die Versetzung noch nicht hat zugestanden werden können, ein längeres Verweilen auf der Schule nutzlos für sie sein würde.

9. Circular-Erlafs des Prov.-Schul-Coll. zu Königsberg vom 20. Januar 1863 — betr. die Versetzung der auf ein anderes Gymnasium übergehenden Schüler.

Durch den Ministerial-Erlafs vom 9. Mai 1826 ist im Allgemeinen angeordnet worden, dafs den von einem andern Gymnasium kommenden Schülern eine höhere Klasse als die, in welcher sie bis dahin gewesen oder in welche sie nach dem von ihnen vorzulegenden Abgangszeugnisse versetzt worden sind, um so weniger angewiesen werden dürfe, als im Wesentlichen alle inländischen Gymnasien in Bezug auf Lehrplan, Lehrverfassung, Klassen-Eintheilung *und Schulzucht* nach demselben wissenschaftlichen Mafsstabe und *nach gleichen* disciplinarischen Grundsätzen eingerichtet seien.

Wir finden uns veranlafst, die Herren Directoren der zu unserem Ressort gehörigen Gymnasien auf diese ministerielle Bestimmung wieder aufmerksam zu machen, und fügen hinzu, dafs die Versetzung solcher Schüler in eine höhere Klasse auch nicht durch eine sogenannte Nachprüfung, welche mit ihnen einige Wochen oder Monate nach deren Aufnahme veranstaltet wird, bewirkt werden darf. Vielmehr ordnen wir hiermit an, dafs Schüler, welche zu einem andern Gymnasium kommen, jedenfalls erst nach Ablauf eines vollen Semesters in eine höhere Klasse versetzt werden dürfen, als diejenige ist, für welche sie durch das Abgangszeugnifs des früher von ihnen besuchten Gymnasiums als qualificirt bezeichnet sind. Diese Bestimmung gilt auch für diejenigen Schüler, welche eine Anstalt aus irgend einem Grunde verlassen, dann eine kurze Zeit Privat-Unterricht nehmen und sich nun behufs Aufnahme in eine höhere Klasse wieder bei einem Gymnasium anmelden. In dem sogenannten einstweiligen Privatisiren liegt nicht selten der blofse Versuch, dem gerechtfertigten Urtheile früherer Lehrer zu entgehen und sich den Zutritt zu höhern Klassen auf eine leichtere und schnellere Weise zu erschliefsen, als es ihnen bei ruhiger Fortsetzung ihrer Gymnasialstudien möglich gewesen wäre. Schüler, welche unter diese Kategorie fallen, werden bei der Aufnahme einer besonders sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen sein.

10. Circular-Verfügung des Prov.-Schul-Coll. zu Berlin vom 28. Mai 1862 — betr. die äufsere Organisation des Unterrichts an höheren Schulanstalten.

Der Herr Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten hat uns bemerklich gemacht, dafs, wie aus den diesjährigen Programmen einzelner Anstalten hervorgehe, hinsichtlich der Vertheilung der Lehrkräfte, der Höhe der Stundenzahl für die einzelnen Disciplinen, der Führung der Ordinariate erhebliche Abweichungen von den normalen Bestimmungen vom 24. October 1837 und 7. Januar 1856 vorkommen. So findet sich beispielsweise in den untersten Klassen der deutsche Unterricht vom lateinischen getrennt, oder das Lateinische in Sexta unter zwei Lehrer vertheilt; oder es führt ein Lehrer zwei Ordinariate, oder es ist ein Lehrer in einer der untersten Klassen Ordinarius mit drei Stunden wöchentlich etc. Bei solchen Willkürlichkeiten leidet der Unterricht, und das Institut der Ordinariate verliert jede Bedeutung. Wir sind veranlafst worden, den Lectionsplänen und Lectionstabellen in dieser Hinsicht eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und ähnliche Unzulässigkeiten künftighin nicht mehr zu gestatten. Wir machen die betreffenden Herren Directoren daher bei Zeiten darauf aufmerksam, damit sie schon jetzt auf Abstellung jener gerügten Abnormitäten Bedacht nehmen können. Wir müfsten Lectionsplänen mit erheblichen Abweichungen vom Normalplan, ohne dafs diese genügend motivirt wären, unsere Bestätigung versagen, und zur Umarbeitung zurückschicken.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Ueber die Zeit der Vereidigung und die Besteuerung der Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten.

In früheren Zeiten wurden die Gymnasiallehrer gar nicht vereidigt; aus welchen Gründen, ist für jetzt gleichgiltig, weil vor etwa vierzig Jahren bestimmt wurde, dafs jeder Lehrer beim Antritt einer definitiven Anstellung den Amtseid zu leisten habe, und diese Bestimmung in neuerer Zeit auf die Collaboratoren ausgedehnt worden ist. Da aber nicht nur jeder angehende Auscultator, sondern auch die in den Subalterndienst Eintretenden sofort vereidigt werden, eben so der in den Militairdienst eintretende achtzehnjährige Jüngling ohne Rücksicht auf seinen Bildungsgrad den Fahneneid zu leisten hat, so drängt sich die Frage auf, warum nicht ein Gleiches für den Candidaten des höheren

Schulamtes gilt, abgesehen davon, daſs derselbe mit höchst seltenen Ausnahme das 24ste Lebensjahr zurückgelegt, meistens schon den Doctoreid geleistet hat, vielleicht auch Offizier ist und also schon mehrere Jahre früher zur Fahne vereidigt wurde. Es könnte diese Frage als eine Eingebung tadelnswerther Eitelkeit angesehen werden, da ja der Schulmann auf ein hohes Maſs von Bescheidenheit angewiesen sei; aber es hat die Eidesleistung eine auch dem Lehrer nicht gleichgiltige materielle Seite, nämlich im Falle der Pensionirung, wo die Pensionshöhe sich nach der seit der Vereidigung abgelaufenen Dienstzeit richtet, und hierbei schneidet wenigstens in Schlesien der Lehrer eines katholischen Gymnasiums am schlechtesten ab. Bekanntlich ist die katholische Bevölkerung Schlesiens mit Einschluſs der Grafschaft Glaz zwar numerisch nicht kleiner als die evangelische, aber unverhältniſsmäſsig gering ist die Zahl der katholischen höheren Schulanstalten im Vergleich zu den evangelischen derselben Kategorien. Daraus erklärt sich, warum die evangelischen Candidaten jetzt fast ohne Ausnahme sofort nach dem Probejahre mindestens zu Collaboraturen befördert werden, wogegen die katholischen Candidaten, ohngeachtet aller väterlichen Fürsorge des Provinzial-Schulrathes für dieselben, sich dennoch glücklich schätzen müssen, wenn sie nach sechsjähriger Amtswirksamkeit eine definitive Anstellung als Gymnasiallehrer mit einem jährlichen Einkommen von 500 Thlrn. erlangen. Es folgt hieraus aber, daſs die katholischen Lehrer, die älteren fast sämmtlich, die jüngeren, wenn ihnen vor der definitiven Anstellung eine Collaboratorstelle nicht ertheilt wurde, in der Regel bis zum zurückgelegten 45sten Lebensjahre, noch keinerlei Anspruch auf Pension haben; und wenn ein Lehrer sein Alter bis zum 70sten Jahre und das Gehalt — spät vielleicht, aber dennoch — bis 800 Thlr. gebracht hat, wie hoch ist dann seine Pension?

Bei dem bescheidenen Gehalte, das ein Lehrer an einem Gymnasium oder einer Realschule erlangen kann, erscheint es also nicht minder gerecht als billig, daſs der Candidat, gleichviel ob katholisch oder evangelisch, da die jetzt günstigen Verhältnisse der evangelischen Candidaten nicht immer so günstig waren als jetzt, und in Zukunft sich ebenfalls wieder ungünstiger gestalten können, eben im Interesse etwaniger Pensionirung schon beim Beginn des Probejahres vereidigt werde, und den bereits angestellten Lehrern die im Schuldienst verlebten Jahre vom Antritt des Probejahres bis zur erfolgten Vereidigung als Dienstzeit in Rechnung gebracht werden. Etwanige Besorgniſs, daſs zu viele Lehrer das 50jährige Amtsjubiläum feiern und deshalb den höchsten Pensionssatz erlangen möchten, ist gar nicht zu hegen. Ich gehe zum zweiten Punkte über.

Militair, Geistlichkeit und Lehrer an Elementarschulen und Gymnasien sowie Realschulen waren früher von Communalbesteuerung ihres amtlichen Einkommens frei, die Lehrer wahrscheinlich darum, weil deren Gehalt in den allermeisten Fällen nur eben den allerbescheidensten Ansprüchen genügte. Nach Einführung der Verfassung behielten Militair und Geistlichkeit sowie die Elementarlehrer diese Immunität, nur die Lehrer an Gymnasien und Realschulen wurden herangezogen, und müssen seitdem ihr amtliches Einkommen der betreffenden Commune versteuern, obwohl wenigstens an den katholischen Gymnasien Schlesiens die Hälfte der sämmtlichen Lehrerstellen noch immer dasselbe Gehalt haben, das sie früher hatten, dagegen der Werth des Geldes wegen Theuerung der Lebensmittel namentlich in gröſseren Städten im Vergleich zu früher nur ungefähr die Hälfte beträgt. Von jener Besteuerung des Gehaltes sind aber wieder die

Religionslehrer an den katholischen Gymnasien als Geistliche, und die an Realschulen angestellten Elementarlehrer als solche frei, ohne Rücksicht darauf, ob beide mehr oder weniger Gehalt als andere Lehrer derselben Anstalt haben. Die Logik dieser gesetzlichen Bestimmung mögen Andere aufzusuchen sich abmühen, mir genügt es zu constatiren, dafs also diejenigen Lehrer, welche am spätesten ihre akademischen Studien vollendet haben und am spätesten angestellt werden, gröfstentheils auch Familienväter sind und, wenn sie keines der wenigen Rectorate gewinnen, bei noch so langer Dienstzeit es gleichwohl nicht annäherungsweise bis zum Gehalte eines Hauptmannes erster Klasse bringen, ihr amtliches Einkommen versteuern müssen. Es mag dahin gestellt bleiben, was dieser Mafsnahme zu Grunde liegt; jedenfalls war es conservativer, die früher bestandene Immunität auch sämmtlichen Lehrern höherer Schulanstalten zu belassen, oder im anderen Falle wäre es keine Sünde gegen die Logik gewesen, zu bestimmen, dafs, wie alle anderen Stände, so auch fortan die Militairs von einem gewissen Grade an aufwärts, sowie Geistlichkeit und der Lehrerstand durchweg nach Mafsgabe ihres Einkommens zur Bestreitung der Communal-Bedürfnisse herangezogen werden dürfen, und wo dem Elementarlehrer das Brot gar zu kärglich zugeschnitten sei, dort die Commune zur Verbesserung das Ihrige beizutragen habe.

Möge diese Darlegung mit eben so wohlmeinender Gesinnung gelesen werden, wie sie niedergeschrieben wurde, das ist der aufrichtige Wunsch des Verfassers R. W. in B.

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.[1])

An der Realschule zu Crefeld sind die ordentlichen Lehrer Kopstadt und Dr. Evers zu Oberlehrern ernannt worden.

An der Landesschule Pforta ist der Adjunct Dr. Kretzschmer zum Oberlehrer ernannt worden.

Die Wahl des Geistlichen Theodor Stapper zum ordentlichen Religionslehrer an der Ritter-Academie zu Bedburg ist bestätigt worden.

Der Oberlehrer Schaub, bisher am Gymnasium zu Inowraclaw, ist als Oberlehrer am Gymnasium zu Spandau angestellt worden.

Der Director Adler zu Königsberg i. Pr. ist als Rector der lateinischen Hauptschule und Condirector der Franckeschen Stiftungen nach Halle versetzt.

[1]) Nachdem sich in Folge des Ministerial-Rescripts vom 2. Januar d. J. die Personal-Notizen, welche uns durch die Geneigtheit des Hohen Vorgesetzten Ministeriums monatlich zugehen, auf die in den obern Stellen an den höhern Lehranstalten eingetretenen Veränderungen beschränkt hatten, haben sich fast alle Königl. Provinzial-Schul-Collegien auf unsre Bitte freundlichst bereit erklärt, jene Mittheilungen aus ihren Acten zu vervollständigen. Wir können es nicht unterlassen, hier in unserm Namen und im Sinn der betheiligten Leser dafür unsern wärmsten Dank auszusprechen. Die Red.

Es sind ernannt:

Schulamts-Candidat Karl Brühl zum ordentlichen Lehrer am katholischen Gymnasium an Marzellen in Cöln,

Lehrer Joh. Theod. Christian Kirtzer zum ordentlichen Lehrer am Progymnasium zu M. Gladbach,

Schulamts-Candidat Dr. Peter Langen zum ordentlichen Lehrer am Gymnasium zu Trier,

Schulamts-Candidat Dr. Hermann Worbs zum ordentlichen Lehrer am katholischen Gymnasium an Aposteln zu Cöln,

Schulamts-Candidat Dr. Hülsmann zum ordentlichen Lehrer am Gymnasium zu Düsseldorf,

Schulamts-Candidat Dr. Franz Aug. Lücken zum ordentlichen Lehrer an der Ritter-Academie zu Bedburg.

Der Candidat des höheren Schulamts Mathias Lackner ist als siebenter ordentlicher Lehrer beim Königlichen Friedrichs-Collegium zu Königsberg i. Pr. definitiv angestellt worden.

Der bisherige Kantor und Lehrer an der Stadtschule in Calar. Kaerger, ist als Gesang- und Elementarlehrer am Gymnasium zu Stolp definitiv angestellt worden.

Am Gymnasium zu Cöslin ist der bisherige wissenschaftliche Hülfslehrer Lamprecht zum ordentlichen Lehrer befördert worden.

Beim Gymnasium zu Insterburg ist:

der Schulamts-Candidat August Koch als siebenter ordentlicher Lehrer,

der Schulamts-Candidat Max Theodor Hennig als achter ordentlicher Lehrer

angestellt, und

beim Gymnasium zu Gumbinnen:

dem bisherigen sechsten ordentlichen Lehrer am Gymnasium in Insterburg, Eugen Albert Trosien, die zweite ordentliche Lehrerstelle verliehen worden.

Der Maler Johann August Thiel ist als Zeichnen- und Schreiblehrer an der städtischen Realschule zu Tilsit (Hülfslehrer) provisorisch gegen halbjährige Kündigung angestellt worden.

Zum 1. October c. ist der Gymnasial-Director Dr. Wagner zu Ratibor in gleicher Eigenschaft an das Königliche Friedrichs-Collegium zu Königsberg i. Pr. versetzt worden.

Am Gymnasium zu Stettin ist die Beförderung des Collaborators Kern zum ordentlichen Lehrer und die Wahl des Adjuncten am Pädagogium in Putbus Drenckhahn zum Collaborator genehmigt worden.

Der Candidat des höheren Schulamts Dr. Max Arthur Linke ist als fünfter ordentlicher Lehrer beim Königlichen Friedrichs-Collegium zu Königsberg i. Pr. definitiv angestellt worden.

Berichtigung.

In dem Juli-Hefte p. 556—562 ist der Druckfehler „codex Sancrostianus“ in „codex Sancroftianus“ zu verbessern.

Am 28. August 1863 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstrafse 47.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

I.

Zur Organisation des Gymnasiallehrerstandes [1]).

Unter den mancherlei Kämpfen, welche unser öffentliches Leben bewegen, berührt keiner das Gebiet dieser Zeitschrift und das Interesse ihrer Mitarbeiter und Leser so unmittelbar, wie der um das sogenannte „Unterrichtsgesetz". Ich sage das sogenannte Unterrichtsgesetz, weil diese Bezeichnung weder durch die Verfassung gegeben, noch an sich zweckmäfsig ist. Artikel 26 der Verfassung bestimmt: „ein besonderes Gesetz regelt das ganze Unterrichtswesen", und Artikel 112 sagt richtiger, jedenfalls vollständiger: „bis zum Erlafs dieses Gesetzes bewendet es hinsichtlich des Schul- und Unterrichtswesens bei den jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen". In der That wird sich dieses vielumstrittene Gesetz mit dem eigentlichen Unterricht nur wenig beschäftigen dürfen: vielleicht kann es die Lehrgegenstände festsetzen, welche in den verschiedenen Arten von Schulen betrieben werden sollen, kaum das Ziel des, in jedem derselben Erreichbaren, ganz gewifs nicht die Methode des Unterrichtes. Denn der Landtag der preufsischen Monarchie ist nun einmal keine Akademie der Wissenschaften oder dem Aehnliches, sondern er ist ein Theil der gesetzgebenden Gewalt, und das Wesen des Gesetzes besteht wesentlich darin, dafs es für alle ihm Unterworfenen ganz gleichmäfsig, ohne jede Berücksichtigung von Individualitäten und subjectiven Verschiedenheiten gilt. Jede Schule soll aber eine, nicht blofs nach der Schablone des Gesetzes geregelte, sondern vielfach auch durch örtliche und persönliche Verhältnisse bestimmte Individualität besitzen: in noch höherem Grade soll jeder Lehrer eine scharf ausgeprägte Indivi-

[1]) Wir werden die vom Herrn Verf. am Schlusse seiner Abhandlung gewünschte weitere Erörterung des Gegenstandes, für und wider, in den uns gesteckten Gränzen gern unterstützen. Die Red.

dualität sein, und alle Methoden-Weisheit wird sich erst dann praktisch bewähren und bewahrheiten, wenn sie in der Persönlichkeit des Lehrers ihre nothwendige Ergänzung, ihre bestimmte, vielfach verschiedene Gestalt gewinnt. Hinsichtlich des eigentlichen Unterrichtes wird es also das verheifsene Gesetz nicht viel weiter bringen dürfen, als die vorjährige Unterrichts-Commission des Abgeordnetenhauses und dieses selbst in seinen Sitzungen vom 23. und 24. März d. J. es gebracht haben; ich meine, auch das Gesetz wird in Form von Gesetzes-Paragraphen doch im Grunde nur „Resolutionen" d. h. leitende Grundsätze aufstellen dürfen, innerhalb deren den Schulen und ihren Lehrern ein sehr bedeutendes Mafs freier Bewegung vorbehalten und überlassen bleibt. Dafs jede Erwartung, die von diesem Gesetze etwas Anderes verlangt, trügerisch ist, beweist der, leider nur in engen Kreisen bekannt gewordene „Entwurf eines allgemeinen Gesetzes über die Verfassung des Schulwesens im preufsischen Staate", welchen Süvern im Jahre 1818 ausgearbeitet hat, dessen Durchführung aber theils an der gleichzeitig beginnenden Restaurations-Politik scheiterte, theils — und dies ist im Hinblick auf die Vorgänge der letzten zehn Jahre nicht bedeutungslos — daran, dafs schon der Minister von Altenstein dem Erlasse eines solchen Gesetzes überhaupt wenig geneigt war. Hier habe ich nur das zu constatiren, dafs auch dieser gediegene Gesetzentwurf in Betreff des eigentlichen Unterrichtes sich darauf beschränkt, leitende Grundsätze in allgemein gehaltener Fassung auszusprechen.

Trotz alledem bleibt — wie auch der Abgeordnete Fubel in der Sitzung vom 23. März ausgeführt hat — der Erlafs des fraglichen Gesetzes schon deshalb dringend wünschenswerth, damit die zuständigen Behörden ihre, den Unterricht betreffenden Verfügungen auf Grund eines Gesetzes und im Anschlufs an ein Gesetz erlassen können. Dafs solche Verfügungen vielfach nothwendig sind, wird kein Sachverständiger anzweifeln, aber die Natur eines Gesetzes tragen sie nicht an sich: sie müssen mehr Beirath als Vorschrift geben und, jedem Fortschritt der pädagogischen Wissenschaft und Kunst folgend, einer fortwährenden Weiterbildung fähig sein, was thatsächlich unmöglich würde, wenn sie in jedem einzelnen Falle alle Stadien der Gesetzgebung verfassungsmäfsig durchlaufen sollten.

Wenn also das in näherer oder fernerer Aussicht stehende Gesetz seinem wesentlichen Inhalte nach den Namen eines Unterrichtsgesetzes sehr wenig rechtfertigen wird, so ist der Erlafs eines **Schulgesetzes** gewifs nicht blos durch Artikel 26 der Verfassung, sondern auch durch die Sache selbst dringend geboten, und wir Schulmänner können der Hoffnung nicht entsagen, dafs es noch zu unsern Lebzeiten gelingen möge, die unverkennbar grofsen Schwierigkeiten zu überwinden, welche seinem Abschlusse entgegenstehen. Wir besitzen eine unendliche Fülle einzelner Bestimmungen, welche in Rönne's Sammlung bis 1854 zwei starke Bände bilden. Dennoch beweist jedes Heft des amtlichen Centralblattes, wie Vieles auf diesem Gebiete noch schwankend,

unsicher und zweifelhaft ist; in nicht wenigen Fällen sieht man sich gradezu vergeblich nach gesetzlichen Bestimmungen um, und wenn z. B. seit Kurzem neue Dienstinstructionen für Directoren, Ordinarien und Lehrer als nöthig erkannt und bereits in der Vorbereitung begriffen sind, so ist dies zwar sehr erfreulich, aber nur auf dem Grunde und Boden eines Schulgesetzes kann eine recht erspriefsliche Erledigung auch dieses Vorhabens erhofft werden.

Was bisher in Druckschriften, Petitionen und Verhandlungen des Abgeordnetenhauses vorgearbeitet ist, bezieht sich fast ausschliefslich auf das Volksschulwesen, und man wird es auch vollkommen begreiflich finden, dafs dem so ist. Dadurch ist aber keineswegs ausgeschlossen, dafs man nicht auch von Seiten der höheren Lehranstalten darauf Bedacht nehmen sollte, was ihnen das neue Gesetz bescheren wird.

Einen Punkt, und wie ich meine nicht den unwichtigsten, der hierher gehört, gedenke ich im Folgenden zur Sprache zu bringen; ich glaube, schon die kurze Ueberschrift wird wenigstens andeuten, dafs ich die Sache nicht äufserlich auffasse und nicht äufserlich abgethan wissen will. Ich kann mich wenigstens darauf berufen, dafs ich den Grundgedanken des Folgenden seit mehr denn Jahr und Tag mit mir herumtrage und nur langsam mich entschlossen habe, ihn der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Der wesentliche Unterschied zwischen den höheren Lehranstalten und der Volksschule besteht hinsichtlich der Stellung ihrer Lehrer darin, dafs an jenen durchweg Lehrer-Collegien thätig sind. Damit ist nicht etwa blofs gesagt „eine gröfsere Anzahl von Lehrern", sondern in jeder Klasse sind mehrere Lehrer, jeder Lehrer ist in mehreren Klassen thätig und schon dadurch an der Anstalt als Ganzem betheiligt; es bildet sich auf diese Weise ein kunstvoll verschlungenes Ganzes, in welchem jede Persönlichkeit sich mit Recht als solche geltend macht und sich doch zugleich dem Zweck und Ziel der Gesammtheit ein- und unterordnen mufs. Es kommt hinzu, dafs hier der Vorstand nur in geschäftlicher Beziehung Vorgesetzter, in Beziehung auf die Art seiner geistigen und wissenschaftlichen Bildung, auf den Umfang seines Wirkens nur *primus inter pares*, ja schlechthin *par* ist. In der Volksschule dagegen ist die collegialische Lehrthätigkeit nie wesentlich: in der unendlichen Mehrheit derselben entbehrt der Lehrer aller und jeder mitarbeitenden Kraft; und auch in gröfseren Stadtschulen hat jeder Lehrer sein Augenmerk meist nur auf seine Klasse zu richten, der er Alles in Allem sein soll, und der Vorstand einer solchen Schule ist wenigstens bis jetzt durch die Art und den Umfang seiner Bildung von seinen Mitarbeitern wesentlich unterschieden resp. ihnen überlegen. Dort also eine rege Wirkung und Gegenwirkung der mannigfachsten Kräfte, zwischen welchen der Vorstand das nöthige Mafs der Einheit, aber nicht mehr, vermittelt; hier meist eine ganz vollkommen vereinzelte, höchstens eine wenig ineinander übergreifende Thätigkeit der Einzelnen und dann eine mafsgebende Einwirkung des Vorstandes.

Ist dies richtig, dafs die collegialische Lehrverfassung der ent-

scheidende Schwerpunkt für alle höheren Lehranstalten ist, so wird eine „Organisation des Gymnasiallehrerstandes" die Bewahrung und Förderung derselben ganz vorzugsweise in's Auge fassen müssen; sie mufs Alles abweisen oder doch mindestens für gleichgültig erklären, was nur dem einzelnen Mitgliede förderlich ist, der gesammten Genossenschaft aber keinen Gewinn bringt.

Der Ruf, der von wohlwollenden Freunden des Schulwesens gewöhnlich zuerst erhoben wird, wenn es sich um Hülfe für die gute Sache handelt, lautet: „Bessere Dotirung der Stellen". Das ist recht freundlich gemeint, beruht aber, ehrlich gesagt, wenn man es so allgemein ausspricht, auf einer äufserlichen und oberflächlichen Auffassung der Sachlage. Freilich sollten die Stellen grofsentheils besser ausgestattet werden, aber diese Aufbesserung an sich darf nicht als ein Universalmittel angepriesen werden, darf nicht Selbstzweck, sondern sie mufs die sich von selbst ergebende Folge einer durchgreifend neuen Organisation sein. Werden, wie es meist geschieht, einzelne — wenige oder viele — Stellen erhöht, so werden dem Glücklichen wohl einige Sorgen, die Qual des Nebenerwerbes gemindert, die Freudigkeit seiner Arbeit gesteigert, aber der Schule selbst, dem Collegium erwächst daraus wenig Gewinn, ja oft vermöge mancherlei menschlicher Schwächen sogar Unsegen. Wäre es aber auch möglich, den ganzen Besoldungs-Etat aller Gymnasien zu erhöhen, so wäre damit den Lehrern allerdings sehr viel, den Anstalten aber wahrhaftig nicht so viel geholfen, als man gewöhnlich glaubt. Männer von derjenigen Geistesbildung, wie man sie bei einem Gymnasiallehrer voraussetzt, dürfen sich nicht mit Geld allein *befriedigt* fühlen, sie müssen vor Allem eine Steigerung ihrer *Wirksamkeit* nach innen und nach aufsen mit Sicherheit in nicht zu ferner Aussicht haben, wenn sie sich im rechten Sinne zufrieden fühlen sollen.

Wären unsere Nöthe mit Gold und Silber abzukaufen, dann wäre freilich das Princip der Alterszulagen, welches man hier und da versucht hat, ein trefflicher Ausweg, und wir hätten unser Heil nicht sowohl von dem Cultusminister als von dem Finanzminister zu erwarten. Für Volksschullehrer, namentlich für alleinstehende, ist das Princip der Alterszulagen in hohem Grade zu empfehlen: ihre Thätigkeit kann durch Versetzung wohl eine Ausdehnung, aber nur selten eine innere Steigerung erfahren; die Alterszulage ist bei ihnen ein, der Dauer der Arbeit, den Bedürfnissen der heranwachsenden Familie u. s. w. entsprechender Lohn, auf den Niemand Grund hat scheel zu sehen, den man selbst dem schwächeren Lehrer gönnen mag. Für höhere Lehranstalten halte ich dasselbe Princip für durchaus unanwendbar: hier ist ein anderes Ziel geboten, welches dem treuen und strebsamen Lehrer zugänglich sein oder doch werden mufs; die sichere Aussicht auf Alterszulage würde nur zu oft ein sanftes Ruhekissen für Trägheit und Schlaffheit werden; es würden unbillige Ungleichheiten innerhalb eines Collegiums entstehen und der Ausgabe-Etat einzelner Gymnasien mafslos überlastet werden. Vor

allen Dingen der leitende Grundsatz, daſs nicht dem Einzelnen, sondern der Gesammtheit geholfen werden muſs, würde verletzt, ja verleugnet.

Es ist aber, wie die Sachen jetzt stehen, der Ruf nach besserer Dotirung in unbedingter Allgemeinheit gar nicht einmal berechtigt und begründet: dem Candidaten des höheren Schulamtes werden heute zu Tage, wenn er kaum seine Staatsprüfung bestanden, ja noch vorher, Stellen zu 300, zu 400, zu 450 Thlr. entgegengebracht, er braucht nur zuzugreifen. Wenn man die Programme durchblättert, so findet man, daſs diese jüngste pädagogische Generation ein ruheloses Wanderleben von Schule zu Schule führt, denn überall werden neue Anstalten oder mindestens neue Klassen errichtet, es findet ein Ueberbieten statt, um nur Lehrer zu bekommen, eine Art Menschenhandel mit der humanen Modification, daſs der betreffende Mensch den Kaufpreis selbst erhält. Das ist kein regelrechter Zustand. Nicht nur die Anstalten leiden schwer unter dem fortwährenden Wechsel ihrer jugendlichen Kräfte, sondern diese selbst gelangen zu keiner stetigen Aus- und Durchbildung, wenn sie in den ersten ein oder zwei Jahren an drei oder vier Schulen unterrichten, und es werden Hoffnungen und Ansprüche in ihnen rege, die die Zukunft nicht erfüllt. Denn wenn sie die letzte und vorletzte und vielleicht noch eine Stelle durchgemacht, wenn sie sich bis zu 500 oder 600 Thlr. emporgearbeitet, dann hört auf einmal die Nachfrage und die rasche Ascension auf. In Stellen von mehr als 600 Thlr. wird selten ein Lehrer von auſsen geholt, es wird nachgeschoben und muſs unter den jetzigen Umständen nachgeschoben werden, und unten wird dann wieder ein Candidat angesetzt, um bald auch die Enttäuschung seiner Vorgänger zu erfahren. So bleibt dem Lehrer, wenn er einmal über die untersten Stellen weg ist, nichts übrig, als langsam wie an einer Kletterstange von Stelle zu Stelle emporzuklimmen. Jahre lang muſs er auf die mindeste Verbesserung und, was schlimmer ist, darauf harren, daſs sich ihm ein weiterer Kreis seiner Thätigkeit eröffne, daſs er seine Gaben und Kenntnisse auch in den oberen Klassen verwerthen könne. — Ich weiſs sehr wohl, daſs es Ausnahmen gibt, daſs namentlich in den Provinzen, wo sich die verschiedenen Gymnasien durch Eisenbahnen näher gerückt sind, nicht ganz selten Versetzungen vorkommen, aber Ausnahmen bleiben es doch, und auch sie kommen, weil sie nicht auf einem durchgreifenden Princip beruhen, nur dem Einzelnen, nicht der Gesammtheit zu Gute. In den mittleren Stellen, wo der Lehrer in dem Alter ist, daſs er seine Kraft und seine Erfahrung am Vollständigsten entfalten kann, wo ein Hausstand begründet ist, der steigende Anforderungen macht, wo er auch wohl zu einigem behaglichen Genusse des Lebens berechtigt ist, da liegt der Nothstand für den Einzelnen und für die Gesammtheit. In den mittleren Stellen verkümmern die Lehrer am Leichtesten und rücken dann endlich in die obersten Stellen als Halb-Invaliden ein.

Es kommt noch ein Umstand hinzu: so gewiſs es jetzt vom Uebel ist, daſs vielfach die jüngsten Lehrer vor befestigter pädagogischer Durchbildung von einer Schule zur andern übergehen, ebenso gewiſs ist es vom Uebel, wenn der ausgebildete Lehrer nur eine Anstalt kennt, wenn er ununterbrochen an derselben Anstalt wirkt; viele Lehrer sind grade hieran geistig zu Grunde gegangen, und selbst ausgezeichnete Männer glauben zuletzt, daſs Alles nur so sein könne und so bleiben müsse, wie sie es seit zehn oder zwanzig Jahren mitgemacht haben, und dieser Uebelstand steigert sich namentlich in abgelegenen Städten, wo er überdies am Leichtesten eintritt, zu einer für die Gesammtheit gradezu gefährlichen Höhe, wenn die Anzahl solcher stationärer Lehrer an einer Anstalt die Mehrheit bildet oder ihr doch nahe kommt.

Es handelt sich also darum, daſs unter stets vorwaltender Berücksichtigung der collegialischen Verfassung und innerhalb derselben dem einzelnen Lehrer sichere Aussicht auf gesteigerte und erweiterte Thätigkeit geboten, daſs er nicht für eine zu lange Dauer nur an eine Schule gebunden wird, und daſs in Folge davon eine nicht zu langsame Verbesserung seiner äuſseren Lage mit Nothwendigkeit eintritt; endlich und ganz wesentlich darum, daſs alle diese Vortheile nicht vereinzelt, ungleichmäſsig, fast zufällig eintreten, sondern daſs das Princip gefunden wird, welches sie allen Lehrern so gleichmäſsig zuführt, als überhaupt möglich und für die Gesammtheit heilsam ist.

Dieses Princip braucht aber nicht erst erfunden zu werden; es ist auf anderem Gebiete längst gegeben und durchgeführt durch den Allerhöchsten Erlaſs vom 19. März 1850 „betreffend die Anciennitäts-Verhältnisse, die Gehaltsstufen und den Rang der richterlichen Beamten", welchem sich ganz neuerdings eine entsprechende Ordnung der Dienst-Verhältnisse der Justiz-Subaltern-Beamten anschlieſst. Das Princip, welches auch jenem Erlasse zu Grunde liegt, kann und muſs nach meiner festen Ueberzeugung analoge Anwendung auf die Lehrer an den höheren Unterrichtsanstalten finden, d. h. — um mich ganz eng an die entscheidenden Worte des Erlasses anzuschlieſsen — „die Gehälter der Mitglieder, ausschlieſslich der Direktoren, werden nicht, wie bisher, nach dem speciellen Etat der Schule, bei welcher dieselben angestellt sind, sondern nach der Gesammtzahl der bei allen höheren Lehranstalten innerhalb des Bezirks eines Provinzial-Schul-Collegiums vorhandenen Lehrerstellen in den zulässigen Abstufungen regulirt". Es bilden dann also alle Lehrer einer Provinz eine Gesammtheit, in welcher der Rang jedes einzelnen entweder von dem Tage seiner Anstellungsfähigkeit oder seiner ersten definitiven Anstellung datirt; bei jeder Erledigung einer Stelle findet in der Regel ein Aufrücken sämmtlicher jüngerer Lehrer im Range und Gehalte statt; hatte der Ausgeschiedene 700 Thlr. Gehalt, so fallen diese dem ältesten geringer besoldeten Lehrer des ganzen Departements zu, der älteste mit 600 Thlr. erhält 650, der älteste mit 550 Thlr. erhält 600 Thlr. u. s. f. In der Re-

gel, denn einzelne Abweichungen werden stets zulässig bleiben, wie ja auch nicht selten ein Richter aus einer Provinz in die andere versetzt wird und so das Aufrücken der jüngeren Richter für diesen Fall unterbricht. Für den Lehrerstand wird es noch besonderer Bestimmungen über solche Ausnahmsfälle bedürfen, da es auch an den höheren Anstalten Lehrer mit wesentlich verschiedener Befähigung, Elementarlehrer, technische Lehrer u. dgl. gibt.

Durch die ganz einfache Uebertragung des Erlasses vom 19. März 1850 auf unsre Verhältnisse kommen wir also so weit, dafs die Besoldung des einzelnen Lehrers nicht mehr davon abhängt, wie der Etat grade seines Gymnasiums lautet, auch nicht davon, ob sich grade an diesem Gymnasium Gelegenheit zur Ascension bietet, und auch nicht davon, ob er grade geeignet ist, die Aufmerksamkeit der Behörde auf sich zu lenken und deshalb durch eine Versetzung bevorzugt zu werden. Einzelne Lehrer werden dann weniger rasch aufrücken, als es bisher besonders tüchtigen Männern glückte; die ganz überwiegende Mehrheit aber wird sicher sein, gleichmäfsig und nicht gar zu langsam eine merkliche Verbesserung ihrer äufseren Stellung zu erreichen; es wird also damit der Gesammtheit wirklich und wesentlich geholfen.

Dennoch aber ist die blos mechanische Uebereignung der Bestimmungen vom 19. März 1850 an die Lehrer weder möglich noch ausreichend, denn zuletzt käme sie doch auf das von mir oben bekämpfte Princip der Alterszulagen hinaus, namentlich aber erweitert sie nicht auch *eo ipso* die Thätigkeit und Wirksamkeit der Lehrer. Jeder Kreisrichter kann, abgesehen von den gesetzlichen Hindernissen der Verwandtschaft, bei jedem Gerichte mit ziemlich gleichem Nutzen für den Dienst arbeiten, nur ganz ausnahmsweise steht dem die persönliche Eigenthümlichkeit oder die praktisch-wissenschaftliche Richtung des Einzelnen im Wege; ebenso können persönliche und Familien-Verhältnisse ihn einen Wohnort dem andern vorziehen lassen, in dienstlicher Beziehung ist ihm ein Gericht meist so lieb wie das andere. Deshalb hatte der Erlafs vom 19. März 1850 auch gar keinen Anlafs, darauf einzugehen, ob und wann mit dem Aufrücken in Anciennetät und Gehalt zugleich eine Versetzung eintreten solle; dies ist für den Richter eine reine Rechtsfrage, erledigt erst durch das spätere Gesetz vom 7. Mai 1851.

Ganz anders bei den höheren Lehranstalten: wird hier eine Stelle erledigt, so kann das zwar in pecuniärer Beziehung dem vielleicht 30 Meilen entfernten nächsten Anwärter jedesfalls zu Gute kommen, aber zum thatsächlichen Eintritt in die erledigte Stelle ist nur der befähigt, der durch seine *facultas docendi* die dort grade entstandene Lücke ausfüllt, und in sehr vielen Fällen müssen noch mancherlei sonstige Verhältnisse, mufs die Individualität des Lehrers berücksichtigt werden; es mufs aber auch in solchen Fällen dem Lehrer Gelegenheit gegeben werden, in neuer Umgebung neue Anregungen zu empfangen und zu geben; es mufs ihm, der vielleicht zehn Jahre Ordinarius von Quarta gewesen ist, Gelegenheit gegeben werden, seine Kraft endlich

auch in Tertia oder Secunda anzuwenden. So mufs denn das Aufrücken im Gehalt innerhalb der provinziellen Gesammtheit zwar unbedingt stattfinden, wo ihm nicht etwa nachweisbare Verschuldung entgegensteht, aber neben demselben und in Verbindung mit demselben mufs die Versetzungsfrage ganz besonders in's Auge gefafst und wenigstens in ihren Grundzügen geregelt werden. Der nächste Anwärter mufs bei zutreffender *facultas docendi* einen gewissen, aber nicht unbedingten Anspruch auf thatsächlichen Eintritt in die erledigte Stelle haben; die Behörde mufs diesen Eintritt, wenn er mit einer Gehaltserhöhung verbunden ist, fordern, der Betheiligte jedoch ihn dann ablehnen können, wenn ihm nicht zugleich eine wesentliche Erweiterung seiner Thätigkeit, höheres Ordinariat u. dgl. geboten wird, oder wenn er für diesmal auf das höhere Gehalt verzichtet. Sache des Gesetzes und der ausführenden Behörden ist es, einerseits die übermäfsige Beweglichkeit zu verhindern, welche allerdings auf diesem Wege über uns einbrechen könnte, z. B. dadurch, dafs Niemand seine Versetzung fordern darf, der seine bisherige Stellung nicht wenigstens fünf Jahre inne hat, andrerseits aber auch die Stagnation zu beseitigen, die jetzt in den mittleren, zum Theil auch in höheren Stellen wirklich vorhanden ist.

Dies ist im Grofsen und Ganzen der Weg, auf welchem nach meiner Ueberzeugung den vorhandenen Uebelständen insoweit abgeholfen werden kann, als dies überhaupt auf dem Wege der Gesetzgebung möglich ist. Ob ich viele Zustimmende finden werde, weifs ich nicht; aber das weifs ich: auch von *den Zustimmenden* werden viele erklären, dafs mein Vorschlag *utopisch* sei, dafs der Ausführung unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstehen. Schwierigkeiten gewifs, nicht wenige und nicht geringe; unüberwindliche, das leugne ich. Ist der Vorschlag an sich wirklich gut, so dürfen die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sein. Wir wissen recht gut, wie weit die Macht preufsischer Behörden reicht, wenn sie mit ganzem Ernst und mit voller Kraft wollen; die Geldmittel wenigstens, welche mein Vorschlag erfordert, werden wahrscheinlich geringer, gewifs nicht höher sein, als eine irgend durchgreifend bessere Dotirung der Stellen ohne organisatorische Umgestaltung sie in Anspruch nimmt.

Einen principiellen Einwand gegen den ganzen Vorschlag will ich wenigstens nicht unerwähnt lassen, damit mir nicht vorgeworfen werde, dafs ich ihn übersehen habe: es ist keine Frage, die staatliche Centralisation des höheren Unterrichtswesens wird bei der empfohlenen Einrichtung eine noch merklich straffere als bisher. Aber ich gebe nicht zu, dafs dies unbedingt ein Uebelstand sei, und ich glaube, dafs, soweit nöthig, ein gutes Schulgesetz mancherlei Keime freier Selbstbestimmung und Selbstregierung dagegen in die Wagschale legen wird.

So bleibt mir wohl nur noch übrig, einigermafsen auf die Schwierigkeiten einzugehen, deren Gewicht ich anerkenne, deren Unüberwindlichkeit ich leugne.

Um mit Unwesentlichem anzufangen, sollen Gymnasien und

Realschulen jedes Departements nur eine oder zwei gesonderte Corporationen bilden? Ich habe zwar bisher, aus Respect vor dem Titel dieser Zeitschrift, die Realschulen gar nicht ausdrücklich erwähnt, bin aber für den vorliegenden Fall doch grundsätzlich für die Verschmelzung ihrer Lehrercollegien mit denen der Gymnasien, nicht blos weil beide sich sehr wohl gegenseitig mit Lehrern aushelfen können, sondern mehr noch, weil es mir durch höhere Interessen geboten scheint, dafs nicht das Unterscheidende und Sondernde, sondern das Verbindende und Einende in beiden Arten von Anstalten stets in recht lebendigem Bewufstsein erhalten werde. Für eine Sonderung liefse sich nur etwa der äufsere Umstand anführen, dafs bis jetzt sämmtliche Realschulen städtischen Patronats sind, aber dieser Umstand kommt ja auch noch hinsichtlich der Gymnasien selbst zur Sprache. Jedenfalls trifft diese Frage nicht sowohl das Princip als die Ausführung.

Eine ernstere Schwierigkeit macht der Umstand, dafs bis jetzt jede höhere Lehranstalt ihren eigenen, ganz unabhängigen Etat hat, und dafs diese Etats grade im Besoldungstitel ganz gewaltig auseinandergehen. Aber auch diese Schwierigkeit wird sich in nicht allzulanger Frist gröfstentheils ausgleichen lassen: wo eine Anstalt eigenes Vermögen besitzt, darf es natürlich nicht angetastet werden, und wenn einige reich begüterte, meist zugleich eigenthümlich eingerichtete Anstalten, wie Schul-Pforta, das Joachimsthal, das Magdeburger Kloster, von vorneherein eine Ausnahmsstellung auch in der fraglichen Angelegenheit angewiesen erhalten, so ist das nichts Anderes, als wenn in dem Erlafs vom 19. März 1850 den fünf grofsen Stadtgerichten auch eine Sonderstellung zugestanden ist; ja es heifst in demselben Erlasse ferner: „Lokalzulagen, welche die Etats für einzelne Stellen bei Gerichten in gröfseren Städten nachweisen, werden hierdurch nicht berührt"; Aehnliches mag immerhin auch bei einzelnen Gymnasien bestehen bleiben; es wird den Behörden gerechten Anlafs geben, einzelne ausgezeichnete Kräfte durch frühzeitige Anerkennung hervorzuheben. Die grofse Mehrzahl der höheren Lehranstalten wird sich nicht zu beschweren haben, dafs ihre absonderlich hohen Besoldungen nun plötzlich Gemeingut der ganzen Provinz werden sollen. Auch kann ja jedes Gymnasium, dem es Vergnügen macht, seinen besondern Etat im Uebrigen behalten, nur der Besoldungstitel wird herausgenommen und der allgemeinen Organisation eingefügt. Und dieses Ziel wird ja längst amtlich dadurch angestrebt, dafs das Cultus-Ministerium mit der Aufstellung von Normal-Etats für die Gymnasien beschäftigt ist; sind diese erst einmal zum Abschlusse gekommen, so ist damit eine Grundlage gegeben, von welcher aus es nur eines kleinen Schrittes bedarf, um meinen Vorschlag zu verwirklichen. Augenblicklich sich ergebenden Unzuträglichkeiten mufs durch Uebergangsbestimmungen abgeholfen werden.

Aber ein Bedenken steht dieser Ausgleichung oder Vereinigung der Besoldungs-Etats doch sehr ernstlich entgegen, nämlich

die Patronats-Verhältnisse. Der Grund und Boden, welchen der Erlafs vom 19. März 1850 in der Verordnung vom 2. Januar 1849 hat: „die standesherrliche, städtische und Patrimonial-Gerichtsbarkeit jeder Art in Civil- und Strafsachen wird aufgehoben", der fehlt den höheren Lehranstalten. Diese Schwierigkeit ist die gröfste, aber auch sie ist nicht unüberwindlich: zunächst wird der Grundsatz auf die Königlichen Gymnasien ohne Weiteres angewendet; ihnen werden sich die Anstalten mit gemischtem Patronat sofort oder sehr bald anzuschliefsen genöthigt sehen, und es wären somit etwa 60 Procent aller Gymnasien geeinigt. Dann werden es — vorausgesetzt, dafs sich die Mafsregel bewährt — alle tüchtigen Lehrer ganz entschieden vorziehen, an Gymnasien Königlichen oder gemischten Patronats angestellt zu werden, und die städtischen Gymnasien werden sich rasch entschliefsen müssen, der grofsen Mehrheit beizutreten, wenn sie sich ihre Lehrer nicht durch das Opfer unverhältnifsmäfsig höherer Besoldungen erhalten wollen. Und die Städte sollen damit ihr Patronatsrecht keineswegs unbedingt verlieren: der Etat liegt mit Ausnahme des Besoldungstitels nach wie vor in ihrer Hand; tüchtige Lehrer durch persönliche Zulagen zu fesseln, wird ihnen der Staat nicht verwehren; auch auf die Wahl der Lehrer wird ihnen ein gewisser, wenn auch beschränkterer Einflufs verbleiben; und weiter hat sich schon bisher das Patronatsrecht kaum in den gröfsten und reichsten Städten thatsächlich erstreckt, in den mittleren und kleinen oft nicht so weit. Es wäre also diesem Bedenken wohl auch abzuhelfen, ohne dafs man den Zwang, den die *Gesetzgebung* schlimmsten Falls ausüben könnte, zu Hülfe *zu rufen* brauchte.

Eine so durchgreifend neue Regulirung der Besoldungsverhältnisse wird vielfach eine Erhöhung und Verbesserung derselben herbeiführen. Woher das Geld nehmen? Der Zuschufs der Privatpatrone, die ja meist auch noch für Volksschulen sorgen müssen, ist einer nachhaltigen Steigerung wohl kaum fähig. Eine nicht unerhebliche Einnahmequelle bietet in den östlichen Provinzen an den meisten Orten die Erhöhung des Schulgeldes, denn es ist ein ganz thörichtes Zartgefühl, wenn alle Arbeit im Preise steigt, nur die unsre nicht steigern zu wollen, weil sie rein geistiger Art sei; es ist gar kein Unglück, wenn der Zudrang zu den höheren Lehranstalten, die jetzt nicht Häuser genug bauen und Lehrer genug anstellen können, sich wegen höheren Schulgeldes mindert, natürlich nur unter der Voraussetzung, dafs die Dorf- und Stadtschule überall ihre volle Schuldigkeit thut; es ist lächerlich und schlimmer als lächerlich, wenn dieselben Eltern über 12 bis 20 Thlr. Schulgeld klagen, welche gar nicht klagen, wenn sie dem Tanzlehrer für vier Stunden durch je vier bis sechs Wochen nicht gar viel weniger zahlen. Immer aber wird der Staat seinen Zuschufs für Gymnasien und Realschulen ganz erheblich steigern müssen; das Kapital ist gut angelegt; die höhere Bildung seiner Bürger wird ihm reiche Zinsen tragen.

Die Anzahl der Gymnasien und Realschulen betrug Anfang

1855 — 179, jetzt 206, die Zunahme in acht Jahren über 15 Procent, die der Gymnasien allein über 16 Procent; noch weit gröfser ist der Zuwachs an Klassen- und Schülerzahl. Das innere Leben und Wirken der Gymnasien und Realschulen ist seit fünfzig Jahren in der regsten, nicht fruchtlosen Entwickelung begriffen, und der Staat hat seinen ordnenden Einflufs dabei vielfach geltend gemacht. Für die äufsere Gestaltung dieser Lehranstalten, für die Organisation des Lehrerstandes in seiner Gesammtheit ist etwas Durchgreifendes in diesem selben halben Jahrhundert nicht geschehen. So ist es wohl nicht mehr voreilig, über die Möglichkeit und Nothwendigkeit, über die Art und Weise neuer Schöpfungen auf diesem Gebiete nachzudenken. Dafs mein Vorschlag, so fest ich selbst an ihn glaube, als der beste erfunden werde, erwarte und verlange ich nicht. Dafs er zu seiner Verwirklichung einer ganz andern Durcharbeitung im Einzelnen und Kleinen bedarf, weifs ich. Aber eine Anregung wünsche ich gegeben zu haben, zunächst zu allseitiger öffentlicher Erörterung für und wider, deren reichste und heilsamste Ergebnisse dann in dem Schulgesetze ihren vorläufigen Abschlufs finden und segensreich in das Leben treten mögen!

Thorn. A. W. Passow.

II.

Ein ästhetisch-kritischer Spaziergang vom Nibelungenliede Str. 282 zu Theokrit Id. XVIII, 26—28 und weiter.

Als Kriemhild bei dem grofsen Feste in Worms Siegfried den Sachsensieger zu grüfsen kommt, heifst es von ihr:

Sam der liehte mâne vor den sternen stât,
des schîn sô lûterliche ab den wolken gât,
dem stuont si nu geliche vor andern frouwen guot.
des wart wol gehoehet vil maneges heldes muot.

Das Bild ist sehr treffend: wie der Mond die Sterne überglänzt, so verdunkelt die schöne Jungfrau ihre Begleiterinnen. Es ist aber auch schön, wie niemand leugnen wird, der die Wirkung einer schönen Mondnacht erfahren hat. Dennoch vermissen wir etwas an dem Bilde: wir sind meist erst von der griechischen Dichtung zur deutschen gekommen, oder doch zurückgekommen, darum fehlen uns die Gestalten, und wir fragen uns: wie würde der Grieche gesagt haben?

οἵη δ' Ἄρτεμις εἶσι κατ' οὔρεος ἰοχέαιρα,
τῇ δέ θ' ἅμα νύμφαι, κοῦραι Διὸς αἰγιόχοιο,
ἀγρονόμοι παίζουσι· γέγηθε δέ τε φρένα Λητώ·

πασάων δ' ὑπὲρ ἥ γε κάρη ἔχει ἠδὲ μέτωπα
ῥεῖά τ' ἀριγνώτη πέλεται, καλαὶ δέ τε πᾶσαι·
ὣς ἥ γ' ἀμφιπόλοισι μετέπρεπε παρθένος ἀδμής.

Ich dächte, die Situation könnte für sehr ähnlich, die Absicht des Dichters aber für eben dieselbe gelten, welche dem Nibelungensänger seinen Vergleich eingab. Aber der Vergleich Homers giebt uns wieder Gestalten: Hoch und stattlich, wie Artemis vor ihren Nymphen, so schritt Nausikaa vor ihren Mägden einher.

Das führt uns zunächst zu der alten Bemerkung, daſs der Grieche die Schönheit mehr in der Gestalt, d. h. in einem dargestellten Innern, der christlich Deutsche sie mehr im Ausdruck, d. h. in einem ausstrahlenden Innern findet. Ja man wird durch Nebeneinanderstellung jener beiden Gleichnisse an Schillers Klage um die Götter Griechenlands erinnert, und das um so mehr, als merkwürdiger Weise gerade Artemis in der griechischen Mythologie auch der Mond ist. Dieses Zusammentreffen zeigt uns in dem mythologischen Begriff der Artemis jenen ästhetischen Gegensatz wirklich vorhanden. Artemis als hohe, herrliche Jungfrau ist, wenn ich in dem Programm der Klosterschule Roſsleben vom Jahre 1857 S. 9 ff. nicht geirrt habe, dem hohen, schlanken Baumwuchs, also der Wirkung ihrer Kraft abgesehen. Die Wirkung ist aber die einzige Weise, wie im *Reiche* der Natur eine Kraft sich darstellen kann; das gewirkte ist die Darstellung der Kraft.

Artemis als Mond ist die Kraft, oder wenigstens der *Sitz* der Kraft selbst. Ihr Wesen, und das ist doch wieder die *Wirkung*, muſs sich also, wenn es ohne jene Darstellung erkannt werden soll, in einer unvermittelten Ausstrahlung offenbaren. Eine solche Ausstrahlung nahmen nach Plutarch de Iside 43, a. die Aegypter beim Monde an, wenn sie sagten γενέσθαι τὸν Ἆπιν, ὅταν φῶς ἐρείσῃ γόνιμον ἀπὸ τῆς σελήνης καὶ καθάψηται βοὸς ὀργώσης. Der Mond ist eben befruchtend, φερέκαρπος, bis in den griechischen Mythos hinein, aber die griechische Einbildungskraft hat ihn sich aus der sabäistischen Jenseitigkeit in seine menschlich schöne diesseitige Götterwelt übersetzt, d. h. er hat die Wirkung desselben, wie er sie an dem hohen Pflanzen-, besonders Baumwuchs wahrnahm, zu seiner schlanken, jungfräulichen Artemis personificirt. Der Mond interessirt also als Naturoffenbarung, Artemis dagegen als Kunstdarstellung, und so werden wir zu der wiederum nicht neuen Bemerkung geführt, daſs zu dem Verständniſs der deutschen Dichtung, die uns den Mond als Bild der Jungfrau aufstellte, vor allem Sinn für die Natur, zu dem Verständniſs der griechischen Dichtung aber vor allem *Sinn* für die griechische Plastik erfordert werde. In der That scheint die bekannte, übrigens in neuerer Zeit mehrfach bestrittene Wahrnehmung, daſs die griechische Dichtung sich mit der Natur nicht viel zu schaffen mache, darin ihren Grund zu haben, daſs dem griechischen Geiste die Natur mehr durch das Medium ihrer plastischen Götterwelt, als unmittelbar nahe trat. Wir haben zwar auch unsre Fabelwesen, die im Grunde Naturpersonificationen sind.

ja wir haben deren bis auf den heutigen Tag, aber dieselben absorbiren die Natur nicht, wie die griechischen, sondern beleben dieselbe, und sind daher nicht viel mehr als Staffage im Naturgemälde. Bei den Griechen dagegen ist die Natur als solche in eine menschenartig sittliche aufgegangen. Wer dafür noch eines Beweises bedarf, der vergleiche die Loreley bei Heine mit den Sirenen der Odyssee: hier bewufstes, menschlich böses Handeln, dort eine unbewufste, verderbliche Majestät der Natur, die erst im überwältigten Menschenkinde einen Schein von Persönlichkeit empfängt. Denn bei uns Deutschen ist die Natur nicht in eine andere objective Welt übergegangen, sondern wie sie unmittelbar und offenbarungsartig an unsern Geist herantritt, ist sie von demselben gleichsam verschlungen und in der Weise Eigenthum desselben geworden, dafs sie sich auch aus dem subjectiven Geiste heraus wieder nur offenbarungsartig, d. h. in der Form des unmittelbaren Gefühls kundgiebt, und zwar so, dafs bald das Gefühl die Hauptsache, der Gegenstand desselben, also hier die objective Natur, Nebensache oder gar Folie wird. Beispiele sind häufig von den Minnesängern bis zu Heine, der Norwegs Tanne in den glühenden Aetna taucht, um an das dunkle Himmelsgewölbe zu schreiben: „Agnes, ich liebe dich“. Allerdings ist es vorzugsweise das Gefühl der Liebe, die empfundene Frauenschönheit, der sich die Natur in dieser Weise beugen mufs.

Mir fällt dabei eine Stelle aus Walther von der Vogelweide ein, die uns den Faden unserer ursprünglichen Betrachtung wieder in die Hand giebt. Walther überbietet in einem seiner bekanntesten Lieder das oben aufgeführte Bild des Nibelungensängers, indem er die Wirkung einer edlen, schönen, reinen, wohlgekleideten Frau, die mit ihrem Ingesinde daherschreitet, just so empfindet:

„*alsam der sunne gegen den sternen stât*“.

Also nicht *sam der liehte mâne vor den sternen stât*, wie der Nibelungensänger sagte, sondern wie die Sonne. Die Sonne steht aber für das kindliche Naturverständnifs gar nicht mit den Sternen am Himmel. Der Epiker opfert also das naturwahre und naturschöne Bild des Dichters der Stärke seiner Empfindung, die er mit einem von der Natur gegebenen Bilde nicht glaubt ausdrücken zu können. D. h. also, er verinnert die Naturanschauung zu einer blofs gewufsten Thatsache, die zwar noch Thatsache bleibt, aber ein schönes Dasein in der Natur nicht hat.

Wenn es nun wahr ist, dafs jedes Volk seine Poesie in der nämlichen Form besitzt, in welcher es seinen Gott oder seine Götter besitzt, oder erfährt; wenn also dem Griechen in der Natur das Göttliche und das Poetische sich darstellten, dem christlichen Deutschen aber sich offenbarten, als Ausstrahlungen einer ungreifbaren Kraft: so mufs ein jedes Hinausgehen über den obigen Ausdruck Walthers uns in die morgenländische Poesie hineinführen, denn der Monotheismus des Islam ist schroff, wie der orientalische Despotismus. Und so sagt denn Hariri:

> „Trat sie hervor, so wichen die beiden Himmelslichter, Sonn' und Mond, beschämt vor ihrem Glanz zurück etc.“

Oder an einer anderen Stelle:

> „Der Sonne Glanz wird durch den ihrigen verdunkelt; der Mond, neben ihr gesehen, gefällt nicht mehr.“

Weiter kann man es nicht treiben: das Seiende liegt vor dem Gedanken im Staube, Sonne und Mond neigen sich vor der Schönheitsempfindung des Dichters, das herrschende Subject tritt ihnen übermüthig auf den Nacken. So ist das Aeufsere, die Natur, *nicht* mehr Darstellung, auch nicht ausstrahlende Offenbarung des göttlichen oder des menschlichen Inneren, sondern nur noch das schlechthin Andere, die Folie desselben.

Ich will gern zugeben, dafs man mir ähnliche oder dieselben hyperbolischen Wendungen auch in den Dichtungen anderer Völker nachweisen kann, ja ich habe oben aus der deutschen Poesie schon ähnliches beigebracht. Aber wesentlich und charakteristisch verbleibt dergleichen doch der morgenländischen Ausdrucksweise. Ja gerade die Vergleichung des schönen Weibes mit Mond und Sonne, vorzüglich aber mit dem Monde ist im Morgenlande zu Hause. (S. Ueber die Ideale weiblicher Schönheit bei den Morgenländern. Ein Versuch von A. Th. Hartmann. Düsseldorf 1798; aus welchem Buche ich auch die Stellen des Hariri entnommen habe.) Es ist wohl das Sichtbarwerden des Antlitzes hinter dem Schleier, was zunächst zum Vergleich mit dem Aufgehen des Mondes geführt hat. Wenigstens fafsten die Aegypter nach Plutarch (Isis p. 43, 6) das *περιμελαίνεσθαι τὰ λαμπρὰ τοῖς σκιεροῖς* als charakteristisch für den Mond. Dahin deutet auch Hohelied VI, 9. [1])

In diesem Gedankengange, den ich wenigstens in allgemeinen Zügen habe wiedergeben wollen, glaubte ich plötzlich Licht zu erblicken in einer Stelle des Theokrit, die mir bisher trotz aller Verbesserungsvorschläge dunkel geblieben war. Ich meine Id. XVIII, 26—28. Vorher ist gesagt, wenn Helena mit den anderen spartanischen Jungfrauen verglichen würde, so wäre keine von diesen tadellos. Dann heifst es:

ἀὼς ἀντέλλοισα καλὸν διέφαινε πρόσωπον,
πότνια νὺξ ἅτε, λευκὸν ἔαρ χειμῶνος ἀνέντος,
ὧδε καὶ ἁ χρυσέα Ἑλένα διεφαίνετ' ἐν ἁμῖν.

Es mufs eine Stelle schon so corrupt aussehen wie diese, wenn Gelehrte wie die neuesten Herausgeber des Theokrit ihr so zu Leibe gehen sollen, wie Ahrens, Meineke, Ameis es thun. Ich erspare es mir, deren Lesarten hier auszuschreiben, denn die meinige scheint mir so plausibel, dafs ich schon nicht mehr an ihrer Richtigkeit zweifeln kann. Ich schreibe nämlich:

ἀλλ' ὡς ἀντέλλοισα καλὸν διέφαινε πρόσωπον
πότνια νύξ, ἅτε λευκὸν ἔαρ χειμῶνος ἀνέντος,
ὧδε καὶ ἁ χρυσέα Ἑλένα διεφαίνετ' ἐν ἁμῖν —

---

[1]) Ein arabischer Dichter, Motenebbi, sagt einmal geradezu: „Ihr Schleier ist eine Nebelwolke, die den Mond verhindert aufzugehen.“

und übersetze: „Sondern wie die ehrwürdige Nacht, wenn sie heraufzieht, ihr schönes Antlitz durchscheinen liefs, sobald nämlich der Winter den lichten Lenz losgelassen hatte: so schien die goldene Helena auch unter uns hervor.“

Die Verba *ἀνατέλλειν* und *διαφαίνειν* mögen es veranlafst haben, dafs aus dem *ἀλλ' ὡς* — *ἀὼς* wurde. und doch ist *ἀνατέλλειν* von der Nacht vielleicht ebenso oft gebraucht, wie von der Morgenröthe; das *διαφαίνειν* entspricht aber gerade dem *περιμελαίνεσθαι τὰ λαμπρὰ τοῖς σκιεροῖς*, das wir oben aus Plutarch als charakteristisch für den Mond angeführt haben. Das Imperfectum *διέφαινε* wird daraus zu erklären sein, dafs das Tempus des Gleichnisses von der Jugenderinnerung der dies Lied singenden Altersgenossinnen der Helena gleichsam attrahirt und so dem „*διεφαίνετ'*“ assimilirt ist.

Also ich denke, Theokrit zeigt hier, dafs er lange in Alexandria gewesen ist und morgenländische Anschauungen in sich aufgenommen hat, indem er das schöne Weib mit dem Monde vergleicht. Im Homer wenigstens finde ich diesen Vergleich noch nicht, obwohl er gerade bei der Helena, der *χρυσέη*, noch am nächsten liegen mochte. Nur einmal [1]) wird, wenn ich mich recht erinnere, bei Homer ein Menschenkind mit einem Stern verglichen, und zwar Astyanax „*ἀλίγκιος ἀστέρι καλῷ*“; aber das ist eben ein Kind auf dem Arm der Wärterin, bei welchem naturgemäfs nichts zur Geltung kommen kann, als das Gesicht, und so wird nur, auch gleichsam umdunkelt von der uns gleichgültigen Wärterin, das zarte, lichte Kindesgesicht mit dem Stern verglichen. Wo aber der ganze Mensch mit Mond oder Stern verglichen wird, da erscheint, da das ursprüngliche Tertium doch immer das Runde des Gesichts bleibt, die Gestalt des Menschen vom Gesichte absorbirt, und das ist nicht griechisch. Es ist dies sogar specifisch modern und christlich, wenn es der Ausdruck ist, welcher die Gestalt nicht zur Geltung kommen läfst.

Man wird daher nicht verlangen dürfen, dafs ich die Anschauung, auf welche ich meine Conjectur gegründet habe, aus älteren, s. z. s. griechischeren Dichtern nachweisen soll, als Theokrit ist. Aus späteren aber weifs ich eine Stelle, die mir vortrefflich das Wort redet. Musäos sagt in seiner Romanze von Hero und Leander v. 55 ff.:

ἡ δὲ θεῆς ἀνὰ νηὸν ἐπῴχετο παρθένος Ἡρὼ
μαρμαρυγὴν χαρίεντος ἀπαστράπτουσα προσώπου,
οἷά τε λευκοπάρῃος ἐπαντέλλουσα σελήνη.

Musäos vergleicht an dieser Stelle nicht blos den Mond mit dem Gesicht der Hero, sondern als *λευκοπάρηος* ist der Mond selbst ein Gesicht; ist er das aber erst, so wird man ihn auch „als das Gesicht der ehrwürdigen Nacht“ gelten lassen müssen, als welches wir ihn in der Stelle des Theokrit fanden. Ebendahin führen

[1]) denn Il. XI, 62 gilt der Vergleich dem Erze, nicht dem Hektor; vgl. v. 65. 66.

auch Ausdrücke wie *νυκτὸς αἰανῆς κύκλος* Soph. Ai. 672, während andrerseits wieder das Menschengesicht oft mit *κύκλος* umschrieben wird, z. B. *κύκλα προσώπων* bei Koluthos und oft.

Nur noch eine abschliefsende Bemerkung. Wenn der Mensch in einem Gleichnifs gepriesen, oder zu seinem Preise verglichen werden soll, kann er nur mit etwas Göttlichem verglichen werden, weil alles andere unter ihm steht. Am vollständigsten vermag das der polytheistische Grieche, er stellt die Göttergestalt neben die Menschengestalt, Artemis neben Nausikaa, und sein Vergleich ist so schön als treffend [1]). Wird ein Gegenstand der Natur zum Vergleich herangezogen, so liegt das Tertium in dem Momente des Göttlichen, das dieser Gegenstand enthält. Am deutlichsten erkennt man das an der delischen Palme, mit der Odysseus im 6ten Gesange der Odyssee die Nausikaa, wie kurz vorher mit der Artemis, vergleicht. Denn diese Palme ist meiner Ueberzeugung nach die Artemis selbst (s. mein oben citirtes Programm), d. h. sie ist dasselbe Moment des Göttlichen, nur im Natursymbole angeschaut. Nicht immer freilich liegt in solchen Naturgegenständen des Vergleichs das Göttliche so obenauf, doch das kann meiner Bemerkung ihre allgemeine Gültigkeit nicht nehmen. Auch Menschen oder Erzeugnisse menschlicher Kunst oder Thätigkeit können zu solchen Gleichnissen benutzt werden, aber nur so lange mit Glück und Geschmack, als der Leser oder Hörer das *tertium comparationis* in ihnen als ein Moment des Göttlichen erkennt oder empfindet. So kann man z. B. sagen: „der Mann ist wie ein Felsen", aber auch: „der Mann ist wie ein Thurm", beides ohne unschön zu sein. Fels wie Thurm empfehlen sich unserem Gefühl durch das Moment übermenschlicher Festigkeit und Stärke, wozu sich bei dem Thurm noch der Begriff des Schutzes gesellt. Im Nibelungenliede heifst es nahe bei der oben besprochenen Stelle von Siegfried:

Do stuont sô minnecliche daz Siglinde kint,
sam er entworfen waere an ein permint
von guotes meisters listen, —

und warum nicht? So gut wie Bathyll mit einer Apollostatue, kann auch Siegfried mit einem Gemälde verglichen werden; es handelt sich hier um Kunstwerke, die nur durch das Ideal, also durch Göttliches sind, was sie sind.

Hieraus erklärt sich's denn auch, warum das Morgenland, die Heimat des Sabäismus, zugleich die Heimat des Vergleichs zwischen Weib und Mond, oder überhaupt zwischen Mensch und Gestirn ist. Dafs dieser Vergleich vielleicht ebenso häufig in der deutschen, resp. romantischen Ritterdichtung vorkommt, bestätigt diese Behauptung; denn die ritterliche Dichtung ist so unver-

---

[1]) Zum Beweise erinnere ich an Anakreons bekannte Ode an Bathyll. Der Dichter beschreibt dem Maler seinen Liebling, erreicht aber mit allen individuellen Schönheitsattributen, die er anhäuft, nichts, als dafs er sie alle in einem Apollobilde schon vereinigt und dargestellt findet, das er nun dem Maler als Vorbild giebt.

kennbar vom Morgenlande beeinflufst, dafs es nicht schwer ist, geradezu eine Art Lichtverehrung in ihr nachzuweisen. Man denke nur an Frau Herzeloyde bei Wolfram, die ihrem Parzival Gott nicht wohl anders zu schildern weifs, als: er sei noch lichter denn der Tag, worauf Parzival den ersten Ritter, den er in vollem Glanze sieht, für Gott hält. Ebenso überzeugend ist die Stelle im Sängerkrieg auf der Wartburg, wo Walther den Herzog von Oestreich mit der Sonne, den Landgrafen Hermann von Thüringen aber mit dem Tage vergleicht, der noch mehr Preises haben müsse als die Sonne. (S. Manasse II, 5.) [1])

Das sei für heut genug; und wenn ich bei der Sonne angelangt bin, so weifs ich wohl, dafs ich keinen Adlerflug zu ihr gemacht habe, aber das wollt' ich auch nicht, sondern einen Spaziergang.

---

[1]) Zugleich ist aber an dieser Stelle die Veränderung erkennbar, welche das christlich-germanische Element an dem ursprünglich orientalischen Gleichnifs hervorgebracht hat. Denn bei den Orientalen wird eben das Weib von Seiten seiner sinnlichen Schönheit mit Sonne, Mond etc. verglichen; und liegt bei ihnen auch das Tertium nicht blofs in der Schönheit des Lichtkörpers, sondern auch in dessen beglückender Wirkung, so ist das doch eine unbewufste Wirkung, es ist die Naturform der Gnade, welche in einem unbewufsten und ungewollten Ueberfliefsen der eigenen selbstgenugsamen Seligkeit besteht. Urbild dieser Gnadenform sind eben die Lichtkörper, vor allen die Sonne. Im Sängerkriege aber sollen die Fürsten ihrer Milde wegen gepriesen werden; es ist also die sittliche Form der Gnade, ein bewufstes und gewolltes Freudeausstrahlen, was ihnen den Vergleich mit Sonne und Tag einträgt.

Kloster Rofsleben. A. Steudener.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Rheinpreufsische Programme 1862.

Aachen. Gymnasium. Abiturientenarb: Religion: Sinn und Begründung der Behauptung des h. Augustinus: *Ego vero Evangelio non crederem, nisi me catholicae ecclesiae commoveret auctoritas*; Deutsch: Noth entwickelt Kraft; Lat.: *Quibus civium virtutibus res publicae optime conserventur.* — Lehrercollegium: Dir. Dr. Schön, Oberl. Dr. Klapper, Prof. Dr. Oebeke, Dr. Savelsberg, Dr. Renvers, Rel. L. Spielmans, Dr. J. Müller, ord. Gymn. L. Christ. Müller, Boss, Körfer, Syrée, Dr. Milz, ev. Rel. L. Pf. Nänny, Vicar Bechem, Cand. Schramman, Eschweiler. Schülerz. 354, Abit. 31. — Abh. des Prof. Dr. Fr. Oebeke: Ueber den Unterricht im *Deutschen auf* den preufsischen Gymnasien. Der Verf. klagt über den schlechten Zustand des deutschen Unterrichts auf den Gymnasien. Zur Abhülfe empfiehlt er einen erweiterten grammatischen Unterricht, nicht dem lateinischen subordiniert, Einweihung in die Kunst der Periode, etymologische Uebungen, besonders Behandlung der Stillehre, besonnene Auswahl in der Literaturgeschichte, Studium des Mittelhochdeutschen, nur nicht in Secunda, metrische Uebungen, in den schriftlichen Aufgaben stufenmäfsigen Fortschritt vom Leichtern zum Schwerern, Fernhaltung der ästhetischen Belustigungen Hiecke's, aller Themata aus der Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit, Beschränkung auf das Alterthum, Beibehaltung der Declamation.

Aachen. Realschule I. Ordnung. In I 3 St. Italienisch. — Die Schulgeldsätze sind: VI u. V 21 Thlr., IV 25, III 29, II u. I 31 Thlr., auswärtige Schüler je 6 Thlr. mehr. Prof. Dr. Joh. Hilgers wurde zum Director ernannt. — Lehrercollegium: Dir. Prof. Dr. Hilgers, Oberl. Haagen, Gillhausen, Prof. Dr. Förster, Bohlen, ord. L. Dr. Sieberger, Dr. Rovenhagen, Dr. Lieck, Kaltenbach, kath. Rel. L. Huthmacher, ev. Rel. L. Pf. Nänny. Schülerz. 320 (kath. 223, ev. 81, isr. 16), Abitur. 3. — Abh. des Oberl. Haagen: Aachen und die Grafen von Jülich im 13ten Jahrh. bis zur Katastrophe vom 16/17. März 1278. Eine Schilderung der vielfachen Fehden im 13ten Jahrh. in den rheinischen Landen, so um Köln und namentlich um Aachen, welches oft von den Grafen von Jülich, die nicht die Vogtei dort besafsen (die Obervogtei über Aachen war in den Händen der Herzoge von Niederlothringen und Brabant), Unbilden erfuhr. Gegen

Wilhelm IV. von Jülich war die Stadt verbündet mit Siegfried von Köln. In der Nacht vom 16/17. März 1278 fiel Wilhelm IV. in die Stadt ein, wurde aber erschlagen; seiner Wittwe zahlte die Stadt Sühngeld. — Im Anhange zählt der Verf. die Pfalzgrafen von Aachen und bei Rhein bis 1228 auf.

Barmen. Realschule I. Ordnung. Nach Eröffnung der Oberbarmer Filialschule bestand die Anstalt aus den 4 unteren Klassen einer Realsch. I. Ordn., jede in 2 parallele Abth. gesondert, 1 Realuntersec., 1 Realobersec., 1 Realpr., 1 Gymn.-Quarta und 1 Gymn.-Tertia, also 13 Klassen. In Prima und Obersec. wird der franz. und engl. Unterricht in franz. und engl. Sprache ertheilt. Die Parallelclassen der Quarta und Tertia haben den Unterricht der gleichen Classen eigentlicher Gymnasien. — Die Lehrer-Pensions-, Wittwen- und Waisenstiftung wuchs von 1254 auf 1872 Thlr. — Abiturientenarb.: in der Religion: Johannes der Täufer; im Deutschen: „Armuth und Reichthum gieb mir nicht!" Sprichw. Sal. 30, 8; im Franz.: *Guillaume Tell.* — Lehrercollegium: Dir. Dr. Thiele, Prof. Dr. Petri, Oberl. Dr. Craemer, Dr. Bandow, ord. L. Dr. Neumann, Schmitz, Dr. Burmester, Dr. Lau, Heinecke, Treplin, Dr. Lorberg, Dr. Kieserling, Dr. Balzer, wiss. Hülfsl. Boehck, Prast, Hickethier, Hölzer, Nockemann. Schülerz. 426, Abit. 5. — Abh. des Dr. K. W. Neumann: Die arithmetischen Grundoperationen im Anschlufs an die Aufgabensammlung des Prof. Dr. Heis.

Bedburg. Rheinische Ritter-Akademie. In II Mittelhochd. — Vier Classen, dazu Vorbereitungsclasse = Quinta; in allen Classen Französ. 3 St. — Ihre Maj. die Königin hat für die 4 Classen eine Stiftung von 4 Prämien gemacht (goldene Medaille, goldene Uhr, Stielerscher Atlas, Reifszeug). — Abiturientenarb.: Religion (kath.): Beweis für die Gottheit Jesu Christi; Deutsch: Wie gewinnen wir am besten die Achtung unserer Mitmenschen?; im Lat.: *Postremo duo reip. Rom. saecula et plena gloriae et feracia malorum fuerunt.* — Lehrercollegium: Dir. Rören, Rel. L. Bruckmann (Stapper), Oberl. Becker, Blase, ord. L. Noël, Dr. Wiel, Schröder, comm. L. Dr. Lücken, Dr. Könen. Schülerz. 40, Abit. 4. — Abh.: *Observationes in Orphei Argonautica. P. III. Scr. Dr. Guil. Wiel* (Fortsetz. der Emendationen, welche im Index verzeichnet sind).

Bonn. Universität. Progr. zum 22. März 1861: *De declinatione quadam latina reconditiore quaestio epigraphica. Scr. F. Ritschl.* Ausgehend von der griech. Nominalendung ις und ιν statt ιος und ιον, die von Boeckh, Welcker, Francke, Osann, Franz, Keil u. A. ausführlich besprochen und von den Einen der spätesten Gräcität zugeschrieben, von den Andern als Rest der ältesten Sprache anerkannt ist, zählt der Verf. die ähnlichen Formen im Lateinischen auf: *Sallustis, Lucilis* u. a., die sich auf Inschriften finden, und zwar aus alter Zeit. Dieselbe Endung findet sich auch im Oskischen und Umbrischen, sie erscheint in den Nebenformen *alis* und *alid* statt *alius* und *aliud*, wie bei Sallust. Catil. 61 zu lesen ist: *paullo divorsius alis alibi, sed omnes etc.*, im ganzen 7ten Jahrh., so auf dem *titulus Furfensis J. R. N.* 6011, nicht bei den Dramatikern, aber zuerst bei Lucilius, Catullus, Lucretius, der auch Dat. *ali* hat. Daher wird auch mit Priscian ein Gen. *alis* anzunehmen sein; so finden sich die Gen. *Clodis* und *Helis*. Weiter kommen öfters Abkürzungen vor, wie *L. Corneli L. F. P. N. Scipio* u. ä., diese stammen aus der Zeit, wo *alis, Clodis*, nicht *alius, Clodius* gesagt wurde und ähnlich *Cornelis, Opis*, nach alter Weise mit Abwerfung des *s* geschrieben, sowie die folgenden Formen *Opio* u. a. geschrieben sind auf Inschriften; und

jene alte Schreibweise blieb, als *ios* und *ius* statt *is* geschrieben wurde, gerade wie *Cos* auch nach der Aufnahme von *Consul* blieb. Ein vollständig ausgeschriebener Name *Menates* hat sich kürzlich gefunden, er ist = *Minatius Minatis*. Die alte Declination war also *Corneles Corneles Cornele Cornelem* oder mit *i Cornelis Cornelis Corneli Cornelim* oder mit Abwerfung des *m* und *s Corneli* durch alle 4 Casus, und aus dieser Form ist der Gen. *Corneli* zu erklären, der in der ältern Sprache nie *Cornelii* lautet. So wurden auch wohl die Neutra decliniert, z. B. *consilim*, und dem Gen. *Corneli* ähnlich hatte auch *alis ali*, daher die Compos. *aliter alibi*, und so *alimodi* nach Fest. epit. p. 28, 2. — Daran schliefst sich ein Auctarium. a) Sallustius hat vielleicht die Form *alis* noch öfterer gebraucht. b) *alid* bei Lucretius ist eingeschoben, ebenso *ali* Dat. bei Fronto und Festus, Nom. Pl. *ali* bei Cic. de rep. 1, 8, 13. c) Verschieden von dem Besprochenen sind die Doppelformen *articularis articularius*, *vulgaris vulgarius*, *auxiliaris auxiliarius* u. a., nämlich die längeren Formen waren in älterer, die kürzeren in späterer Zeit üblich. d) die Pluralformen *di* und *dis* stammen nicht von *deus*, sondern von *dius* oder besser *dis*, erhalten in *diiovis*. Ebenso *mius* st. *meus*; *mius* = *mis*, Gen. *mis*, Dat. *mi*, Voc. *mi*, N. Pl. *mi*; daher blieb auch die einsilbige Aussprache von *meus mei meum mei*; von den Wörtern auf *eus* lassen allein *deus* und *meus* auch im Senar und Septenar die Synizese von *eu*, *ei*, *eo*, *ea* zu. e) die Geschichte der Declination ist wohl diese: Einst gingen alle Subst. und Adj. aus auf *is* (oder *es*): *Corneles*, *files*, *volgares*, *egreges*; es folgte ein Uebergang zu *ios ius*, und zwar zunächst bei den Adj., also *Cornelis filis volgarios egregios*, daher stammen die Gen. und Voc. *Corneli fili*, die Gen. *volgarii egregii*, die Voc. *volgarie*, *egregie*; in der 3. Aera schlossen sich, den alten Gen. und Voc. wahrend, im Nom. die Subst. an die Adj.: *Cornelius*. In der 4. entstand der Voc. *filie* und die den Formen auf *arius* verwandten auf *aris volgaris*.

Bonn. Universität. Festprogramm zum 3. August 1861: *Commentatio de reipublicae litterariae originibus. Scr. Const. Schlottmann.* Unter der *respublica litteraria* wird die am Ausgang des Mittelalters unter den europäischen Völkern gegründete, auf den classischen Studien beruhende verstanden. Um sie haben sich Petrarca und Laurentius Valla, Erasmus und Melanchthon die gröfsten Verdienste erworben. Durch die Herrschaft der Kirche besonders war das Studium des Latein im Abendlande allgemein verbreitet; aber eine freiere Auffassung des Lebens durch die Vorliebe für das Mönchwesen, die Wissenschaft durch den historischen Aberglauben gehindert. In Italien erstand die Wiedergeburt der Litteratur. Hier lebte die Erinnerung an die grofse Vergangenheit fort, die aufblühenden Städte blickten mit Stolz auf die Geschichte Italiens. Diese Vorliebe für das Alterthum förderten besonders Dante und Petrarca. Nun kam dazu die Restitution des griechischen Alterthums. Die Freunde des Alterthums wurden Philologen. Laur. Valla regte ein gründlicheres Studium an; zugleich wendete er die Philologie auf die Theologie an, und wurde der Vorfechter der Kritik. Aber zu derselben Zeit führte die Vorliebe für Ciceronianische Latinität auch zu einem Heidenthum im Denken und Handeln; Leo X. stand dem Evangelium eben so fern wie sein Lehrer Politianus und sein Freund Petrus Bembus. Der gelehrte Unglaube vertrug sich friedlich mit der Duldung der ärgsten Mifsbräuche. Das Licht kam von Deutschland; die Luft Italiens schadete nicht dem ernsten Wahrheitssinne des Friesen Rudolf Agricola.

Bonn. Universität. *Ind. schol. p. m. aest.* 1862. *Prooemio Can-*

ticum Sophocleum Oedipi Colonei tractatur. Die Verse 695 sqq. werden so hergestellt:

ἔστιν δ' οἷον ἐγὼ γᾶς Ἀσίας οὐκ ἐπακούω
οὐδ' ἐν τᾷ μεγάλᾳ Δωρίδι νάσῳ ποτὲ βλαστὸν
φύτευμ' ἀχείρητον αὐτόποιον,
ἐγχέων φόβημα δαΐων, ὃ τᾷδε θάλλει μεγίστᾳ χώρᾳ,
γλαυκᾶς παιδοτρόφου φύλλον ἐλαίας·
τὸ μέν τις ἀκμαῖος οὔτε γηρᾶς
σημάντωρ ἁλιώσει χερὶ πέρσας· ὁ δ' ἐσαιὲν ὁρῶν κύκλος
λεύσσει νιν Μορίου Διὸς χὰ γλαυκῶπις Ἀθάνα.
ἄλλον δ' αἶνον ἔχω ματροπόλει τᾷδε κράτιστον,
δῶρον τοῦ μεγάλου δαίμονος, αὔχημα μέγιστον,
εὔιππον εὔπωλον εὐθάλασσον [*fort. rectius:* σέβας τόδ' εὔπωλον [1])].
ὦ παῖ Κρόνου, σὺ γάρ νιν εἰς τόδ' εἶσας αὔχημ', ἄναξ Ποσειδάν,
ἵπποισιν τὸν ἀκεστῆρα χαλινὸν
πρώταισι ταῖσδε κτίσας ἀγυιαῖς·
σὰ δ' εὐήρετμος ἔκπαγλ' ἀλία χερσὶ παραπτομένα πλάτα
θρώσκει τῶν ἑκατομπόδων Νηρῄδων ἀκόλουθος.

Bonn. Universität. 3. Aug. 1862: Die Universität und die Wissenschaft, Rede gehalten von **Otto Jahn.** Grundgedanke: Die Disciplinen haben sich bis ins Kleinste zersplittert; keine einzelne Wissenschaft bildet mehr das einigende Band, obgleich eine der andern bedarf; das Einigende ist die allen Disciplinen gemeinsame Methode wissenschaftlicher Untersuchung, nämlich der Erforschung des Thatsächlichen; der letzte Grund dieser wissenschaftlichen Methode ist ein sittlicher, das unbedingte Streben nach Wahrheit. Die Bedeutung der Universitäten beruht darin, dafs sie lehren in echt wissenschaftlichem Streben und Arbeiten den Geist zu bilden, dafs er geschickt sei, die Wahrheit zu erkennen, und den Charakter, dafs er tüchtig sei, an der erkannten Wahrheit zu halten und für Recht und Pflicht männlich einzustehen.

Bonn. Universität. *Ind. schol. p. m. hib.* 1862—63. *Praecedit Priscae latinitatis Epigraphicae supplementum I.* I. Nachtrag zu der Inschriftensammlung, mit 1 Tafel mit 4 Inschriften, von denen die erste kürzlich zu Rom gefunden sich im Museum Capitolinum befindet: *Herculi sacrum M. Minucius C. F. dictator vovit*, mit der Nebeninschrift *L. I. XXVI.* Die Inschrift falle in das J. 533. Die beiden Consuln P. Cornelius und M. Minucius L. F. zogen gegen die Istrier aus. Für den Sieg der 2 Consularlegionen (I. u. 26.) des M. Minucius L. F. weihte der in Rom weilende Dictator M. Minucius C. F. den Stein dem Hercules; dieser Dictator war Nichtconsular; in jener Zeit wurden selten Nichtconsularen zu Dictatoren gewählt, früher (worin Becker und Lange irren) keineswegs selten, von 253—387 sind unter 20 Dictatoren 7 Nichtcons., von 391—433 unter 27 Dictatoren 15 Nichtcons., von 434—453 sind alle 13 Dictatoren Consularen, 467 der eine Dict. ein Nichtcons., 474—552 alle 21 Dict. bis auf Minucius Consularen; von den Magistri eq. 253—552 sind 39 Cons. und ebenso viele Nichtconsularen. — Die 2. Inschrift: *Prosernais* (*Proserpinais*) auf einem Spiegel von Cosa ist ein Beweis für den Gen. *ais.* — Die 3. Inschrift, auf einer Gladiatorenmarke, nennt die Consuln Cn. Corn. L. Marcius, gehört also ins Jahr 698. — Die 4. Umschrift von einer Denar 710; es erhellt daraus, dafs, um die zwischen *pa-*

---

[1]) Vgl. dagegen Schmidt de ubert. or. Sophocl. II. p. 27.

rens und *pares* schwankende Sprachweise zu bezeichnen, die Grammatiker die Schreibart *pare:s* erfanden.

Bonn. Universität. *Ind. lect. p. mens. aest.* 1863. *Praecedit Priscae Latinitatis Epigraphicae Supplementum II.* Von F. Ritschl. Die 1. Inschrift aus Minervini Bulletin. archaeol. 1861, bei Cales in Campanien gefunden, von der Mauer eines Aquäducts, zu lesen: *L. Cornelio Cinna Cos. iterum purgatum mense interkalari,* aus dem J. 668, als der neue Consul L. Valerius Flaccus noch nicht gewählt war. Ohnweit davon an einer andern Stelle die so zu ergänzende Inschrift: *Purgavit* (*L... L. l.*) *Diodorus* (*cur. aquar.*) *idemque* (*refecit*). — 2) Inschrift aus Praeneste, im Rhein. Mus. 16, 612 behandelt, nach einem Facsimile Henzens neu mitgetheilt, von Cecconius 1756 und von Petrini 1795 herausgegeben, seitdem ist die untere Hälfte des Steins verloren. Sie ist so hergestellt: *Apolon* [*ei tutelarei. S.*] *Metilio* [*S. F. M. Opio M. F.*] *Magistere*[*is. faciund*] *Coraveron*]*t. de. conl. s.*] *C. Anicio. L. S.* [*. L. Apela. va*] *riando* [*. praefuit*]. Es ist *L. S.* zu lesen als *Luci Stati,* so dafs er Freigelassener von zwei *Anicii* heifst; es wäre hier also ein neuer Künstler *C. Anicius L. St. l. Praenestinus* entdeckt. — Die 3. Inschrift, aus Neapel, jetzt zu Paris, mitgetheilt von Detlefsen, vom Boden einer Schale, steht unter den Bildern eines Frosches und Scorpions und enthält den Namen *Atilio,* mit dem Praenomen *H.* oder *K.*, also entweder *Herius* oder *Kaeso*, so dafs also ein Töpfer *Caeso Atilius* aus Campanien vom Ende des 5. oder Anfang des 6. Jahrh. gefunden wäre. — 4) Das im Rhein. Mus. 17, 605 sqq 640. besprochene Metallblättchen von Bologna enthält nach dem in Rom noch befindlichen Original nach einer Mittheilung von Garrucci: *Junone. Loucinai. Diovis. Castud. Facitud.*

Bonn. Gymnasium. In I B. Sall. Cat. und Cic. Mil., Xen. Mem. 12 Classen. — Abit.-Arb.: Religion a) kath.: Das dreifache *Amt der* Kirche, im Anschlufs an Matth. 28, 18—20; b) evang.: Vom *Gottesbewufstsein* des Menschen; Deutsch: Ueber die Ursachen der Unzufriedenheit der meisten Menschen mit ihrer Lage; Lat.: *Brevis enarratio secundi belli Punici.* — Lehrercollegium: Dir. Prof. Dr. Schopen, Prof. Remacly, Oberl. Freudenberg, Zirkel, Giesen, Rel. L. Dr. Dubelman, Oberl. Werner, ord. L. Kneisel, Oberl. Dr. Humpert, ord. L. Sonnenburg, Dr. Binsfeld, Dr. Strerath, evang. Rel. L. Pf. Wolters und Prof. Diestel, comm. kath. Rel. L. Capl. Sassel, comm. L. Grundhewer, Sommer, Dr. Küppers, Dr. Deiters, Leber, Winz. Schülerz. 364 (265 kath., 90 ev., 9 isr.), Abit. 27, 1 Ext. — Abh.: *Observationes Livianae. Part. II. Scripsit Jo. Freudenberg.* I, 9, 13: *violatum*; I, 31, 6: *Roma ei ad id apta potissimum visa*; I, 58, 5: *quo terrore cum elusisset obst. pud. vil. vict. libido*; II, 52, 4: *ea oppressit reum, cum*; III, 39: *in curiam esse*; V, 48, 9: *vae victis est*; III, 50, 10: *togati eadem — quanto visu quam auditu indigniora potuerint videri — insecutique*; IV, 17, 7: *tribunisque eius anni*; 23, 6: *proximum,* VII, 12, 5: *proximus bello*; IV, 27, 4: *planitie — excursionibus ac proeliis, sed — patente*; IV, 32, 1: *iustitium in foro indictum*; XXV, 3, 8: *Pyrgensis iudicium*; V, 17, 10: *metu communi, ut fit, sopitae*; III, 16, 4: *tum quiesse peregrino*; V, 40, 10: *religiosum ratus*; VI, 11, 3: *solitum eum in magistratibus, solitum apud exercitus esse*; VI, 14, 2: *intuenti*; 9: *adcommodatioris ad omnia turbanda consilii*; VI, 24, 10: *visum est nec in fluctuantem*; VII, 34, 15: *sub haec omnia*; VIII, 9, 10: *humano habitu visus*; VIII, 37, 6: *ut si Capitolium*; IX, 7, 6: *etiam subinde infamis;* IX, 10, 3: *Postumius omnium in ore*; IX, 24, 11: *armatos ostendere arcem*; X, 2, 9: *ulteriore itinere*; X, 13, 4: *haudquaquam pari* (nicht *impari*); X, 38, 1:

deorum etiam adhibuerant — militibus. dilectu — lege et qui — sacratum erat; 12: *consaepti, in quo*; X, 39, 7: *aberant, absentis collegae consilia omnibus gerendis inserebant rebus.*

Cleve. Gymnasium. Abiturientenarb.: Religion (ev.): Christus ist nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen (Matth. 5, 17); (kath.): Schriftbeweis für die Lehre der Kirche, *in sanctissimae eucharistiae sacramento contineri vere, realiter et substantialiter totum Christum.* Was versteht man unter der sog. Pflichtencollision? Nach welchen Regeln mufs sie aufgelöst werden? Im Deutschen: „Mein Freund, die goldne Zeit ist wohl vorbei; allein die Guten bringen sie zurück“. Im Lat.: *Recte Goethius dixit necem Caesaris ineptissimum fuisse facinus, quod unquam patratum esset.* — Lehrercollegium: Dir. Dr. Probst, Oberl. Dr. Felten, Dr. Schmieder, Dr. Hundert, ord. L. Jacob, Dr. Tillmanns, kath. Rel. L. Dr. Scholten, Musikdir. Fiedler, Baumeister Geifsler, Schreibl. Oxé, Cand. Rothert. Schülerz. 131, Abit. 4. — Abhandl.: *Miscellanea critica e Xenophonte. Scr. Dr. Tillmanns.* (Hist. gr. I, 1, 28: Lücke hinter *πόλιν*, etwa: *ἀλλ' εἰ τῇ στρατιᾷ δοκοίη, ἄρχοντες διατελεῖν τό γε νῦν.* I, 6, 5: *οὐ κωλύω τὸ κατ' ἐμὲ ἐγώ. νῦν δ' ὑπό* — I, 6, 21: *τῶν δ' ἐφορμούντων ἕκαστοι ὡς ἠνοιγον* (vgl. diese Zeitschr. 1855 p. 625) — I, 7, 27: *μεταμελῆσαι* (so schon Peter) — II, 2, 20: *τοὺς φυγάδας κατελθεῖν ἐφέντας* — II, 3, 27: *εὑρήσετε ἣν καταvοῆτε* — II, 4, 38: *ἔχειν ξυνεχῶς πρὸς ἀλλήλους* — III, 5, 22: *τῶν μὲν Θηβαίων* — IV, 7, 5: *αὖ πόρρω* — V, 1, 15: *ὅταν ὑμεῖς παμπληθῆ ἔχητε* — V, 2, 7: *οἱ Λακεδαιμόνιοι οὐκέθ' ἵνα* — VI, 1, 4: *μεμνήμεθα προγεγονότων* — VI, 4, 17: *καὶ τοὺς ἀπὸ* — VI, 4, 20: *διαλογιζόμενον* — VII, 2, 4: *οὐδὲν διαφέροντες* — VII, 2, 8: *τῶν δὲ ἔνδοθεν οἱ μὲν τοὺς ἐπαναβεβηκότας αὐτῶν ἐπὶ τὸ τεῖχος, οἱ δὲ καὶ ἔξωθεν ἔτι ἐπαναβαίνοντας ἐπὶ ταῖς κλίμαξιν ὄντας ἔπαιον, οἱ δὲ πρὸς τοὺς ἐπὶ τῶν πύργων ἐμάχοντο* — VII, 2, 19: *Φλιάσιοι μετιόντος Χάρητος* — Anab. IV, 2, 20: *ἐνταῦθα μεθίσταντο οἱ πολέμιοι* — Cyrop. I, 3, 11: *τῷ ἀρίστῳ ἐγχειρεῖν* — V, 2, 17: *μὴ οὐχὶ σκοπεῖν πρὸς ἅπερ ἄν* — Memor. II, 1, 30: *ὀψοποιίας μηχανωμένη*).

Coblenz. Gymnasium. I A. Mittelhochd., logische u. psychol. Erörterungen; I B. Empir. Psychol. — Abiturientenarb.: *Verum esse quod Appius in carminibus ait, fabrum esse suae quemque fortunae*; Wer in die Zukunft schauen will, mufs rückwärts schauen; Religion a) kath.: Beweis der göttlichen Sendung Christi aus den Wundern und Weissagungen Christi und der Apostel mit Beachtung des symbolischen Charakters der Wunder; b) evang.: Erklärung von Matth. 7, 13—27. — Am 11. Decbr. 1861 betheiligte sich das Gymnasium an der Feier der Aufstellung der Büste des am 11. Dec. 1817 in Coblenz gestorbenen Dichters Max von Schenkendorf. — Lehrercollegium: Dir. Dominicus, Rel. L. Schubach, Prof. Flöck, Oberl. Dir. Boyman, Happe, Stumpf, ord. L. Klostermann, Dr. Montigny, Dr. Baumgarten, Dr. Maur, Dr. Steinhausen, Dr. vorm Walde, Hülfsl. Stolz, evang. Rel. L. Rector Troost, comm. L. Dr. Langen, Dr. Worbs, Meurer, Dr. Verbeek, ev. Rel. L. Runkel. Schülerz. 414 (297 kath., 107 ev., 10 isr.), Abit. 17. — Abhandl.: Geschichte des Coblenzer Gymnasiums. I. Theil: Die Geschichte der Stiftung des Collegiums S. J. 1580—99. Vom Dir. Al. Dominicus. 1560 wurden die Jesuiten nach Trier berufen. Kurfürst Jacob III. fafste den Plan, ein Jesuitencollegium in Coblenz zu gründen für das niedere Erzstift d. i. den nordöstlichen Theil des Erzstiftes. Es wurde das fast verlassene Augustiner-Chorherrnstift auf dem Niederwerth aufgelöst, die Cistercienser-Nonnen aus Coblenz auf die Insel Niederwerth versetzt, das Marienkloster der Nonnen in der Stadt für die Jesuiten bestimmt und

1580 die Jesuiten berufen. Der eigentliche Fundator der Anstalt war der folgende Kurfürst Johannes VI. von Schönenburg. Er sorgte für Errichtung des Schulgebäudes und hörte die Zeit seines Lebens nicht auf, dem Orden Schenkungen zuzuwenden. Am 28. November 1582 konnte die eigentliche Eröffnungsfeier des Collegiums und seines Gymnasiums mit Aufführung eines Drama stattfinden. Von da wuchs durch Schenkungen von den verschiedensten Seiten der Besitzstand des Collegiums also, dafs für das Unterkommen der 20 Väter und der Laienbrüder beim Tode Johanns VII. 1599 genügend gesorgt war.

Crefeld. Realschule. Die Stadtverordneten-Versammlung hat den Neubau eines Schulhauses beschlossen. Das Schulgeld ist hoch (VI 24 Thlr, V 29, IV 30, III 34, II 36, I 38; aufserdem für Religionsunterricht 1 Thlr., Heizung 25 Sgr., Apparate und Chemikalien von I—III 1 Thlr. 22 Sgr. jährlich). — Lehrercollegium: Dir. Dr. A. Rein, Oberl. Dr. Ed. Niemeyer, Mink, ordentl. L. Kopstadt, Dr. Evers, Dr. Krumm, Cand. Kielmann, Cand. Krabbe, Lehrer Ulbrich. Schülerz. 230. — Ohne Abhandl.

Duisburg. Gymnasium und Realschule I. Ordnung. Die Realschule ist seit dem 8 März d. J. Realschule I. Ordnung. An Stelle des in Ruhestand versetzten Prof. Hülsmann trat als Religionslehrer W. G. Ad. Hamann vom Gymn. zu Anclam, an der Realschule wurde neu angestellt Dr. Krumme von Siegen. Abiturientenarb.: Religion: Ueber die Wechselwirkung zwischen Sünde und Irrthum bei den Heiden, nach Röm. I, 18 sqq.; im Deutschen: „Nichts hebt uns mehr als wahre Hochachtung gegen grofse Männer"; im Lat.: *Romam urbem Romulus condidit, Camillus restituit, Cicero servavit.* — Lehrercollegium: Dir. Dr. Eichhoff, Prof. Köhnen, Oberl. Dr. Liesegang, Dr. Lange, Gymn. L. Hamann, Dr. Wilms, Dr. Foltz, Schmidt, Oberl. Fischer, Reallehrer Dr. Krumme, Klanke, Dr. Meigen, Hülfsl. Dickhaus, ord. L. K. Werth, Zeichenl. Knoff, Caplan Gaillard, Turnl. R. Werth. Schülerz. im Gymn. 143 (116 ev, 27 kath.), 5 Abit.; in der Realsch. 58. — Abh. des Oberl. Dr. H. Liesegang: *De XXIV. Iliadis rhapsodia dissertatio. Pars prior.* Der Verf. steht auf der Seite derjenigen, welche den ganzen Gesang für ein späteres Erzeugnis halten; die entlehnten Stellen sollen nebst der Quelle in der zweiten Abhandlung aufgeführt werden. Die Vertheidigung Düntzers genügt als rein ästhetische ihm nicht. Der Uebergang zu dem Gesange sei schwerfällig. Gleich im Anfange vermisse man homerische Klarheit. Nirgends so viele Iterativformen. Ueberall Entlehnungen aus Ilias und Odyssee; nirgends so viele Ausdrücke der Odyssee. Der Streit zwischen den drei Göttinnen über die Schönheit sonst nicht erwähnt, also fällt der Gesang in die Zeit der Kykliker. V. 44. *ἔλεον* nur hier, ebenso 48. *μεθιέναι* c. Part., 49. *Μοῖραι* Plur., 88. Reden aus Einem Verse in den älteren Liedern nicht; 93. *κάλυμμα* und *ἔσθος* *ἅπ. εἰρ.*; 125. *ἱερεύω* im Pass. sonst nicht; 173—175 entlehnt aus *B* init. (*γ*. 13); 197. *ἀλλ' ἄγε μοι τόδε εἰπέ* sonst regelmäfsig begleitet von *καὶ ἀτρεκέως κατάλεξον*; 210. sonst unbekannte Vorstellung; 238. ohne Grund streiten die Götter und Menschen; 249 sq. mehrere Söhne des Priamus sonst gar nicht erwähnt; 304. ganz unhomerisch; 338. *Πηλείωνάδε* ganz ungewöhnlich; 334. die Dienerschaft des Hermes ist unhomerisch; nie *γαῖαν* in der Verbindung wie 351; 352. *ἀγχίμολον* sonst Adverb; 368. 69. 70. ungeschickt entlehnt; 401 sqq. verworren; 446 sqq. die Beschreibung des Zeltes des Achilles stimmt nicht mit anderen Stellen, Anlehnung an die Odyssee bewog den Verf., bald *κλισίη*, bald *οἶκος*, bald *δόμος* und *μέγαρον* es zu nennen.

Düren. Gymnasium. Abiturientenarb.: Religion (kath.): Was

lehrt uns die christliche Religion über die Person des Erlösers und über das Werk der Erlösung? und welches sind die hieraus für uns sich ergebenden Pflichten?; (evang.): Das Mosaische Gesetz und seine Bedeutung vornehmlich als eines Zuchtmeisters auf Christum; Deutsch: Ueber den Nutzen des Studierens; im Lat.: *De interitu libertatis Graeciae.* — Lehrercollegium: Dir. Dr. Meiring, Rel. L. Elvenich, Oberl. Ritzefeld, Dr. Schmitz, ord. L. Esser, Claessen, Dr. Sénéchaute, Dr. Rangen, Fisch, Hülfsl. Dr. Busch, Dr. Stahl, evang. Rel. L. Pf. Reinhardt. Schülerz. 189 (kath. 175, ev. 14), Abit. 16. — Abh.: Des Pyrrhos Zug nach Sicilien. Von Dr. Jos. Rangen. Ein lichtvoller Ueberblick über diese Geschichte, richtige Würdigung der letzten Zwecke des Pyrrhos, Hervorhebung seiner Tugenden wie seiner vielen Schwächen, genaue Erklärung der Ursachen des Mifslingens; die Quellen und neuere Litteratur sind sorgfältig benutzt.

Düsseldorf. Gymnasium. Abitur.-Arb.: in der Religion (kath.): Das Gebet des Herrn; im Deutschen: *Γηράσκω ἀεὶ πολλὰ διδασκόμενος*; im Lat.: *Marcet sine adversario virtus.* — Lehrercollegium: Dir. Dr. Kiesel, Oberl. Grashof, Relig. L. Krahe, Marcowitz, Dr. Schneider, Dr. Uppenkamp, ord. L. Dr. Frieten, Kaiser, Dr. Kuhl, Houben, ev. Rel. L. Dr. Herbst, Hülfsl. Stein, Cand. Dr. Hülsmann, Dr. Hünnekes. Schülerz. 274, Abitur. 7. — Abh. des Rel. L. Ludw. Krahe: Ueber Evangelium Johannis II, 1—12. Anfang einer Erklärung, besonders sachlich. Zuerst ausführlicher Beweis, dafs die Ruinen von Kana el Jelil das biblische Kana sind, nicht das jetzige Kefer Kenna, das noch Hengstenberg festhält. Dann Beschreibung der hebräischen Hochzeitsgebräuche. Zuletzt Untersuchung über den Architriklinus, der verkehrt mit Speisemeister gegeben wird; er hatte vielmehr als Ehrengast über die Ordnung beim Mahle zu achten, die Hausehre, den bewirthenden Hausherrn zu vertreten, also nicht selbst Speisen oder Getränke umherzureichen, aber wohl auch die religiösen Gebräuche einzuleiten, nämlich die liturgischen Segnungen vorzunehmen; der Wunderwein (Joh. 2, 8. 9) wurden ihm also zuerst gebracht, dafs er den üblichen Segenspruch über ihn bete, dann angesichts der ganzen Versammlung den Becher der Segnung trinke und darauf auch den übrigen Tischgenossen herumreichen lasse.

Düsseldorf. Realschule I. Ordnung. Abiturientenarb.: in der Relig. (ev.): Charakteristik der vier Evangelien; (kath.): Folgen des Sündenfalls der ersten Eltern für sie selbst und für ihre Nachkommen; im Deutschen: Der Ackerbau ist die Vorstufe menschlicher Cultur; im Engl.: *King Alfred.* — Lehrercollegium: Dir. Dr. Heinen, Oberl. Dr. Schauenburg, Dr. Honigsheim, ord. L. Dr. Stammer, Dr. Uellner, Dr. Czech, Dr. Wirtz, Erk, Caplan Fufs, ev. Rel. L. Pf. Dr. Herbst, Cand. Verres. Schülerz. 264, Abit. 2 und 1 Ext. — Abh.: Der Korinther Timoleon. Ein Lebensbild aus der alten Geschichte von Oberl. Dr. Honigsheim. Dies Bild ist nach den Quellen entworfen, und einige irrthümliche Angaben Schlossers und Grotes hat der Verf. berichtigt; nur sieht man nicht ein, warum nirgends Arnoldt's ausführliche Biographie erwähnt ist, sowie auch schon in dem kurzen Aufsatze von Clefs in der Paulyschen Encyclop. die hier widerlegten Irrthümer nachgewiesen sind; der hier S. 22 genannte Flufs Abolus ist längst in Abalon corrigirt, s. jetzt die 2. Ausg. von Pauly.

Elberfeld. Gymnasium. Abiturientenarb.: a) Relig. (evang.): Der in den 6. Artikel der Augsburg. Confession aufgenommene Ausspruch des heil. Ambrosius „*hoc constitutum est a Deo, ut, qui credit in Christum, salvus sit, sine opere, sola fide, gratis accipiens remissionem peccatorum*“ soll weiter ausgeführt werden. b) Relig. (kath.):

„Was verlangen wir in der ersten Bitte des Gebets des Herrn „Geheiligt werde dein Name", und was sollen wir zur Erreichung desselben thun"?; im Deutschen: Die Namen sind in Erz und Marmelstein so wohl nicht eingegraben als in des Dichters Liede; im Lat.: *Oratio Caesaris Germanici milites ante pugnam Idisiavensem exhortantis.* — Die Lehrerpensions- und Wittwen- und Waisen-Stiftung des Gymnasiums hat sich um 1033 Thlr. vermehrt, seit 1855 sind im Ganzen eingegangen 12,632 Thlr. — Lehrercollegium: Dir. Dr. Bouterwek, Prof. Dr. Clausen, Prof. Dr. Fischer, Oberl. Dr. Völker, ord. Gymn. L. Dr. G. Petri, Dr. A. Petry, Dr. Crecelius, Dr. Vogt, Cand. theol. Grosch, Dr. Schneider, Caplan Rumpen, Hülfsl. Dr. Wiecke. Schülerz. 250, Abit. 5. — Abh. des Gymn. L. Dr. G. Petri: Ueber die *Public schools* in England, verglichen mit den deutschen Gymnasien. Mit Benutzung der Schriften von Wiese und Voigt über die englischen Schulen, der Lebensbeschreibung Arnolds und der neueren englischen Literatur, besonders von Creasy und der unter dem Namen Tom Brown erschienenen Memoiren, liefert der Verf. ein anziehendes Bild von der Einrichtung der englischen Alumnatsschulen und vergleicht sie mit unsern deutschen Gymnasien. Er behandelt sein Thema nach den drei Gesichtspunkten: äufsere Verhältnisse, Erziehung, Unterricht. Er erkennt die vielen grofsen Vorzüge der englischen Anstalten, ohne manche Mängel zu verschweigen, die uns verbieten, über unsere Schulen im Vergleich mit jenen ohne weiteres den Stab zu brechen. Im Anhange sind eine Reihe von Aufgaben mitgetheilt, welche den Schülern zur schriftlichen Beantwortung bei den Versetzungsprüfungen vorgelegt werden; darnach sind allerdings die an die Schüler gestellten Anforderungen nicht gering. Zur Würdigung der augenblicklich vielbesprochenen Concentrationsfrage verdient auch diese Schulschrift volle Beachtung.

Elberfeld. Realschule I. Ordnung. Die Lehrer-Pensions- und Wittwen- und Waisenstiftung hat durch Ertrag der wissenschaftlichen Vorträge der Lehrer 715, durch Liebesgaben 350 Thlr. gewonnen, das Capital beträgt nach 1½jährigem Bestehen schon 5440 Thlr. — Im Latein in I Corn. Nepos, in II dagegen Fortsetzung des Privatcursus und Corn. Nepos und Caesar mit den hinzutretenden Primanern, III mit II vereinigt, in IV u. s. w. ist jetzt der regelmäfsige Unterricht eingeführt. — Das Provisorium der Anstalt dauerte fort, im Sommer war auch Dr. Kruse abwesend. Als Schreiblehrer wurde gewählt M. Habermann in Crefeld, als Director der Rector der Realschule zu Wittstock Dr. Schacht; Dr. Fuhlrott erhielt den Professortitel. — Lehrercollegium: Prof. Dr. Fuhlrott, Oberl. Dr. Kruse, Dr. Gade, ord. L. Dr. Schmeckebier, Dr. Schöne, Pötzschke, Dr. Humbert, Cornelius, Hülfsl. Döring, kath. Relig. L. Caplan Rumpen. Schülerz. 269. — Abh.: Das Herzogthum Berg. Von Dr. Schöne. Oro- und hydrographische Uebersicht, physische Geographie, Uebersicht über die Geschichte, Industrie, Eigenthümlichkeiten der Bewohner, Wappen, die Ortschaften mit ihren Merkwürdigkeiten. Die Abhandl. ist auch in einer Octav-Ausgabe mit einer Karte ausgegeben.

(Schlufs folgt.)

Herford. Hölscher.

II.

De graecarum radicum πιθ- et πυθ- mutis consonantibus ac naturali significatione. Scr. Ed. Olawsky. Programm des Gymn. zu Lissa 1860. 42 Seiten.

Ungeachtet diese Abhandlung schon vor drei Jahren erschienen ist, halte ich es doch noch für angemessen, eine beurteilende Anzeige derselben hier zu geben, da sie noch nicht in dieser Zeitschrift besprochen ist. Denn es gewinnen die etymologischen Studien für dieselbe insofern auch eine Wichtigkeit, als namentlich in letzter Zeit die Gymnasialprogramme mehrfach etymologische Untersuchungen enthalten haben. Freilich sind sie von sehr ungleichem Werthe, indem gar manchen derselben eine sichere und feste Methode abgeht. Aufserdem ist es noch ein anderer Grund, der mich bewogen hat, das oben angeführte Programm hier zu beurteilen.

Einige griechische Wurzeln nämlich bieten die eigentümliche Erscheinung dar, dafs sie mit einer Tenuis beginnen und einer Aspirata endigen, während diejenigen skr. Wörter, welche ihnen entsprechen, mit einer Media beginnen und einer Aspirata endigen. Dahin gehört z. B. die Wurzel *πυθ-* von *πυνθ-άνομαι, ἐ-πυθ-όμην*, die skr. *budh-* lautet. Weil nun die griechischen Aspiraten, welche aspirirte Tenues sind, den skr. aspirirten Mediae entsprechen, also *dh* dem *θ*, so fiel es auf, dafs an der Stelle von *b* im Griechischen *π* erschien. Da sonst die Wörter einander entsprechen, so suchte man nach einer Erklärung dieser seltsamen Erscheinung. Aufserdem aber bietet das Lateinische das Auffallende dar, dafs in einem andern Worte derselben Gattung, nämlich *fundus*, das anlautende *f* dem griech. *π* von *πυθμήν* und diefs dem skr. *b* von *budh-ná-s* entspricht. Das lateinische *f* aber ist zwar selbst keine Aspirata mehr, sondern nur eine Spirans, ist aber aus einer alten Aspirata entstanden. Demgemäfs müfste also an Stelle von *f* im Skr. ein *bh* stehen, da *dh* und *gh*, aus denen auch *f* entstanden sein kann, hier nicht in Betracht kommen. Man erklärte nun die griechische Lauterscheinung der Tenuis an Stelle einer alten Aspirata aus einem Streben nach Gleichgewicht, das den Wortanfang und das Wortende in diesem Falle beherrschte. Es sei — so sagten Pott, Benary, Curtius, Schleicher — die weiche Aspirata *dh* zu *θ* d. h. zur harten Aspirata geworden, und demgemäfs sei auch die Media zur Stufe der Tenuis erhoben worden. Diese Theorie bekämpft Grafsmann (KZ. XII, 115. 116) in einem Aufsatze über das ursprüngliche Vorhandensein von Wurzeln, deren Anlaut und Auslaut eine Aspirata enthielt, mit Gründen, denen man durchaus zustimmen mufs, und er kommt zu dem Resultate, dafs, weil mit der Annahme einer ursprünglichen Aspirata zu Anfang und zu Ende einer solchen Wurzel sich nicht blofs die griechischen, sondern auch die lateinischen und die deut-

schen Wörter in die Reihe der übrigen regelmäfsigen Lautverhältnisse einordnen lassen, man annehmen müsse, dafs zu Anfang und zu Ende eine Aspirata gewesen sei, dafs aber nach dem bekannten griech. Wohllautsgesetze, das auch im Skr. sich ausbildete, die eine dieser Aspiraten umgewandelt worden sei, und zwar, wenn die Aspirata im Anlaute vor Vokalen ihre Hauchung verlor, ohne Ausnahme die Tenuis im Griechischen eintritt, hingegen wo die die Wurzel schliefsende sie verliert, die Media hervorgieng (a. a. O. S. 118). Demnach stehen sich nun regelrecht gegenüber *πυθ-μήν*, *fund-u-s* und skr. *budh-ná-s*, denn wenn man eine Form **bhudh-ná-s* als ursprünglich annimmt, so wird an Stelle des *bh* ein *f*, von *dh* ein *d* im Lateinischen regelrecht eintreten; im Griechischen wird aus **φυθ-μήν πυθ-μήν* nach dem bekannten Wohllautsgesetze. Damit stimmt nun aber auch nach dem Gesetze der Lautverschiebung das alts. *bod-m*, das an Stelle der skr. Aspirata die Media zeigt. Und so ist es bei den übrigen Wörtern der Fall. Dadurch verschwinden zahlreiche Ausnahmen der Lautverschiebung, die die Etymologen bisher stutzig machten und die z. B. auch G. Curtius als auffallend hervorhob (z. B. I no. 326). Grafsmann hat diese Ansicht zuerst aufgestellt und an allen Beispielen, die mit Sicherheit hierher zu ziehen sind, durchgeführt, ohne bei dieser Ansicht einen Vorgänger nennen zu können.

Und es ist richtig, in diesem Umfange, mit dem vollen Bewustsein über die Sache und über den Streitpunkt, hat auch Niemand vor ihm die Ansicht ausgesprochen, aber das oben angeführte Programm gibt uns Gelegenheit, einen solchen kennen zu lernen. Sehen wir also zu, auf welchem Wege Olawsky zu seiner Ansicht über die Wurzel *πιθ-* und *πῦθ-* gekommen ist, die für die erstere der beiden genannten vollständig mit der Ansicht Grafsmanns übereinstimmt. So werden wir jedem von beiden das Seine lassen.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Sprachvergleichung und Etymologie erinnert Olawsky an das bekannte Gesetz der Lautverschiebung, welches er tabellarisch für die T-Laute aufstellt und durch bekannte Beispiele belegt (p. 2). Auf diese einfache Uebersicht gestützt, kommt er dann zu dem kurz angefügten Schlusse oder vielmehr zu der Behauptung, die er aus den einzelnen Beispielen erschlossen hat: „*at sunt in graeca lingua vocabulorum quorundam radices, quae ab aspirata consonante et incipiant et in aspiratam exeant. Ejusmodi duarum aspiratarum copulatio cum Graecorum aures offenderet, jam in ipsa Graeca lingua mutarum consonantium permutatio quaedam invenitur: altera enim in tenuem vertitur*“. Indem er den Lautwechsel *θύω ἐτύθην* u. a. erwähnt, fährt er fort: „*Nonnunquam, id quod Buttmannum fugit, cum in graecis, tum praecipue in latinis eiusdem originis vocibus etiam mediam consonantem in posterioris aspiratae locum successive infra docebitur*“ (p. 4). Er spricht dann weiter aus, dafs im Lateinischen und im Deutschen demgemäfs auch eine grofse Verschiedenheit Statt finden müsse, und

gibt (p. 5) von der angesetzten Wurzel *φιθ-* folgende Lauttabelle:

*φιθ-		
*φ — θ	goth. *b — d*	ahd. *p — t*
griech. π — θ		
φ — δ		
lat. *f — d*		

Nehmen wir nun hierzu noch die Bemerkung hinzu, die Olawsky gelegentlich macht (p. 10 **): „*Sanscrita lingua cum in duabus eiusdem radicis aspiratis eandem legem atque graeca observet, verisimile est, scr. ‚bhandh', non ‚bandh' genuinam esse formam. At quae est nostra huius linguae imperitia, eam rem aliis diiudicandam relinquimus*" — so ergibt sich ganz dieselbe Theorie, welche Grafsmann entwickelt hat. Dadurch aber, dafs er nicht die übrigen Beispiele dieser Lautverhältnisse herangezogen und die bisherigen Erklärungsweisen nicht berührt, ist die Bedeutung der Sache ihm zum Theil entgangen. Es ist nun interessant zu sehen, wie beide Männer von demselben Grunde dabei ausgegangen und zu demselben Resultate gekommen sind.

Auf den folgenden Seiten entwickelt Olawsky die Bedeutung der Wurzel *φιδ-, für welche also einestheils *πιθ-*, anderestheils *φιθ-* erscheint. Man würde diesem Theile eine mehr methodische und übersichtliche Behandlung wünschen, und namentlich auch wäre die Bildung der hierher gehörigen Wörter genauer zu erklären gewesen (p. 7—24). Die Bedeutung der Wurzel hatte G. Curtius nach den früher gemachten Vergleichungen schon kurz angegeben. Falsch ist es, wenn ohne Weiteres auf diese Wurzel auch *σφίδη* (p. 17) zurückgeführt und *σ-φίδη* abgetheilt wird, da man nicht weifs, wie das σ so unvermuthet vor das Wort gesetzt ist; denn solche „vorgesetzten Buchstaben" sind durch die neuere Etymologie alle beseitigt worden.

Dagegen entbehren die folgenden Zusammenstellungen über eine angebliche Wurzel *φῡθ-, von welcher *πύθ-ω* *pūteo* u. a. neben *pŭtare* hergeleitet werden, der Sicherheit, und der Verf. hat hier Wörter mit einander zu vermitteln gesucht, deren Bedeutung jeder Vermittelung widerstrebt.

Weimar. **Hugo Weber.**

III.

Dr. G. E. Benseler, Griechisch-deutsches Schulwörterbuch zu Homer, Herod., Aeschyl., Soph., Eur., Thuk., Xen., Plat., Lys., Isokr., Dem., Plut., Arr., Luk., Theokr., Bion, Mosch. und dem N. T., soweit sie in Schulen gelesen werden. Zweite verbess. Auflage. Leipzig, Teubner, 1862. 816 S. gr. Lex.-8. geh. 2 Thlr.

Nach verhältnifsmäfsig kurzer Zeit ist eine zweite Auflage des griechischen Schulwörterbuchs von Benseler nöthig geworden: seine Brauchbarkeit, wie der bei schöner Ausstattung sehr niedrig gestellte Preis haben ihm schnell Eingang verschafft und sichern ihm fernerhin weitere Verbreitung. Dafs der Herr Verf. mit Umsicht und Geschick sein Buch angelegt und ausgearbeitet hat, ist bald nach dem Erscheinen der ersten Auflage allgemein anerkannt worden. Ref. hat während dieser vier Jahre beim Unterricht in verschiedenen Klassen vielfach Gelegenheit gehabt, sich von dem Werthe desselben zu überzeugen, und freut sich, aus seiner Praxis bezeugen zu können, dafs es den Schülern, die sich damit vorbereiteten, zu einem befriedigenden Verständnifs der Schriftsteller verholfen hat, wenn man auch vielleicht hinsichtlich der Etymologie einzelner, namentlich homerischer, Wörter und der Erklärung dieser oder jener Stelle, z. B. aus den Tragikern, abweichender Ansicht ist. Die vorliegende neue Auflage hat mehrfach Zusätze und Verbesserungen erfahren: Wörter, die der attischen Prosa fremd sind, haben besondere Bezeichnungen erhalten, die alphabetische Ordnung ist strenger durchgeführt, einige Vokabeln sind neu aufgenommen, bei andern Bemerkungen für die Ableitung und Bedeutung hinzugefügt. Aus der Zahl der berücksichtigten Schriften sind diesmal einige, auf Schulen weniger gelesene, gestrichen und somit das ihnen Eigenthümliche weggelassen. Will der Herr Verf. Plut. Fab. Max. auch künftig beibehalten, so würden folgende Wörter Bürgerrecht erhalten, resp. wiedererhalten müssen: aus Kap. 1. *ἀκροχορδών*, *προβάτιον*, *νωθρότης*, *ἀπραγία*, Kap. 4. *ἐξευμενίζομαι*, *ἐπιγονή*, Kap. 5. *ἀκοντί*, *ἀμετάπτωτος*, Kap. 6. *κυματώδης*, Kap. 7. *προσαιτιάομαι*, Kap. 8. *συναιτιάομαι*, K. 11. *διαπαπταίνω*, K. 12. *καταιγίς*, K. 13. *δίδαγμα*, K. 16. *ὑπεκκλίνω*, *διεξοδικός*, K. 17. *δειλίασις*, K. 20. *ἄπιος*, *ἀπονυκτερεύω*, K. 23. *ἐξαμβλύνω*, *ἀλώφητος*, K. 26. *καταθαμβέομαι*, auch wohl *πάτρων* (K. 13.), zumal da aus dem N. T. *μόδιος*, *κοδράντης*, *μίλιον* u. dgl. aufgenommen sind, und *Σιβύλλειος* (z. B. K. 4.). Aufserdem wird *ἐκαυματώθη* Matth. XIII, 6. Buttm., der Sing. *ἀλεύρου* Matth. XIII, 33., der Acc. (und die Bedeutung von) *ἀποστάσιον* Matth. V, 31., das Med. *διαψεύδεσθαι* Plut. Fab. M. 7., vielleicht auch *Θριᾶσι* Xen. Hell. V, 4, 21. zu berücksichtigen, bei *ἀρίγνωτος* 2. wegen Od. VI, 108. auch 3.

hinzuzufügen und die Schreibart ἐπίσης (z. B. Plut. Fab. M. 10.), sowie σφυρίς (Matth. XVI, 10.) zu erwähnen sein. Dafs die Adverbia bei den Adj. auf ος nicht immer besonders aufgeführt sind, zumal aus Spät., ist natürlich ebenso unwesentlich, wie das Fehlen von ἀέντες u. a. Formen.

Der Raumersparnifs wegen sind vielfach Vokabeln, namentlich Verba composita, zusammengefafst, z. B. συνέρχομαι, συνουσιάζω und συντρέχω, συμπλέω und συνεκπλέω. Es hat dies für den Anfänger etwas Bedenkliches, entsprechender wäre es, wenn poetische und prosaische Synonyma: ἁνδάνω mit ἀρέσκω, κυρέω mit τυγχάνω u. dgl. zusammengestellt würden. Nothwendig dürfte die Trennung von ἀτεχνῶς und ἀτέχνως, νεόθεν und νειόθεν (für den Kanon der Schulschriftsteller), sowie wegen der verschiedenen Tempusbedeutung von τέλλω und τελέθω, βιόω und βέομαι sein.

Die Bezeichnung von ἐναίρω als Compos. und das ι unter βίηφι (p. 121) beruhen wohl auf einem Versehen, bei εὐθᾱλής sollte das Zeichen der Kürze für α beigefügt werden, s. z. B. Mosch. III, 100. Den Gebrauch einzelner Wörter anlangend, möchte „ep.“ bei ἐρέτ(αι) zu streichen, das poet. οἰκητήρ von οἰκητής und οἰκήτωρ deutlicher zu trennen, bei ἄνηθον: „u. buc.“ (Theocr. XV, 119. Mosch. III, 100.), bei ἐκκομιδή (z. B. Plut. Fab. M. 24: Bestattung), ἱλασμός (z. B. Plut. Sol. 12. Fab. M. 18.) und κλωστός (z. B. Plut. Sol. 12.) „u. Sp.“ hinzuzufügen sein. Die Bemerkung bei σῶς: „att. nur Neutr. Plur.“ bedarf wohl einer Aenderung, ebenso εἴσθα s. οἶδα und οὖτα Imperf.; bei οὕτως „bisw. vor Vok.“ liefse sich die ionische und attische Prosa trennen; p. 781 ist bei ἤνεγκον: „nur 1. Ps. Ind.“ u. s. w. ἔνεγκε (z. B. Xen. Mem. III, 6, 9.) ausgelassen. Der Zusatz (unter πελάζω) hinter ἐπλήμην: „mit trans. Bdtg.“ gehört wohl zu πελασαίατο wegen Il. XVII, 341., bei τὸ ἐλάχιστον ὑπισταμένῳ (p. 776. — Her. I, 196.) möchte besser λήψεσθαι ergänzt, unter ἡνίκα genauer: Conj. mit ἄν und Opt. (mit und) ohne ἄν — gegeben werden, bei μύζω das εἴς τι und unter σύνειμι (p. 697): oder es steht τινί für ἔν τινι — zu streichen sein: εἰς τὸ στόμα Xen. An. IV, 5, 27. gehört zu λαβόντα, und αἷς σύνει Xen. Mem. III, 7, 3. hat der Schüler sich grammatisch zu erklären, nicht als eine besondere, auffallende Konstruktion anzusehen. Ferner bliebe unter πότνια hinter „Mutter“ der Zusatz: des Tros u. s. w. besser fort, dagegen könnte unter 3, a: Soph. (wegen Oed. Col. 84.) zu Her. gesetzt werden; πολεμιστής steht auch z. B. bei ἵππος, Plut. Fab. M. 20., adj.

Was die mit Uebersetzung und Erklärung angeführten Stellen betrifft, so wird es das Verständnifs am meisten fördern, wenn das wesentlich Zusammengehörige ausgehoben und so treu übertragen wird, als es die Rücksicht auf die Muttersprache zuläfst, so dafs das Citat in sich abgeschlossen und verständlich ist und das Griechische und Deutsche sich möglichst deckt. Zu genau wird man Schülern gegenüber kaum sein können. Hiernach wird es zweckmäfsig sein, das zum Opt. gehörende ἄν hinzuzufügen:

p. 26. zu ἄλγιστ' ἔξαν. (Soph. O. C. 1174.), p. 292. zu εὐδαιμονία εἴη, p. 746. zu τί π. ἀναλάβοιεν, sowie κεν p. 445. zu λάινον χιτῶνα ἕσσο (Il. III, 56.), ferner θύελλα p. 520. zu οἰχ. προφέρουσα, ἀκτά p. 800. zu χειμερία, „des νεάζον" p. 808. bei ἐν τοιοῖςδε χώρ. αὐτοῦ (Soph. Trach. 145.) hinter: ihre, das Objekt p. 311. zu οἴχεαι ἔχων du eilst mit ihr davon, ein Adv. ebend. zu διατελέουσιν ἔχοντες sie sind u. s. w., die Verbalformen p. 575. πάσχω zu οὐδὲν θαυμαστόν, πάσχει zu νἰκόν, das regierende Verb. zu ἥκειν κάκιστος p. 322, die Negation p. 662. in οὐ πώποτε ἀκ. παρφ. zu streichen oder das Verb. fin. hinzuzusetzen, bei οὐδὲ ῥητόν p. 664. die Conj. wegzulassen oder zu übersetzen; p. 386. wird besser κατάδηλον γίγνεσθαι angeführt werden.

Für die Uebersetzung wäre mit genauerer Berücksichtigung des Tempus zu empfehlen: p. 756. εἰ ἐτύγχανες wenn du wärst, p. 575. ἐπιλέληςται καὶ ὧν ἡ ψυχὴ πάσχουσα ἐπεθύμει er hat auch die Eindrücke und Einflüsse [vollständig] vergessen, unter welchen die Seele [immer] begehrte, p. 94. Ἄρης ἀφίει μένος erstarb. Der Numerus könnte p. 311. bei καλῶς ἔχει τὰ τῶν φαρμάκων beibehalten werden, der Artikel p. 36. bei τὰ ἀμύνοντα, p. 177. δολιχὸν κατατείνουσι τοῦ λόγου die (oder ihre) Rede meil., p. 746. τί με τὸ δεινὸν ἐργ. was ist das Schr., das u. s. w., dagegen p. 697. (συγγίγνομαι) ἐκ διαφορᾶς nach einem Zerw., der Compar. p. 792. τὰ ἀμείνω φρονεῖν den edleren Ansichten huldigen oder zu der besseren Gesinnung sich halten. Ferner würde p. 463. (λυμαίνομαι) für τἆλλα πάντα passen: sonst alle mögliche Schm. anthun, p. 575. ὅ τι πάσχω was mir Jem. ang. hat, ἐν τῷ παθεῖν εἶναι in Sch. gekommen sein, p. 746. τίς δ' οὗτος ἔρχεαι wer bist du denn, der du —, p. 127. ὡς βράχιστα so kurz als möglich, p. 188. (ἐάω) ἐμὲ μόνον ἔασον εἰδέναι ich allein kann das w., p. 238. (ἐξανέχομαι) ἐμὲ ξυνόντα dafs ich weile unter — (Soph. Phil. 1355.). p. 102. κατ' ἄστυ [überall] in der Stadt, durch die St. hin, p. 144. πᾶν δεῖμα ein Ungeheuer ganz und gar, durch und durch, p. 225. ἐν τῷ ἐμφανεῖ vor Aller Augen, p. 362. ἰσοτέλεστος Allem zuletzt gem., p. 692. (στόμα) τοὺς ἀπὸ τοῦ στόματος συμπέμπειν — mitschicken, Xen. An. III, 4, 42; πόθος λαμβάνει (fafst, ergreift) ist p. 607. nicht gut mit ἔχει (beseelt) gleichgestellt, auch οἶκτος λαμβάνει Jem. hat M. p. 518. nicht genau. Bei οὕτω τρόπου ἔχειν p. 311. liegt „beschränkt", bei δύστηνον κάρα p. 381. „das geblendete" mehr im Zusammenhange und greift dem Schüler vor, μέτριοι p. 486. „Männer von Ehre" —? Für die Erklärung von ἐξεπιστάμενος p. 241., τῶν τί σοφῶν p. 746., ὅτῳ (φυλάττεσθαι) p. 794. wäre gröfsere Deutlichkeit wünschenswerth, μὲ — πόδα p. 436. (κρύπτω) u. dgl. läfst sich wohl: „mich, meinen F." wiedergeben, p. 202. εἰςβαίνειν κακά (Soph. O. C. 997.) in Unglück hineingerathen, = kommen. Die Uebersetzung von ἔχομεν ἀνηρπακότες p. 311: „wir sind die, welche geraubt haben" wird der Schüler Xen. An. I, 3, 14. nicht verwenden können, eher: wir haben ger. und besitzen [noch], οὐκ ἀχαρίστως μοι ἔχει (p. 311.) ist ib. III, 3, 18. ich ernte Dank, cf. p. 114. Der Gen. χρείας Soph. O. C. 1755.

ist p. 68. (ἀνύω I, 1, 6.) und 805. verschieden gefafst, πλέον τοῦ θέλοντος (p. 194. ἐθέλω — Soph. O. C. 1219.) mufs man wohl mit Hermann erklären: ein Uebermafs, ein Allzuviel des Wünschens, ἐν πυμάτῳ (p. 659. — ib. 1675.) zuletzt, Herm. und Reis.: *ad extremum*; p. 456. πρὸς τὸ λιπαρές, ib. 1119: „bei m. überschw. Lobe" dürfte ein Versehen sein, Schneidewin: überschw. Liebkosungen, Reis. *enarr. ad* 1115: inbrünstig; ῥύσιον (p. 666.) b. „das, was man dem Beleidigten wegnehmen läfst" — ist nicht klar, auch das sonst Hinzugefügte wird dem Schüler für Soph. O. C. 858. nicht viel helfen. Bei πρόςπολος p. 647. möchte sich: „v. d. Eum. als Dienern von Göttinnen, also priesterlich" empfehlen, bei πεντήκοντα δυοῖν δέοντα ἔτη (p. 148. δέω, II): „50 J., die noch von zweien zurückbleiben" wegzulassen oder zu ändern sein. Für γελᾶν χείλεσιν (Il. XV, 101.) bringt p. 130. die zweite Erklärung etwas Anderes: „also" pafst nicht, ähnlich ist es mit πανδίκῳ φρενί p. 556., Soph. Trach. 294.

Bei Angabe der Bedeutungen für die einzelnen Vokabeln wäre, wie oben in Bezug auf die Zusammenstellung angedeutet wurde, zuweilen eine gröfsere Berücksichtigung der Bestandtheile von Compositis wünschenswerth. Es geht dem Schüler bei der Lektüre viel verloren, wenn er nicht auf die Kraft z. B. des ἐκ, κατά in Wörtern, wie ἐξεπᾴδω, ἐξατιμάζω, ἐξαναγκάζω, κάτοιδα, etwa durch einen Zusatz: durchaus, wohl, ganz u. dgl. aufmerksam gemacht wird. Bei ἐμπίπτω könnte „herabfallen" gestrichen, bei αὐθόμαιμος „eigner, leiblicher" beigefügt werden. — Im Uebrigen wird ἀπειλέω 2. vielmehr: „durch Worte abzuhalten suchen" sein, als: durch W. abhalten, ἐπιστάτης *qui adit*, ζάκοτος Il. III, 220. nach Nägelsbach: mürrisch (verdriefslich, nicht mittheilsam), πόσος (p. 541. ὅσος) wie grofs, πολυβοῦται sind an *armentis* reich, versch. v. πολύῤῥηνες, ἄθρυπτος ungebrochen, z. B. Plut. Fab. M. 3., τοὔνδικον (p. 229.) die Berechtigung statt: Wahrheit, z. B. Soph. O. C. 996., ἐξέρχομαι 2. einen Ausgang nehmen. Ist für πάσχω unter 2. die Bed.: (Unglück) leiden nicht zu stark hervorgehoben? Vielleicht wäre auch hier mehr auf den Zusammenhang hinzuweisen, aus dem sich das Ungünstige ergiebt, und z. B. παθόντα γνῶναι zu erklären: eig. durch Erfahrung zur Erkenntnifs kommen. Für ῥακά möchte sich doch die Ableitung von רָקַק speien empfehlen. (Fürst: Hebr. Handwörterb. s. v. רקק). Im Allgemeinen wird ἐγγελάω *irrideo* sein, ἐνιπή *compellatio*, ὀλιγοστός *cum paucis*, oft: αἴτιος und μήστωρ *auctor*, αἰδώς Rücksicht, αὐτόθεν *illico*, αὐτόματος *ultro*, ἐμφοροῦμαι *abutor*, ἐπιμαίομαι *peto*, ἐπιμύζω *fremo*, παραλλάξ Cäsars *obliquis ordinibus in quincuncem dispositis*, σύμφυτος angeboren, z. B. Plat. Polit. 272, E., Plut. Fab. M. 1., φύω mit auf die Welt bringen, φέρων mit, wie ἔχων und δούς, ebenso λαβών auch aufser dem z. E. berührten Fall, z. B. Soph. O. C. 1009., mit ἵππαρχος übersetzt z. B. Plut. Fab. M. 4. *magister equitum*, mit προάγειν *prosequi* oder *deducere* (z. B. ib. 9.).

Aufserdem würde sich vielleicht bei einigen Wörtern eine Be-

deutung oder Bemerkung hinzufügen lassen: so namentlich bei *ὡς ἔοικεν* eine Notiz für Plutarchs Sprachgebrauch (= wie es heifst), cf. Sinten. ad Per. 1, p. 54. (Lips. 1835.), — *ἀεικής* ist Il. XII, 435. knapp, gering, *ἀκερδής* Soph. O. C. 1484. unheilvoll, *ἀποτρίβω* Med. abweisen Plut. Brut. 17, Fab. M. 16, *ἀσταχτὶ* Soph. O. C. 1646. mit vielen Thränen, *βάρος* ib. 1142. Unmuth. *δύςοιστος* ib. 1687. mufs wohl als Verbale vom Med. schwer [für sich] davonzutragen, — zu erringen = *δυςπόνητος* V. 1614. bezeichnen; „ergrimmen" für *ἐμβριμάομαι* scheint z. B. Matth. IX. 30. zu stark, *ἐξελθεῖν* bedeutet Xen. Hell. VI, 1, 5. herauskommen = sich ergeben, *ἐπιλάμπειν* Plut. Lys. 12. Fab. M. 6. leuchten auf —, *ἐπιῤῥάσσω* Plut. Philop. 19. davorwälzen, *κοινόω* im N. T., z. B. Matth. XV, 11. verunreinigen, *λαμπρύνεσθαι* Xen. Hell. VII, 5, 20. putzen, *μολεῖν* öfter, z. B. Soph. O. C. 1630. [gleich] kommen, *πρόςπολος* ib. 1553. (wo man nicht mit Reis. an *famuli* denken kann) Gefährte, *συντηρέω* z. B. Matth. IX. 17. zugleich oder zusammen bewahren, *χειμών* Plut. Pel. 10. Gefahr: auch *ἐγείρω* Eur. Iph. A. 624., Matth. IX, 5 sq., *θρόνα* Theocr. II, 59., *ῥοπή* Soph. O. C. 1508. (= *καταστροφή*, V. 103.), *τυκτός* Od. XVII, 206. verdienen wohl Berücksichtigung. Plut. Fab. M. 1. ist *διαπόνως* mit Mühe, *γνωμολογία* Reden in Denksprüchen, 3. *ἀπ' εὐθείας* gradezu, 5. *φορά* Leidenschaft, 11. *κατασπείρειν* überall hinlegen, 12. *ἐκρηγνύναι* losbrechen lassen, 16. *συμφύρεσθαι* entstellt werden, 19. *παρεμπίπτειν* nicht zufällig dazuk., 20. *δυςωπεῖν* beschämen.

Vielleicht würde die lat. Uebersetzung von *ἀμύμων*, *ῥιγέω*, *μεθέπω* (*persequi facio*, cf. *ἀπο-*, *παρασφάλλω*, *ἵστημι*, *στυγέω*) mit einer andern vertauscht werden können. Mit Rücksicht auf den gewöhnlichen Ausdruck möchte auch p. 647. (*πρόςπολος*) das zu dichterische „Folgerin" etwa durch: Begleiterin, p. 26. (*ἀλγεινά*) Wohlthaten durch Leiden, p. 37. (*ἀμφιδέξιος*) beidarmig durch beiderseits (die Erklärung von Soph. O. C. 1112. wird der Schüler kaum verstehen, eher: „beide mit eurer Rechten" oder: „mit euren beiden Armen") zu ersetzen, sowie p. 16. (*αἰολομίτρης*) blechgurtumschimmert, p. 93. (*ἀργεστής*) blafsschauernd. p. 117. (*βαθύσχοινος*) dichtbinsig, p. 138. (*γραώδης*) altweiberlich. p. 172. (*δινωτός*) mit gedrechseltem Erz b., p. 382. (*καρτερόθυμος*) starkmüthig, p. 492. (*μινυνθάδιος*) kurzfristig, sowie das allzu wörtliche: „Umherirrer weiter m. Pfade" p. 27. (*ἀλήτης*) zu vermeiden und p. 268. (*ἐπιῤῥώννυμι*) „dafs sie sagten" zu schreiben sein; p. 401. (*κατέχω*) sollte es wohl: Zorn unterdrücken, p. 439. (*κύκλος*) der nächtliche Himmel, p. 768. (*ὑπίλλω*) und 692. (*στόμα*) den Mund nach Jemd. schmiegen, d. h. — schweigen heifsen. „Glotzäugig" (*γλαυκῶπις*) scheint kein schönes Epitheton für die Göttin zu sein.

Endlich ist zu schreiben p. 15. (*αἰκία*) Mifshandlung, 21. *ἀκηδέστως*, 25. (*ἀκτή*) *ἑσπέρου*, 26. (*ἀλέγω*) mifsachten, 52. *ἀναψύχω*, 64. (*ἀντιλέγω*) *μὴ οὐ*, 106. *ἀτυχία* s. *ἀτύχημα*, 109. (*αὐτοκράτωρ*) Feldherr, 134. (*γιγνώσκω*) getäuscht, 140. (*δαίμων*) öfter, 157. (*διακωλύω*) zurückweisen, 193. (*ἑεδνωτής*) *collocat*, 202. (*εἰςάπαξ*)

öfter, 221. (ἐλύομαι) εἰλῦφάω, 223. (ἐμπίπρημι) ἐνέπρησα, 235. ἐντόω, 279. (ἐργάζομαι) τῷ σώματι, ebend. und 280. (ἔρδω) erzeigen. 294. (εὐθάλασσος) δῶρον f. αὔχημα, des herrlichen Meeres? —, 316. ζύμη, 317. (ζωρός) reineren, 320. (ἠθεῖος), 345. (Θύμβρις) ὁ, 365. ἰχῶ, 387. (καταθύμιος) *obversatur*, 400. (κάτοιδα) *recordor*, 406. (κέλευθος) αἱ, 426. (κομμός) Schlagen, κομποῦνται, 488. (μηκάομαι) Jägersprache, 498. μυριοστός, 500. νάρκισσος) vielblüthigen, 502. (νεανίας) Anmafsung, 503. (νεμεσάω) übel aufn., 516. (ὀδύνη) *dolor*, 533. ὀπταλέος f. -ως, 571. (παρθενοπίπης) *avidus*, 603. Ueberschrift πλευρόθεν, 652. προύπτος, 654. (πρυμνός) ὕλην, 655. πρῴραθεν, 657. (πτήσσω) ein. S., e. üb. Beh. wegen? —, *tremo*, 664. (ῥηγμίν) ῥαχία, (ῥῆσιν) ἀπειπεῖν, 730. Ueberschr. σωφρονητικός, 743. τητώμενος, 746. (τίς) ἀποκαλοῦσιν f. καλέουσι, 750. (πάλιν τρέπεσθαι) zurückgeben, 757. (τύραννος) angemafst, 761. (ὑπαναλίσκω) *p. impendo*? — auch dies weder Thuc. III, 17., noch Plut. Fab. M. 5 —, 808. (χυτός) γαῖα.

Dies wäre etwa, was dem Ref. bei Prüfung der zweiten, zum Theil auch schon der ersten Ausgabe aufgefallen ist und nochmaliger Erwägung werth scheint; er würde sich freuen, wenn er damit zu präciserer Fassung oder sonstiger Vervollkommnung eines Buches beigetragen hätte, das er in den Händen so vieler Schüler weifs, und von dem er bereits manchen Nutzen gesehen hat.

Krotoschin. Afsmus.

IV.

1. Syntax der griechischen Sprache. Von Emil Kurz, Kgl. Professor am Ludwigsgymnasium in München. Bamberg, 1862. Verlag der Buchner'schen Buchhandlung. VIII u. 176 S. 8.
2. Griechische Grammatik zum Schulgebrauch von Felix Sebastian Feldbausch. Fünfte, in allen Theilen durchgesehene Auflage. Leipzig und Heidelberg. C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1862. VI u. 391 S. 8.

No. 1 bildet den zweiten Theil einer Grammatik der griechischen Sprache für Schulen von L. Engelmann und E. Kurz, deren erster Theil, Formenlehre des attischen Dialekts, von L. Engelmann, Kgl. Gymnasialprofessor, bearbeitet, bereits 1861 erschienen und in dieser Zeitschrift 1862 S. 141—149 angezeigt ist. Ref. für diesen zweiten syntaktischen, vom Prof. E. Kurz bearbeiteten Theil kennt weder jenen ersten Theil, noch hat er die

Recension, auf welche sich der Verleger beruft, zur Hand, hat auch diese Anzeige nur auf den Wunsch der jetzigen Redaction der Zeitschrift übernommen. Der Herr Verf. dieser Syntax hat sich nach der Vorrede die Aufgabe gestellt, „eine griechische Syntax zu liefern, die im engsten Anschlufs an die lateinische Grammatik von Engelmann die nothwendigsten und wesentlichsten Satzformen der griechischen Sprache enthielte". Wie empfehlenswerth und förderlich nun auch eine Behandlung der Sprachen schon auf Schulen ist, die stets das Gemeinsame in denselben hervorhebt, die Abweichungen zusammenstellt und so fortwährend Beziehungen der einen Sprache auf die andere zu machen und dadurch den sprachlichen Unterricht zu beleben und zu fördern weifs: so erscheint es doch dem Ref. bei der mannigfachen wesentlichen Verschiedenheit der latein. und griech. Sprache sehr zweifelhaft, dafs die Trefflichkeit der Anordnung in der Grammatik der einen Sprache erwiesen werden könne aus dem Umstande, dafs sich dieselbe Ordnung auch in der Syntax der andern Sprache beibehalten lasse, ohne der Sprache irgendwie Gewalt anzuthun (s. Vorwort S. V); der Herr Verf. meint dadurch den Vortheil gewonnen zu haben, „dafs der Schüler nunmehr ein klareres Bild von der mannigfachen Uebereinstimmung und den Abweichungen der beiderseitigen Satzformen erhalten müsse". Wir können ihm leicht zugeben, dafs dadurch „die Concentration des Unterrichts, das Ziel, welches die Gymnasialbildung zur Erreichung ihres Zweckes zu verfolgen hat, gefördert werde". Indefs wenn der Herr Verf. weiter sagt: „Aber nicht *nur die* Anordnung der einzelnen Theile der Syntax befindet *sich in* strengster Uebereinstimmung mit der lateinischen Grammatik, sondern auch die Fassung und der Wortlaut der einzelnen Regeln und die technischen Bezeichnungen verweisen den Schüler fortwährend auf seine in der lateinischen Sprache bereits erworbenen Kenntnisse und treiben ihn von selbst zur beständigen Vergleichung und Wiederholung der einander entsprechenden oder verschiedenen Erscheinungen der beiden verwandten Sprachen", so kann Ref. dies freilich im Einzelnen nicht prüfen, weil ihm die lateinische Syntax von Engelmann nicht bekannt ist, das aber dürfte wohl leicht jeder erfahrene Schulmann dagegen einzuwenden haben, dafs im ersten wie letzten Theile dieses Satzes zuviel gefordert sei, dafs sich das Erstere namentlich, ohne der einen oder andern Sprache Gewalt anzuthun, wohl kaum dürfte ausführen lassen. Trotzdem kann Ref. schon hier die Bemerkung nicht unterdrücken, dafs er an manchen Stellen eine Hindeutung auf gleiche oder ähnliche Erscheinungen der latein. Sprache, ja selbst Benutzung derselben zur Erläuterung von Constructionen der griechischen Sprache vermifst hat, wo sie sehr nahe lagen, z. B. S. 11 § 12 A. 3 über λέγω, S. 13 § 14 A. 3, S. 116 u. 117 § 152 u. § 154 etc. Nämlich in § 12, der von der Apposition handelt, heifst es unter c, Anm. 3: „Tritt zur Apposition λέγω ich meine, so bleibt entweder der Casus unverändert, oder er geht in den Accusativ über". Hierbei lag doch gewifs die Ver-

gleichung mit dem latein. *dico* und seiner Construction in einem so eingeschobenen Satze (der freilich keine wirkliche Apposition bildet) sehr nahe; sie würde aber auch vor jener unrichtigen, mindestens unvollständigen Fassung bewahrt haben. Denn der Schüler, der sich nach dem Wortlaute dieser Regel richtet, wird, ohne gegen dieselbe zu verstofsen, übersetzen: „*Οἱ δὲ στρατηγοί, — οἱ ὑπὸ τῶν στρατιωτῶν αἱρεθέντες λέγω, περὶ τῆς καθόδου ἐβουλεύσαντο*“ — und doch falsch, da der Accusativ stehn müfste *τοὺς — αἱρεθέντας*: warum? Sowie im Lat. bei *dico*, kann auch im Griech. bei *λέγω* jeder Casus obliquus wiederholt werden, indem man den ganzen übrigen Satz in der Infin.-Construction hinzudenkt; aber wenn ein im Nomin. stehendes Substantiv wiederholt werden soll mit *dico* oder *λέγω*, so mufs es in den Accus. gesetzt werden als abhängig vom transit. Verbo, oder als Subj. des Acc. c. Inf. Daraus wird indefs auch weiter folgen, dafs diese an sich praktische Bemerkung nicht zur Apposition gehört, sondern in einen späteren Abschnitt, sei es von Verkürzung oder Einschiebung der Sätze, sei es von besonderen Formen der Epexegese. — S. 13, § 14. A. 2 u. 3 ist doch entschieden zu vergleichen mit den lat. Verbis *advenire, convenire etc. in urbem etc.*, und *pono, loco, colloco etc. in loco etc.* d. h. bei solchen Verbis ist die Auffassung im Griech. und Latein. eine andere, als im Deutschen; jene nehmen im ersteren Falle auf den in jenen Verben enthaltenen Begriff der Bewegung Rücksicht und setzen daher *in* c. Acc. (oder den Acc. ohne Präpos. bei Städtenamen), umgekehrt bei den Verben der zweiten Gattung auf den der erlangten Ruhe. Sollte dafür die Bemerkung des Herrn Verf. A. 3: „Bei den Verbis der Bewegung, wie *ἥκειν* etc., wird gewöhnlich statt wo? gefragt wohin?“ ausreichend erscheinen? Eine Syntax der griech. Sprache gehört für Secunda und Prima. — S. 116 u. 117. § 152 (Optativ) u. § 154 etc. (Conjunctiv) hätte Vergleichung des Conjunctivs im Griech. mit dem Conj. der Präsentia, des Optativs mit dem Conj. der Präterita im Lat. vielfach zu einer klareren Auffassung der Bedeutung dieser Modi gedient, wenn auch diese Vergleichung sich nicht überall anwenden läfst. Doch fügt Ref., um nicht falsch verstanden zu werden, hinzu, dafs er keineswegs jedesmal eine ausdrückliche und vollständige Anführung ähnlicher oder gleicher Erscheinungen in der verwandten Sprache verlangt, sondern nur eine Andeutung, ganz kurze Hinweisung, die schon im Ausdruck liegen oder mit einem Worte gegeben werden kann, wie im ersten Falle § 12 *λέγω* (*dico*): oder (so *dico* im Latein.). — Es werden sich wohl späterhin noch einige ähnliche Bemerkungen machen lassen, auch darüber, wie aus dieser Rücksicht manche sprachliche Erscheinung im Griechischen sich besprochen findet an einer Stelle, an der man sie nicht erwartete.

Doch will jetzt Ref. mehr in das Einzelne gehn und nach denjenigen Anforderungen, welche gewöhnlich an eine gute Schulgrammatik gestellt werden, die vorliegende prüfen. Zu solchen gehört namentlich, dafs die Erklärungen richtig und passend ge-

geben, die Regeln klar, deutlich und doch möglich kurz gefafst sind, damit sie sich auch dem Gedächtnisse leicht einprägen lassen. Die ersten Paragraphen über den Gebrauch des Artikels möchten sich durch ihre einfache und klare Fassung empfehlen, wenn man nicht in § 1 in den Worten „der Artikel war ursprünglich demonstratives Pronomen und erscheint als solches noch in folgenden Fällen“ an dem noch Anstofs nehmen müfste, da nirgends, auch nicht in dem Vorworte, angegeben ist, dafs in dieser Syntax nur der attische Gebrauch berücksichtigt werden solle; es soll aber wohl jenes noch soviel als attisch heifsen. — Aber gleich zu Anfang über die Lehre vom Accusativ § 21 u. ff. finden wir Erklärungen und Regeln, die nicht befriedigen können. Wie gehört z. B. § 21 zur Erklärung des Accus. die unmittelbar (nicht etwa in einer Anmerkung, sondern mit gleichen Lettern) angeschlossene Bemerkung: „Bei der Verwandlung des Satzes ins Passiv wird der Accusativ Nominativ, und das Subject des activen Satzes kommt in den Genitiv mit *ὑπό*, z. B. *στρατηγὸς ᾐρέθη ὑπ' Ἀθηναίων* — —; *ἑάλω ὑπὸ ἀπορίας* er wurde von Verlegenheit ergriffen“. Es wird also kein Unterschied gemacht, ob das Subject eine Person, lebendes Wesen etc., oder ein sachlicher Begriff ist. — Daran schliefst sich unmittelbar § 22: „Folgende Verba sind immer transitiv und regieren daher den Accusativ: *ὠφελεῖν* oder *ὀνινάναι* nützen etc., etwa die Verba, welche abweichend vom Deutschen den Accus. regieren, natürlich weil sie der Grieche transitiv auffafst.“ Warum wird dieser Unterschied nicht bemerklich gemacht? warum nicht sonst ebensogut andere transitive Verba (wie *τάσσειν* etc.) aufgeführt? Dann werden in einer Anm. noch elf andere Verba als transitive zu merken aufgeführt; und in § 23 viele intransitive Verba, welche auch die transitive Bedeutung annehmen und dann den Accusativ regieren. Es soll gegen die Richtigkeit im Einzelnen kein Bedenken erhoben werden, aber wie sollen solche Regeln gelernt werden? Und doch sollen sie nicht ein blofses Verzeichnifs bilden, das man erforderlichen Falls ernst nachschlagen soll: warum daher nicht gewisse Kategorien aufstellen, wie in andern Grammatiken, nach denen sie leichter gemerkt werden können. — S. 19 § 24, Anm. 2 ist Ungleichartiges zusammengestellt, auch Gewöhnliches nicht von Seltenem oder gar Zweifelhaftem geschieden, z. B. *ἀγγελίαν ἰέναι* als Bote gehen; *στάδιον τρέχειν*. — Zu § 25: „Ein (erklärender) Accusativ wird oft zu Adjectivis oder intransitiven (oder passiven) Verben gesetzt, um eine nähere Bestimmung oder Beschränkung derselben zu bezeichnen, wo man im Deutschen sagt in Ansehung, in Hinsicht auf, an, nach (Accus. graecus)“ sei es Ref. gestattet, eine Bemerkung aus L. Fr. v. Nägelsbach's trefflicher Gymnasial-Pädagogik S. 32 zu citiren: „,. . . die Antworten der Schüler sind auch genau zu controliren; es ist ungemein schwer, durch solche Controle endlich gute und ordentliche Antworten zu ernöthigen. Vor allem dulde man keine unbestimmten Antworten, z. B. wann steht *quin*? «Nach negativen Ausdrücken», oder: was haben wir in *καλὸς τὸ σῶμα* für

einen Accusativ? «Den Accusativus graecus». Das ist baarer Unsinn." — Unter diesen Accus. graecus werden dann auch in Anm. 1—4 in äufserlicher Aufzählung — ohne nähere Unterscheidung und Erklärung — Constructionen zusammengestellt, die alle einen Accus. enthalten, sonst aber vielfach ganz verschieden sind, z. B. *ἰσχυρὸς τὸ σῶμα, τάφρος ἦν τὸ μὲν εὖρος ὀργυιαὶ πέντε* etc., *πάντα ἐναντιοῦμαί σοι, τί σοι χρῶμαι; τὸ σὸν μέρος, τὴν ταχίστην* (sc. *ὁδόν*). — In § 32 (S. 27) werden durch 37 Zeilen hindurch Verba aufgeführt, bei welchen der Dativ als Beziehungscasus steht a) theils neben einem Accus. bei vielen transitiven Verbis, b) theils bei zusammengesetzten Ausdrücken, c) theils bei vielen intransitiven Verbis, d) theils bei unpersönlichen Verbis: wozu eine so massenhafte Aufzählung, selbst wenn sie vollständig wäre, was sie nicht ist? — § 33 lautet: „Bei den mit Präpositionen *ἐν, ἐπί, σύν*, seltner bei den mit *ἀντί, διά, παρά, περί, πρός* und *ὑπό* zusammengesetzten Verbis steht das Wort, auf welches sich die Präposition bezieht (doch wohl der Begriff, der durch diese Zusammensetzung dem Verbo gegeben oder modificirt ist?), im Dativ, jedoch wird die Präposition in der Regel wiederholt oder auch eine gleichbedeutende gesetzt, wenn ein örtliches oder mehr äufserliches Verhältnifs bezeichnet wird." Sodann werden unter a) in 12 Reihen transitive, unter b) intransitive Verba als Beispiele hiezu aufgeführt. — S. 31 § 34 werden „Verba, welche zum Theil bei verschiedener Bedeutung verschiedene Constructionen haben" in 29 Reihen aufgezählt; S. 36 § 43, 7 in 15 Reihen Dative, welche die Art und Weise, wie und die Umstände, unter denen etwas geschieht, bezeichnen. Sehr viele verstehen sich, wenn einmal der Dativ der Art und Weise angegeben ist, ganz von selbst — und doch wird die Reihe zuletzt mit einem „u. a." geschlossen.

Es liefsen sich wohl noch mehr Beispiele anführen von einem Mangel an präciser, scharfer und daher auch für das Erlernen geeigneter Fassung der Regeln; indefs erscheint es noch wichtiger, auch dafür Belege beizubringen, dafs die Auffassung des Verf. von grammatischen Verhältnissen nicht genau, selbst nicht ganz richtig ist, mindestens nicht in dem gewählten Ausdruck. So ist sicherlich in § 4, A. 3, S. 4 *εἰς τὴν κώμην* nicht unmittelbar mit *ἡ κατάβασις*, sondern mit *ἐγένετο* zu verbinden, sonst würde gewifs geschrieben sein *ἡ εἰς τὴν κώμην κατάβασις*. Es ist dies wichtig für die grammatische Auffassung; hinsichts der Bedeutung wird es in diesem Satze nicht viel ausmachen. Der S. 9, § 10, A. 1 angeführte Gebrauch kommt vor, doch nicht oft, sondern nur zuweilen, mit Ausnahme des fast zu einem adjectivischen Begriffe gewordenen *ἔστιν οἵ*, welches deshalb auch wie ein Adjectiv (*ἔνιοι, τινές*) durchdeclinirt und selbst von den Bestimmungen der Zeit und des Modus unabhängig gebraucht wird. — Die Bemerkung in § 24, A. 1, S. 19: . . . „doch finden sich auch Substantiva ohne allen Zusatz in stehenden Redensarten" gründet sich zwar auf Beispiele, wie auch solche hinzugefügt sind; es hätte aber gerade recht betont werden müssen, dafs die

blofse Hinzufügung eines Substantivs zu einem Verbo desselben Stamms, wie *πόλεμον πολεμεῖν*, unstatthaft wäre, dafs eine nähere Bezeichnung desselben, wenn auch nur durch den Artikel wesentlich ist, wo sie fehlt, als Ausnahme zu bezeichnen oder dieselbe aus allgemein bekannten Verhältnissen zu entnehmen ist, wie denn schon im Plural eine solche enthalten sein kann (mehrere), wie Aristoph. Wesp. 414 *«χρή με δικάζειν δίκας»*; dagegen ist *δίκην δικάζειν* zu bezweifeln, und wenn es wirklich an einer Stelle eines Classikers vorkommen sollte, nach dem besonderen Grunde zu fragen, wie denn *λῆρον ληρεῖν* wohl Aristoph. (Thesmoph. 880) zur Erhöhung der Komik sagen kann. In eine Schulgrammatik gehören aber solche Ausnahmen durchaus nicht. — Warum ist § 29: „Der Accusativ steht, wie im Deutschen, bei Verbis, um das Mafs einer Bewegung oder Entfernung zu bezeichnen, auf die Frage: wie weit? in welcher Entfernung von? (besonders bei den Verbis *ἀπεῖναι, ἀπέχειν, διαλείπειν*)" nicht zu dem Accus. der Raumbestimmungen gefügt, wohin er gehört? — In § 36: „Beim Passiv, besonders beim Perf. Pass., steht die Person, von welcher etwas gethan wird, oft im Dativ statt mit *ὑπό* im Genitiv" ist jedenfalls der Gebrauch des Dativs beim Passiv zuweit ausgedehnt; nach dieser Angabe wird der Schüler wenig Unterschied zwischen dem Dativ und *ὑπό* c. Genit. beim Passiv machen und zu manchen falschen Vorstellungen kommen. — Wie pafst § 37 „der Dativ vertritt ferner im Griechischen in mehreren Fällen den lateinischen Ablativ" zu der in § 31 gegebenen Erklärung des Dativs: „Der Dativus ist der Casus des entfernteren (betheiligten) Objects"? Wenn auch jede Angabe *für sich* richtig ist, so reicht doch das für den grammatischen *Unterricht* nicht aus; derselbe kann doch nicht in der Zusammenstellung von einzelnen, unter sich gar nicht zusammenhängenden oder gar theilweise scheinbar sich widersprechenden Erscheinungen bestehen? Es müssen doch aus dem Grundbegriff einer Kategorie, also hier eines Casus, die verschiedenen Anwendungen und Gebrauchsweisen abgeleitet werden. So fehlt auch für den Genitiv § 44 S. 37 eine solche Erklärung. Auch dürfte der Zusatz, der dort zu dem von einem Substantiv abhängigen Genitiv gemacht ist: „so dafs beide nur eine Vorstellung ausmachen" nicht überall anwendbar sein, z. B. *ἀγαθῶν νομοθετῶν εὑρήματα, Λυσίου λόγος* etc. — S. 54 § 66, 3 „*σύν* von dem, was man bei und an sich trägt: mit, in, z. B. *σὺν ὅπλοις, σὺν μαχαίρᾳ μάχεσθαι*" giebt nicht die rechte Erklärung dieser — überdiefs gewöhnlich nur dichterischen — Verbindung. Nämlich aus dem Begriffe des Beisammenseins entwickelt sich der des Beistandes, z. B. *σὺν θεοῖς* mit Hülfe der Götter, und so bei Sachen der des Instrumentes = mit Hülfe des Schwertes = mit dem Schwerte, z. B. *πλοῦτον σὺν αἰχμῇ κτήσασθαι* Aesch. Pers. 741. — S. 73 § 85. Ueber Wiederholung der Präposition bei mehreren Substantiven und auch in der Apposition vollständig und richtig bis auf 3, A. 3 zu Ende, wo es heifst: „Häufiger fehlt die Präposition bei dem zweiten Substantiv, besonders bei copulativer Verbindung, bei

einer Vergleichung mit ὡς, ὥςπερ, wenn sie vorhergeht etc. Wenn nämlich die mit ὡς und ὥςπερ hinzugefügten Vergleichungen vorangehen, so fehlt die Präposition bei dem zweiten Substantiv nach ὡς; sie wird aber nach ὥςπερ gewöhnlich wiederholt, z. B. Xen. Cyrop. 1, 6. 5 „*Ὡς πρὸς φίλους ὄντας μοι τοὺς θεοὺς οὕτω διάκειμαι*". Dagegen Plat. Phädon 67, c. „*Μόνη καθ' αὑτὴν ἐκλυομένη ἡ ψυχὴ ὥςπερ ἐκ δεσμῶν ἐκ τοῦ σώματος*"; so auch 84, e. und 115, b. — S. 78 § 91 handelt über die Verbindung der Verba *τυγχάνω*, *λανθάνω* etc. mit dem Particip: warum also nicht zu jenem Abschnitte gerechnet? Die einzelnen Angaben, auch der Unterschied zwischen *φαίνομαι ποιεῖν* und *ποιῶν*, *ἄρχομαί τι ποιεῖν* und *ποιῶν* richtig, doch fehlt die Angabe über die Bedeutung von *ἄρχω* mit dem Particip, z. B. *ἄρχω ἀδικῶν* ich thue zuerst Unrecht = bin der erste, der Unrecht thut. — S. 79 § 94 —96 werden die einzelnen Casus des Inf. mit dem Artikel noch einmal erklärt, wodurch der Schein erweckt werden kann, als wären diese Verhältnisse andere, als bei den gewöhnlichen Subst., während es doch dieselben sind. — Nach § 97, 2 S. 82 erscheint es, als ob nur der Plural *τὰ μέλλοντα*, *τὰ παρόντα* die Zukunft, die Gegenwart bezeichnen könnte; doch auch *τὸ μέλλον* und *τὸ παρόν* kommt vor, natürlich mit Unterschied in der Bedeutung nach dem Numerus. — S. 86 ist § 103, 1 richtig, nicht so 2) „Die reflexiven Pronomina werden gebraucht, wenn das Pronomen bei einem Infinitiv, Particip oder sonst abhängigen Satze, welcher den Gedanken, die Vorstellung, die Absicht oder den Grund des Subjects im regierenden Satze ausdrückt, steht und sich auf dieses Subject zurückbezieht". Zwar wird diese Bestimmung (die für das Lateinische seine Berechtigung hat) durch § 108 einigermafsen beschränkt, aber weder genügend, noch auch recht klar. Vielmehr ist *ἑαυτοῦ*, *ἑαυτῷ* etc. nothwendig nur zu setzen, wenn sich, wie § 107, 1 richtig angegeben, das Pronomen auf das Subject desselben Satzes zurückbezieht, in dem es steht; aber bei einem Infin., Part. und sonst abhängigen Satze können ebenso gut die Casus obliqui von *αὐτός* eintreten. Theils entscheidet hierüber der Wohlklang und die Deutlichkeit, theils hängt die Entscheidung davon ab, ob ein Gegensatz gemacht ist; im letzteren Falle mufs *ἑαυτοῦ* stehen, z. B. Xen. Agesil. 5, 3 „*Κάλλιον εἶναι Ἀγησίλαος ἐνόμιζε τὴν στρατιὰν ἢ ἑαυτὸν πλουτίζειν*", dagegen ebend. 6, 4 „*Ἀγησίλαος τοὺς στρατιώτας ἅμα πειθομένους καὶ φιλοῦντας αὐτὸν παρεῖχεν*". Xen. Mem. 3, 2, 23 „*Οἱ πολῖται στρατηγοὺς αἱροῦνται τούτου ἕνεκα, ἵνα αὐτοῖς ἡγεμόνες ὦσιν*". — S. 87 u. 88 § 110 über den Eintritt des Artikels für das Pronomen possessivum, sowie über Weglassung des Artikels bei gewissen Substantiven, die auf eine bestimmte Person sich beziehen, gehört doch sicherlich nicht zur Lehre von dem Pronomen, sondern vom Artikel. — Die S. 90 § 112 gegebenen Erklärungen von *ὅδε*, *οὗτος*, *ἐκεῖνος* möchten leicht zur Verwirrung führen und nicht mit den zu § 111 gemachten Zusätzen stimmen. Es ist namentlich die Grundbedeutung von *ὅδε*, *οὗτος*, denen sich die hier fehlenden *τοιόςδε* und *τοιοῦτος* anschliefsen, und *ἐκεῖ-*

νος nicht bestimmt und klar vorausgestellt; die Ausnahmen von derselben mufsten dann angeschlossen und erklärt werden, am besten in Anmerkungen. So, wie es hier geschehen, ist Beides ohne Klarheit untereinander gemischt. — S. 96 u. 97 § 124, 2 u. 3 sind die Fragen in Begriffsfragen und in Satzfragen unterschieden: „Die Begriffsfragen sind solche, in denen man nach einem einzelnen durch ein interrogatives Pronomen oder Abverb bezeichneten Begriffe fragt. — Die Satzfragen sind solche, in denen man die Bejahung oder Verneinung des ganzen in Frage stehenden Satzes verlangt". Wie läfst sich eine solche Eintheilung rechtfertigen? Es kann natürlich nach jedem der verschiedenen Theile eines Satzes gefragt werden, nach dem Subject, Object, Prädicat etc., aber es ist doch stets der ganze Satz dabei zu denken. Daher auch nur eine Eintheilung der Fragen 1) in directe und indirecte (§. 124, 1.), 2) in einfache und Doppelfragen einen logischen Grund hat. — S. 101 § 131 A. 3 sind die Verba activa, welche eine passive Bedeutung haben und deshalb mit *ὑπό* etc. construirt, mit einem z. B. eingeleitet; es sind aber die so vorkommenden sämmtlich aufgeführt. — S. 101 § 132 u. 133 enthalten Erklärungen über das Medium, die man an sich als richtig bezeichnen kann, die jedoch nicht ausreichen, um das Wesen des Med. zur klaren Anschauung zu bringen. So tritt in der Uebersetzung mit sich *ἀπέχεσθαι* sich enthalten etc. der Unterschied des Med. von dem Activ mit dem Reflexiv im Accus., d. h. sobald es wirkliches Object eines transitiven Verbums ist, nicht verständlich hervor, wie es denn für jene Construction nicht eintreten kann, z. B. *ἀποχείνειν ἑαυτόν, ἐπαινεῖν ἑαυτόν* etc. — S. 103 § 134 u. 135 sind die Verbaladjectiva unter die *Genera des Verbi* gestellt: sie gehören aber zu den Participialien.

Von S. 104 § 136 an wird über die Tempora des Verbi gehandelt. Die in § 136 aufgestellte Erklärung von der Bedeutung des Aorist wird durch die Anmerkung fast wieder aufgehoben, wie auch fälschlicher Weise § 139, 2 ein Gebrauch des Aorist angeführt wird, der dem Wesen desselben nicht entspricht. Der Aorist ersetzt niemals das Perfectum etc., wohl aber kann eine und dieselbe Handlung sowohl absolut (Aorist), als auch relativ (Perf., Plusqpf. etc.) aufgefafst und daher durch das eine oder andere Tempus bezeichnet werden, indefs immer mit Unterschied der Bezeichnung. Aufserdem ist festzuhalten, dafs in den übrigen Modis die Bedeutung des Aorist nicht so entschieden hervortritt, als im Indicativ. — Zu A. 3 S. 107 möchte Ref. fragen, wo das Perfectum in der Bedeutung des gnomischen Aoristes vorkommt; Beispiele sind nicht angeführt. Hat auch hier eine Einwirkung des lateinischen oder deutschen Perfects stattgefunden? Aehnlich wird die Bedeutung des Indic. Aorist. mit *ἄν* S. 107 A. 4, welche zuerst richtig gegeben ist, durch die Zusammenstellung mit dem Impf. und *ἄν* wieder verdunkelt; gerade der Unterschied zwischen beiden Constructionen gemäfs der Grundbedeutung beider Tempora mufste scharf hervorgehoben werden. Der Ind. Aor. bezeichnet den einzelnen Fall, das Impf. die Wiederholung oder

das Fortlaufende desselben Falles; die Uebereinstimmung ist also nur scheinbar und besteht allein darin, dafs in beiden Constructionen mehrere Fälle als hintereinander vorgekommen angegeben werden. — S. 108 A. 1 sind die Impf. ἧκον, ἐνίκων etc., als scheinbar für Aoriste gebraucht, zu erklären aus der Bedeutung derselben: es soll nämlich die Handlung als in ihren Folgen noch fortdauernd bezeichnet werden, was sich am deutlichsten in ἐνίκων (ich war und blieb Sieger) im Gegensatz zu ἐνίκησα zu erkennen giebt. Dagegen ist ἔφην wirklicher Aorist, während ἔλεγον, ἐκέλευον ihre Erklärung in dem jedesmaligen Zusammenhange haben.

S. 112 § 147. „Modi des Verbi". An die Spitze der Erklärung über die Modi wird folgender Paragraph gestellt: „Zur Bildung der Modi in Hauptsätzen wird auch die Partikel ἄν (episch κέ) etwa, wol verwendet. Dieselbe bezeichnet stets, dafs der Inhalt der Vorstellung des Subjects als wirklich gesetzt und von bestimmten Umständen abhängig gedacht wird. In Hauptsätzen verbindet sich ἄν in der Regel nur mit dem Indicativ eines Präteritum und mit dem Optativ des Präsens (Perfect) und Aorist, und steht nie am Anfange, sondern immer nach dem betontesten Worte des Satzes etc." Wie stimmt diese Erklärung der Partikel ἄν mit ihrem Wesen, wie mit den Erklärungen derselben durch die namhaftesten Grammatiker, wie Krüger, Bäumlein etc.? Werden durch diese Partikel die Modi in Hauptsätzen gebildet? Jeder Modus hat seine bestimmte und wesentliche Bedeutung; diese ist ganz unabhängig von der Partikel ἄν, steht ohne dieselbe fest; wohl aber kann durch die Hinzufügung der Partikel ἄν die Bedeutung des Modus etwas modificirt werden; diese Modificirung, welche der Bedeutung der Modi durch die Hinzufügung von ἄν gegeben wird, mufste deutlich angegeben werden. — Ferner erscheint es nach diesem Paragraphen, als ob ἄν nur in Hauptsätzen stände, während es doch in Relativsätzen, in Sätzen mit ὅτι (Opt. c. ἄν), in Bedingungssätzen ἐάν (εἰ — ἄν), Temporalsätzen ὅταν (ὅτ' ἄν) etc. steht.

S. 112 § 148, 1. Obwohl es richtig ist, dafs der von Verbis, welche eine Nothwendigkeit, Möglichkeit etc. bezeichnen, abhängige Begriff nicht als wirklich eintretend oder eingetreten zu denken ist, so liegt doch darin nicht der wesentliche Unterschied des Griechischen vom Deutschen: vielmehr der Grieche (wie der Lateiner) giebt objectiv an „die Nothwendigkeit war (oder ist — es kann auch das Präsens so gebraucht werden) da oder vorhanden", ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie in dem einzelnen Falle von dem jedesmaligen Subjecte beachtet und zur Geltung gebracht ist; im Deutschen wird gerade dies bezeichnet, dafs die Wirklichkeit nicht eingetreten ist (eine Pflicht nicht erfüllt ist oder wird), daher der Conjunctiv gesetzt. Daher Demosth. 8, 1 „Ἔδει τοὺς λέγοντας ἅπαντας μήτε πρὸς ἔχθραν ποιεῖν λόγον μηδένα μήτε πρὸς χάριν — alle Redner hätten weder z. F. noch z. G. ihre Worte einrichten (reden) sollen (so war ihre Pflicht, sie haben es nicht gethan). So auch für die Gegenwart

δεῖ σε τιμᾶν τοὺς γονέας heifsen kann: „du solltest deine Aeltern ehren", wenn z. B. vorangegangen wäre *οὐ τιμᾷς τοὺς γονέας, ὡς δεῖ* — oder ein ähnlicher Gedanke aus dem Zusammenhange sich ergiebt. — S. 114 § 150 ist das Präteritum mit *ἄν* nur aus den conditionalen Verhältnissen zu erklären, hätte also dort angeschlossen werden sollen. — S. 117 § 153 A. 3: „Bei Dichtern steht der Optativ mit *ἄν* auch als Wunsch, namentlich mit *πῶς* etc., z. B. *πῶς ἂν θάνοιμι;* o möchte ich doch sterben!" Wenn auch zuzugeben, dafs ein Wunsch hierin ausgedrückt sein kann, wie es in einer Stelle des Sophokles der Fall ist, so ist und bleibt die eigentliche Bedeutung doch diese: „wie könnte ich wohl sterben!" Diese Ausdrucksweise läfst aber den Wunsch errathen.

S. 117 § 154. „Der Conjunctiv bezeichnet im Griechischen eine nur in Aussicht stehende Wirklichkeit". Wer sollte wohl darin das Wesen des Conjunctivs erkennen? — S. 141 § 189. „Die Conditionalsätze stehen: 1) mit *εἰ* im Indicativ aller Tempora, wenn die Annahme (die im Conditionalsatze enthaltene Voraussetzung) als wirklich dargestellt wird und sich auf einen einzelnen Fall bezieht". Wozu der in den letzten Worten enthaltene Zusatz? Kann sich die Bedingung durch *εἰ* c. Ind. Praes. nicht auf eine Wiederholung in der Gegenwart beziehen, z. B. Soph. Phil. 49 *εἴ τι χρήζεις, φράζε*" kann ebensogut einen mehrmals vorkommenden Wunsch bezeichnen, als *ὅταν χρήζῃς* zunächst auch nur einen einzelnen Fall bezeichnet, der sich jedoch wiederholen kann. — S. 143 u. 144 § 189, 4. „*εἰ* mit dem Indicativ eines Präteritum, wenn die Annahme zugleich negiert wird, wenn man also sagt, dafs die Bedingung nicht *stattfinde* (Imperfect), oder nicht stattgefunden habe (Aorist *oder* seltner Plusquamperf.) — unwahre Conditionalsätze; im Nachsatz steht der Conditionalis (§ 151)." Dieser Satz ist richtig bis auf den Ausdruck „unwahre Conditionalsätze": wenn schon die Bezeichnung „unwahre Bedingung" für „nicht wirkliche Bedingung" (eine Bedingung, die als nicht wirklich bezeichnet wird) auf einer philosophischen Terminologie beruht, die an sich ihre Bedenken hat, jedenfalls nicht in die Grammatik hätte übertragen werden sollen, so ist die hier davon gemachte Anwendung ganz offenbar falsch, denn ein Satz, wie Plat. Apol. 31, d „*Εἰ ἐγὼ πάλαι ἐπεχείρησα πράττειν τὰ πολιτικὰ πράγματα, πάλαι ἂν ἀπολώλη*" ist doch kein unwahrer, enthält doch sicherlich eine wahre Behauptung; nur die Bedingung, unter der der Hauptsatz aufgestellt wird, ist als nicht wirklich bezeichnet (und daher fällt natürlich auch der Hauptsatz); alles Vergangene aber, als Bedindung aufgestellt, mufs als nicht wirklich erscheinen; sonst würde es aufhören, Bedingung zu sein. — S. 163 § 214, sowie S. 165 § 217 werden in grofser Ausführlichkeit alle Arten der Relativsätze einzeln aufgeführt, in denen dieselbe Construction, wie in Hauptsätzen, gebräuchlich ist: es wäre doch sicherlich hinreichend gewesen, diese Regel als die allgemeine hinzustellen („die Modi in Relativsätzen sind im Allgemeinen dieselben, wie in directen oder Hauptsätzen"), und dann die besonderen Constructio-

nen anzureihen. — S. 168 § 219, 2 A. b. „Oefter bedeutet καὶ zu Geringerem herabsteigend „auch nur", z. B. καὶ μετρίως." Es läfst sich in diesem Beispiele „καὶ μετρίως auch nur mäfsiger Weise" übersetzen; aber das nur ist aus μετρίως zu entnehmen, nicht aus καί, das stets steigert, hier das geringe Mafs.

Hinsichtlich der öfter wenig begründeten Anordnung sind gelegentlich schon einige Bemerkungen gemacht, z. B. über § 134 u. 135. Es liefsen sich dieselben leicht vermehren: wie gehört z. B. der Infin. absol. § 186 in den Redensarten ὀλίγου δεῖν etc. unter die Consecutivsätze mit ὥςτε? Wie die in § 188, 2 u. 3 gegebenen Bestimmungen über die Tempora und Modi zu der Lehre von den Conditionalsätzen? Dagegen wäre umgekehrt der § 150 S. 114 erwähnte Gebrauch der Präterita mit ἄν, der sich nur aus den conditionalen Verhältnissen erklären läfst, auch dort anzuschliefsen gewesen. Ferner gehört der in § 155. Anm. an sich richtig angeführte Gebrauch von ὅπως und ὅπως μή mit der 2. und 3. Person des Indic. Fut. nicht zur Lehre vom Conjunctiv; desgl. § 157 über μὴ οὐ c. Ind. Fut. oder Conj. Aor. Ebenso gehört § 160 A. 2 zur Enallage der Personen, aber nicht zum Imperativ, worunter es gestellt ist; denn diese Erscheinung kommt nicht blofs beim Imperativ, sondern auch bei andern Modis vor. — Meistentheils lassen sich diese nicht der streng grammatischen Methode folgenden Anordnungen erklären aus dem Streben des Herrn Verf., die für die deutschen Wendungen geeigneten gleichartigen griechischen zusammenzustellen, wie man überhaupt die ganze Methode des Herrn Verf. so charakterisiren könnte: „er habe eine praktische Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische geben wollen". Dadurch allein läfst sich Manches in der Anordnung (vgl. noch S. 174 § 227—229; S. 155 § 202 u. § 172, § 224 etc., § 203 etc.), sowie auch in der Fassung der Regeln erklären. Für einen solchen Zweck bietet auch dies Buch manche gute und brauchbare Bemerkung und Anweisung. Doch wird man immer zwischen einer Syntax der griech. Sprache und einer solchen Anleitung wohl zu unterscheiden haben.

Bei der Anzeige des zweiten Buches kann sich Ref. kürzer fassen (vgl. die Anzeige im Juniheft 1863. D. R.); es ist dies die fünfte Auflage eines in der ersten Auflage bereits im Jahre 1823 erschienenen Werkes. In der Formenlehre hat der Hr. Verf. besonders darauf Bedacht genommen, dafs für die epischen Formen die neueste Ausgabe der homerischen Gedichte von Immanuel Bekker (1858) berücksichtigt wurde. In der Syntax sind überall, wo es passend schien, die Beispiele vermehrt worden. — Von Einzelheiten sei nur Folgendes bemerkt: S. 273 § 344 wird eine Bemerkung vermifst über Wiederholung oder Auslassung der Präpositionen bei den folgenden Substantiven, namentlich in der Apposition und in Vergleichungen, die mit ὡς und ὥςπερ eingeleitet sind. — S. 285 § 365 A. 2 ist, wie die Vorrede sagt, nur aus Versehen stehn geblieben; sie hat ganz fortgelassen werden

sollen. Ref. würde weder das Letztere, noch auch die Fassung der Anm. billigen: „Bei einem Futurum Indicativi steht *ἄν* und bezeichnet eine künftige Handlung, die unter einer Voraussetzung (bedingt) stattfinden wird, wobei es sich durch wahrscheinlich, wohl übersetzen läſst". Diese Fassung billigt Ref. darum nicht, weil, abgesehen von dem epischen Gebrauche von *ἄν* und *κέ*, die Verbindung des *ἄν* c. Ind. Fut. sich auf einzelne Fälle beschränkt, diese Beschränkung aber in jener Fassung nicht bezeichnet ist. Ref. hält aber andrerseits diesen Gebrauch für wichtig genug, um ihn auch in einer Schulgrammatik zu erwähnen, nicht wegen der einzelnen Fälle, die etwa dem Schüler in der Lectüre der Classiker (namentlich bei Plato und Thukyd.) vorkommen können, sondern weil die Verbindung des *ἄν* mit dem Indicativ des Futurs, während *ἄν* mit dem Indic. des Präsens und Perf. verbunden wird, einen sehr wichtigen Beitrag für die Bedeutung dieser Partikel gewährt. Die Bestimmtheit des in der Gegenwart Bestehenden (Präs. oder Perf. als *Praesens rei perfectae*) widerspricht der in *ἄν* liegenden Bedingtheit und Abhängigkeit von gewissen Umständen; dagegen weil der Eintritt des Zukünftigen, das modal bestimmt d. h. mit dem Indicativ ausgesprochen werden kann, doch noch immer von gewissen Umständen abhängig sein kann, so kann auch *ἄν* mit dem *Indic.* des Fut. verbunden werden; es wird dadurch der Eintritt *einer* Handlung oder eines Ereignisses nicht mit gröſserer Bestimmtheit oder Wahrscheinlichkeit ausgesprochen, im Gegentheil *als* noch von gewissen Umständen abhängig, daher als weniger *gewiſs* hingestellt. — Wiewohl sich — der Natur der Sache nach — *diese* Verbindung nur auf einzelne Fälle beschränkt, so würde es doch weder von einer besonnenen Kritik zeugen, die noch vorhandenen Stellen durch Emendation zu entfernen, noch von einer verständigen Interpretation, die Part. *ἄν* durch eine gezwungene Erklärung auf ein anderes Wort, als den Indic. des Futurs, zu beziehen. — Es steht erstlich fest, daſs der Auffassung der Griechen die Verbindung von *ἄν* (*κέν*) nicht widerstrebte, wie dies die Beispiele bei Homer deutlich zeigen; es finden sich einzelne Stellen, in denen bisher noch keine Kritik diese Verbindung zu tilgen vermocht hat, wie Plat. de rep. X p. 615, D. *Οὐχ ἥκει, οὐδ' ἂν ἥξει δεῦρο.* Selbst Thuk. 1, 140, wo jetzt gewöhnlich *σαφὲς ἂν καταστήσαιτε* gelesen wird, haben die besten Handschriften *καταστήσετε.* — Dasselbe gilt von Xenoph. Anab. 2, 13, 5, wo ebenso *μᾶλλον ἂν κολάσεσθε* verdrängt ist durch *μᾶλλον ἂν κολάσαισθε* ohne handschriftliche Autorität. — Bei Isokrates Panegyr. p. 103 und Trapezit. p. 366, d ed. Steph. ist bis jetzt auch noch der Indicativ geblieben *ἐξέσται ἄν* und *ῥᾳδίως γνώσεσθε ἄν*, wo sich nicht so leicht durch Emendation ändern läſst. — Und warum hat man denn Stellen, wo *ἄν* mit Part. Fut. steht, unangetastet gelassen, z. B. Xen. Mem. 2, 2, 3 „*Αἱ πόλεις ἐπὶ τοῖς μεγίστοις ἀδικήμασι θάνατον ζημίαν πεποιήκασιν ὡς οὐκ ἂν μείζονος κακοῦ φόβῳ τὴν ἀδικίαν παύσοντες*" oder mit dem Infin. Fut. Xen. Anab. 2, 3, 18 „*Οἶμαι ἂν οὐκ ἀχαρίστως μοι ἕξειν οὔτε πρὸς*

ὑμῶν οὔτε πρὸς τῆς Ἑλλάδος ἁπάσης". Part. und Infin. mit *ἄν* stehen doch nur so in abhängigen Sätzen, dafs man sie in unabhängigen Sätzen auflösen kann in *ἄν* mit dem entsprechenden Modus; da nun aber Optat. Fut. mit *ἄν* nicht vorkommt, so bleibt in diesen beiden Fällen nichts anderes übrig, als die Auflösung mit *ἄν* und dem Indic. Fut. — Mit der zweiten Art, die Verbindung des *ἄν* mit dem Indic. Fut. zu beseitigen, nämlich durch anderweitige Verbindung oder Auslegung, kann sich Ref. auch nicht einverstanden erklären, z. B. Plat. Apol. p. 29, C. „*λέγων πρὸς ὑμᾶς ὡς, εἰ διαφευξοίμην, ἤδη ἂν ὑμῶν οἱ υἱεῖς ἐπιτηδεύοντες ἃ Σωκράτης διδάσκει πάντες παντάπασι διαφθαρήσονται*" — durch folgende Erklärung: *ἤδη ἂν ἐπιτηδεύοιεν καὶ εἰ ἐπιτηδεύσουσι (ἐὰν ἐπιτηδεύωσι) διαφθαρήσονται.* Noch weniger wird sich Thuk. 2, 80 zu einer solchen Erklärung gebrauchen lassen „*λέγοντες ὅτι, ἢν ναυσὶ καὶ πεζῷ ἅμα μετὰ σφῶν ἔλθωσιν, — ῥᾳδίως ἂν Ἀκαρνανίαν σχόντες καὶ τῆς Ζακύνθου καὶ Κεφαλληνίας κρατήσουσι*" etc. Denn *ῥᾳδίως* ist nicht von *ἂν* zu trennen und dies wieder nicht von *κρατήσουσιν*, das einer solchen näheren adverbialen Bestimmung hier nicht entbehren kann; das Partic. *σχόντες* ist aber dieser ganzen Construction untergeordnet, weil dies auch hinsicht der Wichtigkeit erst in zweiter Linie steht, die Eroberung von Zakynthos und Kephallenia das Wichtigere ist.

Ref. schliefst an die Recension dieser Grammatik die Anzeige einer Monographie grammatischen Inhalts, mit welcher Herr H. Müller, Stud. philol. auf der Universität Greifswald, seinem würdigen Lehrer, Herrn Prof. Dr. Schoemann, zu seinem funfzigjährigen Jubiläum im Namen der Studenten der Philologie zu Greifswald gratulirt:

Herm. Muelleri de tertia in verbo finito persona, imprimis de verbis impersonalibus, disputatio. Gryphisw. Typis Tr. G. Kunike, Reg. Acad. Typogr. 1863. 34 S. 4.

Der Herr Verf. behandelt hauptsächlich, wie auch der Titel angiebt, die Verba impers., geht aber zur Begründung seiner Ansicht über dieselben aus von der Bedeutung des Verbi, seiner Stellung und Wichtigkeit im Satze, den Personen des Verbi und ihrem Ausdruck in der Form des Verbi, und bahnt sich so den Weg zu einer genaueren Betrachtung der dritten Person des Verbi und der sogenannten Verba impersonalia. Die Arbeit zeugt von einer genauen und eingehenden Kenntnifs der alten Grammatik und Schriftsteller, sowie einer besonnenen Beurtheilung und Benutzung neuerer Grammatiker und Linguisten, namentlich seines durch die Feinheit und den Scharfsinn seiner sprachlichen Forschungen ausgezeichneten Lehrers (Ueber die Redetheile, Opuscula etc.). Der Herr Verf. zieht zur Vergleichung auch das Altdeutsche, Romanische und Hebräische heran und behandelt den gewählten Gegenstand mit einer solchen Wahrheit, Verständigkeit

und einem solchen Geschick, dafs man von seinen ferneren Leistungen auf diesem Gebiete die besten Hoffnungen und Erwartungen zu hegen berechtigt ist.

Putbus. Gottschick.

V.

Griechische Geschichte von Ernst Curtius. Erster Band 1858.[1]) Zweiter Band 1861.

Die griechische Geschichte von Ernst Curtius gehört zu der von der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin veranstalteten Sammlung von Büchern, deren Zweck es ist, die Früchte wissenschaftlicher Forschung auf dem Gebiete der Alterthumskunde über die engern Gränzen der gelehrten Welt hinaus dem grofsen Kreise der Gebildeten überhaupt zugänglich zu machen. Sie darf also bei der Mehrzahl ihrer Leser wohl eine allgemeine wissenschaftliche Vorbildung und wissenschaftlichen Sinn voraussetzen, nicht aber jene genaue und ins Einzelnste gehende Sachkenntnifs, welche eben nur der Philologe und der Historiker von Fach besitzen kann. Daraus erwachsen aber dem Verfasser eigenthümliche Pflichten und Schwierigkeiten.

Denn während der gelehrte Leser bei der Lectüre eines Buches besonders die Forschungen, welche der Fleifs und Scharfsinn eines Fachgenossen ihm bietet, einer genauen und gründlichen Prüfung unterziehen will, sucht der Leser von nur allgemeiner Bildung in derselben Lectüre belehrende Unterhaltung. Jenem sind die Untersuchungen selbst, der beigegebene wissenschaftliche Apparat von eben so grofsem Werthe als die gewonnenen Resultate, diesen interessiren nur die letzteren. Jener nimmt vermöge seines Berufs das Buch von vorn herein mit Interesse in die Hand, das Studium desselben ist ihm eine Pflicht; wenn dieser dasselbe Buch nicht bei Seite legen soll, ehe er es zu Ende gelesen, so mufs der Verfasser es verstehen, seine Theilnahme für dasselbe nicht blofs zu erregen, sondern auch stets lebendig zu erhalten. Der Gelehrte arbeitet zugleich, wenn er liest, die sogenannte gebildete Welt dagegen will unterhalten sein.

Aber diese Unterhaltung wird nur dann eine würdige sein, wenn sie zugleich Belehrung und Bereicherung des Wissens gewährt, wenn sie geeignet ist, wissenschaftliche Erkenntnifs zu fördern und zu verbreiten. Deshalb mufs der Verfasser eines Buches, das nicht blofs für Leser von gelehrter, sondern auch für

---

[1]) Dafs jetzt erst auf den ersten Band des Werkes eingegangen wird, ist weder dem Herrn Referenten noch der gegenwärtigen Redaction zur Last zu legen. Die Red.

solche von allgemeiner Bildung bestimmt ist, nicht nur den Stoff, so weit ihn die Wissenschaft zu Gebote stellt, mit selbstständigem Urtheil beherrschen, sondern er mufs bei der Verwendung dieses Stoffes auch mit um so gröfserer Vorsicht zu Werke gehen, je unbedingter das Vertrauen ist, mit dem die meisten seiner Leser ihm folgen wollen, je weniger sie darauf Anspruch machen, seine Darstellung selbst zu prüfen und zu beurtheilen. Denn auf eine nur nicht ganz über allen Zweifel erhabene Combination oder Hypothese in einem gelehrten Buche folgt bald und unausbleiblich eine Berichtigung oder Widerlegung; in einem besonders für die gebildete Welt bestimmten Werke aber können selbst Irrthümer leicht unbemerkt bleiben und in diese Kreise dann auf lange Zeit falsche Ansichten und schiefe Vorstellungen einbürgern. Dadurch wird aber der beabsichtigte Zweck, die durch die wissenschaftliche Forschung gewonnenen Resultate zu einem Gemeingute aller Gebildeten zu machen, beeinträchtigt. Da ferner die Theilnahme der Leser nur durch eine geschickte Auswahl und kunstvolle Anordnung des Materials rege erhalten werden kann, so mufs auf die Disposition und Gruppirung der Thatsachen eine vorzügliche Sorgfalt verwendet werden. Endlich legt der Gelehrte auf den Stil und die Diction bei weitem geringeres Gewicht als die gebildete Welt, welche auch nach dieser Seite hin ihren Sinn für das Schöne befriedigt wissen will und eine künstlerisch gebildete Sprache verlangt.

E. Curtius hat diese Ansprüche in seiner griechischen Geschichte in hohem Maafse erfüllt. Dafs er seinen Stoff beherrscht, wie dies nur immer möglich ist, bedarf natürlich keines weiteren Nachweises, aber das Material ist auch so vertheilt und so geordnet, dafs der Leser ein höchst anschauliches Bild von der gesammten ebenso mannigfaltigen als reichen Entwickelung der hellenischen Stämme erhält. Ja das ist wohl das Hauptverdienst des Buches, dafs es nicht blofs die Kriegs- und diplomatische Geschichte der Griechen enthält, sondern das ganze Leben derselben nach allen Richtungen hin darstellt. Wir sehen die Griechen im ersten Buche als einen Zweig der grofsen indo-europäischen Völkerfamilie auf der Wanderung in ihre europäische Heimath begriffen, lernen die eigenthümliche Beschaffenheit dieses Landes kennen und lesen von den ersten Versuchen, Staaten zu bilden, so wie von den diesen Versuchen folgenden Wanderungen und Umsiedlungen. In dem 2ten Buche treten die beiden Staaten, welche fortan den Mittelpunkt der gesammten griechischen Geschichte bilden, Sparta und Athen, in den Vordergrund, sie gewinnen Festigkeit und bilden die Verfassung aus, auf der ihre Eigenthümlichkeit, ihre Kraft und Macht beruht. Daneben aber werden wir auch in die Staaten zweiten Ranges und an den Hof der glänzenden Tyrannen von Sikyon und Korinth geführt, folgen den Griechen über das Meer an die Gestade des Pontus Euxinus, nach Sicilien und Unteritalien und sehen, wie sie überall mit jedem neuen Staate gleichsam ein neues Hellas gründen. Da scheint es fast, als würde alles auseinander und in individueller

Besonderheit aufgehen. Aber es scheint nur so, denn sogleich wird nachgewiesen, worin die griechische Einheit wurzelt. Die Schilderung der Kämpfe mit den Barbaren bildet dann den Uebergang zu dem 3ten Buche, mit dem der 2te Theil beginnt und das in 3 Kapiteln die Freiheitskriege, die wachsende Macht Athens und die darauf folgenden Friedensjahre schildert. In dem 4ten Buche endlich wird der peloponnesische Krieg erzählt.

Ueberall wird dabei der Leser zum Zuschauer oder vielmehr zum Theilnehmer an Thaten gemacht, die gleichsam vor seinen Augen ausgeführt werden. Gerade und stetig schreitet die Erzählung vorwärts, nirgends ist ein Stillstand, nirgends sind Umwege. Aufserdem ist die Darstellung reich an neuen Gesichtspunkten und scharfsinnigen Combinationen. So ist z. B. auf die Bedeutung aufmerksam gemacht worden, welche die eigenthümliche geographische Gestaltung von Griechenland, die Strömungen des ägäischen Meeres und der dort herrschenden Winde für die Einwanderung, den Character und die ganze Entwickelung der Hellenen gehabt haben, so wie darauf, dafs den Hellenen von den Phöniciern Weg und Bahn gezeigt worden. Zu den gediegensten Parthieen des Buches gehört ferner das 4te Kapitel des ersten Theiles, in welchem der Verfasser den Einflufs entwickelt, welchen Delphi nach allen Seiten des Lebens hin geübt hat, und das Verständnifs des peloponnesischen Krieges im 4ten *Buche* wird durch die eingehende und lichtvolle Darlegung der Politik der Mittelstaaten, besonders der von Korinth und Kerkyra, in hohem Maafse erleichtert. Endlich macht die edle und natürliche Sprache des Verfassers, welcher ermüdende Breite und allzugrofse Kürze, hohles Pathos und flache Alltäglichkeit gleich glücklich vermeidet, den die Würde seines Gegenstandes und feiner Tact vor solchen Ausdrücken und Wendungen bewahrt hat, die ein nach augenblicklichem Effekt haschender Feuilletonist sich erlauben mag, die aber in einem Buche wissenschaftlichen Inhalts wie Mifstöne klingen, die Lectüre seines Buches zu einem wahren Genufs für den Leser.

Aber wie ein grofses historisches Bild nicht blofs durch die geschickte Composition und Anordnung der einzelnen Gruppen wirkt, sondern nicht minder auch dadurch, dafs die Farben glücklich gemischt, in harmonischer Schattirung je nach der Bedeutung der einzelnen Gegenstände für das Ganze aufgetragen, Licht und Schatten richtig vertheilt werden, ebenso auch ein Geschichtswerk. Auch nach dieser Beziehung hin zeichnet sich die Geschichte von E. Curtius durch treffliche Zeichnungen der Charactere derjenigen grofsen Männer aus, welche seit dem Beginne der Perserkriege die Leiter und Führer ihrer Nation wurden, denen besonders Athen seine Gröfse und seinen Ruhm verdankt. Nicht minder fesselt den Leser durch Lebendigkeit und Anschaulichkeit die Schilderung des spartanischen Lebens (I p. 166 sqq.) und des eigenthümlichen Natürells der Athenienser (I p. 327—328 und II p. 614), so wie die Beschreibung einzelner hervorragenden Lokalitäten, z. B. des ägäischen Meeres und des europäi-

schen Hellas im 1. Abschnitte des 1. Buches, Attikas (I p. 242), des Pontus Euxinus (I p. 336), Delphis (I p. 395). — Anderes dagegen scheint dem Verfasser minder gelungen zu sein.

Jeder wird ja zugeben, dafs wer die ältesten Zeiten irgend eines Volkes, also auch der Hellenen, erzählen will, Hypothesen unmöglich vermeiden kann, aber man darf wünschen, dafs in der Darstellung diese Hypothesen von dem auf sicherer Ueberlieferung Beruhenden stets deutlich und scharf unterschieden werden. Dies hat E. Curtius nicht gethan, seine Erzählung hat vielmehr durchweg denselben Ton, und nur der geschichtskundige Leser wird im Stande sein, überall die Hypothesen auszusondern. In einem Buche aber, das nicht blofs für Historiker und Philologen geschrieben ist, genügt das nicht. Wie geistreich, wie wahrscheinlich auch eine Hypothese sein mag, sie mufs doch als solche markirt werden, mindestens so lange, als sie nicht der allgemeinen Anerkennung sich zu erfreuen hat. Diesen Anspruch aber dürfen nicht alle Kombinationen erheben, die sich hier finden. Gegen die Ableitung des Namens „Hellenen" als des Nationalnamens der Griechen von den „Selloi oder Helloi", „jenen Auserwählten des Volks, welche zu Dodona den Dienst des Zeus verwalteten", ist in den Jahrbüchern für klassische Philologie von Fleckeisen und Dietsch (1860 p. 110) Einspruch erhoben worden. Gegen die Darstellung von der Gründung des spartanischen Staates (I p. 149 sqq.) hat sich Schömann in seinen griechischen Alterthümern (I p. 220 sqq.) ausgesprochen. Selbst die Ansicht über die Ioner, welche ebenfalls Schömann (*animadversiones de Ionibus* 1856), Dunker (griech. Gesch. I p. 24) bekämpft, und der auch Dondorf (die Ioner auf Euböa 1860) nicht unbedingt beipflichtet, ist noch nicht über das Stadium der Hypothese hinaus, obgleich sie mit Recht je länger desto mehr Zustimmung findet. Endlich, um nur dies noch anzuführen, giebt auch die Ansicht Curtius über die „Sage vom Troerkriege" (I p. 108 sqq.) zu mancherlei Bedenken Anlafs. Die Entstehung der Lieder von Agamemnon und Achilleus, welche den Inhalt der Ilias bilden, wird in die Zeit nach der Besitznahme des Peloponnes durch die Dorer verlegt, als jene grofse Rückwanderung hellenischer Stämme von Europa nach Kleinasien stattfand, in der Züge von Aeolern und Achäern auch die Landschaft Troas eroberten. „Hier trotzten die Mauern dardanischer Fürsten, heifst es I p. 108, den Söhnen der Achäer, welche sich vom Pelops und Agamemnon herleiteten. Um aber in dem langsam fortschreitenden Kampfe nicht zu ermatten, stärkten sich die gesangliebenden Achäer durch Lieder von den Thaten ihrer alten Heerkönige und feuerten sich an durch das Andenken an die göttergleiche Heldenkraft des Achilleus. Man pries sie, nicht blofs als Vorbilder, sondern als Vorkämpfer; man sah sie im Geiste auf gleichen Bahnen voranschreiten, man glaubte ihren Spuren zu folgen und das von ihnen erworbene Besitzrecht nur wieder herzustellen." Es ist aus diesen Worten nicht ganz klar, was Curtius meint; aus dem Folgenden geht aber hervor, dafs er nicht etwa an eine frühere Eroberung

Troja's durch Agamemnon und Achilleus denkt, welche später jene abermals um den Besitz desselben Landes kämpfenden Schaaren von Achäern und Aeolern besungen hätten. Man hat vielmehr überhaupt nur „Thaten jener Heroen der Vorzeit“ als den ersten und ursprünglichen Inhalt jener zur Stärkung „in dem langsam fortschreitenden Kampfe“ gesungenen Lieder zu denken Thaten, wie sie in „einer Nachbarfehde um entführte Frauen oder geraubte Heerden zwischen griechischen Stämmen geführt“ vorkommen konnten; Thaten der Art, „dafs sie sich bei jeder ähnlichen Veranlassung wiederholen mufsten“. Dieser Mangel an Originalität in dem ursprünglichen Inhalte jener Lieder hatte dann, behauptet Curtius weiter, zur Folge, dafs dieselben bald Zusätze erhielten, welche Scenen aus den Kriegszügen der Aeoler und Achäer gegen die Troer selbst schilderten, und dafs endlich bei weiterer Verbreitung und in der Ueberarbeitung durch jonische Sänger die Ilias entstand, in der nun eigentlich nicht mehr die Thaten des Agamemnon und Achilleus, sondern die Eroberung von Troas durch die Achäer und Aeoler verherrlicht wird, nur so, als wäre sie unter der Anführung jener sagenhaften Helden ausgeführt worden. Aber mochten auch die Namen des Agamemnon und Achilleus noch so begeisternd wirken, ist es denn denkbar, dafs jene achäischen Sänger zwar was sie selbst und ihre Genossen Grofses und Tapferes ausgeführt hatten, allmählich zum Inhalte ihrer Lieder gemacht, die Namen ihrer wirklichen Führer oder ihre eigenen aber nicht genannt haben, ist solche Selbstverleugnung, solches Vergessen und Verschmähen der wirklichen Helden über sagenhafte Namen wohl glaublich? Auch das zweite Argument Curtius (I p. 109), dafs sich die Abfahrt aus Aulis nicht erklären lasse, wenn ein in Mykenä ruhig herrschender Fürst der Führer des Zuges gewesen wäre, dafs ein solcher vielmehr die Flotte im argolischen Meerbusen gesammelt haben würde, ist nichts weniger als zwingend, denn der Zug gegen Troja, wie ihn die Ilias schildert, ist ebenso sehr eine gemeinschaftliche Kriegsfahrt vieler griechischer Fürsten, als jene Rückwanderung der Aeoler und Achäer; Agamemnon ist in der Ilias nichts als der gewählte Herzog, dessen Ansehen und Anordnungen die übrigen Helden nur freiwillig und deshalb in beschränktem Maafse Folge leisten. Darum haben auch die „Erinnerungen an andere Kämpfe, welche sich durch die troische Sage hindurchziehen, ohne mit der Stadt des Priamos und dem Raube der Helena in Verbindung zu stehen, die weiten Land- und Wasserzüge des Achilleus“ nichts Befremdendes (I p. 109).

Wie aber Curtius die Hypothesen und die beglaubigte Geschichte in demselben Tone erzählt, so hat er mitunter auch zu ideal und zu licht gemalt. So die Königsherrschaft des Minos (I p. 58 sqq.), die Entwickelung einer höheren hellenischen Lebensordnung an den Küsten Kleinasiens und auf den Inseln des Archipelagus (I p. 70); so wird auch Theramenes (II p. 614) wohl zu günstig beurtheilt, trotzdem dafs das Urtheil sich auf die Auctorität des Aristoteles stützt. Ferner fliefsen, so klar auch

übrigens die Zeichnung der Zustände und Verhältnisse ist, an manchen Stellen die Farben gleichsam verschwimmend ineinander. Besonders ist dies der Fall in jener schon erwähnten Stelle I p. 150 sqq., wo die Entstehung des spartanischen Staates geschildert wird. Dort wird behauptet, dafs beide Königshäuser nicht dorischen Ursprungs und die lykurgische Verfassung nichts weniger als rein dorisch gewesen sei, ohne dafs die Einführung der Ephoren unter Theopomp stark und scharf als diejenige Veränderung der Verfassung bezeichnet worden wäre, durch welche dann das dorische Element in Lakonien sich wieder zum herrschenden und den Character des Staates bestimmenden gemacht hätte. Und was Athen und die Staaten zweiten Ranges betrifft, so sind zwar die einzelnen Phasen ihrer politischen Entwickelung lebendig und anschaulich dargestellt worden, aber der Hauptmangel der hellenischen Staaten, die Krankheit, an der sie alle zu Grunde gegangen sind, ist nicht als solche hervorgehoben und zur Basis des ganzen Raisonnements gemacht worden, nämlich die Unfähigkeit der Hellenen, sich aus widerstreitenden und bis zur Unversöhnlichkeit einander entgegenstehenden Partheien so zu einem höheren politischen Ganzen zusammenzuschliefsen, wie dies z. B. den Römern nach dem Ständekampfe gelungen ist, welcher durch die Licinischen Gesetze seinen Abschlufs gefunden hat. Wäre dies geschehen, so würde es einleuchtender geworden sein, wie Athen trotz eines Themistokles, Aristides, Kimon, Perikles doch noch an oligarchischen Umtrieben langsam zu Grunde gehen konnte (II p. 650); denn nicht blofs zu Alkibiades und Lysanders Zeit, wie es II p. 640 heifst, lag die „Energie des griechischen Volkes wesentlich in den Partheirichtungen“, sondern von Anfang an und in allen Perioden der Geschichte der Hellenen. Niemals, und selbst in Sparta nicht ganz, haben sich die Griechen über die Herrschaft einer Parthei auf Kosten und mit Unterdrückung der andern erhoben, und für die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes hat Kimon auch in Athen so wenig Verständnifs gefunden, dafs Perikles wieder ganz auf die bis dahin siegreiche Parthei seine Herrschaft stützen mufste. Nirgends tritt die Unversöhnlichkeit der beiden griechischen Partheien, welche man als die aristokratische und demokratische zu bezeichnen pflegt, stärker hervor als in dem peloponnesischen Kriege, und Curtius hat die einzelnen Ausbrüche derselben auf Kerkyra, Lesbos, Samos meisterhaft gezeichnet; aber dafs der ganze Krieg nichts ist als der letzte, gewaltigste Ausbruch eines Vernichtungskampfes zwischen der demokratischen und aristokratischen Parthei, und dafs dieser Kampf den characteristischen Grundzug der gesammten politischen Entwickelung der Hellenen von Anfang bis zu Ende bildet, dies tritt dem Leser nicht klar und deutlich genug vor die Seele.

Eine zweite Wurzel, aus der das Leben eines Volkes hervorwächst, ist sodann die religiöse Anlage und Geistesrichtung. Curtius hat auch nach dieser Seite hin die einzelnen Stadien, welche die Hellenen durchlaufen haben, anschaulich dargestellt,

aber als die nothwendige und gleichsam unwillkürliche Manifestation eines dem Menschenherzen innewohnenden Bedürfnisses nach Glauben an Gott, als dasjenige, welches den Menschen in ununterbrochener Verbindung mit seinem Schöpfer erhält und aller Aufklärung des kritischen Verstandes zum Trotz in letzter Instanz doch sein Fühlen und Handeln bestimmt, hat er die Religion nicht aufgefafst und deshalb seine Leser weniger auf die zwar unscheinbare aber doch gewaltige Macht, welche die Religion auch in der griechischen Geschichte geübt hat, so wie darauf, dafs die ehrfurchtsvolle Anhänglichkeit an die uralten, von den Vorfahren überkommenen Ueberlieferungen, die Pietät vor dem Bestehenden, die Einfalt der Sitten, diese bei heidnischen Völkern einzigen Dämme gegen die allmählich hereinbrechende Verderbnifs in ihr allein wurzeln und aus ihr allein ihre Widerstandskraft ziehen, aufmerksam gemacht, als vielmehr die Aufsenseiten des religiösen Lebens, welche allerdings dem reflectirenden Verstande wichtiger erscheinen, nämlich den Einflufs, welchen die religiöse Anschauung vermittelst der Priesterschaften, der Institute des Kultus, wie Feste und Orakel, auf die Gestaltung der politischen und socialen Verhältnisse ausgeübt haben, ins Auge gefafst und beschrieben. Man kann diesen Gesichtspunkt verstandesmäfsiger Reflexion in dem oben erwähnten Kapitel gelten lassen, wo es sich um den Einflufs des delphischen Orakels auf die Bewahrung der politischen Einheit der Hellenen, auf das Kalenderwesen, die Kolonisation, das Geldwesen, die Erdkunde und Geschichte, das Urkunden- und Schriftwesen handelt, aber man darf da, wo von dem Unterschiede der hellenischen Religion von der asiatischen, von der Bedeutung der Mantik (I p. 387), den Orakeln im Allgemeinen (I p. 395), von der Wichtigkeit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, welche den Griechen aus Aegypten zugekommen sein soll (I p. 423), die Rede ist, eine tiefere Auffassung wünschen, welche die eigenthümliche religiöse Geistesrichtung der Hellenen, ihr religiöses Bedürfnifs zur Basis und zum Mittelpunkt der Darstellung machte. Die Handlungsweise des Pisistratus, der erst im Einverständnifs mit den Alkmäoniden vermittelst eines religiösen Betruges als Tyrann nach Athen zurückkehrt und dann doch aus Furcht vor dem Fluche, der auf den Alkmäoniden lastet, lieber der Herrschaft entsagen, als die Bedingungen erfüllen will, an die der Bund mit Megakles geknüpft ist (I p. 290), der Frevel des spartanischen Königs Kleomenes, welcher die delphische Priesterherrschaft bestach und in Wahnsinn endigte (II p. 9 u. 10), die religiösen Bedenken der Spartaner, welche sie hinderten, den Atheniensern bei Marathon Hülfe zu leisten (II p. 24), ja selbst die abergläubische Angst der Athenienser in Folge des Frevels an den Hermessäulen im Jahre 415 (II p. 519—528) und die Furcht wegen der Mondfinsternifs, welche den rechtzeitigen Abzug des atheniensischen Heeres von Syrakus vereitelte, würden dann in einem andern Lichte erscheinen.

Dazu kommt endlich noch etwas Anderes. In dem letzten Abschnitte des 3ten Buches (II p. 157—172) spricht Curtius von der ächt hellenischen Bildung, welche die Dichter und vorzüglich die Philosophen von Thales bis Sokrates über Athen und ganz Hellas verbreitet haben; er weist nach, wie in dieser Bildung der denkende Mensch rastlos vorwärts strebend die Erforschung der ihn umgebenden Natur und des eigenen Geistes unternimmt; er spricht es aus (II p. 167), dafs die bleibende und allgemeine Wirkung dieser „modernen Aufklärung", wie er sie (p. 166) im Gegensatze zu dem „frommen Glauben" der vorangegangenen Zeit (p. 160) nennt, der Art war, dafs sie die Anhänglichkeit an das Herkommen erschütterte, die Festigkeit der bürgerlichen Ordnung untergrub und, weil in diesen Glaube und Sitte wurzelte (richtiger: weil diese im Glauben wurzelte), auch die sittliche Haltung der griechischen Gemeinden gefährdete, und redet dann weiterhin von einer Furcht vor dieser Aufklärung (p. 171), aber eine befriedigende Erklärung dieser dem aufmerksamen Leser nothwendig höchst auffallenden Erscheinung giebt er nicht. Diese philosophische Bildung ist aber doch die glänzendste und vollkommenste Frucht menschlichen Denkens überhaupt bis auf den heutigen Tag; sie wird mit Recht als die köstliche und unschätzbare Hinterlassenschaft der Griechen gepriesen, um deretwillen dieselben die Lehrmeister aller kommenden Geschlechter geworden sind; wie konnte das Höchste und Beste, was die Griechen hervorgebracht haben, zugleich die Ursache ihres Unterganges werden? Curtius vermag keine genügende Antwort auf diese Frage zu geben, weil er die Geschichte der Griechen erzählt, ohne auf das Wesen der menschlichen Natur überhaupt und den dadurch bedingten Gang Rücksicht zu nehmen, den die geistige Entwickelung des gesammten Menschengeschlechts nehmen mufste. Aber nur wer sich jedes einzelne Volk als ein Glied der gesammten Menschheit vergegenwärtigt, welche, obgleich göttlichen Ursprungs, dennoch, weil sie ihre eigenen Wege wandeln wollte, von dem rechten Wege, der sie ihrer Bestimmung, der Gottähnlichkeit, entgegengeführt hätte, abgeirrt ist und je höher sie aus eigener Kraft sich erhoben, desto tiefer in Verderben und Entartung gesunken ist; nur wer davon überzeugt ist, dafs der Glaube an Christum allein die Völker des Menschengeschlechts vor endlichem Untergang auch nach der herrlichsten Blüthe zu bewahren vermag, nur der kann es begreiflich und natürlich finden, dafs die Hellenen, das begabteste und geistvollste Volk des heidnischen Alterthums, gerade an ihrer Geistesbildung untergehen mufsten, d. h. an dem, um dessentwillen sie mit Recht bis heute bewundert und gepriesen werden. Somit fehlt dem schönen Gemälde, welches Curtius vor den Augen seiner Leser aufrollt, der nothwendige Hintergrund.

Indessen wie sehr man dies und worauf sonst noch im Obigen hingewiesen worden ist, vermifst, man vermifst es nur, weil man an dem ausgezeichneten Werke am Liebsten nichts ent-

behren möchte. Der Vorzüge, welche Curtius griechische Geschichte besitzt, sind so viele, dafs die Mängel dagegen fast verschwinden.

Neu-Ruppin. G. Bode.

VI.

Giffhorn, Sammlung derjenigen elementar mathematischen Aufgaben, welche auf den preufsischen Gymnasien in den letzten Jahren als Maturitätsaufgaben den Abiturienten gestellt sind. Braunschweig, Schulbuchhandlung. 1862.

Eine Sammlung der Abiturientenaufgaben würde einem wirklichen Bedürfnisse entsprechen, wenn sie eine zweckmäfsige Einrichtung hätte. Sie würde, aus mehreren hundert Köpfen hervorgegangen, fern von jeder Einseitigkeit sein, von welcher sich doch ein Herausgeber der von ihm allein gesammelten Aufgaben in Inhalt und Ausdrucksweise nicht ganz frei machen kann, sie würde alle Zweige der Elementarmathematik umfassen, sie würde den Lehrer anregen, kein Gebiet zu vernachlässigen, sondern alle gleichmäfsig anzubauen, sie würde dem Schüler einen zweckmäfsigen Stoff zu Privatarbeiten geben. Um alle diese Zwecke zu erreichen, mufs die Sammlung natürlich mit Fleifs und Sorgfalt und nach einem durchdachten Plane gearbeitet sein. Die Haupteintheilung in arithmetische, geometrische, trigonometrische und stereometrische Aufgaben genügt noch nicht, es werden der Uebersicht wegen noch Unterabtheilungen verlangt, und auch in diesen mufs das Gleichartige zusammengehalten werden. Eine Ordnung der Aufgaben vom Leichten zum Schweren ist nicht zu erwarten, da von ganz gleichmäfsig befähigten und ausgebildeten Schülern dem einen dieselbe Aufgabe ein Spiel erscheint, die dem andern die gröfsten Schwierigkeiten macht, und da selbst für die schwierigsten Aufgaben durch geeignete Vorbereitungen eine leichte Lösung angebahnt werden kann; aber eine Art Scheidung wäre doch vorzunehmen, nämlich in solche Aufgaben, welche innerhalb der gesetzlichen Verordnungen liegen, und in solche, die darüber hinausgehen, damit, wenn man Schülern die Sammlung zu Privatübungen übergiebt, dieselben genau wissen, was sie anfassen können und was sie unberührt lassen müssen. Ein für Schüler gearbeitetes Buch hat ja auch schon einen gröfseren Markt, und es belohnt sich der Fleifs und die Mühe besser, die man daran gewendet hat.

Dies ist der Mafsstab, an welchem ich das angezeigte Buch messe, und ich mufs leider bemerken, dafs es keiner der gedachten Anforderungen entspricht. Ist es mit Sorgfalt und Mühe ge-

arbeitet? — Wohl nicht! Die Aufgaben sind wörtlich abgeschrieben, selbst solche, die ganz unklar und augenscheinlich mit Druckfehlern behaftet waren (Arithm. 70 und 122), sind ruhig aufgenommen. Wiederholungen kommen reichlich vor, ja in der Trigonometrie ist No. 66 und 130 ganz identisch, wenn nicht etwa der Unterschied darin gesucht werden soll, dafs in der einen Aufgabe die Winkel mit lateinischen, in der andern mit griechischen Buchstaben bezeichnet sind. Den Wiederholungen halten die Auslassungen das Gleichgewicht, denn viele Aufgaben fehlen innerhalb der bezeichneten Jahrgänge von 1857 bis 1860, und nicht gerade die schlechtesten. — Sind die Aufgaben wohl geordnet? — Hier berühren wir die schwächste Seite des Buches. Unter der Ueberschrift „Arithmetische Aufgaben" findet sich zwar kein Ueberläufer aus andern Gebieten, aber sonst ist alles hübsch durcheinander. Unmittelbar hinter Aufgaben über die Taylor'sche Reihe (119) und den Cauchy'schen Restausdruck (120) findet sich z. B. eine solche, die in ihrer Fassung ganz entschieden zu leicht ist (122). In der Geometrie sieht es schon schlimmer aus. Sie hat eine starke Einwanderung aus der Arithmetik erfahren in No. 21, 25, 26, 27, 37, 90, 100, 110, 111, 119, 150. Die ebene Trigonometrie ist füllereicher geworden durch No. 13, 32 aus der Arithmetik, No. 20 aus der Stereometrie, 54 aus der sphärischen Trigonometrie. Die letzte Ueberschrift lautet: „Aufgaben aus der Stereometrie und der sphärischen Trigonometrie". Das pafst schon nicht zusammen und mufs in einem ordentlichen Buche geschieden sein, wenigstens sollte man erwarten, dafs eins hinter dem andern folgte. Auch hier finden sich Flüchtlinge. No. 128 ist aus der ebenen Geometrie, 148 und 176 (Kugelhaufen) aus der Arithmetik, 155 und 157 aus der ebenen Trigonometrie über die Grenze getreten. Was läfst sich über alles das weiter sagen, als dafs man einen Schriftsteller ernstlich tadeln mufs, der sich das Bücherschreiben so leicht macht.

Bei dem vorliegenden ganz verfehlten Versuche regt sich aber von neuem der auch schon von Grunert (Arch. 37) ausgesprochene Wunsch nach einer zweckmäfsigen Zusammenstellung der Abiturientenaufgaben nicht blofs für die Lehrer, sondern gerade auch wesentlich für die Schüler zu ihren Privatarbeiten. Es wird ausreichen, wenn die Aufgaben nur einige bestimmte Jahrgänge umfassen, denn wiederholen mufs sich ja doch im Laufe der Zeit das meiste.

Hierbei drängt sich noch die Frage auf: Warum kommen so wenige Schulen der gesetzlichen Verordnung nach, ihre Abiturientenaufgaben in die Programme zu schreiben? Ich vermuthe, dafs einzelnen Lehrern ihre Aufgaben für die Veröffentlichung zu unbedeutend, zu gewöhnlich oder zu leicht vorkommen, und dafs sie sich scheuen, Andern gegenüber damit aufzutreten, die schon auf dem stolzen Rosse der höheren Gleichungen, der Differenzialrechnung, der Curvenlehre (bis zur Epicycloide, Geom. 51), der analytischen Geometrie reiten. Mich haben dergleichen Bedenken nie geplagt. Ich weifs, dafs man am weitesten kommt, wenn

man seine Pflicht innerhalb ihrer Grenzen streng erfüllt, ich weiſs auch, daſs bei sehr mäſsigen Leistungen unter Umständen die glänzendsten Prüfungen erzielt werden können, daſs also die Schwierigkeit der Abiturientenaufgaben durchaus kein sicherer Maſsstab für die Höhenstufe einer Anstalt in ihrer mathematischen Entwicklung sein kann; denn es ist nicht alles Gold, was glänzt.

Cottbus. H. Bolze.

VII.

1. H. C. E. Martus, ord. Lehrer der Math. und Phys. an der Königst. Realsch. in Berlin. Maxima und Minima. Ein geometr. und algebr. Uebungsbuch für die Schüler höherer Lehranstalten. Mit 1 Figurentaf. Berlin, Enslin, 1861. VII u. 127 S. Preis 16 Sgr.
2. Ders. Kegelschnittkantige Pyramiden und curvenkantige Prismen, von krummen Seitenflächen begrenzte Körper, welche sich cubiren lassen. Mit 8 Figurentaf. Berlin, Springer, 1863. 55 Seiten.

Durch ein Versehen ist uns erst jetzt das erste Werkchen des Verf. zugleich mit dem zweiten zugegangen mit dem Wunsche, daſs auch jetzt noch eine Anzeige desselben gegeben werde. Wir erfüllen denselben um so lieber, als wir dessen interessanten und für die Schule so vortrefflich zu benutzenden Inhalt aus eigener Erfahrung bereits kennen gelernt haben. Sollte einer unserer Fachgenossen mit der darin befolgten Methode des Herrn Schellbach, das Maximum und Minimum ohne Differentialrechnung nach einem elementaren und doch allgemeinen Verfahren zu finden, unbekannt sein oder eine gerade für den Kreis der Schule besonders geeignete und überaus reichhaltige Sammlung von Aufgaben aus diesem Gebiete suchen, so können wir ihm das Büchlein dringend empfehlen.

Jetzt hat der Verf. durch No. 2 einen zweiten nicht minder interessanten Beitrag an Schulaufgaben zur Stereometrie geliefert, indem er in den angegebenen Prismen und Pyramiden eine Klasse von Körpern behandelt, die, trotz dem, daſs ihre Entstehung recht naheliegend ist, der Aufmerksamkeit der Mathematiker noch ganz entgangen zu sein scheint, und die, nachdem der Cavallerische Satz und darauf sich gründend die Ligowskischen Sätze über

die Ausmessung der Körper vorausgeschickt sind, eine recht leichte Behandlung gestatten. Die Arbeit empfiehlt sich ebensosehr durch die Klarheit der Darstellung, als durch die Einfachheit der gewonnenen Resultate, unter denen als das schönste hervorzuheben ist, dafs Kegel, Kugel und Cylinder, für welche das Archimedische Verhältnifs 1 : 2 : 3 gilt, nur als specielle Fälle einer allgemeinen Klasse von Körpern gelten, für die bei gleicher Grundfläche und Höhe dasselbe Verhältnifs Statt findet, und dafs diese Reihe durch die vom Verf. als Hyperbelkante bezeichneten Körper noch durch ein 4tes Glied vermehrt ist, so dafs der Verf. den Satz so aussprechen kann: **Eine geradkantige Pyramide, ein Ellipsenkant, ein Prisma (mit geraden und krummen Kanten) und ein Hyperbelkant, sei es ein- oder zweigliedrig, alle von gleichen Grundflächen und Höhen, verhalten sich, wie 1 : 2 : 3 : 4**, worin das 3te Glied auch durch eine Parabelkantenpyramide von gleicher Höhe und Mittelfläche ersetzt werden kann, so dafs Ellipsoide, bestimmt begrenzte Paraboloide und Hyperboloide beider Arten ebenfalls inbegriffen sind. Die Behandlung übersteigt, sobald nur die Gleichung der Kegelschnitte bekannt ist, nirgends die Kräfte der Schule. Die gewonnenen Resultate gelten sowohl für gerade als schiefe Körper; da aber für die letzteren die Kegelschnitte auf congruente Durchmesser bezogen werden müssen, so hat der Verf. stets die ersten von den letzteren getrennt behandelt.

Es sei uns noch erlaubt, einige Bedenken hinzuzufügen. Das Ganze gründet sich, wie erwähnt, auf den Cavallerischen Satz, den der Verf. zu beweisen versucht. Er ist darin ebenso wenig glücklich gewesen, wie Féaux und Baltzer. Die grofse Allgemeinheit, die der Satz gestattet, erfordert eben, ganz besondere Aufmerksamkeit auf den Beweis zu richten. Es sollen in bekannter Weise geradkantige Prismen über und unter die Durchschnittsflächen der Körper gelegt werden, so dafs die einen den Körper ganz einschliefsen, die andern ganz eingeschlossen werden. Wenn es nur solche Prismen überall gäbe! Sind sie nicht sogleich für die krummkantigen Prismen des Verf. unmöglich? sind sie nicht unmöglich, sobald die Fläche im Vergleich zur vorhergehenden nach der einen Richtung sich erweitert, nach der andern sich zusammenzieht? mufs nicht der Fall wenigstens erwähnt werden, der z. B. bei den Hyperbelkanten des Verf. eintritt, dafs von einer gewissen Stelle an der Körper, der sich vorher zusammengezogen hat, nun wieder erweitert? Allerdings ist es äufserst bequem, den Satz anzuwenden; ihn aber, wie es wohl sonst geschah, als Grundsatz aufzustellen, scheint mir ebenso unzulässig, als ihn durch ein blofses Raisonnement plausibel zu machen. Es scheint mir daher nur zweierlei übrig zu bleiben, entweder ihn mit aller Strenge in all' der Allgemeinheit, in der er aufgestellt wird, zu erweisen, oder seine Anwendung nur auf diejenigen Fälle zu beschränken, für welche er wirklich bewiesen ist. Unter dieser letzteren Annahme würden die wichtigsten

und schönsten Resultate des Verf. nicht zu leiden haben; nur die curvenkantigen Prismen würden fallen und für die Hyperbelkanten wenigstens eine Bemerkung nothwendig werden. — Was nun die Behandlung betrifft, so haben wir bereits die ausnehmende Klarheit derselben gerühmt. Dagegen hätten wir gewünscht, dafs der Verf. dem Schüler die Ableitung der zu suchenden Resultate mehr überlassen hätte. Ob es gerathen ist, den mathematischen Unterricht so einzurichten, dafs eine Präparation auf denselben erfolgt, wie es sich der Verf. gedacht hat, mag zweifelhaft sein; unsre Erfahrung spricht dagegen. Der Unterricht verliert dadurch jene Lebendigkeit, welche die analytische oder heuristische Entwickelung mit sich bringt; man gewinnt auch nicht einmal an Zeit, wenn man die Gesammtheit fördern will, weil stets eine gröfsere Anzahl von Schülern bleiben wird, denen das rechte Verständnifs erst durch den eigentlichen Unterricht erschlossen werden mufs. Für den eigentlichen Lehrstoff scheint es uns nun freilich durchaus nothwendig, dafs der Gegenstand vollkommen entwickelt in einem Lehrbuche vorliege, damit er aus demselben zu jeder Zeit vom Schüler reproducirt werden könne. Anders verhält es sich mit dem Uebungsstoff, für den eine solche Nothwendigkeit nicht vorhanden ist. Aber auch wenn man von dem Schüler eine Präparation auf den Unterricht verlangte und nur nicht blos das reine Nachrechnen forderte, sondern ihm auch einiges Aufsuchen und selbstständige Verbindung zumuthen wollte, liefs sich der Stoff aufserordentlich zusammenziehen. Unbedingt wird man es uns, denke ich, für die arithmetischen Entwickelungen zugeben. Man vgl. z. B. § 7. Lehrs. 1., Lehrs. 4. *u. Zus.* Unsrer Ansicht nach konnte, allenfalls mit Andeutung der *anzuwendenden* §§., die ganze Ableitung dem Schüler überlassen werden, jedenfalls aber die arithmetische Verbindung. Hätte der Verf. nach dieser Richtung hin das Material gekürzt, so würde er Platz gefunden haben, auch die weiteren Resultate seiner Untersuchungen mitzutheilen und namentlich eine das ganze betrachtete Gebiet umfassende Uebersicht hinzuzufügen, welche der Verf. die besondere Freundlichkeit gehabt hat, dem Ref. mitzutheilen. Hierdurch würde manche scheinbare Inconsequenz, die sich z. B. bei der Betrachtung der stumpfen Hyperbelkantenpyramiden zeigt, ihre Erklärung gefunden haben und das Ganze im schönsten Zusammenhange hervorgetreten sein. — Die Aufmerksamkeit hat sich in letzter Zeit mehrfach der Stereometrie zugewendet, und wir verkennen in keiner Weise den grofsen Werth derselben. Wir haben aber bei einer ausgedehnteren, über das Gewöhnliche hinausgehenden Behandlung folgende praktische Bedenken. Wie die Verhältnisse in den meisten Gymnasien jetzt liegen dürften, kommt die Stereometrie nur in einem Semester in I. zur Behandlung, während halbjährlich Neue in die Klasse eintreten. Man hat also in I. mit Ausnahme jenes einen Semesters, in welchem ich wenigstens vollauf zu thun habe, um das übliche Pensum zu bewältigen, und nur selten eine Berücksichtigung der regulären

Körper eintreten lassen kann, immer eine mehr oder weniger grofse Anzahl Schüler, denen die Stereometrie fremd ist. Eine ausgedehntere Beschäftigung mit stereometrischen Aufgaben, mögen sie sich an das Klassenpensum anschliefsen oder über dasselbe hinausgehen, hat also seine erheblichen Bedenken, wenn man, was mir für den Unterricht immer als *conditio sine qua non* erscheint, alle zu lebendiger Theilnahme am Unterricht veranlassen will. Insofern würde ich wenigstens nicht recht die Zeit ausfindig zu machen wissen, in welcher ich mich mit dem Gegenstande des vorliegenden Werkchens in der Klasse selbst beschäftigen könnte. Ganz vortrefflich geeignet sind dagegen beide Aufgabenkreise, um einzelnen Primanern zu gröfseren Arbeiten, über die ich früher geschrieben (Gymn.-Zeitschr. XI, 401), gegeben zu werden; dazu gewähren aber beide Bücher in der vom Verf. gegebenen Abfassung den Schülern bei weitem zu viel Unterstützung, und es ist mir, indem ich eine Anzahl von Aufgaben aus dem ersten Büchlein zu einer derartigen Behandlung einem Primaner übergeben wollte, nichts übrig geblieben, als sie zu diesem Zwecke umzuarbeiten. Uebrigens hat der Verf. seinem neuen Buche eine grofse Anzahl von Aufgaben ohne alle Andeutung hinzugefügt, deren Lösung durchaus im Bereiche der Schule liegt, aber natürlich den vorhergehenden, nicht unbedeutenden Stoff zur Voraussetzung hat.

Mit dem Danke für die treffliche Gabe des Verf. verbinden wir die Hoffnung, diese unsre Bemerkungen werden keinen unsrer Collegen hindern, von dem Werkchen des Verf., dessen interessanten Inhalt wir ihnen verbürgen können, möglichst bald Kenntnifs zu nehmen. Die äufsere Ausstattung ist vortrefflich.

Züllichau. Erler.

VIII.

Lehrbuch der Naturlehre von Dr. W. Erler. Zweite verm. und verb. Aufl. Berlin 1862. Dümmler's Verlagsbuchhandl. XIII u. 300 S. 8.

Dieses Buch war bei seinem ersten Erscheinen zunächst für Volksschullehrer und zum Gebrauch an Seminarien bestimmt. Da es in diesen Kreisen die wohlverdiente Anerkennung in erfreulicher Weise gefunden hat, so ist dasselbe auch beim Erscheinen in zweiter Auflage dieser Bestimmung treu geblieben, und wir wünschen um der Sache willen, dafs es, unterstützt durch Empfehlung der hohen Behörden, nun recht vielfach mit dem günstigen Erfolge gebraucht werden möge, den es erreichen zu lassen so wohl geeignet ist.

Zu einer Erwähnung und Empfehlung desselben auch an dieser Stelle giebt einmal der Umstand Veranlassung, dafs der Herr Verf., nachdem er seine Stellung am Berliner Seminar für Stadtschulen verlassen und den mathematischen und physikalischen Unterricht am Königl. Pädagogium zu Züllichau übernommen hat, dieses Lehrbuch nebst einem 1855 erschienenen Anhange, welcher die wichtigsten mathematischen Entwickelungen zu demselben enthält, seit einer Reihe von Jahren auch dort gebraucht und somit bewiesen hat, dafs dieses Buch geeignet ist, auch dem Unterricht an Gymnasien mit Nutzen zu Grunde gelegt zu werden. Andrerseits aber möchten wir Gelegenheit nehmen, noch besonders auf die gesunden Grundsätze hinzuweisen, welche den Verf. bei Abfassung dieses Lehrbuches geleitet und die bewährte Brauchbarkeit desselben begründet haben. Es sind nämlich nur die „uns im täglichen Leben fortwährend begegnenden Erscheinungen und allgemein bekannte Instrumente, deren Wirkung auf physikalischen Gesetzen beruht“, ausführlich betrachtet, die Versuche, auf welche zur Begründung und Veranschaulichung der Gesetze Bezug genommen ist, sind möglichst einfach gewählt und sehr verständlich beschrieben; die Gesetze werden nach der Beschreibung der Erscheinung resp. des Versuches klar und deutlich ausgesprochen, dann die Apparate und Instrumente behandelt, auf welche dieselben Anwendung finden; endlich sind jedem Abschnitt werthvolle geschichtliche Bemerkungen hinzugefügt. Wir meinen, dafs diese Methode überhaupt die einzig richtige für den elementaren Unterricht in der Naturlehre ist: erst die klare Auffassung der Erscheinungen, und zwar namentlich der häufig wahrnehmbaren, zu sichern, daraus das Gesetz abzuleiten und dann den Gebrauch der darauf beruhenden Instrumente zu behandeln. Beim Unterricht im Gymnasium kann und mufs auf die nähere Begründung und schärfere Fassung der Gesetze und genauere Beurtheilung der Erscheinungen durch Anwendung der Mathematik ausführlicher eingegangen werden, als es in diesem Buche zunächst geschieht; diesem Bedürfnifs genügt aber der oben erwähnte Anhang, von dem die zweite Auflage ebenfalls bereits vorbereitet ist. Wo bei der Trennung der oberen Classen in subordinirte Cötus der physikalische Unterricht sich auf drei einjährige Curse mit zwei wöchentlichen Lehrstunden vertheilt und aufserdem eine gröfsere Auswahl von Apparaten zu Gebote steht, da dürfte man Anlafs finden können, auch auf Einiges einzugehen, was in das vorliegende Buch nicht aufgenommen ist, z. B. die Elemente der Wellenlehre, die einfachsten Erscheinungen der Interferenz und Polarisation u. dergl. Es ist aber nichts weniger als nachtheilig, wenn ein Schulbuch solche Zusätze und Erweiterungen dem mündlichen Unterrichte überläfst, so fern es sonst nur zu einer sicheren Grundlegung der Elemente das Seinige leistet. Dafs das Letztere bei dem vorliegenden Buche der Fall sei, glauben wir versichern zu können. Ganz besonders dürfte es an solchen Anstalten zur Einführung zu empfehlen sein, wo die

Physik bei zweijährigem Cursus in der Secunda nur in einer wöchentlichen Lehrstunde behandelt werden kann und der Lehrer so oft darüber zu klagen hat, dafs das in einer Stunde mühsam errungene Resultat in der nächsten wieder fast vollständig verschwunden zu sein scheint. Der Gebrauch dieses Buches mit seiner einfachen und klaren Darstellung der wichtigsten Erscheinungen und Gesetze würde zur Beseitigung des Grundes dieser Klagen sehr wesentliche Dienste leisten.

Berlin. Rühle.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

I.

Gegen Herrn Gustav Krüger, den Beurtheiler meiner lateinischen Chrestomathie.

Ich bin kein Freund von Antikritiken. Jede Sache, also *auch jedes* Buch, mufs eigentlich für sich selbst reden. Wenn aber *eine Beurtheilung* derartig ausfällt, dafs den Lesern eines geachteten und verbreiteten Journales durch sie die Lust verleidet wird, das vom Recensenten verurtheilte Buch auch nur zur prüfenden Ansicht in die Hand zu nehmen, dann ist es Pflicht des Verfassers gegen sich selbst und seinen Verleger, sich zu vertheidigen, wofern er es kann. Und ich glaube es zu können.

Herr Krüger ist sichtbar gegen den ganzen Plan meiner Chrestomathie eingenommen. Er schiebt mir den Plan unter, die in Oestreich beliebte Weise, statt der vollständigen Textausgaben der Klassiker Auszüge aus denselben zu gebrauchen, auch in Preufsen einbürgern zu wollen. Aber das Vorwort meines Buches sagt deutlich, dafs dasselbe für Realschulen bestimmt ist, auf denen, wie die Organisation gegenwärtig ist, im Latein nicht massenhaft gelesen werden kann, darum nur das Beste ausgewählt werden mufs. Hätte ich wohl mit den knappen Excerpten aus Horaz, die mein neuntes Heft bringt, jemals daran denken können, dafs dasselbe für Gymnasien verwendbar sein werde? In Realschulen aber wird der Horaz eben nur gekostet. Diese Voreingenommenheit gegen die Tendenz meines Buches hat nun Herrn Krüger auch gehindert, zu sehen, was ich mit den unter dem Texte befindlichen Anmerkungen beabsichtigt habe. Er rügt die Unzulänglichkeit und geringe Selbstständigkeit derselben. Auf den ersten Tadel erwidere ich, dafs meine kurzen Noten lediglich den Zweck haben, den Schüler bei seiner Vorbereitung zu unterstützen, ich also fern von der Absicht gewesen bin, einen vollständigen Commentar zu liefern. Ich habe mich bei jeder Stelle gefragt, was dem Tertianer, resp. Sekundaner, Schwierigkeiten machen würde, die er ohne Nachhülfe nicht zu überwältigen vermag. Darum ist grundsätzlich das grammatische Element unberücksichtigt geblieben, denn mein Buch soll den Lehrer nicht ersetzen. Dagegen habe ich alles Historische und Geographische erklärt, weil jeder Lehrer aus Erfahrung weifs, dafs die Mehrzahl der Schüler diese Artikel, die doch häufig für das

Verständnifs einer ganzen Stelle von Wichtigkeit sind, im Lexikon nicht nachzuschlagen pflegt. Denselben Grundsatz habe ich in meiner früher erschienenen „Auswahl aus Ovids Metamorphosen" (2te Aufl. 1853) befolgt; und wenn Herr Krüger auch an diesem Buche die Principlosigkeit der Noten tadelt, so erwähne ich, dafs der Beurtheiler desselben in dieser Zeitschrift es gerade als practisch brauchbar empfohlen hat. Auch Herr Siebelis spricht sich in dem Vorworte zur ersten Auflage seiner Metamorphosen anerkennend über meine Arbeit aus, nur glaubt er, dafs ich etwas zu wenig erklärt habe. Aber über das einzuhaltende Mafs der Noten in Schulausgaben werden die Ansichten immer auseinander gehen. Ich habe die, dafs es besser sei, zu wenig, als zu viel zu erklären, man müfste denn etwa einen gelehrten Commentar zu geben beabsichtigen. — Ein zweiter Tadel des Herrn Krüger ist, dafs ich zuviel fremdes Eigenthum benutzt habe. Um dies zu beweisen, läfst Herr Krüger in zwei einander gegenüberstehenden Colonnen meine Anmerkungen über Ovid. Metamoph. III, 1 und die der Herren Siebelis und Haupt abdrucken. Ich bitte nun Herrn Krüger, einmal in meiner Ausgabe der Metamorphosen, welche früher erschienen ist, als die Werke von Haupt und Siebelis, nachzuschlagen. Er wird dann finden, dafs ich bei weitem das Meiste aus meinem eigenen Buche entlehnt habe, so dafs es eher scheinen könnte, Herr Siebelis habe von dem Meinigen genommen, was mir aber zu behaupten natürlich nicht einfallen kann. Dafs sich aufserdem Uebereinstimmungen wie: *vix*, „mit Mühe", *Dictaea rura*, „die Gefilde von Creta", u. dgl. nur durch ein Abschreiben erklären lassen, wird Herr Krüger selbst wohl nicht im Ernste meinen. *Tyria de gente profecti*, „die tyrischen Auswanderer", und *sol altissimus*, „die Sonne auf ihrer Mittagshöhe", findet sich bereits in der ersten Auflage meines Ovidwörterbuches (1856, 3te Aufl. 1863). Was bleibt da noch „Fremdes" übrig?

Nauck's trefflichen Commentar zum Horaz habe ich allerdings benutzt. Aber von demjenigen, was Herr Krüger als von dort entlehnt bezeichnet, ergiebt sich Vieles so von selbst, kann Vieles so wenig anders erklärt oder übersetzt werden, dafs ich Herrn Krüger das Recht abspreche, mein Buch deshalb zu verdächtigen. Wo Nauck, wie so häufig, mit prägnanten Worten den Nagel auf den Kopf getroffen hat, wo das, was er gesagt hat, kaum besser sich sagen läfst, da habe ich es mit Dank benutzt, weil ich keinen Grund einsah, es der Jugend vorzuenthalten. Für die Jugend ist nichts zu gut. Th. Ladewig, der viele der Erklärungen Wagners wörtlich in seinen Commentar zum Virgil aufgenommen hat, sagt ganz richtig: „Ist die Zahl der Stellen, an denen ich selbst das Verständnifs des Virgil gefördert zu haben glaube, auch nur gering, so hängt der Werth einer Schulausgabe doch auch nicht so sehr von der Menge neuer Erklärungen ab, als von dem Tacte, den der Herausgeber in der Benutzung und Verarbeitung des vorhandenen Materials bewährt."

Herr Krüger hat sich einiger Ausdrücke gegen mein Buch bedient, von denen ich um seinetwillen wünschte, dafs er sich dieselben vorher überlegt hätte. Man kann auf humane Weise tadeln. Ich schreibe Herrn Krüger offenbar zu viel. So empfindet er Argwohn gegen die Chrestomathie, weil dieselbe nach der Ankündigung der Verlagsbuchhandlung binnen Jahresfrist vollendet sein soll. Aber er weifs ja doch nicht, wie lange Zeit ich mich schon vorher mit derselben beschäftigt habe. Ich kann ihm die Versicherung geben, dafs das Ganze vollständig im Detail ausgearbeitet vorlag, ehe ich mir einen Verleger suchte. Auch ist Herrn Krüger unbekannt, über wieviel freie Zeit ich zu ver-

fügen habe. Nun mir stehen im Jahre gerade 365 Mufsetage zu Gebote, die ich noch dazu, wenn das Wetter draufsen auch noch so lockend ist, durch einen 20jährigen *σκολοψ εν σαρκι* fast ausschliefslich im Zimmer zuzubringen genöthigt bin. In solchen Verhältnissen ist Beschäftigung mit den Wissenschaften der einzige Trost. — Doch man darf keine Personalien in einer Antikritik vorbringen.

Zum Schlusse: ein Widerspruch scheint es mir zu sein, wenn Herr Krüger sagt, dieses oder jenes Heft der Sammlung könne sich wohl zum Privatstudium der Schüler verwenden lassen, aus den Schulen selbst, hoffe er, werde meine Chrestomathie fern bleiben. Ich denke gerade umgekehrt: ist mein Buch, weil nach Herrn Krügers Urtheil die Noten zu dürftig sind, überhaupt ungenügend, so mufs es für das Privatstudium erst recht unbrauchbar sein; weniger für den Gebrauch in Schulen, wo die Thätigkeit des Lehrers ergänzend hinzutritt.

Freiburg in Schlesien. **Otto Eichert.**

Erwiderung auf die vorstehende Replik.

Auf ein Buch, wie die von mir recensirte **Eichert**'sche Chrestomathie, auch nur mit einigen Worten zurückzukommen, würde ich mich nicht entschliefsen können, wenn ich nicht befürchten müfste, dafs ein Schweigen meinerseits leicht den Schein erregen würde, als fühlte ich mich durch die vorstehende Antikritik irgendwie getroffen oder gar widerlegt. Im Gegentheile ist dieselbe geeignet, mich in dem von mir ausgesprochenen Urtheile nur noch mehr zu bestärken. So kann ich zunächst auch jetzt des Verdachts mich nicht erwehren, dafs Hr. **Eichert** bei Herausgabe seiner Chrestomathie, auch wenn ihn hierzu, wie er im Vorworte sagt, eine in der Unterrichtsordnung der preufsischen Realschulen vom 6. October 1859 enthaltene Bemerkung „anregte", von dem Wunsche geleitet ist, derselben, wo möglich, auch in Gymnasien Eingang zu verschaffen. Hatte Hr. E. das Buch in der That ausschliefslich für Realschulen bestimmt, wozu dann die das Unternehmen einleitende allgemeine Bemerkung des Vorworts: „Die lat. Chrest. hat den Zweck, denjenigen Lehrern, welche ihren Schülern nicht gern den vollständigen Text der Schriftsteller in die Hände geben wollen, eine angemessene Auswahl darzubieten"? Wozu die allgemein gehaltene Bezeichnung auf dem Titel: „für den **Schulgebrauch**"? Wozu die Ausdehnung der Chrestomathie auch auf Schriftsteller, die schwerlich jemals auf Realschulen gelesen werden? Wenn ich hiernach in dem Unternehmen des Hrn. E. „einen Versuch erkennen zu müssen glaubte, die namentlich in Oestreich beliebte Lectüre von Auszügen der klassischen Schriftsteller nach Nord-Deutschland, speciell nach Preufsen zu übertragen", habe ich dann demselben „einen Plan **untergeschoben**"?

In Betreff der Anmerkungen des Hrn. E. habe ich unter Anderem gesagt: „Sie machen durchaus nicht den Eindruck, als seien sie aus der Praxis, aus der Erwägung des Bedürfnisses der Schüler hervorgegangen; wäre dies der Fall, so würde neben den sachlichen auch grammatischen Erklärungen ein weit gröfserer Raum zugestanden sein." Auch jetzt vermag ich nicht einzusehen, warum „grundsätzlich das grammatische Element unberücksichtigt geblieben" ist; den hierfür von Hrn. E. vorgebrachten Grund verstehe ich nicht. Bedarf

denn der Schüler bei seiner Vorbereitung der Unterstützung in grammatischen Dingen nicht mindestens ebenso sehr, als in historischen und geographischen? Auch durch sachliche Erläuterungen kann zwar die Vorbereitung gefördert werden. Vor Allem aber hat es der Schüler bei derselben zu einem wenigstens annähernd richtigen grammatischen Verständnisse zu bringen, und aus diesem Grunde ist meines Wissens in keiner der erklärenden Schulausgaben der Weidmann'schen und Teubner'schen Sammlung das grammatische Element „grundsätzlich" ausgeschlossen. Auch Hr. E. würde sicherlich in diesem Punkte anders denken, wenn seine Chrestomathie auf den Erfahrungen eigener practischer Thätigkeit basirte. Hätte er durch eine solche Thätigkeit eigenes Material gewonnen, so würde er dadurch überdies vor der von mir gerügten übermäfsigen Benutzung der Leistungen früherer Herausgeber bewahrt worden sein. Die jetzt von Hrn. E. zu seiner Rechtfertigung angeführte Aeufserung Ladewig's billige ich durchaus, spreche aber eben den von diesem gewünschten „Tact in der Benutzung und Verarbeitung des vorhandenen Materials" Hrn. E. ab und wiederhole mein früheres Urtheil: „Auch hier giebt es bestimmte Gränzen, welche ein gewissenhafter Herausgeber nicht überschreiten wird". Mag immerhin Hr. E. in dem von mir angeführten Abschnitte aus Ovid mett. III, 1 ff. die Mehrzahl der Bemerkungen nicht von Haupt und Siebelis, sondern aus seinem eigenen Buche entlehnt haben (da mir die erste Auflage seiner „Auswahl" nicht zur Hand ist, vermag ich dies nicht selbst zu constatiren): eine selbständige Leistung ist die *chrestomathia latina* des Hrn. E. darum doch nicht, wiewohl derselbe z. B. seinen Anmerkungen zum Horaz durch Aenderung der Nauck'schen Wortstellung, durch Vertauschung, Hinzufügung oder Weglassung dieses oder jenes Wortes und ähnliche beliebte Mittel den Schein einer gewissen Selbständigkeit zu geben gesucht hat [1]).

Schliefslich kann ich Hrn. E. die Versicherung geben, dafs ich alle von mir gegen sein Buch gebrauchten Ausdrücke, wie er wünscht, mir „vorher überlegt" habe, und dafs ich auch jetzt noch glaube, ihn „in humaner Weise", aber allerdings so, wie die Wahrheit es erforderte, getadelt zu haben. Dafs ich zugleich nicht abgeneigt war, das Gute, wo es sich bei Hrn. E. findet, anzuerkennen, konnte demselben ebensowohl meine Recension seines Wörterbuches zum Caesar, wie mein Urtheil über die Einleitungen der einzelnen Abschnitte seiner Chrestomathie zeigen. Auch hätte Hr. E. sich meine Empfehlung des ersten Heftes seiner Sammlung zum Privatstudium ruhig gefallen lassen und darin keinen Widerspruch vermuthen sollen. Denn meine Behauptung, dafs vorzugsweise jenes Heft bei der Privatlectüre der

---

[1]) Aus Vielhaber's inzwischen erschienener Beurtheilung des Eichert'schen achten Heftes (Zeitschr. f. östreich. Gymn. 1862, S. 829 ff.) begnüge ich mich folgende Stellen hervorzuheben: „Die grammatischen und lexikalischen Bemerkungen sind nicht zahlreich und scheinen durch ihre Fassung sowol als durch ihre Auswahl eine etwas beschleunigte Abfassung zu verrathen. So ist der in der Vorrede ausgesprochene Grundsatz, nur dort sie zu geben, wo sie für das Verständnifs unerläfslich sind, nicht consequent festgehalten." — — „Die Bemerkung zu mett. III, 108 »bunt« scheint durch einen zu flüchtigen Einblick in Siebelis' Ausgabe, der die vorliegende überhaupt sehr vieles verdankt, entstanden zu sein." — Am Schlusse rügt auch V. „die ziemlich zahlreichen im Verzeichnifs nicht enthaltenen Druckfehler".

Schüler sich verwenden lassen würde, bezog sich keineswegs auf die Anmerkungen des Hrn. E. (welche ich jetzt nach dem Erscheinen dieses Heftes ebenfalls nur als flüchtig und principlos bezeichnen kann), sondern ausschliefslich auf die dort excerpirten Schriftsteller (Eutrop, Florus, Cornel, Aurelius Victor, Justin), von denen die meisten bekanntlich in den Schulen selbst nur selten gelesen zu werden pflegen.

Berlin. Gustav Krüger.

II.

Kurzsichtigkeit der Schüler.

Es ist eine unleugbare Thatsache, dafs die höheren Schulen eine nicht geringe Anzahl kurzsichtiger Schüler enthalten. Obwohl diese Erscheinung der Sorgfalt der vorgesetzten Unterrichtsbehörden keineswegs entgangen ist (vgl. Circular-Verfügung des Unterrichts-Ministeriums vom 22. Oct. 1858 und Verfügung des Pommerschen Prov.-Schul-Colleg. vom 6. Nov. 1858), so sind wir doch im Ganzen noch nicht ausreichend orientirt weder über den Umfang dieses Uebels, noch über die Mittel und Wege, demselben in speciellen Fällen entgegenzutreten.

Je wichtiger nun die Gesundheitspflege der Jugend für die Schulen, wie für die Gesammtheit des Volkes ist, um so mehr fühle ich mich verpflichtet, über diese Frage einige Bemerkungen mitzutheilen, von denen die eine oder die andere vielleicht ein wenig zur Linderung der Kurzsichtigkeit beitragen könnte.

1) Liefse sich nicht durch competente Augenärzte feststellen, welche Sehweite man als Kurzsichtigkeit zu bezeichnen hätte, und welche Abstufungen innerhalb derselben anzunehmen seien?

2) Liefse sich nicht von Seiten der Schulen auf Grund einer solchen Feststellung genau ermitteln,

a) wie viele und welche Schüler in jeder Klasse überhaupt zu den kurzsichtigen zu rechnen seien, und

b) welcher besondern Kategorie der Kurzsichtigen ein jeder derselben angehöre?

3) Wäre es ferner nicht möglich, dafs der resp. die Lehrer jeden einzelnen der unter 2 a u. b aufgeführten Schüler genau beobachtete, um zu ermitteln, ob sein Leiden zu- oder abnähme?

4) Liefsen sich endlich nicht auf Grund der angestellten Beobachtungen genauere Ermittelungen darüber vornehmen, wodurch die Kurzsichtigkeit des Einzelnen gesteigert, resp. vermindert sei?

5) Würde nicht überhaupt ein hierdurch angebahntes Zusammengehen der Schule mit der Heilkunde für die Jugend auch noch andere erspriefsliche Folgen haben?

Neustettin. H. Lehmann.

III.

Zu Cicero.

Cic. de orat. II, 42, 180: *Ac res quidem ista, quam ego, quia non noram, sic tanquam ignotum hominem praeteribam, tantum potest in dicendo, ut ut vincendum nulla plus possit.*

Die Worte *quia non noram*, an denen Schütz Anstofs genommen und dafür *quia non memineram* vorgeschlagen hatte, sind durch die Erklärungen von O. M. Müller, Ellendt und Piderit noch keineswegs gerechtfertigt. Antonius soll damit sagen, er sei an der Disposition wie an einem unbekannten Menschen vorübergegangen, weil er sie bei seinem Vorübergehen nicht gekannt habe. *Non noram* kann aber nicht heifsen: ich bemerkte sie nicht, sondern nur: ich verstand sie nicht, ich wufste nichts von ihr. Dies ist aber durchaus undenkbar, da Antonius sogleich sagt, dafs er sich recht wohl auf die Disposition und ihren Werth versteht. Der neueste Herausgeber Kayser hat ohne Weiteres *quasi non norim* in den Text aufgenommen. Allein dies ist noch weniger zu billigen, da *norim* nicht mit *praeteribam* harmonirt und die Annahme, dafs Antonius absichtlich den Schein angenommen habe, als wüfste er nichts von der Disposition, übrigens ganz unmotivirt ist. Antonius will allerdings nicht als ein Theoretiker gelten, aber er will auch nicht blos dem Scheine nach die Theorie ignoriren. Schütz hat daher dem Sinne nach keinen unpassenden Vorschlag gemacht; nur ist nicht *quia non memineram*, sondern *quia properabam* zu lesen. Diese Aenderung findet in den Worten des Antonius in § 178: *Haec et properans ut apud doctos etc.* ihre vollkommene Rechtfertigung, und Antonius sagt nunmehr: Die Disposition, an welcher ich, weil ich eilte, wie an einem Unbekannten vorüberging, ist mir ihrem Werthe nach recht wohl bekannt; doch war es jetzt noch nicht an der Zeit, darauf näher einzugehen.

Berlin. G. Kiefsling.

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

Die Berufung des Oberlehrers Dr. Frick vom Gymnasium zu Wesel als Oberlehrer an das mit der Realschule zu Barmen verbundene Progymnasium ist genehmigt worden.

Die bisherige Realschule zweiter Ordnung zu Halberstadt ist in die erste Ordnung, und die Realschule zu Wittstock, sowie die Realklassen des Gymnasiums zu Colberg in die zweite Ordnung der Realschulen aufgenommen; die höhere Lehranstalt zu Andernach ist als vollständiges Progymnasium, und die höhere Stadtschule zu Eupen als eine zu gültigen Abgangsprüfungen nach dem Reglement vom 6. October 1859 berechtigte höhere Bürgerschule anerkannt worden.

Am Gymnasium zu Braunsberg ist der ordentliche Lehrer Tietz zum Oberlehrer befördert worden.

Dem Gymnasial-Oberlehrer Bernard Hüppe zu Coesfeld ist das Prädicat „Professor" verliehen worden.

Die Wahl des Prorectors am Altstädtischen Gymnasium zu Königsberg i. Pr., Professors Dr. Möller, zum Director derselben Anstalt, und die Wahl des Oberlehrers am Gymnasium in Wittenberg, Dr. Wentrup, zum Director des Gymnasiums in Salzwedel ist bestätigt worden.

An der städtischen Gewerbeschule in Berlin ist die Beförderung des ordentlichen Lehrers Dr. Röthig zum Oberlehrer genehmigt worden.

Bei dem Pädagogium zum Kloster Unser Lieben Frauen zu Magdeburg ist
der bisherige Elementar-Hülfs- und Turnlehrer Friedemann als zweiter Elementarlehrer und Turnlehrer ernannt,
bei dem Stiftsgymnasium zu Zeitz
der bisherige wissenschaftliche Hülfslehrer am Domgymnasium zu Halberstadt Julius Georg Friedrich Drenckmann als Religions- und vierter ordentlicher Lehrer,
bei dem Gymnasium zu Schleusingen
der Predigtamts- und Schulamts-Candidat Philler als dritter ordentlicher Lehrer angestellt worden.

Der Candidat des höheren Schulamts Julius Loeffler ist als vierter ordentlicher Lehrer an dem Königlichen katholischen Gymnasium zu Deutsch-Crone definitiv angestellt worden.

Die Berufung des Prof. Dr. Schütz in Potsdam zum Director des Gymnasium zu Stolp ist bestätigt worden.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht: den bisherigen Privatdocenten Dr. Oscar Schade in Halle und den bisherigen aufserordentlichen Professor Dr. E. G. Zaddach zu ordentlichen Professoren in der philosophischen Facultät der Universität zu Königsberg; so wie den Gymnasial-Oberlehrer Dr. Bender zum ordentlichen Professor der Geschichte in der philosophischen Facultät des Lyceum Hosianum zu Braunsberg; und den seitherigen Religionslehrer am Gymnasium zu Grofs-Glogau, Licentiaten der Theologie Rudolph Hirschfelder, zum Director des Schullehrer-Seminars zu Liebenthal zu ernennen; die Wahl des Directors am Gymnasium zu Memel, Dr. Gädke, zum Director des Friedrichs-Gymnasiums in Breslau zu bestätigen.

Der Oberbibliothekar und ordentliche Professor an der Universität zu Königsberg i. Pr., Dr. Zacher, ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität zu Halle a. d. S. ernannt worden.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht, die Wahl des bisherigen Progymnasialrectors Günther in Inowraclaw zum Director des Gymnasiums daselbst zu bestätigen.

Die Berufung des Gymnasial-Lehrers Dr. Hoche in Wetzlar als Oberlehrer an das Gymnasium in Wesel ist genehmigt worden.

Angestellt ist:

Adolf Suckow als Hülfslehrer am evangelischen Gymnasium zu Schweidnitz.

Dr. Hermann Oberdieck als zehnter College am evangel. Maria Magdalenen-Gymnasium in Breslau.

Dr. Gustav Schröter als Collaborator am Königl. kathol. Gymnasium in Grofs-Glogau.

Hülfslehrer Thiemich als neunter ordentlicher Lehrer der Realschule am Zwinger zu Breslau.

Collaborator Johann Oberdick als ordentlicher Gymnasiallehrer am Königl. kathol. Matthias-Gymnasium zu Breslau.
Candidat Maiwald als Collaborator des Königl. kathol. Matthias-Gymnasiums zu Breslau.
Hülfslehrer Oberlehrer Schultz als zweiter ordentlicher Lehrer am Königl. evangel. Gymnasium zu Grofs-Glogau.

Die Berufung des Oberlehrers am Magdalenen-Gymnasium in Breslau, Dr. Cauer, zum Oberlehrer am Gymnasium in Potsdam ist genehmigt worden.

Dem ordentlichen Lehrer am Gymnasium zu Bromberg Dr. Hoffmann ist das Prädicat „Oberlehrer" beigelegt worden.

Der Candidat des höheren Schulamts Franz Bernhard Otto Meinertz ist als vierter ordentlicher Lehrer an dem Königlichen katholischen Gymnasium zu Conitz definitiv angestellt worden.

Der Candidat des höheren Schulamts Dr. Friedrich Gruendel ist als achter ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Thorn definitiv angestellt worden.

Der Candidat des höheren Schulamts Johann Valentin Caesar Zielcke ist als fünfter ordentlicher Lehrer an dem Königlichen evangelischen Gymnasium zu Marienwerder definitiv angestellt worden.

Nachweisung der in dem Lehrer-Personal der höheren Unterrichts-Anstalten in der Provinz Posen vorgekommenen Veränderungen.

Am Marien-Gymnasium zu Posen sind die ordentlichen Lehrer Dr. Weclewski und Dr. von Przyborowski als Professoren an die Hochschule zu Warschau abgegangen; die bisherigen interimistischen Lehrer von Jakowicki, Dr. Nehring und Dr. Lazarewicz sind als ordentliche Lehrer angestellt worden.

Am Gymnasium zu Krotoschin ist der ordentliche Lehrer Dr. Junghahn an das Gymnasium zu Elberfeld berufen, der Schulamts-Candidat Dr. Fedde als ordentlicher Lehrer angestellt worden; der Zeichenlehrer von Werenbach ist an die Realschule zu Creuzburg in Schlesien abgegangen.

Am Gymnasium zu Inowraclaw ist der ordentliche Lehrer Sascke gestorben; die Schulamts-Candidaten Luke und Dr. Jung sind als ordentliche Lehrer angestellt worden.

Am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Posen ist der ordentliche Lehrer Dr. Blafs an das Gymnasium zu Elberfeld berufen; der ordentliche Lehrer Dr. Brieger, zur Zeit am Gymnasium zu Stolp, hierher versetzt worden.

An der Realschule zu Posen ist der provisorisch beschäftigte Lehrer Dr. Schmidt als ordentlicher Lehrer angestellt, der ordentliche Lehrer an der Bürgerschule in den Franckeschen Stiftungen zu Halle, Dr. Hartmann, hierher berufen worden.

An der Realschule zu Fraustadt ist der ordentliche Lehrer Mehler an die Realschule zu St. Johann in Danzig berufen worden.

An der Realschule zu Bromberg sind die Schulamts-Candidaten Boehck und Dr. Meibauer als ordentliche Lehrer angestellt worden.

Am Gymnasium zu Lissa ist der ordentliche Lehrer Hanow als Rector an das Progymnasium zu Schneidemühl berufen worden.

Am Gymnasium zu Bromberg ist der wissenschaftliche Hülfslehrer Dr. Kühn an die höhere Bürgerschule (resp. Progymnasium) zu Neuwied berufen worden.

Zur Erinnerung an Ernst Ruthardt.

Ernst Ferdinand Ruthardt ist geboren den 25. December 1792 zu Langenbielau bei Reichenbach in Schlesien, wo sein Vater als Rentmeister bei dem Grafen von Sandreczky angestellt war und die Finanzverwaltung von zwei grofsen Majoraten. Langenbielau und Manze, zu leiten hatte. Die Mutter Johanna Klose war die Tochter eines Kaufmanns in Schweidnitz, der in hohem Alter von 94 Jahren, im Jahre 1817 starb. Die Tochter, R.'s Mutter, war ihm schon 1813, während der Kriegsunruhen, vorausgegangen. Unser R. wurde 1803 nach Schweidnitz in das Haus des mütterlichen Grofsvaters und auf das dortige Gymnasium aufgenommen, wo er, unter Rector Halbkart, bis zum Jahre 1810 verweilte. Mit den besten Zeugnissen entlassen. besuchte er die Universität Leipzig, wo er Philologie studirte und Dan. Beck, sowie G. Hermann besonders hörte. Im October des Jahres 1811, nachdem die Universität Frankfurt nach Breslau verlegt worden war, setzte R. daselbst seine Studien bis 1813 ununterbrochen fort. Als in diesem ereignifsreichen Jahre die Mehrzahl der Studirenden, auch zwei Brüder Ruthardts, als Freiwillige dem Aufrufe ihres Königs folgte, ihn selbst aber seine schwächliche Gesundheit zu seinem Leidwesen in der Heimath zurückhielt, drängte ihn Kindespflicht, dem durch Kriegsnoth hartbedrängten, schon bejahrten Vater in der Bewirthschaftung eines kleinen Landgutes, in der Nähe von Reichenbach, beizustehen. Ohnehin war Breslaus Universität geschlossen, da wenige Studirende zurückgeblieben und die Professoren selbst zum Theil dem Rufe des Vaterlandes gefolgt waren. In der Mitte des Jahres 1814, als die Universität ihre Collegia wieder begann, kehrte R. nach Breslau zurück, um seine Studien daselbst zu vollenden. Mit neuem Eifer setzte er die begonnene Laufbahn fort, mit dem Vorsatze, sich gänzlich dem akademischen Lehrfache zu widmen. Die äufseren Subsistenzmittel scheinen ihm jedoch in jener immer noch schweren Zeit ausgegangen zu sein; darum entschlofs er sich, die Stellung eines Hauslehrers im Hause des Geh. Commerzienrathes v. Wallenberg, als sie ihm angeboten wurde, anzunehmen, wo 6 Kinder, eine Tochter und 5 Söhne, zu erziehen waren. Dort blieb er vom Jahre 1815 bis zum Jahre 1832, eine lange Reihe von Jahren, mit Fleifs und Treue ganz dem Geschäfte des Erziehers sich hingebend, da ihn seine Kränklichkeit, insonderheit ein hartnäckiges Halsleiden, welches eine Zeitlang sehr bedenklich war. allmählich an den Gedanken gewöhnte, der Aussicht auf eine öffentliche Anstellung zu entsagen. Diese Kränklichkeit, die ganz besonders seine Sprachorgane afficirte, hatte er sich in seinem 16. Lebensjahre, in Folge einer heftigen Erkältung auf einer Gebirgsreise, die er mit mehreren Altersgenossen unternommen hatte, zugezogen. Sie hat seinen Lebensgang nach aufsen sehr gehindert, seine Liebe zur Einsamkeit, die Stille in seinem Wesen und die Neigung zur Zurückgezogenheit und Entsagung genährt, ist aber auch

die Quelle vieler Tugenden geworden, die wir an ihm und in seinem Verhalten gegen Andere bewundern müssen. — Da er seine philologischen Studien auch hier eifrig fortsetzte, seine Stelle auch sehr arbeitsvoll war, indem er nach und nach 5 Knaben bis zu den mittleren Classen des Gymnasiums allein vorbereitete, so war, aufserdem gehindert durch mancherlei Verhältnisse, seine Wirksamkeit mühevoll und seine Thätigkeit eine angestrengte. Von dem Jahre 1832 an kehrte er zu seiner Erholung zuerst auf sein väterliches Gut zurück, wo er, im Besitze einer ansehnlichen Bibliothek, die er sich aus seinen Ersparnissen erworben, ein bibliographisches Werk vorbereitete, dessen Herausgabe jedoch wegen mangelnden Verlegers unterblieb. Im Jahre 1837 zog R. nach Breslau; dort setzte er privatim seine philologischen und pädagogischen Studien fort, unterrichtete die ihm von seinen Freunden zugewiesenen Gymnasiasten, deren er auch jederzeit einige in Pension hatte, und bereitete das wichtige Unternehmen vor, welches ihn bis an sein Lebensende unablässig beschäftigte und wodurch er den Schulunterricht, insonderheit den Unterricht in den classischen Sprachen zu verbessern beflissen war. Im Jahre 1839 liefs er zuerst eine Schrift, ohne Namen, als Manuscript für Freunde drucken unter dem Titel: „Vorschlag und Plan einer äufseren und inneren Vervollständigung, die classischen Sprachen zu lehren". Durch den Geh. Ober-Regierungsrath Johannes Schulze übergab er sie dem Ministerium des Unterrichts und versendete und vertheilte sie aufserdem an geeigneten Stellen. Die damals meist günstige Aufnahme und die derselben entsprechenden Beurtheilungen, welche diese Schrift von wenigen Bogen fast allenthalben erfuhr, veranlafste ihn rasch mit einer weiteren Bearbeitung seiner Methode vorzugehen, und so erschien 1840 die erste Sammlung seiner *loci memoriales* und im Jahre 1841 die gröfsere Schrift unter ähnlichem Titel, wie die oben angeführte: „Plan und Vorschlag einer äufseren und inneren Vervollständigung der grammatikalischen Lehrmethode, zunächst für die lateinische Prosa", im Anhange Beil. zu den *loci memoriales*. Breslau, Jos. Max u. Comp. 1841 (XXII und 366 S. gr. 8.), nachdem er im Jahre vor deren Herausgabe zur Empfehlung seiner Methode und zu seiner eigenen Belehrung mehrere Reisen unternommen hatte, wodurch er sich mit Männern in Verbindung setzte, die an der Spitze des gelehrten Schulwesens sowol des Preufsischen Staats als anderer Staaten, wie z. B. Sachsens und Baierns, standen. Vorzeitige Angriffe Mager's, gegen die erstgenannte Schrift gerichtet, nöthigten ihn zu einer ausführlichen Auseinandersetzung seiner Methode, zur Widerlegung der unterdessen vielfach gegen sie erhobenen Einwürfe und Beseitigung von Bedenken, die man oft aus absichtlicher Mifsdeutung seines Planes und seiner Vorschläge, wie z. B. von Seiten O. Schulze's in Berlin, gegen ihn geltend gemacht hatte. „Aber" (so urtheilt ein naher Freund und Verwandter R.'s) „so gut sich Anfangs die Aussichten für die Realisirung einer allgemeinen oder doch ausgedehnten Einführung seiner Methode stellten, so war es doch nach wenigen

Jahren sicher entschieden, dafs das Unternehmen, dem er *jahrelange* Mühe und den gröfsten Theil seines Vermögens *geopfert*, als gescheitert zu betrachten war. Die offenen Gegner haben der Sache gewifs am wenigsten geschadet; den wahren Grund des Mifslingens suchte, noch 18 Jahre später, Joh. Schulze am richtigsten wol darin, dafs für diese Methode erst die Lehrer heranzuziehen wären, denen geistige Regsamkeit, Selbstthätigkeit und intellectuelle Anstrengungen, wie sie von R. gefordert würden, nicht zu befehlen, sondern nur nach und nach durch Unterweisung und eigene Ueberzeugung beizubringen wären." „Sicherlich ist das Schicksal der Ruthardtschen Methode", wie der obengedachte Freund ferner schreibt, „kein ausreichender Beweis für ihre Unanwendbarkeit und ihren Unwerth. Sie ist bis heute eigentlich gar nicht in volle Wirksamkeit getreten. R. selbst hat seine Ueberzeugung niemals aufgegeben, aber auch nie, selbst nicht gegen nähere Bekannte, über das Mifsgeschick seiner redlich gemeinten Pläne geklagt."

Fast zwanzig Jahre später wandte sich R. zur Ausarbeitung seines Vocabulars. „Dem kleinen Buche sieht Niemand" (so bemerkt obengedachter Freund schliefslich) „die mühselige Arbeit und den eisernen Fleifs, mit dem es gemacht ist, an. Man kann ohne Uebertreibung sagen, dafs das Vocabular die Quintessenz aus ganzen Bänden von Wörter-Sammlungen enthält, die sich der Verf. selbst angelegt hatte. Die ganze lateinische Literatur, soweit sie in der Schule in Anwendung kommt, hatte er *durchstudirt* und excerpirt. Kein Wort ist aufgenommen, für *das er* nicht die Belegstellen aus den Autoren jeden Augenblick *zu geben* im Stande gewesen wäre; ja jede Wortform, bei der es nöthig schien, konnte er als wirklich vorkommend oder nicht gebraucht nachweisen." — „Die Erfahrungen mit dem *Plan* und Vorschlag und den *loci memoriales* wirkten ihm hindernd entgegen, das Vocabular in dem Umfange sogleich zu eröffnen, in dem es beabsichtigt und druckfertig ausgearbeitet vorlag. Die erste Ausgabe ist ein Auszug, die zweite enthält wenigstens das Vocabular in der von ihm beabsichtigten Vollständigkeit. Die anderen Wörter-Zusammenstellungen, wie sie in der Vorrede zur ersten Ausgabe angegeben sind, haben nicht gedruckt werden können. Die „Einführung" nur ist erschienen und das „Elementarbuch" hinzugekommen, weil das Bedürfnifs einleuchtend war. Jene nicht gedruckten Verzeichnisse würden neben dem praktischen Zweck auch ihren wissenschaftlichen Werth haben, insofern sie unter verschiedenen Gesichtspunkten eine Zusammenstellung des lateinischen Sprachmaterials aus der besten Periode enthalten, das für den Stilisten, den Grammatiker und den Prosodiker, so wie auch zur Controle der gröfseren und kleineren Lexika und Prosodien schon deshalb nutzbar wäre, weil es mit der gröfsten Gewissenhaftigkeit und Selbständigkeit gesammelt ist."

Im Jahre 1842 besuchte Ruthardt die Philologen-Versammlung zu Ulm, wo er persönlich sowol als auch mit seinen Vorschlägen eine herzliche Aufnahme fand. Die Erinnerung an sie

bewahrte er bis an sein Lebensende. Was in dieser und der darauf folgenden Zeit für oder wider seine Methode geschrieben worden, ist ziemlich allgemein bekannt. In Bayern rief dieselbe eine gewisse Bewegung hervor, die aber so wenig nachhaltig war, wie in Preufsen. Im Jahre 1845 gab er die zweite Sammlung seiner *loci memoriales* heraus, die ihn aufserordentliche Arbeit gekostet hat, weil er alles, was er unternahm, mit der Gewissenhaftigkeit und Treue behandelte, die der wahre Pädagog in allem beobachtet, was er zum Besten der Jugend zu leisten unternimmt. — Seine gelehrte Gründlichkeit bewahrte ihn auch vor einer Behandlung des Jugendunterrichts und vor einer pädagogischen Schriftstellerei, wie sie von so Vielen getrieben wird, und wie sie der Wissenschaft eben so wenig, wie den Gymnasien, für die sie bestimmt ist, zu sonderlicher Ehre gereicht. R.'s Schriften dagegen sind für den Gelehrten eben so nutzbar und zuverlässig, wie für den lernenden Anfänger.

Die tiefere Grundlage dieser gelehrten Gewissenhaftigkeit und dieser Treue in Allem, was er leistete, ist in seiner ernsten christlichen Gesinnung, in der aufrichtigen Hingebung zu suchen, in welcher von Jugend auf sein Herz von dem lebendigen und thatkräftigen Glauben an Christus Jesus, unsren Herrn und Heiland, erfüllt war. Es wurzelte in einem solchen aufrichtigen Bibelglauben das tiefe Gemüth und die männliche Selbständigkeit und die wahrhafte Unabhängigkeit, wie sie sich einzig der in Christus gegründete Mensch zu erhalten vermag. Nie liefs er sich vom Urtheile oder den Rathschlägen solcher bethören, in deren Charakter er die Einheit nicht erkannte und die Gediegenheit, vermöge welcher der Mann, auch in den bewegtesten Zeiten, dem Andrange leidenschaftlicher Zumuthungen zu widerstehen allein befähigt ist. Mitten unter den politischen und religiösen Schwankungen, unter welchen viele seiner achtbarsten Freunde ihre sichere Haltung verloren, stand er fest, oft nur wenige an seiner Seite. Dies war die Ursache, dafs er, der unbedeutende und anscheinend einflufslose Privatmann, in seiner stillen Zurückgezogenheit eine nicht unbeachtete Stellung einnahm. Denn er befafs jederzeit den Muth der Meinung, wie man zu sagen pflegt, mit der er freilich der sogenannten öffentlichen Meinung schnurstracks entgegenzutreten wagte. R.'s Christenthum war nicht loser Subjectivismus, voll wechselnder Anschauungen und geistreicher Ansichten, sondern festgegründet in Gottes Wort. Er blieb lebenslang der evangelisch-lutherischen Kirche, in aufrichtiger Glaubensgemeinschaft mit ihren kräftigsten und wahrhaft berufenen Zeugen, sowie persönlich ihren tüchtigsten Leitern, wie sie Schlesien, länger als ein Jahrzehnt, an Männern wie Hahn, Gaupp, Wachler und Andern aufstellte, selbst thatkräftig von Herzen zugethan. Den Kampf gegen die entgegengesetzten Richtungen, der oft ein heifser war, nahm er nicht selten offen und freudig auf. Er scheute keine Arbeit und Mühe, auch keine Gegnerschaft und oft sehr harte Anfeindung, wie er sie als ein solcher, der nicht in der Lage war, sich hinter die Aegide eines kirchlichen Amtes zu

bergen, gar oft als Privatmann und als Laie schutzlos, zu bestehen hatte. Er war, im Besitz tüchtigen theologischen Wissens, jederzeit bereit, seine Kräfte Unternehmungen zu widmen, die das Wohl der Kirche fördern konnten, oder bei denen es galt, das sociale Elend ganzer Volksclassen zu lindern, für die in Breslau nicht selten jede christliche Fürsorge und Pflege mangelte. Wir finden des stillen, bescheidenen Mannes Namen genannt als Herausgebers des kirchlichen Anzeigers, der zuerst im Jahre 1845 erschien, der zum Organ kirchlicher Gemeinschaft, woran es in Schlesien mangelte, bestimmt war. Er unterstützte hierbei den C. R. Gaupp und lieferte unter Andern einen Aufsatz (in No. 7—13), betitelt: „Ein Normalstoff in der Volksschule". Später redigirte er das „Neue Breslauer Gesangbuch" im Verein mit Sch.-R. Stolzenburg, welches in vielen Gemeinden Schlesiens eingeführt ist und die schlechten Gesangbücher zu verdrängen beginnt. Sein unermüdlicher Fleifs, mit der sorgfältigsten Kritik und genauer Correctur verbunden, brachte dies Unternehmen rascher zu Stande, als seit Jahrzehnten zu ähnlichem Zwecke verbundene Commissionen es vermocht haben. An dem christlichen Lehrerverein, den von Thrämer stiftete, nahm er persönlich werbend und fördernd den lebhaftesten Antheil. Ganz besondere Mühe und Aufopferung bewies dieser eifrige Christ in dem Werke der innern Mission. Jahrelang schien jeder Versuch, mit Hülfe der in Breslau vorhandenen geistlichen Kräfte einen Verein zu gründen, der dem mafslosen geistlichen und leiblichen Elend christliche Abhülfe gewähren sollte, vergeblich zu sein. Unerwartete Störungen und Zerwürfnisse, vor Allem aber die auffallende Gleichgültigkeit, ja entschiedene Gegnerschaft, welche in solchen Kreisen sich zeigte, die amtlich dazu berufen sind, ein solches kirchliches und christliches Werk in ihre Hand zu nehmen, verhinderte das Aufkeimen solches Vereins, vielmehr noch das Aufblühen desselben. Gerade als letzterer Zustand nahe zu sein schien, trat die Spaltung ein, welche das Entstehen einer „freien Schottischen Gemeinde", wie sie sich nennt, hervorrief, wodurch diese liebesthätige Gemeinschaft christlich gesinnter Männer und Frauen sich wieder aufzulösen drohte. Da sammelte der treue Ruthardt wieder eine kleine Schaar und bahnte dem zum Missionsdienste in Breslau vom Ober-Kirchenrath amtlich berufenen Prediger Aebert den Weg zum Antritt seines jetzt gesegneten Dienstes. R. selbst behielt die Leitung des Vereins ungeachtet seiner nahenden Auflösung, unermüdlich wirksam bis kurz vor seinem Ende.

Mögen wir es immerhin in dieser Zeitschrift mehr mit der Wirksamkeit des gelehrten Schulmannes zu thun haben und das Interesse der Lehrer sich dieser vorzugsweise zuwenden: zur Charakteristik des Mannes gehört auch die andere Seite der Pädagogik, als die ächt christliche, die Erziehung und Rettung Derer, die dem Elende unserer socialen Mifsverhältnisse preisgegeben sind. Dafs R. dafür ein Herz hatte, zeigt in ihm den berufenen Pädagogen in entschiednerer Weise, als wenn man ihm die Erfindung auch noch so geschickter Methoden nachrühmen könnte. Letzte-

ren Ruhm theilt er mit so manchem pädagogischen Irrlichte, und solcher Ruhm ist oft eitel und Eitelkeit der Charakter solcher Erfinder. Heutzutage ist doch wol die Ueberzeugung zu den höheren Kreisen, aus welchen die staatsmännischen Leiter des Schulwesens hervorgehen, hindurchgedrungen, dafs ein rechter Schulmann in Allem ein ganzer Mann sein müsse. Zu einem solchen gehört aber, dafs er in Allem, was er unternimmt, nicht seinen persönlichen Ruhm und seinen Vortheil sucht, sondern Gottes Ehre, und dafs ihn eben die Liebe zu Allem drängt und in Allem leitet. Diesen Herzenszug der Liebe wollten wir, als den ihm eigenen, in dem, was über seine christliche Wirksamkeit gesagt ist, nachweisen. — Dafs R. die Jugend liebte und die Beschäftigung mit ihr als seinen eigentlichen Lebensberuf ansah, darüber giebt uns seine gesammte Wirksamkeit hinreichende Auskunft, wenn es uns auch nicht, wie es geschehen ist, erzählt würde, dafs in seinem Leben wenige Tage gefunden werden, an denen er nicht, ohne Entgelt sehr oft, Kinder und Jünglinge in allerlei Kenntnissen unterwiesen und mit seiner, ihm gleichsam angebornen, Begabung für Pädagogik lehrend erzogen habe.

Dafs R. in seinem Leben ein Muster häuslicher Tugenden darstellte, kann jeder bezeugen, der in seinem stillen häuslichen Kreise verkehrte. Er ist sehr spät, als angehender Fünfziger erst, in den Ehestand getreten. Es war die Tochter seines alten Freundes, des Prorector Weichert am Elisabetanum in Breslau, welche er von ihrer frühesten Kindheit an hatte aufwachsen sehen, die er, obgleich sie 27 Jahre jünger als er war, zu seiner Gattin erkor. Ihre Ehe war eine durch gegenseitige geistige Gemeinschaft höchst beglückte zu nennen, obschon sie kinderlos geblieben ist. Alle Leiden und Freuden haben beide in Liebe mit einander getragen. Die mäfsigen Ansprüche, welche beide Gatten an äufsere Lebensgenüsse machten, haben es möglich gemacht, in dieser Gemeinschaft allezeit das freudige Gottvertrauen und die sorgenlose Zuversicht aufrecht zu erhalten, die jedem wahren Jünger des Herrn zugemuthet wird, die aber heutzutage bei so wenigen ungetrübt zur Erscheinung kommt. R. war so zartfühlend gegen seine Freunde, so rücksichtsvoll gegen die Seinigen, so bescheiden und anspruchlos gegen diejenigen, um die er sich unberechenbare Verdienste erworben hat, dafs er es mit Gleichmuth ertrug, wenn Andere sich auf seinen Schultern erhoben und wenn ihm nur selten Anerkennung, auch äufserst geringe Unterstützung und Entschädigung zu Theil wurde für die Opfer, die er seinen, man kann sagen, gemeinnützigen Unternehmungen für Kirche und Schule gebracht hatte. — Nur um einige Monate überlebte er seinen Schwiegervater, der am 4. Juli 1862 heimging. Gegen Ende Octobers erkrankte R. heftiger; er verliefs vom 9. November an sein Zimmer nicht wieder. Die ersten Tage des Mai 1863 ging er seinem Ende sichtlich entgegen. Am Sonntage Rogate, am 10. Mai Abends 11 Uhr ist er entschlafen, nachdem er bis zu seinen letzten Augenblicken, von seiner treuen Gattin gepflegt, in ihrer und treuer Freunde Gegenwart, noch mit sterbendem

Munde, in völliger Klarheit seines Bewufstseins, das freudige Bekenntnifs ausgesprochen, dafs er auf keinen andern Helfer im Leben und im Sterben baue als auf seinen Heiland Jesus Christus.

Er hatte noch vor seinem letzten Krankenlager die Befriedigung genossen, die Vollendung und Herausgabe seiner letzten, mit unglaublicher Sorgfalt bearbeiteten, Schriften zu sehen. Sein Vocabular in zweiter, sehr erweiterter und verbesserter Auflage, das dazu gehörige Lesebuch und die für beide zum Hülfsbuch bestimmte „Einführung" sind in einem andern Verlage als die erste Auflage des Vocabulars und die früher herausgegebenen Schriften „Plan und Vorschläge" und die dazu gehörigen Ausgaben der *loci memoriales* erschienen. — Auch von diesen seinen letzten Schriften gilt dasselbe Urtheil, wie von den früheren. Sie sind Muster von Fleifs und Sorgfalt in ihrer Bearbeitung, und sie werden in dieser Hinsicht nicht leicht übertroffen werden, wie lange man auch noch ihrer allgemeinen Einführung in die Schulen entgegen sein mag. Die Zeitschrift für das Gymnasialwesen hat auch diese letzten Schriften R.'s einer eingehenden Beurtheilung gewürdigt, auf welche wir hier verweisen.

Da R.'s Name vielen nur als der eines Erfinders einer Unterrichtsmethode bekannt ist, deren Einführung auf Schulen aber entweder das Mifstrauen der meisten Schulmänner und Schulbehörden gegen ihre Brauchbarkeit und die Schwierigkeit, sie in einer Anstalt von der untersten bis zur obersten Lernstufe consequent durchzuführen, entgegenstehe, oder die, wie andere meinen, einen Unterrichtsmechanismus befördere, gegen den sich jeder denkende Schulmann mit aller Macht zu wehren habe, deren Wesen man schlechthin in Memoriren setzen müsse, nicht einmal in ein planmäfsiges, zweckvolles Memoriren, so wiederholen wir zum Schlusse seiner Lebensdarstellung die von ihm selbst S. 21 in s. Schrift „Plan etc. der grammatik. Lehrmethode" (Breslau, Jos. Max u. Comp. 1841) mitgetheilte „Skizze seines Verfahrens" bei Anwendung seiner Methode. Dort bezeichnet er nämlich den Weg, den er verfolge, kurz als folgenden: „Auf der untersten Stufe werden die grammatischen Elemente vorerst auf das Unentbehrlichste beschränkt, dieses aber streng und fest, und so schnell als sich eben mit der Gründlichkeit verträgt, zugleich praktisch und theoretisch eingeübt: wie denn überhaupt von allem Guten, welches die dermalige Methode des Gymnasialunterrichts enthalte, auf keiner Stufe irgend etwas verloren gehen dürfe. Darauf komme ein prosaischer Lehr- und Lernstoff von wenigen Bogen in Anwendung [wie ihn R.'s erste Abtheilung der *loci mem.* enthält], in welchem nach einem Stufengange vom Leichtern zum Schwerern, mittelst nach Inhalt und Form musterhafter und möglichst reichhaltiger Sätze und Abschnitte, die mannigfaltigsten sprachlichen Verhältnisse zur Anschauung gebracht werden. Dieser Stoff, gewissermafsen ein syntaktisch-formeller Auszug der Sprache selbst, welcher aber zugleich wenigstens die Hälfte alles für den Schulzweck erforderlichen Materials einschliefse, werde allmählich theils durch fortgesetztes denkendes

Repetiren, Variiren, Trennen, Wiedervereinigen, Zusammenstellen u. s. w., theils durch nebenherlaufende unausgesetzte Verwendung bei den irgendwie verwandten Lectionen, zunächst natürlich bei denen des nämlichen Lehrgegenstandes, zum geistigen Eigenthum des Lehrers und der Schüler, und diene fortan als Mittelpunkt, auf welchen die Grammatik, die umfängliche Lectüre, zuletzt das Schreiben und das Sprechen unablässig zurückbezogen werden, und als Musterform für die Art und den Grad des Verständnisses, welchem bei sämmtlicher Lectüre — die ihrerseits wieder ein fortlaufendes praktisches Erläuterungs-, Erweiterungs- und Prüfungsmittel jenes Stoffes selbst und der auf denselben gestützten Theorie darbietet —, wenn schon immer nur annäherungsweise, nachzustreben ist. Das Schreiben und Sprechen erscheine als das Resultat der mannigfachen, meist im mündlichen Wechselverkehr vorgenommenen Operationen. Man lerne nicht erst schlecht schreiben, um gut schreiben zu lernen. — Bezweckt werde mit dem allen die Stellung des Lernenden innerhalb der Sprache selbst, die zeitige Entwickelung eines sprachlichen Gewissens, der Besitz eines gemeinsamen Eigenthums beim Lehrer und Schüler, gleichmäfsig mehr Lebendigkeit, Stetigkeit, Sicherheit, Freiheit und insofern auch Leichtigkeit des Lernens, Wissens und Könnens. Damit und durch den Wegfall vieles ziellosen Memorirens und Schreibens würde gröfsere Freudigkeit des Schülers, endlich eine beträchtliche Vereinfachung der Lehrmittel bezweckt. In diesem letzten Umstande, sowie in der Befreiung von einer Unzahl mühseliger und doch grofsentheils unfruchtbarer Correcturen, und in der allmähligen, vorsichtigen Abgrenzung eines Theiles des Reflexions-, Abstractions- und Combinationsgeschäfts für die eigene Denkthätigkeit des Schülers bei der Privatrepetition, müsse der Lehrer Ersatz suchen für die erhöheten Ansprüche, welche an seine unmittelbare Lehrthätigkeit gemacht werden."

Das ist der kurze Abrifs, den R. an der bezeichneten Stelle sowol, als auch in besonders veranstalteten Abdrücken, die er allerortenhin versenden liefs, von dem Verfahren giebt, welches er in Anwendung seiner Methode von den Lehrern beobachtet wissen will. Die für die einzelnen Lernstufen von ihm allein, oder in Gemeinschaft mit andern Gelehrten herausgegebenen *loci memoriales* bieten den Lernstoff selbst dar, der zu gebrauchen ist. Was von allem, was von R. herausgegeben worden ist, gesagt werden kann, gilt auch von diesen *loci*. Ihre Auswahl nicht nur, sondern auch die zweckmäfsige Anordnung derselben giebt Zeugnifs von dem Fleifse und der Sorgfalt, ja man kann sagen, von der Treue im Kleinen, wie sie R. durchaus eigen, man kann sagen, ihm in eminenter Weise eigenthümlich ist. Wir brauchen wol nicht darauf aufmerksam zu machen, dafs die ruhige Verständigkeit, mit welcher R. alles behandelte, so zu sagen, was er schrieb und trieb (seine Briefe und seine gedruckten Schriften tragen in Stil und Ausdruck das Gepräge dieser Verständigkeit), in Niemandem den Gedanken aufkommen läfst, es sei ihm in allen seinen litterarischen Unternehmungen nur um den Schein

zu thun gewesen, mit seinen Vorschlägen Resultate des Unterrichts zu erzielen, die von den zeitherigen wesentlich abwichen. In dieser Beziehung gab er sich keinen Illusionen hin. Seine Absicht ist es nie gewesen, Hoffnungen zu erregen, wie andere Methoden-Erfinder solches zu thun pflegen, als könnten die Früchte, welche nur durch redliches Bemühen gewonnen werden, mit Hülfe besonderer Künste künftig mühelos dem danach leichtfertig emporspringenden in den Schoofs fallen. Was R. bei seinen Unterweisungen bezweckte, ist nur dies, dafs das, was zeither oft als eine Arbeit des Sisyphus erscheinen mufste, das Umherblättern und Umrühren der Grammatiken und Lexika, dem Knaben künftig mehr als zeither erspart werde. Dahin zielte er in seiner Herausgabe der *loci* und auch in seinem letzten Unternehmen, dem Vocabular.

Wenn wir dem Manne, dessen Werth und dessen Wirksamkeit zeither vielleicht vielen Mitgliedern des gelehrten Schulstandes, und insonderheit dem jüngern Geschlechte, wenn nicht gänzlich unbekannt, doch einer sonderlichen Beachtung minder würdig erschienen ist, weil sein Name allerdings nicht zu den hochgefeierten gehört, eine ausführliche Darstellung widmen, so liegt die Entschuldigung für uns gerade in dem Umstande, dafs derselbe sein Leben lang so anspruchlos, schlicht und bescheiden aufgetreten ist, dafs viele seiner Freunde, die ihm weit näher gestanden haben als wir, und seine Leistungen weit höher zu würdigen vermögen, als dies in unserer Befähigung liegt, der Befürchtung in ihrem Herzen Raum zu geben scheinen, als werde eine solche nur gleichgültige Leser finden, wir aber eine *solche* Befürchtung mit ihnen zu theilen — vielleicht gerade *deshalb*, weil wir über den Geschmack der jüngeren Schulwelt ein competentes Urtheil nicht haben — nicht vermögend sind.

Görlitz. Struve.

Am 30. September 1863 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstrafse 47.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

I.

Ueber das Verhältnifs der Gottheit zum Menschen im Homerischen Epos.

Das Epische Gedicht, in weitester Ausdehnung mit allen seinen Nebengattungen genommen, fordert Objectivität oder das Leben des behandelten Gegenstandes an und für sich. Der Dichter opfert, soweit es in seinen Kräften steht, das Eigenthümliche seines Gefühls, wogegen sich der Lyriker mit diesem in die Begebenheit versenkt und sie zu überwinden sucht. Der Epiker bedarf, um seinen Stoff durch das Wort in die Vorstellung zu rufen, der Erzählung oder des Fortschrittes einer Reihe von vergangenen Momenten, in denen sich ein mythisch oder historisch verwirklichtes Ereignifs abschliefst. Wenn der Dramatiker ferner den inneren Hergang unseres Willens beabsichtigt und die äufseren Thatsachen als etwas Untergeordnetes ansieht, wenn er seine Aufgabe in der Entwicklung von Handlungen des sittlichen Lebens findet, so wendet sich der Epiker von jener ideellen Auffassung ab und erweckt die Vergangenheit als solche in der Gegenwart, gleichviel ob die vorgestellte Begebenheit in der Willkühr des Zufalls, ob im menschlichen oder göttlichen Handeln beruht. Diese absolute Vergangenheit ist aber zugleich eine ideale. Denn der Epiker fafst das Volksleben in seiner Geistigkeit vor der historischen Gestaltung und befreit von den durch die Geschichte gestellten Schranken. So gilt ihm die bis zum Ideal gesteigerte Natur des Menschlichen in der Form des Volksthümlichen als eigentliches Object, und seinen Stoff findet er im historischen Mythus, wo sich Natur und Gottheit wegen der Ursprünglichkeit des Volksgeistes noch nicht feindlich bekämpfen. Wunder gehen am hellen Tage vor sich; entsprungen aus der Fülle der Natur, sind sie die Hebel des echten Volksepos, und der gesammte Götterhimmel, persönlich thätig in der Mitte menschlichen Handelns und Denkens, gehört zum natürlichen Laufe der Dinge. Gerade die

ergänzende Wechselseitigkeit von Göttlichem und Menschlichem ist eine Lebensbedingung der epischen Sage, und selbst im Kunstepos, wo der kindliche Glaube daran fehlt, wird das Wunderbare, als unmittelbare Offenbarung der Gottheit, nicht ganz vermifst.

Für die homerischen Sänger lagen die Begebenheiten der Heroenzeit jenseits der geschichtlichen Kunde, und als wahre Künstler gaben sie dem, was Ueberlieferung ihnen zuführte, die Weihe freier Poesie. Obwohl in Namen und Thatsachen geschichtliche Keime durchaus nicht abzuweisen sind, so behandelten die Dichter doch keinesweges ihre Vergangenheit mit der Ueberzeugung von einer nüchternen Wirklichkeit alles Einzelnen, was sie sangen, sondern mit dem freien Glauben an die innere Wahrheit der behandelten Charactere und des in der Ueberlieferung lebendig herrschenden Geistes. So hatte Homer eine fort und fort sich verjüngende, vielfach schon gespaltene Sage, an welcher er den Kern für heilig und im Ganzen für verbürgt hielt; zugleich waltete er dabei aber als Schöpfer gleichsam in seinem eigenen Bereiche. Der homerische Epossänger ist das klare, spiegelreine Gefäfs, worin die Sagen einer göttergleichen Heroen-Vergangenheit in ungefärbter Klarheit sich sammeln. Dieser Zauber der Unschuld und Pietät in der Darstellung eines ungetrübt empfangenden, nicht urtheilenden Epos stellt im innersten Wesen die scharfe Gränze auf zwischen ihm und der auf Kritik beruhenden Geschichtsschreibung. Eine historische Thatsache läfst sich ebenso wenig zu einer Geschichte wie die Gesichtszüge eines Menschen zu einem Bildnifs blos abschreiben, sagt W. v. Humboldt über Schiller, und in sofern wird die Geschichtsschreibung *selbst auf* niedrigster Stufe immer untrennbar sein von der *Geschichtsforschung*. Wie das Volks- und Naturepos keinen Theil haben wird an einer skeptisch kritisierenden Betrachtungsweise über die zu behandelnde mythisch-historische Vergangenheit, ebenso bedenklich möchte es aussehen um das Ahnungsvermögen des prüfenden Historikers, der sich jedes philosophischen und poetischen Funkens für seinen Beruf entäufserte, um die verschütteten Irrgänge des Jahrhunderts möglichst zu erhellen. Gewifs hat nun auch das höchste epische Genie Homers sein Werk mit eignem schöpferischen Willen durchströmt; es ist sein Recht, dafs die künstlerische Wiedergeburt des ihm Ueberlieferten von seiner Welt Zeugnifs ablegt. Aber seine ganze Seele ging in der klarsten Natürlichkeit der umgebenden Welt auf und ergofs sich in dieser Weise durch alle Gesänge. Wie die Sonnenstrahlen sich mit ihren Planeten verstehen, ebenso kreisen in gleichmäfsigen Bahnen die homerischen Sänger, besonders der Ilias, um den Stamm der Sage, weil ihre Seele gleichsam ein Zögling dieser war. Im Plastischen und Formellen dagegen wird das subjective Schaffen des Epikers nachweisbarer sein. Denn die Anordnung des Stoffes, die Gliederung der Theile, die Belebung der Charactere, der Ereignisse, wie z. B. der Gespräche, Schlachten und Parteiungen in der reichsten Mannigfaltigkeit, dies alles kann mehr oder minder nur das Werk des Dichters sein.

Bei dieser Gelegenheit dürfen wir den merkwürdigen Ausspruch Herodots nicht umgehen, mit dem die ältesten Philosophen in Uebereinstimmung stehen. Wenn nämlich Homer den Namen des vergötterten Okeanos-Flusses wirklich erfand und den Hellenen ihre Götterwelt schuf, wenn Pythagoras, Xenophanes und Heraklit die Verstofsung des Kronos durch Zeus und die späteren Götter eine Erfindung von ihm und Hesiod nennen, wofür beide in der Unterwelt an eherne Säulen gebunden und von Schlangen umwunden seien, dann scheint es freilich, als ob die rationellste Reflexion über die heiligsten Dinge in der homerischen Zeit das eben Bemerkte in Frage ziehen wollte. Obgleich Herodot die Sache keinesweges als eine allgemein gültige, sondern nur als seine bescheidene Meinung vorbringt, so dürfen doch die Auffassungen der Alten in diesem Puncte nicht mit Mistrauen aufgenommen werden. Ebenso wenig hat sich aber darum das griechische Volk von Homer einen neuen Glauben oder eine Glaubenslehre im buchstäblichen Sinne machen lassen. Bekanntlich reichten die Herakles-Gesänge weit über Homer hinaus, und lagen viel vollständiger vor, als wir sie empfangen haben. Nicht minder deuten die wenigen und wortkargen Andeutungen über die Kronos-Sage, welche im Volke längst anerkannt sein mufste, auf eine viel frühere vorhomerische Zeit zurück. Ja Achill, Nestor, Diomedes u. s. w. sind ihm von vorne herein allbekannte Helden, deren Thaten und Abstammung jedem vor der Seele schwebte. Die allen am Herzen liegende Argo weist bestimmt auf berühmte Gesänge hin, ebenso wie jenes *οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν* auf Heroengeschlechter vor der homerischen Zeit. Demnach verdankt der Grieche den Homeriden nur die erweiterte Ausbildung und schärfere Umgränzung einer Götterwelt von rein plastischen Gestalten, das Zurückdrängen mystisch nebelhafter Vorstellungen und wesenloser Natursymbole, kurz die Abstellung aller jener Elemente des Volksglaubens, welche an der klaren und männlichen Gesundheit der homerischen Heroenwelt von selbst scheitern mufsten. Es ist dies ein Wendepunct gewesen, der auf Weltansicht, Kunst und Gottesdienst des gesammten Hellenenthums die tiefgreifendsten und nachhaltigsten Folgen ausübte. Nie verstricken uns diese Sänger bei religiösen Dingen in eine Reflexion; sie selbst opfern vielmehr ihr eignes Ich in der Darstellung auf und geben dasselbe dem Glauben an alle Vollbringungen der göttlichen Macht in den irdischen Lebensprocessen so aufopfernd hin, dafs wir gerade beim Heilighalten der Mythen und bei den religiösen Verhältnissen aller Unsterblichen zur Menschenwelt die Seele des Epikers in ihrer ganzen Naivität empfinden. Wenn die Musen als Geber des Gesanges angerufen werden, so erklärt sich der Sänger damit für einen vom Geiste der Sage ergriffenen, und wenn er gläubig um ihren Beistand betet, wird Stoff und Wort des Gesanges jenen beigemessen, ja selbst Begeisterung für denselben und Nachhülfe des Gedächtnisses in einzelnen Fällen von ihnen erfleht. Bei einem solchen Ineinanderleben des Objectiven und Subjectiven verbietet sich die planmäfsig beabsichtigte Schö-

pfung einer Götterwelt durch Homer von selbst. Vielmehr liegt der Einfluſs der ältesten Dichter auf die Mythologie bei Weitem tiefer und über alle Vorschriften rationeller Dogmen hinaus. Die griechische Theologie war im Schooſse des Volkes geboren, und bis in die spätesten Zeiten bleibt dieselbe Gleichmäſsigkeit in allen Theilen vorherrschend. Die Götter handeln in einem scharf begrenzten Kreise nach ihrem unveränderten Character bis in die spätesten Zeiten herunter. Weil aber jede Speculation der inneren Gedankenwelt erst dann Geltung hatte, wenn sie geprüft und bewährt vor dem Auge des Griechen sich klar abgrenzte, so war plastisches Denken auch Grundzug seiner Religion, und unbewuſst vereinigte sich jede Weise geistigen Schaffens in einem Gipfel, welcher der Nation als ein persönliches Wesen erschien. Daher jene Gleichmäſsigkeit in den typischen Formen jedes Gottes und Heroen, die nur ein homerisches Nationalepos nach festen Ueberlieferungen zu einem National-Heiligthum für Jahrhunderte ausprägen konnte, seitdem jene Poesie einmal Gemeingut der Hellenen geworden war. Alle Philosophen und Mythologen zusammen würden sich umsonst bemüht haben, den Grundcharacter eines Zeus, eines Apollon oder einer Athene nebst allen jenen heiligen Vermächtnissen des Volksgeistes zu erschüttern oder auf systematischem Wege das zu erreichen, was eine gläubige Sängerschule ein für alle Mal so gebieterisch als Kanon vorschrieb, wie nur das geheimste Wesen des Nationalbewuſstseins es vermochte. Dieser erstaunliche Einfluſs der Poesie veranlaſste den Herodot zu einem Ausspruch, in dem er, wenn auch unbewuſst, auf seine Weise eine ewige Wahrheit niederlegte.

Der vom Homerischen Epos in die Erscheinung *gerufenen Götterwelt* wohnt **eine** herrschende, durchgreifende Idee inne; aber auch die menschlichen Charactere gehen bei groſser Mannigfaltigkeit aus einem einigen Geiste und die menschlichen Thaten im Ganzen und Einzelnen aus dem göttlichen Willen hervor. Das Epos läſst die innere Thätigkeit des Menschen nur vermuthen, und die Heldenthaten zeigen sich nie als eine Kette selbständigen Wollens. Denn die Charactere des Epos stehen in Abhängigkeit von der göttlichen Schicksalsnothwendigkeit und deſshalb auf jener Grenze, wo sie zum eigensten Rechte einer menschlichen Individualität noch nicht durchgedrungen sind. Daher wird ihnen durch die mit der Menschheit noch inniger verbündete Natur der Stempel einer gewissen Allgemeinheit aufgedrückt. Der Dramatiker soll uns die Helden so gut als die Nebenfiguren im Werden und Wachsen ihrer fortschreitenden Entwicklung darstellen, seine Charactere müssen uns demnach einen Blick vergönnen in die einsame Tiefe ihres Herzens, ihrer Pläne und Wünsche, ihrer Qual und Pein vor Erreichung der Zwecke. Das Epos wird derartige Labyrinthe sittlicher, selbstquälerischer Gedanken wie bei Oedipus und Jokaste, Kreon und Antigone nicht zulassen; das metaphysische Bewuſstsein von Schicksal und Welt, von Seelenstörungen und Wahnsinn wie bei Ajax liegt ihnen ferne, jeden leidenschaftlich geführten Kampf und jede aufreibende Her-

zensreue vermeidet es. Am besten lehrt dies Agamemnon, der nicht in sich, sondern in Zeus und Moira die Ursache des zwischen ihm und Achill ausgebrochenen Streites erkennt. Selbst das tief greifende Pathos der Liebe wird ein wahres Volksepos nicht freigeben und entbinden von der unbefangensten Natürlichkeit; defshalb wird es das eheliche Verhältnifs wie bei Hektor und Andromache, Odysseus und Penelope, Siegfried und Chriemhilt am anschaulichsten darstellen. Schlagendere Belege dagegen für völlig unepische Gestalten sind insofern nicht zu denken, als Romeo und Julia, und nicht minder evidentere Beweise lassen sich entlehnen aus dem homerischen Odysseus-Nausikaa-Verhältnifs im Vergleiche zu dem ächt dramatisch gehaltenen, kurzen, aber vielsagenden Entwurf der Goetheschen Nausikaa. Die pure Nacktheit und Keuschheit im Epos ist von jeder Empfindung des Lüsternen und Gemeinen abgewandt, weil die Reize der Natur in der höchsten Reinheit sittlicher Naturgesetze entspringen. Wie unschuldig wünscht Odysseus der Nausikaa einen Mann, und in wie lauteren Empfindungen wünscht sie selbst, das Schicksal möchte ihr einen würdigen Gatten erwählen! Wo der Sinnengenufs gegenwärtiger gezeichnet wird, überschreitet er nirgends die Schranken kindlich schuldloser Unbefangenheit. Wenn Odysseus hierin nach unseren und vielleicht auch antiken Anschauungen sündigt, so besteht er darum musterhaft die Feuerprobe der Herzenstreue gegen die Penelope. Bekannt sind die Freuden des Zeus und anderer Götter in dieser Beziehung, jedoch die unbefangene Natur des Epos verletzten sie nie. Nicht nur aber bei der Liebe, sondern auch bei anderen menschlichen Leidenschaften im Epos ist jede Sentimentalität oder ungesunde Künstelei verbannt. Hektor und Andromache halten an der Bedeutung wirklicher Dinge fest, diese, um ihr Geschick nach seinem Tode und ihre reine Liebe für ihn, jener, um seine Treue zu Weib, Kind und Vaterland auszusprechen. Fern ist selbst der Hauch sentimentaler Gefühlsschwelgerei, und die Harmonie der rührendsten ehelichen Scene mit der plastischen Gröfse des allgemeinen vaterländischen Hintergrundes sucht anderswo ihres Gleichen.

Verwandter Art ist die Stellung des epischen Helden zur Natur selbst. Er entbehrt des Enthusiasmus für sie, weil sein Leben in ihr aufgeht und er selbst ein Theil derselben ist. Ganz eins mit ihr, kann er nicht zur selbstbewufsten Liebe der Natur gelangen, wogegen er andererseits dasjenige, was aus natürlichem Stoffe zu materieller Existenz erforderlich ist, so genau betrachtet, als sei es scheinbar das Wichtigste. Wohnungen, Kriegszelte, Schiffe und Waffen werden nicht minder genau beschrieben als Essen und Trinken, Lachen und Weinen, Siegen und Erliegen. Mächtige, vergötterte Fürsten schämen sich nicht, Pferde an- oder abzuschirren, sie holen Wasser, schlachten und braten; überall herrscht die unschuldigste Ehrerbietung gegen die Materie, welche in der Vossischen Luise ohne jeden Götterfunken, von Tabak und Feuerqualm so sehr verdunkelt wird.

Hiernach darf die Bemerkung nicht überraschen, dafs die Per-

sönlichkeiten des Epos in ihrer idealen Form die vornehmsten Träger des im Heroenthum objectiv gewordenen Volksgeistes sind. Das Epos ist der umfassendste Spiegel der Nationalität, welcher den Geist eines Volkes in seinem vollen Organismus wiederspiegelt; ganz besonders aber erscheinen uns Ilias und Odyssee als die reinsten Abbilder der schönen Hellenenwelt in ihren praktischen, sittlichen und religiösen Ansichten. Um jedoch jenen Hauptsatz über das Individuum im Epos zu erhärten, wird es nöthig sein, die wesentlichsten Bestandtheile der persönlichen Eigenschaften im homerischen Heroenthum zu entwickeln. Das Erste ist stets die thatsächlich geübte Mannestugend (ἀρετή). Hier sowohl als im ächtes Epos anderer Völker liegt die Weltansicht zu Grunde, dafs das Göttliche des Menschen in der höchsten Steigerung der durch Kühnheit zur That aufgerufenen Kräfte sich offenbare. Dies bedingt ein Zweites: alle Helden bewegen sich in freier Selbständigkeit, und wenn sie sich unter Agamemnon vereinen, so geschieht dies durch die Wahl freien Anschlusses. Dieser war der Erste unter Gleichen und Vorsitzer im Kriegsrath. Hieraus ergiebt sich ein Drittes, eine höchste Aristokratie; Herren und Fürsten bilden die Seele des Epos, womit die Aristeien einzelner Fürsten zusammenstimmen. Zu diesen treten unbedeutendere Kämpfer aus der Masse hervor, welche theils beleben, theils eine anerkannte Wahrheit im menschlichen Leben begründen. Denn bei einem ereignifsreichen Handeln soll sich jeder als Mann bewähren, soll sich jeder, wo er fehlt, gewisser Mafsen vermissen und ohne sich die geforderte That gefährdet oder nur halb*vollendet* sehen. Daher erklärt es sich von selbst, dafs eine *allgemeine* Anerkennung des Einzelnen im Bewufstsein des Epos liege, wodurch die frühesten oligarchischen und demokratischen Elemente sich ankündigen. Kein Wunder also, wenn bei den ältesten Epikern als stärkste sittliche Lebensmacht die Heiligkeit der Familie hervortritt, gleichsam ein Staat im Staate. Hierfür spricht die patriarchalische Traulichkeit unter allen Angehörigen, den Knecht nicht ausgenommen, das Nennen und Preisen des Vaters und der Ahnen, die Uebung häuslicher Geschäfte durch Heroen und selbst Königstöchter, die Treue, womit Söhne der Väter Gastrecht heilig achten, ein brüderlicher Sinn, wie er, der deutschen Dichtungen nicht zu gedenken, auch zwischen Agamemnon und Menelaos sich erhält, die vielen Zeichen kindlicher Liebe, endlich die unauflöslichen Bande der Gattentreue. Aus diesem entwickelt sich wiederum die Vorstellung, dafs die Schuld des Ahnherrn in seinem Stammgeschlecht vererbe; noch allgemeiner aber scheint die Vorstellung von der Blutrache gewesen zu sein, wofür nur an Atreus' Haus erinnert werden mag. In der Heiligkeit der Familie wurzelt dann das heilige Gastrecht, wofür Zeus selbst seit uralten Zeiten Patron ist. Wer an den Heerd tritt, den schirmt der Friede des Hauses. Die umfassendste Macht aber, welche im heroischen Bewufstsein jede Spur des Egoismus ausrottet, ist die Vaterlandsliebe, deren ganze Bedeutung treffend in die wenigen Worte zusammengefafst wird:

Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten!
Dies ist das immer erneuerte Dogma, das mit Religion innig verschmolzene, den Göttern unverbrüchlich zu leistende Wort; es stempelt jeden Mann mit dem Heroentypus. Dies ist auch der treibende Beweggrund, aus dem Hagens und Gunthers Heldenglorie erwächst, und nicht weniger bleibt es für Cid die höchste, klar bewufste Aufgabe.

Durch alles bisher Aufgeführte sind wir bis an die Grenze gelangt, wo wir das eigentlich erste und vornehmste, belebende Moment des Epos nicht mehr umgehen dürfen: die Gottheit in ihrem näheren Verhältnifs zum Menschen. Das Göttliche, das für den Menschengeist Jenseitige, ist die absolute Nothwendigkeit und daher entweder ein Weltlenkendes an sich, oder es begegnet uns als ein plastischer Antikensaal voll konkreter Göttercharactere mit den ausdrucksreichsten Grundstrichen, sobald es in sinnlich vorschwebenden Gestalten zur Wirklichkeit wird. Der epische Held ist in einem viel umfassenderen Sinn als in der griechischen Tragödie ein Sohn des Schicksals, und hierin liegt jenes den Heros überwältigende Gegengewicht gegen die praktische Freiheit seiner selbst. Dies Verhängnifs ist die ewige Gerechtigkeit, wodurch der Mensch nicht, wie im griechischen Drama, als Person, sondern in der Sache und seinen Thaten gerichtet wird. Die Nemesis beruht darin, dafs die Macht der zu vollendenden Weltereignisse über den Einzelnen sich erhebt. Bei Homer mufs von uns diese Schicksalsmacht als ein Sein ohne Wirklichkeit gedacht werden, allein sie wird uns durch das Mittel der Götter selbst personificiert, durch deren Hände sie in Flufs und Thätigkeit gesetzt wird. So ist die Moira das Göttern und Menschen zugetheilte; indessen erhält sie in ihrer Abstractheit nie einen Körper; sie hat die Keren in ihrer Hand und entscheidet durch diese über Tod und Leben. Da sie aber allen Göttern gebietet, so gleicht sie einer ewigen Naturnothwendigkeit, und der Hades und Tartarus regieren bis zu gewissem Grade sogar der Himmlischen ewige Macht und Heiterkeit. Sarpedon der Zeussohn mufs sterben; denn die Moira will es, und der Vater widersetzt sich umsonst. Ja in entscheidenden Augenblicken ist Zeus selbst nicht weise genug zu wissen, was werden soll. Er nimmt einen aufser ihm vorhandenen Willen zu Hülfe, die Entscheidung der Waagschaale, unsicher, wohin sich das Geschick neigen werde. Wenn aber Zeus gleichwohl als Lenker der Welt und Ordner der Geschicke über alle weit hinausragt, so werden die bedeutendsten Ereignisse wiederum dem Schicksal beigemessen, wie die Zerstörung Trojas, die Rückkehr der Griechen, des Patroklos entscheidender Tod nach des Sterbenden eignem Zeugnifs u. ä. m. Und wenn das Schicksal als Eigenthum des Zeus (*Διὸς αἶσα*) nach der wunderbarsten Verschmelzung und Durchdringung gegenseitigen Machtverständnisses hingestellt wird, so sind hinwiederum Tod und Geburt bald selbständige Gebiete der Moira, bald ist die Machtentscheidung derselben mit der des Zeus so unzertrennlich, dafs ein menschliches Auge die vollendetste Identität nicht

in Abrede stellen darf. Dafür zeugt z. B. das Wort des Lykaon, bevor er in Achills Hände fällt (Il. XXI, 82—83 vgl. 46 ff.). Diese Räthsel gehören eben zu jenem erhabenen Mysterium des Homerischen Epos, dessen Lösung dem menschlichen Verstande nicht beschieden war. Richtig sagt Solger (Nachgelass. Schriften II p. 64 ff.): Das Schicksal und die allgemeine Naturmacht ist der ewige Stoff, den Zeus in der Wirklichkeit und Besonderheit bearbeitet, und ohne ihn wäre jenes nur seelenlose, dunkle Nothwendigkeit. Daher alle die Widersprüche! Dagegen herrscht eine ewige Sonnenklarheit für die homerische Göttermacht, wenn es sich um die Begebenheiten des Menschen- und Naturreiches handelt. Denn hier greifen sie überall unmittelbar ein. sie vollenden ihren Willen später oder früher. Achills und Agamemnons Zwist, die Bufse der Achäer und ihres Oberkönigs, Patroklos und Hektors Tod, die Leiden des Odysseus, alles erscheint im Lichte einer höheren Sanction. Nur Zeus verläfst den Olymp oder Ida nicht; die übrigen Götter wandeln als Werkzeuge seiner Willensmeinung unter den Heroen, helfen, rathen und kämpfen hier und dort. Ob die Selbständigkeit persönlicher Energie und Kraft hierdurch gestört werde, darauf kann der Character eines Achill am besten Antwort geben, die Zurückweisung eines Patroklos von den Mauern durch Apoll und sein Tod, des Odysseus Willensfreiheit, obwohl ihn Pallas fast ununterbrochen geleitet. An Diomedes mufs Pallas oder Hera erst herantreten, um zu helfen; Achill bedarf des göttlichen Beistandes, nur Hektor, jener erste vollendet gewordene Mensch, den die Gottheit aus ihrer Hand entliefs, scheint sich auch unsichtbar mit Zeus zu verstehen. Einmal entgegnet er wenigstens dem Polydamas, als dieser ihn vor einem Angriffe des Schiffslagers warnt wegen ungünstigen Vögelfluges, den doch Zeus auch verwaltete: bist du feig, so bleib; ich weifs es besser von Zeus!

Nie ist früher jenes Wort eine gleich reale Wahrheit geworden als im homerischen Epos: die Gottheit hob den Menschen himmelan, die Menschheit zog den Gott herab. Denn was bei den Christen göttliche Gnade ist, um den Menschen zu erlösen und frei zu machen, ist hier in Hellas die höchste Gröfse des Menschenthums, um den Sterblichen mit dem Unsterblichen gleichzustellen. Eine ganz andere Macht übt das Schicksal in der deutschen Heldensage. In den Nibelungen herrscht ein dunkles Wirken unabwendbarer Gewalten, welches ahnungsschwer über alles hingeht und an welches das Loos einer Brunhild u. s. w. geknüpft ist. Die Götterwelt fehlt, und das Christenthum, bedeutungslos für die Weltansicht des Gedichtes, steht rein äufserlich zu dem Geiste desselben. Eine noch zweifelhaftere Stellung nimmt es in Gudrun ein, und wenn es hier bereits mehr dem Christenthum gewichen zu sein scheint, so verweisen uns die dämonischen Naturgeister und Riesen, Zwerge und Elfen in eine ebenso dunkle, nebelhafte Zwitterwelt, wie bei den Nibelungen die Träume Chrimhildens und die Abenteuer Hagens mit den Donauweibern, die nur der prophetische Mund für eine nächtlich unerforschte Ge-

walt sind. Das Indische Epos zeigt uns wohl das Göttliche in der Form vieler sinnlich erscheinender Götter, aber eine selbständige, freie Entwicklung der Gottheit in der Welt wird vermifst. Die Fülle des aus unendlicher Zeugungskraft ausströmenden Götterwesens flimmert vor unseren Augen vorüber; die Grenze zwischen Göttlichem und Menschlichem ist nirgends innegehalten und die Persönlichkeit der irdischen Gestalten, vollends ihre Willens- und Gedankenfreiheit ist verwischt.

Da über die Verwandtschaft des Heros im Epos mit den Göttern sich zwei Ansichten theilen, nach deren einer man ihn ursprünglich als historische Person, nach der anderen für ein mythisches Wesen nimmt, so würde sich in der Entwicklung der Sage entweder ein historisches oder mythisches Bewufstsein darstellen. Die Entscheidung wird indessen eine getheilte bleiben; denn für beide Theile bieten sich gewichtige äufsere Gründe dar. Die grofsen weltbewegenden Ereignisse im Epos haben, wenn das Einzelne auch noch sehr verwischt ist, immer einen geschichtlichen Hintergrund, wie der Trojanische Krieg, die Heimkehr der Helden, viele Lokalitäten und Persönlichkeiten; eine Scheidung kann indessen unmöglich vorgenommen werden. Schon Pindar (Nem. VII, 20) glaubt, dafs die Sage von Odysseus viel reicher ausgeschmückt sei durch den süfs redenden Mund des Homeros, als seine Leiden wirklich grofs gewesen sind, und Niebuhr nennt denselben mit sammt seinem Palaste und dem ganzen Kephallenischen Reiche geradezu eine Mythe. Behutsam und mit feinem Tacte kritisiert Thucydides in seinem Prooemium die Sage, indem er den statistischen und geographischen, den, wie er glaubt, ächt politischen und geschichtlichen Kern als wirklichen Ertrag des Kulturstandes in der Heroenzeit aus den homerischen Zeugnissen herauszulösen sucht. So ist z. B. Homer bemüht, alles auf die zehn Jahre Bezügliche in seinen Kreis zu ziehen und, was für das erste Jahr des Kampfes sich schickt, in das neunte zu verlegen. Thucydides läfst darum die Griechenmauer gleich nach der Landung erbauen. Wenn ferner bei Homer die Helden dem Agamemnon aus Wohlwollen folgen, damit sie die Ehre des Königs erhöhen, so berichtigt Thucydides den Dichter durch die Bemerkung, nicht aus Wohlwollen, sondern Furcht vor seiner Macht hätten sie sich angeschlossen. Schon durch den Verkehr mit Göttern oder dämonischen Wesen treten die Helden in das Reich des Wunders ein, und dadurch gewinnt das alte Volksepos eine wesentlich mythische Farbe. Geistreich nennt J. Grimm die Heroen Epigonen der Götter; entspringen sie doch fast alle mittelbar oder unmittelbar in der Ilias aus der Verbindung der Götter mit Menschen, so dafs sie am Ende in Zeus als ihrem gemeinsamen Stammvater zusammentreffen. Aehnlich tritt Wuotan an die Spitze aller nordischen Geschlechter. Diese Annäherung des Göttlichen und Menschlichen zeigt sich dann auch im persönlichen, gegenseitigen Verkehr. Hier erscheint die Gottheit erstens unverwandelt und unsichtbar; sie bleibt eben ihrem Wesen nach dem Menschenauge gegenüber das, was sie eigentlich ist, in ihrer

unerreichbar hohen Existenz. Nie und nimmer wurde nach den homerischen Sängern Zeus von einem Sterblichen mit Augen gesehen: er bedient sich stets der Vermittlung des Apollo und der Athene, der Iris und des Hermes. Zweitens zeigt sie sich unverwandelt und sichtbar; sichtbar jedoch, soviel wir wissen, nicht einer Gesammtheit, sondern nur einzelnen Erlesenen, welches mit dem stillen, meist einsamen Gebet der Menschen theilweise wenigstens zusammenhängen mag. So fafst Pallas des Peliden Haare ihm allein sichtbar, und Iris tritt zu Priamos, wie er mitten unter dem Reste der Seinigen sitzt, und doch wird sie nur vom Könige erblickt. Dieselbe Göttin begegnet ähnlich dem Achill, Pallas aber dem Diomedes und dem Odysseus [1]). Ueberall scheint diese persönliche Nähe nur dem begünstigten Liebling, und zwar in entscheidenden Momenten, zu Theil zu werden, um unmittelbar sich hülfreich zu erweisen. Drittens kommt die Gottheit in der Verwandlung vor, bald als ein fallender Stern, bald als ein Adler, als zahmer oder Raub-Vogel, als Wasserhuhn wie Leukothea oder zwei Geier wie Apollo und Athene. — Das Erkennen der Gottheit von Seiten der Menschen ist verschieden; denn entweder wird ihre Nähe ohne weitere Vermittlung wahrgenommen, oder ein Ahnungsvermögen belehrt über ihre Anwesenheit. In der Ilias besonders ist es gerne eine leibhafte Selbstoffenbarung (vgl. Il. II. 182 u. s. w.). Bisweilen machen Zeichen den Gott erst bei der Entfernung aus dem Menschenkreise bemerklich. Viel seltner bleibt er ganz unerkannt, wie Poseidon in Gestalt des Thoas dem Idomeneus, wo der Kreterfürst die Hülfe mit des Thoas Heldenmuth übereinstimmend hält, ohne eine göttliche Kraft dahinter zu vermuthen. Am merkwürdigsten und, wie es scheint, eine spätere Zeit vorbereitend ist die Stelle (vgl. Il. XIII, 221 ff. Il. 24, 463. S. Eust.), an der Hermes den Priamos bis ans Zelt des Achill geleitet, dann aber schnell sich entfernt, weil es nicht anständig sein möchte, wenn ein Unsterblicher so sichtbar für Sterbliche sorge. Gleich ungewöhnlich ist die Nebelhülle, welche selbst Götter vor Göttern unkenntlich macht (Il. 5, 845). Im Allgemeinen aber mufs auf den lebhaften Unterschied zwischen Ilias und Odyssee in dieser Beziehung aufmerksam gemacht werden, welcher von tieferer Bedeutung für die zwischen beiden Gedichten in Religion und Sage bestehende Kluft ist und woraus eine bedeutend spätere Entstehungszeit der letzteren hervorgeht.

Die Gottheit, welche hier gegenüber den Iliassängern den irdischen Interessen weniger häuslich entgegenkommt, erscheint um eine Stufe höher. Obgleich sie fast durchweg im Einklang mit dem Dichten und Trachten der Menschheit sich befindet, so kündigt sich doch überall eine feierliche Entfremdung an. Mit Ausnahme des Zeus, der durch seine Boten und Wunderzeichen, und des Poseidon, der stets unsichtbar in dunkler Ferne wirkt, treten alle Götter viel milder auf. Sie steigen nicht in körperlicher

[1]) Vgl. Il. 1, 197. 24, 170. 6, 166 ff. 5, 123 ff. 10, 508. 23, 390. 3, 172.

Gestalt von ihren Olympischen Wohnungen auf die Erde, und zeigen sich, durch ihre Weisheit und Wirksamkeit erkennbar, dem einzelnen Menschen und der menschlichen Gesellschaft verändert. An keiner Stelle werden sie, wie in der Ilias, von Angesicht zu Angesicht geschaut, und unerhört ist ein *αὐτίκα δ' ἔγνω θεὸν* oder *ἔγνω ἐσάντα ἰδών*. Das Band zwischen der Götter- und Menschenwelt ist zarter und ehrerbietiger geworden, und vor allem weniger blutsverwandt. Schwer ist es, sagt Odysseus zu Athene, als diese ihn schilt, weil er sie nicht sofort erkennt: schwer ist es, o Göttinn, für einen Sterblichen, der Dir begegnet, Dich zu erkennen. Erst nach längerer Wirksamkeit wird das Uebermenschliche wahrgenommen, mag es sich nun in der Verwandlung eines Sterblichen oder eines Thieres offenbaren. Es ereignet sich sogar in der Odyssee, dafs man wegen jener plötzlichen Wundererscheinungen vorschnell einen Gott vermuthet, wie Telemach in der Gestalt seines verwandelt eintretenden Vaters, oder Odysseus selbst: ich flehe zu Dir, o Fürstinn, seist Du eine Göttinn oder Sterbliche! Aehnlich erhält Telemach von seinem Vater einen Verweis, weil er etwas jugendlich übereilt die Nähe einer Gottheit ahnt und seine Ahnung in Worten äufsert: Schweige und behalte es in Deinem Sinn; denn so ist es Brauch der Götter (Od. XIX, 42). Endlich mufs auch der prädicative Zusatz für die Götter: *οἳ Ὄλυμπον ἔχουσι*, *Ὀλύμπια δώματ' ἔχοντες* oder *τοὶ οὐρανὸν εὐρὺν ἔχουσι* in Betracht gezogen werden; derselbe kommt zweimal in der Ilias und vierzehnmal in der Odyssee vor.

Halten wir nach diesen Andeutungen eine Ueberschau über Verkehr und Stellung der Götter und Menschen, und nehmen wir unseren Standpunct von den Lebzeiten der Homerischen Sänger rückwärts blickend in aufsteigender Linie, dann wird sich in der Culturgeschichte der griechischen Menschheit von jener ältesten Heroenzeit bis herab auf die jüngsten Sänger der Odyssee sehr klar eine dreifache Stufenleiter für das religiöse Bewufstsein herausstellen, ein Bewufstsein, welches in je weiter absteigender Linie um so mehr Zeugnifs giebt für die Abnahme eines näheren persönlichen Verkehrs mit der Gottheit.

In der ersten, vor der Action der Ilias abzugrenzenden Periode sind die Linien zwischen Himmel und Erde oft zu zart, um für das menschliche Auge wahrnehmbar zu sein. Die Vermählungen von Menschen und Göttern sind an der Tagesordnung und hiermit alle wesentlich trennenden Unterschiede aufgehoben. Kein Wunder also, wenn viele namhafte Göttersöhne laut Aussage des Homer selbst vor Ilios kämpfen; er konnte denken an Sarpedon, Achill, Aeneas, an Askalaphos des Ares, Eudoros des Hermes und Menesthion des Spercheios Sohn. Die Enkel des Zeus und Poseidon ferner sind vertreten in dem Herakleiden Tlepolemos und in Amphimachos, ein Urenkel des ersteren in Idomeneus. Menelaos endlich entgeht dem Tode und lebt beglückt auf den Inseln der Seligen als Eidam des Zeus. Dies ist die Periode, wo auch Minos seiner Genossenschaft mit Zeus sich freute, wo die Götter der Hochzeit des Peleus zechend und schmausend

beiwohnten, wo auch Prometheus nach Abstreifung seiner Fesseln wieder erscheinen durfte, wo im Bunde mit der Gottheit und im Auftrage desselben ein Herakles seine Wunderthaten zum Segen der Welt übte. Die Sagen um die Vermählung des Orion mit Eos, des Jasion mit Artemis sind, wenngleich aus später Ueberlieferung der Odysseesänger bekannt. Helena heifst in der Ilias die Tochter des Zeus, Hebe schenkt diesem den Trunk ewiger Jugend im Himmel, genug eine engere Verbindung des Himmels mit der Erde ist kaum denkbar.

Dagegen wollten die Sänger der Ilias jene Durchdringung des Göttlichen und Menschlichen als in der Abnahme begriffen darstellen, und zwar in dem Mafse, als sie selbst ein bestimmtes Bewufstsein davon hatten. In dieser zweiten Periode stirbt der Stammbaum für die göttlichen Blutsverwandschaften zugleich mit den genannten Kindern und Enkeln ab. Nicht ein einziger Gott ist mit einer während des Troischen Krieges lebenden Sterblichen vermählt oder vertraut. Keine neue Göttersöhne werden gezeugt, und das Glück, eines Gottes Sohn zu sein, tritt theils direct bei den erwähnten Abkömmlingen in desto glänzenderes Licht, theils indirect, wenn z. B. Hektor fürchterliche Verwüstungen anrichtet, und zwar um nichts und wieder nichts, weder der liebe Sohn einer Göttin noch eines Gottes; oder wenn derselbe nach Unerreichbarem strebt, nach den Rossen des Aeakiden, die zu bändigen und zu fahren sterblichen Menschen Schmerz bereitet. Hektor aber sog die Milch einer Mutterbrust, und Achill ist der Spröfsling einer Göttin (Il. 10, 50 u. 17, 7). Eine unwahre, nur *rhetorische* Hyperbel ist es daher, wenn der griechenfreundliche *Poseidon* jenem nachsagt, er rühme sich, ein Sohn des allmächtigen Zeus (vgl. 24, 58 u. 13, 54). Auch mit der in der Ilias vorherrschenden Verkleinerungsformel, *οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν*, und mit dem *ἡμιθέων γένος ἀνδρῶν*, einer Verweisung auf vergangene Zeiten, konnte uns der Sängermund nur den Rückgang von Menschenkraft und Heldengröfse ankündigen. Ebenso deuten Stellen auf ein Geschlecht, welches mehr für den Dichtergenius geeignet mit Hülfe der Musen vergangene Thaten besingt, dieselben aber zu vollbringen sich nicht zutraut. „Denn ihr (Musen) seid Göttinnen und wart bei Allem und wifst es; doch wir horchen allein dem Gerücht und wissen durchaus nichts“ (2, 485 ff.). Diese Dichter versetzen sich demnach unverkennbar als Organe und Ueberlieferer einer thatenreichen Heldenzeit und Götterkunde in die Periode des Troischen Krieges, wo sie, die etwa 100—200 Jahre nachher dichten, einen reichhaltigen Stoff zur Verherrlichung ihrer Vorfahren vorfanden.

Thucydides (1, 3) bemerkt mit gutem Rechte: Homer, welcher weit später als der troische Krieg lebte, nannte nicht alle Hellenen mit einem Namen, sondern nur diejenigen, welche mit Achill aus Phthia kamen; diese waren also die ersten Hellenen. Die Zeitbestimmung des Thucydides pafst theils zu dem von uns Erörterten, theils zu einer Menge von Sitten und Gebräuchen der homerischen Ilias-Rhapsoden, welche aus dem täglichen Leben

stammen und an deren einige nur erinnert werden mag. Vor allem bekundet das weite Gebiet der Gleichnisse und gleichnifsartigen Schilderungen nicht nur dadurch, dafs die Dichter ihre eigensten Betrachtungen in denselben niederlegen, sondern auch durch die Parallele mit fast nur friedlichen Sitten und Zuständen, einen weiteren Abstand von der stets kampfbereiten Heroenzeit. Wir gehen von dem Satze alter Ausleger in den Venediger Scholien (Il. XVI, 364) aus: Homer nimmt seine Gleichnisse von den Allen erkennbaren Dingen. Zunächst sollte hiermit nur gezeigt werden, dafs im Gleichnifs der Olymp als Götterberg vom Himmel und Aither wohl zu scheiden, dafs er für die Iliassänger wenigstens jene der Sehkraft sinnlich vorschwebende Berghöhe zwischen Thessalien und Macedonien sei. Aber jene Worte des Grammatikers fordern eine viel weitere Anwendung. Sie bestätigen eben nur die Kluft zwischen der Heroenzeit und den Rhapsoden der Ilias, aufserdem werden sie aber vielleicht einen Mitbeweis liefern für eine weitere Trennung dieser von denen der Odyssee. Aus den Gleichnissen der Ilias beugt sich unbedenklich eine grofse Menge unter die Wahrheit des Gesetzes unseres Venediger Scholiasten, namentlich alle, in denen auf eine Epoche volksthümlicher und selbst staatlicher Entwicklung klar hingewiesen wird. Dahin zählen Feste, Wettrennen und Leichenspiele z. B. zu Ehren des Patroklos, welche G. Hermann sogar den älteren Sängern der Ilias als eine noch ungekannte Sitte absprach. Nicht minder widersprechen dem Nestorischen Zeitalter zierlich gearbeitete Kunstwerke, wie das goldene Taubenpaar, welches aus dem Becher nippt, und die Dreifüfse, welche von Hephästos gearbeitet mit goldenen Rollen, ein Wunder zu schauen, von selbst in die Götterversammlung rollen. Auch des Gerichtes von Männern mufs hier gedacht werden, mögen diese nun gerecht richten, oder das Recht verdrehen, unbekümmert um die Rache der Götter [1]); die Schöpfung des Gerichtes auf dem Achill-Schilde darf demnach hier nicht ausgeschlossen werden. Manches Derartiges durchschauten schon ältere Ausleger; wenigstens das Gleichnifs, welches uns den Ajax im Entscheidungskampfe um die Schiffe vorführt, wie er, der verwegenste Kunstreiter im Viergespann, auf volkwogender Strafse unfehlbar von Rofs zu Rofs springt (XV, 679 ff), nennt nicht erst Eustathios ein Kunststück, welches Homer aus seiner Zeit entlehne, sondern er schöpft die Wahrnehmung dieses Anachronismus schon aus früheren Quellen.

Hierher dürften auch die Hinweisungen auf einen in der Ausbildung begriffenen ersten Orakeldienst bei unseren Dichtern zu rechnen sein. So oft Zeus Panomphaios, das Pythische Orakel mit seinem Apollodienst, das heilige Rauschen der Eichen in Dodona mit den asketischen Priestern, den Sellern erwähnt werden, sind wir um Jahrhunderte diesseits der Heroenzeit versetzt. In der Odyssee kommt ein Orakel schon dreimal mehr als in der Ilias vor, und die Muthmafsung einer Orakelfälschung in dieser

[1]) Il. XVI, 384 ff. vgl. Od. XII, 439 ff. und Il. XVIII, 497—508.

erinnert an delphischen Priesterbetrug, von dem wir mehr als einmal bei Herodot lesen. Hierauf deutete dann das Alterthum den sonst unbekannten Wortwechsel des Achill und Odysseus (Od. 8, 75 ff.), an welcher Stelle der später allein gültige Ausdruck χράω für Orakelgeben zuerst und allein in altepischer Zeit gelesen wird. Ueberhaupt liegt der spätere Apollocultus in der Ilias schon ohne geschriebene Dogmen vor uns; es ist dies um so bedeutungsvoller, als jener Gott der Vertreter ist für die Idee höherer Sittlichkeit, und seine drei Symbole dafür Zeugnifs ablegen, der Dreifufs als Orakelsitz, die Leier als Ermunterin zur Uebung des Rechten und Schönen, der Pfeil und Bogen als Strafen für die Umgehung jener Eigenschaften. Auch die Idee des Gesang schirmenden und verbreitenden Apollon lag in den ersten Keimen, von den Homeriden eingeleitet, im Epos bereits verborgen. Allerdings versichert Müller (Myth. p. 425) nicht mit Unrecht, dafs Apoll weder bei Hesiod noch Homer als Gott des Gesanges und der Dichtung erscheine, und dafs überall nur die Musen als Beistand für den epischen Gesang angerufen würden; indessen darf man dabei nicht übersehen, dafs das Homerische Epos nebst allen späteren Mythen auch diese Seite des Apollodienstes anbahnte. Beweisend hierfür sind Stellen, wie Il. I, 603. 4. (Eust. u. Ven.) und Od. 8, 487, 8:

Hoch Demodokos preis' ich vor allen Geborenen Dich jetzt,
Sei's, dafs die Muse Dich lehrte, des Zeus Kind, oder Apollo.

Die dritte Periode für ein sittlich-religiöses Bewufstsein würde demnächst aus der gesammten epischen Handlung und Auffassungsweise der Homerischen Odyssee festzustellen sein. *Es war* oben gezeigt worden, dafs in dieser schon die Gottheit *um eine* Stufe höher über der Menschenwelt stehe und dafs *diese* Höhe eine geheimnifsvollere und wunderbarere sei. Nur ausnahmsweise wirkt ein Gott für einen Einzelnen; denn nicht zeigen sich allen die Götter sichtbarlich. Tritt aber eine solche Ausnahme ein, so ist die Gottheit vielmehr ein Innerliches geworden, und das Wissen von ihr beruht auf dem inneren Gefühl. Des Odysseus fast ununterbrochenes Geleite unter Schutz und Obhut der Göttin der Weisheit ist nur ein plastisch personificierter Ausdruck seines eignen Wesens. Auffallen mufs es daher, dafs Odysseus noch mit Göttinnen, einer Kirke und Kalypso, Gemeinschaft gehabt habe. Freilich gehörten sie nicht zu dem Olympischen Götterhimmel, immerhin nennt jedoch der Dichter die letztere ausführlich genug als Göttin, die den Hermes sogleich erkannt habe. Denn wie sollte ein Gott den anderen verkennen? Diese sogenannten Göttinnen haben indessen ihre Wohnstätten fernab von den Göttersitzen und bleibend unter den Sterblichen auf der Erde, ähnlich wie Ino Leukothea, welche einst eine Sterbliche jetzt im Meere herbergt. Sie sind ferner alle drei mit menschlicher Stimme begabt (αὐδήεσσα) und unterscheiden sich in Nichts von den Sterblichen, als durch ein alterloses, ewig heiteres Leben, gleich dem Rhadamanthys und Menelaos in ihrem Elysischen Gefilde, wo den Menschen ein leichtes Leben zu Theil wird. Da nun die *Ilias*

nirgends von einem solchen Zwittergeschlechte etwas weifs, welches mitten zwischen Himmel und Erde schwebt, da aufserdem in ihr der Ausdruck *αὐδήεις* nur einmal von den Achilleus-Rossen gebraucht wird, um diese momentan mit Rede zu schmücken (19, 407) und gewisser Mafsen zu vermenschlichen, und einmal von Agamemnons Commandostimme (16. 76), wo der Ruf von den Helden überhört wird, — so möchte in jenen Persönlichkeiten gerade ein neuer Beweis für eine spätere Göttergestaltung zu suchen sein. Will man jene drei Erscheinungen allegorisch auffassen, wie man unter Kalypso ein im atlantischen Ocean entlegenes, später von Wogen überdecktes Eiland verstanden hat oder gar eine den Odysseus bergende Insel, und wie man in Leukothea bald den weifsen Mond, bald mit etwas besserem Glück nach dem Elemente der Göttin die weifsen Schaumhäupter der Wogen erkannt hat, so wird man jene Kalypso-, Kirke- und Leukothea-Gesänge nebst Vielem in der Odyssee mit dem Zauber eines farbenreichen Märchens vergleichen können, welches uns als auf Volkssagen beruhend um so frischer anspricht. Die ganze Rhapsodiengruppe von den Odysseusberichten über Scheria, Alkinoos und seine Phaiaken sind gleichfalls ein zauberhaftes, an Indiens blüthenreiche Phantasie erinnerndes Märchen, und gerade hier treffen wir auf redende Belege für die vollkommenste Trennung der Götterwelt auf dem Olympos der Ilias und Odyssee. Wenn wir uns die goldenen, von Hephästos gefertigten Hunde, die funfzig goldenen Jünglinge als Fackelträger, die ewig prangenden Wunder der Natur, die mit Geist und Seele begabten Schnellsegler, mit denen es nur der Flug des menschlichen Gedankens aufnehmen kann, in das Gedächtnifs zurückrufen, so staunen wir bei einem solchen Wundergarten voll paradiesischen Lebens nicht, dafs die Phaiaken der Nausikaa nachsagen, sie werde mit einem sterblichen Gemahle nicht zufrieden sein, sondern ein Gott müsse vom Himmel für sie herniedersteigen. Ebenso rühmt sich diesem entsprechend der Phaiaken König (7, 201 ff.):

Immer von Alters her ja erscheinen Unsterbliche sichtbar,
Und wo einmal wir sie ehren mit herrlichen Festhekatomben;
Schmausen sie doch und sitzen mit uns beim Mahl, wie wir selber.
Ist dann ein Wandersmann auch allein wohl ihnen begegnet,
Nicht ein Kleines verhehlen sie dann, da wir ihnen verwandt sind,
Wie die Kyklopen zumal und die Stämme der wilden Giganten.

Vofs (Antisymb. II p. 455) äufserte sich über jene Worte: so erzählt Alkinoos dem getäuscht sich stellenden Odysseus seinen nahen Verkehr mit Göttern. — Andere verwarfen diese Erklärung und nannten sie einen Verrath am Heiligsten. In der That, wer in den völlig veränderten Gesichtskreis religiöser Vorstellungen über den Götterverkehr mit der Welt eingeht und nicht an dem unverbrüchlichen Dogma Vosseus von der Einheit eines Homer festhält, der wird sich aus diesen Irrgängen sehr natürliche Auswege bahnen. Odysseus, der Zuhörer der Alkinoosmythen, war

nicht mehr jener Held der Ilias, sondern ein ächt naturwüchsiger Sohn seiner Zeit, kurz ein Product viel späterer Rhapsoden. Jenen beiden Odysseusgestalten einen Heroenpanzer anpassen zu zu wollen, wäre ebenso in sich widersprechend, als wenn wir uns abmühten, den Helden der Odyssee in der sogenannten kleinen Ilias des Lesches oder den Kyprien des Stasinos, und diesen dann in den bizarren Fabeln der Römerzeit wieder zu entdecken. Fabeln, die zum grofsen Theil aus dem Kreise der späteren kyklischen Epiker ihre Abkunft herleiten mochten, namentlich aus der Telegonie des Kyrenaios. Absichtlich übergehen wir hier den Odysseus der griechischen Tragödie. Bei aller nothwendigen Verschiedenheit von dem Odysseus der Ilias und Odyssee vergafsen die drei grofsen Koryphäen doch möglichst wenig, dafs ihre Werke nach dem Ausdruck des Aeschylos bei Athenäus: nur Brocken und Brosamen seien von der reichbesetzten Tafel des Homeros. Wie hätte nun ein Odysseus seiner Zeit und seiner religiösen Anschauungsweise — vielleicht hundert Jahre nach den Iliassängern —, der selbst von riesigen Kyklopen und Lästrygonen, von einem Aiakos-Schlauch, von einer zauberreichen Kirke, Skylla und Charybdis, sowie von tausenderlei sinn- und sagenreichen Poesieen seinen Wohlthätern ernsthaft genug vorerzählte, wie hätte ein solcher Odysseus den ausdrucksvollen Göttererzählungen seiner Freunde von Scheria im Widerspruch mit sich selbst, verdunkelt von skeptischer Kritik, zuhören sollen? Sie trugen ein vollkommen so schönes, poetisches Gewand, als die Berichte von ihm selbst; nur vernahm er alles mit seinem Ohr, wie die Phäaken mit ihren Zungen von göttlichen Wundern berichteten, beide an jener Scheidewand stehend, wo der lebendige Glaube an sichtbare Göttererscheinungen sich bereits in die Falten einer innerlichen Phantasie und Gemüthswelt zurückgezogen hatte. Da das griechische Volk fast mit Blitzesschnelle der Spitze seiner Entwicklung entgegenging und der Verfall nicht minder rasch eintrat, so mag sich der oben angegebene Zwischenraum von 100 Jahren zwischen Ilias und Odyssee auf 30—40 beschränken. Was endlich den Schlufsvers über den Vergleich mit Kyklopen betrifft, so können darunter nur die Natursöhne der Gäa verstanden werden, wie auch die Giganten und selbst die Phäaken als solche bei Akusilaos und Alkaios bezeichnet werden. Eine derartige Zusammenstellung wirft nur ein helleres Licht auf die Ueberlieferung des Phäakischen Zaubermärchens aus den Urzeiten.

Das Characteristische für die Ilias gegenüber der Odyssee war die Ausbildung des Götterstaates und der Abschlufs der Götter schaffenden Zeit. Wenn nun für den ersten und ältesten aller Homeriden, wer und wefs Namens er gewesen sein mag, dieser Götterstaat als fertig und vollendet im Glauben des Volkes dastand, so mufs auch die Localität des Olympos ein wesentlich bestimmendes Moment für den Kultus und die Bedeutung der ältesten Religion gewesen sein und dieser zugleich mit der Heroensage als von früheren Dichtern empfangen herrühren. Aber nicht müfsig dürfte die Frage sein über den Olymp in der Odyssee,

um so weniger, als gerade durch das Bedürfnifs, den Verkehr mit der Gottheit fafslich darzustellen und sinnlich greifbar zu denken, die gesammte Characteristik jener auf Erden wurzelnden himmlischen Lichthöhe in der Ilias wesentlich bedingt wird. Es ist zu beachten, dafs, abgesehen von dem ganz allgemeinen κάρηνα und von Adjectiven, welche fast ohne Ausnahme bis in die spätesten Zeiten ihren festen traditionellen Typus hatten, kein einziges Prädikat des Berges von der Ilias in die Odyssee übergegangen ist. Ausdrücklich unterscheidet die erstere den Olymp als Berg vom Luftgewölbe des Himmels, dem eigentlichen Steremnion, wie es die Philosophen nannten, bestimmt aber auch von der Erde, oder vielmehr es entrückt denselben dem Auge der Erdensöhne. Denn die Spitze der Götterhöhe ist durch Wolken vom irdischen Treiben abgeschlossen, sie ragt über diese empor und ruhet in ewiger Sonnenklarheit. Nur was im Dunstkreise der Erdatmosphäre und vom Schnee gedeckt war, schauten die Erdgebornen. Auf dem Gipfel sitzt Zeus, der ewig unsichtbare, jetzt mit Göttern, jetzt allein die Welt überschauend und lenkend; dort sind die Wohnungen des Donnerers und seiner Gattin, daneben die der übrigen Unsterblichen. In der Odyssee dagegen wird der Berg nie als genauere Oertlichkeit für Götterwohnungen ausgezeichnet. Zeus sitzt nicht mehr leibhaftig auf des Berges Spitze, betrachtet sich nicht mehr von dort das Treiben der Menschen, drohet nicht, eine Kette um den Gipfel zu schlingen, damit er die ungehorsamen Götter sammt der Erde in die Luft schnelle, auf dafs sie bodenlos zittern und zwischen Uranos und Gäa schweben. Wie der Olymp den Iliassängern getrennt vom Himmel steht, ebenso das Gargaron- und Idagebirge, auf dem der Ilias-Zeus thront, ein Symbol gleichsam, dafs er, bis die letzte Entscheidung herannaht, beiden Parteien und vor allem dem Achill gerecht sein wolle. Freilich änderte sich der Name Olymp und Ida nicht, er erhielt sich im Munde des Volkes und in allen Zweigen der Litteratur, aber er hörte auf, in dem Sinne das Local für jeden dem Menschenleben nachgebildeten Act der Göttergeschichte bei den Sängern der Odyssee zu sein, wie dies in der Ilias der Fall gewesen war. Auch der Göttersitz hatte sich mehr ins Unsichtbare idealisiert.

Klarere Beweise liefern einzelne Stellen. Im elften Gesange (313 ff.) bedrohen die Titanen die ganze Olympische Götterfamilie und wollen ihr auf dem Olymp eine Schlacht liefern; fast im Widerspruch hiermit wird dann fortgefahren:

Ossa bemüht auf Olympos Spitze zu türmen, auf Ossa,
Pelions buschige Höh', um empor zu klimmen zum Himmel.

Obgleich diese Verse einem für die übrigen Odyssee-Rhapsoden nicht maafsgebenden Liede angehören, so wurden sie doch als besonders auffallend vorangestellt, besonders da sie Aristarch für unächt erklärt, mit der Bemerkung: die Schlacht habe im Himmel sein sollen, stehe also zuerst (313) Olymp für Himmel, so komme ein Widerspruch mit den beiden angeführten, folglich auszustofsenden Versen heraus. Die neueren Ausleger haben sich

bald für, bald wider Aristarch ausgesprochen (vgl. Lehrs de Arist. p. 175 ff. und Nitzsch Anm. z. Od.): um die Sache zu entscheiden, verweisen wir auf Od. XX, 103 u. 113. Dort erfleht Odysseus von Zeus ein gnädiges Vorzeichen, dafs im Inneren des Hauses alles nach Wunsch vor sich gehe; der Gott erhört sein Gebet. denn

Ohne Verzug kracht Donner daher vom Strahlen-Olympos
Hoch aus der Wolke herab.

Odysseus aber dankt dafür:

Zeus, o Vater, Du bist Obherr für Götter und Menschen,
Wahrlich Du donnertest laut vom Himmel dem sternenbesäten.

Weder Ilias- noch Odyssee-Sänger verändern in solchem Falle ein Wort, wenn es nicht begründet und das eine mit dem anderen zu einem Begriff verschmolzen ist. Auch hier giebt also die völlige Gleichstellung der Wörter Himmel und Olymp eine idealere Vorstellung von dem Bilde eines mehr überirdischen Götteraufenthaltes kund. Die schon berührten synonymen Ausdrücke in der Odyssee: *Ὀλύμπια δώματ' ἔχοντες, οἳ Ὄλυμπον ἔχουσι* und *τοὶ οὐρανὸν εὐρὺν ἔχουσι* stehen gleichfalls in treffendem Einklang mit unserer Auffassung, eine neue Unterstützung aber erhalten wir aus Od. VI, 41 ff., wo wir lesen, nachdem der Olymp als keiner Erdatmosphäre unterworfen dargestellt ist:

Hinweg schwand Pallas Athene
Auf zum Olympos, wo, wie man erzählt, ein sicherer Wohnsitz
Ist für die Götter.

Treffend macht der Scholiast aufmerksam: „hätte der Dichter in Bezug auf den Himmel hinzugesetzt: wie man erzählt (*ὅθι φασί*), so wäre es nicht gut, denn bei diesem kann er nicht in Zweifel sein. Insofern er aber in Hinblick auf den sogenannten, von Vorfahren ihm überlieferten Berg jenes zusetzt, ist es gut". Wie ganz anders reden die Iliassänger: der Olymp, wo der Unsterblichen Wohnsitz ist, oder schnell kamen sie zum Olymp, dem Wohnsitz der Götter, oder Zeus geht dorthin in sein Haus und alle Götter erheben sich von ihren Sitzen dem Vater entgegen [1]). Nach allem diesem sind die bisher vorgebrachten Gründe zur Obelisierung jener zwei Verse aus dem 11ten Gesange nicht stichhaltig.

Die geographischen Bestimmungen des Berges blieben, wie schon bemerkt, stets dieselben. Die Götter steigen dort nach wie vor auf die Erde herab, und Pierien im Norden des Olympos, noch heute bei den Türken die Wohnung der Himmlischen, erhält sich im Glauben des Volkes als das Nachbarland der Götter, ebenso wie Zeus der Olympier zubenannt oder schlechtweg Olympier genannt wird. Unbezweifelt und fest steht das Götterhaus des Olymp für die Iliassänger, aber schwankend zwischen Uranos- und Olympospitze, sogar für die Phantasie der spätr

---

[1]) Vgl. Il. I, 534 ff. V, 360. 367. VIII, 456.

ren Rhapsoden nicht unterschieden mufste es werden, weil der Glaube daran keine Wurzeln im Volke mehr trieb. Wie wir demnach in der Ilias unumstöfslich und handgreiflich etwas mystisch Unklares wahrnehmen bei Feststellung einer sicher abzugrenzenden Idee über das Machtgebiet der Moira und des Zeus, dasselbe möchte für die Odyssee-Sänger bei den unklaren Annahmen von jenem Götteraufenthalt gelten.

Bevor wir zum Schlufs kommen, besprechen wir noch eine wichtige Stelle Od. XXIV, 443 ff. Ein jeder ist nach dem Freiermorde von Entsetzen und Betäubung erfüllt; da versichert uns Medon, der treue Genosse des Odysseus, wie folgt:

Auf und vernehmet mein Wort, ihr Ithaker! Wahrlich Odysseus
Hat nicht ohne den Rath der Olympier solches vollendet!
Denn selbst sah ich den Gott, den unsterblichen, der dem Odysseus
Immer zur Seite stand und er glich in allem dem Mentor.

Eine so bestimmt geschaute Gottheit mit der festesten Versicherung des Augenzeugen dürfte in der Odyssee sonst nicht vorkommen. Denn III, 419 redet allerdings der greise Nestor von Athene, die ihm sichtbarlich (*ἐναργής*) erschienen sei, aber erst nachdem diese beim Weggehen durch die Verwandlung in einen Vogel sich ausdrücklich hat kundgeben wollen (vs. 372). Die obige Stelle betreffend, so legen wir, ohne zu berücksichtigen, dafs es eben der 24ste Gesang ist, ein besonderes Gewicht darauf, dafs Medon hinzufügt: er glich in allem dem Mentor, — und dadurch in gewissem Sinne den vorletzten Vers wieder aufhebt, oder doch nicht mehr sagen will, als dafs er, was wir oft genug in der Odyssee lesen, durch irdischen, wohl bekannten Leib höhere Gotteskraft habe durchschimmern sehen. Stehen wir also damit wiederum auf dem uns wohl bewufsten Boden, so erinnern wir hierbei an einen minder beachteten, gewifs schon vorhomerischen Gebrauch von einem Gottesdienste der Familien und Geschlechter, der in der Odyssee vor allem innerlich und geistig ausgeprägt ist. Das griechische Volk im Ganzen, soweit dichterische Bildung vorbereitet war, konnte seine Gottheit kaum anders denken, als nach der Darstellungsweise der ältesten Dichter. Diese religiöse Basis führte die gesammte epische Poesie der ältesten Zeit unbewufst auf dem sittlichsten Wege zu einem Ausgleichungsstreben, welches nothwendig auf die Localsagen zurückwirkt. Daher jener allgemeine Typus, der den Grundeigenschaften und Kräften der meisten Hauptgottheiten so früh schon zugeeignet und durch Jahrhunderte rein erhalten blieb.

Dies erschwert das Erkennen von localen Göttern nicht wenig. So führt Hera nach der Odyssee die Argo durch die Plankten, weil Jason ihr lieb war; Hera aber war die Göttin von Jolkos. Apollo schirmt die Aeneaden und Panthoiden, weil beide jenen Gott verehrten, und Virgil (Aen. II. 319) nennt den Panthus einen Priester jenes auf der Burg von Troja. Neleus ist ein Sohn des Poseidon und opfert ihm mit den Pyliern Hekatomben; ebenso gilt Nestor als Priester dieses Gottes, durch den sein Sohn Anti-

lochos vor den Geschossen der Feinde geschützt wird; und an ihn knüpft sich ungezwungen die Pflege der Rosse im Namen des Nestor. Bekanntlich steht nun Pallas Athene dem Odysseus schon in der Ilias hülfreich zur Seite, und in hohem Grade wächst dies Verhältnifs in der Odyssee, so dafs der Held und die Göttin meist wie zu einem Wesen verbunden gleichsam mit und durch einander handelnd und denkend betrachtet werden. Mag die Göttin dabei überall den allgemein bekannten Character von sich selbst bewahren, so mufs nichts desto weniger auch ihre Hülfe für die locale Sage beansprucht werden. Eurykleia ermahnt die Penelope, sich zu trösten über die heimliche Abreise ihres Sohnes, und ordnet als wirksamstes Mittel hierfür an:

Steig' ins Obergeschofs empor mit den dienenden Mägden,
Bete mir dort zur Pallas, der Tochter des Aigisbewahrers;
Die ja vermöcht' ihn alsdann wohl gar aus dem Tode zu retten.

Ueberschauen wir in Kürze den zurückgelegten Weg, so ergeben sich für die Veränderungen der mythisch-religiösen Denkweise etwa folgende Epochen. Voran steht die Zeit, welche aus mancherlei thatenreichen Kämpfen vielleicht gegen feindliche Elemente die Mythen schuf, indem man sie in Anwendung brachte auf die umgebende Natur, von der man sie empfangen, und auf die Menschenwelt. Diese Periode ist die eigentlich schöpferische Dann folgt eine andere, welche die Mythen mit hingebendem Glauben als Thatsachen einer wunderbaren Vorzeit aufnahm, jedoch nicht mit passivem, sondern gleichfalls schöpferischem Geiste der Folgezeit überlieferte; endlich eine dritte, die reicher an poetischer Phantasie und ärmer an Thaten, der Macht eines *pantheistischen* Naturglaubens zu erliegen anfing. Diese erzeugte indessen noch neue Mythen, in denen Ideelles und Reelles noch zusammengränzte und denen die eigenen Bildner vollen Glauben schenkten. An die äufserste Gränze dieser Epoche schliefsen sich die Dichter, welche bereits in didaktischer Rede einen Zusammenhang herzustellen suchten in dem zuströmenden Reichthum einer Mythendichtung, für welche bis dahin Grundbedingung war, dafs sie in mündlicher Ueberlieferung wurzelte. Eine solche Zeit der Hesiodischen und Kyklischen Poesie konnte neuen Mythenschöpfungen nicht günstig sein, obwohl sie durch Combinationen und rationelle Deutungen der Sagen eine neue Periode, die Pindarische, vorbereitet haben mag, wo das religiöse Gefühl, durch philosophische Spekulation umgebildet, mit vielen alten Mythen in Gegensatz trat und eben dadurch die Bildnerin einer neuen Mythendichtung auf dem Wege ethischer Religiosität und Frömmigkeit wurde.

Ohne uns auf den Einflufs des Orients einzulassen, vor dem Hellas schon in den ältesten Zeiten durch Geistes-Freiheit einen unendlichen Vorsprung sich errang, setzen wir die Uranfänge des religiösen Bewufstsein also in Anschauung und Verehrung der Natur. Der gesammte homerische Götterstaat legt Zeugnifs dafür ab, dafs ursprünglich eine Hinneigung zur natürlichen Seite gewesen, aus der das ethische Selbstbewufstsein, ein Verwandt-

schaftsgefühl mit der Gottheit, ein triumphierender Sieg über die Naturelemente allmählich erwuchs. Je klarer sich das griechische Volk im Beginn seines nationalen und geistigen Lebens über die Stellung zu seiner Gottheit war, um so mehr wurde dies als höchster Gedanke über sich und seine Bestimmung genährt, dafs alles Göttliche nur eine ideelle Verklärung der in ihm selbst treibenden Geistigkeit gewesen sei. Wie wir dies vor allem als ein Erbtheil der Homerischen Heldengedichte für die Nachwelt wahrnehmen, so blieb es ein unentreifsbares Vermächtnifs für die späteste Kunst und Wissenschaft der Hellenen, für ihre Religion und Staatshaushaltung. Schwerlich erhob sich daher das griechische Volk je von dem allgemeineren Gesichtspuncte einer verhängnifsvollen Vorsehung oder Gottheit je zu der individuelleren Idee eines Gottes. selbst nicht im Sokratisch-Platonischen Zeitalter. Aber gerade hierdurch blieb der Character des Volkes angewiesen auf die eigene Kraft, ein Character, der sich frühzeitig ermannte und in allen Jahrhunderten der Blüthe immer wieder erstarkte, um durch die Macht des Gedankens und der That sich der Welt zu bemeistern, und ihr in Geist und Leben verbreitender Gestaltung sein innerstes, auf Jahrtausende wirkendes Wesen als Richtschnur vorzuzeichnen. Und nicht anders ist es auch heute noch, nachdem sein bis zum Ideal verklärtes Menschenthum in seinem politischen und ethischen Dasein dem höheren Lichte der Offenbarung längst erlegen ist.

Halberstadt. A. Passow.

II.

Wie der Gedanke über Aristoteles denkt.

Der Gedanke, eine von Herrn Prof. Michelet herausgegebene philosophische Zeitschrift, berührt, obwohl eigentlich dazu bestimmt. die Lehren der hegelschen Philosophie zu vertreten, doch auch gelegentlich Fragen, die lediglich auf Aristoteles sich beziehen. Es ist nicht grade Neues, was der Gedanke darüber beibringt, nichts, wodurch unsere Kenntnifs des alten Philosophen in irgend einer Weise erweitert würde, vielmehr kommt er stets auf die Behauptungen zurück, die sein Herausgeber schon vor einem Menschenalter zu vertheidigen versucht hatte; und da diese meist schon längst in Vergessenheit gerathen sind, so würde es sich der Mühe nicht verlohnen, näher darauf einzugehen, wenn sich nicht der Gedanke, „der die Wahrheit, die er allerdings zu besitzen meint, vor den Augen der Welt enthüllen will", dabei gebärdete, als seien die damals aufgestellten Ansichten längst anerkannte Glaubenssätze aller Aristoteliker geworden, und oft die Miene annähme, als ob das, was er damals gesagt, so allgemein

bekannt sei, dafs er nur daran zu erinnern brauche, um jeden Widerspruch sofort zum Schweigen zu bringen. Es wird daher nöthig sein, etwas ausführlicher zu untersuchen, wie weit der Gedanke hierin sich mit den Thatsachen in Uebereinstimmung befindet.

In einer 1836 zu Berlin erschienenen Abhandlung hatte der jetzige Herausgeber des Gedankens die Metaphysik des Aristoteles einer ausführlichen Untersuchung unterzogen; er wufste darin über die Art, wie Aristoteles auf den Plan, die erste Philosophie zu schreiben, gekommen sei, wie sich dieser Plan allmählich erweitert habe und so die verschiedenen Bücher nach und nach entstanden und ineinandergefügt seien, die allergenaueste Auskunft zu ertheilen und gab schliefslich allen späteren Herausgebern ganz ernstlich den Rath, auf seine Autorität hin die beiden letzten Bücher (*M* und *N*) vor das drittletzte (*Λ*) zu stellen. Die in dieser Schrift ausgesprochenen Ansichten hatten nicht das Glück, von den späteren Darstellern der aristotelischen Philosophie angenommen zu werden, wie sich denn auch die Editoren der Metaphysik den ihnen gegebenen Rath nicht zu Nutze gemacht haben; vielmehr folgt die vortreffliche Untersuchung von Bonitz (Metaph. 1848) nach kurzer Würdigung der entgegenstehenden Ansichten im Allgemeinen der schon vor Herrn Michelet erschienenen Abhandlung von Brandis (Berl. Acad. 1834), während Glaser (die Met. d. Arist. 1841) zu andern, wie uns scheint, *nicht* so überzeugenden Resultaten kommt. In seinem dankenswerthen Grundrifs der Geschichte der Philosophie der vorchristlichen Zeit giebt nun Ueberweg, der es, wie sonst so auch hier, vortrefflich versteht, in kürzester Form seine Leser über den augenblicklichen Stand der Hauptfragen zu unterrichten, einen Ueberblick der Glaser'schen Resultate, mufs sich aber dafür vom Gedanken (B. III p. 288), der aus dem ganzen Buch nur diese Stelle herausgreift, der Weitläufigkeit zeihen und sich mit der Frage anfahren lassen, ob ihm denn die Schrift seines Herausgebers, „die doch den Gegenstand am Ausführlichsten behandele und seiner Ansicht nach zum Abschlufs bringe", unbekannt geblieben sei? Es mag allerdings unangenehm sein, seine Arbeiten so allgemein ignorirt zu sehen, und gewifs könnte der Gedanke auf eine aufrichtige Theilnahme an seinem Schicksal rechnen, wenn er nur nicht in dem Augenblick, wo er andere der Unkenntnifs zeiht, seine eigene Unwissenheit grade in der ihn so sehr interessirenden Frage verriethe; es mufs ihm nämlich völlig entgangen sein, dafs seine ganze Hypothese, es seien die von Aristoteles citirten Bücher *περὶ φιλοσοφίας* uns in den 3 letzten Büchern der Metaphysik erhalten, durch Zeller's [1]) Nachweis, dafs in diesen Büchern Fragen behandelt waren, die sich in unserer Metaphysik nicht finden, thatsächlich und mit der völligsten Evidenz widerlegt ist [2]).

---

[1]) Geschichte der Phil. der Griechen II. p. 59.

[2]) Die Frage über die Bücher *περὶ φιλ.* ist übrigens in neuester Zeit von Bernays („Die Dialoge des Aristoteles") in einer Weise be-

Wenn er daher auf diese Weise, unbekümmert um den Fortschritt der Wissenschaft, auf seinem veralteten Standpunkt verharrt und so vielen Gegnern und Thatsachen gegenüber, ohne auf eine Widerlegung oder einen weiteren Nachweis einzugehen, sich noch immer den Ruhm, die Untersuchung schon vor fast 30 Jahren abgeschlossen zu haben, beimifst, so wird die Keckheit dieser Behauptung kaum durch das Zugeständnifs gemildert, dafs er hiermit nur seine eigene Ansicht ausspreche; denn man begreift, wenn es ihm damit Ernst ist, nicht, wie er ein weitläufiges Eingehen auf seine subjective Meinung verlangen und einen Mann angreifen konnte, in dessen Buch man nur einen Blick zu werfen braucht, um zu erkennen, dafs ihm Schriften, die in Hauptfragen sich Anerkennung verschafft haben, nicht unbekannt zu bleiben pflegen.

Doch mag der Gedanke hinsichtlich jener Abhandlung denken, wie er will, von weittragenderer Bedeutung für uns ist, falls sie sich bestätigen sollte, eine andere Behauptung im III. Bande p. 204. In einem jener Angriffe, die gegen Trendelenburgs logische Untersuchungen gerichtet sind, und die durch ihre alles Mafs überschreitende persönliche Gereiztheit eine eigenthümliche Illustration zu der „Leidenschaftslosigkeit“ des Gedankens geben, die dieser von Anfang an als einen Grundsatz für seine Betrachtungen angenommen, heifst es, „es scheine mit der Philologie des Herrn Trendelenburg nicht besser zu stehen als mit seiner Philosophie, wie ihm das übrigens schon längst, grade vor einem Menschenalter (vom Herausgeber des Gedankens), in Bezug auf seine Erklärung einer Stelle der aristotelischen Schrift von der Seele nachgewiesen worden sei (Comm. in Arist. Eth. Nic. p. 159).“

Der Ruf des Verdienstes, das sich dieser allseitig hochverehrte Forscher durch seine Edition der Schrift *de anima*, durch die Categorieenlehre des Aristoteles, durch die Elemente der aristotelischen Logik, so wie durch viele andere Schriften und Abhandlungen um Aristoteles erworben hat, ist weit über die aristotelischen Kreise hinausgedrungen, er wird allgemein unter die gröfsten lebenden Kenner des Aristoteles gerechnet, und Hunderte danken es mit mir seiner persönlichen Anregung, in das Verständnifs des Aristoteles eingeführt worden zu sein. Die meisten Aristoteliker, denen, wie wir fürchten, die schätzbaren Werke des Herausgebers des Gedankens weniger bekannt sein dürften, und die deshalb von jenem schon vor einem Menschenalter geführten Nachweis keine Kenntnifs erhalten haben, werden daher mit Recht erstaunt sein, zu erfahren, dafs sie sich so lange in einem so groben Irrthum bewegt; doch da es zum Guten nie zu spät ist, so wäre es, wenn es wirklich mit der Philologie des so lange als Autorität im Aristoteles anerkannten Philosophen so schlecht

handelt worden, die denn doch geeignet sein dürfte, selbst den nach 27 Jahren nicht überzeugten Gedanken endlich noch auf andere Ansichten zu bringen, trotzdem dafs jene Schrift seines Herausgebers wiederum weder Berücksichtigung noch Erwähnung gefunden hat.

steht, für die Wissenschaft nachgrade die höchste Zeit, die von Trendelenburg zum Theil erst gewiesenen, zum Theil befolgten Wege zu verlassen und sich in Erklärung und Darstellung der aristotelischen Philosophie einer andern — etwa der vom Herausgeber des Gedankens befolgten — Methode anzuschliefsen. Die Wichtigkeit der Sache wird hierbei eine etwas eingehendere Erwägung entschuldigen.

Die Stelle, durch deren Erklärung der Gedanke einen solchen Triumph erlebt zu haben behauptet, lautet [1]:

ὁμοίως δὲ καὶ ἡ αἴσθησις ἑκάστου, ὑπὸ τοῦ ἔχοντος χρῶμα ἢ χυμὸν ἢ ψόφον πάσχει, ἀλλ' οὐχ ᾗ ἕκαστον ἐκείνων λέγεται, ἀλλ' ᾗ τοιονδί, καὶ κατὰ τὸν λόγον. αἰσθητήριον δὲ πρῶτον ἐν ᾧ ἡ τοιαύτη δύναμις. ἔστι μὲν οὖν ταὐτόν, τὸ δ' εἶναι ἕτερον.

Trendelenburg, die Möglichkeit, dafs hier die *δύναμις* (mit dem aus *ὑπὸ τοῦ ἔχοντος* etc. zu entnehmenden) *αἰσθητόν* verglichen sei, nicht ganz läugnend, sieht doch der gröfseren grammatischen Leichtigkeit wegen das *αἰσθητήριον* als den Gegensatz der *δύναμις* an, und erklärt die schwierigen Worte dahin: das Sinnesvermögen sei der Sache und dem Dasein nach mit dem Sinneswerkzeug ein und dasselbe und unlösbar mit ihm verbunden (*ἔστι μὲν ταὐτόν*), dem Begriffe nach (*τὸ εἶναι*) aber von ihm verschieden; folge man der andern Ansicht, so müsse man interpretiren, das Sinnesvermögen und das Sinnesobject seien dem Begriff und dem Wesen nach dasselbe, der Sache nach aber verschieden; dem stehe aber das *τὸ εἶναι* entgegen, das auf den allgemeinen Begriff bezogen werden müsse. Der Herausgeber des Gedankens dagegen, überall bemüht, Aristoteles als einen Hegelianer auszugeben, ist hocherfreut, hier eine Stelle gefunden zu haben, in der, wie er sagt, Aristoteles mit der neusten Philosophie oder vielmehr mit der Wahrheit selbst übereinstimme, und mithin seien die Worte zu verstehen: Sinn und Sinnesobject sind dem Begriff und Inhalt nach dieselben (*ἔστι ταὐτόν notione, substantia, forma*), der Existenz nach aber (*τὸ εἶναι*) verschieden. Mit aller Achtung vor der Philologie des Gedankens wollen wir zunächst sehen, welche von den beiden Ansichten die gröfsere Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Aristoteles hat so eben die Untersuchung über die einzelnen Sinne abgeschlossen (*καθ' ἑκάστην μὲν οὖν τῶν αἰσθήσεων εἴρηται τύπῳ*) und will jetzt das allgemeine Wesen der Sinnesempfindung überhaupt feststellen (*καθόλου δὲ περὶ πάσης αἰσθήσεως δεῖ λαβεῖν* etc.); da nun aber der Sitz dieses Vermögens immer ein eigenthümliches Sinnesorgan sein mufs (de part. an. II. c. 1), so ist es von vornherein wahrscheinlicher, dafs, wenn der allgemeine Begriff des Vermögens festgestellt werden soll, sein Unterschied von dem leichter mit ihm zu verwechselnden Organ angegeben werde (ebenso wie de an. II c. 1 der Unterschied von Seele und Körper grade unter Vergleichung des Verhältnisses zwischen dem Organ des Auges und der Sehkraft besprochen wird),

[1]) de an. II. 12. Anf.

als dafs sein Verhältnifs zu dem ihm gradezu entgegengesetzten Object besprochen werde; ganz abgesehen von der sprachlichen Unbequemlichkeit, mit Ueberspringung des näherstehenden αἰσθητήριον oben aus ὑπὸ τοῦ ἔχοντος ein αἰσθητόν herauszunehmen, eine Härte, die jeder empfinden wird, der besser griechisch denken kann, als der mehr mit Hegels deutsch-philosophischer Sprache vertraute Gedanke. Die Entscheidung aber liegt in den Worten ἔστι μὲν οὖν ταὐτόν, τὸ δ' εἶναι ἕτερον, deren Bedeutung jedenfalls von den eigenthümlichen aristotelischen Schulausdrücken des τὸ τί ἐστι und des τὸ τί ἦν εἶναι abhängig ist. Den begrifflichen Unterschied dieser Formeln hat zuerst Trendelenburg in einer allgemein als bahnbrechend anerkannten Untersuchung im Rhein. Mus. 1828 nachgewiesen, deren in etwas modificirte, von Autoritäten wie Brandis, Zeller, Bonitz, Schwegler in der Hauptsache gebilligte Resultate nachher in die Kategorieenlehre herübergenommen sind; hiernach bedeutet τὸ τί ἦν εἶναι den schöpferischen Begriff des Wesens, das τὸ τί ἐστι dagegen das nächste Geschlecht, das als Substrat allen weiteren Bestimmungen des Begriffes zu Grunde liegt, und ganz besonders die erste Kategorie, die Substanz. Erwägt man nun die bei Begriffsbestimmungen so überaus häufige Anwendung dieser beiden Formeln bei Aristoteles, so ist es schon an sich sehr wahrscheinlich, dafs in unserer Stelle die Worte ἔστι und εἶναι dieselbe und nicht die gradezu umgekehrte Bedeutung haben werden, wie jene stets wiederkehrenden, scharf auseinandergehaltenen Schulausdrücke; um so mehr, als auch das alleinstehende τὸ εἶναι so häufig unzweifelhaft das gedachte Wesen bezeichnet, wie Trendelenburg nachher unter Zustimmung von Bonitz (zu Met. Δ. 10) in der Kategorieenlehre (p. 40) nachgewiesen hat (de an. III. c. 2. 425 b 27 und p. 427 a 3 — de mem. c. 1* — top. VI. c. 4 — V. c. 5 — Eth. Nic. V. c. 3* — VI. c. 8* — Phys. IV. c. 12 — V. c. 5* — IV. c. 11. 219 a 21* und b 11*).

An einer Stelle (Met. XIII c. 2 p. 1077 b 12) bezeichnet nun freilich auch τὸ εἶναι die reale Existenz, und man könnte also in der That mit dem Gedanken ein Recht zu haben glauben, es beliebig bald als Begriff und Wesen, bald als Existenz aufzufassen; indessen wird dort durch das hinzugesetzte πρότερον und den Gegensatz des λόγος die Bedeutung so klar gemacht, dafs ein Mifsverständnifs gradezu unmöglich wird; und ich möchte bezweifeln, dafs sich im Aristoteles noch andere Stellen finden, in denen das τὸ εἶναι ohne einen erklärenden Zusatz oder Gegensatz an sich als blofse Existenz aufzufassen wäre [1]), denn es ist wenig wahrscheinlich, dafs Aristoteles durch ein solches Schwanken und Abwechseln im Ausdruck Mifsverständnisse sollte provocirt haben. Dafs es jedenfalls an unserer Stelle diese Bedeutung

---

[1]) Wenigstens wird von Trendelenburg, der Rhein. Mus. a. a. O. diese Stelle schon vor Herrn M. bespricht, nur sie als Beispiel für diese Bedeutung angeführt, und ist dem Unterzeichneten keine zweite der Art erinnerlich.

nicht haben kann, läfst sich endlich am Besten durch einen Vergleich mit andern Stellen beweisen.

Der Ausdruck *ἔστι μὲν ταὐτόν* oder *ἡ αὐτή, τὸ δ' εἶναι ἕτερον* oder *οὐ τὸ αὐτό* ist nämlich bei Aristoteles so häufig (cf. die oben mit * bezeichneten Stellen), dafs, wenn man nicht annimmt, er habe von vornherein auf jedes richtige Verständnifs verzichtet, man zugeben wird, *τὸ εἶναι* müsse in dieser Verbindung stets dasselbe bedeuten, entweder stets das Wesen oder stets die reale Existenz; wofür man sich zu entscheiden hat, zeigt am besten Eth. V c. 3, gerade die Stelle, bei deren Interpretation der Herausgeber des Gedankens seinen Gegner als einen so schlechten Philologen entlarvt haben will. Dort heifst es, alles Gesetzmäfsige sei gerecht und der, welcher das Gesetz befolge, ein Gerechter; das, was die Gesetze vorschreiben, ist nun aber grade die Ausübung der einzelnen Tugenden, z. B. die der Tapferkeit (denn das Gesetz verbietet, die Schlachtreihe zu verlassen), die der Sanftmuth (denn das Gesetz verbietet Real- und Verbalinjurien) etc.; es fragt sich also, gehört die Befolgung dieser Vorschriften unter den Begriff der Tapferkeit etc. oder unter den der Gerechtigkeit? Und wenn es nun heifst *ἔστι μὲν γὰρ ἡ αὐτή* (scil. *ἡ ἀρετή καὶ ἡ δικαιοσύνη*), *τὸ δ' εἶναι οὐ ταὐτό*, so ist klar, dafs *ἔστι* hier die Existenz bedeuten mufs; denn das Factum, die Handlung in ihrer äufseren Erscheinung ist ja nicht nur dieselbe. sondern im speciellen Fall eben nur eine, und es fragt sich nur, ob sie der Gerechtigkeit oder der Tapferkeit zuzurechnen sei; ebenso sicher aber mufs *τὸ εἶναι* das Wesen und den Begriff bezeichnen, denn in der ganzen Ethik wird fast auf jeder Seite gelehrt, dafs das Wesen der Tugend nicht *in der äufserlichen Handlung*, sondern lediglich in der Gesinnung des Handelnden beruhe; liegt darin aber das Wesen der Tugend überhaupt begründet, so mufs auch die specifische Differenz zwischen zwei äufserlich ähnlichen Tugenden aus den Motiven des Handelnden, nicht aber aus der ganz irrelevanten Aeufserlichkeit der Erscheinung fliefsen. Dieser Unterschied, der in unserm Falle in dem der *δικαιοσύνη* eigenthümlichen *πρὸς ἕτερον* gefunden wird, während die *ἀρετή* als solche *καθ' αὑτόν* oder *πρὸς αὑτόν* angewendet wird, mufs also in der Gesinnung des Handelnden zu suchen sein, der entweder nur mit Rücksicht auf sich selbst, oder mit Rücksicht auf einen andern handeln kann, d. h. auf einen speciellen Fall angewandt, wenn ein durch ein beschimpfendes Wort Beleidigter sich nicht durch eine Realinjurie rächt, weil er einsieht, dafs er dadurch dem andern gröfseren Schaden zufügt, als er selbst erlitten, so handelt er aus dem Motiv der Gerechtigkeit; hält er aber an sich, nicht aus irgend welcher Rücksicht auf den andern, sondern weil er glaubt, dafs er durch eine derartige Rache seiner sittlichen Würde etwas vergiebt, oder meint, man dürfe nicht dem blinden Triebe der Leidenschaft folgen, so würde man ihm die Eigenschaft der *πραότης* beilegen müssen und nicht die der *δικαιοσύνη*.

Hiefse es hingegen, wie der Herausgeber des Gedankens meint.

„dem Begriff und dem Inhalt nach sind Tugend und allgemeine Gerechtigkeit ein und dasselbe, sie unterscheiden sich nur der Art ihrer äufseren Erscheinung nach, und zwar so, dafs die eine Art dieser äufseren Erscheinung durch das *πρὸς ἕτερον* bezeichnet wird", woraus folgt, dafs die andere Art in dem *πρὸς αὐτόν* zu suchen ist, so träte Aristoteles dadurch mit dem Kern seiner ethischen Lehre in directen Widerspruch; und es bleibt um so unerklärlicher, wie ein so scharfsinniger Philologe wie der Herausgeber des Gedankens in diesen Irrthum hat verfallen können, als auf den speciellen Fall angewandt seine Erklärung gradezu lächerlich wird. Beruht nämlich der Unterschied nur in der Art der Existenz, die wiederum nur in das *πρὸς ἕτερον* und das *πρὸς αὐτόν* getheilt wird, so können diese Worte nur so verstanden werden, dafs sich die Handlung (nicht die Gesinnung) entweder auf uns oder auf einen andern erstrecken könne. Denken wir uns nun einen Beleidiger und einen Beleidigten, der sich nur durch eine Ohrfeige rächen zu können glaubt, so mufs er sie also entweder dem andern oder sich selber appliciren, beides ist dem Begriff und dem Inhalt nach gleich; wenn er sie indessen dem andern ertheilt, so mangelt ihm grade die Gerechtigkeit, giebt er sie sich aber selbst, so fehlt ihm nichts weiter als die Sanftmuth.

Es dürfte wenig wahrscheinlich sein, dafs diese eigenthümliche Erklärung der Stelle viel Anklang finden sollte; mit ihr ist aber auch die gleichlautende de an II c. 13 Anf. entschieden, trotz der nicht minder eigenthümlichen und scharfsinnigen Logik, mit der der Herausgeber des Gedankens seinen Gegner zu widerlegen sucht; er schliefst folgendermafsen: an einer (schon oben erwähnten) Stelle Met. XIII c. 2 heifst *τὸ εἶναι* reale Existenz, also irrt Trendelenburg, der es an dieser Stelle für Wesen und Begriff nimmt; übrigens läfst sich nicht läugnen, dafs es an andern Stellen wirklich Wesen und Begriff bedeutet, z. B. de an. III. 2 § 13 und de juv. et sen. c. 1. Mit dieser bequemen Art zu schliefsen, bei der man blofs die zufällige Ordnung der Beispiele umzukehren braucht, um das geradezu entgegengesetzte Resultat zu erhalten, läfst sich freilich nach Belieben aus weifs schwarz und aus schwarz weifs machen, und wenn endlich, um den vom Gedanken verlangten Sinn aus der Stelle herauszubringen, die Worte *αἰσθητήριον δὲ πρῶτον ἐν ᾧ ἡ τοιαύτη δύναμις* eingeklammert und mit der Erklärung versehen werden, das Sinneswerkzeug sei das Erste, in dem eine solche Kraft liege, denn das Denken sei ein zweites ebensolches Vermögen, so zeigt das grade keine allzu grofse Kenntnifs des aristotelischen Stils, der in seiner knappen Kürze nie so völlig überflüssige und durchaus nicht zur Sache gehörige Einschiebsel duldet.

Wie unter solchen Umständen Jemand, der die Fülle seiner philologischen Kenntnisse unter andern auch dadurch documentirt, dafs er (Ged. III. p. 63) ein Sprichwort kennt, das ungefähr sagt:

„Hier ist die Rose, hier tanze",

noch bei der Erklärung eines griechischen Schriftsteller mitsprechen will [1]), bleibt in der That schwer begreiflich, und es nimmt nicht Wunder, dafs, wie oben so auch hier, in dem ganzen Menschenalter sich nur wenige haben finden wollen, die der Auffassung des Herausgebers des Gedankens beigetreten sind. Dafs alle Hauptautoritäten mit Ignorirung Herrn M.'s in der Hauptfrage über das *τὸ τί ἦν εἶναι* Trendelenburg folgen, habe ich schon bemerkt, und hinsichtlich des speciellen Falles schliefsen sich ihm Ueberweg a. a. O. p. 108. Torstrick gemäfs seiner Interpretation, und mit geringer Abweichung auch Zeller p. 419 an [2]). Dem gegenüber hat der Gedanke das ganze Menschenalter hindurch nichts gethan, um die Frage auch nur um einen Schritt vorwärts zu bringen oder die von seinem Schulgenossen gerügte Ungründlichkeit seiner Untersuchung über das *τὸ εἶναι* zu verbessern; vielmehr hat er „als Liebling der Götter" in seiner olympischen Erhabenheit sich um Alles, was Bonitz und Schwegler in ihren Ausgaben der Metaphysik und Trendelenburg in der Geschichte der Kategorieenlehre über das *τὸ εἶναι* beigebracht, nicht im Mindesten gekümmert, und es ist daher schwer glaublich, dafs er durch eine blofse unbewiesene Wiederholung seiner Behauptung viele Aristoteliker auf seine Seite herüberziehen werde; vielmehr wird die Wissenschaft, wenn er sich nicht zu einem gründlichen Beweise herabläfst, fortfahren, ihn zu ignoriren, und wenn er in der angegebenen Weise darin beharrt, sich in so mafsloser Selbstüberhebung über einen der gröfsten Kenner des Aristoteles hinwegzusetzen, so wird die Befürchtung gerechtfertigt, er leide an der eigenthümlichen Geisteskrankheit, die darin besteht, dafs man sich eine von allen Vernünftigen geläugnete Ueberlegenheit über seine Mitmenschen beimifst, — nämlich an dem Gröfsenwahn.

In dem ersten Hefte seines 4ten Bandes endlich wendet sich der Gedanke gegen das diesjährige Osterprogramm des Unterzeichneten „das Eintheilungs- und Anordnungsprincip der moralischen Tugendreihe in der Nic. Ethik" in einer Weise, die jede Erwiderung als unräthlich hätte erscheinen lassen, wenn nicht aus andern Aufsätzen zu ersehen gewesen wäre, dafs der Gedanke nun einmal das eigenthümliche Vorrecht in Anspruch nimmt, principiellen Gegnern nicht minder als Mitgliedern seiner Schule in einem Tone entgegenzutreten, wie er sonst zwischen Gebildeten nicht grade üblich zu sein pflegt. Bei den wenigen sachlichen Ausstellungen indessen verschmäht er es nach seiner eben cha-

[1]) Von dem bekannten Sprichwort *αὐτοῦ Ῥόδος αὐτοῦ πήδημα* (Greg. Cypr. Par. Cent. I, 90. Aesop. fab. 30) sagt Hegel (Vorrede zum Naturrecht p. 19), dafs es mit weniger Veränderung lauten würde: „Hier ist die Rose hier tanze". Man weifs in der That nicht, ob der Gedanke glaubt, dafs dieser seltsame Einfall wirklich sprichwörtlich geworden sei, oder ob er diese Fassung für die antike ansieht.

[2]) Der einzige, der unseres Wissens ihm zustimmt, ist der Hegelianer Biese (Philos. des Arist. p. 629); aber auch dieser mit einigen Modificationen und einer Rüge über die der Untersuchung seines Schulgenossen mangelnde Gründlichkeit.

racterisirten Weise so sehr, sich auf eine wissenschaftliche Begründung einzulassen, und urtheilt nach so eclatanten, lediglich aus flüchtiger Lectüre hervorgehenden Mifsverständnissen [1]), dafs eine Widerlegung derselben unnöthig erscheint; nichtsdestoweniger erheischt der Angriff eine kurze Erwiderung, denn die dialektische Methode, von der man nach den nichts weniger als aufmunternden Erfahrungen, die sie in den 36 Jahren zu machen Gelegenheit gehabt, wohl hätte erwarten dürfen, dafs sie es endlich aufgeben werde, Aristoteles zu einem wenn auch unbewufsten oder, wie sie selbst sagt, „bewufstlosen" Hegelianer zu machen, tritt darin aufs Neue nicht nur mit der Prätension auf, sie könne das System des Aristoteles erklären, sondern sie will sogar ihre Leser glauben machen, es sei ihr diese Erklärung schon anerkannter Weise in der Schrift „die Ethik des Arist. in ihrem Verhältnifs zum System der Moral, von Michelet. Berlin 1827" seit 36 Jahren vollständig gelungen.

Wenn nun auch die vernichtende Kritik, der Adolph Trendelenburg in Rede und Schrift die Dialektik Hegels unterzogen hat, nur den grofsen Erfolg gehabt hat, dem Weitergreifen der hegelschen Schule mächtige Schranken zu setzen, ohne es zu vermögen, den Herausgeber des Gedankens von der Unhaltbarkeit derselben zu überzeugen, so hätte doch die Bemerkung desselben Forschers in der Kategorieenlehre p. 61 [2]), welche den Widerspruch, in dem grade Aristoteles zu der modernen Dialektik steht, schlagend hervorhebt, ihn in dem Bestreben, Aristoteles hegelsche Principien unterzuschieben, etwas vorsichtiger machen sollen; und das Schweigen, mit dem die bedeutendsten Darsteller des aristotelischen Systems, Brandis, Zeller, Schwegler und Ueberweg, über seine Schrift hinweggehen, hätte ihn belehren müssen, dafs sein dort gemachter Versuch, die dialektische Methode auf die Ergründung des aristotelischen Systems anzuwenden, von den Kennern des Aristoteles allgemein als mifslungen angesehen werde, ein Ignoriren, über das ihn die theilweise Billigung seiner Resultate durch Biese (Gesch. der arist. Phil. 1835) kaum trösten dürfte, da dieser als Hegelianer und Anhänger derselben Methode schon längst nicht mehr als unbefangener Richter über die Sache angesehen wird. Endlich hat noch G. Teichmüller (die Einheit der aristotelischen Eudämonie p. 170 fgg.) seine Behauptung, dafs Herr Michelet in der beregten Schrift „sein eigenes dialektisches Reflectiren in den Autor hineintrage und zu höchst unaristotelischen Schlüssen komme", so scharfsinnig bewiesen, dafs die Zuversicht, mit der

---

[1]) So wird mir z. B. vorgeworfen, Arist. wolle auf Scham, Neid und Schadenfreude keine eigentliche Tugend gründen, während p. 23 fg. meiner Abhandlung ausführlich auseinandergesetzt wird, dafs und weshalb er dies nicht wolle.

[2]) Cat. l. 5 p. 4 b 4. *εἰ δέ τις καὶ ταῦτα παραδέχοιτο, τὸν λόγον καὶ τὴν δόξαν δεκτικὰ τῶν ἐναντίων εἶναι, οὐκ ἔστιν ἀληθὲς τοῦτο. ὁ γὰρ λόγος καὶ ἡ δόξα οὐ τῷ αὐτὰ δέχεσθαί τι τῶν ἐναντίων εἶναι δεκτικὰ λέγεται, ἀλλὰ τῷ περὶ ἕτερόν τι τὸ πάθος γεγενῆσθαι* sqq.

der Gedanke noch jetzt die Klarheit und Ungezwungenheit seines damaligen Beweises rühmt, nur dadurch erklärlich wird, dafs, nachdem sich in 36 Jahren kein Lobredner seiner Ansichten hat finden wollen, es ihm endlich an der Zeit scheinen mochte, selbst als ein solcher aufzutreten. Da nun der Unterzeichnete vom Gedanken wegen seiner Verwerfung der dialektischen Methode angegriffen, zugleich aber beschuldigt wird, sich die Resultate derselben auf unerlaubte Weise angeeignet zu haben, so sieht er sich genöthigt, noch einmal auf eine Schrift einzugehen, die als ein anerkannt mifslungener Versuch schon längst bei Seite gelegt ist.

Die Abhandlung giebt sich als den Vorläufer einer Arbeit, die auf Grundlage des hegelschen Systems nachweisen soll, wie alle früheren einen einseitigen, aber nothwendigen Standpunkt innerhalb desselben einnehmen, und hat zunächst den Zweck, „eines der besonderen Moral-Systeme für sich herauszuheben und zu zeigen, wie es sich an sich selbst in das philosophische System zurücknehme und in dasselbe aufgehe". Der Verf. erklärt hierin selbst, dafs es ihm weniger darauf ankomme, Aristoteles seiner selbst wegen und aus sich selbst zu erklären, als darauf, ihn in eine Beziehung zu Hegel zu setzen und ihn als ein aufgehobenes Moment in dessen philosophischem System nachzuweisen. Schon dieser Standpunkt erregt gegen die Objectivität der Kritik gerechte Bedenken, denn wenn man etwas finden will, geschieht es gar leicht, dafs man seine eignen, von der Begierde erregten Phantasiegebilde für reale Wirklichkeit annimmt und ausgiebt. Um dieser Gefahr zu entgehen oder wenigstens dem Leser den sehr gerechtfertigten Verdacht gegen die Einseitigkeit und Subjectivität des Verfahrens zu benehmen, wäre es nun vor allen Dingen geboten gewesen, demselben durch genaue Citate die Möglichkeit der Controlle zu gewähren und durch Belegstellen jeden der dem Aristoteles beigelegten Sätze als sein Eigenthum nachzuweisen. Dies unterläfst die Schrift aber aus gutem Grunde überall, denn wie wir sehen werden, hat sie Veranlassung, eine Controlle zu scheuen und einen Vergleich ihrer Resultate mit den wirklichen Worten des Aristoteles zu vermeiden.

In dem Abschnitte nun, der „die Klassification der moralischen Tugenden" behandelt — und auf diesen allein kommt es hier an —, beginnt die Untersuchung den Versuch, „den Geist der Ordnung und Harmonie, der mehr bewufstlos in den Werken der Alten walte, hier zur Rettung der Ehre des Arist. zum Bewufstsein zu bringen"; da aber das Ganze den Zweck hat, Aristoteles Ethik als Moment der hegelschen Philosophie nachzuweisen, so mufs die dialektische Methode in völliger Reinheit als das belebende Zaubermittel dienen, um das schlummernde Bewufstsein in dem Werke des Stagiriten zu erwecken. Jede Tugend nämlich beruht nach Arist. auf dem Begehrungsvermögen, der blinden Begierde, dem Triebe. Diese Triebe sollen sich nun nach „ihrer eigenen Dialektik" entwickeln, so dafs das Unmittelbarste als das Erste gesetzt wird, dafs dieses dann durch den

ihm anhaftenden und inwohnenden Mangel auf die höhere Stufe hinweist und sich zu dieser ergänzt, bis sich bei immer fortschreitender Bewegung und Selbstergänzung der Triebe im Denken eine reale Reihe von Tugenden herstellen soll. Sehen wir nun, wie das durch diese kühne Entwickelung aus dem Gedanken Gefundene sich zu dem verhält, was Aristot. in seinen Schriften darstellt!

Wie in der ganzen aristotelischen Philosophie, so ist auch in der Ethik der Zweck die Seele des Systems. Die durch den Zweck bedingte Idee des Ganzen, die wie sie der Sache nach das Letzte, so dem Gedanken nach das Erste ist, bildet das treibende Princip der Entwickelung, welche von dem bloſsen Ernährungsvermögen der Pflanzenseele zur empfindenden und begehrenden Thierseele und endlich bis zum Denkvermögen des Menschen fortschreitet und die sich ebenso in dem Fortgang vom animalischen zum politischen, socialen und theoretischen Leben zeigt. Ueberall ist hier das Höhere nicht ohne das Niedere denkbar, wohl aber kann das Niedere ohne das Höhere sein und auf der tieferen Stufe stehen bleiben (de an. II c. 2), denn das Princip der Fortbewegung liegt nicht in den einzelnen Theilen und Stufen, sondern in dem höchsten, allgemeinen, ideellen Zweckbegriff. Diese von Arist. bewuſst befolgte Methode der Construction aus der Idee des höchsten Zweckes konnte die dialektische Methode nicht gebrauchen, denn ihr Wesen besteht grade darin, zu zeigen, daſs das Niedere immer ein Höheres fordere und aus sich heraus von selbst ein Neues gebäre; sie beginnt daher statt mit dem allgemeinen Begriff des Zweckes mit dem Gefühl des Angenehmen d. h. der Lust; indem sie dieselbe aber als „die Uebereinstimmung mit der Natur" definirt, geräth sie sofort mit ihrem Autor in Widerspruch und bringt durch den falsch gelegten Grundstein selbst ihr ganzes darauf gebautes Gebäude zu Falle. Nach Arist. ist die ἡδονή kein ruhender Zustand [1]), ein Begriff, der von dem Wort „Uebereinstimmung mit der Natur", die länger oder kürzer dauern kann, untrennbar ist; sie ist ihm nichts, was noch etwas als Dazukommendes zu ihrer Ergänzung bedürfte, sondern ein in sich abgeschlossenes und fertiges Gefühl; sie ist die naturgemäſse Vollendung jeder Thätigkeit, und in Folge dessen muſs auf jede naturgemäſse Thätigkeit eine Lust folgen und die Befriedigung jedes Triebes mit einer eigenthümlichen Lust verbunden sein. Will man also die Triebe oder Begierden statt vom Zwecke von der Lust ableiten, so muſs man sie alle aus ihr unmittelbar herstammen lassen, so daſs sie sich zu einander

---

[1]) Eth. X c. 3. ὅλον γάρ τί ἐστι καὶ κατ᾽ οὐδένα χρόνον λάβοι τις ἂν ἡδονὴν, ἧς ἐπὶ πλείω χρόνον γινομένης τελειωθήσεται τὸ εἶδος, c. 4. κατὰ πᾶσαν γὰρ αἴσθησίν ἐστιν ἡδονὴ, ὁμοίως δὲ διάνοιαν καὶ θεωρίαν, τελειοῖ δὲ τὴν ἐνέργειαν ἡ ἡδονή. τελειοῖ δὲ τὴν ἐνέργειαν οὐχ ὡς ἡ ἕξις ἐνυπάρχουσα ἀλλ᾽ ὡς ἐπιγιγνόμενόν τι τέλος. c. 5. ἄνευ τε γὰρ ἐνεργείας οὐ γίνεται ἡδονή, πᾶσάν τε ἐνέργειαν τελειοῖ ἡ ἡδονή. ὅθεν δοκοῦσι καὶ τῷ εἴδει διαφέρειν.

wie Geschwister verhalten, und nur weil der Mensch, um seinen Zweck, das Leben, zu erfüllen, vor allen Dingen essen mufs, ist die sinnliche Begierde und die aus ihrer Befriedigung folgende Lust die erste und ältere. Die dialektische Methode dagegen macht die Lust nur zur Mutter des ersten Triebes, läfst aus diesem dann den nächsten entstehen und so fort, als ob die Lust mit den folgenden gar nichts unmittelbar zu thun hätte. „Denn der Mensch suche zunächst diese Uebereinstimmung mit der Natur oder das Angenehme; der Trieb aber, der das Angenehme zu seinem Gegenstande habe, sei die sinnliche Begierde, der Trieb den Schmerz zu fliehen dagegen sei die Furcht, und dies seien die unmittelbarsten Triebe."

Wie unaristotelisch die Bestimmung der sinnlichen Begierde als des Triebes sei, der das Angenehme zu seinem Gegenstande habe, wäre schon aus Eth. Nic. VII c. 6 zu ersehen gewesen, wo in der Skala der Lust erregenden Dinge Reichthum, Besitz und Ehre genannt und hier wie an unzähligen andern Orten ebenso als Lust erregende Gegenstände besonderer Triebe erwähnt werden. Da also die sinnliche Begierde nicht der einzige Trieb ist, der das Angenehme zum Gegenstande hat, sondern dieses Ziel vielmehr mit allen andern theilt, so kann man also aus dieser ihr mit allen andern gemeinsamen Eigenschaft nicht, wie die dialektische Methode thut, folgern, dafs sie deshalb die erste sein müsse. Der Grund liegt vielmehr darin, dafs ihr Object, Erhaltung des vegetativen Lebens, in der Folge der menschlichen Zwecke das nothwendigste und erste ist.

Wenn also auch die sinnliche Begierde aus der Lust *stammt*, so wird doch grade für den Grund, weshalb sie zuerst *aus ihr* stamme — und das ist für das gesuchte Eintheilungsprincip allein die Hauptsache —, von der dialektischen Methode ein völlig unaristotelischer Gedanke untergeschoben.

So ist schon der erste Schritt, den die dialektische Methode wagt, ein Fehltritt, und im Fortgang ihrer Untersuchung weicht sie in Folge dessen immer weiter von der von Aristoteles vorgezeichneten Linie ab. „Lust und Unlust nämlich", heifst es nun, „seien vereinzelte Empfindungen und vorübergehende Eindrücke, wie denn auch die sinnliche Lust und Unlust von den Alten in die Veränderung (*κίνησις*) gesetzt worden sei; der Mensch wolle sich aber nicht nur dieses flüchtigen Daseins, dieser momentanen Uebereinstimmung mit der Natur bewufst werden, sondern dieses Gut (d. h. also die Lust) als Dauerndes geniefsen, und da er ein Allgemeines werden solle, suche er die Mittel, diese Allgemeinheit und Dauer hervorzubringen, und dieses Mittel sei der Besitz."

Dem Triebe nach Lust also fehlt eine nothwendige Eigenschaft, die Dauer, und durch die Aufnahme derselben erzeugt sich von selbst der Trieb nach dem Besitz.

Der falsche Schlufs folgt aus der zu Grunde gelegten falschen Definition der Lust; diese ist keine Uebereinstimmung mit der Natur, die länger oder kürzer dauern kann, sondern das Gefühl, das bei der Vollendung jeder naturgemäfsen Thätigkeit sofort

jedesmal als ein Ganzes und in sich Vollendetes hervorspringt; nicht wenn und so lange er satt ist, empfindet nach Arist. der Unmäfsige Lust, sondern wenn er ifst, darum wünschte sich jener Schlemmer einen Kranichhals und keinen grofsen Magen [1]). Dieser von der dialektischen Methode statuirte Unterschied von vorübergehenden und dauernden Lüsten ist dem Arist. so fremd, er macht so ausdrücklich die Lust von der Zeit unabhängig und beweist eben dadurch so scharfsinnig, dafs sie keine *κίνησις* sei, dafs man in der That nicht weifs, ob der Herausgeber des Gedankens die betreffende Stelle damals überhaupt nicht gekannt, oder ob er sich darauf verlassen habe, dafs seine Leser sie nicht kennen würden [2]). Da nun also die Lust sowohl ihrem Wesen als ihrer Dauer nach völlig dieselbe bleibt, mag sie nun aus der auf die Erhaltung des vegetativen Lebens bezüglichen Thätigkeit entstehen oder aus der Erwerbung von Mitteln, die zur Erhaltung des Hauses und Staates dienen (denn der Reichthum ist nach Ar. Pol. 1256 b 36 *ὀργάνων πλῆθος οἰκονομικῶν καὶ πολιτικῶν*), so kann auch das Streben nach der Lust am Besitz nicht aus dem Triebe nach Befriedigung der sinnlichen Begierde stammen, und auch der zweite Schritt der dialektischen Methode ist ebenso verfehlt und unaristotelisch, wie der erste.

Vollends aber traut man seinen Augen kaum, wenn man nun weiter liest, „der Besitz sei nicht nur die Möglichkeit, sich fortwährend Lust zu verschaffen d. h. mit der Natur übereinzustimmen, sondern er sei selbst diese Uebereinstimmung mit der Natur und als Eigenthum die geistige Gegenwart des Menschen in ihr“. So eben war die Lust als diese Uebereinstimmung definirt, jetzt wird der Besitz, weil er Lust gewährt, zu diesem Gefühl des Angenehmen selbst, die *κτῆσις* wird zur *ἡδονή* [3]). Hierbei wird man in der That an Exner's herbe Kritik erinnert, Faselei und Unwissenheit sei das characteristische Merkmal der hegelschen Psychologie, insbesondere aber Herrn Michelets.

Um also die Dialektik der Triebe in Flufs zu bringen, wird

---

[1]) Eth. Nic. III c. 13. *διὸ καὶ ηὔξατό τις ὀψοφάγος ὢν τὸν φάρυγγα αὐτῷ μακρότερον γεράνου γενέσθαι, ὡς ἡδόμενος τῇ ἁφῇ.*

[2]) Eth. Nic. X c. 3. *τῆς ἡδονῆς δ' ἐν ὁτῳοῦν χρόνῳ τέλειον τὸ εἶδος. δῆλον οὖν ὡς ἕτεραί τ' ἂν εἶεν ἀλλήλων, καὶ τῶν ὅλων τι καὶ τελείων ἡ ἡδονή. δόξειε δ' ἂν τοῦτο καὶ ἐκ τοῦ μὴ ἐνδέχεσθαι κινεῖσθαι μὴ ἐν χρόνῳ, ἥδεσθαι δέ. τὸ γὰρ ἐν τῷ νῦν ὅλον τι. ἐκ τούτων δὲ δῆλον ὅτι οὐ καλῶς λέγουσι κίνησιν ἢ γένεσιν εἶναι τὴν ἡδονήν.*

[3]) Eine noch andere Erklärung der Lust als „Mittel der Selbsterhaltung“ findet sich in der Schrift desselben Verf.'s „System der philosophischen Moral“ p. 45, eine Schrift, durch deren Nichterwähnung ich den Gedanken verletzt zu haben bedauern mufs; auch jetzt kann ich nicht weiter auf sie eingehen, denn in dem die Dialektik der Triebe behandelnden Abschnitt ist nicht Aristoteles Ansicht, sondern die schätzbare eigene Lehre des Verf.'s niedergelegt, und die in dem kahlen Auszug der aristotelischen Tugendlehre p. 197—237 enthaltenen Unrichtigkeiten würden nur dann eine Erwähnung verdient haben, wenn irgend Jemand sich dadurch hätte irre leiten lassen.

die Lust in directem Widerspruch mit Aristoteles zu einer *κίνησις* gemacht. denn diese veränderliche Bewegung ist nöthig. um durch die Forderung der Dauer den neuen Trieb aus sich zur Welt zu bringen: kaum geboren beginnt dieser dann selber zu kreifsen und erzeugt den Trieb nach Ehre; „denn im Besitz hat der Mensch auf bleibende Weise seinem Willen Dauer verschafft. er schliefst die Andern aus der Sphäre seines Eigenthums aus und zwingt sie, das Dasein seines Willens darin anzuerkennen; daher habe der Mensch den Trieb des Anerkanntseins durch die Andern als des Geltens seiner Persönlichkeit im Geist der Andern d. h. den Trieb nach Ehre“.

Das einzelne Individuum setzt sich jetzt den andern gegenüber, es fehlt ihm Anerkennung durch andere, und so entsteht der neue Trieb nach Ehre.

Auch hier zeigt sich leicht der falsche Schlufs. obwohl die dialektische Methode es versucht hat, durch geschickte Wortverkleidung eine möglichste Homonymie der Begriffe zu erzielen. ein Mittel, dessen sie sich auch sonst mit Vorliebe zu bedienen pflegt [1]). Aus dem Satze nämlich, dafs alle Menschen nach dem Besitze streben, könnte allen logischen Gesetzen zufolge nur dann mit der dialektischen Methode geschlossen werden, dafs daher auch alle nach der Ehre streben, wenn Ehre und Besitz gleichbedeutende Begriffe wären. Dies ist augenscheinlich nicht der Fall, daher wird der Kunstgriff versucht, ihnen möglichst gleiche Kleider anzuziehen, um sie sich so einigermafsen ähnlich zu machen. Der Besitz, der eben noch der Lust gleich gesetzt war, heifst jetzt das Dasein des Willens in der Aufsenwelt. eine Erklärung, die die dialektische Methode selber kaum wagen möchte für aristotelisch auszugeben [2]), die aber auch an sich falsch ist, weil sie auf demselben Umschlagen des Subjectiven ins Objective beruht, das wir schon oben bemerkt haben; wurde dort der Besitz zur Lust, weil er sie erregte, so wird er hier zum dauernden Willen, weil er durch ihn erworben und erhalten wird. Allein lassen wir auch statt der That den Besitz als Dasein des Willens gelten, so ist er dadurch zwar dem Worte nach „der Persönlichkeit“ ziemlich nahe gebracht, aber nicht der Sache nach; denn es kann dann immer nicht der Wille im Allgemeinen, sondern nur der Wille gemeint sein, etwas als unser Eigenthum zu bewahren und vor den Ansprüchen anderer zu schützen; dafs dies aber kein mit „Persönlichkeit“ identischer Begriff sei, liegt auf der Hand, ganz abgesehen davon, dafs endlich „das Gelten der Persönlichkeit im Geiste des andern“ eine zwar für diesen Zweck geschickt zurechtgemachte. aber keineswegs aristotelische Erklärung der Ehre ist. Unter *τιμή* nämlich, die den Zweck des politischen Lebens ausmacht [3]), ist lediglich die bürgerliche Ehre oder

[1]) Trendelenburg Log. Unt. 2te Ausg. p. 117.

[2]) Pol. p. 1253 b 23 *ἐπεὶ οὖν ἡ κτῆσις μέρος τῆς οἰκίας καὶ ἡ κτητικὴ μέρος τῆς οἰκονομίας* etc.

[3]) Eth. Nic. I c. 2 p. 1095 b 23 *τοῦ γὰρ πολιτικοῦ βίου σχεδὸν τοῦτο τέλος.*

die Anerkennung irgend welcher Verdienste um den Staat zu verstehen; daher liegt in dem Ehrgeiz ein Streben nach einer politischen Thätigkeit und nach einer Theilnahme am politischen Leben, nicht aber ein Geltendmachen der Persönlichkeit [1]). Zeigt sich hieraus nun schon die Unhaltbarkeit der dialektischen Entwickelung des Ehrtriebes bei Aristoteles, so ergiebt sich nicht minder, daſs dieser die Sache nahezu umgekehrt darstellt, wie die dialektische Methode. Der Besitz ist ihm nur ein Mittel (*πλῆθος ὀργάνων*), das theils zur Befriedigung sinnlicher Lust (Pol. I c. 9), theils zur politischen Thätigkeit verwandt werden kann; im ersten Falle folgt bei ihm aus der Geldgier kein Ehrgeiz, denn „die groſse Menge strebt mehr nach dem Gewinnst als nach der Ehre" (Pol. V c. 4 p. 1318b 16), ja meist ganz allein nach dem materiellen Vortheil; im zweiten Falle aber ist die Ehre der Grund, weswegen man nach dem Reichthum strebt [2]); der Ehrgeiz folgt mithin nicht nur nicht aus der Geldgier, sondern geht ihr sogar voran.

Wenn sich hiermit nun „die Dreiheit der selbstsüchtigen Triebe vollenden" soll, während doch vier Tugenden daraus abgeleitet werden, so wird dadurch dem heiligen, alles beherrschenden Rhythmus der Dreiheit Hegels auf Kosten des zu erklärenden Aristoteles ein sehr widerwilliges Opfer gebracht; denn statt der vier Tugenden, die in seiner Ethik statt der drei Triebe aufgezählt sind, werden die beiden ersten von der dialektischen Methode unter den ersten Trieb vereinigt, weil „die Furcht ein Gegensatz der sinnlichen Begierde sei". Nun ist aber gar nicht die Furcht (*φόβος*), sondern der *θυμός* die Basis der Tapferkeit [3]), dieser wird aber so streng von der *ἐπιθυμία*, dem Grunde der Mäſsigkeit, geschieden und so ausdrücklich einem andern Seelentheil zugeschrieben, daſs nur die tyrannische Willkühr der dialektischen Methode die gewaltsame und durch kein erklärendes Wort begründete Vereinigung herbeizuführen vermag.

Ebenso verkehrt ist es, die Selbstsucht als das gemeinsame Merkmal anzugeben, durch das sich diese drei Triebe von den folgenden unterscheiden sollen; wenn nämlich „selbstsüchtig" hier in der gewöhnlichen Bedeutung zu nehmen ist, nach der es die Eigenschaft bedeutet, durch die der Einzelne mehr sich anzueignen und eine zu groſse Stärkung des Eigenlebens andern gegenüber zu erlangen sucht, so ist es offenbar falsch, denn die gleichfolgenden Triebe nach Rache, nach Ansehen, nach Ueberlegenheit im Witz u. s. w. gehen offenbar aus demselben Motiv hervor; soll aber der Ausdruck „die abstract selbstsüchtige Beziehung des Einzelnen nur auf sich" heiſsen, daſs bei diesen Trieben der Einzelne zwar nur an sich denke, aber noch nicht mit andern in Conflict trete, sondern sie unbeschadet der andern befriedigen

[1]) cf. p. 17 fgg. meiner Abhandlung.

[2]) p. 1124a 17 *αἱ γὰρ δυναστεῖαι καὶ ὁ πλοῦτος διὰ τὴν τιμήν ἐστιν αἱρετά. οἱ γοῦν ἔχοντες αὐτὰ τιμᾶσθαι δι' αὐτῶν βούλονται.*

[3]) Vgl. meine Abhandl. p. 8 und p. 13.

könne, so ist es nicht minder unwahr, denn dies pafst nur auf die beiden ersten Tugenden, die sich nur auf das vegetative Leben beschränken; Besitz und Ehre aber sind nicht nur der Wirklichkeit, sondern auch der aristotelischen Auffassung nach [1] nur in einem Staate und durch gegenseitige Anerkennung und Conflicte, die durch das Recht ausgeglichen werden, denkbar; sie bilden grade die Hauptobjecte der Gerechtigkeit [2], und grade aus der vom Besitz nothwendig geforderten Anerkennung ergab sich, wollte man einmal die Triebe sich auseinander entwickeln lassen, wie von selbst das Streben nach gegenseitiger, durch das Recht gewährleisteter Anerkennung, während das von der dialektischen Methode für diese vier Tugenden statuirte Merkmal falsch und unaristotelisch ist.

Aus diesen drei selbstsüchtigen Trieben sollen sich dann die geselligen nach ihrer eigenen Dialektik entwickeln, „denn das Anerkanntsein dieses Subjectes setze das Streben Aller nach Ansehen, so wie die durch Gegenseitigkeit bedingte Anerkennung Aller voraus; hiermit höre die abstract selbstsüchtige Beziehung des Einzelnen nur auf sich auf, der Einzelne erweitere sich, beschränke sich nicht auf seine Leidenschaft, sondern erhalte Receptivität für Andere, dies sei der Zorntrieb, *θυμός* (nicht mehr die selbstsüchtige *ἐπιθυμία*, wie Plato ebenfalls unterscheide), die Erregung unangenehmer und angenehmer Gefühle durch Andere".

Aus dem Gegensatz, in den sich der Einzelne zu den Andern gesetzt hatte, geht jetzt die Rückwirkung derselben auf *ihn* hervor, der Einzelne wird empfänglich für Andere, er kann von ihnen erregt werden.

Wie falsch es sei, hiermit das selbstsüchtige *Streben* aufhören zu lassen, ist schon oben angedeutet; Aristoteles definirt den Zorn als *ὄρεξις τιμωρίας διὰ φαινομένην ὀλιγωρίαν τῶν εἰς αὐτὸν ἢ τῶν αὐτοῦ* (Rhet. II c. 2), die eintritt, wenn wir eine Beleidigung erfahren haben [3], und der aus dem reinen Grunde der Selbstsucht hervorwächst [4]; ebenso ist klar, das das Anerkanntsein eines Einzelnen, der vielleicht durch Kraft oder Talent alle andern unzweifelhaft überragt, noch nicht gegenseitige Anerkennung aller voraussetze, sondern dafs die gegenseitige Anerkennung aller im Staate und in der bürgerlichen Ehre den Rechtsbegriff voraussetzt, den die dialektische Methode hier stillschweigend übergeht; der eigentliche Trugschlufs beruht indessen darin, dafs aus der Ehre als Anerkennung die Receptivität als Folge abgeleitet wird, während diese Receptivität vielmehr grade die Voraussetzung der Ehre ist, die nur empfunden werden kann, wenn man, wie Aristoteles gleichfalls andeutet, für die Meinung anderer empfänglich ist [5]. Doch was kümmert sich die dialek-

---

[1]) p. 1257 a 19 und Eth. Nic. V c. 8 — p. 1095 b 24 — p. 1163 b 3.

[2]) p. 16 fg. meiner Abhandl.

[3]) Eth. Nic. VII c. 7. cf. Rhet. II c. 4 *ὀργὴ μὲν οὖν ἐστὶν ἐκ τῶν πρὸς ἑαυτόν* etc.

[4]) Rhet. I c. 10 p. 1369 b 11. [5]) p. 1371 a 8 fg.

tische Methode um Aristoteles! sie braucht zu ihrem Fortgang Receptivität, Erregung angenehmer und unangenehmer Gefühle, und dem ihr grade in den Weg kommenden Begriff *θυμός* wird als willkommenem Funde ohne Weiteres diese Bedeutung aufgeprägt; hätte sie sich die Mühe genommen, aus Vergleichung aristotelischer Stellen den Sinn des Wortes aufzusuchen, so würde sie gefunden haben, dafs *θυμός* nie Receptivität, sondern stets Reaction bezeichne [1]) und dafs er nie durch angenehme, sondern stets durch unangenehme Gefühle und Eindrücke erregt werde [2]). Leider hat sie dies nicht nur versäumt, sondern sie verschmäht es auch zu sagen, woher sie es weifs, dafs der *θυμός* (die Begierde nach Rache) nicht nur weniger selbstsüchtig wie jede andere Begierde (*ἐπιθυμία*), sondern sogar ein Geselligkeits-Affect sei.

Aus der Receptivität für andere läfst nun die dialektische Methode sich die Reaction gegen sie oder die Leidenschaften der Liebe und des Hasses erzeugen, diese werden vereint der Geselligkeitstrieb genannt, oder das Streben nach geselligem Vergnügen und dem Nutzen anderer; aus ihm sollen dann die drei Tugenden der Bescheidenheit, Freundlichkeit und der Gewandtheit im Scherze sich ergeben, ohne dafs der Grund angegeben wird, weshalb grade dieser Trieb allein sich aufs Neue in drei Eigenschaften spalten müsse und aus welchem Grunde die Einzelnen in ihrer Verschiedenheit hervorwachsen.

Die Unrichtigkeit des Fortgangs ergiebt sich schon daraus, dafs bereits der *θυμός* des vorigen Triebes in Reaction besteht, während die Behauptung, dafs die Leidenschaften der Liebe und des Hasses, oder das Streben, das Wohl und den Nutzen der andern zu fördern, der Grund dieser Tugenden seien, Aristoteles Worten direct ins Gesicht schlägt. Bei der *φιλία* nämlich wird grade der Affect der Liebe auf das Ausdrücklichste abgeschieden [3]), und die Charakteristik der ganzen Tugend ergiebt, dafs ihr Grund nicht das Streben andern Lust zu erregen ist, sondern dafs sie in der Wahrung der eigenen Selbstständigkeit und in der Vertheidigung der persönlichen Ansicht den Ansichten und Worten anderer gegenüber besteht [4]). In der Prahlerei oder der Art,

---

[1]) Den Nachweis habe ich zu führen gesucht p. 10—11 meiner Abhandl.; wenn im System der Moral p. 220 wenigstens zugestanden wird, der Zorn sei eine im Inneren des Subjectes verschlossen bleibende Reaction, so widerlegt sich dies von andern in der Sache liegenden Unrichtigkeiten abgesehen durch die Definition als *ὄρεξις τιμωρίας* und Eth. Nic. p. 1149 a 32. (*ὁ δὲ [ὁ θυμός] συλλογισάμενος ὅτι δεῖ τῷ τοιούτῳ πολεμεῖν, χαλεπαίνει δὴ εὐθύς*).

[2]) cf. Rh. II c. 2 *ὄρεξις μετὰ λύπης τιμωρίας φαινομένης* und die Aufzählung der Zorn erregenden Ursachen ebendaselbst; über die einzige Stelle, in der *θυμός* in der platonischen Bedeutung vorkommt, Pol VIII c. 7, vgl. Brandis Uebersicht etc. p. 141.

[3]) Eth. Nic. IV c. 12 heifst es von dieser Eigenschaft: *διαφέρει δὲ τῆς φιλίας, ὅτι ἄνευ πάθους ἐστὶ καὶ τοῦ στέργειν οἷς ὁμιλεῖ.*

[4]) cf. p. 21 meiner Abhandl.

wie wir andern erscheinen wollen, deren natürlicher Trieb in der ἐπιθυμία δόξης oder der Begierde nach dem Geltendmachen rein persönlicher Vorzüge besteht, ist auch von Liebe, Hafs und Wohlwollen keine Spur zu erkennen, und von der εὐτραπελία endlich, der Lust an der Ueberlegenheit im Scherz (ἐπιθυμία ὑπεροχῆς) [1], läfst sich ebensowenig absehen, wie sie mit der Liebe oder dem Nutzen anderer etwas zu thun haben sollte, wie denn überhaupt bei Aristoteles die Liebe erst mit der im 8ten und 9ten Buche behandelten Freundschaft erscheint, welche gar nicht zu dieser Reihe der ethischen Tugenden gehört. Diesen Nachweis durfte sich die dialektische Methode, wollte sie anders darauf Anspruch machen, für mehr als blofse Rederei zu gelten, ebensowenig ersparen, wie den andern, weshalb in der in sich zusammenhängenden Dialektik der Triebe der Geselligkeitstrieb statt einer drei Tugenden aus sich heraus erzeuge.

„Aus dieser Receptivität und Reaction, dieser Berührung der besonderen Interessen entsteht eine Reibung und ein Conflict derselben, denn die besonderen Interessen als einander bestreitend und aufhebend sind negativ gesetzt und fordern die Allgemeinheit des Willens als existirend; dieser allgemeine Wille ist das Recht, das als Trieb aufgefafst zur Rache wird, welche die verletzte Gerechtigkeit eigenmächtig wiederherstellen will."

Es ist hier nicht der Ort, die falsche Dialektik zu widerlegen, die den Streit der Interessen zu einer Negation macht, die das Setzen des Rechtsbegriffes fordere; wenn man aber auch nur auf den Ursprung sieht, aus dem die Dialektik in ihrer Selbstentwickelung das Recht entstehen läfst, so ergiebt sich *leicht*, dafs sie bewufst oder unbewufst dem Begriff einen ganz andern Inhalt unterschiebt, als er in der That umfafst.

Das Recht nämlich, das sie aus dem Geselligkeitstrieb und aus den auf ihm beruhenden, auf ihn bezüglichen besonderen Interessen entstehen läfst, d. h. also ungesellige Streitsucht, Ungeschliffenheit im Scherz und Prahlerei, könnte nur gesellige Ansprüche ausgleichen und derartige Conflicte zum Gegenstande haben; dafür giebt es aber keinen Rechtscodex, vielmehr sind Besitz und Ehre, die ohne Recht nicht denkbar sind, überall auch seine Hauptobjecte. Dies gesteht die dialektische Methode p. 28 auch selber zu, und ihr Fehler in der Ableitung besteht eben darin, dafs sie an Stelle der von ihr gefundenen Ausgleichung der Conflicte geselliger Ansprüche stillschweigend den äufserlich ähnlichen Begriff des Rechtes treten läfst, zu dessen richtiger Bestimmung aber nothwendig seine Objecte, Besitz und Ehre, hinzutreten mufsten, und der eben deswegen, wie schon gesagt, viel früher zu setzen gewesen wäre.

Sieht man nun aber auch von diesem aus der Eigenthümlichkeit der Methode fliefsenden Fehler ab, so setzt doch die Kühnheit in Erstaunen, mit der sie behauptet, „dafs das Recht als Trieb aufgefafst bei Aristoteles zur Rache werde". In dem Auszug aus

---

[1]) cf. p. 22 meiner Abhandl.

der Schilderung der einzelnen Tugenden, den sie einige Seiten früher giebt, erwähnt sie selbst die aristotelische Scheidung in vertheilende und ausgleichende Gerechtigkeit, deren erste als in der Vertheilung von Gütern und Ehre bestehend unmöglich als Rache zu fassen ist und auch an dem betreffenden Orte von der dialektischen Methode selbst nicht als solche gefafst wird; und dafs ebenso die Rache schon der Grund des Zorntriebes ist, folglich nicht zu gleicher Zeit der des Rechtstriebes sein kann, hat sie gleichfalls oben schon zugestanden (p. 26 „denn das Gefühl der Rache, wodurch wir in Zorn gerathen, ist dem Menschen natürlich"), so dafs es gradezu unverständlich bleibt, wie sie vor so klaren ihr bekannten Thatsachen die Augen zu schliefsen und in directem Widerspruch mit Aristoteles nicht nur, sondern sogar mit sich selber die Rache als Rechtstrieb auszugeben vermag.

Wenn sie sich so schon bei den einzelnen Tugenden wenig um ihren Autor kümmert, so kommt es ihr denn auch bei der Zusammenfassung derselben wenig auf einen Widerspruch mit Aristoteles an. Dieser scheidet die Gerechtigkeit auf das Markirteste von allen andern ethischen Tugenden ab (II c. 7 schl.), er fafst die Freundlichkeit, Bescheidenheit und Gewandtheit im Scherz, und **nur** sie ausdrücklich als gesellige Eigenschaften zusammen und läfst die Sanftmuth mit ihnen in gar keine Verbindung treten, sondern macht vielmehr nach ihrer Erwähnung zweimal einen einschneidenden Absatz (IV c. 12 Anf. und II c. 1 Mitte); die dialektische Methode fafst alle fünf Tugenden der herkömmlichen Dreizahl zu Liebe unter die drei Triebe zusammen, und ohne den Widerspruch mit einem Worte zu entschuldigen oder zu vertheidigen, behauptet sie wiederholt, „dafs diese naive Aufzählung der Tugenden den inneren bewufstlosen Baumeister **ganz deutlich** verrathe", ja sie dünkt sich, „den bewufstlos waltenden Geist der Ordnung jetzt glücklich und ungezwungen zum Bewufstsein gebracht zu haben". Wie weit sie sich dem directen Widerspruch mit Aristoteles gegenüber bei dieser Ueberzeugung zu beruhigen vermag, können wir ihr gerne selbst überlassen; auf Billigung und Annahme ihrer Ansichten durch andere wird sie aber jetzt nicht mehr rechnen können, wo auf den ersten Rausch der Begeisterung für die neue Philosophie Hegels eine fast allgemeine Ernüchterung gefolgt ist; vor 36 Jahren, wo „die neueste Philosophie" noch nicht lange angefangen hatte, ihre Zauberkraft zu üben, mochte der Mifsgriff entschuldbar sein, Hegels Ansichten im Aristoteles aufzuspüren und den Stagiriten für einen Gesinnungsgenossen zu halten, heute dürfte der Herausgeber des Gedankens so ziemlich der einzige Anhänger des lange überwundenen Irrthums sein. Eben deshalb lohnt es nicht der Mühe, in allen einzelnen Punkten eingehend nachzuweisen, dafs Aristoteles kein Hegelianer gewesen, und ich bin nur deshalb auf diesen einen Punkt so ausführlich eingegangen, um an einem Beispiel zu zeigen, wozu eine Methode der Erklärung führt, die von Trendelenburgs Grundsatz, Aristoteles aus dem Aristoteles zu erklären, abweicht; und da die dialektische Methode im Gedanken

B. I p. 200 selbst erklärt, „dafs sie auf eine allgemeine Annahme nie Anspruch machen könne, sondern ein specifisches Talent der Lieblinge der Götter bleiben wolle, auf die die Gottheit, weil sie höher hinaus wollten, darum nicht neidisch sei“, so hat sie die Hauptsache, den Verzicht auf allgemeine Gültigkeit und Wahrheit, damit zugestanden [1]), und sie wird es uns daher in diesem Falle um so weniger verargen, dafs wir ihr, so sehr sie auch ein Liebling der Götter sein mag, dennoch die Kraft, das Bewufstlose durch eingehauchten göttlichen Geist zu beseelen, trotz ihrer wiederholten Versicherung nicht zuzutrauen vermögen.

Wenn aber der Gedanke IV p. 65 fg. fremdes Eigenthum in Anspruch nimmt und andere beschuldigt, seine Resultate widerrechtlich benutzt zu haben, so verdient dies noch einige besondere Worte der Erwiderung.

Dafs Herr Michelet in meiner ganzen Abhandlung einen Angriff auf sich selbst zu sehen glaubt, dafs er in allem, was mit seinen Ansichten nicht übereinstimmt, einen absichtlichen Widerspruch gegen sich selbst zu erblicken meint, ja sogar, was ihn immer am meisten zu kränken scheint, durch die Nichterwähnung einer seiner beiläufig gar nicht hierher gehörigen Schriften verletzt wird, will ich gerne einer Eigenschaft zu Gute halten, die ein Genosse seiner eigenen Schule [2]) längst hinlänglich gewürdigt hat, wiewohl er darin so weit geht, dafs er in der Erwähnung des aristotelischen Satzes (Eth. Nic. I c. 13), dafs die Tugend aus unvernünftigen Trieben hervorgehe, den wir beide als Voraussetzung genommen, ein an sich begangenes *Plagiat* zu erblicken glaubt. Auch den Ruhm dieser Entdeckung, *mit der* sich zu brüsten ungefähr so viel heifst, als sich der *Auffindung* des Achilleus in der Ilias zu rühmen, will ich Hrn. M. nicht rauben; wenn er aber behauptet, „dafs ich seiner Eintheilung der Triebe folge und nichts vorbringe, als was er längst vor mir gesagt“, so mufs ich, so ungern ich auch auf eine eigene Arbeit zurückkomme, kurz meine Behandlung und die daraus gewonnenen Resultate den seinigen gegenüberstellen.

Während Hr. M. in der eben gekennzeichneten Weise den Versuch macht, in Aristoteles die hegelsche Dialektik zum Be-

---

[1]) Ein Zugeständnifs, das der Gedanke jetzt (III. p. 208) zu bereuen scheint, ohne indefs den klaren Sinn seiner eigenen Worte fortleugnen zu können.

[2]) Biese a. a. O. II p. 312. Nach einer kurzen Anerkennung der Verdienste des Hrn. M. um die aristotelische Ethik, der beizustimmen der Unterzeichnete sich leider aufser Stande sieht, sagt er, einem Angriffe desselben antwortend: „Dem Kundigen wird sich leicht von selbst ergeben, wie dort die Eitelkeit der Objectivität einen Streich gespielt und der Wahrheit in Bezug auf den vergeblichen Einflufs der von Hrn. M. über die Philosophie des Aristoteles gehaltenen Vorträge Eintrag gethan; aber so ist der Egoismus, während er Fremdes anzuerkennen unternimmt, dient er sich selbst, drängt sich hervor und wagt es, einer durch vielfache selbständige Studien vermittelten Arbeit eine schiefe Stellung zu geben“.

wufstsein zu bringen und die einzelnen Triebe sich auseinander allmählich entwickeln zu lassen, habe ich mich bemüht, aus allen einschlagenden Schriften des Philosophen, von denen Hr. M. selbst die wichtige, für die Ethik gradezu unentbehrliche Politik offenbar gar nicht benutzt hat, das Eintheilungsprincip aufzufinden, dem der Philosoph nicht bewufstlos, sondern bewufst gefolgt sei; hierbei habe ich die Triebe nicht auseinander entstehen lassen, sondern habe die in der Psychologie aus der Eintheilung der Seele abgeleiteten Grundtriebe zur Basis genommen und aus ihrer durch die Stufenfolge der menschlichen Zwecke bedingten Verfeinerung die einzelnen Tugenden abgeleitet, und aus der Politik nachzuweisen gesucht, dafs jede einzelne Stufe durch den höchsten Zweck des Menschen, den Staat und die Eudämonie an ihrer Stelle geboten und gefordert sei.

Sollte nun aber auch Hr. M. den specifischen Unterschied, der zwischen unsern Methoden besteht, bei der geringen Mufse, die er offenbar für meine Abhandlung erübrigt hat, nicht bemerkt haben, so ist es doch gradezu undenkbar, dafs ihm der schneidende Gegensatz, der zwischen den von uns gewonnenen Resultaten herrscht, aus blofsem Versehen sollte entgangen sein; denn während Hr. M. sechs Triebe annimmt und aus den drei ersten derselben 4, aus den drei letzten 5 moralische Tugenden abstammen läfst, suche ich nachzuweisen, dafs Aristoteles nur zwei natürliche Triebe, die *ἐπιθυμία* und den *θυμός* kenne; und indem ich letzteren als eine Reaction gegen jede von aufsen kommende Hemmung, die erstere als ein Begehren erkläre, das einem in uns begründeten Mangel abzuhelfen sucht, lasse ich die Tugenden in zwei parallele Abtheilungen zerfallen, deren erste die *ἐπιθυμία*, letztere, aus Tapferkeit, Sanftmuth, Freundlichkeit und der einen Art der Gewandtheit im Scherz bestehend, den *θυμός* zur Grundlage hat.

Dies Alles steht in directem Widerspruch mit Hrn. M., welcher (p. 58) den Unterschied zwischen beiden in der Selbstsucht findet, die der *ἐπιθυμία* allein eigenthümlich sein soll, und der den *θυμός*, auf den er lediglich die Sanftmuth basirt, als „die Erregung angenehmer und unangenehmer Gefühle" definirt. Wie er es dennoch wagen kann, zu behaupten, „die Nebeneintheilung in *ἐπιθυμία* und *θυμός* komme bei ihm und ohnehin bei Plato (!) [1]) vor", ist gradezu unverständlich, und man weifs nicht, ob man darin eine Eigenthümlichkeit der dialektischen Methode oder eine persönliche Eigenheit des Herausgebers des Gedankens zu erblicken hat.

Die aus der *ἐπιθυμία* und dem *θυμός* sich ergebenden parallelen Reihen lasse ich dann ferner, vielfachen Andeutungen in

---

[1]) Hr. M. hat es versäumt beizufügen, in welchem Werke Plato's ein Commentar zur Ethik seines Schülers oder eine Erklärung darüber zu finden sei, was sich Aristoteles unter den Begriffen *ἐπιθυμία* und *θυμός* gedacht.

der Politik folgend, in drei weitere Gruppen zerfallen, und suche aus der Idee der Eudämonie und dem Begriff des Staates nachzuweisen, dafs sich die erste auf die Erhaltung des nackten vegetativen Lebens beziehe (Tapferkeit und Mäfsigkeit), während die zweite, zu der ich die *ἐλευθεριότης, φιλοτιμία, πραότης* und p. 25 die *δικαιοσύνη* rechne, auf die bürgerliche Existenz im politischen Leben zu beziehen sei; in der letzten endlich, die Aristoteles selbst ausdrücklich auf die Geselligkeit und den freundschaftlichen Verkehr der Freien bezieht, sehe ich die Veredelung der egoistischen Begierde, die selbst im socialen Leben, in Scherz und Ernst eine Ueberlegenheit beansprucht. Hr. M. dagegen macht, wie oben ausgeführt, in der Mitte der Gruppe, die ich die zweite nenne, seinen einzigen Einschnitt und rechnet die Sanftmuth und die Gerechtigkeit zu den socialen Eigenschaften. Ein schrofferer Gegensatz schon im rein Aeufserlichen läfst sich kaum denken, ganz abgesehen davon, dafs es mit Ausnahme vielleicht der Mäfsigkeit, bei der eine verschiedene Auffassung kaum möglich ist, keine einzige Tugend giebt, die ich nicht in einer von Hrn. M. auffallend abweichenden Weise zu erklären gesucht hätte [1]).

Die von Aristoteles eingeführte Reihenfolge freilich, die zu erklären grade die Aufgabe war, habe ich nicht vermeiden können beizubehalten, und wenn Hr. M. es für ein Zeichen von Unehrlichkeit ansieht, „dafs ich auf die bisher erwähnten Tugenden (Mäfsigkeit und Ehrliebe), richtig wie bei ihm, die Tugenden der geselligen Triebe folgen lasse und nur sonderbarer Weise die Sanftmuth noch zur früheren Gruppe rechne“, so *bedarf es* kaum der Versicherung, dafs ich mich bei der Erklärung *des Aristoteles* an den Text des Autors und nicht an den *dürftigen* Auszug des Herrn Michelet gehalten.

Wie weit es nun Herrn Michelet gelingen wird, diejenigen seiner Leser zu täuschen, die einer aristotelischen Specialfrage wegen sich nicht die Mühe geben werden, unsere Abhandlungen vergleichend durchzulesen, bin ich gezwungen ruhig abzuwarten; es ist das traurige Vorrecht solcher Verdächtigungen, bei Nichtunterrichteten stets bereitwillig Glauben zu finden; das Urtheil der Kenner, an dem ihm, wie die Kühnheit der ganzen Behauptung zeigt, von vorneherein wenig gelegen war, habe ich zu fürchten keine Ursache. Wenn Herr Michelet aber endlich sich herausnimmt, mir „als einem jungen Schriftsteller den Rath zu geben, mich nicht öfter auf die Schultern meiner älteren Vor-

---

[1]) Selbst das ist unwahr, „dafs ich den Selbsterhaltungstrieb in die Triebe nach Lust, Reichthum und Ehre theile und daraus dann auch ganz gemüthlich wie er (!) Mäfsigkeit, Freigebigkeit und Ehrliebe ableite“; ich habe alle Begierden aus dem Selbsterhaltungstriebe abgeleitet, auch die des *θυμός* (p. 9 fg.), und allen eine eigenthümliche Lust beigelegt; die sinnliche Lust aber, als auf das vegetative Leben bezüglich, von der auf das politische Leben bezüglichen Lust am Reichthum und an der Ehre wiederholt und ausdrücklich geschieden.

gänger zu stellen, und dann mit einer Beseitigungsphrase so zu machen, als sei mir der grofse Wurf gelungen", so wird er einerseits aus dem Obenstehenden ersehen, dafs mir seine Schultern dazu nicht stark genug haben erscheinen wollen, andrerseits möge er wissen, dafs zu einem solchen Rath nicht die Jahre allein berechtigen, sondern die sittliche Würde; und diese scheint Herr Michelet in seinem leidenschaftlichen Angriffe mir nicht hinlänglich gewahrt zu haben.

Berlin. F. Haecker.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Rheinpreufsische Programme 1862.

(Schlufs.)

Emmerich. Gymnasium. Abitur.-Arb.: Religion (kath.): Man setze die kirchliche Lehre von der Person des Erlösers auseinander. Wie wird das göttliche Gesetz eingetheilt? Relig. (ev.): Was lehrt die heil. Schrift von der Erbsünde? Deutsch: Nach welchen Gesichtspunkten sind die Menschen zu schätzen? Lat.: *De Caesaris victoria ex Pompeianis reportata* — Lehrercollegium: Dir. Nattmann, Oberl. Dederich, Hottenrott, Knitterscheid, Rel. L. Dr. Richters, ord. L. Dr. Havestadt, Dr. Cramer, Dr. Ehlinger, Cand. Dr. Hörling, Dr. Schlüter, ev. Pf. Uhlenbruck, Zeichenl. Sweekhorst. Schülerz. 126, Abit. 4. — Abh. des Oberl. Hottenrott: Wem stand im Römischen Staate das Recht der Besteuerung und die Verfügung über die Staatsgelder zu? In der Zeit der Könige setzten diese das Tributum fest. Zur Zeit der Republik verwalten den Staatsschatz Quästoren. Der Senat verfügt über die Gelder des Staatsschatzes, auch an die Consuln. Der Dictator konnte, weniger frei als die Consuln, nur über das Geld verfügen, welches ihm vom Senate bestimmt wurde. Der Senat allein hatte das ausschliefsliche Recht der Besteuerung und die Verfügung über die Staatsgelder und die Oberaufsicht über dieselben. Die Aufstellung der Gesammteinnahme der Staatseinkünfte war Sache der Censoren. Sie haben nichts zu thun mit Erhebung und Verwaltung der Staatsgelder; nur über die aus dem Staatsschatz ihnen zu Bauten u. a. angewiesenen Gelder haben sie freie Verfügung; neue indirekte Steuern konnten sie nur einführen auf das Geheifs, neue Einnahmequellen aufzusuchen; beim Census aber können sie nach Belieben besteuern. In Zeiten der Noth machte der Senat bei Allen oder Einzelnen Anleihen, wohin gehört die jährliche Kriegssteuer bis 167 v. Chr.; die Rückbezahlung erfolgte auf einmal oder in Terminen. Augustus gründete neben dem *aerarium Saturni* oder *populi* zwei neue Kasten: *aerarum militare* und *fiscus*; aber die meisten Kaiser verfügten auch über das *aerarium populi*. Das *aerarium militare*, zunächst durch Geschenke unterhalten, wurde durch die Erbschaftssteuer und die Abgabe von den zu verkaufenden Gegenständen befriedigt. Der *fiscus* hatte seine Einnahmen aus den direkten (bes. Grundsteuer) und

indirekten Steuern der kaiserlichen Provinzen, Erbschaften, Ehrengeschenken u. a., zuletzt vereinigte er alle Steuern. Die wesentlichsten Ausgaben der Kaiserzeit waren der Sold für die Legionen, die *frumentatio, alimentatio,* Hofhaltung, öffentlicher Unterricht.

Essen. Gymnasium. Abit.-Arb.: Religion (ev.): Welche Bedeutung hat das Gesetz für den Wiedergeborenen? (kath.): In welcher Weise hat Gott das Menschengeschlecht auf die Erlösung vorbereitet? Deutsch: Willst du dich selber erkennen, so sieh u. s. w. Latein: *Recte Scipionem apud Livium dixisse, eam sortem Romanis esse datam, ut omnibus magnis bellis victi vicissent, doceatur.* — Lehrercollegium: Dir. Dr. Tophoff, Oberl. Buddeberg, Litzinger, Mühlhöfer, Seemann, Gymn. L. Achternbosch, Seck, Dr. Anton, ten Dyck, Hülfsl. Brockhues, kath. Rel. L. Rector Kratz, Schreibl. Steiner, Gesangl. Helfer, Cand. Rachel und Schröder. Schülerz. 266, Abit. 12. — Abh. des Dir. Dr. Tophoff: Nachrichten über die höheren Schulanstalten, welche in Essen vor der Vereinigung derselben zu dem jetzigen Gymnasium (1819) bestanden haben. Eine höhere Schule bestand in Essen im Anfange des 14. Jahrh. 1545 wurde das Schulhaus in der Burg neu gebaut; unklar ist das Ressort-Verhältnis zur Aebtissin und zur Stadt. 1563 kam der Rector Carden. Aber in demselben Jahre wandte sich die Stadt gröfstentheils dem Lutherthum zu. Der evangelische Magistrat errichtete daher eine evangelische Stadtschule in der Hospitals-Capelle zum heil. Geist 1564, welche 1672 zu einem Gymnasium erhoben wurde und unter der Direction des M. Joh. Heinr. Zopf 1719—1774 eine hohe Blüthe erreichte. Die neue Schulordnung datirt von 1737. Mit Zopfs Tode sank die Anstalt schnell; 1795 hatten schon die drei oberen Classen keine Schüler mehr. 1806 erhielt die Schule den Namen einer Bürgerschule, aber in demselben Jahre wurde Essen von Preufsen wieder getrennt. In dem alten Zustande fand Preufsen die Schule wieder vor. Die katholische Schule, auch Capitularschule oder das fürstliche Gymnasium, zuletzt Josephinum genannt, stand in keiner Verbindung mit der Obrigkeit der Stadt, sondern allein unter der Aebtissin und dem Canonissen-Capitel. 1665 erhielten die Jesuiten den Unterricht. 1736 wurde der Bau des jetzigen Gymnasialgebäudes begonnen. 1773 ward der Orden aufgehoben. Die Güter wurden dem Canonissen-Capitel zur weiteren Sorge für den Unterricht überwiesen. 1786 wurde derselbe Patres aus dem Kapuziner-Kloster übertragen. Der Unterricht war mangelhaft, die Schülerzahl gering, die Patres hielten aber treulich aus, und das Josephinum blieb bis 1819 bestehen.

Hedingen. Gymnasium. Lehrercollegium: Rector Dr. Stelzer, Oberl. Prof. Dietz, Sauerland, Heicks, Rel. L. Bantle, Gymn. L. Maier, Cand. Dr. Eickholt, Dr. Pohl, ev. Rel. L. Pf. Jungck, Musikl. Burtscher, Schreibl. Bürkle, Zeichenl. Reiser, Turnl. Dannegger. Schülerz. 135 (126 kath., 9 ev.). — Ohne Abhandl.

Kempen. Gymnasium Thomaeum. Abit.-Arb.: in der Religion (kath.): 1) Christus hat den Petrus und dessen Nachfolger seiner Kirche als sichtbares Oberhaupt vorgesetzt; 2) Was ist Glaube? Man unterscheide die Arten desselben und gebe die Sünden gegen den Glauben an; im Lat.: *Quibus virtutibus veteres Romani eo tempore, quo maxime florebat respublica, excelluerint*; im Deutschen: „*Γνῶθι σαυτόν.* Wichtigkeit, Schwierigkeit der Selbsterkenntnis, wie erlangt man dieselbe?“ — Lehrercollegium: Director Dr. Schürmann, Oberl. Dr. Gaufs, Dr. Grotemeyer, Fischer, ord. L. Dr. Stolle, Cramer, Uebert, wiss. Hülfsl. Hecker. Schülerz. 124, Abit. 12. — Abh. des Dir. Dr. H. Schürmann: *De Basilio et Gregorio Nazianzeno literarum*

antiquarum studiosis P. I. Es wird auseinandergesetzt, dafs Beide in ihrer Jugend in Athen sich eifrig mit alter Litteratur abgegeben haben und auch später diese Liebe festhielten, dann aus Basilius Schriften die Nothwendigkeit und Methode classischer Studien hergeleitet.

Köln. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. V u. VI sind in Parallelcötus getheilt; mit der Errichtung von Parallel-Realclassen ist angefangen, zunächst eine Realquarta gestiftet. — Abit.-Arb.: Religion a) kath.: 1) Jesus Christus hat durch seinen Tod am Kreuze ein unendlich vollkommenes Opfer gebracht; 2) Ueber die Eigenschaften der christlichen Nächstenliebe; b) ev.: 1) Wer sind die geistlich Armen (Matth. V, 3. vgl. Offenb. III, 17. 18) und warum ist das Himmelreich ihr? 2) Die Lehre der evangelischen Kirche von den Gnadenmitteln; Deutsch: 1) Des Menschen wahres Glück kommt nicht von aufsen: 2) Inwiefern ist die Entsagung eine wesentliche Bedingung des Lebensglücks?; Lat.: 1) *Verum esse illud celebratissimum dictum, ante mortem neminem esse beatum dicendum, exemplis demonstretur*; 2) *Quantum amor patriae ad rem publicam Romanam stabiliendam et augendam contulerit, exemplis illustretur.* — Lehrercollegium: Dir. Prof. Dr. Herbst, Prof. Hofs, Prof. Pfarrius, ev. Rel. L. Regier. Rath Grashof, Oberl. Oettinger, Haentjes, Dr. Eckertz, Feld, Dr. Weinkauff, kath. Rel. L. Peltzer, Gymn. L. Dr. Kocks, Bergbaus, Serf, Hülfsl. Dr. Hollander, Goldschmidt, Dr. Benguerel, Dr. Kettelhoit, Konen. Schülerz. nicht angegeben, Abitur. 29 und 1 Ext. — Abh.: *De caesura versus hexametri poetarum Latinorum quae est post quinti pedis arsim. Scripsit Dr. W. Kocks. Partic. prior.* Der Verf. theilt die Arbeit in 2 Theile: unter welchen Bedingungen wird die Cäsur zugelassen? und Beweis der Vernachlässigung der Cäsur wegen der Eigenthümlichkeit des latein. Hexameters. Zwei Arten der Cäsur werden angenommen, die erste Uebereinstimmung mit den Accenten nicht festhaltend, die zweite sie festhaltend; diese ist in 2 Theile getheilt, je nachdem Synaloephe (Elision) mit der Cäsur vereinigt ist oder nicht. Es werden die hieher gehörigen Verse von Ennius, Lucilius, Lucretius, Catullus, Virgilius, Ovidius zusammengestellt, der Gebrauch der einzelnen Dichter entwickelt und der grofse Unterschied des Gebrauchs bei Virgil und Ovid von den früheren Dichtern dargelegt.

Köln. Gymnasium an der Apostelkirche. Abitur.-Arb.: Religion (kath.): Die evangelischen Räthe in ihrem Unterschiede von den Pflichten biblisch begründet; Deutsch: Ursachen und Werth der Nacheiferung; Lat.: *Quo maior gloria, eo propior invidiae.* — Lehrercollegium: Dir. Prof. Bigge, Oberl. Dr. Klein, Dr. Spengler, Niegemann, Dr. E. Göbel, kath. Rel. L. Dr. van Endert, ord. L. Dr. Wahlenberg, Dr. Kraufs, Dr. Caspar, Bruders, ev. Rel. L. Dr. von Knapp, Cand. Badorff, Kortum, Niederländer. Schülerz. 256 (17 evang., 2 isr.), Abit. 12. — Abh.: *De varia discrepantium in carminibus Horatianis scripturarum origine et emendatione. Particula prior. Scr. Dr. J. Klein.* Der Verf. hebt das grofse Verdienst Heimsoeths um die Sicherung der Kritik durch Nachweisung der Ursachen der Verderbnisse des Textes hervor. Die Fehler sind entstanden entweder durch Schreibversehen oder durch die eingeflochtenen Erklärungen der Grammatiker, wovon Beispiele gegeben werden; die Interpretationen haben sich schon in die ältesten Handschriften eingeschlichen und sind nach der Erklärungsweise der Scholiasten des Horaz zu prüfen und zu beurtheilen und darnach die Kritik anzuwenden. Die eine Interpretationsweise hat es mit der formalen Erklärung zu thun (Wortformen, Stellung), die andere mit dem Inhalt. So setzten

die Grammatiker neben ein älteres oder ein selteneres Wort oft das gewöhnliche, und dies schlich sich in den Text ein, wie Sat. I, 2, 78: *desine matronas sectarier* gesetzt wurde *sectari* und dann geändert: *desine sectari matronas*; so erklären sie irgendwie abweichende Constructionen, wie Carm II, 3, 26: *urna* durch *in urna*, und so entstand in mehreren Codd. z. B. *in magno catino* Sat. II, 2, 39 statt: *magnum catinum*; so ist statt des griech. Sprachgebrauchs der lat. eingedrungen, wie Sat. I, 6, 25: *tribunum* st. *tribuno*, so hat richtig Sat. I, 4, 39 Bentley *poetis* geschrieben st. *poetas*, so ist zu schreiben auch gegen alte Codd. Carm. III, 10, 18: *animum*, I, 15, 21: *tuae genti*; so fügen alle Grammatiker das ausgelassene *est* oft bei und ist das in Codd. eingedrungen, wie Sat. II, 1, 21. 7, 63 u. a., oder *aut*, wie vor *cita mors* Sat. I, 1, 8 u. a., oder *et*, wie Sat. II, 3, 43, wo Meineke richtig gegen alle Codd. das Asyndeton hergestellt hat; ferner fügen sie sehr oft die logische Wortfolge bei und ist auch solche Erklärung oft in den Text gekommen, die Dichter lieben die Trennung der Adj. vom Subst., die Grammatiker verbinden beide, Epod. 7, 15 lese man: *albus ora pallor*, Carm. I, 12, 38: *prodigum Poeno superante Paullum*, IV, 1, 16 mit Meineke: *late militiae signa feret tuae*; Sat. I, 5, 26: *impositum late saxis candentibus*, I, 6, 69: *obiciet quidquam vere mihi*, II, 7, 60: *quo te peccati demisit conscia*, I, 2, 74: *tu si modo recte*, Epist. I, 2, 41: *Vivendi recte qui*, I, 6, 56: *si bene qui cenat, vivit bene.*

Köln. Kathol. Gymnasium zu Marzellen. Abitur.-Arb.: in der Religion: Nachweisung der göttlichen Einsetzung des heil. Bufssacraments; im Deutschen: Lust und Liebe sind die Fittige zu grofsen Thaten; im Lat.: *Praestantissimos quosque homines civium invidiae maxime fuisse obnoxios doceatur exemplisque illustretur.* — Lehrercollegium: Dir. Ditges, Prof. Dr. Ley, Prof. Pütz, Rel. L. Dr. Vosen, Oberl. Dr. Saal, Kratz, Dr. Stauder, ord. L. Rheinstädter, Oberl. Vack, Schaltenbrand, ord. L. Gorius, Zons, Hülfsl. Brühl, Cand. van Hengel, Göstrich, ev. Rel. L. Pf. Hunger. Schülerz. 338 (325 kath., 12 evang., 1 isr.), Abit. 38. — Abh. des Oberl. F. A. Kratz: *De Minervae interventu in Homeri Odyssea.* Der Verf. hat die Abhandlung zunächst für seine Schüler bestimmt. Er spricht vom Namen und Wesen der Athene, geht ihre Wirksamkeit in der Odyssee durch, die sich auf Ithaka concentriere, und zeigt, wie sie bald unsichtbar handle, bald in göttlicher Gestalt den Menschen erscheinend, bald in Menschengestalt, endlich auch als Vogel vorkomme.

Köln. Realschule I. Ordnung. Lehrercollegium: Dir. Dr. Schellen, Oberl. Dr. Weyden, Weyland, O'Brien, Dr. Schorn, Dr. Schmick, kath. Rel. L. Gröbbels (Ferrier), ev. Rel. L. Hildebrandt, ord. L. Blümeling, Oberl. Wolff, ord. L. Dr. Lauffs, Dr. Blind, Dr. Pöppelmann, Contzen, Brüncker, Draf, Dr. Lamers, Cand. Guckeisen, Altenburg, Konen. Schülerzahl am Schlufs 538. — Abh.: 1) Die Realschule I. Ordnung zu Köln von ihrer Gründung bis jetzt, von Dir. Dr. H. Schellen; 2) Baubericht über das neue Realschulgebäude von Stadtbaumeister Raschdorff.

Kreuznach. Gymnasium. Abit.-Arb.: „Wer ist ein unbrauchbarer Mann? Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann"; *De ingeniis ac moribus septum regum Romanorum breviter exponitur*; Erläuterung zu Jac. 2, 26: Ἡ πίστις χωρὶς τῶν ἔργων νεκρά ἐστιν. — Lehrercollegium: Dir. Dr. M. Axt, Prof. Grabow, Prof. Dr. Steiner, Oberl. Wafsmuth, Dr. Dellmann, Möhring, ord. L. Oxé, Dr. Liep, Dr. Hofmann, kath. Rel. L. Caplan Bourgeois. Schülerzahl 203, Abit. 4. — Abh. des Dir. Dr. M. Axt: Die Heilige Schrift das Buch der Bücher auch in kulturhistorischer, allgemein wissen-

schaftlicher Hinsicht. Die ganze neuere Litteratur hat ihren Grund in der Heiligen Schrift. Grofs ist das Mittelalter. Es ist auch aus der Heil. Schrift hervorgegangen. Wie unendlich grofs steht Moses da! (So sprechen sich Herder, Goethe, Schiller, Joh. v. Müller, Schlosser, der rationalistisch-liberale Historiker, der liberale Rotteck, der geniale Leo, Ludw. Bauer aus). Im Alten Testament Sehnsucht nach dem Erretter. Christus hat den Schmerz des Gemüthes getheilt (Hegels Worte, Müllers, Rottecks). Aber das liberale und rationalistische Schriftstellervolk fällt bei der Anerkennung doch in alberne Widersprüche. Christus ist nicht mit andern historischen Personen zu vergleichen. Der Unglaube herrschte von je am meisten unter den Gebildeten. Auch Alex. v. Humboldt erkannte die Schwäche der menschlichen Vernunft. Der Koran ist die Caricatur der Heiligen Schrift. Das Griechen- und Römerthum erlag der Heiligen Schrift. Die alte Kunst kann sich mit der christlichen nicht messen. Vergebens wird das Eselsgrau des Heidenthums durch grünen Liberalismus aufgeputzt. Der antike Republikanismus hat das Volk in Barbarei gestürzt. Die grofsen Neuen sollten lieber Classiker heifsen als die Griechen und Römer, so Dante, Shakspeare, Freiherr von Eichendorf, Baronett Sir Walter Scott, Lamartine, Emanuel Geibel. Die alten Griechen wufsten recht gut, wo sie der Schuh drückt, sie haben in ihren Dichtungen wirklich tragische Momente, aber es findet sich keine Stelle, die mit unbedingt sittlicher Macht und Hoheit überwältigte, die Neuen verstehen das allein und verstehen auch allein mit wahrhaftiger Tiefe, Wärme und Gluth der Empfindung darzustellen; im Alterthum überall Marmorkälte. Die Heil. Schrift ist das Muster eines historisch-ethisch-didaktischen Volksbuches für alle Zeiten und Stände. Faust ist durch die H. S. bekehrt. Alle Poesie ist in ihr enthalten, die höchste Kunst, vergl. die Charakterbilder von Salomon und David, Maria und dazu Schillers Braut von Messina. Auffallend daher Schillers *Götter Griechenlands*. Die griechische Religion im Grunde doch mangelhaft. Das Ideal ist die Darstellung der Idee im Concreten. Herder über den Ursprung der Poesie. Charakter der alttest. Sprache nach Winer und Moriz Carrière. Die deutsche Sprache ist unendlich tief. Die ganze Darstellung der H. S. ist Bild, ist geistbetontes Wort, sie ist die sensitive reine Intelligenz, das Buch der Person Gottes. Die H. S. ist unvergleichlich in sinniger und grofser Auffassung der Natur, man vergl. die Schöpfungsgeschichte und Psalm 104. Man mufs aber eine wirklich berichtigte Luthersche Uebersetzung haben. Wie schön das Buch Ruth, das Hohelied, Jesaias, die Propheten und Psalmen (vgl H. Leo), der Prophet Daniel (selbst für Heinrich Heine). Welche Begebenheit läfst sich vergleichen mit der Scene zwischen Christus und dem Uebelthäter? Als Herolde der Göttlichkeit der Schrift sind zu nennen: Petrarca, Newton, Joh. v. Müller, Karl v. Stein, W. v Humboldt, Hufeland, selbst H. Heine und besonders Goethe, der mehr ein deutscher Dichter ist und auch dem Evangelium näher steht als Schiller; selbst Voltaire, der natürlich-historische Collectivrepräsentant des Neufrankenthums, der Teufelsapostel unserer Tage *par excellence*, der Lügenprophet, verdankt für seine Gaben vielfach Stoff, Motive, Ausdruck dem Evangelium.

Mülheim a. d. Ruhr. Realschule I. Ordnung. Dir. Gallenkamp ging als Director der städtischen Gewerbeschule zu Berlin ab, an seine Stelle trat Prof. Dr. Kern vom Gymnasium zu Coburg. — Abitur.-Arb. in der Religion (evang.): Paulus in Athen, nach Act. 17, 16 sqq.; (kathol.): Christus hat seiner Kirche in der Person des heil. Petrus ein sichtbares Oberhaupt gegeben; im Deutschen: Nicht an die

Güter hänge dein Herz, die das Leben vergänglich zieren u. s. w.; im Französ.: *Histoire traditionelle des troubles causés à Rome par la dynastie détrônée.* — Lehrercollegium: Dir. Prof. Dr. Kern, Oberl. Dr. Nagel, Dr. Deicke, Dr. Andresen, Dr. Hansen, ord. L. Seelhoff, Pahde, Dr. Prinzhausen, Berns, Hülfsl. Dr. Kirchhoff, Elem. L. Dörschel, kath. Rel. L. Caplan Pomp. Schülerzahl 154, Abit. 2. — Abh. des Oberl. Dr. Andresen: Die deutschen Familiennamen. Der Verf. hat das schwierige Capitel der Deutung der deutschen Familiennamen mit viel Glück behandelt; namentlich ist die Eintheilung der Tausende von Namen als eine gelungene zu bezeichnen. Dafs nicht bei allen die Erklärung auf unumstöfsliche Sicherheit Anspruch macht, versteht sich von selbst; es mögen aber nur wenige sein, gegen die sich grofse Bedenken erheben liefsen.

Münstereifel. Gymnasium. In I in Naturlehre: Mündliche Vorträge der Gymnasiasten über physikalische und naturhistorische Lehren und Objekte. I B: Sallust. Catil., Xenoph. Mem. II A: Liv. I u. II, Caes. b. G. I. VI, Cic. or. Manil.; II B: Caes. de b. civ., Liv. 21—23, Xen. Anab.; III Griech. Jacobs; V u. VI in allen Gegenständen, aufser Deutsch u. Lat. comb. — Abitur.-Arb.: Beweis für die wirkliche Gegenwart Christi im heil. Altarsacramente; *Illud Sallustianum „Concordia res parvas crescere, discordia maximas dilabi, memoria rerum a Graecis gestarum probatur*; Welchen Segen gewährt die Beschäftigung mit den Wissenschaften? — Lehrercollegium: Dir. Dr. Katzfey, Oberl. Dr. Hagelüken, Dr. Hoch, Dr. Mohr, Rel. L. Harnischmacher, ord. L. Dr. Thisquen, Cramer, Thürlings, Cand. Holler, Cand. Dr. Röckerath. Schülerz. 179, Abit. 17. — Abh. des Gymn. L. Fr. Cramer: *De senatus Romani prudentia.*

Neufs. Gymnasium. Abitur.-Arb.: Die katholische Lehre vom Fegfeuer und ihre Begründung; Selbstprüfung und Selbstbeherrschung die Grundlage wahrer Weisheit und Tugend; *Ubi pro labore desidia, pro continentia et aequitate lubido atque socordia invasere, fortuna simul cum moribus immutatur.* — Lehrercollegium: Dir. Dr. Menn, Oberl. Dr. Bogen, Hemmerling, Dr. Roudolf, Rel. L. Dr. Kleinheidt, Dr. Ahn, Quossek, Gymn. L. Waldeyer, Köhler, comm. L. Windheuser, ev. Rel. L. Pf. Leendertz. Schülerz. 261, Abit. 18. — Abh.: Die Wunder und ihre Beweiskraft. Vom Rel. L. Dr. Kleinheidt. Der Gedankengang ist: Ein Wunder ist ein aufserordentliches übernatürliches Ereignis. Wunder sind absolut möglich, d. h. der Begriff aufserordentliches übernatürliches Ereignis enthält keinen innern Widerspruch, und zwar gründet sich der erste Beweis auf Gottes Macht und Weltherrschaft, der zweite auf seine Allweisheit, der dritte auf die göttliche Güte und Liebe. Kann Gott Wunder wirken, dann kann er es auch in der Weise, dafs er einem Geschöpfe die Kraft, Wunder zu wirken, gibt. Wie überall und stets die Wunder als Gottes Thaten bezeichnet wurden, so wurde auch überall und stets der, welcher solche Gottesthaten verrichtete, für einen gehalten, mit dem Gott sei. Wunder werden gewirkt zur Bestätigung der Wahrheit, zur Offenbarung und Förderung der Heiligkeit. Sie beweisen aber für Christus mehr als die Wahrheit seiner Lehre und seine Heiligkeit, nämlich seine Gottheit. Christus hat seine Gottheit nicht blos behauptet, sondern auch durch Wunder bewiesen, und die Apostel haben gelehrt, dafs Christus Gott sei und zum Beweise der Wahrheit dieser Lehre Wunder gewirkt, und alle seit der Zeit der Apostel gewirkten Wunder lassen sich zum Beweise der Gottheit Christi anführen.

Saarbrücken. Gymnasium. Für die Nichtgriechen in II, III, IV ist ein erweiterter Unterricht im Französischen und Englischen in

den Lehrplan aufgenommen. Auffallend ist, dafs fast 40 der Schüler am Turnen nicht Theil nahmen. — Abitur.-Arb.: Relig. (kath.): Möglichkeit, Bedingungen und Verdienstlichkeit guter Werke; im Deutschen: Der Krieg auch hat seine Ehre, der Beweger des Menschengeschicks; im Lat.: *Illustrentur causae, de quibus Livius bellum Punicum alterum maxime omnium memorabile dixerit.* Lehrercollegium: Dir. Peter, Prof. Dr. Schröter, Oberl. Schmitz, Goldenberg, ord. L. Dr. Ley, Dr. v. Velsen, Küpper, Dr. Becker, Rel. L. Pf. Ilse, Kaplan Riotti, Cand. Petry, Hülfsl. Schnebel. Schülerz. 99, Abit. 2. — Ohne Abhandl.

Trier. Gymnasium. 14 gesonderte Classen. Abitur.-Arb.: Religion: a) Ein Volk ohne religiöses Bewufstsein ward und wird nie gefunden; b) Hat die Kirche das Recht, Ablässe zu ertheilen, und sind dieselben den Gläubigen nützlich?; im Deutschen: a) Ans Vaterland, ans theure, schliefs dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen; b) Das Glück eine Klippe, das Unglück eine Schule; im Lat.: a) *Fortes Fortuna*; b) *Concordia res parvas crescere, discordia maximas dilabi memoria rerum a Graecis gestarum probatur.* — Die Stipendien der Schule vermehrten sich durch Vermächtnisse um 3250 Thlr. — Lehrercollegium: Dir. Dr. Reisacker, Prof. Dr. Hamacher, Oberl. Dr. Könighoff, Houben, Flesch, kathol. Relig. L. Stephinsky, ord. L. Dr. Engelb. Hilgers, Oberl. Schmidt, kath. Rel. L. Fisch, ord. L. Blum, Dr. Conrads, Dr. Fritsch, Piro, Dr. Jos. Hilgers, ev. Rel. L. Pf. Klein, comm. L. Scherfgen, Dr. Wolff, Dr. Huyn, Dr. Wiel, Straubinger, Kruse, Linnig, Cand. Höffling, Petit, Viehoff. Schülerz. 518 (davon 168 Alumnen des bischöfl. Convicts), Abit. 35. — Abh. des Dir. Dr. Jos. Reisacker: Der Todesgedanke bei den Griechen. Eine historische Entwicklung, mit besonderer Rücksicht auf Epikur und den römischen Dichter Lucrez. Ausgehend von der Prometheussage entwickelt der Verf. die Ansichten der griechischen Dichter von dem unsichern Zustande des Menschengeschlechts: Furcht und Hoffnung stehen neben einander. Das Schicksal ist undurchdringlich. Daher Belebung des religiösen Gefühls. Daher aber auch die hellenische Mafshaltung. Der Glaube an ein Fortleben entwickelt den Gegensatz zwischen der Freude am Leben und der Vorstellung des dunkeln Hades; daraus wieder der Glaube an eine göttliche Vergeltung, aber in Bezug auf das Jenseits mehr als strafende. Ernster tritt der Glaube an das diesseitige Walten der göttlichen Gerechtigkeit hervor. Pindars Vorstellungen sind edler. Die richtige Erkenntnis vom Ursprung des Bösen und der Bedeutung des irdischen Uebels fehlte allgemein. Aeschylus und Sophokles lassen die Verführung durch die Gottheit durch freiwillige Schuld des Menschen bedingt sein; Sophokles hat die erhabensten Vorstellungen vom Jenseits, aber es ist auch bei ihm noch nicht der Anbruch eines schönern Daseins, sondern nur der Zustand der Ruhe; denn das menschliche Leben ist auch ihm von unaufhörlichem Leid durchzogen. Das Beste, was bleibt, ist der Nachruhm. Die ernste Ansicht vom Leben herrscht auch bei Herodot, bei den Pythagoräern, Simonides, Bakchylides, Prodikus, aber die Lehre des letzteren konnte nicht nur nicht das natürliche Bangen des menschlichen Herzens beschwichtigen, sondern auch leicht auf das Leben gefährlich einwirken. Wie Prodikus ist Euripides voll des Gedankens an die gemeinsamen Uebel des Lebens, er sucht sie aber zu bekämpfen durch Empfehlung eines heitern Lebensgenusses; der Tod ist auch ihm Ende des gegenwärtigen Empfindungslebens, sein Gewinn Aufhören aller Leiden und Ruhm bei der Nachwelt. Euripides löst die alten Vorstellungen von den Göttern auf; nach ihm ist die

aus der Unkunde vom Jenseits entspringende Furcht des Todes die Ursache des ruhelosen Verlangens der Menschen nach dem Genusse der irdischen Güter, welches er bekämpft. Er bekämpft die Furcht vor dem Tode durch die Erinnerung an die Nothwendigkeit des Naturgesetzes, er empfiehlt ruhige, vernünftige Ergebung, aber bei dem Mangel religiöser Gläubigkeit klagt er selbst über das menschliche Leben; der Todte weifs nach ihm nichts von dem Früheren, er lebt nur im allgemeinen Bewufstsein des göttlichen Aethers fort und in dem ewigen Lichtglanze des Ruhmes. Dagegen findet sich in Sokrates ein ahnungsvoller Glaube an eine göttliche Weltordnung, an eine gerechte Vergeltung nach dem Tode, an ein persönliches Fortleben der unkörperlichen gottähnlichen Seele nach dem Tode. Die Sokratische Unsterblichkeitslehre konnte aber nicht leicht Eingang finden, weil ihrer Forderung steter Bekämpfung der sinnlichen Triebe die Zeitrichtung zu sehr widersprach. Die Kyniker und Kyrenaiker suchten selbstsüchtig vor Allem das Leben im Leben, ihnen ist der Selbstmord berechtigt. Die nächsten Akademiker nähern sich in der Betrachtung über Leben und Tod dem Prodikus und Euripides. Nach der Aristotelischen Ansicht lebt nach dem Tode der Mensch nur in der allgemeinen ewigen Vernunft fort. Weil mit dem Tode das bisherige Empfindungsleben aufhört, darin stimmen alle Philosophen überein, ist der Tod in keiner Hinsicht ein Uebel. Epikur bekämpfte die Furcht vor dem Tode mit der Lehre von dem Aufhören der Seele, das Verlangen nach dem Tode aber mit der steten Mahnung an Gemüthsruhe als die Krone aller Glückseligkeit. Epikur steht auf demselben Boden wie Euripides. Seine Lehre konnte zu niedrigem Genufsleben führen, wie bei Metrodorus, aber auch zu ernstester Lebensansicht, wie bei Lucrez. Nach ihm bringt, ähnlich wie bei Euripides, die Erde aus ihrem mütterlichen Schoofse Alles hervor und geht Alles in sie zurück. Die Göttin der Liebe herrscht nach ihm in der Natur, sie soll auch im menschlichen Leben herrschen. In dem Fortschritt der Cultur zeigt er einen immer weiter gehenden Abfall der Menschheit von der Natur, ein Wachsen der Begierden; die Schuld findet er in den Menschen. Das Glück des Lebens beruht allein in der Genügsamkeit. Dieselbe Anschauung der Natur erinnert auch an die unbezwingliche Herrschaft des dunkeln Todes. Der Durst nach Leben und Lebensglück ist immer mehr gestiegen durch die Einbildung von neuen Lebensgütern und damit auch die Furcht gewachsen. In der Begierde zum Leben bekämpft daher Lucrez die Furcht des Todes. Alle die traurigen Erscheinungen seiner Zeit werden zum grofsen Theil genährt, wie er sagt, durch die Furcht des Todes; die Furcht vor dem Tode verführt selbst zum Selbstmord. Sie findet sich an allen Orten und in allen Lebensverhältnissen. Die unmäfsige Begierde zum Leben erzeugt auch die Schrecken der Orkus. Lucrez kennt kein freudiges Leben im Jenseits; er sucht darum das jenseitige Leben ganz zu vernichten, er tadelt die unmäfsige Trauer um den Verstorbenen, wie das leidenschaftliche Streben nach Nachruhm, er verlangt volle Hingabe an den Genufs der Gegenwart. Die Uebel des Lebens sind die Folge einer Schuld, doch nicht eines Abfalls von der Gottheit, wie Hesiod sagt, sondern eines Abfalls von der eigenen vernünftigen Natur. Epikurs Lehre ist ihm ein Licht in der Finsternis, er fühlt sich beglückt in dem Bewufstsein der Unabhängigkeit. Dennoch aber ist er von düsterem Ernste nicht frei, denn er erkennt auch wieder eine verborgene plötzlich wirkende Macht des Geschickes, und den Lebensgenufs kann er nur gewinnen durch den Gedanken an die Kürze des Lebens und die Ewigkeit des Nichtseins im Tode.

Trier. Realschule I. Ordnung und Provinzial-Gewerbeschule. Abitur.-Arb.: *Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur; Les Phéniciens.* Lehrercollegium: Dir. Viehoff, Oberl. Gewerbeschuldirector Hartmann, Oberl. Arenst, Dr. Longard, kath. Rel. L. Schäffer, ev. Rel. L. Pf. Wilhelmi, ord. L. Dr. Keller, Küpper, Dr. Steeg, Dr. Kewitsch, Dick, Dr. Schnitzler. Zahl der Real- und Gewerbeschüler 170, Abit. der Realsch. 5. — Abh. des Dir. H. Viehoff: Blüthenstraufs französischer Poesie. Enth.: Gedichte von Voltaire, V. Hugo, Béranger, Lamartine, Alfred de Musset, Barbier, Chenedollé, Belmontet, Reboul, Gérand, Hoffmann, Delille, Esmenard.

Wesel. Gymnasium. Am 8. Okt. 1861 starb der emerit. Rel. L. Pf. Dr. Lohmann. — Abitur.-Arb.: in der Religion (evang.): Erklärung der Stelle Marc. 1, 15; (kath.): 1) Man zeige, dafs a) für die christliche Religion ein Opfer verheifsen ist, b) dafs Christus es in der Eucharistie eingesetzt, und c) dafs dieses Opfer in der Kirche fortwährend bestanden hat; 2) Was versteht man unter Eid? Welche verschiedene Arten desselben gibt es? Man zeige, dafs derselbe sittlich erlaubt ist; — im Deutschen: Was versteht man unter Genie? — im Lat.: *Marathonia victoria non exitus belli, sed multo maioris causa.* — Lehrercollegium: Dir. Dr. Blume, Prof. Dr. Fiedler, Oberl. Dr. Heidemann, Dr. Müller, Dr. Frick, Gymn. L. Dr. Ehrlich, Tetsch, Dr. Richter, Meyer (Döring), Dr. Lipke. Schülerzahl 198, Abit. 5. — Abh. des Dr. A. Richter: Das Wycliffesche Evangelium Johannis im 500. Bande der Tauchnitzer *Collection of British authors*, die Wycliffesche Bibelübersetzung und das Verhältnis des ersteren zu der letzteren. Das Evangelium Johannis in der Tauchnitzer Sammlung ist ein Abdruck der Ausgabe von Wycliffes Uebersetzung von Pickering vom Jahre 1848, ein interessantes Document der damaligen englischen Sprache. Die Bibelübersetzung Wycliffes ist die erste vollständige in eine der modernen Sprachen überhaupt. Alle *Handschriften* aber zerfallen in zwei sehr verschiedene Classen, *ein Beweis*, dafs eine Ueberarbeitung der ursprünglichen Uebersetzung stattgefunden habe. Die Wycliffesche Uebersetzung wurde von der Zeit ihres Erscheinens bis zur Einführung der Buchdruckerkunst in England (1380—1477) durch die hereingebrochene Reaction soviel als möglich unterdrückt, und als unter Heinrich VIII. der Druck der Bibel freigegeben war, war die Wycliffesche Uebersetzung schon veraltet. Erst die Neuzeit bekümmerte sich um Wycliffe; Pickerings Unternehmen aber wurde durch die grofse Ausgabe von Forshall und Madden 1850 in Schatten gestellt. Hier sind beide Recensionen nach zahlreichen Handschriften mit Varianten zusammengestellt und in der Einleitung eine Geschichte der Vorwycliffeschen Uebersetzungen mit Proben (von 1325 an) gegeben [daraus hier Auszüge]. Mitarbeiter Wycliffes war Nicolas von Hereford. Wycliffe starb 1384. Eine Recognition der Uebersetzung wurde 1388 von John Purvey gemacht. Das Evangelium Johannis in der Tauchnitzer Sammlung gehört zur ersten Recension, zu dem Theile, der aus Wycliffes Feder geflossen ist. — Im Anhange theilt der Verf. das erste Cap. der Genesis und das letzte Cap. des Ev. Lucä in beiden Versionen nach der Ausg. von Forshall und Madden und zur ersten Version die Varianten des Pickeringschen Textes mit. Was er sonst über Wycliffesche Schriften auseinandersetzt, hat inzwischen (1863) durch die Entdeckung des Wiener Codex und die Herausgabe durch Lechler eine bedeutende Erweiterung erfahren.

Wetzlar. Gymnasium. Abit.-Arb.: Ueber den humanen Werth der gesellschaftlichen Umgangsformen; *Themistoclis in consilio socio-*

rum ante pugnam apud Salamina commissam oratio. — Lehrercollegium: Dir. Lorenz, Prof. Dr. Kleine, Oberl. Elsermann, Dr. Jäger (Oberl. Dr. Gerhard), ord. L. Lücke, Dr. Hoche, Rüttger, Dr. Kirchner (Meyer), Cand. Eben. Schülerz. 130 (ev. 112, kath. 18), Abit. 6. — Abh. des Gymn. L. Dr. Rich. Hoche: *Νικομάχου Γερασηνοῦ εἰσαγωγὴ ἀριθμητικὴ recogn. et praef. est.*

Herford. Hölscher.

II.

Die neugriechische Sprache und die Verwandtschaft der griechischen Sprache mit der deutschen von Dr. H. K. Brandes, Professor und Rektor des Gymnasiums zu Lemgo. Lemgo und Detmold, Meyersche Hofbuchhandl., 1862. 240 S. 8.

Der Verfasser hat bekanntlich eine Ferienreise nach Griechenland gemacht. Sofort trat ihm auf dem griechischen Boden die Schwierigkeit des Verständnisses der Sprache, welche doch im Grunde die alte geblieben ist, entgegen; er fragte sich: woher rührt das? Und die Resultate dieser Untersuchungen legt er hier vor.

Die hauptsächlichen Veränderungen bestehen in der Aenderung der Aussprache, dem Einfluſs des Accents auf die Gestaltung der Wörter, dem Verlust wesentlicher Formen, z. B. des Infinitivs u. a., dem Hereintreten ganz seltener Wörter an die Stelle der üblichen (z. B. *νερόν* st. *ὕδωρ*, *κρασί* st. *οἶνος*, *ἄλογον* st. *ἵππος*, *χρόνος* = Jahr, *φωτιά* st. *πῦρ*, *καλός* st. *ἀγαθός*, *κάμνω* st. *ποιῶ*, *ἐξεύρω* st. *οἶδα*, *τρώγω* st. *ἐσθίω*, *πηγαίνω* st. *ἔρχομαι* u. a.), Verminderung der Präpositionen und Adverbia; ferner sind viele Wörter beschnitten, wie *δὲν* aus *οὐδὲν*, *ῥωτάω* aus *ἐρωτάω*; bei den Neutris auf *ιον* ist die letzte Silbe abgeschnitten, *λὲς* wird gesagt st. *λέγεις*. Andere Wörter sind verändert durch Verlängerung, die Subst. auf *άς*, *ίς* und *ήρ* lauten auf *αδα*, *ιδα*, *ερα* und *ερας*, aus *ἀνήρ* ist *ἄνδρας* geworden, aus *μὴν μῆνας*, aus *νὺξ νύκτα*. Zahlreich sind die verlängerten Verba auf *αινω* und *εινω*. Weiter sind Buchstaben versetzt, ein *γ* oder *ν* eingeschoben, Buchstaben umgesetzt, *ὦμος* entstanden aus *νῶμος*, *λούγω* aus *λούω*, *δέρνω* aus *δέρω*, *ἄφτω* aus *ἅπτω*, *πίφτω* aus *πίπτω*, *ἀδερφός* aus *ἀδελφός*. Der Dualis ist verschwunden sowie auch der Dativ und durch Ersatz durch eine Präposition die Rede matter geworden. Die Casusformen sind vielfach geändert; der Superlativ wird umschrieben; in den Verben fehlen viele Tempora und Modi und sind die Hülfsverba *θέλω* = Futurum und *εἶχα* = Perfectum üblich geworden; die Conjugation von *εἰμί*, jetzt *εἶμαι*, ist ganz verändert.

Für neue Begriffe sind den alten Wörtern neue Bedeutungen gegeben oder neue durch Zusammensetzung entstanden; so ist *ὑπουργός* Minister, *ἐπίσημος* offiziell, *τύπος* Presse, *διεύθυνσις* Adresse, *μάλαγμα* Gold, *καλόγηρος* Mönch, *στέμμα* Thron, *ἄτομον* Person, *ἀλληλογραφία* Correspondenz. Mit *ὅλος*, *καλός*, *κακός* sind eine groſse Zahl neuer Zusammensetzungen gemacht, wie *ὁλοίσιος* schnurgerade, *καλημερίζω* guten Morgen wünschen, *κακόγεννα* schwere Geburt. Fremdwörter sind natürlich zahlreich aufgenommen, sowohl aus der italienischen

und türkischen, wie lateinischen und französischen Sprache; sie beziehen sich auf Kriegswesen, Aemter und Würden, Hausgeräthe, Kleidungsstücke, musikalische Instrumente, Nahrungsmittel, Münzen, Völkernamen.

Nachdem der Verfasser alle diese Sätze mit zahlreichen Beispielen belegt hat, theilt er noch Einiges mit, was den Fremden im gewöhnlichen Verkehr und in der Unterhaltung zu interessieren pflegt. Von besonderem Interesse ist die Mittheilung der volkswirthschaftlichen Notizen aus einem griechischen Kalender, wodurch man die verschiedenen Landesgewächse und die üblichen Regeln für Säen, Pflanzen und Ernten kennen lernt, und der Ausdrücke des griechischen Militärcommandos.

Hiemit geht der Verfasser zum zweiten Theile über, welcher von der Verwandtschaft der griechischen Sprache mit der deutschen handelt. Er erklärt ausdrücklich, dafs dieser Theil nicht für gelehrte Sprachforscher, sondern für seine Freunde bestimmt sei, welche beide Sprachen lieben und gern mit einander vergleichen und mit ihren Kenntnissen leicht dem Verfasser folgen können. Er bespricht erst einige syntaktische Aehnlichkeiten des Deutschen und Griechischen, dann die Zahlwörter; wobei es unnöthig war, dafs der Verfasser über einige Punkte, wie über die Wörter *neun* und *zehn*, sich nicht ganz entschieden ausspricht; man beachte nur Grimm Geschichte d. d. Spr. S. 239 sqq. Von den Zahlwörtern geht er über auf die Pronomina, dann auf die Präpositionen, wobei die Zusammenstellung von *ἐπὶ* mit *bei* und von *ἀπὸ* mit *von* doch zweifelhaft bleibt. Der Verf. berührt die Aehnlichkeit in der Reduplication und im Umlaut, die doppelte Negation, den Dativus ethicus, den Gebrauch der Pron. demonstr. statt des Relat., die Construction des Verbi *sein* als Verbum der Bewegung, die Ellipse beim Genit. des Besitzes, einzelne Ausdrücke, wie *ποιεῖν*, *τρίμμι*, *ὑποτίθεσθαι*, die Tmesis, Gen. der Zeit- und Ortsbestimmungen, Gen. part. Darauf bespricht er kurz das Gesetz des Lautwechsels und geht dann alphabetisch einzelne Wörter durch.

Aus der langen Reihe der so verglichenen Wörter will Ref., um dem Verf. zu beweisen, mit welchem Interesse er seine Vergleichungen durchgelesen hat, nicht diejenigen hervorheben, die unzweifelhaft richtig sind, sondern nur auf solche aufmerksam machen, die noch bedenklich scheinen. Der Verf. beginnt mit dem *α* privat., das dem deutschen *un* und *ohne* entspreche, und geht dann auf die Silben *ακ* und *αγκ* über, die theils das Scharfe, theils das Gebogene bezeichnen; dahin rechnet er auch *Eiche* und *Ekel*, über welche Grimm im W. B. anders urtheilt. *Heiter* (S. 105) soll mit *αἰθήρ* gleichen Stammes sein, Grimm (Gesch. d. d. Spr. S. 401) denkt an *καθαρός*. *Arg* ist zusammengestellt mit *ἄεργος*, wogegen Grimms Ableitung streitet. *Ehre* (S. 110) wird unmittelbar auf die Silbe *Ἀρ* = *ausgezeichnet* zurückgeführt; nach Grimm (W. B. II, 54) ist die goth. Form *aisa* = das glänzende Metall, *ehrlich* ursprünglich = *schön* (s. Zarncke Narrenschiff S. 393). Von der Wurzel *ar* ist auch *Ernst* abgeleitet; nach Grimm ist es = altnord. *orrusta proelium*, dies vom altnord. *orri* = Auerhahn, also eig. *pugna gallorum*, dann *ernust* = Todeskampf, daraus = *serium*, *certum*, *verum*. *Auge* ist mit *αὐγή* zusamengestellt (S. 111); gewöhnlich denkt man an *ὄσσε*, *oculus*. Die Verbindung von *Bahn* (S. 112) mit *βαίνειν* ist gegen Grimms Ableitung, der die Zusammenstellung von *Ball* aus *βάλλειν* dagegen nicht für unmöglich erklärt. *Baden* (S. 113) mit *βάπτειν* zusammenzustellen, verbietet Grimm (W. B. I, 1069). Das Wort *Blage* (S. 113) beschränkt der Verf. zu eng auf seine Heimath; es ist im ganzen nordwestlichen bis ins mitt-

lere Deutschland verbreitet, die Etymologie gibt Grimm (II, 60) an. *Grimm*, meint der Verf. S. 115, hange mit βρίμη zusammen. Ueber das nordwestdeutsche *Bregen* (S. 116) s. Grimm W. B. II, 353, über *wollen* Grimm Gesch. d. d. Spr. S. 900. *Braten* stellt der Verf. S. 116 zusammen mit βράζειν, Grimm (W. B. II, 310) mit φρύγειν. Ueber *Börse* (von βύρσα, *bursa* S. 118) s. Grimm Gesch. d. d. Spr. S. 134. In *Bräutigam* (S. 119) findet der Verf. γαμῶν, aber dagegen vgl. Grimm W. B. II, 335. Ueber die Grundbedeutung von *kennen* und *können* drückt sich der Verf. zu bedenklich aus; darüber waltet wohl kein Zweifel, s. Grimm Gesch. d. d. Spr. S. 399. 901. *Ergetzen* (S. 122) ist nicht zunächst: wiederherstellen, sondern ahd. *ergezan* = vergessen machen. Die Gleichheit von δαμάω und *zahm* steht unzweifelhaft fest, wie auch von δάκρυ und *Zähre*, *Tag* aber (S. 125) ist einfach auf *dies* zurückzuführen. Das Wort *Taube* leitet der Verf. von dem dumpfen Tone ab, den sie hervorbringt. *Herr* und *hehr* (es wird einerlei damit gemeint, besser der Comparativ) ist (S. 130) mit ἥρως zusammengestellt, *schielen* mit ἴλλειν.

Ref. hat den Verf. durch einen grofsen Theil seines Buches begleitet. Er bemerkt, dafs er absichtlich nur solche Wörter berührt hat, deren Vergleichung mit dem Griechischen bedenklich ist; die unzweifelhaft passend zusammengestellten möge der Leser im Buche selbst nachsehen. Bei der sehr grofsen Zahl besprochener Wörter wird für den Gebrauch ein Verzeichnis am Schlusse vermifst; durch die Zufügung eines solchen würde der Verf. vieler Leser Dank gewinnen.

Herford. Hölscher.

III.

Ausflug nach Mehadia, Konstantinopel, Brussa und der Stätte von Ilium im Sommer 1862, von Dr. H. K. Brandes, Professor und Rektor des Gymnasiums zu Lemgo. Mit einer Uebersichtskarte von Konstantinopel und einem Auszug aus dem Koran. Lemgo und Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung, 1863. 142 S. 8.

Der Verfasser ist nicht blos durch seine Geographie von Europa bekannt, sondern auch durch zahlreiche kleinere Schriften, in denen er über seine verschiedenen, jedesmal in den Sommerferien unternommenen Ausflüge, wie nach England, Schottland, Norwegen, Schweden, Steiermark, Rom, Griechenland, den Pyrenäen u. s. w., berichtet hat. Er hat nicht blos dadurch in manchem Schulmann den heifsen Wunsch rege gemacht, in der glücklichen Lage zu sein, es nur in einem Ausflug dem Verfasser gleich thun zu können, sondern auch den Leser angenehm unterhalten und mannichfach belehrt, dem künftigen Reisenden besonders auch manchen praktischen Wink gegeben. Der hier vorliegende „Ausflug“ macht keinen Anspruch darauf, unser geographisches und historisches Wissen zu vermehren; es ist aber nicht ohne Werth, aus ihm zu erfahren, wie man am besten sich in dem kurzen Raume von vier Wochen einzurichten hat, um auf einem

so entfernten classischen Boden die durch Natur, Kunst und Geschichte bevorzugten Sehenswürdigkeiten mit Genufs beschauen zu können.

So wie die Ferien beginnen, begiebt sich der Verfasser auf die Eisenbahn. Sie führte ihn nach Wien, durch Ungarn, und bei Mehadia machte er zuerst Halt. Er beschreibt das berühmte Bad (der Verf. bemerkt, dafs der Accent in Mehadia auf der Antepaenultima ruht), seine Besteigung des höchsten Berggipfels, des Domoglebt, dann die weitere Donaufahrt von Orsowa bis Czernawoda, die Eisenbahnfahrt durch die Dobrudscha, die kurze Fahrt durch das schwarze Meer, mit Begeisterung den Bosporus, das Schönste, was ihm in seinem Leben auf allen Reisen je begegnet ist. In Konstantinopel empfiehlt er seinen gleichgestellten Nachfolgern sehr warm den Gasthof zur Stadt Wien in Pera in der Derwischstrafse, von einem östreichichen Wirthe Kittrey gehalten, als gut und billig. Sogleich nach seiner Ankunft trat er seine Wanderung an. An dem ersten Tage schon hatte er Gelegenheit, den Sultan bei einer Fahrt nach einer Moschee zu sehen und einem Tanze von Derwischen zuzuschauen, da jede Gesellschaft derselben einen Tag in der Woche hat, an dem sie ihren eigenthümlichen Gottesdienst hält, den auch Nichtmuhamedaner besuchen dürfen. Es folgt dann eine Beschreibung von Konstantinopel und von Skutari; als einen der schönsten Punkte empfiehlt der Verf. das armenische Kaffeehaus *bella vista* und den Thurm von Galata zur Rundschau. Dagegen fiel ihm wegen seiner Dürftigkeit und Zerfallenheit das Haus des griechischen Patriarchen im Phanar auf. In der nächsten Umgebung von Stambul entzückten ihn die Prinzeninseln, ohnweit seines Gasthofes der kleine Campo. Unterbrochen wird die weitere Schilderung durch die Fahrt nach Brussa und durch einen kürzeren Ausflug nach den sieben Brüdern und den süfsen Wassern von Asien. Es gelang ihm, die Moscheen für ein geringes Trinkgeld zu besehen, während in der Regel die Erlaubnis an eine bedeutende Geldsumme geknüpft ist; die Sophienmoschee und die Achmediah schildert er ausführlich; die neuerdings viel besprochene Schlangensäule auf dem Hippodrom erwähnt er dagegen nur kurz. In Bezug auf den jüngst in den Zeitungen besprochenen Vorfall in der kleinen protestantischen Gemeinde, in Folge dessen der Prediger von der preufsischen Regierung abberufen wurde, glaubt er sich nach den an Ort und Stelle gewonnenen Anschauungen gegen den Prediger aussprechen zu müssen. Ein Besuch der Stätte von Troja war der Schlufs der orientalischen Reise. — Von S. 90 bis 142 schliefst sich an die Schilderung ein Auszug aus dem Koran nach der Uebersetzung von Ullmann.

Herford. Hölscher.

IV.

Praktische Anleitung zum Lateinschreiben in Verbindung mit Uebungsbeispielen und zusammenhängenden Aufgaben in zwei Abtheilungen bearbeitet von Karl Friedrich Süpfle, Groſsherz. Badischem Hofrath. Erste Abtheilung. Karlsruhe, Groos, 1862. VIII u. 406 S. 8.

Das vorliegende Werk ist die erste Abtheilung eines Hülfsbuches, welches, seitens des Herrn Verfassers selbst in dem „Vorwort" als ein Versuch bezeichnet, die Uebungen im Lateinschreiben theoretisch und praktisch zu fördern, ungeachtet der vielfachen anerkennenswerthen und dem Stande der Wissenschaft, wie der Methodik entsprechenden Bestrebungen und Leistungen in diesem Bereiche, dennoch nach der in demselben befolgten besonderen Art der Behandlung des Gegenstandes die Berechtigung seines Erscheinens unzweifelhaft in sich schlieſst. Es ist dem Herrn Verf. namentlich darum zu thun gewesen, „Bemerkungen, die, theils in den Lehrbüchern der Stilistik, theils in verschiedenen Uebungsbüchern zerstreut sich findend, den Schülern entweder gar nicht oder erst spät oder nur gelegentlich mitgetheilt werden, — zu sammeln, das gelegentlich Gegebene in einen geordneten Lehrgang aufzunehmen und in einem bestimmten Zusammenhange den Schülern nahe zu legen", ein Ziel, das derselbe mit ebensoviel Fleiſs und Ausdauer als Umsicht und Geschick festgehalten und mit entschieden glücklichem Erfolge erreicht hat. Wenn aber gleicher Zeit der Wunsch, auch aus dem Ergebnisse seiner eigenen Studien das durch langjährige Beobachtung und Erfahrung als bewährt Erfundene auf diesem Wege Andern mitzutheilen, bei dem Herrn Verf. sich geltend machte, so konnte dieſs dem Werke nach dem, was derselbe durch seine ersprieſsliche Thätigkeit auf verwandtem Gebiete der Schule bereits genützt hat, nur sehr zu statten kommen, wie es ihm ersichtlich zu statten gekommen ist. Nächst Befolgung dieser von ihm ausgesprochenen und mit nicht zu verkennender Sicherheit in der Durchführung inne gehaltenen Grundsätze hat Herr Süpfle derartige „Vergleichung beider Sprachen, um einer rein materialistischen Uebertragung aus der einen in die andere nach Möglichkeit zu begegnen, und sachgemäſse Hinweisung auf das Gemeinsame, um das Unterscheidende desto sicherer zu begründen und gleichzeitig jeder der beiden Sprachen ihr Recht zu wahren", in verdienstlicher Weise sich angelegen sein lassen und bei alledem vermieden, die Regeln in dürrer gerippartiger Fassung vorzuführen, dieselben vielmehr in ihrer naturgemäſsen, entweder nur der einen oder beiden Sprachen entsprechenden Entwickelung an einander zu reihen, sorglich Bedacht genommen.

Beigegeben sind, um der Bestimmung des Buches als einer

praktischen Anleitung vollständig nachzukommen. Uebungen zum Uebersetzen, welche von den ersten syntaktischen Regeln an, wenn auch hier zunächst sparsamer, zusammen etwa den vierten Theil des Ganzen betragen und theils in einzelnen Sätzen, theils in zusammenhängenden Stücken bestehen, eine überall wohl bedachte und, obschon wir aus leicht ersichtlichen, der Praxis entnommenen Gründen für gewöhnlich die Verbindung von Lehr- und Uebungsbuch nicht gut heifsen mögen, doch um so schätzenswerthere Vervollständigung für die Ausstattung des Werkes, als durchweg diese Uebungsstücke so angethan sind, dafs die häufig in dergleichen Aufgaben sich bemerkbar machende Leere oder Alltäglichkeit des Inhalts vermieden, der deutschen Sprache in ihrer Eigenthümlichkeit nicht eigentlich zu nahe getreten ist und doch dabei zu weit gehende Zumuthungen, um den jedesmal vorhergehenden Regeln entsprechend das Dargebotene in gutem Latein wiederzugeben, dem Schüler nicht gemacht werden. Eher möchten wir noch glauben, es sei der eigenen Aufmerksamkeit des letzteren hie und da etwas zu wenig anheim gegeben, wohin wir, abgesehen von einzelnen Sätzen, bei denen wohl doch die lateinische Ausdrucksweise mehr, als billig, ins Auge gefafst ist, z. B. S. 93: Wenn wir vor Tagesanbruch ausrücken werden etc., S. 196: Ich will thun, was ihr bittet, zumal wenn es euch beiden angenehm sein wird, S. 347: Wenn etwas vorfallen wird etc., S. 256: Archias — war von solcher Sinnlosigkeit etc., die im Allgemeinen zwar nicht zu zahlreichen, aber doch öfter, als angemessen scheint, wiederkehrenden Bemerkungen unter dem Texte rechnen. Hervorstechenden Werth haben aber *namentlich* die zusammenhängenden Stücke, welche gröfseren *Partieen* von Regeln beigegeben, verhältnifsmäfsig auch umfangreicher sind, als die jedesmal den einzelnen Abschnitten in streng entsprechender Folge beigefügten Uebungsbeispiele. Obgewaltet hat hierbei dieselbe Rücksicht, die unter Anderem in Plan und Anlage des Uebungsbuches zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische für Tertia von Johannes von G r u b e r in einer für dasselbe so empfehlenden Weise zur Anwendung gekommen ist. Dafs die Aufgabe, welche der Herr Verf. als eine besonders wichtige sich gestellt, die stilistische Verwendung der lateinischen Sprache auf die mustergültige Prosa der Römer zurückzuführen, auch bei diesem praktischen Theile des Buches festgehalten ist, wird man nicht leicht verkennen.

Dem Bereiche der vorliegenden ersten Abtheilung des Werkes ist nun in dieser Art zugefallen: 1. Die Lehre von der Congruenz oder Uebereinstimmung der Satztheile, und zwar im weitesten Sinne des Wortes, so dafs dahin die Verbindung des Subjectes mit dem Prädicate, des Attributes mit dem Substantiv, die Uebereinstimmung des Pron. Relat. mit dem Nomen, auf welches es sich bezieht, die Art der Beziehung des Pron. Relat. auf mehrere Nomina und die Apposition, endlich die Congruenz der Frage mit der Antwort gehört; 2. die Lehre von den Casus mit der be-

sonderen Beigabe: Construction der Orts- und Zeitbestimmungen; 3. die Lehre von dem Verbum und seinen Theilen.

In Rücksicht auf Ausführlichkeit ist im Ganzen bei allen diesen Theilen des Werkes das gleiche Verhältnifs beobachtet, nirgends wenigstens eine Abnahme an Lust und Liebe zu der Sache wahrzunehmen, wie viel Mühe und Beharrlichkeit auch die angemessene Durchführung in Anspruch genommen haben mufs.

Eine Andeutung, für welche Klassenstufe das Buch eigentlich bestimmt sei, vermissen wir in dem sonst hinlänglich auf das ins Auge gefafste Ziel hinweisenden „Vorwort". Doch wird dasselbe unzweifelhaft als geeignet zur weiteren Befestigung in der Syntax und zur Einführung in das für die Schule Nothwendige aus der Stilistik, das, soweit als möglich, in organische Verbindung mit dem eigentlich grammatischen Elemente gebracht ist, besonders von Secunda an zum Gebrauche sich empfehlen. Vielfach verwendbar wird dasselbe bei den zahlreichen schätzbaren, nicht selten neuen Bemerkungen in den „Zusätzen" aber auch noch in Prima sein, wo es freilich in so manchen Fällen auch seinem ganzen Inhalte nach eine treffliche Hülfe zur Wiederholung und Vervollständigung des bis dahin Erlernten und Eingeübten mittels erschöpfender und befestigender Verarbeitung bieten wird. Jedenfalls weisen die umfangreicheren zusammenhängenden Aufgaben, etwa von der zweiten Hälfte des Buches an, auf Verwendung in den oberen Klassen hin. Eine dem Ganzen unzweifelhaft zur Empfehlung gereichende mehrfache Vergleichung mit der in früherer Zeit als vortrefflich anerkannten „Anleitung zum Lateinschreiben von Joh. Phil. Krebs" haben wir bei der Durchsicht des freilich in jeder Hinsicht zeitgemäfser ausgestatteten Hülfsbuches nicht von uns weisen können.

Auf Einzelnheiten einzugehen enthalten wir uns, obwohl wir hie und da eine kleine Ausstellung zu machen hätten, z. B. über das Fehlen eines Hinweises auf den Gebrauch von *Nemo* in dergleichen wie *n. Romanus, n. mortalis, n. adolescens, n. alius, n. oratorum* etwa § 11. d), oder auf den Gebrauch des blofsen Determinativ-Pronomens für Etwas, Dinge, Leute und andre Substantiva allgemeinerer Bedeutung ebendas. f), über die nicht bestimmt genug auf den vorherrschenden Gebrauch gerade der Präpositionen *sine* und *cum* zum Ausdrucke attributiver Bestimmungen hinweisende Fassung der „Anmerkung" § 12, über das Bedenkliche in der Wendung *pari se virtute praebere* S. 75 Zus., wo die entsprechende Warnung fehlt, über *recipere sibi aliquid* S. 95. 3), wofür es wohl nur heifsen kann *recipere alicui aliquid*, über die mangelnde Bezeichnung der Aera in dem Satze: *Anno centesimo etc.* S. 243. Anm. 3 und Aehnliches. Ob nicht Manches in der Anordnung und Entwickelung eine genauere Scheidung des Verwandten gefordert hätte, wie ja doch auch auf die synonymischen Verschiedenheiten in sprachlichen Wendungen, ja selbst auf das Eigenthümliche in den einzelnen Stilgattungen vielfach treffend hingewiesen ist, lassen wir für jetzt ebenfalls unerörtert; jedenfalls jedoch hätten wir unter Anderem den Accusat.

der Mafsangabe (das Erstrecken bezeichnend) und den Accusat. des Inhaltes etwas schärfer gesondert gewünscht, als mehrere Beispiele bei genauerer Prüfung ergeben dürften. Wenn wir auf manche Zusammenstellung als besonders zweckmäfsige zuletzt noch hinweisen, wie auf den Zusatz über Auslassung und Ersatz des Determinativ- (nicht Demonstrativ-) Pronomens vor einem Genitiv (S. 34—35), auf den Abschnitt über die Apposition (S. 49—56), über die in der classischen Sprache mit einem Genitiv construirten Participien (S. 181—183), über die Construction der Orts- und Zeitbestimmungen (S. 217—270), so haben wir damit zumeist gerade Derartiges hervorzuheben geglaubt, dafs daraus Jedermann auch ohne gröfseren Zeitaufwand eigene Ueberzeugung dürfte gewinnen können. Etwas dürftig ist mir das Register ausgefallen, dagegen in Betreff des Drucks und Papiers nichts auszusetzen.

Mit Gewifsheit zu erwarten ist nach alledem, dafs, wer nur irgend mit den Uebungen im Lateinschreiben es ernst meint, dem Herrn Verf., ungeachtet der vielen vortrefflichen Hülfsmittel in diesem Gebiete, sich doch für das zu lebhaftem Danke verpflichtet fühlen wird, was er aus der schwer zu bewältigenden Fülle eines sehr umfassenden Lehrstoffes, überall mit praktischem Blick das Wesentliche vor dem Unwesentlichen hervorhebend, in einer Reichhaltigkeit und Vollständigkeit auf verhältnifsmäfsig kleinem Raume geboten hat, die nur selten etwas zu wünschen übrig läfst. Um so mehr hoffen wir aber auch, dafs der ersten Abtheilung des Buches die zweite bald folgen werde, indem wir schliefslich den Wunsch aussprechen, der Herr Verf. möge *in der* gewifs nicht ausbleibenden vielseitigen Anerkennung *auch dieses* seines verdienstvollen Unternehmens eine kräftige Mahnung zur rüstigen Fortsetzung und Vollendung des Werkes finden.

Oppeln. Stinner.

V.

F. Schultz, Aufgabensammlung zur Einübung der lateinischen Syntax. Zunächst für die mittlere Stufe der Gymnasien bearbeitet. Zweite Ausgabe. Paderborn, Schöningh, 1862.

Dies bereits in zweiter Auflage erschienene, vielfach in Schulen eingeführte und bewährte Buch verdient es in hohem Grade, dafs die Aufmerksamkeit der Schulmänner auch an dieser Stelle auf dasselbe als auf ein vortreffliches Hülfsmittel des lateinischen Unterrichts hingelenkt werde. Wir wüfsten unter der Fluth von ähnlichen Uebungsbüchern keines zu nennen, das durchgängig eine

so practische Einrichtung hätte. Für diejenigen Stufen. wo nicht sowohl die Ausbildung des lateinischen Stils, als vielmehr die Einübung der syntactischen Regeln Hauptzweck der Uebungen ist, wird hier ein Uebungsstoff geliefert, der weder zu einfach noch zu verwickelt grade dem Bedürfnisse entspricht. Das Buch ist offenbar selbst aus der Praxis hervorgegangen und an ihr erprobt worden. Die Uebungsstücke sind mit grofsem Tact ausgewählt, ausschliefslich aus dem Umkreise des klassischen Alterthums genommen und an und für sich von einem für die Schüler lehrreichen Inhalt, dabei in einer Form gegeben, die mit leichtester Mühe eine gut lateinische Wendung des Ausdrucks und des Satzbaus wie von selbst ergiebt. Die Gelegenheit zur Anwendung der hauptsächlichsten Regeln wiederholt sich vielfach und auf sehr geschickte Weise. Es ist nicht **ein** Abschnitt, der weniger anspräche. Ganz eben so zweckmäfsig und einfach sind die untergelegten lateinischen Vocabeln, mindestens keine zu wenig, eher vielleicht hier und da eine zu viel. Die Einrichtung ist die, dafs auf Uebungsstücke zur Einübung des Casuslehre (1—126) und der Tempus- und Moduslehre (127—223) Aufgaben im Anschlufs an die lateinische Lectüre folgen (Phädrus. Nepos, Ovid und Caesar 224—346), endlich freie Aufgaben von wachsender Schwierigkeit. zunächst für Quarta (347—382), sodann für Tertia (383—411), zuletzt für Secunda (412—464). — Sei das Buch hiermit bestens empfohlen.

Berlin. L.

VI.

Grundrifs der Geschichte der Philosophie der vorchristlichen Zeit von Professor Dr. Ueberweg. Berlin, Mittler, 1863.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, einen Grundrifs der Geschichte der Philosophie für Studirende zu schreiben, wie er seit dem Veralten des Tennemannschen Compendiums vermifst wurde. Eine Fülle von Material — nur Wesentliches, aber auch nach Möglichkeit alles Wesentliche — soll in diesem Grundrifs geboten werden. damit der mündliche Vortrag zur freien dialektischen Entwicklung der philosophischen Gedanken einen um so unbeschränkteren Spielraum gewinne. Von den zahlreichen Streitfragen, welche noch gegenwärtig die Forscher beschäftigen, sind die wichtigsten insoweit, als es die Form des Grundrisses zuliefs, erwähnt worden. In der Angabe der neuern Literatur hat sich der Herr Verf. Annäherung an Vollständigkeit, in der Angabe der ältern aber eine zweckmäfsige Auswahl des noch nicht ganz Veralteten zur Aufgabe gesetzt. Durch diese literarischen

Notizen nicht minder als durch genaueres Eingehen in die einzelnen Hauptlehren der Philosophen soll sich das Buch von dem weitverbreiteten (meist flüchtig und vorübergehend gebrauchten) Schweglerschen Grundrifs unterscheiden. Nach den einleitenden Abschnitten über den Begriff, die Methode, die allgemeinen Quellen und Hülfsmittel der Geschichte der Philosophie, über die Philosophie der vorchristlichen Zeit, speciell die der Griechen, werden die einzelnen Systeme vorgeführt, vertheilt auf drei Perioden, von welchen die erste die vorsophistische Philosophie umfafst, die zweite von den Sophisten bis auf die Epikureer und Stoiker geht, die dritte von den Neuplatonikern und ihren Vorgängern ausgefüllt wird; als innere Merkmale der drei Perioden werden angegeben bei der ersten Vorherrschaft der Kosmogonie, bei der zweiten Begründung und Vorherrschaft der Anthropologie als Lehre vom denkenden und wollenden Subject in Logik und Ethik, bei der dritten Vorherrschaft der Theosophie. Als Anhang ist eine Tabelle über die Succession der Scholarchen nach Zumpts Entwurf beigefügt.

Dem Buche brauchen wir schwerlich eine grofse Verbreitung erst zu wünschen; es hat dieselbe wohl vom Tage seines Erscheinens gefunden und verdient sie immer mehr zu finden. Es ist die Frucht einer scharfsinnigen und umsichtigen Gelehrsamkeit, hervorgewachsen aus dem gediegenen Studium von Schleiermacher, Ritter, Brandis, Zeller, Trendelenburg u. a., sowie in mehreren Partieen aus den eignen selbständigen Arbeiten des Verfassers. In ausgewählter Gelehrsamkeit, geschickter Zusammenfassung und gründlicher Unparteilichkeit erinnert das Buch vielfach an die klassischen Compendien de Wette's in der Theologie. — In das Einzelne einzugehen erlaubt die Fülle des verarbeiteten Stoffs nicht; Weniges wollen wir, zustimmend oder widersprechend, herausheben, an dem die Art des Buches mag erkannt werden. Als dem gemeinsamen Grundzug in den mannichfachen Auffassungen der Philosophie entsprechend wird die Definition gegeben: Die Philosophie ist die Wissenschaft der Prinzipien; durch Betonung des Wortes Wissenschaft, diese gedacht als strenge, präcise, deutlich entwickelnde Beweisführung, wird dann die „sogenannte orientalische" Philosophie ausgeschlossen von der vorliegenden Darstellung und ausschliefslich der Religionsgeschichte überwiesen; wie uns scheint, mit Unrecht. Wir läugnen nicht, die orientalische Philosophie vor oder mitten unter die griechischen Lehren gestellt nimmt sich fremdartig und auffallend aus; aber die Geschichte ist nicht blos eine Entwickelung der Dinge nach einander, häufig treten bedeutende Erscheinungen und Ereignisse, durch weite Räume getrennt, zeitlich neben einander auf, und so müssen wir uns entschliefsen, sie, so fremd sie gegen einander gehalten aussehen, doch neben einander zu stellen. Will man im vorliegenden Fall eine mehr innerliche Verknüpfung, so kann man der orientalischen Philosophie ihre Stellung vor den Neuplatonikern anweisen, da es mehr als wahrscheinlich ist, dafs diese synkretistische Zeit ihr offenbarungsdürstiges Bewufstsein

auch aus Zuflüssen Indiens gesättigt hat. Philosophie bleiben z. B. die indischen Lehren trotz ihrer Verwandtschaft mit der Religion so gut wie die Neuplatoniker, Scholastiker, Mystiker und die diesen Verwandte. Die Art der schulmäfsigen Begründung ist unbeholfener in Indien als bei uns, aber in den Hauptsachen dieselbe: fast möchte es sogar für die Auffassung und Würdigung mancher Lehren der neueren Philosophie heilsam sein, diese neben ihrer abendländischen wissenschaftlich ernsten Gewandung in ihrer orientalischen grotesken Unverhülltheit zu schauen. Ungeachtet des grundsätzlichen Fernhaltens dieses Theils der Philosophie hat der Herr Verf. die hauptsächlichen einschlagenden Werke angeführt, etwas kurz und ohne jeden Wink, was man in der einzelnen zu suchen habe; ein Wort z. B. über Röth's seltsames Unternehmen wäre nicht ungeeignet gewesen. Um so vortrefflicher sind im § 4 die Hauptwerke über die Gesammtgeschichte der Philosophie charakterisirt; namentlich das über Tennemann, Ritter, Reinhold, Hegel Gesagte giebt in aller Kürze einen guten Einblick in die eigenthümliche Art, wie jeder der Genannten die Aufgabe gefafst und ausgeführt hat. — In den allgemeinen Uebersichten über ganze Zeiten und Bildungsstufen hat sich der Herr Verf. häufig und mit Bewufstsein den von Hegel oft mit unverkennbar grofsem Blick aufgestellten Ansichten angeschlossen, aber sie vielfach im Ausdruck gemildert und der Wirklichkeit näher gebracht. — Empfehlenswerth sind die nicht seltenen Hinweise auf das Fortwirken mancher Lehren in der späteren philosophischen Entwicklung, wie solche Hindeutungen z. B. bei Zenons Beweisen gegen die Realität der Bewegung gegeben sind. Sehr mit Recht werden der Darstellung der ältesten Philosophen die auf die einzelnen bezüglichen Stellen des Aristoteles zum Grunde gelegt. Bei Sokrates machen wir aufmerksam auf die S. 55 in der Anmerkung mit meisterhafter Kürze und Deutlichkeit gegebene Zusammenfassung von Schleiermachers Abhandlung über den Werth des Sokrates als Philosophen. Die eigenen Studien des Verf. treten am meisten bei Platon hervor. Die Frage nach der zeitlichen Aufeinanderfolge der Dialoge und deren inneren Gründe ist mit präciser Ausführlichkeit erörtert, und alle Ansichten sind mit anerkennenswerther Unparteilichkeit erwogen. Selbst die gewöhnlich als unzweifelhaft sicher angenommene Voraussetzung, dafs die kleineren Dialoge, welche die Ideenlehre nicht enthalten, am frühesten verfafst seien, wird nicht unbedingt behauptet; wie mifslich ein solcher Kanon ist, leuchtet ein, wenn man sich erinnert, dafs gerade die eigenthümlichsten Anschauungen, die Fundamentallehren der Philosophen oft diejenigen gewesen sind, welche ihnen am ehesten feststanden. Den Parmenides hält Ueberweg, wie aus seinen platonischen Untersuchungen bekannt ist, für unächt; in einem Nachwort zu dem vorliegenden Grundrifs hat er sich beeilt, dem gleichen Urtheil Schaarschmidts über den Sophisten (und damit auch den Politicus) sich, wie es scheint, anzuschliefsen; damit hat er den bedenklichen Schritt gethan, die

Regel zu verlassen, nach welcher die durch aristotelische Zeugnisse gestützten platonischen Schriften als ächt gelten.

Mit vorzüglicher Klarheit und Gedrängtheit hat der Verf. auf 26 Seiten die Aufgabe gelöst. die reichverzweigten aristotelischen Hauptlehren zusammenfassend darzustellen; im Katharsisstreit hat sich Ueberweg seine eigene Stellung genommen; er fafst *κάθαρσις* mit Bernays pathologisch und rettet die ethische Wirkung durch die *σπουδαία πρᾶξις* im Anfang der Definition der Tragödie. Es wird das schwerlich Beifall finden; als *πρᾶξις σπουδαία* wird die Tragödie der *πρᾶξις γελοία* der Komödie entgegengestellt; ihre specifische Wirkung hat man naturgemäfs in den Worten zu suchen *δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν*; sollte die Wirkung schon in *σπουδαία πρᾶξις* vorweggenommen sein, so würde eine weitere, zur Hauptwirkung hinzutretende, wie sie dann in den Worten *δι' ἐλέου καὶ* u. s. w. nachgetragen wäre, vor diesen Worten ein *ἔτι* oder *προςέτι* wünschenswerth machen. Die Herbeiziehung von *διαγωγὴ* und die Vergleichung mit Kants uninteressirtem Wohlgefallen drängt die ethische Wirkung mehr zurück, als es sie hervorhebt; bei Kant ist die nächste Wirkung ästhetisch. bei Aristoteles nach Bernays starkem, modernem und darum etwas verwirrendem Ausdruck pathologisch, bei beiden ist die sittliche Wirkung da, aber *κατὰ συμβεβηκός*. — Dem Epikureismus ist von Ueberweg eine zu grofse wissenschaftliche Berechtigung zugestanden; in der Gestalt der Schule hat er diese nicht verdient; in ihm ist kaum ein Streben nach einer Objectivität, sondern ein Vorliebnehmen mit kunstloser, träger Sensualität; wie grob und wie schwach sind viele der epikureischen Beweise in der Erkenntnifslehre; Ueberweg selbst hat nicht unterlassen, dies an geeigneter Stelle zu erinnern. Die Vergleichung mit neueren Erscheinungen und Kämpfen in der Wissenschaft hat den Verfasser hier zu irreleitenden Ausdrücken geführt. Wie kann man dem Epikureismus ein Streben nach wissenschaftlicher Strenge nachrühmen. da es gerade in der Physik, wo seine allgemeinsten Grundsätze am fruchtbarsten sich verwenden liefsen, so ärmlich und zum Theil so kläglich mit ihnen bestellt blieb. Von den neueren Philosophen ist seit Baco dem Epikureismus manches halb und halb anerkennende Wort gesagt worden. welches streng genommen seinem ideal gefafsten Prinzip gegolten hat, nicht dem Ausdruck und der Darstellung, die dieses Prinzip in der bestimmten Schule gefunden. Als ein Beispiel des besonnenen Urtheils, welches den Verf. auszeichnet, mag uns gelten, was er über Cicero als philosophischen Schriftsteller sagt; wir schliefsen uns seinen Auseinandersetzungen gern an. Man mag immerhin mit Lessing keinen Geschmack an der Philosophie Cicero's finden, viel Flüchtigkeit und Ungenauigkeit in seinen Referaten aufzeigen, des Mannes wesentlich von praktischem Bedürfnifs geleitete Denkweise hat ihn zu allen Zeiten in der Geschichte der Philosophie einflufsreich werden lassen. — In den literarischen Notizen zur jüdisch-alexandrinischen Philosophie § 63 vermissen wir ungern die zu-

verlässige und reichhaltige Geschichte des Judenthums und seiner Sekten von Jost, deren erster Band hierher gehört, und das Beispiel von jüdischer moral-philosophischer Poesie, welches Bernays in den Pseudo-phokylideis entdeckt hat. — Die neupythagoräische und neuplatonische Theosophie ist mit genügender Ausführlichkeit in ihren einzelnen Vertretern abgehandelt. — Mit Vergnügen sehen wir der Fortsetzung des Werkes entgegen, welches die Philosophie der christlichen Zeit in ähnlicher Behandlung bringen wird.

Berlin. Julius Baumann.

VII.

Dr. A. Wüllner, Director der Provinzial-Gewerbeschule zu Aachen. Lehrbuch der Experimentalphysik. 1. Bd. 2. Abth. Die Lehre vom Lichte. S. 603—1063. (Vgl. Jahrg. XVI dieser Zeitschr. S. 879.)

Wir brauchen, auf unsre erste Anzeige verweisend, hier nur anzuführen, dafs der Verf. auch diese Abtheilung nach den dort bezeichneten Principien bearbeitet hat. Während er im Anfange die beiden Lichttheorien parallel neben einander hinführt und zeigt, wie durch beide sich die wesentlichsten Gesetze der Spiegelung und Brechung mehr oder weniger leicht erklären lassen, verläfst er, nachdem er durch das *experimentum crucis*, welches Foucault 1854 anstellte, die Unzulässigkeit der Emissionstheorie als erwiesen ansieht, dieselbe, um in den folgenden Abschnitten die Erscheinungen nur nach der Undulationstheorie zu erklären. Gehen wir noch kurz die einzelnen Abschnitte durch, so ist es zu bedauern, dafs der Verf. sein Manuscript wahrscheinlich schon zu früh abgeschlossen hatte, um noch den neuesten Foucaultschen Versuch von 1862, der die Lichtgeschwindigkeit und dadurch die Sonnenweite wesentlich anders bestimmt, aufzunehmen. Eine Erwähnung wäre aber doch wohl noch möglich gewesen. Die Behandlung der sphärischen Hohlspiegel ist recht weitläuftig, ohne das Gewöhnliche irgend zu überschreiten oder genauer zu geben. Eine Erwähnung der classischen optischen Zeichnungen von Engel und Schellbach wäre wohl an der Stelle gewesen. Auch liefs sich die sphärische Aberration leicht und elementar in einer viel bestimmteren Fassung nachweisen, wie es z. B. von Kohl in seinen physikalischen Aufgaben geschehen ist. Desto trefflicher behandelt der Verf. die Linsen, bei denen er nach dem Vorgange von Quintus Icilius nicht die Dicke vernachlässigt und die schönen Gaufsischen Resultate aufgenommen hat. Nur hätten

wir gewünscht, dafs er daneben der elementarer gehaltenen und gleich vortrefflichen Arbeit von Grebel (Progr. von Zeitz 1843) gedacht, und ebenso bei Gelegenheit der Combination von centrirten Linsen die neuesten Arbeiten von Kummer beachtet hätte, die zu mehreren sehr einfachen Resultaten geführt haben. Besonders reichhaltig ist das Kapitel von der Wahrnehmung des Lichtes. Wie der Verf. in der Lehre vom Schall sehr ausführlich auf das Gehör- und Stimm-Organ eingegangen, so giebt er hier die Resultate der Listingschen und Helmholtzschen physiologischen Untersuchungen, verläfst für die Irradiation die bisher gröfstentheils von den Physikern angenommene Plateausche Ansicht und giebt der von Helmholtz besonders unterstützten Welckerschen Theorie den Vorzug. Ebenso theilt der Verf. ausführlicher die Theorie von Wrede und Stockes in Bezug auf Absorption und Fluorescenz der Lichtstrahlen mit. Die Behandlung der Partien über Polarisation und Interferenz möchte sich dagegen von der wenig unterscheiden, die man in dem ähnliche Zwecke verfolgenden Lehrbuch von Quintus Icilius findet.

Züllichau. Erler.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

I.

Auszüge aus den Verhandlungen des Berlinischen Gymnasial-lehrer-Vereins (September).

Da die Juli-Sitzung der Sommerferien wegen ausgefallen, und an die Stelle der August-Sitzung eine nur für gesellige Zwecke bestimmte Zusammenkunft getreten war, konnte die von Herrn Hollenberg im Juni angeregte Discussion über den Unterricht in der philosophischen Propädeutik erst jetzt fortgesetzt werden. In seiner 4ten These vertheidigte der Vortragende den Satz, dafs für propädeutische Betrachtungen nur solche Stoffe zu verwenden seien, die dem Schüler schon aus dem vorangegangenen Schulleben und Unterricht bekannt wären, und sprach zugleich den Wunsch nach einem Lehrbuche aus, in dem das für die Logik, Psychologie und Ethik nöthige Material und eine ausreichende Menge von Beispielen gegeben wäre, da doch ein Lehrer nur schwer den ganzen Bildungsstoff der Schule übersehen könne und ihm, selbst wenn dies der Fall sei, die erforderlichen Beispiele z. B. für die empirische Psychologie und die Ethik nicht leicht zufliefsen würden; die Trendelenburgischen Elemente genügten für diesen Zweck nicht ganz, da sie nur dem logischen Theile der Propädeutik gewidmet seien, und die schwierige, über das schulmäfsige Griechisch hinausgehende Form der dort gegebenen Fragmente des Aristoteles, die den Verfasser selbst zu doppelter Uebersetzung genöthigt habe, dem Unterricht sachliche Schwierigkeiten mache.

Die Versammlung pflichtete nach einer eingehenden Besprechung dem Vortragenden in allen Punkten, so wie auch in der nachträglich von ihm aufgestellten Ansicht bei, dafs, wenn nicht besondere Erwägungen im Wege stünden, dem Lehrer des Deutschen auch der Unterricht in der Propädeutik zu übertragen sei; indessen wurde doch auch von einigen Seiten hervorgehoben, dafs der Stil des Aristoteles der klassische Ausdruck für die Logik sei, und die Ansicht ausgesprochen, dafs vielleicht die beregten Schwierigkeiten mehr in dem Inhalt als in der griechischen Form zu suchen sein möchten.

Die letzte These endlich verlangte, dafs die Schwierigkeiten des Gegenstandes den Unterricht in der philosophischen Propädeutik nicht zu einem blofs facultativen herabsetzen dürften, denn für den Lehrer sei mehr Vielseitigkeit der Kenntnisse und Interesse für die Schüler

als aufserordentlicher Scharfsinn und ein ausgedehntes philosophisches Studium nöthig; nur wenn die übrige Beschaffenheit des Gymnasiums so schlecht sei, dafs sich kein Lehrer um seinen Vorgänger kümmere, und das in den unteren und mittleren Classen Gelernte in den oberen nicht mehr fest im Gedächtnisse sei, werde die philosophische Propädeutik keinen Erfolg haben und die Hohlheit des Wissens nur vermehren. Die Versammlung erkannte an, dafs der Schüler, um von der Propädeutik Nutzen zu haben, zwar auf seinen Gebieten heimisch sein und eine bestimmte Menge Wissens beherrschen müsse, doch wurde auch andrerseits hervorgehoben, dafs nicht Alles, z. B. der Zusammenhang der gelesenen Werke, im Gedächtnisse fixirt werden könne und dafs selbst bei geringerer Gymnasialbildung das Wenige durch die philosophische Propädeutik zusammengefafst werden könne, auch wurde von einigen Seiten gewünscht, dafs in Ermangelung eines befähigten, philosophisch durchgebildeten Lehrers lieber ganz von dem Unterricht Abstand genommen werden möchte, da durch eine zu trockene, den Stoff nicht hinlänglich beherrschende Behandlung die Philosophie dem Schüler leicht ganz verleidet werden könne.

Berlin. F. Haecker, z. Z. Schriftführer.

II.

Zu Xenophon und Isocrates.

Xen. Anab. 1, 2, 11: *ἐλπίδας λέγων διῆγε.* Kühner: *de locatione ἐλπίδας λέγειν Menkius apte comparat Soph. O. R.* 917: *εἰ φόβους λέγοι.* Ebenso passend ist zu vergleichen Plut. Nic. 12 *προφάσεις λέγειν*, Marius 30, Demetr. 19 *πρόφασιν λέγειν.* — 6, 1, 11: *ᾖεσάν τε ἐν ῥυθμῷ πρὸς τὸν ἐνόπλιον ῥυθμὸν αὐλούμενοι.* Zu den Stellen bei Kühner füge ich noch Plut. Marcell. 22 *περισαλπιζόμενος* und Arr. An. 6, 28, 1 *καταυλούμενος.*

Isocr. 4, 150: *πρὸς μὲν τὸν πόλεμον ἐκλελυμένος.* Damit vgl. ich Plut. Arat. 47: *ταῖς διανοίαις ἐκλελυμένους πρὸς τὸν πόλεμον*, und mit der von O. Schneider angezogenen Stelle Marius 36 *τῷ σώματι πρὶν ἐκλελύσθαι παντάπασι*, und Eumen. 16 (Lucian Nigr. 36: *τὰ βέλη ἐκλυθέντα καταπίπτει*). — 4, 155: *τὰ τῶν θεῶν ἕδη καὶ τοὺς νεώς*, die von O. Schneider citirten Bücher sind mir nicht zugänglich; aus Plutarch habe ich mir angemerkt Arist. 20: *τὸ ἱερὸν καὶ τὸ ἕδος*, Pericl. 13, Sol. 12, Alcib. 34. — 5, 145: *μικροῖς πολιχνίοις.* Für *μικρὸν χωρίον*, sofern *χωρίον* „seine Deminutivbedeutung ganz verloren hat“, ist auch Plut. Syll. 30 ein Beleg. Vgl. auch Xen. Cyr. 1, 4, 11.

Fünfte Abtheilung.

Vermischte Nachrichten über Gymnasien und Schulwesen.

Die 22. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Meifsen.

Nach dem Beschlusse der vorjährigen Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Augsburg war Meifsen zum Orte der Zusammenkunft für die 22. Versammlung ausersehen und Rector Dr. Franke aus Meifsen zum Präsidenten, Dir. Dr. Dietsch aus Plauen zum Vicepräsidenten gewählt worden. Als Zeit der Versammlung waren die Tage vom 28. September bis zum 2. Oktober d. J. bestimmt.

Der gröfste Theil der Gäste traf am 28. September in der reizend gelegenen Stadt ein, deren Häuser im Schmucke von deutschen und sächsischen Fahnen prangten. Mit der liebenswürdigsten Gastfreundlichkeit wurden sie von den Bewohnern Meifsens aufgenommen und während der Zeit der Versammlung beherbergt, wofür wir auch hier unsern herzlichen Dank öffentlich aussprechen. Die Präsenzlisten, welche während der Versammlungstage ausgetheilt wurden, nennen 313 Mitglieder der Versammlung. Von Interesse möchte die Vertheilung derselben auf die verschiedenen Länder sein; aus dem Königr. Sachsen fanden sich 145, aus Preufsen 101 Philologen und Schulmänner ein; alle übrigen deutschen Staaten waren nur schwach vertreten, Oestreich sandte 9, Baiern 8, ebensoviel alle Thüringischen Lande zusammen, Grofsh. Hessen 5, Hannover 4, die übrigen Staaten noch weniger Mitglieder. Die aufserdeutschen Länder waren durch 20 Mitglieder vertreten, von denen die Hälfte aus Rufsland kam.

Die erste allgemeine Sitzung begann am 29. Sept. Vormittags 9 Uhr in dem Festsaale der Königl. Landesschule zu St. Afra. Nachdem der Präsident Franke die Versammlung im Namen der Königl. Staatsregierung, der Stadt Meifsen und der altberühmten Schule, in deren Räumen sie tagte, begrüfst hatte, schritt man zur Wahl des Bureaus und erledigte einige andre geschäftliche Sachen. Hierauf ergriff Vicepräsident Dietsch das Wort und hob insbesondere hervor, dafs auf Grund des vorjährigen Beschlusses bei der diesjährigen Versammlung versuchsweise der 1. und 4. Tag zu den allgemeinen Sitzungen, der 2. und 3. aber den Sectionen zu ihren Verhandlungen ausschliefslich überlassen werden solle. Auf der Tagesordnung standen Vorträge des Dir. Dr. Dietsch über Lessing als Philologen und des Prof. Dr. Curtius aus Leipzig über die localistische Casustheorie.

Dietsch entwickelte das Verhältnifs des berühmten Zöglings der Afrania, G. E. Lessing, zu der Philologie aus seinem Leben und seinen zahlreichen Schriften; er trat insbesondere gegen die Darstellung der bisherigen Biographen Lessing's in einzelnen Punkten auf; so suchte er nachzuweisen, dafs die Afrania einen positiven Einflufs auf die Bildung des Knaben gehabt habe, wie Lessing denn selbst geäufsert hat, wenn ihm etwas von Gründlichkeit und Gelehrsamkeit anhafte, so verdanke er es dem Unterricht auf der Fürstenschule; ferner zeigte Redner, dafs sich Lessing schon in Leipzig dem französischen Geschmack, welcher damals in der deutschen Literatur herrschte, entgegengestemmt und die Literatur durch Zurückführung auf die altclassische Einfachheit zu reinigen gesucht habe. Wollte man Lessing irgend einer wissenschaftlichen Disciplin zutheilen, so müsse man ihn mit einem früheren Biographen einen Philologen nennen. — An der kurzen Debatte, die sich an diesen Vortrag anschlofs und meist auf Nebenpunkte, z. B. die Auffassung der Laokoonsgruppe, Bezug nahm, betheiligten sich **Overbeck**, **Bursian**, **Eckstein** u. a., von denen insbesondere letzterer gegen die Ansicht auftrat, als sei Lessing schon in Leipzig gegen das Franzosenthum der deutschen Literatur aufgetreten.

Hierauf sprach Prof. Dr. **Curtius** aus Leipzig über die localistische Casustheorie mit besonderer Rücksicht auf das Griechische und Lateinische. Er trat mit der gröfsten Entschiedenheit gegen die localistische Auffassung der Casus, wie sie besonders von Hartung ausgeführt ist, auf und entwickelte auf Grund einer Verbindung von syntaktischer und sprachvergleichender Methode seine Ansicht dahin, dafs er in der Endung des Nominativs das Suffix *sa* (hier), in der des Accusativs das Suffix *amu* (dort) erkenne. — Dagegen bewies Prof. Dr. **Lange** aus Giefsen durch Aufstellung einer neuen localistischen Casustheorie, die er als einen unbestimmten Localismus bezeichnete, dafs durch Widerlegung der Hartung'schen Theorie das localistische *Princip* selbst noch nicht umgestofsen, dafs dieses vielmehr auch *vom* psychologischen Standpunkt aus durchaus begründet und *allein* berechtigt sei. Es begründeten sodann ihre Ansichten Dir. Dr. **Ahrens** aus Hannover in einer die beiden vorigen vermittelnden Weise und Dr. **Steinthal** aus Berlin von psychologisch-speculativem Standpunkt aus.

Nach dem Schlusse dieser Sitzung constituirten sich in den ihnen eingeräumten Localen der Landesschule die Sectionen, deren jetzt vier sind: die pädagogische, orientalistische, germanistische und archäologische.

Nachmittags fand das grofse gemeinsame Festmahl in dem wahrhaft künstlerisch ausgeschmückten Saale des Gasthauses zur Sonne statt. Der erste Toast des Präsidenten **Franke** galt Sr. Majestät dem König von Sachsen, der folgende des Staatsministers Dr. **von Falkenstein**, welcher auch der ersten allgemeinen Sitzung beigewohnt hatte, der Philologie als der Königin der Wissenschaften. Die sich hieran anschliefsenden zahlreichen Toaste, von denen wir nur den des Prof. Dr. **Halm** aus München auf das gesammte deutsche Vaterland, den des Bürgermeisters **Hirschberg** von Meifsen auf die Philologenversammlung, den auf die anwesenden und nicht anwesenden Frauen Deutschlands, den auf die jüngere Schwester der Philologen: die germanistische Section, hervorheben, verschollen schon theilweise unter dem Rauschen der Musik und der Festfreude. Während des Festmahles wurden telegraphische Grüfse an Böckh, Welcker, Döderlein, Schömann, Bekker und Ritschl abgesandt.

An dem zweiten Tage, dem 30. Sept., fanden die Sectionssitzun-

gen statt, über die wir nachher berichten werden. Die gesammte Versammlung war auf 10 Uhr zu der Eröffnung der germanistischen Section eingeladen. Der Vorsitzende derselben, Prof. Dr. Zarncke aus Leipzig, begrüfste zunächst die anwesenden Germanisten und dankte hierauf allen Anwesenden für ihre Theilnahme bei der Feier des Andenkens des jüngst dahingegangenen Jakob Grimm, zu der sie auf diese Stunde eingeladen waren. In ebenso anspruchslosen wie tief ergreifenden Worten schilderte er nun die Wirksamkeit dieses Mannes für die deutsche Sprache und Alterthumskunde, des Mannes, dessen schönes Auge sich nun geschlossen, der nun nicht mehr die Jünger der deutschen Wissenschaft mit Rath und That, wie er stets gepflegt habe, unterstützen könne; so möge denn sein Geist die Verhandlungen der germanistischen Section umschweben. — Indem Redner ferner darauf hinwies, dafs die Germanisten in Verbindung mit den romanistischen Gelehrten sich einen gröfseren Wirkungskreis schaffen könnten, und die Hoffnung aussprach, dafs künftig auch die Romanisten recht zahlreich an der germanistischen Section Theil nehmen möchten, las er ein Antwortschreiben des Königs von Sachsen auf die an ihn ergangene Einladung zur Theilnahme an den Sitzungen der Section vor, in welchem derselbe seine Freude ausdrückte, dafs man einer Arbeit seiner früheren Mufse mit Anerkenntnifs gedacht habe; sowenig er sich für befähigt halte, in dem Kreise so ausgezeichneter Gelehrten etwas zur Förderung der Sache beitragen zu können, sowenig würde er sich der freundlichen Einladung entziehen, wenn er nicht anderweitig abgehalten sei; auch abwesend würde er den Arbeiten der germanistischen Section mit Interesse folgen.

Durch die Munificenz desselben Königs war den zu Meifsen Versammelten die Gelegenheit gegeben, an dem Nachmittage dieses Tages mit einem Extrazuge nach Dresden zu fahren, um das Theater zu besuchen. Nach der Ankunft des Zuges in Dresden besuchte die Mehrzahl unter gütiger Führung der Herren Proff. Hettner und Schnorr von Carolsfeld die Antikensammlung des Japanischen Palais, die Mengs'sche Sammlung von Gypsabgüssen und die Gemäldegallerie, welche zu diesem Zwecke geöffnet waren. Abends fand, nachdem eine Deputation der Philologen von dem Könige huldreich empfangen worden war, in dem in allen Räumen überfüllten Hoftheater die Aufführung des Sophokleischen Oedipus auf Kolonos statt, welcher zum ersten Mal über die Dresdener Bühne ging. Bei dem Eintritt des Königs in seine Loge wurde er von dem Philologenverein mit einem dreifachen Hoch, welches Präsident Franke ausbrachte, empfangen. Da wir uns hier nicht auf eine kritische Besprechung der Aufführung einlassen können, wollen wir nur bemerken, dafs der Fleifs und die Sorgfalt, mit der alle Mitwirkenden den Geist dieses antiken Schauspiels zu erfassen und dem Publicum vorzuführen suchten, sowie die ganze Inscenirung des Stückes alle Anerkennung verdienten, und dafs hierdurch unterstützt die classische Hoheit der Sophokleischen Kunst gewifs einem jeden der Zuschauer sich lebendig vergegenwärtigte. Nach dem Theater vereinigte man sich zu fröhlicher Besprechung der an diesem Tage dargebotenen Genüsse in dem Belvedère der Brühl'schen Terrasse, bis ein Extrazug tief in der Nacht die Versammelten in ihre gelehrte Residenz wieder zurückführte.

Da schon während der Versammlungstage die Unhaltbarkeit des vorjährigen Beschlusses, nach welchem nur am 1. und 4. Tage allgemeine Sitzungen gehalten werden sollten, eingeleuchtet hatte, war auf den dritten Tag, den 1. Oktober, Morgens 8 Uhr, die zweite allgemeine Sitzung anberaumt. In derselben trat zuerst Dr. Steinthal

aus Berlin auf, um über die Beziehung der Philologie zur Psychologie zu sprechen; in geistvollem Vortrag wies er auf die Wichtigkeit der Psychologie für die Philologie hin und erläuterte dieselbe durch viele Thatsachen und Beispiele; insbesondere zeigte er, wie alle Disciplinen der classischen Alterthumskunde darnach streben müfsten, die Erscheinungen in den von ihnen behandelten Gebieten auf den Volksgeist zurückzuführen und aus ihm abzuleiten.

Prof. Dr. Gosche aus Halle sprach hierauf über eine Anzahl von phrygischen Inschriften, welche sich auf einer Steindrucktafel zusammengestellt in den Händen der Mitglieder befanden. Anknüpfend an die Untersuchungen von Osann, Lassen und Mordtmann, unterschied er zwei Gruppen, eine der Zeit nach jüngere und eine ältere; die Gruppe der jüngeren Inschriften zeigte eine merkwürdige Verwandtschaft mit dem Armenischen und erklärte sich fast durchgängig aus jener Sprache. Auf Grund der so erklärten jüngeren Inschriften suchte Redner auch die älteren zu entziffern, wobei sich natürlich viel gröfsere Schwierigkeiten geltend machten. Schliefslich machte er Schlüsse auf die gemeinsame Abstammung des Phrygischen und Armenischen aus dem Iranischen und wies auf die Wichtigkeit dieses Verhältnisses für die Erkenntnifs des phrygischen Alterthums überhaupt hin.

An dem Nachmittage wurde zunächst der herrliche Dom besichtigt. Hierauf wurde ein gemeinsamer Spaziergang nach dem das schöne Elbthal überragenden Siebeneichen unternommen, von wo man in das jenseitige Thal nach der Altenburg herabstieg. Abends fanden in verschiedenen Localen der Stadt heitere Zusammenkünfte statt; insbesondere mag die muntere Gesellschaft im Rathskeller mit ihren Erinnerungen an das classische Alterthum wie an das moderne Studententhum ihren zahlreichen Theilnehmern noch lange in freundlichem Gedächtnifs bleiben.

Die dritte allgemeine Sitzung begann am 2. Oktober Morgens 9 Uhr unter dem Vorsitze des Vicepräsidenten Dietsch. Nachdem dieser einige Geschäftssachen erledigt, insbesondere einen Grufs von Döderlein aus Erlangen, welcher auf das an ihn ergangene Telegramm erfolgt war, vorgelesen hatte, gab er dem Rector Dr. Eckstein aus Leipzig das Wort. Dieser beantragte, dafs man den Beschlufs der vorjährigen Versammlung hinsichtlich der Vertheilung der allgemeinen und Sectionssitzungen, weil er sich als unhaltbar erwiesen habe, für die künftigen Versammlungen wieder zurücknehmen solle; die Abstimmung ergab fast Stimmeneinhelligkeit für diesen Antrag. Sodann theilte derselbe im Namen der Commission, welche über den nächstjährigen Versammlungsort zu berathen hatte, mit, dafs man Hannover als Ort der 23. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner vorschlage und, wenn diese Wahl genehmigt würde, die Herren Dir. Dr. Ahrens und Dr. Grotefend daselbst als Präsidenten; beide Vorschläge wurden von der Versammlung einstimmig angenommen. Hierauf ging man zur Tagesordnung über.

Prof. Dr. Schwabe aus Giefsen sprach zuerst über die Wiederauffindung Catull's im 14. Jahrh. Er wies ebenso scharfsinnig wie überzeugend nach, dafs die älteste der uns erhaltenen Handschriften Catull's, der cod. Germanensis, die erste, von 1374—1375 gemachte, Abschrift aus der schon ums Jahr 900 gekannten, dann verschwundenen und zwischen 1300 und 1334 in Verona wieder aufgefundenen Urhandschrift sei.

Hierauf folgte der Vortrag des Prof. Dr. Lange aus Giefsen über die *transitio ad plebem*. Er begründete seine Ansicht über die Form derselben gegen Mommsen dahin, dafs zu der *transitio ad plebem* er-

stens *arrogatio*, zweitens *emancipatio* nothwendig gewesen sei; da aber, wie sonst bei der *arrogatio* stets der Fall war, bei der *transitio ad plebem* der Name nicht gewechselt worden sei, so müsse es eine blofse *arrogatio fiduciae causa* gewesen sein, daher auch die dabei stattfindende *detestatio sacrorum* nur *fiduciae causa* geschehen sei; den ganzen Vorgang rechtfertigte Redner durch Vergleichung mit der sonst bekannten *coemtio fiduciae causa*. An der kurzen Debatte betheiligten sich Prof. Dr. Rein aus Eisenach und Prof. Dr. Linker aus Lemberg.

Den letzten Vortrag hielt Prof. Dr. Linker über Horat. Epod. 16. Durch Ausscheidung einiger für unecht erklärten Verse gelangte er zu dem Resultate, dafs das Gedicht aus 3 × 5 vierzeiligen Strophen bestehe. Hierauf behandelte er noch einige Stellen des Gedichtes, insbesondere die *caerulea pubes Germaniae*, unter welcher er nicht die blauäugige Schaar der Germanen, sondern die tättowirte Schaar der Gallier verstand. — In der sich anschliefsenden Debatte kann Prof. Dr. Bursian aus Leipzig die sprachlichen Bedenken gegen die Erklärung: blauäugige Schaar, Dir. Dr. Eckstein die Bedenken gegen die Hand des Dichters in den beiden Versen *Aemula* — *Allobrox* nicht theilen, und gibt Prof. von Leutsch aus Göttingen auf Vorhalt seine Ansicht über die Strophenabtheilung bei den alten Dichtern überhaupt, wie insbesondere bei Horaz in kurzen Zügen zu erkennen.

Vicepräsident Dietsch theilt hierauf den Beschlufs der germanistischen Section hinsichtlich eines Denkmals für Jac. Grimm mit, in Bezug auf welches mit Nächstem ein Aufruf an die deutsche Nation erlassen werden und die nächstjährige Versammlung weitere Bestimmungen treffen solle, und beschliefst dann mit herzlichen Abschiedsworten die Verhandlungen.

Prof. Dr. Haase aus Breslau sprach endlich im Namen der Versammlung den Dank gegen die hohe Staatsregierung, die Stadt Meifsen, die beiden Präsidenten und Schriftführer der Versamlung aus und weihte ihnen ein dreifaches Hoch, in welches die Versammlung freudig einstimmte.

Verhandlungen der pädagogischen Section.

Die pädagogische Section hielt 2 Sitzungen unter dem Vorsitze des Dir. Dr. Eckstein, am 30. September von 8—10 Uhr und am 1. Oktober von 10—12½ Uhr. Wegen der Kürze der Zeit konnten von den vielen Thesen, welche als Stoff für die Verhandlungen vorlagen, nur zwei zur Sprache gebracht werden: 1) Thesen, die öffentlichen Examina und Schulfeierlichkeiten betr., von Dir. Dr. Klix aus Glogau, und 2) Thesen, die Verbindung der Geschichte und Geographie beim Unterricht in den höheren Classen betr., von Prof. Dr. Fofs aus Berlin.

Die Thesen über die öffentlichen Examina und Schulfeierlichkeiten, welche sich gedruckt in den Händen der Mitglieder befanden, lauten:

1. Die öffentlichen Examina auf den Gymnasien beim Schlufs der Jahrescurse sind zwecklos und unter Umständen sogar schädlich; sie sind deshalb zu beseitigen.

2. Oeffentliche Schulfeiern, sei es in der Form der s. g. Redeactus oder freierer Feste, sind für das Leben der Schule nothwendig, eben so, um in den Schülern das Gefühl der Zugehörigkeit zum Ganzen zu wecken und zu erhalten, wie um dem theilnehmenden Publicum einen Einblick in den in der Anstalt waltenden Geist zu gewähren.

3. Die s. g. Redeactus müssen einen bestimmten Gedanken hervortreten lassen, durch welchen die Wahl ihres Inhaltes, der Gesänge, Declamationen und freien Vorträge bestimmt wird. Ihre häufigere Wiederkehr, z. B. als s. g. Abendunterhaltungen, erscheint im Interesse der Schüler unzulässig. Ihre Stelle haben sie nur bei den Anlässen, welche theils die Schule selbst (Einweihungen, Jubeltage, Entlassungen von Abiturienten, Jahresschlüsse, mit denen die öffentliche Verkündigung der erfolgten Versetzungen und die Vertheilung von Prämien unbedenklich verbunden werden), theils das Leben des Volkes oder der Gemeinde bietet. Die bei solchen Gelegenheiten von den Lehrern zu haltenden Reden müssen ihnen folgen, nie vorausgehen.

4. Die im Freien zu haltenden Schulfeste schliefsen sich, wo nicht altes Herkommen gewisse Tage bestimmt, am passendsten an die grofsen Gedenktage des Vaterlandes an. Lied und Wort müssen auch ihren Mittelpunkt bilden und die gemeinsamen, zur Unterhaltung dienenden Spiele bei denselben einen turnerischen Charakter annehmen. Die eigentlichen Turnfeste gehören auf den Turnplatz.

Klix begründete zunächst seine erste These und erklärte, die öffentlichen Examina seien nicht nur zwecklos, und zwar sowohl für die aufserhalb der Schule Stehenden, welchen durch sie kein Einblick in das Leben der Schule gewährt werde, als für die Schüler, welche wüfsten, dafs nichts auf dieselben ankomme, sondern auch schädlich, weil die Lehrer häufig ihre Schüler auf das Examen abrichteten, um nicht in Verlegenheit zu kommen. Von den Rednern, welche sich an der Debatte über diesen Gegenstand betheiligten, waren zwar die meisten darin einig, dafs die Betheiligung des Publicums an den öffentlichen Examina im Ganzen gering und nur bisweilen bei den unteren Classen eine erhebliche sei; dennoch sprachen sich nur Eckstein und Prof. Dr. Mafsmann aus Berlin entschieden für die Ansicht des Thesenstellers aus. Propst Müller aus Magdeburg glaubte, dafs alle Nachtheile zu vermeiden seien, wenn die Lehrer gemeinsam gegen das Examen als Schaugepränge aufträten; Rector Dr. Peter aus Pforta hob insbesondere das Verhältnifs zum Publicum hervor; man dürfe auf keine Weise eine der wenigen Brücken zwischen den Lehrern und dem Publicum abbrechen, und hinsichtlich der Mifsbräuche, welche stattfinden könnten, gelte der Grundsatz: *abusus non tollit usum*; Dir. Dr. Ahrens und Dr. Müller aus Hannover waren der Ansicht, dafs die Gelegenheit, auf dem Examen mit den Eltern zusammenzukommen und sich mit ihnen zu besprechen, besonders in einer grofsen Stadt nicht hoch genug anzuschlagen sei; Rector Dr. Palm aus Bautzen hielt es für wichtig, dafs sich die Lehrer bei dem Examen unter einander kennen lernten; Prof. Dr. Schmalfeld aus Eisleben wies insbesondere auf den ethischen Einflufs der Examina auf Lehrer und Schüler hin; Prof. Dr. Hasse aus Magdeburg schlug vor, dafs man, um das Interesse des Publicums für das Examen zu wecken, Declamationen der Kleinen einlegen solle; auch Dir. Dr. Hüser aus Aschersleben und Dr. Liefske aus Dresden sprachen sich für Beibehaltung der öffentlichen Examina aus. — Indem hierauf Klix zur Begründung der zweiten und dritten These überging, zeigte er, wie die Schulfeierlichkeiten (Redeactus und freiere Feste) recht eigentlich dazu berufen seien, den Gemeinsinn innerhalb der Schule zu wecken und den Zusammenhang mit dem Publicum lebendig zu erhalten; der Redeactus solle insbesondere den Abschlufs des Schuljahres bilden, bei ihm müfsten alle Schüler zugegen sein; die Gesänge, Declamationen und Vorträge müfsten nach einem Princip ausgewählt werden, und ein Grundgedanke, der sich durch alle hindurch-

ziehe, müsse sie zu einem Ganzen verbinden. Bei der sich anschlieſsenden Discussion sprachen sich die meisten Redner als Gegner der sog. Redeübungen aus, so Eckstein, der sie in Halle abgeschafft hat, Maſsmann, welcher die Schülerreden für Papageyengeschwätz erklärt; Peter hob hervor, daſs man von den Schülern keine reifen Früchte erwarten könne und daſs das Meiste von dem, was auf einem Redeactus gesprochen werde, von den Rednern gar nicht empfunden sei; Dir. Dr. Wichert aus Magdeburg bemerkte, daſs die Lehrer die Form der Schülerreden durch Correctur meist zu der ihrigen machten. Schulrath Dr. Heiland aus Magdeburg war in Bezug auf die deutschen Reden derselben Ansicht und legte nur auf die Reden in fremden Sprachen wegen der formellen Uebung einigen Werth; auch läugnete er, daſs der Actus zur Hebung des Gemeinsinns etwas beitrage, weil die Schüler gar nicht alle daran Theil nähmen, bisweilen sogar wegen Mangels an Platz gar nicht zugelassen würden. Prof. Kämmel aus Zittau setzte auf historischem Wege die Entstehung der Redeactus auseinander, legte im Ganzen kein groſses Gewicht auf dieselben und sah ihre einzige Bedeutung darin, daſs die Schüler mit ihrer ganzen Persönlichkeit dabei auftreten müſsten. Für die Beibehaltung der Schülerreden erklärten sich Schmalfeld und Propst Müller, von denen ersterer den ethischen Einfluſs auf die Schüler und die frühe Gewöhnung an freies Sprechen hervorhob, letzterer insbesondere das Ablegen der natürlichen Schüchternheit als wichtig ansah und im Gegensatz zu den übrigen Rednern geltend machte, daſs die Reden häufig auch mit groſser Selbständigkeit, mit Wärme und Empfindung von den Schülern ausgearbeitet und vorgetragen würden. — Eine kurze Debatte über sog. Abendunterhaltungen der Schüler, wie sie z. B. in Züllichau stattfinden, wie Prof. Dr. Erler von da bemerkte, ergab das Resultat, daſs sie, wie auch der Thesensteller in der dritten These angedeutet hatte, wenigstens an freien (?) Gymnasien im Interesse der Schüler unzulässig seien. — Im Anschluſs an die vierte These legte ferner Klix dar, daſs freiere Schulfeste einen turnerischen Charakter haben und womöglich auf einen der groſsen Gedenktage des Vaterlandes fallen müſsten. Die Discussion beschränkte sich auf einige Nebenpunkte, zunächst auf Spaziergänge mit der Schule, deren gröſsere Ausdehnung Prof. Dr. Dinter aus Grimma empfahl; Dietsch zog Spaziergänge mit den einzelnen Classen vor, während Hüser gegen Propst Müller das Mitspielen der Lehrer für bedenklich erklärte. Was den Gesang betrifft, sprach Eckstein sein Bedauern darüber aus, daſs der einfache deutsche Liedergesang zu wenig geübt werde, während statt dessen complicirte Psalmen und Motetten eingelernt würden, ferner daſs die Schüler meist die Texte der gesungenen Lieder nicht kennen und noch viel weniger verstehen; Rector Dr. Klee aus Dresden erklärte, daſs wenigstens in Dresden der einfache vierstimmige Liedergesang geübt werde, und Dir. Dr. Wentrup aus Salzwedel schlug vor, daſs sich der deutsche Lehrer zum Behufe des Auswendiglernens der Lieder mit dem Gesanglehrer in Verbindung setzen solle. Zuletzt wurden noch die Turnfeste besprochen, welche, wie die These sagt, auf den Turnplatz gehören. Prof. Lechner aus Erlangen setzte die Einrichtung und die Wichtigkeit der Turnprüfungen — gegen die Bezeichnung Schauturnen erklärte sich auſser ihm auch Klee — auseinander und hob insbesondere das Verhältniſs zum Publicum hervor, bei welchem noch immer so viele Vorurtheile in Bezug auf das Turnen zu überwinden seien. Uebrigens mache erst das Spieſsische System die Turnprüfung zu einem Schulfest, wie überhaupt dieses allein der Schule würdig und von Werth für dieselbe sei.

Hierauf ergriff Prof. Dr. Fofs aus Berlin das Wort, um Vorschläge über Verbindung der Geschichte und Geographie beim Unterricht in den höheren Classen zu machen. Er bezweckte hiermit eine Hebung des geographischen Unterrichts auf dem Gymnasium überhaupt; da in den oberen Classen kein eigentlicher Unterricht in der Geographie angesetzt sei, so müsse man ihn mit dem geschichtlichen verbinden, man müsse stets geographische Seitensprünge machen, insbesondere die geschichtlichen Ereignisse aus der physischen Beschaffenheit der betreffenden Länder erklären; die so erworbenen geographischen Kenntnisse müfsten dann im Zusammenhange repetirt werden. Die Art und Weise dieser Verbindung des Unterrichtes machte Redner durch ein Beispiel an Spanien klar. Prof. Dr. Oertel aus Meifsen glaubt, dafs, wenn auch diese symmetrische Behandlungsweise häufig anzuwenden sei, dauernde Kenntnisse in der Geographie so nicht erworben werden könnten, und macht auf den Atlas als das wirksamste Mittel zur Erlernung der Geographie aufmerksam; dieser müsse aber durch die ganze Schule hindurch ein und derselbe sein, dafs sich durch Anschauung die bleibenden Verhältnisse der Länder recht einprägten. Kämmel hob 3 Gebrechen des geschichtlichen und geographischen Unterrichts hervor: 1. dafs man beide Gegenstände zu sehr als Sache des Gedächtnisses statt der Anschauung betrachte, 2. dafs Geschichte und Geographie nur selten in einer Hand vereinigt seien, 3. dafs die Geographie in den oberen Classen nicht eigentlicher Unterrichtsgegenstand sei. Prof. Dr. Schäfer aus Greifswald bedauert, dafs der für die Anschauung so wichtige Atlas von den Studenten nicht auf die Universität mitgebracht würde. Die Mittel, deren sich Fofs bediene, und die kleinen Kunststücke — wie sie schon vorher Klix bezeichnet hatte — könnten leicht gefährlich werden. Es müfsten wohl in dem geschichtlichen Unterricht zusammenhängende geographische Excurse angebracht werden, aber das sei kein geographischer Unterricht. Da das Gymnasium leider nicht im Stande sei, in den oberen Classen die Geographie weiter zu betreiben, so sei es also den Schülern überlassen, ihre geographischen Kenntnisse privatim zu erweitern, und dazu seien sie anzuregen und ihnen besonders das Lesen von Reise- und Geschichtswerken zu empfehlen. Schliefslich empfiehlt er auf das Beste die trefflichen Kiepertschen Karten zum Gebrauch auf dem Gymnasium. Dr. Lazarus aus Bern trennt nicht Gedächtnifs und Anschauung, sondern verbales und anschauliches Gedächtnifs. Man dürfe hier auch nicht von der Verschiedenheit der Befähigung der Lehrer sprechen, denn die Pädagogik sei eben dazu da, allgemeine Grundsätze aufzufinden für Jeden. Prof. Fofs habe den Gegensatz von blofsem Wissen und Leben recht klar gemacht; seine Mittel dagegen, deren er sich zur Verbindung von Geschichte und Geographie bediene, seien sehr verschiedene, sie stünden auf der Linie von blofs mnemotechnischer Künstelei bis zu reiner Ideenverbindung. Endlich sei die Geschichte nicht blofs auf Grundlage der physischen Verhältnisse, sondern insbesondere auf der des psychischen Lebens zu lehren und zu erklären, und dies sei für die Bildung auf dem Gymnasium von der gröfsten Bedeutung. — Nach einigen kurzen Worten, welche noch Dietsch und der Thesensteller selbst über die Sache sprachen, wurde die Debatte nicht nicht weiter fortgesetzt und die Sitzungen der pädagogischen Section für dieses Jahr beschlossen.

Verhandlungen der orientalischen Section.

In 3 Sitzungen, welchen Prof. Dr. Flügel aus Dresden präsidirte, wurden unter anderen folgende Vorträge gehalten. Prof. Dr. Oppert aus Paris sprach über neuentzifferte assyrische Inschriften liturgischen Inhalts; Dr. Levy aus Breslau über neuaufgefundene karthagische Inschriften auf Votivsteinen. Als Dolmetsch eines anwesenden Herrn Long aus Calcutta berichtete Prof. A. Weber aus Berlin über den Stand der Sanskritstudien in Ostindien. Letzterer sprach endlich einige Worte über die Menschenopfer der Indier, welche ein scheuſsliches Bild heidnischer Greuel enthüllten.

Verhandlungen der germanistischen Section.

Auch diese Section hielt 3 Sitzungen unter dem Vorsitze des Prof. Dr. Zarncke und Dr. Möbius aus Leipzig. Ueber die Eröffnung derselben haben wir schon oben berichtet. In der ersten Sitzung stellte sodann Hoffmann aus Fallersleben den Antrag auf ein Denkmal für Jakob Grimm, welcher zunächst im Allgemeinen besprochen wurde, und Möbius sprach über den Antheil der skandinavischen Nationen an den germanistischen Studien.

In der zweiten Sitzung sprach Prof. Dr. Bartsch aus Rostock über die Reste des ältesten deutschen Passionsspieles, welche er von ihm edirt den Mitgliedern gleich einhändigte. Dr. Bechstein stellte einige Anträge geschäftlicher Natur, von denen der wichtigste die Wiederbelebung von Frommann's Zeitschrift für deutsche Mundarten betraf; die Section erklärte ihre lebhafte Sympathie und beschloſs, an Herrn Dr. Frommann die geeigneten Mittheilungen ergehen zu lassen. Hierauf sprach Dr. Mahn aus Berlin über die Entwicklung und den Werth der romanistischen Studien. Prof. Dr. Dietrich aus Marburg hielt einen Vortrag über die Natur der deutschen Runen, von welchen er gegen die zuletzt eingebürgerte Ansicht zu beweisen suchte, daſs sie aus einer ursprünglich deutschen Bilderschrift hervorgegangen, nicht aber aus dem römisch-griechischen Alphabet entlehnt seien; es entspann sich eine lebhafte Discussion zwischen dem Redner und Prof. Dr. Maſsmann aus Berlin, der das Gegentheil verfocht. Am Schlusse der Sitzung kam abermals die Angelegenheit wegen des Denkmals für Jakob Grimm zur Sprache; man war darin einverstanden, daſs dieses Denkmal nicht aus Erz, sondern aus einer die Wissenschaft befördernden Stiftung bestehen solle, sah sich aber auſser Stand, über diese Angelegenheit jetzt schon endgültige Beschlüsse zu fassen, sondern setzte eine Commission ein mit dem Auftrag, die Sache bis zur nächsten Versammlung genügend vorzubereiten und die geeigneten Vorschläge zu machen.

In der letzten Sitzung beschloſs man noch in derselben Angelegenheit, daſs demnächst ein vorläufiger Aufruf an die deutsche Nation zu einem Ehrendenkmal für J. Grimm erlassen werden solle. Zuletzt sprach Dr. Hildebrand aus Leipzig über die Ursache der in früheren Jahrhunderten allgemein angenommenen Ansicht, daſs in Meiſsen das eigentlich richtige Deutsch gesprochen werde. Hieran schloſs sich eine ebenso heitere wie belehrende Debatte, mit welcher die Sitzungen der germanistischen Section für dieses Jahr beschlossen wurden.

Verhandlungen der archäologischen Section.

Die archäologische Section constituirte sich mit 21 in die Liste eingezeichneten Theilnehmern; den Vorsitz übernahm Prof. Dr. Overbeck aus Leipzig. Um endlich zu einer festen und dauernden Constituirung zu gelangen, war es die erste Sorge der Section in ihrer ersten Sitzung, einen Vorsitzenden der archäologischen Section bei der nächsten Philologenversammlung in Hannover zu wählen, welcher die nöthigen Vorbereitungen zu erfolgreichen Arbeiten und Discussionen zu treffen habe; die Wahl fiel auf Prof. Dr. Wieseler in Göttingen. — Sodann theilte Prof. Dr. Vischer aus Basel einen Auszug aus seinem im N. Schweiz. Museum abgedruckten Aufsatze über die neuen Ausgrabungen und Funde im Theater des Dionysos in Athen mit. An einer kurzen Discussion, welche theils die über die Skene hinweglaufende sog. Mauer des Valerian, die der Berichterstatter für fränkisch erklärte, theils die Mafse des Bauwerkes, theils die Basis der Menanderstatue und deren Verhältnifs zur Menanderstatue im Vatican betraf, betheiligten sich Prof. Dr. Bursian aus Tübingen, Prof. Dr. Koner aus Berlin und Dr. Hultsch aus Dresden.

In der zweiten Sitzung legte Overbeck eine neue Profilzeichnung des berühmten sitzenden Ares aus der Villa Ludovisi vor, in welchem die vielbesprochenen Reste eines mit der Statue in Verbindung gewesenen fremden Gegenstandes genau angegeben waren. Der Vortragende suchte aus der Art dieser Reste darzuthun, dafs die Ansicht, es habe eine zweite erwachsene Person neben dem Ares gestanden, unhaltbar sei, während die Annahme eines zweiten Eros, der auf dem Felsensitze des Gottes und seinem gewandbedeckten Schenkel stehend ihm die Hand auf die Schulter gelegt habe, wenigstens möglich zu nennen sei. Bursian opponirte theils aus künstlerischen Rücksichten, theils indem er behauptete, aus der Stelle des *Plinius*, welche den sitzenden Ares des Skopas erwähne, lasse sich auf eine Stellung der Aphrodite neben diesem Ares schliefsen. Nachdem sich noch Prof. Dr. Hertz und Prof. Dr. Haase aus Breslau, sowie Koner theils über die Unsicherheit der Bezeichnung der Statue als Ares, theils für und wider den von Overbeck angenommenen Eros ausgesprochen hatten, vereinigte man sich in der Ansicht, es werde auf den Versuch einer künstlerischen Restauration ankommen, für welche nach Vermögen Sorge zu tragen Overbeck versprach. — Derselbe legte sodann ein ihm von Pervanoglu aus Athen zugesandtes Vasenbild appulischen Stils aber kretischen Fundorts vor, dessen von dem athenischen Einsender behauptete Beziehung zum Parisurtheil er in Abrede stellte, indem er zugleich auf das Interesse der Thatsache hinwies, dafs ein Vasenbild dieses Stils in einem griechischen Fundort zu Tage gekommen sei. Bursian suchte den Gegenstand aus Paris' und Helena's erster Begegnung zu erklären, während man sich in Betreff des Stils auf die Wahrscheinlichkeit nicht kretischer Production solcher Vasen, sondern des Imports von Unteritalien nach Kreta vereinigte.

Da weiteres Material nicht zur Stelle war, mufsten die diesjährigen Arbeiten und Discussionen hiermit geschlossen werden, mit der Hoffnung, dafs die besser vorbereiteten nächstjährigen reicher und ausgiebiger sich gestalten würden.

Darmstadt. Karl Bofsler.

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

Bei dem Gymnasium zu Torgau ist die neu errichtete siebente ordentliche Lehrerstelle dem Schulamts-Candidaten Dr. Otto Taubert aus Naumburg,
bei dem Domgymnasium zu Magdeburg dem Schulamts-Candidaten Dr. Hermann Gottlieb Hornung aus Wernigerode die fünfte ordentliche Lehrerstelle verliehen worden.
Bei dem Gymnasium zu Halberstadt ist der Candidat der Theologie und des höheren Schulamts Hugo Stüber als wissenschaftlicher Hülfslehrer,
bei dem katholischen Gymnasium zu Heiligenstadt der Lehrer Heinrich Sermond aus Langensalza als Elementar- und Turnlehrer,
bei dem Gymnasium zu Nordhausen der beim Königlichen Pädagogio zu Halle bisher beschäftigte Lehrer Dr. Hermann Theodor Trautmann als fünfter, und der bei dem Gymnasium zu Cöln bisher beschäftigte Lehrer Dr. Robert Goldschmidt als sechster ordentlicher Lehrer angestellt worden.

Den Oberlehrern Tröger an der Petri-Schule und Gronau an der Johannis-Schule zu Danzig ist das Prädicat „Professor“ beigelegt worden.

Am Gymnasium zu Lissa ist der ordentliche Lehrer Martens zum Oberlehrer befördert worden.

Der Candidat des Predigt- und Rector-Amts J. Eismann in Bunzlau ist als erster Lehrer an dem Königl. evangelischen Schullehrer-Seminar in Creuzburg angestellt worden.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht: den Pastor Dr. Schneider in Schroda zum Director des evangelischen Schullehrer-Seminars in Bromberg zu ernennen.

Am Dom-Gymnasium in Magdeburg ist der ordentliche Lehrer Hildebrandt zum Oberlehrer befördert worden.

An der Realschule zu Duisburg ist der ordentliche Lehrer Dr. Krumme zum Oberlehrer befördert worden.

Dem Dirigenten der Schweitzer'schen Handelsschule Dr. Franz ist der Titel Director verliehen worden.

Die Anstellung des Dr. Gustav Junghann als Oberlehrer an der Realschule zu Perleberg ist genehmigt worden.

Der Licentiat der Theologie von Laskowski ist bei dem Gymsium zu Deutsch-Crone als Religionslehrer angestellt worden.

Dem Gymnasiallehrer Reddig zu Marienwerder ist das Prädicat „Oberlehrer“ verliehen worden.

An der Ritter-Academie in Liegnitz ist der Oberlehrer Dr. Schirrmacher zum Professor, und der ordentliche Lehrer Weifs zum Oberlehrer befördert worden.

Die Berufung des ordentlichen Lehrers am Gymnasium in Torgau, Dr. Vitz, zum Oberlehrer am Gymnasium in Mühlhausen ist genehmigt worden.

Am Pädagogium des Klosters Unser Lieben Frauen zu Magdeburg ist der Dr. Graser, bisher Director des Gymnasiums zu Torgau, als Prorector, Professor und Conventual angestellt, und der ordentliche Lehrer Dr. Leitzmann zum Oberlehrer befördert worden.

Der seitherige Director am Johanneum in Hamburg, Professor Dr. Theodor Kock, ist zum Director des städtischen Gymnasiums in Memel gewählt und Allerhöchst bestätigt worden.

Der Candidat des höheren Schulamts Dr. Martin Schultze ist an der städtischen Realschule erster Ordnung zu Elbing als dritter ordentlicher Lehrer vom Patronate berufen und landesherrlich bestätigt worden.

Die feste Anstellung des Schulamts-Candidaten Werner August Lademann als ordentlichen Lehrers an dem Gymnasium zu Greifswald ist genehmigt worden.

Der Candidat des höheren Schulamts Dr. Ernst Richard Wulckow ist an der Realschule St. Petri in Danzig als vierter ordentlichen Lehrer definitiv angestellt worden.

An der städtischen Realschule erster Ordnung zu Elbing ist der bisherige Lehrer der neustädtischen Kantorschule, Johann Heinrich Doepner als dritter Elementarlehrer definitiv angestellt worden.

Dem Oberlehrer Sauppe am Dom-Gymnasium in Magdeburg ist aus Anlafs seiner vom 1. October d. J. ab eintretenden Pensionirung der Rothe Adler-Orden vierter Klasse von des Königs Majestät verliehen worden.

Der Candidat des höheren Schulamts Dr. Adolph Heinrich Maria Brandt ist als vierter ordentlicher Lehrer an der Realschule St. Johann in Danzig definitiv angestellt worden.

An der Königlichen Realschule zu Fraustadt ist der Schulamts-Candidat Struve, und

an dem Königlichen Gymnasium zu Lissa der Schulamts-Candidat Dr. Steusloff als ordentlicher Lehrer angestellt worden.

Bei der Realschule in Elberfeld ist die Beförderung der ordentlichen Lehrer Schmeckebier und Dr. Schöne zu Oberlehrern genehmigt worden.

Berichtigung.

Pag. 789 dieses Jahrg. in der Bemerkung von G. Kiefsling ist in der 3ten Zeile der Textstelle statt *ut vincendum* zu lesen: *ad vincendum*.

Am 30. October 1863 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstrafse 47.

Erste Abtheilung.



Abhandlungen.

I.

Ein Gymnasial-Lehrplan, zur Anregung didactischer Controversen. [1])

Der dem Nachfolgenden zu Grunde liegende Lectionsplan ist folgender:

A.

	VI	V	IV	III	II	I b.	I a.
Religion	3	2	2	2	2	2 (3)	3
Deutsch	4	3	2	2	2	2	2
Latein	12	10	10	10	10	10	10
Griechisch	—	—	7	6	6	6	6
Französisch	—	5	3	3	2	—	—
Hebräisch	—	—	—	—	(2)	(2)	(2)
Philosophie	—	—	—	—	—	2	2
Geschichte	—	—	—	2	3	4 (3)	3
Geographie	3	2	2	1	1	—	—
Mathematik	4	4	4	4	4	3	3
Physik	—	—	—	2	2	2	—
Schreiben u. Zeichn.	4	4	—	—	—	—	—
Gesang	2	2	2	—	—	—	—
Summa	32	32	32	32	32 (2)	31 (2)	29 (2)

[1]) Dieser Zusatz soll die zuweilen sehr decidirten Urtheile entschuldigen. Mit gefälligeren Wendungen, mit „dürfte wohl" und „sollte nicht", und langen, verhüllenden Beweisführungen liefse sich der Zweck nicht so gut erreichen. Indefs hat auch dieses decidirte Verfahren sittliche Grenzen, die ich nicht hoffe überschritten zu haben.

Die Unterschiede zwischen dem gewöhnlichen Plan und diesem Entwurf A deute ich nur an. Die Unterrichtszeit in der Religion ist in VI ähnlich wie zuletzt im preufs. Normalplan auf 3 erhöht, weil hier eine solide historische Basis gelegt werden mufs, wozu eben viele Uebungen gehören. In Unterprima ist es unter Umständen vorzuziehen, von den 4 Geschichtsstunden eine der Religion zuzulegen. In Oberprima möchte dies noch entschiedener zu rathen sein. Hierüber habe ich anderwärts gesprochen, und freue mich um so mehr, dafs in dem Septemberheft des Pädagog. Archivs von Langbein zwei gute Autoritäten dieselbe Vermehrung der Religionsstunden in Prima wünschen. Dem Latein ist wieder mehr Zeit gewidmet; unter 10 Stunden darf das Gymnasium nicht heruntergehen. Die 7 griech. Stunden in IV statt 6 sollen ein didactisches Princip leise andeuten, wie die 5 Stunden Französisch in V. Die Mathematik kann sich, wenn die vorangehenden Klassen gut arbeiten, in Prima auf 3 Stunden beschränken, ja es könnte eine von den 3 den ordinären mathematischen Köpfen noch erlassen werden, um die bessern weiter zu führen, zur Aufmunterung für sie und den Lehrer. Die Physik fällt in Oberprima fort, der Concentration wegen, ebenso das Französische für ganz I. Warum dies geschehen kann, übergehe ich diesmal, ebenso warum ich von Naturgeschichte nichts in den strengen Schulunterricht aufnehmen zu dürfen glaube.

Zur nähern Vergleichung lasse ich noch einige andere Tabellen folgen:

B. Der preufs. Normalplan (1856).

	VI	V	IV	III	II	I
Religion	3	3	2	2	2	2
Deutsch u. Philos.	2	2	2	2	2	3
Latein	10	10	10	10	10	8
Griechisch	—	—	6	6	6	6
Französisch	—	3	2	2	2	2
Hebräisch	—	—	—	—	(2)	(2)
Gesch. u. Geogr.	2	2	3	3	3	3
Mathematik	4	3	3	3	4	4
Physik	—	—	—	—	1	2
Naturkunde	(2)	(2)	—	2	—	—
Zeichnen	2	2	2	—	—	—
Schreiben	3	3	—	—	—	—
Summa	28	30	30	30	30 (2)	30 (2)

Hierzu käme noch das Singen.

C. Der Plan Landfermanns (1855).

	VI	V	IV	III	II	I
Religion	2	2	2	2	3	3
Deutsch	2	2	2	2	2	2
Latein	12	12	10	10	10	8
Griechisch	—	—	6	6	6	6
Französisch	—	3 (4)	2	2	2	2
Hebräisch	—	—	—	—	(2)	(2)
Geschichte	—	—	1	2	2	2
Geographie	2	2	2	—	—	—
Mathematik	4	3	3	3	3	3
Physik	—	—	—	(2)	2	—
Naturkunde	2	2	2	(2)	—	—
Philosophie	—	—	—	—	—	(2)
Zeichnen	2	2	2	(2)	(2)	(2)
Schreiben	2	2	—	—	—	—
Gesang	2	2	2	2	(2)	(2)
Summa	30	32 (33)	34	35 (29)	36 (30)	34 (26)

Und endlich als das Gegentheil, so zu sagen, folge hier

D. Der Plan Magers (1851) [1]).

	VI	V	IV	III	II	I b.	I b.
Religion	2	2	2	2	1	1	1
Deutsch u. Philos.	6	6	4	4	4	4	4
Latein	—	—	6	6	5	5 (4)	5 (4)
Griechisch	7	7	7	6	5	4 (5)	4 (5)
Französisch	—	—	—	—	5 (3)	3	3
Englisch oder Hebr.	—	—	—	—	— (4)	3	3
Gesch. u. Geogr.	2	2	2	3	3	3	3
Mathematik	5	6	6	6	5 (4)	4	3
Physik u. Chemie	—	—	—	3	2	2 (3)	2 (3)
Naturkunde und natürliche Erdkunde	6	5	3	1	2	3 (2)	3 (2)
Zeichnen	—	2	2	2	2 (1)	1	—
Schreiben	2	2	1	—	—	—	—
Gesang	3	2	2	2	1	1	1
Summa	32	34	35	35	35	34	34

[1]) In frühern Jahren hatte Mager die Voranstellung des Griechischen vor das Lateinische nicht vorgeschlagen. Ich halte sie nur bei dem Privatunterricht für zulässig.

Die Reihe solcher Pläne liefse sich leicht vergröfsern, und ein nicht geringes Interesse böten z. B. der Hannoversche, Oesterreichische und Russische Lehrplan. Das möge jetzt dahinten bleiben. Wenn nur das wieder in Erinnerung gebracht worden ist, dafs man eben verschieden über diese Materie denken, d. h. vom Ziel des Gymnasiums und den Wegen dahin sehr abweichende Vorstellungen haben kann, so ist der nächste Zweck dieser Zusammenstellung erreicht. Im Uebrigen giebt jedes der Schemata genug zu denken, resp. zu urtheilen [1]).

Zu meinem Schema gehören noch folgende Vorbemerkungen:

1. In VI bis III ist jede Stunde eine Lection für sich, in II und I wird in der Regel eine Lection zu zwei Stunden gerechnet, die aber durch eine Pause von wenigstens einer Viertelstunde von der folgenden Doppellection getrennt wird, also a) $8\frac{1}{4}$—10, b) $10\frac{1}{4}$—12, c) $2\frac{1}{4}$—4; so dafs an einem Tage meistens nur 3 verschiedene Gegenstände vorkommen.

2. In keiner Lection geschieht der Verkehr zwischen Lehrern und Schülern blofs mündlich; in VI bis IV wird der mündliche Unterricht sogar mehrmals dadurch unterbrochen, dafs die Schüler sich etwas aufschreiben oder *in loco* eine schriftliche Uebung machen. In den folgenden Klassen wird ein zusammenhängender Theil der Stunde, resp. Doppelstunde, etwa die letzten 15—25 Minuten, zum Schreiben verwendet. Dictiren ist unzulässig.

3. In Sexta werden keine häuslichen schriftlichen Arbeiten aufgegeben, Rechenaufgaben und Schönschreiben ausgenommen. In den andern Klassen überwacht der Ordinarius das Mafs und (besonders bei Aufsätzen) die Ablieferungszeit der *schriftlichen* Arbeiten.

4. Beim Uebergang nach Prima findet ein besonderes Examen statt, und zwar a) im Französischen mündlich und schriftlich, wobei die Schlufsforderung in diesem Gegenstand erfüllt werden mufs; b) in der Geographie desgleichen; die schriftliche Arbeit besteht in einer Karte, die in Clausur gemacht wird. Desgleichen c) in der Religion werden die biblischen Kenntnisse mündlich und schriftlich fesgestellt, damit der Rel.-Unterricht in Prima einen freiern Character erhalten kann. Hier am Schlusse der Sekunda kann eine schriftliche Arbeit in der Religion keine sittlichen Bedenken haben.

5. Von jedem Abiturienten wird erwartet, dafs er eine in der Primazeit verfafste freie längere Arbeit der Anstalt zurücklasse, in der Regel lateinisch und über einen einzelnen Punct des alten Lebens oder der alten Autoren geschrieben.

6. Hierzu und zur Anregung der Selbstthätigkeit überhaupt fällt in Prima alle 14 Tage einen ganzen Tag der Unterricht aus. Sind aber mehr als ein Drittel in einer Prima-Klasse, die sich

[1]) Ich erinnere an die kurzen, gedrängten Andeutungen **Mützells**, dieses geistvollen, schwerlich je übertroffenen Didaktikers, in seinen „Pädagogischen Skizzen“ (1850).

durch Betragen und Fleifs als des Vertrauens nicht würdig beweisen, so werden diese wie gewöhnlich unterrichtet, besonders um Repetitionen mit ihnen anzustellen.

7. Das Lateinische in Unter- und Obertertia, Unter- und Obersecunda, Unter- und Oberprima giebt je ein und derselbe Lehrer, doch können die Dichterstunden abgetrennt werden. Ebenso ist es mit dem Griechischen. In der Geschichte und Mathematik (incl. Physik), desgl. im Französischen und in der Religion soll in den 3 letzten Schuljahren je ein Lehrer den Unterricht ertheilen.

8. Wie durch diese Einrichtung der Vernachlässigung und dem Vergessen dessen gewehrt wird, was in dem Jahre vorher mit Mühe eingeprägt worden ist, so dienen demselben Zweck die Versetzungsprüfungen, welche besonders mündlich constatiren sollen, ob die Lectüre durch sorgsame Durcharbeitung Früchte getragen hat. Griechische schriftliche Versetzungsarbeiten finden nicht statt, wohl aber lateinische. Niemand wird nach Prima versetzt, der nicht in den Hauptobjecten das ganze (2jährige) Sekunda-Pensum in der klassischen Lectüre und in den Realien noch inne hat, ebenso beim Uebergang nach Sekunda hinsichtlich des Tertia-Pensums.

9. In Tertia, Sekunda und Prima befindet sich je eine Klassenbibliothek zur Unterstützung des deutschen, geschichtlichen, geographischen und allgemeinen (philosophischen) Unterrichts. Ein Schüler verwaltet diese Bibliothek in jeder Klasse, so dafs der deutsche Lehrer die Oberaufsicht führt. Derselbe Schüler sorgt für Präsenz der bestimmten Wandkarten.

10. In VI—III wird von 11—12 Sonnabends und in II u. I desgl. von 12—1 keine Lection angesetzt, damit der Director (nach vorheriger Ankündigung) in den Stand gesetzt wird, in Gegenwart der übrigen Klassenlehrer von einem derselben das Wochenpensum übersichtlich reproduciren zu lassen. Es werden dabei besonders die schwächern gefragt. Von III an ist hierbei von jedem Schüler zu verlangen, dafs er über das Wochenpensum in jedem Gegenstande selbst kurz und bestimmt Rechenschaft geben könne; eventuell wird dies durch eine schriftliche Uebersicht gesichert, die der Schüler am Sonnabend anzufertigen hat.

11. Das mündliche Abiturienten-Examen soll stets auch die lat. und griech. Prosa umfassen. Zur Beförderung der genauen Lectüre sollte vorgeschrieben werden, dafs in den nächsten Jahren nur solche Stellen aus den lat. und griech. Klassikern vorgelegt würden, die in den letzten 4 Jahren gelesen worden sind.

Bevor ich nun zu einer trockenen Aufzählung der Einzelheiten des Lectionsplans übergehe, theile ich eine Stelle aus einem Brief mit, den ein emeritirter College von seiner Krankenstube aus unter vieler Anstrengung an mich, seinen ehemaligen Schüler, geschrieben hat. Mag man auch an einigen Stellen bezwei-

feln, ob die vorgeschlagenen Mittel mit der Tendenz in nothwendiger Verbindung stehen; diese Tendenz selbst bedarf keiner Schutzrede.

Der theure Freund schreibt also:

„Fort mit aller „Theologie" aus der Schule, ja sogar fort mit dem Religions-Unterricht aus den obern Klassen. Biblischer Unterricht (biblische Geschichte und biblische Lesung, Memoriren von Abschnitten, Sprüchen, Liedern in geringem Umfang) bis incl. Tertia, vielleicht auch noch bis Secunda. Aber Morgenandachten mit biblischer Lesung und Gesang, $\frac{1}{4}$ Stunde. Der Religions-Unterricht, wie wir ihn haben, schadet im Durchschnitt mehr als er nützt ..... Es wird mehr Abneigung, mehr Unglaube und Anstofs gesäet, als Vertrauen, Liebe und ahnende wirkliche Einsicht — bei der Mehrzahl der Lehrer, und bei dem erdrückenden, peinigenden Lehrstoff und der Lernqual (zu künftigem Vergessen) — erzeugt.

Freilich bin ich nicht blofs da so radical. Ich würde auch die „deutschen" Stunden und die philosophische Propädeutik ganz beseitigen, die Geschichte beschränken (auf genauere Kunde der alten Geschichte in den hervorragenden, mit der Lectüre sich berührenden Puncten, allgemeine, übersichtliche Kenntnifs der „Welt"geschichte in der Ausdehnung von z. B. Welters Lehrbuch 3 Bde. und, wie es dem Lehrer gerade gegeben ist, anschauliche Detailausführung auf gewissen einzelnen Puncten). Ebenso Beschränkung der Wissenschaftlichkeit der latein. Grammatik, aber desto reichlichere practische Uebung, Beschränkung der griech. Grammatik etwa auf das Maafs des älteren kleinen Buttmann und ohne Exercitien, aber viele griech. Lectüre *bis zur Fertigkeit*. Dagegen alle grammatische Exposition und Uebung, sowie das rein Statarische aufs Lateinische beschränkt. Logik lernen Schüler (und Studenten) wahrhaft (ohne besondere logische Lehren) an der Behandlung der Alten practisch, wie wir Alle es gebrauchen. Die Erkenntnifs der Gesetze des Denkens gehört nicht in die Schule, sowenig wie hundert andere Gesetzeserkenntnisse, und denken lernt man so wenig aus der Logik, wie fühlen und wollen aus der Psychologie. Logische Uebungen aber, die einzig etwas helfen können, müfsten in einer Fülle und Ausdehnung getrieben werden, wie dies nirgend geschehen kann und, da wir die genaue Lectüre der Alten haben, nicht zu geschehen braucht und soll. Jeder (?) Lehrer läfst dann und wann, 4mal im Jahre meinetwegen im Ganzen, einen Aufsatz über etwas aus seinem Fache schreiben, so dafs sich die Schüler nicht in der Noth des Gedankensuchens, sondern blofs in der exacten Formirung eines ihnen naheliegenden Stoffes zu bewegen haben. Daneben kleine schriftliche Uebungen in genauem Ausdruck.

Mir ist diese Art, die Schuldinge anzusehen, in den letzten Jahren immer sicherer gewachsen, im Stillen. Vielleicht nicht ohne den Einflufs meines Zustandes, der Unwesentlichkeiten, Schein und Spielereien ausstofsen lehrt. Gründlichkeit, Wahrhaftigkeit, Arbeitslust, Jugendfrische und Körperkraft,

Gewöhnung zur Selbständigkeit etc., alles dies sind Dinge, die mir vorschweben. Auch in Bezug auf Disciplinbehandlung möchte ich vieles ganz anders. Freilich läfst sich da am wenigsten durch Anordnungen machen. Vielleicht doch etwas, und Einiges würde von selbst besser werden bei jenen Einrichtungen.

Lehrplan.

Religion.

A. Elementarkursus.

VI.

Biblische Geschichte bis zu Moses Tod nach einem Auszuge. Sechs Kirchenlieder. Die sonntäglichen Evangelien werden mit Ausnahme der schwierigern (aus dem Johannes) gelesen und besprochen.

V.

Biblische Geschichte von Josua bis zu Ende des Alten Testaments. Sechs Lieder zu den vorigen. Die sonntäglichen Evangelien ebenso.

IV.

Biblische Geschichte des Neuen Testaments ganz, mit Auslassung aller schwierigen Stücke des Auszuges. Sechs weitere Lieder. Das 1. und 2. Hauptstück des Kl. Luth. Katechismus mit den Sprüchen aus der Bibel.

B. Die zweite Stufe.

III. 2 Jahre.

1. Jahr. a. Altes Testament ausführlicher nach dem Auszuge, mit einer Auswahl von Psalmen und prophetischen Abschnitten.
b. Neues Testament. Die evang. Geschichte vollständig, Bergpredigt und Gleichnisse besonders eingehend.

2. Jahr. a. Apostelgeschichte mit Hauptstücken aus den Briefen.
b. Besprechung des ganzen Katechismus und Abschlufs des Einprägens desselben.
c. Uebersicht über Luthers Leben und seine Zeit.

II. 2 Jahre.

1. Jahr. a. Das Leben Jesu nach dem griechischen und deutschen Text, mit Hervorhebung der bibl.-theologischen Begriffe.
b. Die leichtern kleinen Briefe ebenso, besonders Philipper, Epheser, Jacobi und 1. Petri.
c. Die Kirchenlieder und Katechismussprüche werden nur wiederholt.

2. Jahr. a. Das Alte Testament, verbunden mit einer Einleitung und Besprechungen aus der biblischen Theologie.

b. Das Evangel. Johannes, mit vorangehender Einleitung in das N. Test.
c. Wie oben.

C. Die dritte Stufe.

I. 2 Jahre.

1. Jahr. a. Stücke aus der Gesetzgebung und aus den grofsen Propheten.
b. Kirchengeschichte, es werden dabei die Conf. August. wie die confess. Scheidelehren überhaupt besprochen.

2. Jahr. a. Das Wichtigste aus den Briefen an die Römer und Korinther.
b. Die Glaubenslehre und Sittenlehre mit beständiger Anwendung und Belebung biblischer Kenntnisse.
c. Wiederholungen so z. B. der Lieder (etwa 12) und der Sprüche des Katechismus.

Deutsche Sprache.

VI.

Die Hauptsache ist hier die Erzielung eines sichern sinngemäfsen Lesens, die allmähliche orthographische Gewöhnung durch das mit den Augen allein mögliche Einprägen des Wortbildes, und die energische Aneignung ästhetisch und ethisch vollendeter Stücke aus unserer Literatur. Dasselbe gilt für V und IV ohne wesentliche Modification. Seitdem die Elementarschulen (mit Recht) den deutschen grammatischen Unterricht ganz oder fast ganz beseitigt haben, ist es in VI und V nöthig, diesen Unterricht aufzunehmen, doch nicht die Formenlehre, sondern ausschliefslich die Satzanalyse, wozu Magers Sprachbuch benutzt wird; die Schüler bekommen kein Buch dafür in die Hände. Es ist unrichtig, dafs dieser Unterricht durch die lateinische Grammatik ersetzt werden könne.

Onomatische Uebungen (nach Mager) sollen an prosaischen Stücken angestellt werden, aber nicht an Märchen.

Die orthographischen Uebungen schliefsen sich in der Art an das Lesebuch an, dafs die auswendig gelernten Stücke auswendig geschrieben werden, bis kein erheblicher Fehler mehr vorkommt. (Es darf daher Wackernagels Lesebuch nicht zu Grunde gelegt werden, weil der Usus allein über die Orthographie entscheiden soll, nicht moderne Reformansichten.)

Ein Theil der gelesenen Stücke wird blofs nacherzählt, wie denn nur wenig in der Klasse gelesen wird, was nicht sofort stückweise, nachher im Ganzen nacherzählt würde. Ein Theil des Gelesenen wird aber so oft wiederholt und besprochen, dafs es darnach ohne grofse Arbeit memorirt und als stets präsenter Sprachstoff betrachtet werden kann. Dies Memorirpensum beträgt für das Jahr 10—16 Octavseiten. (Ueber die Benutzung dieses Stoffs siehe Otto, das Lesebuch als Grundlage, Kellner, Ruthardt.) Bei Mager ist Lesebuch I. 203—219, Fahrt der Argonauten von

Niebuhr, Odysseus, Telemach und die Freier, Kalypso, Nausikaa ein passender Memorirstoff für VI.

V. Ebenso.

Memorirstoff von VI wiederholt.

Neuer Stoff: Mager I. S. 301—317. (Herkules am Scheidewege, Jakob Humbel, Euklid, das Nest von Jacobs, Kindesdank von Hebel, etc.)

IV.

Das grammatische Pensum umfaſst ausschlieſslich das Satzgefüge, praktisch zum Zwecke der Interpunction, theoretisch um Einsicht in die coordinirte und subordinirte Stellung von Sätzen zu vermitteln, was auch für die lateinische Grammatik auf dieser Stufe wichtig wird.

Die Lectüre verfolgt jetzt einen wichtigen Nebenzweck mit wachsender Aufmerksamkeit, die Vorbildung zur Geschichte, insbesondere zur alten Geschichte. So ist zu memoriren Mager II. S. 191—210. (Marathon, Kriegsrath der Perser, Darius und Damaratus, die Thermopylen nach Langes Herodot). Aber mindestens noch 4 andere Bogen Geschichte werden durch fleiſsiges Lesen angeeignet bis zum Wiedererzählen.

Das Memorirpensum von VI u. V wird nicht officiell festgehalten, auch das Memoriren von Prosa forthin aufgegeben.

III.

Die Grammatik fällt von hier an fort, nur Stilistik tritt in Sekunda wieder auf. Die Poesie tritt in III u. II in den Vordergrund, zuerst Nibelungenstrophe und Hexameter, dann in III besonders Balladen von Schiller und Lieder aus den Freiheitskriegen. (*Siehe* Mager II. No. 7—14, 19—25, 29, 103—112.) Daneben aber auch historische und rhetorische Prosa.

Aufsätze werden auch in dieser Klasse nicht verlangt. Doch ist in der Klasse öfters Gelegenheit zu freien schriftl. Uebungen; abgesehen von je und dann erfolgenden Prüfungen der Orthographie und Interpunction.

II.

a. Die Neigung dieser Stufe führt auf die dramatische Literatur von Schiller, Uhland, Shakespeare u. A., welche zum Theil in der Klasse, zum Theil privatim getrieben resp. genossen wird. Nicht massenhaftes Lesen, aber die besten Vorleser werden mit herangezogen. Auf diese Stoffe beziehen sich auch die Aufsätze, welche in der Regel (3—4 im Semester) die Charaktere der Hauptpersonen, oder den Contrast derselben, oder den Gang der Fabel etc. bearbeiten.

b. Die übrige schulmäſsige Lectüre dient (aus Mager I.) vorzugsweise dem Unterricht der Geschichte und der Literatur der ersten klassischen Periode; so wird mit einiger grammatischen Hülfe aus Wackernagel's Edelsteinen, oder Pütz alles gelesen, was dem Nibelungenlied, der Gudrun und Walther von der Vogelweide angehört. Manche Form mag dunkel bleiben.

c. In dieser Klasse werden mündliche Vorträge, die stets auf schriftlichen Ausarbeitungen beruhen, ein stehender Gegenstand.

Der Lehrer giebt zu Anfang des Semesters die Themata und zeigt die etwa nöthigen Bücher an. Für keinen Vortrag soll der Stoff aus der bloſsen Denkanstrengung des Schülers gewonnen werden, sondern stets geht er aus Literaturwerken und Werken zur Geschichte und Geographie hervor.

d. Die Aufsätze machen eine in etwa 6 Stunden zu erledigende Stilistik nöthig: dieselbe geht an der Hand geordneter krasser Stilfehler zu einfachen Warnungen und Regeln fort; der Stoff liegt in v. Thrämer's Buch: „Grundriſs der deutschen Stillehre" 1857, Götzinger's Sprachlehre u. A. reichlich vor [1]).

I.

a. Die klassische Lectüre (Lessing, Goethe, Schillers Prosa, Wilh. v. Humboldt, Schleiermacher) fällt zumeist in die häusliche Arbeit, wird aber durch besondere Stunden je und dann, so wie durch Aufsätze und Vorträge gefördert und controlirt. Auf jeden Fall müssen zur Kenntniſs Aller kommen: Lessing's Minna v. Barnhelm und Nathan, Wie die Alten den Tod bildeten, Hamb. Dramaturgie (im Auszuge), Goethe: Hermann u. Dor., Egmont, Götz von Berlichingen, Iphigenia, Tasso, Schiller: Nothwendige Gränzen beim Gebrauch schöner Formen, Naive und sentimentale Dichtung, Wilh. v. Humboldt: Ueber Hermann u. Dor., Briefe an eine Freundin, die Aufgabe der Geschichtschreibung, Schleiermacher: einige Monologe, einige Predigten, Abhandlungen über sittliche Begriffe. — Vergl. was über die Klassenbibliotheken gesagt worden ist.

b. Zur ethischen und encyclopädischen Bildung, desgl. zu Vorträgen und gemeinsamen Uebungen in der Klasse bietet: Mager Lesebuch 1. Theil (47 Bogen) und desselben: Lesebuch zur Encyclopädie sehr guten Stoff; desgl. Hopf und Paulsiek 3. Theil.

c. Die Aufsätze nehmen mehr den Character freier Reproduction an; während sie sich meist an thatsächlich Gegebenes anlehnen, wird von Zeit zu Zeit ein ethischer allgemeiner Gedanke genauer dargestellt, oder eine historische Situation rhetorisch ausgeführt. Jedesmal geht eine Besprechung vorher.

d. Am Schlusse jedes Jahres wird in etwa 16 Stunden eine Partie der Literaturgeschichte kurz vorgeführt, in Unterprima aus der Zeit von den Kreuzzügen bis Opitz, in Oberprima aus der Zeit von Klopstock bis zu Goethes Tode. Nur Bedeutendes und Lesenswerthes, nicht zu fern Liegendes wird erwähnt, Gelehrsamkeit und geistreiches Aburtheilen wird von diesen Stunden fern gehalten.

---

[1]) Nur ein schönes Exempel aus Thrämer S. 14: Häufung von Flickwörtern: Wie denn nun aber die Schwachheit am Ende wohl etwa noch gar so recht eigentlich Gegenstand des Selbstrühmens werden kann, davon möchten die Beispiele wiederum vielleicht nicht gar zu fern zu suchen sein. Indeſs erachte ich es aber doch auch an dieser Stelle gleichwohl nicht für geeignet, irgend wie und wo Namen zu nennen.

Lateinische Sprache.

Da es Pflicht der Dankbarkeit ist, auch zugleich Sache der Klugheit, prägnante Stellen, die man im Ganzen billigt und nicht bessern kann, aus seinen Vorgängern zu entnehmen, so sollen hier zwei Citate folgen, die uns fast alle eigene Erörterung im Lateinischen und Griechischen ersparen werden.

Also Landfermann: „Auf diesem Punkte wird das Streben, die verlorne ächte Concentration der Jugendbildung um den Mittelpunkt der alten Sprachen und der alten Literatur wieder zu gewinnen, zu beginnen haben. Es wird dieser Unterricht wieder weit entschiedener als seither, und in der Weise früherer Jahrhunderte, wie sie Muret u. A. überliefert hat, und wie es eine gesunde Didactik in allen Disciplinen fordert, die Anschauung des fremden Idioms und seines ächten Lebensinhalts den Abstractionen der Grammatik, der Imitation in den Exercitien und Compositionen vorauszuschicken und zu Grunde zu legen haben; ein ausgedehntes und fleifsiges Lesen in einem einfachen Lesebuche von einem zwar für Knaben berechneten, aber durchaus antiken Inhalt, wobei der Lehrer oder das Buch selbst über die erst auf einer weiteren Stufe zu lösenden Schwierigkeiten hinweghilft, mufs das erste sein, die Imitation in eigenen Exercitien und die Einübung der Grammatik im engsten Anschlufs aber als das zweite daneben hergehen. Dem entsprechend wird auch in den oberen und obersten Classen an die Stelle des Zerpflückens kurzer Bruchstücke eine ausgedehnte Lectüre der Classiker, und zwar gleichzeitig nur eines einzigen in jeder Sprache, ganzer Schriften oder solcher Parthien derselben, die sich zu einem selbständigen Ganzen abrunden, treten müssen, wobei von grammatischen, lexilogischen, critischen Disquisitionen, von literarischen, historischen, antiquarischen Notizen nur das, was zu klarem und gewissem Verständnifs unentbehrlich ist, beigebracht wird. Nur bei einem solchen Verfahren wird auch der grofse Vortheil erreicht, dafs die Einwirkung des Autors auf den Schüler die Unzulänglichkeit eines langweiligen Lehrers zu ersetzen vermag. Auf grammatische Subtilität wird auch in den obersten Classen zu verzichten, dagegen eine einfache, keine Forschungen anstellende und mittheilende, aber die sicheren Resultate der Wissenschaft darbietende Elementargrammatik zum immer festeren Eigenthum der Schüler zu machen sein. Tritt hiezu die lange schmählich versäumte planmäfsige Aneignung einer reichen *copia vocabulorum*, welche zu leichtem, freudigem Lesen der Classiker unentbehrlich ist, so wird es wieder möglich sein, auch ausgedehnte Stylübungen, metrische nicht ausgeschlossen, bis zum freien schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Sprache, hauptsächlich der lateinischen, zu erzielen, an welche der Schüler nicht mehr mit dem Verdrufs geht, den jeden unerreichbare Anforderung hervorruft, sondern in denen er sich mit Freude der erlangten sicheren und fertigen Herrschaft über die Sprache bewufst wird.

Philologen werden auf diesem Wege nicht gebildet werden;

— es ist auch auf dem seitherigen herzlich schlecht gelungen, und mufs ja überhaupt einem andern Stadium des Lernens als der Schule vorbehalten bleiben; — aber unsere Schüler können wieder Schüler und Freunde der Alten und ihrer Sprache werden, und was die Hauptsache ist, mit einem zu energischer Arbeit fähigen, unverworrenen, gesammelten, für das Evangelium und für die Anforderungen des Vaterlandes offenen Geist die Schule verlassen."

Mager: „Es kann mit zu den Beweisen für die Verkehrtheit, in welche wir gerathen sind, gerechnet werden, dafs Tausende von jungen Leuten auf obrigkeitliche Anordnung sieben, acht, ja manchmal zehn Jahre in den gelehrten Schulen mit Lateinisch und Griechisch beschäftigt werden, von denen die Meisten nach dem Ende dieser Schulzeit nicht so viel Lateinisch und Griechisch gelernt haben, als in Trotzendorf's oder Sturm's Schule ein zwölfjähriger Knabe wufste. Unser Gymnasialschulwesen ist eine von den grofsen Lügen, an denen unser Leben krankt. Es ist, als sähe man die Regierungen, die philologischen Schulmänner und die Familien in einem Spiele begriffen, bei dem man übereingekommen ist, sich gegenseitig mit falscher Münze zu bezahlen. Die Familien geben ihre Söhne her, sie betrachten die acht Gymnasialjahre als einen Zoll, den nun einmal Jeder dem Staate entrichten mufs, der darauf aspiririrt, sein Futter in der Staatskrippe zu finden; findet sich nach Ablauf dieser acht Jahre der Zollschein, mit dem man zur Universität passiren kann, so kümmert es die Familien nicht, ob die jungen Leute in den acht Jahren auch wirklich das gelernt haben, was man sich den Schein gegeben hat sie lehren zu wollen. Das Betragen der Familien erklärt sich aus der Noth und aus dem Eigennutze; das Verfahren der Unterrichtsbehörden ist schon schwerer zu erklären, sie scheinen dem lateinisch-griechischen Unterrichte eine Art von Zauber zuzuschreiben, der auch dann wirkt, wenn kein sterbliches Auge die Wirkung an dem Objecte, auf welches hat gewirkt werden sollen, bemerken kann; dafs aber die philologischen Schulmänner sich zu diesem Schwank brauchen lassen, dafs sie es über sich gewinnen können, ein ganzes Leben hindurch die Tretmühle in Bewegung zu erhalten, ohne dafs sie ein anderes Resultat haben, als dafs das Rad sich bewegt hat, das ist vollkommen unbegreiflich. Eine Mühle soll Mehl geben; kein vernünftiger Mensch wird sich mit dem formalen Erfolge, dafs das Rad gedreht wird, wenn kein Mehl erfolgt, beruhigen; unsre philologischen Schulmänner sind aber wirklich bis zu der traurigen Ausflucht gekommen, es sei gar nicht der Zweck des lateinisch-griechischen Unterrichts, dafs Lateinisch und Griechisch gelernt werde. Die Sprachlehrer der Bürger-Gymnasien sind, weil die Familien von den Schülern dieser Anstalten erwarten, dafs sie wirklich Französisch und Englisch lernen, in der glücklichen Nothwendigkeit, Etwas leisten zu müssen; wer ein Mittel erfände, die Lateinisch- und Griechischlehrer der gelehrten Gym-

nasien in dieselbe Nothwendigkeit zu versetzen, der würde sich um das Vaterland kein geringes Verdienst erworben haben."

VI.

Die regelmäfsigen Formen der Declination und Conjugation. Zahlreiche latein. Sätze aus dem Lesebuch, in welchen das grammatische Material, viele Vocabeln und mancherlei Syntactisches vorkommt, das bis Quarta sich nach und nach aufklärt. Die latein. Sätze müssen durch Lesen [1]), Schreiben, Vor- und Nachsprechen, Abänderungen etc. so geübt werden, dafs sie aus dem Deutschen sofort geläufig wiederhergestellt werden können. Ein zweckmäfsiges Buch für diesen Unterricht soll erst geschrieben werden; zunächst kommen die Bücher von Schönborn in Betracht, dann Kühner, Spiefs, Lattmann u. A.

Extemporalien dienen von Zeit zu Zeit als Prüfung grammatischer und lexikalischer Fertigkeit, etwa alle 3 Wochen einmal.

V.

Die unregelmäfsigen Formen, besonders im Verbum, wobei indefs sehr viel Ballast zu beseitigen ist; Ellendt-Seyffert dient als grammatische Hülfe. Die Verbindungen mit *quod*, *ut*, *ne*, *quin*, *quominus*, Acc. c. Inf., Abl. abs. etc. treten allmählich in lat. Stücken (und Erzählungen) auf, werden auch gegen Ende des Cursus in Extemporalien angewendet, so wie mündlich nach O. Schulz Aufgaben, die bis zur Geläufigkeit eingeübt werden. Es findet ein Vocabellernen *ex professo* statt.

Aufserdem wird aus dem latein. Lesebuch (Kühner) oder dem latein. Herodot etwa 1 Bogen Lectüre fest memorirt und zu allerlei mündlichen und schriftlichen Uebungen benutzt.

IV.

Die Formenlehre wird zum Abschlufs gebracht und eingeübt. Die Conjunctivpartikeln und Satzgefüge überhaupt werden beobachtet und Beispiele dazu auswendig gelernt. Die Casuslehre wird nach ihren leichtesten Bestandtheilen ebenso fixirt durch Beispielsätze aus Grammatik (Ellendt) und Lectüre.

Als Lectüre dient entweder Nepos, oder ein anderer aus historischen Quellen zusammengestellter Stoff; auf jeden Fall wird das Memorirte von V. wiederholt und ein weiteres Stück von etwa ½ Bogen dazu gelernt.

III.

Syntax zu Ende. Alle 14 Tage ein Extemporale oder häusliches Exercitium.

Caesar bell. Gall. jährlich 3 bis 4 Bücher. Memorirpensum aus der gallisch-deutschen Partie VI, 14 ff.

Ovid. Auswahl aus den Mett., zusammen etwa 500 Verse sind zu memoriren.

Die Prosodie wird an Ovid aufgewiesen. Uebungen im latein. Hexameter nach Seyffert.

---

[1]) Wie viel mehr, als wir meistens thun, hielt Fr. Aug. Wolf auf exactes, gutes Lesen in allem Elementarunterricht! Arnoldt II. S. 143 ff.

II.

In der Grammatik besonders die Lehre der Tempora und Modi genauer. Wortstellung und Numerus. Phraseologische Zusammenstellungen sind anzulegen. — Uebersetzen aus dem Deutschen, und zwar mündlich mehr als schriftlich. Extemporalien alle 14 Tage. — Sprechübungen über die latein. Lectüre. Latein. Verskunst.

Lectüre: Sallust. Cat. Livius aus der 1. u. 2. Dekade. Cic. in Catil. I u. IV, pro Archia, l. Manil., Sest. Einige Verr. Cato maior. Laelius bei guten Classen.

Virgil. 5 Bücher der Aen., Eclogae.

Privatlectüre aus Ovid Fasti; Livius, Cicero's Reden.

I.

Keine besondere Grammatik. Dafür in den ersten 8 Stunden Stilistik (Seyffert Schol. lat. I u. II), als Anleitung zu freien Arbeiten, die im Semester 3mal gefordert werden, zuerst in Chrien-Form. Die Correctur der Aufsätze soll eine ergänzende Arbeit sein, wodurch der Schüler meist erst hinter seine Fehler kommt.

Wöchentlich eine latein. Disputation, über einzelne Puncte in den Autoren, über deren Auslegung, oder Realien in denselben, wie oratorische Unterscheidungen, sittliche und religiöse Vorstellungen, politische Einrichtungen u. s. w. Auch sonst wird häufig Lateinsprechen eintreten.

Die Lectüre im 1. Jahre:

Cic. Briefe, die Auswahl von Hoffmann oder Süpfle. — Tuscul. dispp. die ersten Bücher und das letzte. Tac. Agricola. Einiges aus den Annales. Horat. Od. lib. I u. II mit manchen Auslassungen. Dazu Kenntnifs der Metra.

Die Privatlectüre geht hauptsächlich auf Cic. Reden (Roscio Am., Planc. Verr.).

2. Jahr:

Cic. de officiis lib. I. De oratore. Aus de nat. Deor. Tac. Germania, dialog. de clar. orat.

Horat. Od. lib. III—IV. Einige Epoden und Briefe.

Griechische Sprache.

(Siehe die Vorbemerkungen zum Latein.)

IV.

Das Pensum wird gewöhnlich zu grofs angenommen. Es soll vom Verbum nur purum und contr. geübt werden und alles vereinzelte Anomale übergangen. Unsere gewöhnlichen Bücher sind alle auf das griechisch Schreiben eingerichtet. Es sind auch Manche gegen theoretische Verbesserungen in der Erklärung der Sprachformen und ihrer Genesis nur deshalb, weil dadurch eine Unsicherheit in der augenblicklichen Bildung der Formen eintreten könnte. Das griech. Schreiben soll aber nur die Aufmerksamkeit schärfer auf den griech. Lesestoff richten; es hört daher in Sekunda die ex tempore Schreibübung ganz auf, und nur alle 4 Wochen wird eine häusliche Uebung aufgegeben.

Das Lesen und die Vocabelkenntnifs sollte dagegen von den ersten Anfängen der Quarta an in viel ausgedehnterem Mafse betrieben werden. Mindestens drei Bogen griech. Prosa wird aus dem Lesebuch in IV durchgearbeitet und ½ Bogen davon memorirt. Dafs dabei manche Formen noch nicht vollständig durchsichtig werden, ist offenbar.

III.

Verba muta; liquida, die auf *μι*. Einige ganz abweichende, nämlich die, welche am häufigsten vorkommen.

Einige syntactische Beobachtungen aus der Rection der Verben und der Moduslehre u. A. werden bei der Lectüre zur Anschauung gebracht.

Lectüre Xenoph. Anab. Die Hauptsache ist, dafs bald rascher gelesen werde und die statarische Behandlung nur bei wirklichen Schwierigkeiten stattfinde. Die Wiederholung zu Anfang jeder Stunde und die Gesammtwiederholung nach gröfseren Abschnitten ist auch für den deutschen Ausdruck zu verwerthen. Einzelne Reden werden in der Stunde oder in häuslichen Arbeiten schriftlich in lesbares Deutsch genau übersetzt, andere Stellen ins Lateinische. Mindestens ½ Bogen wird memorirt und bei der Versetzung als vorhanden gefordert; bis zur fehlerfreien schriftlichen Aufzeichnung dieses Memorirten geht die Forderung.

II.

Die Syntax des Atticismus wird absolvirt, mit Beispielen (Seyffert). Die homerische Formenlehre wird stückweise aus der Lectüre gewonnen. Mit den schriftlichen Uebungen ist es wie oben zu halten. Zuweilen wird über die gelesene Prosa ein griechischer Bericht schriftlich erstattet.

Gelesen wird:

Xenoph. Memorab., das Leichtere.
Homer Odyss. 8 Bücher in der Klasse, das Uebrige privatim.
Herodot Buch V bis VIII, nach und nach rascher.

I.

Keine besondere Grammatikstunde, aber Repetitionen in Veranlassung von häuslichen Arbeiten (alle 4 Wochen), desgl. bei der Lectüre.

Gelesen wird:

Ilias ⅓ in der Klasse, ⅔ zu Hause. Das 1. u. 2. Buch statarisch nach Nägelsbach, so dafs nach und nach über Alles darin Rechenschaft gegeben werden kann.
Sophocl. Oed. Rex, Antigone, Philoct., Ajax.
Euripid. ein oder zwei Stücke.
Demosth. Olynthische und philipp. Reden, Plato Crito, Apol., Laches, einige Partien aus Polit.
Privatim noch etwa Lysias, Isokrates, Lyc. in Leocr., Aristoph. Nubes, Aristot. de republ., Thucyd. Ferner: Theognis u. A. aus Stolls Anthologie oder Seyfferts Lesestücken.

Französische Sprache.

Die französische Sprache wird nicht sowohl als formales Bildungsmittel in den Gymnasien getrieben, obwohl sie Bildendes genug hat, sondern einestheils aus praktischen Gründen des Verkehrs mit fremden Nationen, von dem die leitenden Stände *sich* nicht zurückziehen dürfen, andrerseits um die unmittelbare Anschauung einer fremden modernen Literatur anzubahnen. Das Letztere formal zu vollenden, ist nicht Sache der Schule, sondern des spätern Lebens, bis dahin, wo der Gang der Völkerbeziehungen an die Stelle des Französischen für uns das Englische zu setzen gestatten wird. Denn dann läfst sich ohne pädagogische Gefahr schon auf der Schule das uns verwandte Englische so umfassend treiben und den Schülern aneignen, dafs sie wirklich mit dem Geist des englischen Volks eine bildende Gemeinschaft eingehen können. Französisch und Englisch zugleich auf dem Gymnasium zu treiben, ist für den Durchschnitt der Schüler ein verderbliches Nimium.

Als Elementarbuch empfiehlt sich das klug eingerichtete Buch von Plötz (21. Aufl. 1863). Es nimmt freilich zu wenig Rücksicht auf die schon gewonnene Kenntnifs des Lateinischen, eine Rücksicht, die wichtiger ist, als man gewöhnlich denkt. Ferner ist das Lesebuch zum 1. Theil des Plötz wegen seines schlechten Inhalts völlig unbrauchbar. Aber doch ist das Buch noch nicht ersetzt.

Bei vergröfserter Stundenzahl läfst sich in Quinta Lect. 1—73 wohl absolviren, besonders da man viele Uebungen streichen mufs. Es ist natürlich überall erst das Material der französischen *Sätze* vorzunehmen, dann erst das vorgesetzte Regelwerk und die Abtheilung deutscher Uebungssätze, von welchen der 10. Theil für das Gymnasium schon genug wäre.

Aufserdem müssen in einem guten Lesebuch (von Lüdeking oder Mager 1. Th.) wenigstens 2 Bogen gelesen werden, darunter ½ Bogen statarisch mit Memoriren und allerlei Uebungen.

IV.

Plötz I wird beendigt (die Pronoms und die gewöhnlichsten unregelmäfsigen Verba). Dazu 2 Bogen Lectüre mit Repetition des Quinta-Stoffs.

III. 2 Jahre.

Plötz 2. Theil ganz, so viel als davon überhaupt verwerthbar ist; nur ein Pedant wird jedes unregelmäfsige Verbum genau einprägen wollen. Auch findet sich unter den Sätzen doch manches leere Stroh. Extemporalien und Exercitien geben von Zeit zu Zeit Anlafs zur Repetition grammatischer Pensa und zur Prüfung der Gesammtfertigkeit in der Sprache.

Die Lectüre wird von allem Poetischen fern gehalten, besonders von dem Tragischen. Sie tritt ganz in den Dienst des Historischen, wofür Goebel, Beauvais (*études historiques*) u. A. brauchbares Material liefern. Doch ist eine vorsichtige Auswahl

auch hier indicirt, damit man nicht statt der Geschichte den Fatalismus einprägt.

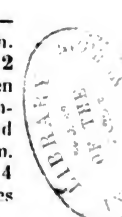
An die Lectüre schliefsen sich Wiederholungen in französischer Sprache, schriftlich und mündlich, auch sonstige Sprechübungen. Dies ist nur scheinbar zu schwer.

II. 2 Jahre.

Aus der Grammatik nur Repetitionen. Alle Zeit wird der Lectüre, von der alle Tragödien, auch alle *oraisons funèbres* ausgeschlossen bleiben, und ihrer Verwerthung für das Können gewidmet. Am Schlusse der Sekundazeit tritt das Schlufsexamen ein. In Prima wird beim Geschichtsstudium das Französische noch zuweilen in Anregung gebracht, sonst alles dem Privatfleifs überlassen, resp. vorläufig der Vergessenheit übergeben.

Hebräisch.

Den zukünftigen Theologen — und etwa den Philologen — ist dieser Unterricht auch ferner als „Wohlthat" zu gewähren. In 3 Kursen. Sekunda, der Anfangskursus, welcher 1 oder 2 Semester umfafst, je nach der am Ende des 1. Sem. constatirten Kenntnifs eines Schülers. Dieser erste Kursus umfafst: Leseübungen und Schreibübungen, Kenntnifs der regelmäfsigen Ton- und Silbenverwandlungen, der Pron. pers., Pron.-Suffixa, des regelm. Verbi und der wichtigsten Vocabeln, die aus einer nach etwa 4 Wochen beginnenden Lectüre leichter Stellen des 1. Buches Moses und aus einem Vocabellernen *ex professo* gewonnen werden.



Der 2. Kursus (1' Jahr) umfafst das unregelmäfsige Verbum, die Nominalbildung und Flexion, Zahlwörter etc. und beschliefst die Formenlehre überhaupt. Einübung mündlich und schriftlich.

Daneben fleifsige Lectüre aus einem Lesebuch etwa 1 Bogen, wovon mindestens 2 Seiten auswendig gelernt, auch auswendig analysirt und geschrieben werden.

Der 3. Kursus (mindestens 2 Jahre) fügt eine kurze Syntax hinzu, die früheren grammat. Uebungen werden zu Anfang jeder Stunde wieder aufgenommen. Schriftliche Uebungen dürfen nicht ganz fehlen; auch Kirchenlieder aus den heutigen Gesangbüchern können übersetzt werden, z. B. Lobe den Herren, den mächtigen König; oder neutest. Stücke, die man aus naheliegenden Gründen erst etwas ändern mufs.

Für die Lectüre, welche jetzt rascher fortschreitet, eignet sich: 1. u. 2. Buch Moses, Richter, 1. B. Samuelis, Psalmen, Stücke aus Jesaias, Jonas, Habakuk, Ruth und Anderes.

Zuweilen kann man unpunctirte Texte an der Tafel vocalisiren lassen; auch die Randlesarten geben ähnlichen Uebungsstoff.

Man wird aber auch auf dieser letzten Stufe wenig leisten, wenn man nicht ein kleineres Stück Lectüre als Normalstoff bis zur Geläufigkeit übt und festhält und darin eine stets bereite Hülfe für grammatisches und lexicalisches Wissen schafft, die unverlierbar ist.

Philosophie.

Die Prima soll durch diesen Gegenstand die Anleitung dazu bekommen, allerlei getrennte Studien einigermafsen in eine Einheit der Uebersicht zu bringen. (Siehe den nachstehenden Aufsatz.)

Dieser Unterricht hat deshalb keinen rechten Sinn, wo die frühern Objecte des Studiums in das Meer der Vergessenheit oder der Unbestimmtheit zurückgekehrt sind, oder wo überhaupt keine Freude an dem Erfolg der Arbeit geweckt ist, sondern nur in Proletarier-Art das Ziel der nächsten Versetzung oder des Abgangs von der Schule noch eine Theilnahme zu erregen im Stande ist. Anstatt zuzugeben, dafs an solchen Schulen, oder wenigstens an solchen, wo Niemand die Philosophie zu lehren im Stande wäre, dieser Gegenstand ausfallen müsse, wird es im Allgemeinen besser sein zu verlangen, dafs solche Schulen nicht existiren dürfen. Sonst möchte nächstens auch irgendwo der Unterricht im latein. Stil in Prima aus ähnlichen Gründen aufgegeben werden.

Der philosophische Unterricht erfüllt nur da seinen Zweck, wo er kaum etwas Neues bringt; damit ist mehr gesagt, als dafs man etwa philosophische Lesestücke in einer bekannten Sprache, etwa griech. Fragmente des Aristoteles oder einen Platonischen Dialog vorlege und interpretire.

Das Zusammenfassende ist a) logischer Natur. Hier werden besonders die mathem. Sätze mit den gewöhnlichen Urtheils- und Schlufsformen zu einer Einheit verbunden, es werden einige wenige logische Gesetze aufgewiesen, aber diese dafür in *reichlichen* Beispielen aus den bekannten Gebieten erläutert. Als Letztes wird die Weise des wissenschaftlichen Verfahrens erörtert (Induction, analytische, synthetische Methode etc.).

Es ist b) ethischer Natur; besonders tritt hier die Einigung von Religion, Geschichte, Literatur als Aufgabe entgegen. Die Art des ethischen Urtheils und seine Selbständigkeit, die Entwicklung der praktischen Ideen, ihre Verwirklichung im Leben des Einzelnen, in der Gemeinschaft: dies sind die Hauptabtheilungen.

Es ist c) psychologischer Natur. Weil dies Gebiet schwierig ist, könnte man bei minder guten Schülergenerationen sich auf a u. b beschränken, und nur noch psychologische Monographien (z. B. aus Lazarus, Leben der Seele) zur Anregung darbieten. Indefs ist die Sache durch eine stete Beziehung auf die selbstbeobachteten einfachen Seelenprocesse wohl zu erledigen, wenn die vorangegangenen Klassen den Blick für psychologische Züge schon einigermafsen geschärft haben. Es ist nicht unwichtig, hierbei die Sätze des Materialismus zu beleuchten, ferner die alte Lehre von den Seelenvermögen und angebornen Ideen zurückzuweisen. Ohne Zuhülfenahme einiger metaphysischer Sätze wird man freilich dieses psychologische Ziel nicht füglich erreichen.

Es fehlt ein geeignetes Schulbuch für die Philosophie. Zimmer-

mann (Prag) giebt im Ganzen passende Anleitung; Drobisch, Logik; Allihn. Antibarbarus logicus 1. Aufl.; Lotze, Mikrokosmus; Lotze, Logik; Drobisch, empir. Psychologie; Volkmann, Psychologie in genetischer Methode; Lotze, Medicinische Psychologie: sind für den Lehrer vortreffliche Hülfsmittel.

Es liefse sich ein encyclopädisches Lesebuch denken, das diesen Unterricht sehr unterstützte. Magers Versuch ist noch mancher Verbesserungen fähig.

Das technisch-neue Material in diesem Fache für den Schüler müfste sich auf einige Bogen bringen lassen.

Geschichte.

III.

Nach mehreren Vorbereitungen durch biblische Geschichte und das deutsche Lesebuch, auch durch die lateinische Lectüre in Quinta und Quarta beginnt der eigentliche Geschichts-Unterricht in Tertia (mit 2 St.). Das Pensum ist a) im Compendium die griech. und röm. Geschichte bis zu der Völkerwanderung. Diesem Stück wird die eine der beiden Stunden ausschliefslich gewidmet, und zwar wird jedes Jahr das ganze Pensum erörtert, auch durch schriftliche Combinationen in der Stunde das Wissen gesichert.

b) Detaillirte Darstellung des griech. Lebens bis zu Alexanders Tode, wobei auf die Gesetzesausbildung noch nicht volles Gewicht gelegt werden kann. Der wesentliche Stoff steht in Curtius 2. Bd., mehr übersichtlich in der Geschichte von Dittmar, deren gröfsere Ausgabe dem Lehrer besonders dann gute Dienste thut, wenn die mittlere Ausgabe als Compendium zu Grunde liegt. Der Lehrer sorgt dafür, dafs wenigstens

Beckers Erzählungen von Eckstein. 3 Bde. Gustav Schwabs Sagen oder Stolls Sagen. Roth, Lesebuch zur Griech. Geschichte. Herodot von Lange. Bäfsler, Hellenischer Heldensaal. Hertzberg, Messen. Kriege. (Halle, Waisenhaus.) Hertzberg, Xenophon und der Feldzug der 10 Tausend. Hertzberg, Alexander der Grofse

den Schülern zu stetem Gebrauch zu Gebote stehen, und läfst aus diesen Büchern in jeder Stunde etwas frei vortragen, so dafs er selbst nur wenig hinzuzuthun hat.

II.

a) Compendium: Mittlere Geschichte bis zur Reformation. Das Vorige wiederholen.

b) Detaillirte Darstellung; im ersten Jahre: die römische Geschichte vom Anfang, *in specie* von der Vertreibung der Könige bis zu Augustus; im 2. Jahre: von der Völkerwanderung bis zur Reformation.

Die Weise der Behandlung bleibt im Ganzen dieselbe. Der Lehrer nimmt aber mehr auf die lateinische Lectüre (Livius, Sallust, Cic.) Rücksicht und verlangt zuweilen cursorische Repetitionen in diesen Büchern nur zu geschichtlichen Zwecken.

In dem detaillirten Abschnitt wird er die Meinung nicht hegen dürfen, alle Perioden seien mit gleicher Ausführlichkeit zu behandeln. Er darf manches übergehen, was in wissenschaftlichen Büchern zu lesen ist, besonders das sittlich schlechte. Im Gymnasium ziemt es sich übrigens, dafs man die römischen Gesetze mit ihren lateinischen Worten citire.

In Bezug auf deutsche Geschichte wird die deutsche Stunde in II. Hülfe leisten, besonders für das Culturleben des Mittelalters, das möglichst alles Schlachten- und Intriguen-Wesen in den Hintergrund drängen soll.

I.

Das ganze Compendium wird in einer Stunde wöchentlich durchgesprochen und möglichst von allen Schülern angeeignet. In den zwei oder drei andern Stunden liegt vor:

1) die neuere Geschichte von 1517—1817; besondern Fleifs erfordert das 18. Jahrhundert, welches in allen Beziehungen so wichtig ist.

2) Eine höher gehaltene Erörterung der innern Entwicklung der griech. und röm. Geschichte etwa in 15 zusammenhängenden Stunden im Semester.

Die Klassenbibliothek mufs die nöthigsten Bücher in mehreren Exemplaren liefern. Auch die Literaturgeschichte gehört in diesen Zusammenhang, sofern sie hier schon in die eigene Anschauung der Schüler treten kann.

Diese historische Hülfsliteratur selbst siehe in Peter's bekanntem Buche.

Der Vortrag des Lehrers verwandelt sich mehr und mehr in ein Gespräch, wobei die Schüler das Meiste sprechen. Alles soll fragmentarisch bleiben, damit die Schüler nicht meinen, sie wüfsten nun „Geschichte".

Geographie.

VI und V.

In diesem Gegenstand werden sich die Gymnasien hoffentlich nicht durch die Klagen von Militärs etc. dazu bringen lassen, die Anforderungen an die Schüler hinaufzuschrauben. Es ist nur die alte Forderung zu wiederholen, dafs man ein kleines Pensum gewissenhaft festhalte.

Der Lehrer bringt in Sexta an geeigneten Reliefs, an Zeichnungen auf der Wandtafel in Verbindung mit Demonstrationen auf Spaziergängen die allgem. geographischen Begriffe zur Deutlichkeit. (Siehe das schöne Werk v. Sydow's.) Zur Concentration dient es, wenn mit dem Relief von Jerusalem (dem Berliner von Stückradt oder dem von Altmüller) begonnen wird, denn zum Verständnis der biblischen Geschichte ist dieser Theil der Geographie ohnehin zu betreiben.

Daran schliefst sich der Situationsplan der betreffenden Stadt mit ihrer Umgebung.

Das Alles sind vorbereitende Anschauungsübungen, zu wel-

chen noch die Anschauung eines gröfseren Globus hinzukommen mufs, damit für die Beziehungen zwischen Erde und Sonne eine anschauliche Basis erhalten wird.

Erst dann kann es gelingen, die Schüler in die topische Geographie von den 5 Erdtheilen einzuführen und ein sicheres Bild der Grenzen, sowie eine Nomenclatur der einfachsten Theile der Meere, der nöthigen Flüsse und Länder einzuprägen.

Prüfung des Wissens bietet das Zeichnen an der Wandtafel. Sonst ist das Kartenzeichnen zu Hause höchstens als Ferienarbeit zu verlangen.

Ein gewöhnlicher Leitfaden ist neben dem Atlas nur schädlich, und verleitet zur Aufmerksamkeit auf Zahlen, die doch nichts nutzen. Ohnedies lernt sich das blofse Kartenlesen nicht so bald und verlangt energische Uebung.

IV.

Es ist Europa nun näher zu betrachten, mit fleifsiger Beziehung der Gegenwart auf die alte Geschichte, für die die sonstige Beschäftigung der Klasse schon allerlei Anregung gibt.

III.

Deutschland ist genauer nach topischen (sowohl horizontalen wie verticalen Dimensionen), politisch-historischen, commerziellen Rücksichten zu betrachten. Es ist aber alle blofse Gelehrsamkeit zu vermeiden und stete Benutzung guter Karten zu verlangen, auch historischer Karten.

II.

Hier sind erstens Wiederholungen am Orte, dann aber wird eine Ahnung von dem zu erwecken sein, was das Ziel der neuen *comparativen* bürgerl. Geographie ist. Die Schriften von Kohl, Jansen, sowie die Ergebnisse der Statistik geben darüber dem Lehrer gute Materialien an die Hand. Auch Reisewerke lassen sich verwerthen.

Mathematik.

VI.

Die Rechenkunst ist in den Gymnasien vor den „vielen Künsten“, die wir „suchen“, ebenso wie die Lese- und Singekunst arg vernachlässigt worden. Es handelt sich darum, dafs wir hier die Fortschritte der Elementarschule uns zu Nutze machen. Ein guter Seminarist, der nach Schürmann's und anderer Seminarlehrer Anleitung theoretisch und practisch gebildet ist, wird für jetzt den Unterricht in VI u. V, vielleicht auch in IV am besten besorgen. Es handelt sich besonders um eine innere rasche Anschauung der Zahlen im dekadischen System und darauf basirtes Kopfrechnen in den 4 Species mit ganzen Zahlen. Die Benennungen finden sich leicht dazu.

V.

Hier fügt sich die Bruchrechnung hinzu, die gar nicht häufig so behandelt wird, dafs sie zugleich rationelle und praktische Resultate ergiebt.

IV.

Nunmehr erweitert sich das praktische Rechnen auf die sogenannten Rechnungsarten des bürgerl. Lebens. Wenn VI u. V die rechte arithmetische Uebung verschafft haben, so ist hier nur die Auffassung der technisch-socialen Beziehungen (in der Zinsrechnung, Gesellschaftsrechnung etc.) als Neues zu üben. Diese Erweiterung giebt zu einer Menge logisch-mathematisch-physikalischer Uebungen Anlafs. Es ist nichts dagegen zu sagen, wenn in einigen letzten Stunden auch noch die geometrischen Grundanschauungen abstrahirt werden, aber nöthig ist es nicht. Fölsings Rechenbuch ist für VI—IV gut zu gebrauchen.

III.

Die allgemeine Mathematik fängt nunmehr an, und zwar zunächst die Arithmetik, so jedoch, dafs die Theorie der 4 Rechnungsarten nicht zu den häufigen abstracten Quälereien Ursach giebt. Es bleibt immer das Wesentliche, dafs man die Abstractionen zu etwas gebrauchen kann. Daher ist denn auch bald zu den Gleichungen (mit einer Unbekannten) überzugehen.

Die Geometrie umfafst auf dieser Stufe: die gerade Linie, Kreislinie, Parallel-Linie, Winkel, ebene Figuren, Dreieckssätze, die Linien am Kreise, Parallelogramme, Pythagoreischen Lehrsatz, Winkel im Kreise.

II.

a. Rechnung mit Potenzen und Wurzeln, Logarithmen und Anwendung derselben auf Zinseszins etc. Gleichungen 1. und 2. Grades. Aufgaben.

b. Beendigung der Planimetrie. Elementare Stereometrie als Hauptpensum des 2. Jahres. Aufgaben.

I.

a. Progressionen. Binom. Lehrsatz in seinen leichteren Formen. Permutation und Combination. Schwierigere Gleichungen.

b. Ebene Trigonometrie. Elemente der Kegelschnitte, mehr um der Methode willen. Anwendung der Mathematik auf die Physik. Wiederholungen in zahlreichen Aufgaben. (Bei guten Generationen auch die Elemente der sphärischen Trigonometrie.)

Physik.

III.

Sie beginnt füglich in Tertia mit einem Anschauungskursus, der anregend wirken soll. Die Schüler sollen sehen lernen und auf Gesetze aufmerksam werden. Mathematische Demonstration ist nicht zu erfordern, aber auch Spielerei zu vermeiden. Die angeschauten Processe sollen von den Schülern deutlich beschrieben werden, mit oder ohne Darstellung durch Kreide.

II.

Nun beginnt der systematische Unterricht, obwohl es freilich richtig ist, dafs man dermalen noch fast mit jedem Kapitel der Physik anfangen kann. Die Kapitel, bei welchen die Rechnung

am wichtigsten ist, wie bei der Lehre vom Fall, vom Schall, Licht, Mechanik u. s. w. spare man für Unterprima.

Als Hülfsmittel ist Dellmann, der kleine Physiker für diese Stufe recht gut und zu wenig bekannt.

Ohne ein gutes Kabinet ist der Unterricht freilich fast unnütz.

I. (Nur erstes Jahr.)

Die vorzugsweise mathematischen Theile der Physik schliefsen den Unterricht ab, so auch eine Ahnung von der Uebereinstimmung unseres Erkennens mit der Wirklichkeit gewährend. Hier ist es noch ein wichtiger Punct, zu zeigen, dafs die sogenannte Exactheit der Naturwissenschaft ihre Gränzen hat und das Gebiet der Hypothesen auch hier bald beginnt.

Von Chemie wäre es wünschenswerth eine allgemeine Vorstellung mitzugeben, doch wird sich nicht oft die Sache so thun lassen, dafs wirklich eine Einsicht erreicht wird. Es fehlt zum Theil an experimentell geübten Lehrern, zum Theil an der Ausstattung des physikalischen Apparats.

Mit dem 1. Jahr in Prima hört dieser Gegenstand auf; auch wird man sich leicht entschliefsen, solche Schüler in Unterprima, die in den Hauptobjecten ohne ihre Schuld zu schwach geblieben sind, von dem Unterrichte in der Physik zu dispensiren.

An Anwendungen der Mathematik auf die Physik darf es übrigens auch in Oberprima nicht ganz fehlen. Es giebt ja kein Gebiet, wo sich so gut deutlich machen läfst, wie rein theoretisch-mathematische Rechnungen durch die objectiven Naturerscheinungen genau bestätigt werden.

W. H.

II.

Ueber den philosophischen Unterricht in den Gymnasien.

Es läfst sich wohl als Thatsache bezeichnen, dafs über den philosophischen Unterricht in den Gymnasien noch wenig Einverständnifs unter den Didactikern besteht. Ja der Factoren, auf welchen eine Gesammtentscheidung der didactischen Frage beruht, sind so viele und complicirte, dafs, wenn man jetzt zu einem Resultate gekommen zu sein glaubt, man leicht nach ein paar Jahren mit Ueberraschung wahrnimmt, die Sache erscheine doch nun wesentlich anders als früherhin [1]). An dem Alter der Dis-

[1]) Wenigstens habe ich an mir die Erfahrung gemacht, dafs was ich vor $2\frac{1}{2}$ Jahren über den Gegenstand geschrieben, mir in manchen Punkten nicht mehr genügt. (Vgl. Berliner Blätter für Schule u. Erziehung 1861. No. 30 u. ff.)

ciplin selbst liegt dies Schwanken nicht, sondern an ihrer Materie gegenüber der Natur des Schülers, sowie an der mangelhaften Induction, da sich bei einem Gegenstand, der auf nicht vielen Gymnasien und erst in Prima, ohne Controle seines Einflusses auf die Folgezeit, gegeben wird, natürlich nicht zu irgend einer sichern methodischen Empirie kommen läfst. So ist auch das Schwanken unserer Schulgesetzgebung nicht schwer zu erklären.

Doch ist hinwiederum auch dieses Schwanken ein moralischer Antrieb für Jeden, der zur Sache etwas beitragen zu können glaubt, mit seinen Mittheilungen nicht zurückzuhalten. Denn es ist wichtig, dafs unter den Fachgenossen und Sachverständigen, ja unter allen denen, die an der Erziehung betheiligt sind, eine allgemeine Meinung sich bilde. Dann erst kann die gesetzgeberische Function, welche ja nicht isolirt über der Sache schwebt, sondern, wenn sie normal ist, mitten aus der Sache heraus ihre Arbeit thut, eine Sicherheit gewinnen, und es tritt dann nicht leicht der Fall ein, dafs ein Wechsel von politischer Natur oder irgend ein noch so hervorragender Gelehrter durch seinen (möglicherweise guten) Einflufs die ganze Regulirung des betreffenden Unterrichts in eine neue Richtung hineinwirft. Das ist gegen die Würde einer Schulleitung, die auf consequente, allmähliche Entwicklung und Verwirklichung weniger Grundsätze ihre Ehre zu gründen hat. Und da die Würde und Ehre unserer Leiter uns zugleich als unsere eigene Ehre gelten sollte, so müssen wir uns auch verpflichtet halten, die Mittel der Discussion allgemeiner zu benutzen

Aus diesen Motiven heraus habe ich den *philosophischen Unterricht* vor einiger Zeit in der Berliner Gymnasiallehrer-Gesellschaft zur Sprache gebracht; und sie scheinen mir wichtig genug, auch die nachfolgenden öffentlichen Erörterungen zu entschuldigen, besonders da ich die Hoffnung hege, durch dieselben den einen oder andern der erfahrenern Collegen zu einer Wiederaufnahme der ganzen Frage zu reizen.

I.

Wenn es gut ist, einige historische Momente vorab zu erwähnen, so lasse ich doch die älteste Zeit auf sich beruhen, da das kaum Philosophie heifsen kann, was man unter diesem Namen in den Schulen trieb. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts drangen aber mehrere neue Elemente in die Gymnasien, es war die religiöse Skepsis, das nationale Element und die Realien. Wenn dadurch eine pädagogische Skepsis entstand, so wurde durch den Aufschwung, den die Philosophie in Kant nahm, die alte Ueberlieferung noch gründlicher durchbrochen. Die Kantische Philosophie drang auch in die einzelnen Wissenschaften ein, die Theologen, damals die gewöhnlichen Schulhäupter, waren vielfach Kantianer, auch die allmählich sich aussondernden Philologen, G. Hermann vor allen, gingen meist den

neuen Weg. Die Staatsmänner folgten langsam nach und anfangs nicht ohne Bedenken.

Noch im Jahre 1816 sagt eine Verfügung: „Die Reflexion auf die Gesetze des Denkens zu leiten, ist das Geschäft der Universität, und zur näheren Vorbereitung für dieselbe wie zur Mittheilung der den Schülern nöthigsten Kenntnisse aus dem Gebiet der Psychologie, Moral und Geschichte der Philosophie bieten der theoretische sowohl als praktische Sprachunterricht, die Behandlung der alten Klassiker und der Religions-Unterricht die beste Gelegenheit dar, welche hiefür zu benutzen keine Schule versäumen mufs."

Ich finde diese Worte im Grunde ganz angemessen, wenn auch der näheren Entwicklung bedürftig. Nur die systematische Darstellung der Denkgesetze ist der Schule nicht zuzumuthen, und der Gesichtspunct, unter welchen die mitzutheilenden nöthigsten Kenntnisse aus der Philosophie hier gestellt werden, bedarf der Modifikation.

Mit der obigen Verfügung läfst sich die Verfügung des Ministeriums Raumer von 1856, wonach die besondere philosophische Lection wegfallen, ihr wesentlicher Inhalt aber anderweitig conservirt werden soll, im Allgemeinen wohl vereinigen.

Es entstand indefs eine herrschende Philosophie; es war die gewaltig angelegte Hegelsche, von einem grofsen Denker einem weiten Kreise von Jüngern so eingeprägt, dafs sie als Dogma galt. Aufserdem, dafs sie den Einzelwissenschaften in regsamer, obwohl eintöniger Arbeit eine erwünschte, lang ersehnte Stellung in dem einheitlichen Ganzen des Wissens zu sichern schien — und der Geist sucht die Einheit so sehr, dafs er sich selbst einem Trugbild derselben ergiebt — erschien diese Philosophie auch bald als eine Stütze des historischen Rechts, so dafs sie den Staatsmännern sich nicht wenig insinuirte. Wir dürfen hier nicht in die Erörterung ziehen, was an dieser hohen Werthschätzung irrig war.

Wie durch Hegel, so hatte sich in ganz andrer Weise durch Herbart das Studium der Philosophie den höher Gebildeten aufs Neue empfohlen, und es ist kaum zu sagen, wie begeistert in Berlin, Königsberg, Göttingen und anderswo die Königin der Wissenschaften betrieben wurde. Die höhern Schulen konnten davon nicht unberührt bleiben. Die Philosophen gaben zum Theil selbst ihr Votum hinsichtlich der Schulen ab. Ich fasse die Ansicht Herbarts (nach Werke XI, S. 396 ff.) in folgender Art zusammen:

„1) In die Schulen gehöre nicht die Kantische Philosophie, auch keine spätere, der Schüler solle nicht in das Parteiwesen gezogen werden, und sein Denken solle ihm selbst nur als ein Versuch erscheinen, dem viele Umwandlungen bevorständen.

2) Wer Philosophie lehren wolle, müsse sich seinen Leitfaden selbst machen, ein Compendium helfe ihm nicht; er müsse wenigstens ein Hauptwerk gelesen haben, und zwar vor Allem den Locke, jenen wahrhaft elementarisch darstellenden philoso-

phischen Schriftsteller. Locke's Untersuchungen mufs er mit den Schülern frei reproduciren, und er thut gut, dabei auch den Sextus Empiricus zu studiren.

3) Aufserdem macht sich der Lehrer an ein Studium der Logik (Reimarus und Krug). Er mufs eine grofse Mannichfaltigkeit von richtigen Beispielen und Definitionen, Schlüssen etc. herbeischaffen. In solchen Dingen wolle man nur nicht unnütze Spitzfindigkeiten sehen.

4) Der Schule steht noch in den übrigen Zweigen manches zur Philosophie Gehörende zu Gebote, besonders wichtig ist Cicero und Plato. Plato's Krito und Apologie gehört nach Sekunda; in der Prima ist Plato's Republik, namentlich das 1. 2. 4. 8 und die folgenden Bücher beim Unterrichte zu benutzen, ebenso *de finibus*, die Tusculanen, *de officiis* müssen in ihren klarsten und schönsten Stellen gelesen werden; die Lücken mufs man ergänzen, dem Autor nachhelfen, nicht ihn mit scharfer Kritik verfolgen.

5) Am leichtesten ist, was übrig bleibt: die Geschichte der Philosophie; der Schüler soll historisch lernen, dafs Männer vom höchsten Geist durch Untersuchungen und Behauptungen gewisser Art berühmt geworden sind. Der Lehrer wird zu diesem Behufe aus Tennemanns (!) Grundrifs einen äufserst kurzen Auszug machen und den Unterricht darnach in 16 bis höchstens 20 Stunden ganz bequem beendigen.

6) Es kommen überhaupt: $\frac{1}{4}$ Jahr lang 4 Stunden wöchentlich Logik auf Sekunda, $\frac{1}{2}$ Jahr lang 4 Stunden Psychologie (nach Locke) auf Prima, dazu Plato und Cicero in den betreffenden Disciplinen. Rückblicke auf die Logik müssen allenthalben gelegentlich geschehen, praktische Uebungen darin haben ihre Stelle bei den deutschen Ausarbeitungen."

So kam denn auch 1825 (14. April), mitten in der Zeit der Hegelschen Wirksamkeit in Berlin (1818—1831), eine neue Verfügung des Ministeriums Altenstein heraus, welche Hegels Sprechweise verräth, aber keinesweges aus der gesetzgeberischen Tradition fällt, vielmehr wörtlich an einige Bestimmungen früherer Zeit anknüpft. In einem Nebensatz blofs erscheint zunächst die Bemerkung, dafs ein theoretisch-systematischer Vortrag der philosophischen Wissenschaften nicht für die Gymnasien geeignet sei. Der Hauptsatz ist nämlich darauf eingerichtet, den philosophischen Unterricht in voller Wichtigkeit hervortreten zu lassen. Die Geschichte der Philosophie wird ausgeschlossen, wie mir scheint, durchaus mit Recht; bei der Erwähnung der empirischen Psychologie ist seltsamer Weise von den Vermögen der Seele die Rede, welche ja in der Philosophie einen ähnlichen Werth haben, wie Atreus und Thyestes in der Geschichte [1]),

[1]) Diese „Entitäten der vulgären Psychologie" kommen auch wieder in der letzten Verfügung vor, wobei allerdings zuzugeben ist, dafs sie in der That in irgend einer Weise zur Sprache kommen müssen.

nämlich dafs sich an diese Namen unsäglich viel Unfug hängt. Als Hauptgegenstand dieses philosophischen Unterrichts erscheint aber die elementare „gewöhnliche" Logik, für deren Betreibung das wunderliche Motiv geltend gemacht wird, dafs die Studirenden wegen der Trockenheit des Gegenstandes nicht gut zum Studium der Logik zu vermögen seien.

Uebrigens wird selbst in dieser Verfügung der propädeutische Unterricht nicht allgemein angeordnet, weil die Besorgnifs besteht, dafs es an den geeigneten Lehrern noch fehlen möchte. Wo es aber schon einen solchen Lehrer giebt, soll der Gegenstand in den beiden obersten Klassen in wöchentlich 2 Stunden gelehrt werden, „welche dem Unterricht in der deutschen Sprache und in der deutschen Literatur, sowie in der Mathematik am füglichsten da abzubrechen sind, wo für das Deutsche wöchentlich 3, und für die Mathematik 5 oder 6 Stunden ausgesetzt sind". Diese letztere Bestimmung ist nicht sehr bestimmt, auch wird in der Verfügung selbst auf nähere Eröffnungen seitens der Consistorien hingewiesen.

In der allgemeinen Verfügung vom 4. Juni 1834 ist die Propädeutik kurz berührt, im Stundenplan ist sie auf Prima beschränkt. Als Hülfsmittel ist Schaller's Magazin für Verstandesübungen (1806) empfohlen und in methodischer Hinsicht Deinhardt's Aufsatz in Brzoska's Centralbibliothek (Juni 1839).

So blieb es eine gute Weile. Die Discussion in den Zeitschriften hörte nicht ganz auf. Man schrieb Lehrbücher für den Gegenstand, meist für den Lehrer eingerichtet.

Im Jahre 1840 brachte der Thron- und Ministerwechsel eine andere Stellung des Staates zu der Hegelschen Philosophie mit sich. Aber auch unabhängig davon trat eine Enttäuschung und eine Ernüchterung des Publikums über die wirklichen Leistungen der herrschenden Philosophie ein, die von den Wissenschaften als gering angesehen zu werden anfingen. Es wuchs die Empfänglichkeit für die alte solide Philosophie, die aristotelische insonderheit. So hatte schon 1836 Trendelenburg die *elementa logices aristoteleae* erscheinen lassen, um in der Propädeutik die Lehrer und Schüler aus dem Streit der Systeme heraus auf die gemeinsamen Anfänge zurückzuführen. Hierzu kam 1842 noch ein deutsches Buch: „Erläuterungen" etc. (mit deutscher Uebersetzung jener logischen Fragmente und vielen Beispielen). [1])

Aber das Interesse für Philosophie nahm überhaupt in Deutschland ab, wie der Sinn für das Ideale ja im Allgemeinen eine Zeit lang abstumpfte. Da fing man auch an mehreren Gymnasien an, trotz aller Verordnung den Unterricht in der Philosophie

[1]) Von diesen Elem. log. Ar. sagt die neueste Verfügung, offenbar auf Grund der Gutachten der Directoren, sie hätten sich für den Lehrer vor andern Büchern bewährt. Auch im Königreich Sachsen ist dies Buch 1847 vom Cultusminister empfohlen worden, gewifs auch sonst noch öfters.

entweder auf 1 Stunde herabzusetzen, wogegen sich Trendelenburg energisch ausspricht, oder ihn ganz ausfallen zu lassen, resp. ihn durch eingehendere Beschäftigung mit Plato zu ersetzen. Auch Dispositions- und Inventions-Uebungen wurden hier und da an seine Stelle gesetzt. Die Hauptnoth war der Mangel an Lehrern (Landfermann, Zur Revision des Lehrplans höherer Schulen 1855; Breiter, Das evang. Gymnas. nach den berechtigten Forderungen der Zeit 1856 S. 69). Auch war der Trieb nach möglichster Vereinfachung des Unterrichtsplanes wirksam für die Beseitigung des unbequemen Gegenstandes.

Genug, die Verfügung vom 6. Januar 1856 machte diesem Gedanken die oben schon angedeutete Concession, den Gegenstand als solchen fallen zu lassen und seinen wesentlichen Inhalt in den deutschen Stunden beiläufig zu behandeln, die zu diesem Ende auf 3 erhöht wurden.

Unterdessen war in Oesterreich seit 1849, mit Hülfe preufsischer Schulmänner, der Philosophie eine steigende Beachtung von Seiten der Schule zu Theil geworden. Und zwar war es besonders das System Herbarts, dem man Vertrauen schenkte. Im Jahre 1851 wurde für den Gegenstand eine „gröfsere Ausführlichkeit" verlangt. 1855 wurde angeordnet, dafs nicht erst in Oberprima (8. Kl.), sondern schon in Unterprima in wöchentlich 2 St. Logik und Psychologie getrieben werden solle. Aufserdem verschärfte man die Anforderungen an die Schulamtskandidaten in Hinsicht der Philosophie, damit nicht, um des trefflichen R. Zimmermann Worte zu gebrauchen, „dem an vielen Gymnasien des Kaiserstaates herrschenden Misbrauch, gerade die Propädeutik unberufenen Händen anzuvertrauen, der angebliche Mangel an geprüften Candidaten zum Vorwand dienen könne". Also auch dort leidet die Sache Noth durch den Mangel an den rechten Personen.

In Preufsen waren die Stimmen über die 1856 getroffene Einrichtung sehr getheilt, und die Behörde, den Zweifeln in legitimer Weise entgegenkommend, forderte Gutachten der Directoren über die Erfolge der letzten Verfügung, die Propädeutik betreffend.

Auf Grund der eingelaufenen Gutachten, in deren Reihe der Sache nach auch wohl Trendelenburgs Vorrede zu der neuen Auflage seiner Erläuterungen gehört, ist nun die Bestimmung des Ministeriums v. Mühler vom 23. Decbr. 1862 ergangen, die im Septemberheft dieser Zeitschrift mit andern Verordnungen zusammen abgedruckt ist.

Sie hat die Freunde philosophischer Bildung, welche, mehr durch die erkennbare Tendenz des Rescripts von 1856 als durch seinen wörtlichen Inhalt, in Besorgnis gerathen waren, nach meinen Wahrnehmungen durchweg befriedigt.

Mich würde dies ziemlich gleichgültig lassen, wenn die lange herrschende und modisch gewordene Gleichgültigkeit der Gebildeten gegen die Philosophie noch immer andauerte. Was wollte die Schule gegen die Blasirtheit eines ganzen Zeitalters machen?

Aber es ist wahr, dafs sich in den verschiedenen Zweigen der Literatur wieder der Sinn für das zusammenfassende und begründende Denken regt, wenn auch das voreilige hochmüthige Streben nach der sogenannten Alleins-Philosophie und die Construction des Universums aus ein paar dürftigen Begriffen vor der Wirklichkeit des Lebens und der Einzelwissenschaften sich nicht mehr blicken lassen darf. Und weil ich glaube, dafs die neueste Bestimmung in paralleler Richtung mit dem Zuge der Geistesbestrebungen unserer Tage steht, habe ich einige Zuversicht, dafs sie kein leeres behördliches Wort bleiben wird und dafs auch die Lehrer sich zahlreicher finden werden, welche die philosophische Vorbildung der Schüler in zweckmäfsiger Weise besorgen können.

Nur im Vorübergehen sei es bemerkt, dafs ich dazu eine Mafsregel nicht scheue vorzuschlagen, welche mehr englisch als preufsisch aussieht. Die Prüfungscommission der Schulamtscandidaten sollte Werke festsetzen, deren völlige Durcharbeitung dem Examen vorausgehen mufs. Kants Kritik der reinen Vernunft, Drobisch Logik, Hartensteins Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften, Trendelenburgs Naturrecht, Drobisch Psychologie dürften eine nicht zu verachtende Auswahl der nöthigsten *standard-works* und *text-books* sein.

Die knappe Fassung der betreffenden Verfügung läfst nicht ganz leicht erkennen, wie sich praktisch der Stundenplan gestaltet. Mir scheint aber Folgendes richtig:

1. Die Propädeutik braucht nicht von dem Lehrer des Deutschen nothwendig mitbesorgt zu werden. Doch ist diese Combination die natürlichste.

2. Sie kann daher auch unter ihrem Namen auf dem Plane erscheinen, und zwar in wöchentlich einer Stunde — in Ober (?)-Prima — oder bei Beschränkung der Propädeutik „auf das Wintersemester“ in wöchentlich zwei Stunden.

3. Es bekommt der deutsche Unterricht in Oberprima wieder seine 2 wöchentlichen Stunden, und es unterliegt besonderer Anordnung des Directors, in welchem Fache bei 2stündiger Winterpropädeutik die Ausgleichung für den Sommer stattfinden soll. Das Lateinische, die Mathematik käme neben dem Deutschen in Betracht [1]).

4. Logik und Psychologie, besonders Anwendung logischer Sätze sollen den Inhalt der Propädeutik, wie bisher, hergeben, und das Ziel dieses Unterrichts soll vorzüglich in der geistigen Zucht gesucht werden.

---

[1]) Ob der deutschen Stunden in Unterprima 3 bleiben sollen, ist nicht genau zu ersehen. Eine *ratio* dafür, wenn die Propädeutik wirklich auf Oberprima beschränkt werden soll, fehlt, wie es scheint. Man könnte sie behalten, wenn man in Unterprima die Literaturgeschichte beendigen will, was in denjenigen Gymnasien indicirt ist, welche in Unterprima die neuere Geschichte abschliefsen. Für die deutschen Stunden in Oberprima bleiben dann noch Dispositionsübungen, Lesen von demonstrativer Prosa und Anderes.

II.

Verlassen wir die historisch-statistischen Beziehungen der Frage und gehen wir in das Sachliche derselben näher ein, so bescheiden wir uns zuvörderst, keine Kritik anderer Theorien hier *ex professo* anzustellen. Eine solche mag nur beiläufig angedeutet werden. Lieber will ich einen positiven Vorschlag in wenigen §§ darlegen.

§ 1.

Die Nothwendigkeit eines propädeutischen Unterrichts in der Philosophie ist nicht so zu begründen, dafs man sagt, ohne ihn sei der Universitätsvortrag in der Philosophie und in den rationalen Wissenschaften nicht zu verstehen.

Die Sache ist vielmehr die, dafs die allgemeinste studentische Begeisterung für das philosophische Studium in eine Zeit fällt, wo die Schulen noch keine Propädeutik im heutigen Sinn trieben. Wäre aber ein Kathedervortrag in der Philosophie, der den angehenden Studirenden aller Facultäten im Allgemeinen nützen soll, unverständlich, so würde man, falls sonst die mitgebrachte Schulbildung zureichte, dafür wirken müssen, dafs der Universitätslehrer sich populärer hielte. Wo dies geschieht, fehlt auch heutzutage die Theilnahme der Studirenden nicht. Wir lassen uns ja auch nicht durch die Forderungen von Universitäts-Metrikern und Mythologen dazu verleiten, unsern Primanern Metrik und Mythologie vorzutragen, wohl aber treiben wir manches Metrische und Mythologische in der Schule.

Es ist ja überhaupt nicht mehr an der Zeit, die Gymnasien lediglich als Vorbereitungsanstalten zur Universität anzusehen. Sie sind das freilich auch und sollen es bleiben. Aber sie nehmen ihre Normen nicht aus den Forderungen irgend einer Fachschule, auch nicht der höchsten.

§ 2.

Für die Logik als Gegenstand der Propädeutik hat man öfters angeführt, dafs sie als Kunstlehre des Denkens vor Denkfehlern behüte und somit eminent practisch sei. Diese Meinung ist ein Mifsverständnifs der Aufgabe der Logik, wie z. B. von Lotze, S. 3 ff. seiner Logik gezeigt worden ist. Allerdings leistet die logische Terminologie dazu einige Dienste, den Sitz eines vorliegenden Fehlers (in einem Aufsatze etc.) leichter und schärfer zu bezeichnen.

Die Meinung ist also nicht, dafs die Logik sich nicht zur schulmäfsigen Behandlung eigne, sondern dafs man ihre **Bevorzugung** entweder auf bessere Gründe stützen, oder aufgeben solle. Was man ferner für diese Bevorzugung vorgebracht hat, die Logik erfreue sich einer durchweg unangefochtenen und unanfechtbaren Form, die von Aristoteles bis auf die Gegenwart

reiche, ist im Allgemeinen richtig, und eine *commendatio maiorum* ist für keinen Unterricht in den Wissenschaften des Geistes ohne Werth. Aber wir dürfen doch nicht zu vielen Werth darauf legen, wenn es sich mehr um werthvolle Thätigkeit, d. h. Anregung, als um werthvolle Producte handelt.

Beiläufig bemerke ich schon hier, dafs für die Schule die Logik an Wichtigkeit andern Theilen der Philosophie nachsteht.

§ 3.

Zu der schulmäfsigen Betreibung philosophischer Studien leitet, wie es scheint, allein **die** psychologische Thatsache, welche die pädagogische Beobachtung allgemein darbietet, dafs in dem Primaner bei normaler Entwicklung das Bestreben erwacht, das vielfache Einzelne, was ihm Schule und Leben dargeboten haben, in einheitliche Gruppen zu bringen. Dies ist ein wesentlich der Philosophie zugewandtes Bedürfnifs, eine *σύνοψις*, die eine Vollendung der schon in der Begriffsbildung wirksamen Abstraction heifsen kann. Dieses Bedürfnifs mufs jetzt fühlbarer hervortreten, als in früheren Zeiten, wo die Schulen eine geringere Masse verschiedener Disciplinen darboten und diese dazu durch das alles umspannende lateinische Gewand einander ähnlicher machten.

Auf diese Bestimmung der Philosophie in den Schulen, zu einer Convergenz aller einzelnen Strahlen des Wissens und Urtheilens zu einem *focus* hin die Kraft zu geben durch wenn auch noch so anfangsartige Uebungen, lege ich den hauptsächlichen Werth. Nur angebahnt werden kann es auf dieser Stufe. Aber die Aufgabe liegt wenigstens innerhalb der Gränzen des Schullebens vor, und entsteht ohne ein Hinschielen auf akademische Forderungen.

§ 4.

Es ergeben sich hieraus drei Kapitel philosophischer Unterweisung: a) Psychologie, b) Ethik, c) Logik.

a) Aus dem Vielen, was die Geschichte der einzelnen Männer, der Völker mit ihren geistig-sittlichen Eigenschaften, was alte und neue Literaturen, was die biblische Unterweisung, kurz aus dem, was innerhalb des vorangegangenen Lebens und Unterrichts den Menschen angeht, ergiebt sich die Frage, ob denn diesem mannichfaltigen Geschehen nicht etwa bestimmte (wenige) Gesetze zu Grunde liegen. Ahnungen davon gewähren die Associationen unter den Vorstellungen, die Jeder an sich beobachtet hat, auch Thatsachen, wie die Entstehung von Lastern, als des Trunkes u. A. Kurz, es bahnt sich als erste Frage die nach einer empirischen Psychologie den Weg.

b) Eine zweite dringende Frage erhebt sich auf derselben Fülle der im Menschengebiete hervortretenden Einzelheiten, welchen Werth denn das Alles habe; welche Dinge sich als Güter,

absolut genommen, und nicht als bloſse Nützlichkeiten herausstellen; welche Handlungen, abgesehen von allen zufälligen Verflechtungen des Lebens, absolute Billigung verdienen; welche Gesinnungen und sittliche Ideen uns beherrschen sollen. Es will untersucht sein, welche Werthbegriffe an die Gemeinschaften (Familie, Staat) geknüpft sind; alle die vielen patriotischen, rechtlichen etc. Anregungen aus den verschiedenen Studien her verlangen ihre übersichtliche Stelle.

Wer meint, daſs sich das Nöthige und allein Heilsame hiervon in dem Religions-Unterricht abthun lasse, hat so viel Recht, daſs zwischen diesen ethischen und den biblischen Unterweisungen eine gröſsere Discrepanz nicht stattfinden dürfe. Nicht mehr. Denn was hier gewonnen werden soll, soll nicht auf dem Wege religiöser Autorität angeeignet, sondern aus der urtheilenden Vergleichung der gemeinen weltlichen Thatsachen erarbeitet werden. Warum bleibt denn die religiöse Unterweisung so oft auf einem kleinen abgeschlossenen Gebiet stecken und läſst ganze groſse Gebiete des Wollens und Handelns völlig unberührt? Warum ist die Sauerteigs-Natur des Evangeliums noch so wenig zu merken? [1]) Ich werde die Antworten nicht vorwegnehmen. Aber einstweilen führt mich alles auf die Forderung einer allgemeinen Ethik, als zu welcher die lebendigsten Theile der schulmäſsigen früheren Studien bestimmt convergiren.

c) Bei intellectuell entwickelteren Schülern entsteht noch das Bedürfniſs nach einer dritten Abstractionsart, die in der Logik einen Namen gefunden hat.

Die Mathematik treibt auf allen Puncten zu Verallgemeinerung der Vorstellungen, wodurch man allmählich auf ein Gesetz dieser Allgemeinheit geleitet wird. Ebenso treten die Umkehrungen der Urtheile, die Disjunctionen, die apagogischen Beweise, die gewöhnlichsten Schluſsformen, die inductive Erkenntniſsart und ähnliches so oft und so rein hervor, daſs man leicht die Form des Denkens aus dem Material herausheben kann. Ziemlich übereinstimmend treten, wenn der grammatische Unterricht im Deutschen in den mittlern Klassen mit Ernst getrieben wird, in den obern Klassen die Elemente einer allgemeinen Grammatik hervor, und wir wissen noch aus Steinthals Schrift „Grammatik, Logik und Psychologie", wie tief der Zusammenhang der grammatischen Kategorien und syntactischen Verhältnisse mit der Logik ist. Ohne groſse Mühe wird mit Hülfe von Mathematik und Grammatik eine Condensation des Vielen in einige logische Gesetze stattfinden, die zugleich als Vorbereitung der eigentlichen Logik wirken werden.

Das wären die 3 Gebiete.

Man wolle mich nicht so miſsverstehen, als komme es mir

---

[1]) Es ist dem Mittelalter nachgesagt worden, daſs die Ritter, welche des Morgens auf den Knien lagen und beteten, nämlich wirklich beteten, doch nach Tische die Kaufleute niederwarfen. Aber man kann mit Rücksicht auf uns sagen wie Cicero: *hoc vitium latius patet.*

hierbei auf irgend eine systematische Vollständigkeit an, wie sie ein Buch, für die Wissenschaft bestimmt, an sich tragen mufs. Hat nicht auf hinlänglich vielen Gebieten uns die Vollständigkeitssucht schon die Schulen verdorben? Ich erinnere mich noch mit Vergnügen daran, dafs, als ich das Mörser Schullehrer-Seminar besuchte, uns unser blinder Lehrer Schürmann die Trigonometrie vortrug, ohne eine andere Benennung als die des Sinus einzuführen. Die Sache gehörte nicht in sein Pensum, er erweiterte es zu unserer und seiner Freude dadurch, während wir eine „wissenschaftliche“ Trigonometrie nicht würden bewältigt haben [1]). Gerade so mufs es uns überhaupt zu Muthe sein, wenn wir die Schüler vor uns sehen und der „Wissenschaft“ gedenken. Wer nicht aus Liebe zu den Schülern die exacten Forderungen der „vollständigen“ Wissenschaft vergessen kann, sollte nach Döderlein's Anleitung das Gymnasium mit der Universität oder Akademie vertauschen. Oder vielmehr, er sollte seine Kräfte der wissenschaftlichen Literatur widmen. Denn auch die Vorlesungen der Universität sollen nicht wissenschaftlich schlechthin sein. Mir erzählte der ehrwürdige Prof. Yxem vor Jahren, dafs Fr. A. Wolfs Vorlesungen, denen er so viel verdanke, gerade das Gegentheil von wissenschaftlich vollendeten Elaboraten gewesen seien, aber sie seien pädagogisch gewesen, darum so anregend.

Um die Absicht der vorstehenden kurzen Andeutungen desto deutlicher zu machen und mich zugleich unter den Schutz eines gründlichen pädagogischen Theoretikers zu stellen, lasse ich hier eine Stelle aus Th. Waitz' Allgem. Pädagogik (1852) folgen. Da heifst es S. 320:

„Wie die Ausbildung der abstracten Vorstellungen auf der richtigen Gruppirung des erfahrungsmäfsigen Stoffes beruht, so beruhen wiederum alle Fortschritte in Erweiterung und Vertiefung der Einsicht auf der Deutlichkeit, Reinheit und Geläufigkeit derjenigen Abstractionen, welche die nächsten Anknüpfungspunkte des weiteren Unterrichtes zu bilden haben. In Rücksicht derselben wird man sich deshalb sorgfältig vor Uebereilung und Oberflächlichkeit hüten müssen. Es genügt bei ihnen nicht, nur einige concrete Beispiele darzulegen, aus denen die abstracte Vorstellung hervorgehen soll, weil sonst der Umfang derselben nur theilweise durchmessen und dadurch noch nicht die Absonderung des Allgemeinen von dem Einzelnen in der nöthigen Reinheit durchgeführt wird, so dafs die Bestimmungen des Einen mit denen des Anderen alsdann wieder unbewufster Weise zusammenlaufen und sich mit ihnen vermischen. Der Umfang des Mannigfaltigen, das unter der abstracten Vorstellung enthalten ist, mufs aber nicht allein mit Vollständigkeit dargelegt werden, er mufs auch reproducirbar bleiben, wenn die Deutlichkeit derselben nicht leiden und ihre Anwendbarkeit im einzelnen Falle nicht

[1]) Beiläufig schliefse ich aus diesem Exempel und ähnlichen, dafs die methodische Gewandtheit im Schoofs der Seminarien weiter gekommen ist, als in den meisten gelehrten Schulen.

unbestimmt werden soll. Nur wenn die Beziehungen des Abstracten auf das ihm untergeordnete Concrete sich nicht verwischen, kann jenem die Fülle und Lebendigkeit der empirischen Grundlage erhalten werden, welche vor vagem und oberflächlichem Räsonnement, vor einem Herumschweifen in leeren Abstractionen bewahrt. Wo diese Grundlage verloren geht, da wird die intellectuelle Bildung gewöhnlich zur Feindin der Gemüthsbildung, weil alles Einzelne — und nur in ein solches vermag sich das Gemüthsleben, wenn nicht ausschliefslich, doch vorzugsweise hineinzulegen — ihr dann, gegen das Allgemeine gehalten, in seiner Vergänglichkeit als ein Zufälliges, Unwesentliches und Werthloses erscheint. Daher wird man sich nicht damit begnügen dürfen, dafs der Schüler Abstractes auf abstracte Weise zu definiren verstehe, sondern es wird vielmehr darauf hinzuwirken sein, dafs er es im einzelnen Falle mit Sicherheit wiederzufinden wisse und den Reichthum, die Verwickelungen und Eigenthümlichkeiten der besonderen Ausprägungen kenne, in denen es sich darstellt. Ein öfteres Zurückgehen auf diese empirische Grundlage ist schon deshalb nöthig, weil das strenge Festhalten abstracter Vorstellungen dem Kinde nicht auf einmal gelingt. Wie sich die anschaulichen Bilder äufserer Gegenstände nach kurzer Zeit wieder in der Erinnerung verziehen und matter werden, so verdunkeln und verunreinigen sich auch die abstracten Vorstellungen wieder durch unrichtige Beziehungen und ungehörige Nebenvorstellungen, die sich ihnen beimischen, wenn nicht dafür Sorge getragen wird, diefs zu verhüten. Ist z. B. dem Schüler auch hinreichend deutlich geworden, dafs die Gröfse eines Winkels unabhängig ist von der Länge seiner Schenkel, dafs *eine trigonometrische* Function keine Linie ist u. dergl., so kehrt doch die entgegengesetzte verkehrte Vorstellung, wenn sie einmal entstanden ist, leicht wieder zurück und mufs wiederholt beseitigt werden, damit nicht im weiteren Fortschritt des geometrischen Unterrichtes Undeutlichkeit und Verwirrung eintrete. Jede neue Verbindung oder Absonderung der Vorstellungen erfordert Zeit, um gehörig befestigt und geläufig zu werden, und gerade die Zeit belohnt sich am besten, die man darauf verwendet, durch wiederholte Einübung die Abstractionen zu verdeutlichen und rein zu erhalten, auf welche der Unterricht fortzubauen hat, so sehr dadurch auch die Schnelligkeit des Fortschrittes im Lernen anfangs gehindert zu werden scheint; denn es entsteht durch diese Sorgfalt eine Gewöhnung an Schärfe und Klarheit der Auffassung, die man nur so weit zu pflegen braucht, bis sie dem Schüler zum eigenen Bedürfnifs geworden ist, um ihm einen fortdauernden Antrieb zur weiteren Entwickelung und Abklärung seiner Gedanken zu geben, so dafs er in seinem Wissen nicht eher Befriedigung findet, als bis er es zu dem Grade des inneren Zusammenhanges durchgearbeitet hat, welche ihm von seinem Standpunkte aus und innerhalb seines Gesichtskreises jedesmal möglich ist.

Die Abstractionen sind das erste und wesentlichste Product

der Verarbeitung der Thatsachen. Sie bringen das anfangs zerstreute Mannigfaltige unter einheitliche Gesichtspunkte und bilden dadurch den Uebergang von der Auffassung des Thatsächlichen als solchen zur Bildung der Einsicht; denn der innere Zusammenhang der Thatsachen nach Ursache und Wirkung oder nach Grund und Folge kann nur durch Schlüsse verstanden werden, die ohne abstracte Vorstellungen unmöglich sind. Diese letzteren bringen erst in die Auffassung des empirisch Gegebenen eine geordnete Gliederung und typische Regelmäfsigkeit, mag dieses nun der äufseren sinnlichen oder der inneren geistigen Welt angehören. Dadurch kommt der Unterschied von willkürlichen äufseren zufälligen und von unwillkürlichen inneren nothwendigen Verbindungen zum Bewufstsein, die unsere Vorstellungen eingehen, der Unterschied zwischen den Verbindungen, welche dem Vorstellungsinhalte selbst unwesentlich sich im Spiele der Phantasie beliebig knüpfen und lösen lassen, und denjenigen, welche durch diesen Inhalt selbst bedingt sich als fest und unveränderlich ankündigen. Diesen Unterschied nicht allein fühlbar, sondern hinreichend deutlich zu machen, ist die Grundbedingung für alle Bildung der Einsicht, da diese selbst immer nur so weit reicht, als die nothwendigen Gedankenverbindungen und ihre bestimmte Abgrenzung von den willkürlichen und zufälligen. Der Unterricht, welcher denken lehren soll, hat es ausschliefslich der letzteren nur mit den ersteren zu thun; denn das Denken unterscheidet sich vom blofs associirenden Vorstellen allein dadurch, dafs der Fortschritt von Einem zum Andern und die Verknüpfung des Einen mit dem Andern ein bewufster und durch die innere Nothwendigkeit des Gedachten gesicherter ist. Wir nennen ein Denken wahr oder objectiv, wenn es sich durchgängig dieser Nothwendigkeit fügt, die von den einzelnen Zuständen, den Stimmungen, Gefühlen, Neigungen und individuellen Eigenthümlichkeiten des denkenden Subjectes unabhängig ist, und das Subject ist um so höher intellectuell gebildet, je vollständiger es diese Bedingung zu erfüllen vermag. Zu dieser Freiheit des Denkens von den eigenen individuellen Besonderheiten, welche sich als eine wesentliche Bedingung der sittlichen Freiheit gezeigt hat, soll der Schüler durch den Unterricht mehr und mehr hingeführt werden."

Im Grunde liegt es nahe, zu vermuthen, dafs die philosophische Unterweisung die angegebenen drei Zweige des Unterrichts auch noch weiter zu einer Synopsis der Encyclopädie verbinden werde. Es hat das auch gar keine unbesiegbare Schwierigkeit, doch lege ich diesem letzten Schritte keine allzu grofse Wichtigkeit bei. Erst eine noch schärfer ausgeprägte Richtung auf den Monismus alles Wissens, wie die weitere Reife des Jünglings ihn zuweilen verlangt, würde es rechtfertigen, dieser Encyclopädie mehr als eine vorübergehende Arbeit zuzuwenden [1]).

---

[1]) **Trendelenburg sagt Naturrecht S. 3: „Es ist die Aufgabe der Logik, wenn sie im weitern Sinn gefafst wird, den Grund zu**

Es ist gewifs, dafs eine solche Encyclopädie auf jeden Fall erst geschrieben werden müfste. Die vorhandenen sind, so weit ich sie kenne, anderen Zwecken als dem pädagogischer Anregung und stofflich-formaler Concentration gewidmet. Hätte Mager sein „Lehrbuch" zur Encyclopädie geschrieben, so würden wir vielleicht eine Grundlage für unsere bescheidenere Absichten, denn Magers Zwecke reichten weit über das Gymnasium hinaus, in jenem Buch besitzen.

§ 5.

Aus den vorstehend gegebenen Grundzügen ergiebt sich zugleich ein didactisches Ideal für die Behandlung der Propädeutik. Derjenige nämlich würde gewifs am sachgemäfsesten verfahren, welcher für die philosophische Unterweisung nichts verwendete als diejenigen Stoffe, welche schon im vorangegangenen Schulleben und Unterricht dem Schüler angeeignet sind.

Ich brauche nicht zu sagen, dafs dies eine Wohlthat für die Schüler wäre, einerseits weil wir gegen jede Zerstreuung durch neue Objecte auf den obern Stufen der Schulen äufserst bedenklich sein müssen, andrerseits weil durch diese letzte Verarbeitung des bekannten Stoffes demselben eine gröfsere Würde, eine gröfsere Durchsichtigkeit, ja selbst mehr Behaltbarkeit im Gedächtnifs zu Theil wird.

Wenn man uns Lehrern ein Lehrmittel für die Philosophie gäbe, das etwa 20 Bogen umfafste, so dürften nur gegen 2 Bogen dem neuen Material (insbesondere *termini technici*) in Psychologie, Ethik und Logik zugestanden werden, und *dieses* Wenige könnte dem Schüler in die Hände gegeben werden. Aller übrige Raum würde der neuen passenden Anordnung, Gruppirung und Entwicklung bekannter Stoffe eingeräumt.

Es wird schon, wenn die Modifikation des philosophischen Unterrichts, wie sie im Vorstehenden gezeichnet ist, den Beifall der Sachkundigen gewinnen sollte, ein passendes Lehrmittel rechtzeitig zu Stande kommen. Vielleicht würde es sich erst durch eine gemeinsame Arbeit mehrerer Schulmänner in brauchbarer Vollkommenheit herstellen lassen; ohne Verfehlungen aber möchte es dabei überhaupt schwerlich zugehen. Auf die nothwendig einer solchen literarischen Arbeit voranzuschickende ausführliche gemeinsame Besprechung in Zeitschriften und Conferenzen liegt es mir besonders ob hinzuweisen.

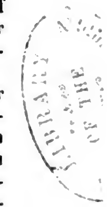
Ich citire hier noch eine Stelle von Mager, genetische Methode S. 356:

„Was von dem Unterricht über die Länder, Völker und Staa-

---

einem genetischen Systeme der Wissenschaften zu legen, also zu einem solchen, welches im Gegensatz gegen eine äufsere Eintheilung der Wissenschaften aus dem im Werden aufgefafsten Wesen eine Gliederung sucht." Möchten wir ein solches System der Wissenschaften bald erhalten!

ten und ihre Geschichte gilt, das gilt auch von dem Unterricht in der Ethik, Psychologie und Logik, deren Anfänge nicht nur in den gelehrten, sondern auch in den Bürger-Gymnasien schon darum gelehrt werden müssen, weil ohne diesen Unterricht der historische Unterricht fast gar Nichts nützen kann. (Nur ist nicht abzusehen, warum man just dieses «philosophische Propädeutik» nennt.) Kann schon der historisch-geographische Unterricht nur da gedeihen, wo wenigstens 75 Procent des Materials den Schülern durch die Lectüre zugeführt wird, so ist von dem hier in Rede stehenden Unterricht nur dann ein Erfolg zu erwarten, wenn er so gegeben wird, dafs vielleicht 90 Procent des Materials der Lectüre entnommen wird, so dafs der Lehrer nicht viel mehr als das hinzuzufügen hat, was zur Erläuterung und zur Verbindung der verschiedenen Lectüre dient. Erwägt man, dafs Niemand schreibt um des blofsen Schreibens willen, dafs auch die Schriften, welche nicht zur wissenschaftlichen Litteratur gehören, einen Inhalt haben, und dafs dieser Inhalt der Mensch und das menschliche Leben ist, so begreift man, dafs der Lehrer der philosophischen Propädeutik, wenn er, wie wir es verlangen, den Stoff seines Unterrichts hauptsächlich aus der Lectüre der Schüler nimmt, weniger über Mangel als über den allzu grofsen Reichthum dieser Quellen zu klagen hat.



Da unser Verfahren auf den Unterricht in der Logik weniger anwendbar ist (allerdings auf die bei jedem Unterrichtsgegenstande nöthigen Uebungen in der praktischen Logik), so bleiben wir bei der Psychologie und der Ethik stehen und geben auch hier ein paar Beispiele, wobei wir in Betreff der Ethik bemerken, dafs wir jetzt nicht an die bei allen Gelegenheiten zu fördernde ethische Bildung, nicht an die Bildung des Willens und Charakters denken, sondern lediglich an die Erkenntnifs ethischer Verhältnisse.

Was nun die Psychologie betrifft, und zwar die Psychologie in soweit sie in den Gymnasialunterricht gehört, so benehmen sich die meisten Schulen auch bei ihr so ungeschickt als möglich. Jeder Bauer weifs, dafs es nicht genügt zu säen, sondern dafs dem Säen allerlei Manipulationen vorhergehen und nachfolgen müssen; unsre Schulen wissen das nicht. Soll Unterricht in der Psychologie in den oberen Classen gedeihen, so mufs man ihn schon in den mittleren vorbereiten, und zwar mufs diese Vorbereitung eine doppelte sein: sie mufs einerseits vom Sprachunterrichte, andrerseits vom Litteratur- und historischen Unterrichte ausgehen.

Der Litteratur- und historische Unterricht hat die reale Vorbereitung auf den psychologischen Unterricht zu geben. In den Dichtern, in den Historikern und Rednern werden Charaktere theils von Individuen, theils von Nationen geschildert, auch Leidenschaften u. s. w.; der historische Unterricht thut dasselbe; wo nun nicht zwei bis drei Jahre hindurch dieses Material so benutzt werden kann, dafs es dem späteren Unterricht in der Psychologie als Grundlage zu dienen fähig ist, da fehlt diesem

Unterricht eben die Grundlage, und ein Vortrag der Psychologie gleicht alsdann dem bekannten Experiment, wo man Kresse in einem nassen Tuche wachsen läfst.

Der Sprachunterricht, besonders der onomatische, mufs die formale Vorbereitung auf den psychologischen Unterricht geben. Man würde freilich in Erforschung des Geistes nicht weiter kommen, als die griechischen Philosophen in Erforschung der Natur gekommen sind, wenn man diefs so verstehen wollte, als könnte die Betrachtung der Wörter an die Stelle der Betrachtung der Dinge treten. Allerdings aber kann man von den Bezeichnungen der Dinge, wenn man mehrere dieser Bezeichnungen (also Wörter mehrerer Sprachen) vergleicht, ausgehen, um zu einer richtigeren Vorstellung der Dinge zu kommen, als mit Hülfe einer einzigen Sprache zu gewinnen ist, besonders wenn es sich von Gegenständen handelt, die nicht sinnlich wahrnehmbar sind. Wo nun eine Schule eine Schule ist, d. h. der Unterricht Einheit und Zusammenhang hat, da arbeiten sämmtliche Sprachlehrer schon von den mittleren Classen an dem späteren Unterricht in der Psychologie dadurch vor, dafs sie, so oft ein Wort erscheint, welches irgend eine Seite des geistigen Lebens bezeichnet, dieses Wort gründlich erklären, und zwar so, dafs einerseits ein solches Wort mit den mehr oder minder congruirenden Wörtern anderer Sprachen verglichen, andrerseits der Sprachgebrauch des gemeinen Lebens von dem Sprachgebrauche der Schulen scharf getrennt wird. Hierbei hat jeder Lehrer von dem Gesichtspunkte der Sprache, welche er lehrt, auszugeben, der Lehrer des Griechischen z. B., der durch Plato veranlafst wäre, die Ausdrücke ἐπιθυμία, θυμός, λόγος zu erklären, stellt sich auf den Boden der griechischen Ansicht von der Seele und betrachtet von hier aus die in andern Sprachen gebräuchlichen Analysen, z. B. die deutsche: Sinnlichkeit, Gemüth und Geist, und zeigt, wie diese Ausdrücke sich zwar theilweise, aber nicht ganz decken. Ist ein solcher Sprachunterricht vorausgegangen, haben die Schüler erfahren, was die deutsche Sprache mit Verstand, Vernunft, Gemüth, Seele u. s. w., die griechische mit ψυχή, λόγος κ. τ. λ., die französische mit *Esprit*, *raison*, *entendement*, *intelligence*, *sentiment*, *sensation*, *conscience etc.* bezeichnen will u. s. w., dann, aber auch erst dann sind sie vorbereitet, in den oberen Classen einen schulmäfsigen Unterricht in den Anfängen der Psychologie zu geniefsen.

Wie unfruchtbar ein Unterricht in der Ethik bleiben müfste, wenn die Lectüre der Dichter, Geschichtschreiber und Redner, so wie der historische Unterricht ihm nicht vorgearbeitet hätte, kann sich Jeder leicht sagen. Wir verlangen also zunächst von sämmtlichen Sprachlehrern, dafs sie schon von den mittleren Classen an bei der Interpretation jede Gelegenheit benutzen, dem späteren Unterricht in der Ethik Material zu verschaffen; wir verlangen von dem Lehrer der Ethik, dafs er dieses Material zu gebrauchen wisse. Setzen wir, der Lehrer der Ethik fange damit an, den Begriff des sittlich Guten aus der Reihe verwandter

Begriffe absondern zu wollen, etwa zunächst das *καλόν* vom Nützlichen und Angenehmen, dann das sittlich Gute vom Schönen. Geschieht das im gelehrten Gymnasium, so kann er die Fehler, vor denen hier zu warnen ist, in Xenophon's Memorabilien und in Cicero's *de officiis*, und zwar wahrscheinlich in Stellen, die den Schülern schon bekannt sind, aufweisen, ja es lassen sich aus den Schriften der Alten unzählige Beweise für ihre mangelhafte Auffassung des sittlich Guten beibringen; geschieht es im Bürger-Gymnasium, so findet er in meinen deutschen und französischen Sammlungen und in den englischen Autoren Stellen, die fast den gleichen Dienst leisten können. Setzen wir nun, der Lehrer der Ethik wolle seinen Schülern weiter den Unterschied des theoretischen und des ästhetischen Urtheils und wie dieses letztere die Voraussetzung des moralischen Urtheiles ist, zeigen, so darf er nur von der Stelle aus Cicero's de Republ. ausgehen, die uns Lactanz mit dem bewundernden Ausrufe: *Lex illa sancta, illa coelestis, quam M. Tullius paene divina voce depinxit* aufbewahrt hat. Mit dieser Stelle halte man zusammen einerseits die zwar offenbar der vorigen nachgebildete, aber zugleich mit einem wichtigen neuen Gedanken (*οὐ μὲν διὰ τοῦτο ἐνυπάρχειν δεῖ καὶ τὸν μὴ ὀρθὸν λόγον, ἵνα ἀρχὴ τῶν κακιῶν οὗτος γένηται, ὥσπερ ἐκεῖνος τῶν ἀρετῶν*) bereicherte Stelle des Hierokles (Comment. in aurea Pythag. carmina v. 17), von der wir voraussetzen, dafs sie sich, wie Andres auch, in der mit Rücksicht auf sämmtliche Schulzwecke zusammengetragenen Anthologie für die oberen Classen findet; andrerseits die Stelle in Arrian's Epict. II, 11 und allenfalls noch Xenophon's Memorabilien IV, 4 das Gespräch mit dem Sophisten Hippias. Nun nehme man noch Adam Smith's Erklärung, dafs derjenige sittlich gut handelt, der so handelt, dafs er als unbetheiligter Zuschauer mit dem gleich ihm Handelnden sympathisiren würde, und Kant's Erklärung, dafs derjenige recht handelt, der so handelt, dafs diejenige Maxime, nach welcher er in dem gegebenen Falle handelt, allgemeine Maxime werden könnte, zu Hülfe, zeige zunächst, in wie weit alle diese Aussprüche die Natur des unmittelbaren und unwillkürlichen Urtheils, das vorzieht und verwirft, aussprechen, und zeige dann, welche Nebengedanken in diesen Aussprüchen liegen, wegen welcher sie gereinigt und integrirt werden müssen. Zwei Stunden auf die gründliche und allseitige Behandlung dieses Punktes verwendet, und die Schüler haben über den Unterschied des theoretischen Urtheils vom ästhetischen ein klares Bewufstsein; sie haben dieselbe Klarheit über das moralische Urtheil, welches das ästhetische zu seiner Voraussetzung hat; und damit haben sie auch begriffen, dafs erst da von einer Ethik die Rede sein kann, wo ein Kriterium für das Urtheil über Willensverhältnisse gegeben ist, und sind nun gegen den mifslichen Einflufs jeder spinozistischen Ethik geschützt, die nur den Willen kennt, aber kein Kriterium für die Beurtheilung der Willensacte hat, und nicht minder gegen den Einflufs jeder utilitarischen, eudämonistischen Ethik. Auch kann der Lehrer

hier gut zeigen, wie das landläufige sogenannte Naturrecht seine Entstehung eigentlich einem Mifsverständnisse verdankt. Wollte aber ein sogenannter Humanist meinen, nur die Lectüre der Alten gäbe für einen solchen Unterricht Stoff, so würde der Gute sehr irren: dafs auch der Literaturunterricht des Bürger-Gymnasiums solchen Unterricht möglich macht, mag eine einzige Stelle von J. J. Rousseau zeigen, die ganz wie die obige ciceronische dienen kann. — Setzen wir endlich, der Lehrer wolle seinen Schülern hierauf, etwa nach Herbart, die ursprünglichen Willensverhältnisse aufzeigen und erklären, mit deren Auffassung sich ganz unwillkürlich und mit unmittelbarer Evidenz ein absolutes Wohlgefallen oder Mifsfallen verbindet, und welche das System der sittlichen Musterbegriffe, der ursprünglichen ethischen Ideen ergeben (1. die unwillkürliche Beurtheilung unseres Willens durch das Gewissen, Idee der innern Freiheit oder des sittlich Guten; 2. Idee der sittlichen Vollkommenheit; 3. Idee des Wohlwollens oder der Güte — auf die das Christenthum, das sie die Liebe nennt, den Accent legt —; 4. die Idee des Rechts; 5. die Idee der Billigkeit, des Lohnes und der Strafe für Wohl- oder Uebelthat): so kann ihm das erste Buch von Cicero's *de officiis* wieder die wichtigsten pädagogischen Dienste leisten, indem er vor den Augen der Schüler untersucht, in wiefern Cicero's Erklärung der von den Alten angenommenen Cardinaltugenden den Gegenstand erschöpft, in wiefern z. B. die *prudentia* in die Idee des sittlich Guten — der innern Freiheit — fällt, in wiefern seine *beneficentia* der Idee des Wohlwollens, seine *fortitudo* der Idee der Vollkommenheit entspricht oder nicht u. s. w. Bei einer solchen Behandlung — und sie allein ist schulmäfsiger Unterricht in der Ethik — lernen die Schüler noch etwas Anderes als die Grundbegriffe der Ethik, sie lernen das Untersuchen.“

§ 6.

Die Schwierigkeiten des philosophischen Unterrichts, welche nicht geleugnet werden sollen, dürfen nicht im Stande sein, denselben zu einem facultativen herabzusetzen.

Gewifs giebt es Gymnasien, die zur Zeit auch keinen guten Unterricht im latein. Stil gewähren können, oder Realschulen, die keinen ordentlichen Chemiker haben; aber man läfst doch die Gegenstände nicht fallen, sondern sucht die Studien des einen oder andern Lehrers um der Schule willen mehr und mehr zu dem gewünschten Ziele emporzuziehen. So läfst sich viel erreichen.

Uebrigens ist für den philosophischen Unterricht, wie wir ihn fassen, weit weniger ein ausgedehntes philosophisches Wissen und ein besonderer Scharfsinn vorauszusetzen, als vielmehr eine Vielseitigkeit der Kenntnisse im Schulgebiet und vor allem ein warmes Interesse für alles, was die Schule an dem Zögling beabsichtigt.

Dieses Interesse erlangt man freilich nur durch eigene Arbeit

und Sorge für das Ganze, aber es wird gefördert durch Studien zur theoretischen Pädagogik, welche über die Fachwissenschaft hinaus den Blick erweitern.

Ein grofses „Aber" drängt sich mir zum Schlusse dieser Auseinandersetzungen auf.

Nämlich so wichtig mir der philosophische Unterricht auch ist, so kann er doch nur unter Bedingungen gedeihen, die sehr weittragender Natur sind.

Wenn die übrige Beschaffenheit der mittlern und obern Klassen nicht die rechte ist, so hilft kein philosophischer Abschlufs des Unterrichts. Wer setzt eine Kuppel auf ein Gebäude, das Risse zeigt, ja anfängt in den sumpfigen Boden zu versinken?

Wenn man es nicht mit der ersten grammatischen und mathematischen Anschauung und Begriffsbildung genau nimmt, wenn man weiterhin nicht auf klare Auffassung der Satz- und Begriffsverhältnisse dringt — wenn nichts ordentlich angeeignet und gelernt wird, wenn, um einige odiöse Exempel zu nennen, das Geschichtspensum der Obertertia schon in Untersekunda nur noch in miserabeln Erinnerungen besteht (*rari nantes in gurgite vasto*), wenn man von der Odyssee in Prima nur noch einige graue Schatten sieht — wenn solche Elendigkeiten zeigen, dafs die Organisation der Schule nichts taugt [1]), oder dafs sich der Lehrer nicht kümmert um das, was seine Vorgänger mit Mühe und Noth erarbeitet haben, wenn es so auf allen Seiten an Pietät gegen den Schüler und seine Bestimmung fehlt, — dann wäre die philosophische Propädeutik jene Kuppel.

Es ist erlaubt, ja sogar pflichtmäfsig, das Gute und Tröstliche überall mit Wohlwollen in den Vordergrund der Betrachtung zu stellen. Darum soll jene Zeichnung einer Schule nicht ins Schwarze hinein ausgeführt werden. In der Wirklichkeit mag es so sein, dafs auch die mangelhafte Schule immer noch durch einen philosophischen Abschlufs des Unterrichts etwas Gutes stiften kann. Und so sei doch auch das letzte Wort im Frieden geredet.

---

[1]) Es giebt Schulen mit so viel Klassen, dafs sie Monstra werden und tief unter einer Fabrik stehen, wo doch alles in einander greift.

W. H.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Ludw. Lange: *Commentationis de legibus Porcianis, libertatem civium vindicibus particula posterior.* Giefsen 1863.

Wir haben hier eine methodisch lehrreiche Untersuchung vor uns, die eine dunkle Partie der römischen Rechtsalterthümer abschliefsend behandelt. Zunächst wird durch vielfache Combinationen ermittelt, dafs die 3 Porcianischen Gesetze zwischen 538 und 620 seit R. Erb. fallen. Sodann wird von den 4 *Porcii*, welche aus diesem Zeitraum bekannt sind, zuerst *P. Laecae* (*h. e. Publii Porcii Laecae*) mit Beziehung auf Münzen als *rogator* der mittleren *lex Porc.* nachgewiesen, welche demnach heifst:

> *ne quis magistratus civem Romanum neve in Urbe neve extra Urbem neve ingenuum neve libertinum necaret neve verberaret.*

Hinsichtlich des ersten Gesetzes erheben sich gröfsere Schwierigkeiten, besonders weil die Stelle Catos, welche von Wichtigkeit hierbei ist, an Corruptelen leidet. Lange schreibt so: *si em* (*i. e. eum*) *percussi*, d. h. blofs züchtigte, *saepe incolumis abiit* (für *abii*), *praeterea pro republica pro scapylis* (*i. e. pro tergo*) *atque aerario multum populo Romano* (also *P. R.* für *R. P.*) *profui*. Durch mehrere Ueberlegungen scheint ihm nun, dafs P. Cato das erste Gesetz gegeben, und zwar 556, sodann Laeca das mittlere, 559. Das dritte Gesetz fällt nun wahrscheinlich dem L. Porcius Licinus L. Filius zu, und zwar fällt es in das Jahr seines Consulats 570 a. u. c. Dies 3. Gesetz fügte eine Erweiterung des Schutzes auf die *milites* und *socii navales* herbei, die wohl geeignet war, der militärischen Disciplin einen schlimmen Stofs zu geben.

II.

Dr. Karl Frommann, Vorschläge zur Revision von Dr. M. Luthers Bibelübersetzung. 2. Heft. Sprachlicher Theil, 1. Abth. Halle, Cansteinsche Bibel-Anstalt, 1862.

Das 1. Heft dieser Vorschläge (Theologisch-kritischer Theil) war 1861 von Pred. Mönkeberg herausgegeben; das vorliegende 2. Heft wurde für den Brandenburger Kirchentag 1862 fertig gemacht, der in einer zahlreich besuchten Spezial-Conferenz die Revision der Lutherbibel daraufhin in weitere Ueberlegung gezogen hat. Dieses ganze Revisions-Unternehmen ist nur auf die Herstellung einer übereinstimmenden, würdigen Recension der Bibel Luthers gerichtet, nicht auf eine Berichtigung derselben nach dem Grundtext. Diese Berichtigung soll an einigen Stellen doch erfolgen, aber nur am Rande unten mit Perlschrift. Darin liegt die Tendenz des ganzen Unternehmens klar ausgedrückt. Es ist eine Aufgabe der (deutschen) Philologie, den Text aus den ungemein vielen Lutherbibeln getreu herzustellen, und dazu sind Hr. R. v. Raumer und Hr. Frommann durch Kenntnisse und Interesse vortrefflich geeignet. Das vorliegende Specimen ist ein Muster von Genauigkeit in der Beobachtung der Sprache Luthers, besonders was die schwankenden Genera der Nomina bei Luther betrifft. Diese philologische Aufgabe aber wird natürlich durchkreuzt von dem Bedürfnifs der heutigen Bibelleser, welche ja nicht Luthers Sprache studiren wollen, sondern die heilige Schrift in ihrer Muttersprache, die doch sehr von Luthers Sprache verschieden ist. Daraus ergab sich eine Frage schwieriger Art, wie weit die Concession an die heutige Form der Sprache gehen solle. Mit Recht haben die beiden Herren die alte Orthographie einfach fallen lassen, die Volksschule mufs das besonders anerkennen; auch das ist gewifs gut, dafs sie nicht alle alterthümlichen Formen wie gebeutst, fleugt, ausebnen, ja auch selbst einige derselben, die in Cansteins Bibeln im Lauf der Zeit modernisirt sind, wiederherstellen wollen, aber ein Princip läfst sich dafür nicht finden; es ist Sache des Tactes, den ich den gelehrten Philologen, welche sich in den Sprachkreis eines einfachen Bürgers- und Bauersmanns nicht leicht versetzen können, nicht geneigt bin zuzuschreiben. Eher wird Herr Mönckeberg dabei am Platze sein, besser noch ein Stadtmissionar oder ein frommer Laie, dem Bibel- und Kirchensprache lieb ist. Uebrigens sind die Grundsätze der beiden genannten Gelehrten (15 §§) durchaus, wie mir scheint, zu billigen, nur die Beibehaltung von veralteten Wörtern (§ 12) würden wir selbst dann nicht billigen, wenn man vorn ein Glossar derselben abdruckte. Das ist nichts für den Volksgebrauch. Vgl. Stier's „Der deutschen Bibel Berichtigung“ 1861, S. 62—63.

Das ganze Unternehmen ist wohl berechtigt und mag Segen

stiften. Mir würde es aber noch weit segensreicher erscheinen, wenn eine totale Umbildung der Lutherbibel nach dem Original stattfände mit Hülfe der heutigen Sprachkenntnifs, also nicht Rückbildung, sondern freie Fortbildung der Lutherschen Uebersetzung. Das ist freilich nicht Sache der Cansteinschen Bibelanstalt, wohl aber eine Sache des kirchlich lebendigen evangelischen Deutschlands, theilweise der Kirchenleitungen.

III.

Biblische Geschichten aus dem Alten und Neuen Testamente. Für Kinder von 7 bis 10 Jahren erzählt von M. Schaeling. Dresden, Ehlermann, 1863. 140 S. 8.

Da der Verf. eigenthümlicher Weise schon den Siebenjährigen biblische Geschichten in die Hand geben will, anstatt sie ihnen blofs zu erzählen, so mufste er allerdings statt der gewöhnlichen Chrestomathien, welche für die Zeit bis zum 12. und 14. Jahre bestimmt sind, eine andere wünschen, die durch Auswahl und Ausdruck sich mehr „unten" hält.

Bei der Auswahl liegt im Ganzen Zahn zu Grunde, doch ist im A. Test. ausgefallen: Hiob, Bileam, Simson und manches Andere, namentlich aus der Zeit der Propheten. Das meiste fehlt mit gutem Grunde; Deborah und Barak und Abimelech würde aber auch besser nicht aufgenommen sein, denn dies Material entspricht wenigstens nicht dem Kanon des Verf auf S. III des Vorworts. Im N. Test. ist Nikodemus, die Samariterin, für die bezeichnete Altersstufe zu schwierig, dagegen ist gar nicht abzusehen, warum mit der „Ertheilung" des heil. Geistes das Buch schliefsen soll. Innerhalb der einzelnen Geschichten ist auch noch vieles Unverständliche und Unwichtige zu tilgen, doch gehen wir nicht darauf ein.

Was den Ausdruck angeht, so ist nichts dagegen einzuwenden, dafs Luthers Uebersetzung an vielen Stellen verlassen wird. Herr Schaeling hat nichts davon gesagt, dafs die Abweichungen von Luther öfters die Berichtigung der Uebersetzung im Auge haben. Die gewöhnliche Ehrlichkeit hätte eine Aeufserung darüber in dem Vorwort erfordert. Das Meiste von diesen Berichtigungen verdankt er Bunsen, von dem er nichts sagt, so § 14, § 20 Lebenschaffer, § 50 Besuch etc. Manche andere Abweichungen haben didactische Veranlassungen, wie Abkürzung und Verständlichkeit. Darunter ist viel Verkehrtes; so kürzt er die Fürbitte Abrahams für Sodom ab, obwohl diese Form so sehr die Kinder anspricht. Dann sagt er in der päderastischen Stelle in

demselben § 9 als Worte Lots: sehet, ich will euch andere Kurzweil verschaffen, aber diesen Männern thut nichts. Da fehlt vielleicht noch mehr als der ästhetische Geschmack. In § 7 des Neuen Testaments sagt er statt: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? „was willst du mir an die Hand gehen?“ Man mag dergleichen selbst aufsuchen. Das Meiste ist unnütz oder mifsrathen. Viele Druckfehler in Namen fallen auf; so steht Galed für Gilead, Nab f. Nob, Engadi f. Engedi, Gilbar f. Gilboa, Adania f. Adonia (S. 83), Eser f. Esra, u. A.

Am kläglichsten ist die Auswahl von Liederversen, die den Geschichten (aufser je einer Bibelstelle) beigegeben sind. Von den fast 100 Versen sind nur 28—30, die guten klassischen Liedern angehören. Von eigentlich christlichen Liedern, Festliedern insbesondere, ist fast keine Spur. Ob dies Verfahren der individuellen Geschmacklosigkeit des Verfassers, oder der schlechten Beschaffenheit des Gesangbuches, auf welches er angewiesen war, zuzuschreiben ist, weifs ich nicht. Aber schon diese Eigenthümlichkeit des Buchs läfst mich wünschen, dafs es in keine christliche Schule eingeführt werden möge.

IV.

M. Fürbringer, Biblische Geschichten. Für die Unterklassen der evang. Volksschulen bearbeitet. Nebst einem Anhange, enthaltend eine Sammlung von Sprüchen und Liedern, mit den zehn Geboten und dem Gebete des Herrn. 6. (Stereotyp-) Auflage. Berlin 1863, Kastner u. Co. geb. 5 Sgr.

M. Fürbringer, Biblische Geschichten. Für die Mittelklassen etc. Nebst einem Anhange von Morgen- und Abendgebeten und Liedern. 6. Auflage. Ebend. 1863. XI u. 179 S. geb. 7½ Sgr.

Die beiden angeführten Schriften sind nach ihrer pädagogischen Seite mit Geschick und auf Grund langer Erfahrung gearbeitet und verdienen die ungemeine Verbreitung, die sie gefunden haben (von dem erstern sind gegen 30,000 Exempl. abgesetzt). Man möchte aber gerade bei solchen Büchern, die einen so enormen Einflufs zumal auf die Berliner Jugend üben könnten und sollten, gern alles möglichst gut haben. Nur deshalb stehe hier ein kurzes Wort über das zweite Buch. Ich beginne mit dem Auffallendsten. Der Herr Verf. sagt in der Vorrede S. VII: „Die Kirchenlieder sind wiederum nach ihrem Originaltext abgedruckt worden. Ich gestehe, dafs ich mich nicht haben entschliefsen

können, vor diesem Originaltexte irgend einer neuern Recension den Vorzug zu geben.“ Ich freute mich über diese Aeufserung, die in Berlin einigen Muth voraussetzt. Aber wie sonderbar stach meine Beobachtung der Texte jener Lieder davon ab. Es sind ihrer im Ganzen 26, von denen ich zwei moderne Morgenlieder S. 176 nicht controliren kann, von den übrigen 24 sind nur 13 ganz oder fast ganz dem Original entsprechend, darunter 4 von Gellert. (In No. 2 mufs es übrigens heifsen: halt mich bei deiner Lehr, nicht reiner, und in No. 11 in Vers 4 in dieser Gnadenzeit, nicht „zu dieser heilgen Zeit“.) Die übrigen 11 sind ganz entstellt und entsprechen dem Original nicht. In dem Liede Wer nur den lieben Gott läfst walten ist von 7 Versen nur einer unverändert geblieben, in Herzliebster Jesu sind alle 9 Verse mehr oder weniger geändert, zum Theil kaum wiederzuerkennen, ebenso in O Welt sieh hier dein Leben ist keiner von den 12 Versen unverändert geblieben, desgl. in Jesus meine Zuversicht, Ach wundergrofser Siegesheld, O heilger Geist, kehr bei uns ein. Ebenso ist in „Eins ist Noth“ nicht nur kein Vers unverändert geblieben, sondern auch der biblische Zusammenhang von Vers 6. 7. 8 des Originals durch Auslassung eines Verses und Umstellung des 7. u. 8. ruinirt; in „Liebster Jesu“ ist der 2. Vers geändert, wobei sich der seltsame Umstand zeigt, dafs dasselbe Lied in dem Buch für Unterklassen richtig steht. Nicht einmal Gellerts „Dies ist der Tag“ ist unverändert abgedruckt, sondern hat sich die Corruptelen des Berliner Gesangbuchs müssen gefallen lassen. Von der Anerkennung der Selbständigkeit des Herrn Verfassers gegenüber den landläufigen Aenderungen des Berliner Buchs kam ich unter diesen Umständen zurück; und es *that* mir wirklich leid, gerade in Bezug auf die schönsten Lieder mich so enttäuscht zu sehen. Es giebt allerdings noch schlechtere Gesangbücher als das Berliner, auch kann man Einiges dafür anführen, dafs die Schule denselben Text einprägt, den die actuelle, locale Gemeinde singt. Aber es bleibt dann die Inconsequenz, dafs Herr Schulrath Fürbringer Manches zu Gunsten des echten Textes gegen den localen Berliner Text hat abdrucken lassen, und vor Allem mufs die Ankündigung des Vorworts als durchaus irreführend bezeichnet werden. Vielleicht nimmt sich Herr Director Thilo künftig des hymnologischen Theils der Biblischen Geschichten an, denn der unveränderte Abdruck der Originaltexte geht auch in unsern Zeiten nicht mehr, und wer nicht Kenntnisse älterer Sprachformen, sondern religiöse Bildung durch die Lieder erstrebt, wird eine mäfsige Anzahl von Stellen jedenfalls ändern müssen.

Wir fügen nur noch einige Bemerkungen hinzu. Wie der Herr Verf. manche Stücke von Erzählungen aus sexuellen Gründen oder wegen sonstiger pädagogischer Bedenken weggelassen hat, so hätte er auch manches falsch Uebersetzte leicht übergehen können, wenn er es, wie ich voraussetze, noch nicht wagt, das Bessere dafür aus einer berichtigten Bibel aufzunehmen. So ist S. 3 der Erdenklofs geblieben, S. 9 der Cherubim, S. 11

„meine Sünde ist gröfser" etc. „ein Zeichen an Kain", S. 12 ich will ihnen noch Frist geben 120 Jahre, S. 20 Butter und Milch, S. 28 Würze. S. 32 steht noch ein Segen über Esau, und ebenda: die Zeit, da mein Vater Leid tragen mufs, denn etc. S. 45 „der ist des Landes Vater", wovon bekanntlich im Hebr. resp. Egyptischen nichts steht. Ich habe schon einen Elementarlehrer sehr eingehend über diesen Joseph als Landesvater sprechen hören [1]). S. 50 Zanket nicht auf dem Wege, ist falsch. S. 53 Der Held für Schiloh. S. 57 Wie ist das laut geworden? S. 66 Pöbelvolk. S. 69 fehlt Manhu. S. 80 fehlt der Grund, weshalb Moses nicht ins gelobte Land kam. S. 84 Druckfehler Zabaoth. S. 85 ehe die Lampe verlosch, falsch. S. 100 Das ist eine Weise eines Menschen etc. Und so noch manches Andere besonders im A. T.

Auch über die Auswahl der Geschichten und das Mafs von Ausführlichkeit in einigen hätte ich allerlei Bedenken. Besonders auffallend ist der Umstand, dafs nach Salomos Tode nichts mehr vom A. Test. folgt als: die Wittwe zu Zarpath, Naboths Weinberg und einige Stücke aus Daniel. Vielleicht giebt darüber das Buch für Oberklassen Auskunft, das ich nicht kenne.

---

[1]) Amüsanter ist noch, was Stier anführt aus Josephsons Brosamen über den „Krebs" der Gerechtigkeit: „Wie der Krebs rückwärts geht, soll unsre eigene Gerechtigkeit immer mehr abnehmen vor der Gerechtigkeit Christi." Josephson ist ein studirter Theologe, nur das geistreiche Wesen scheint dieses Exempel von Absurdität zu verschulden.

V.

Ferd. Piper (Prof.), Evangelischer Kalender. Jahrbuch für 1864. Berlin, Wiegandt und Grieben. (12½ Sgr.)

Der evangelische Kalender hat viele Theilnahme gefunden und braucht nicht erst in seinen Eigenthümlichkeiten beschrieben zu werden. Als Religionslehrer ist man oft in der Lage, die Lebensbilder, welche der Pipersche Kalender Jahr um Jahr bringt, zum Besten der Schüler zu verwenden. So ist diesmal Augustinus (von Bindemann), Arcadius (von Prof. R. Köpke), Sturm (von Ranke in Marburg), Lanfranc (von Schmieder), Spalatin (von Sixt in Nürnberg), Joh. Heermann (von Ledderhose), J. G. Hamann (von Flashar) u. A. behandelt.

Den meisten Raum nimmt aber eine gelehrte Arbeit der Herausgebers ein: Rom die ewige Stadt, mit 2 Bildtafeln. Diese Arbeit wird auch dem Philologen viel Interesse darbieten. Der Verf. hat nämlich eine besondere Gabe darin, von allen Seiten

das Material herbeizuschaffen, dessen wir bedürfen, um sodann durch unser eigenes Urtheil diesem vielen Thatsächlichen Klarheit zu geben und seinen Werth zu empfinden. Im ersten Abschnitt handelt es sich um den Namen Roms a. in der klassischen Zeit, b. bei den Kirchenlehrern und ihren Zeitgenossen, c. im Mittelalter, d. in der neuern Zeit. Dann führt uns der 2. Abschnitt in die Geschichte der Bedeutung der ewigen Stadt ein, zeigt uns die Alterthümer Roms, klassische und christliche aus alter, mittlerer und neuerer Zeit mit warmer Färbung des Ausdrucks. Dann folgt ein Kapitel: Stimmen der Fremden aus Rom und ein anderes zum Schlufs: Rom als hohe Schule. Die wohlwollende Natur der Herausgebers, der Kritik durchaus abhold, giebt sich überall zu erkennen. Selbt wenn er Goethes Worte über die sittliche Wirkung anführt, welche die Anschauung Roms hervorbringe, läfst er Alles gelten und sagt nichts von der tiefen Unwahrheit, die in all diesen Sätzen liegt.

VI.

J. Kehrein, Onomatisches Wörterbuch, zugleich ein Beitrag zu einem auf die Sprache der klassischen Schriftsteller gegründeten Wörterbuche der neuhochdeutschen Sprache. Wiesbaden, Limbarth. 1862.

Das Titelblatt enthält die Bemerkung: Zweite Ausgabe; eine Angabe, welche eine Täuschung zu beabsichtigen scheint. Die erste Lieferung des Buches ist 1847 erschienen, und ist nun unverändert mit den weitern Lieferungen zu einem gewissen Ganzen verbunden. In dem Nachwort des Verfassers S. 1205 kann man freilich jene buchhändlerische Angabe durchschauen; daselbst sind nämlich aus Schweizers Recension der ersten Lieferung (siehe Magers Revue XV, S. 433 ff.) die nöthigsten Verbesserungsvorschläge berücksichtigt, freilich ohne Angabe des Ortes und der Zeit (1847), woher diese Monita kommen.

Der Fleifs des Verfassers ist bekannt und mufs immer wieder anerkannt werden, weil er werthvolle Ziele verfolgt. In diesem Werke von 1244 Seiten stecken Studien, die eine grofse Anspannung des Geistes und eine Ausdehnung der Forschung auf entlegene Gebiete und mancherlei abstruse Hülfsmittel voraussetzen. Die Ungenauigkeiten in der „urdeutschen" Linguistik, welche z. B. Schweizer ihm nachgewiesen hat, verdienen neben so überwiegend vielem Guten die nachsichtigste Beurtheilung. Etwas Anderes ist es, ob es für die Absicht des Buches nothwendig war, in das Angelsächsische und Altnordische etc. zurückzugehen; wir bestreiten das für die meisten Fälle.

Der Gegenstand des Werkes, zunächst die Onomatik des Deutschen, ist von Dr. Mager in seinem Sprachbuch (1842) und in der Revue wiederholt (z. B. 1847 S. 301), auch in seinen andern Schriften erörtert worden, und Dr. Kehrein beginnt sein Vorwort mit einem Citat aus Mager, worin das Wesen des onomatischen Unterrichts beschrieben wird. Dadurch, dafs in Magers Sprachbuch bei den onomatisch zu behandelnden Wörtern die Erläuterungen fehlen, auch die Synonyma nicht angegeben sind, wurden einige Lehrer an (Nassauischen) Seminarien und Gymnasien veranlafst, Herrn Kehrein um die Ausfüllung dieser Lücke zu bitten. Diesem gerechtfertigten Wunsche entspräche ein Buch von geringerer Gelehrsamkeit und geringerer Ausdehnung, von mehr Uebersichtlichkeit in der Anordnung und Knappheit des Ausdrucks in höherem Mafse, womit nicht bestritten werden soll, dafs auch aus dem vorliegenden Buche, wenn Jemand ein ordentlicher Delischer Schwimmer ist, für jene pädagogischen Zwecke Vieles hervorgeholt werden kann. Der Hauptnutzen des Buches liegt gar nicht in dem onomatischen Element, sondern in einer Anzahl von Belegstellen zu den einzelnen Wörtern, die der Verfasser mit grofser Belesenheit aus den neuhochdeutschen Schriftstellern geschöpft hat. Seine Arbeit wird daher für die Fortsetzung des Grimmschen Wörterbuches einige Erleichterung hier und da bieten. Denn dieses grofse Werk wird doch schliefslich die Zuflucht für uns sein müssen, wenn wir den Sprachgebrauch eines Wortes belegen wollen; an ein onomatisches Wörterbuch sich zu wenden, würde die Verfolgung des nächsten Zweckes ohne Noth erschweren. Denn die Anordnung des onomatischen Wörterbuchs darf wenigstens eine andere sein als die alphabetische Folge, und ist im vorliegenden Falle eine andere.

An diesem Puncte ist es besonders deutlich, wie wichtig es gewesen wäre, selbst für die Wenigen, welche darin nur eine Ergänzung des Magerschen Sprachbuches haben wollen, eine gröfsere Uebersichtlichkeit des grofsen Werkes zu erzielen. Wenn es heifst: „die Anordnung des Ganzen beruht auf den Formen des Ablautes mit Beachtung des auf den Wurzelvocal folgenden Consonanten und folgt im Allgemeinen der von Dr. Mager gegebenen Reihenfolge“, so ist das für einen Stoff von geringem Umfang eine genügende Basis zur Orientirung, aber nicht für ein Buch von 1244 Seiten. Es giebt doch Bedürfnisse des Nachschlagens, die durch ein Register, wie es in dankenswerther Ausführlichkeit S. 1207—1244 beigegeben ist, nicht oder erst nach unnöthiger Mühe befriedigt werden können. Von der Aufeinanderfolge der Artikel möge diese Probe gegeben werden:

Be-, empfehlen (gebieten, heifsen, verordnen, vorschreiben; preisen, anpreisen), anbefehlen, Befehl, Empfehl (Othello 1, 1) (Gebot, Geheifs, Vorschrift, Verordnung, Satzung, Gesetz).

Hehlen, verhehlen (bergen, verschweigen, verheimlichen, verhalten, verdunkeln, vertuschen, unterschlagen), Hehl, Hehler, verhohlen, unverhohlen, Helm, Haube (Haupt wird zu heben gezogen!), Held, Hölle (Halle), Hohl, Hohlader, Hohläugig etc., Ho-



lunder, Höhle (Grotte, Kluft), Hülle (Decke), hüllen (das Subst. „das Hüllen" fehlt); einhüllen, enthüllen (entdecken, entwickeln), Hülse (Schale). Halm, hold, Halde, Huld.

Stehlen (entwenden, rauben, mausen, plündern, stipitzen), ab-, aus-, be-, er-, weg-, zusammen-stehlen, verstohlen, Stehler, Diebstahl.

Nehmen (fassen, greifen), abnehmen, abfallen, einfallen, verfallen, annehmen, aufnehmen (aufheben, empfangen), ausnehmen, benehmen (sich verhalten), durchnehmen, einnehmen, entnehmen etc., vernehmen (hören, verstehen), Nehmer (Einnehmer), genehm, angenehm, vornehm (hoch, grofs), die Nahme (Abnahme). Vernunft (Verstand). Kommen (verlieren, wie sonderbar hier eingefügt!), abkommen etc. Gebären, entbehren, gebaren, gebühren, baar (falsch erklärt baares Geld), Bahre, Geburt etc. Bersten, Treffen, betroffen (verlegen, hier fehlt der mhd. Gebrauch von verliegen, von dem unthätigen Bleiben des Ritters in seiner Burg, wodurch er eben verlegen wurde [1]). Dreschen, Brechen etc., Sprechen, Stechen, Stecken. Rächen, Schrecken, Gähren, Scheren, Scherbe. Scherf, Schar, scharf, Schur, Schurf etc., Schwären, Weben, Wiegen, Fechten, Flechten, Löschen, Helfen, Gelten etc.

Die Architektonik der Onomatik oder vielmehr der onomatischen Wörterbücher mufs demnach, wie es scheint, noch erst gefunden werden. Unmöglich kann die historische Grammatik die Folge des Materials vorzugsweise bestimmen, wenigstens wird dann die practische Brauchbarkeit des Buches erheblich herabgedrückt. Mir kommt es vor, als sei die alphabetische Folge auch hier wohl zu Grunde zu legen und das onomatische, auch das historisch und linguistisch zum Verständnifs des betreffenden Wortes Unentbehrliche blofs einzufügen. Wiederholungen sind bei keiner Folge zu vermeiden. So liefse sich sowohl die Genetik, wie es Mager nennt, geben, d. h. die Ordnung der sämmtlichen Wortgebilde zu Familien, als auch die Tropik, die Bedeutungslehre der Wörter, und die Synonymik, die Sinnverwandtschaft aufserhalb der Stammverwandtschaft. Wollte der gelehrte Verfasser aus seinem grofsen Buch ein solches herstellen, das in alphabetischer Folge unter Weglassung aller trivialen Vor- und Ableitungssilben und aller Beispielsätze, auch aller überflüssigen Gelehrsamkeit, dagegen mit durchgehender Vergleichung des für Onomatik sehr lehrreichen Französischen — vielleicht auch des Englischen — das onomatisch-phraseologische Grundmaterial enthielte, so würde er auf kaum 10 Bogen ein für die Durchdringung der Sprache sehr wünschenswerthes, durch nichts zu ersetzendes Hülfsmittel für die Schule und die Lehrer zusammenstellen können.

---

[1]) Bei Weichbild S. 875 ist das alte Wort: Weichbold = Gaubezirk nicht erwähnt. Vgl. Kiesselbach Gang des Welthandels 209. Freilich sind Andere über dieses Wort andrer Ansicht.

VII.

Ludwig Uhland, ein öffentlicher Vortrag von Prof. Dr. R. Fofs. Zum Besten des Schülerstipendiums am Kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. Berlin, W. Hertz, 1863. 38 S. 8.

Auf wenigen Seiten erhalten wir hier von der Hand eines Mannes, der in dem Gebiet der Geschichte und nicht zum wenigsten in dem der Literaturgeschichte zu den sinnigsten Interpreten der Thatsachen gehört, ein Lebensbild des edlen Mannes, der auch eine Säule der deutschen Volkseinheit war und bleiben wird. Es ist nicht leicht, aber um so dankbarer, das Sinnen und Streben eines Lyrikers wie Uhland, auf dem reinlich gezeichneten Hintergrund seiner Zeit, aus seinen Liedesworten heraus in seinen bleibenden und werdenden Elementen so lieblich darzustellen, wie es hier geschehen ist, in einer Form, die selbst noch etwas von poetischer Art, insbesondere von individualisirender Kraft an sich hat und zu gesegneten Entschliefsungen führen kann, besonders da die Uebung in der *reverentia quae debetur pueris* den Verfasser davor behütet hat, uns den verewigten Dichter in den politischen Parteiungen der letzten stürmischen Zeiten zu zeigen, denen er nicht gewachsen war.

Der Verf. schliefst mit den Worten: „Wir aber wollen wünschen und flehen, dafs seines Geistes Laute nicht verhallen mögen und dafs es nicht in Deutschland gar stille wird. Das äufsere Gepränge, mit dem wir unsre Heroen feiern, ist wohl eine feine Zucht, aber besser ist ihnen treulich dienen, denn wenn du dienest, wenn du treu bist, will ich dich mit Glanz durchleuchten, dafs dein umdüstertes Herz wieder frei und deine kleine Hütte ein Feenpallast wird, angestrahlt von dem Rosenlichte duftiger Romantik."

VIII.

1. J. C. Andrä, Grundrifs der Weltgeschichte für höhere Bürgerschulen und mittlere Gymnasialklassen. Mit 8 colorirten Karten. 3. Auflage. Kreuznach, Voigtländer, 1863. 272 S. u. 8 S. Tabellen.
2. Heinrich Dittmar, Leitfaden der Weltgeschichte für untere Gymnasialklassen oder lat. Schulen, Real- und Bürgerschulen etc. 4. Auflage. Heidelberg, Winter, 1862.

Die Zahl der Geschichtsleitfäden für höhere Schulen ist schon sehr bedeutend, und sie vergröfsert sich noch in rapidem Fortschritt. Daraus ist noch keineswegs sofort zu schliefsen, dafs in diesem Gebiete eine gröfsere Unsicherheit der Methode herrsche, als in andern; gegen diesen Schlufs würde ja schon die noch viel gröfsere Zahl von mathematischen Schulbüchern bedenklich machen. Es bieten sich für ein statistisches Factum eben mehrfache Erklärungen dar. Aber doch ist es neben jenem statistischen Factum ein anderes pädagogisches, dafs eben eine methodische Unsicherheit das Gebiet der Geschichte in höhern Schulen vielfach schädigt. Unsere Schulbehörde wünscht dringend, dafs dem Geschichtsunterricht ein gedrucktes Buch zu Grunde gelegt werde; sie hat zwei Bücher der Art als solche *bezeichnet*, die sich nicht bewährt haben sollen. Aus dieser *negativen* Bezeichnung schöpften nun schon Einige hinreichende Zuversicht, ihnen werde es gelingen, einen bessern Wurf zu thun. Aber bis jetzt will sich nirgend ein lesbares Compendium finden, das die allgemeine Stimme als überwiegend geeignet bezeichnete; Dietsch, der mittlere Dittmar (8. Aufl.), Pütz, Dielitz und einige andere sind zwar weitverbreitet, aber man kann nicht sagen, dafs sie durchaus zufrieden stellten. Viele Lehrercollegien sind noch nicht einmal, gegenüber der betreffenden Literatur, darüber im Klaren, ob eine blofse Tabelle mit Jahreszahlen oder ein lesbares Hülfsmittel den Vorzug verdiene. Unsres Wissens ist es so, dafs, wo eine blofse Tabelle eingeführt ist, immer noch einige Lehrer das Bedürfnifs fühlen, den Schülern das Wesentliche des Zusammenhangs in die Feder zu dictiren. Obwohl diese Aushülfe verboten ist, wird sie, zumal unter den angegebenen Umständen, doch wohl ergriffen und insonderheit von eifrigen Lehrern, die etwas darauf halten, dafs sich die Schüler wirklich das Nöthige einprägen.

Ich glaube, dafs man mit Tabellen weder auskommt, noch überhaupt diese Gattung von Geschichtsapparat in der Schule gebrauchen sollte. Was von ethischen Stoffen an den Schüler gebracht wird, soll eine Form haben, die für den innern Men-

schen assimilirbar ist und nicht erst so und so viel chemische (resp. rhetorische) Processe nöthig macht, um Nahrungsmittel für die Seele zu werden. (Natürlich meine ich die besondere Nahrung, die ein einzelner ethischer Unterrichtsgegenstand bieten kann und soll; Geschichte ist keine Religion, und eine Religionsstunde soll andere sittliche Anregung geben, als eine deutsche Stunde.) Somit ist ein gut geschriebenes, concrete Stoffe enthaltendes Buch in der Geschichte auf keine Weise durch Jahreszahlen und Andeutungen zu ersetzen, wenn man überhaupt den Schüler in Mitarbeit ziehen und das passive Anhören und stupide Mitschreiben beseitigen will.

Das vorliegende Buch von J. C. Andrä, schon in 3. Auflage erschienen (seit 1858, also ein bedeutender Erfolg), enthält in der Vorrede mehrere gute Grundsätze. So sagt der Verf.: „Die meisten der mir bekannten Compendien erschweren dadurch ihren Gebrauch, dafs sie, verleitet durch das Streben nach möglichster Vollständigkeit, ein zu reiches Material enthalten, so dafs der Schüler die Masse des Dargebotenen in sich aufzunehmen nicht im Stande ist und auch dann noch in Verwirrung geräth, wenn der Lehrer sich bemüht, die Fülle des Stoffes durch angemessene Auslassung des Ueberflüssigen zu ermäfsigen. In andern Lehrbüchern, z. B. in den jetzt häufig gebrauchten von Dittmar (die übrigens in ihrer neuesten erweiterten Gestalt überhaupt für reifere Schüler berechnet sind, als ich sie vor Augen habe), ist die einfache Erzählung von Begebenheiten über Personen und Sachen so ausgeschmückt, dafs dadurch einerseits der Lehrer in seiner *freien* mündlichen Darstellung, die doch stets (?) anregender bleibt und ergreifender wirkt, als alles geschriebene Wort, zu sehr beschränkt wird, andrerseits der Schüler in die Gefahr eines anmafslichen Nachredens der Weisheit seines Compendiums kommt, ohne dafs er doch zu einer klaren Auffassung der historischen Thatsachen gelangt ist. Von solchen Zuthaten habe ich daher mein Büchlein möglichst frei halten zu müssen geglaubt."

Von den hier erwähnten Fehlern ist der einer gewissen Vollständigkeits-Sucht wohl der bei weitem schlimmste. Es läfst sich ihm aber dann erst gründlich entgegentreten, wenn man auch solche Titel, wie Grundrifs der Weltgeschichte (!) vermeidet und sich ausdrücklich darauf beschränkt, die wichtigsten Theile derselben zu behandeln. Man thut es in der Regel ja ohnehin, aber man sollte es auch sagen, sowohl in der Geschichte als in der Literaturgeschichte. Schämen sich doch auch die grofsen Historiker nicht zu bekennen, dafs sie nur auf diesem oder jenem beschränkten Gebiet ihres Faches etwas Ordentliches wissen, im Uebrigen aber nur den zufälligen Umfang der Kenntnisse besitzen, der vermöge seiner Intensität zwar den sittlich-nationalen Gedanken- und Gemüthskreis lebendig erregt, aber bei seiner fragmentarischen Beschaffenheit nicht zu einem „systematischen" Erkennen führt.

Giebt man diese sog. Vollständigkeit mit klarem Bewufstsein auf, so kann man sich auch am ersten in einem Compendium

der Urtheile enthalten, von deren voreiliger Aneignung der Verf. mit Recht nur Unheil erwartet. Man will freilich auch in der Geschichte urtheilen, und mit gutem Recht. Der Schüler soll sogar mit urtheilen, aber er soll selbst urtheilen, also nicht über die Bedeutung eines Dante für die Culturgeschichte, nicht über die Frage, ob Lessing ein Dichter gewesen, nicht ob die Menschheit im Ganzen fortgeschritten oder zurückgegangen sei [1]). Das sind alles theoretische Urtheile, welche er nicht selbst bilden kann. Aber praktische Urtheile kann und soll er haben, es soll ihm warm werden bei vorbildlichen und bei abschreckenden Characteren; er soll tief fühlen lernen bei dem Anblick von Kämpfen um die grofsen Güter der Menschheit. Und in allem soll er eine Pietät gegen das Bestehende erwerben und aus dieser heraus urtheilen lernen. Das alles ist nicht dem Gebiete der Vorurtheile angehörig, sondern den lebendigen Gewissensurtheilen, die, obwohl sie nicht von aufsen her stammen, doch der Erziehung bedürfen. Von solchen Urtheilen kann freilich ein gedruckter Leitfaden auch nur wenig verspüren lassen. Aber es ist äufserst förderlich für die Abfassung desselben, wenn die praktische Richtung des Urtheils wenigstens als der Vorbereitung werth erscheint. Es wird dem Verf. dann leichter werden, die blofse Gelehrsamkeit, die nichtsnutzigen Intriguen u. A. im Interesse der Jugend zu übergehen. In dieser Beziehung übertrifft das vorliegende Buch manche seines Gleichen.

Der Verf. hat sein Buch für mittlere Gymnasialklassen bestimmt und ist wohl der Meinung, dafs den obern Klassen ein ausführlicheres Buch von nöthen sei. Ich glaube das kaum. Nur wenige Vermehrungen in der Alten Geschichte wären erforderlich, um das eine Buch für die ganze Schule geeignet zu machen. Ueber das Einzelne des Buches zu sprechen, wird einem andern Mitarbeiter vorbehalten bleiben. Hier füge ich nur noch einige Worte bei, die einen allgemeinen Zweck verfolgen.

Der Geschichtsunterricht mufs sich von vornherein zweier Arten von Hülfsmitteln bedienen, eines lesbaren, gut, aber äufserst einfach und nüchtern stilisirten Compendiums, in welchem durch Anordnung des Drucks das minder Wichtige oder das für die spätern Curse erst Verständliche gesondert auftritt, auf der andern Seite einer Reihe von Detailausführungen, Geschichtsbildern, Monographien etc., wie sie Dr. Peter, nach Quellen- und Hülfsschriften geschieden, in grofser Sachkenntnifs aufgeführt hat.

Das Compendium soll nun erst in Tertia auftreten. Vorher wird am besten kein Geschichtsunterricht *ex professo* ertheilt. Das Gebiet der biblischen Geschichte, das deutsche Lesebuch, die latein. Chrestomathie oder der Cornelius Nepos geben schon eine gute Propädeutik des historischen Erkennens [2]). In Tertia aber

[1]) Diese niedliche Frage ist einmal in einer Untertertia zum Gegenstande des deutschen Aufsatzes gemacht worden. Was soll man über solche Stümper von Lehrern sagen?

[2]) Ist doch die Geschichte genau genommen keine Disciplin, sondern eine Erkenntnifsweise neben andern.

tritt abgesondert die „Welt“geschichte auf. Der Lehrer erläutert und erweitert das Compendium, und läfst es einprägen. Dies Einprägen ist die eigentliche Arbeit, wie überall nicht das Recipiren, sondern das Festhalten die psychische und moralische Anstrengung von Lehrern und Schülern herausfordert. Der Schüler mufs das Compendium mit den wenigen Jahreszahlen etc., soweit es im Unterricht behandelt ist, vollkommen beherrschen und frei vortragen können und mufs bis nach Unterprima hin sich das ganze Buch als ein Minimum seines historischen Wissens angeeignet haben. Aus dieser pädagogisch nothwendigen Forderung ergiebt sich schon, warum das Compendium nur die einfachen Thatsachen, weder räsonnirende noch pathetische Zuthaten enthalten darf. Sorgt der Lehrer dafür, dafs wöchentlich regelmäfsig eine Stunde, Jahre hindurch, dem zu Grunde liegenden Leitfaden gewidmet wird, insbesondere dem Exponiren der Schüler selbst, wobei die individuellen Beigaben derselben aus dem Vortrage der Lehrer oder der Privatlectüre schon hervortreten werden, so braucht man einerseits nicht mehr das berüchtigte Abiturienten-Vorbereitungswesen auf die Geschichte zu befürchten, und hat andrerseits vollkommene Freiheit, zwei der wöchentlichen Geschichtsstunden (resp. eine) für den „freien“ Unterricht in der Disciplin zu verwenden. Hier tritt nämlich die Lectüre von Geschichtswerken, resp. die Rechenschaft über deren häusliche Lesung ein, eine Uebung, die von Tertia bis Prima nicht ausgesetzt werden darf und zu deren Anstellung Scheibert mit Recht das Opfer nicht zu grofs findet, dafs man lieber halbsoviele gelehrte Bücher für die Gymnasialbibliothek anschafft, um das dadurch ersparte Geld der Herstellung einer für die Schüler passenden Geschichtsbibliothek — am besten für jede Klasse eine besondere — zu gute kommen zu lassen. Man wird sich gewifs nicht der Täuschung hingeben, als bilde man durch Compendiums-Wissen einen Historiker, oder historischen Sinn. Aber durch die fortgesetzte, sorgfältige Lectüre einer mäfsigen Zahl von guten, gründlichen Detail-Darstellungen setzt sich allerdings in den Schülern eine historische Bildung ab, die nicht übersatt macht und den Studenten die Meinung nicht erlaubt, als seien die akademischen historischen Vorträge für sie nichts mehr, da sie ja schon die ganze Weltgeschichte auf dem Gymnasium hinreichend kennen gelernt hätten. Doch wir brauchen darüber wohl weiter nicht zu reden. Freilich ist kein Dilettant, sondern ein wirklicher Historiker insbesondere in den obern Klassen nöthig, um diesen freien historischen Unterricht mit Erfolg zu leiten. Es ist ein wahrhaftes Verdienst und zeugt von ethischer und methodischer Tüchtigkeit, wenn solche Lehrer das eigene Vortragen in den obern Klassen so gut wie ganz aufgeben, um der Schüler willen. Bequemer ist es allerdings, selbst zu reden, als die oft diffusen Leistungen des Schülers zu bessern und zu berichtigen und seinen häuslichen Fleifs in eine fruchtbare Bahn zu lenken. Aber was pädagogischer und segensreicher ist, wird dem wirklichen Lehrer nicht lange zweifelhaft bleiben.

Einen schon öfters ausgesprochenen Wunsch möchte ich hier noch einmal wiederholen. Unsere Geschichtsbücher in den Schulen lassen das politische Element oder vielmehr die gröbsten Symptome desselben in Schlachten, Friedensschlüssen, neuen Intriguen und politischen Plänen immer noch zu sehr hervortreten. Auf dem Boden der Wirklichkeit stehen doch auch ganz andere Thatsachen, die uns zu wissen nöthig sind, um mit den vergangenen Geschlechtern leben zu können. Um es grob zu sagen, ich will nicht blofs wissen, welche politische Absichten der grofse Churfürst gehabt, welche Schlachten, Bündnisse etc. daraus hervorgegangen sind, sondern ich will auch wissen, wie man damals gegessen und getrunken, gewohnt, gearbeitet, gefeiert, geglaubt, gedichtet hat, wie alt man geworden, wie theuer das Tuch, das Korn gewesen u. s. w. Dafür soll das Compendium auch die nöthigsten thatsächlichen Anhaltspuncte geben. Die Volkswirthschaft und Statistik ist leider den Historikern noch zu wenig geläufig; erst allmählich wird Mommsens Behandlung der röm. Geschichte [1]) für die späteren Zeiten Nachahmer finden. Und doch wäre für das Mittelalter und besonders für das 18. Jahrhundert eine solche realistische, culturhistorische Betrachtung von der allergröfsten Wichtigkeit, schon um über die politischen Phrasen hinauszukommen, mit denen jetzt die verschiedenen Parteien um sich werfen und die Halbgebildeten in Verwirrung bringen. Ich weifs nicht, wie man gegenwärtig Geschichte verstehen will, ohne sich mit den Werken von Adam Smith, Rau, Roscher, L. Stein u. ähnl. eingehend beschäftigt zu haben. Wenn aber solche Studien einmal eingebürgert sind, werden auch unsere Compendien ein anderes Colorit annehmen. Hier thut dem Recensenten also Geduld noth.

Die zweite ähnliche Arbeit Dittmars bedürfte ebenfalls nur weniger Zusätze, um einem in seinen Zielen bescheiden gehaltenen Geschichtsunterricht selbst in Prima noch zu genügen. Es müssen 16 Bogen bei solchem Druck für das ganze Gymnasium ausreichen. Der Sinn, in welchem Dittmar die Geschichte auffafst, ist bekannt; es ist die entschiedene Hervorhebung des Christlichen und Biblischen, die seine Bücher auszeichnet. Dazu kommt noch eine nicht geringe Gabe lebhafter Skizzirung auf kleinem Raum. Ich spreche nicht von den sachlichen Fehlern, die meine Collegen in seinen Büchern öfters gerügt haben; ich bemerke nur, dafs es im Interesse der 3 Werke Dittmars über allgemeine Geschichte läge, wenn er sich mit einigen preufs. Gymnasiallehrern, die sein Buch gebrauchen, in briefliche Verbindung setzte. Im Allgemeinen ist mir nämlich immer erschienen, als ob diese Art der Compendien die beste sei, und ich habe mich selbst schon daran gegeben, in dem mittlern Werk das auszuscheiden, was mir unschulmäfsig zu sein schien. Ich fand, dafs etwa 5 Bogen

---

[1]) Denn Mone's Werk für die griech. Geschichte ist eher eine (zum Theil komisch wirkende) Vorarbeit zu nennen.

zu streichen und durch andere Materialien zu füllen seien, wenn das Buch für unsere Schulen die unbedingte Brauchbarkeit gewinnen sollte, die man um seines Verfassers und der sonstigen Vorzüge des Buches willen ihm wünschen mufs. Diese Partien wegzunehmen, würde dem Verfasser natürlich als eine Verstümmelung erscheinen, und in der That hat in diesen Dingen auch der Geschmack sein Recht. Aber doch nicht ausschliefslich. Es ist wahr, wenn Andrä von den theoretischen Urtheilen eines Compendiums vielfach ein blofses Nachsprechen der Schüler befürchtet Am schlimmsten wäre dieses Resultat auf christlichem Boden, wo der Lehrer mit wahrer Angst darüber wachen sollte, dafs kein Schüler (an sich richtige) Urtheile ausspreche, die in ihm kein Leben haben können. Dann ist ferner auch Dittmar noch von der Sucht nach Vollständigkeit afficirt. Sonst würde er schwerlich die jüdische Geschichte, die der Schüler anderswoher viel besser, weil lebendiger, kennen gelernt hat und zu der ihm die Quelle jeden Augenblick offen steht, so ausgedehnt haben, und seine Bücher würden, anstatt sich bei den orientalischen Völkern lange aufzuhalten, gleich mit der griechischen Geschichte ihren ernsthaften Theil eröffnen, alles Andere als Beiwerk irgendwo einflechten. Doch zu einem nähern Nachweis meiner Wünsche im Einzelnen wird sich wohl ein anderes Mal Gelegenheit finden.

IX.

Aus dem Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

Die Frage der „Schülerbibliotheken" ist anscheinend eine der leichtesten, im Grunde freilich sehr schwierig, wie uns ein Programm von Hülsmann (Duisburg) noch vor kurzem (1855) in trefflicher Weise gezeigt hat. Während die Erörterungen über das Bedenkliche und doch Unvermeidliche des stillen, einsamen Lesens der Schüler [1]), über die formalen und materialen Eigenschaften guter Lectüre u. A. fortgesetzt werden mögen, ist es nur zu wünschen, dafs praktische Versuche hinzutreten, die rechten Lesebücher für die Jugend zu beschaffen. Zu diesen Versuchen rechne ich auch eine Anzahl solcher Bücher, wie sie aus dem

---

[1]) Hier stehe noch eine schulmeisterliche Parodie aus Sh. Hamlet, einen viellesenden Jungen betreffend:

Die Schmutzbücher, die er liebte,
Wie lesen sich die so süfs!
Nichts, was er sonst verübte,
War so amüsant als dies.

Da kam die Schule mit strengem Schritt
Und fafste ihn beim Schopf,
Und nahm in ein andres Land ihn mit,
Da war er ein armer Tropf.

oben genannten Verlage hervorgegangen sind. Wer die enormen Schwierigkeiten bedenkt, die ein so umfassendes Unternehmen einer Volksbildungs-Literatur, wie sie Otto Spamer schon in Tausenden von Bänden verbreitet hat, mit sich bringt, der wird gern dazu beitragen, hier und da auf einige gelungene Leistungen aufmerksam zu machen, die jenen lobenswerthen Bemühungen verdankt werden.

Dahin gehören z. B.:

1. Der erste und älteste Robinson. Neu bearbeitet von Ludwig Hüttner. (Mit einem bunten Titelbilde. 5 Tonbildern und 85 in den Text gedruckten Abbildungen.)

In der Vorrede giebt Dr. Lauckhard (Schulrath) eine kurze Geschichte der Robinsonaden und verweilt dann bei dem Leben des Daniel de Foë, des Verfassers jenes ersten Robinson (1700). Bei uns ist die Campesche Bearbeitung des Robinson fast ausschliefslich bekannt, und wenn diese schon den Knaben beleben und zu einer starken Sympathie mit dem Vereinsamten bringen kann, so ist das hier in zweckmäfsiger Verkürzung vorliegende Original noch viel mehr dazu im Stande. Was freilich Hüttner sagt: „Wir sehen, wie der Mensch mit innerer Nothwendigkeit Stufe um Stufe aus dem ersten rohen Naturzustande zu Bildung und Civilisation kommt. Robinson ist, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, eine Art Philosophie der Geschichte", das ist vielleicht vom Campe'schen Robinson eher wahr, als von dem ursprünglichen Buche, in welchem wir Robinson mit einer sehr beträchtlichen Menge von Hülfsmitteln der Kultur *in die* Vereinsamung eintreten sehen. Dadurch werden die weitern Entwicklungen indefs auch natürlicher. Die religiösen Beziehungen werden von einem Manne wie de Foë natürlich nicht verleugnet; auch unsere Bearbeitung vermeidet wenigstens alles, was Tadel in dieser Beziehung verdienen könnte.

2. Deutsches Flottenbuch, oder das neue illustrirte Seemannsbuch. Fahrten und Abenteuer zur See in Krieg und Frieden, von Major R. v. Berndt, 3. Aufl. von H. Smidt.

An dem losen Faden einer Erzählung wird hier eine sehr nützliche Kenntnifs des Schiffes in seinem Werden, seiner Verwendung, seinen Schicksalen, des Lebens und Kämpfens auf dem Meere vermittelt. Die geographischen Entdeckungen treten hervor in Wort und Bild. Die Geschichte des Schiffswesens und Handels im Alterthum, die Entwicklung der französischen Marine, die Geschichte der Kurfürstlich Brandenburgischen Marine, die Expedition der österreichischen „Novara", die preufsische Expedition nach Ostasien, Alles dies kommt nach und nach zur Darstellung, und wo die Gegenwart vielleicht Andere zu unweisen politischen und socialen Bemerkungen verführt hätte, da wird die Jugend in unserm Buche mit Wohlwollen und Besonnenheit bei der einfachen Liebe zum Vaterlande erhalten. Allerdings ist

das Buch nur für die reifere Jugend von Interesse, aber gerade für diese Stufe ist die Lectüre ein wesentlicheres Bedürfnifs als für die erste Zeit des Knabenalters.

3. Das alte Wunderland der Pyramiden von Dr. Karl Oppel.

Schon in der Vorrede tritt uns der anerkennenswerth wissenschaftliche Sinn des Verfassers entgegen, der bei einem Stoffe, wie ihn die Aegyptologie behandelt, so sehr nöthig ist. Denn wie wenig wissen wir gewöhnlich von dem alten Aegypten trotz Herodot und seinen Nachfolgern, und wie widerspruchsvoll ist auch zum Theil, was von heutigen Aegyptologen als Resultat neuester Forschungen geltend gemacht wird. Da gilt es denn selbst zu sehen und viel und aufmerksam die wissenschaftlichen Thatsachen mit den Theorien zu vergleichen, wie es Dr. Oppel gethan hat. Mit Hülfe seines Buches kann man wiederum ahnen, dafs die Starrheit, mit der die Grenze der Studirten von den (blofs) Gebildeten von Einigen noch immer festgehalten wird, immer weniger vor den thatsächlichen Verhältnissen des zugänglichen Wissens entschuldbar ist.

Der Inhalt des Buches ist so geordnet, dafs wir in Land und Volk eingeführt werden durch eine lebhaft ausgeführte Reisebeschreibung, die durch eine Vogelperspectiv-Zeichnung des Nilthales veranschaulicht wird. Dann tritt der Jaro, der Nil (der Verfasser gewöhnt uns an die alten Namen), in den Vordergrund, es folgen Schilderungen der Heuschreckenplage, des Chamsien und der Pest, sodann eine Darstellung von dem Tagewerke des ägyptischen Königs in seiner Beschränkung durch das priesterliche Gesetz, die Volksstimme als Todtengericht über den „Sohn der Sonne"; hierauf versetzen wir uns in die monumentale Welt des Wundervolkes, beschauen uns auch das Innere einer Pyramide und erfahren manches Neue über Malerei und Literatur, wie über Mythologie der Aegypter. Der 2te Theil des Buches enthält Sagen und Geschichten, zum Theil in romantischer Form, aber der echten Ueberlieferung getreu; wir leben zuletzt mit dem Korsen und seinen prahlerischen und tapfern Franzosen, und die Grausamkeiten, von dem „grofsen" Napoleon an den Moslemin und den eigenen Kranken begangen, leben in unsrer Erinnerung auf. Ein kurzer Blick auf die Gegenwart des Landes endigt mit dem Wort der heutigen Nilbewohner: „Alles fürchtet sich vor der Zeit, aber die Zeit fürchtet sich vor den Pyramiden."

4. Rom. Anfang, Fortgang, Ausbreitung und Verfall des Weltreichs der Römer. Für Freunde des klassischen Alterthums insbesondere für die deutsche Jugend bearbeitet von Dr. Wilh. Wägner. I. (Mit 8 Tonbildern und 100 in den Text gedruckten Abbildungen nebst Karte.) 1862. 318 S. 8.

Der Herr Verf. hat dem vor 3 Jahren erschienenen „Hellas" diesen Anfang eines Lesebuches der römischen Geschichte folgen

lassen, und wir zweifeln nicht, dafs es zu einer lebendigen Einführung in römisches Leben ebenso förderlich sein wird, als jenes erstere Unternehmen nach dem Urtheile der Meisten die Freude am griechischen Alterthum gehoben hat. Wenn einerseits das Buch keine neue Forschungen enthält, so braucht es auch den Vorwurf, eine Compilation zu sein, nicht zu besorgen. Die Hauptabschnitte des Buchs sind: I. Wanderungen nach und durch Italien. II. Das alte Italien (Land und Volk. Altlatinische Sagen). III. Die römischen Könige. IV. Die Kulturzustände unter den Königen. V. Rom als Freistaat (a. bis zum Decemvirat, b. bis zum Abzug der Gallier, c. bis zu den punischen Kriegen). Die eingefügten Holzschnitte finden wir lehrreicher als die Tonbilder. Die Einleitung scheint für Schulen nicht bestimmt zu sein. Die geographische Einführung S. 9—24 ist ein eigenthümlicher Versuch, über den wir keine Erfahrung haben und deshalb auch nicht urtheilen mögen. Seltsam ist es allerdings, an dieser Stelle das mittelalterliche Italien, die Isola bella, Gravellona, den Comer See, das heutige Venedig, das heutige Forum in Rom, das heutige Neapel in einer Weise vorgeführt zu finden, wie sie etwa in Reisehandbüchern beschrieben werden.

Dem Werke gereicht es zum grofsen Ruhm, dafs es das kulturgeschichtliche Element überall mit Fleifs hervorhebt, hier und da, wie S. 181 f., auch das literarische Alterthum anschaulich macht. Doch auch so ist das Schlachtenwesen noch zu sehr in den Vordergrund gestellt und die Rechtsentwicklung weniger, als es wünschenswerth war, berücksichtigt worden. Wir schreiben das dem sehr verschiedenartig gedachten Publikum zu, dem das Buch gewidmet ist. Aus demselben Grunde haben wir auch wohl von den Römischen Königen und ihren Fabeln, über die übrigens der Verfasser richtig denkt, noch so viel zu lesen. Ein Schulcompendium mit den Jahreszahlen für Romulus etc. macht sich freilich noch viel sonderbarer in unserer Zeit. An Kleinigkeiten heben wir hervor, dafs der Verf. seinen Lieblingsausdruck „Gewalthaufen" etwas sparsamer anbringen möge. Auf S. 112 Z. 15 mufs „bildeten" gelesen werden, S. 166 Z. 7 v. u. ist „Appius" ein Versehen, auch der Stil zu bessern. S. 196 in der Mitte der S. ist der Ausdruck: „Kam dennoch eine mifsliebige Wahl zu Stande, so mufsten sich gar die Bewohner unsichtbarer Welten ins Mittel schlagen" nicht ohne sittliche Bedenken; so ist auch S. 198 „Damen von gutem Ton" eine unpädagogische Wendung. Dies und einiges andere wird bei einer weitern Verarbeitung des Buches ohnehin gebessert werden. Im Allgemeinen müssen wir für die Jugend eine einfachere, weniger reflectirte Schreibart wünschen [1]).

---

[1]) Mittlerweile ist auch der 2te Band des Werkes erschienen in gleicher Vortrefflichkeit der Ausstattung. Er enthält die Zeit der punischen Kriege und weiter bis zu Cäsars Tod, also die reichste Periode der römischen Geschichte. Auf die Darstellung Ciceros hat Mommsens Einflufs gewirkt, aber nicht mehr als sich ertragen läfst.

Wir würden hier noch gern anfügen: „Die neuesten Entdeckungsreisen an der Westküste Afrikas nach Du Chaillu, Magyar und Andersson, bearbeitet von Hermann Wagner". Aber in die Hände der Jugend gehört das Buch nicht, weil das sexuelle Element nicht sorgfältig genug behandelt ist. Der Erwachsene kann Manches daraus lernen, sich auch gründlich von dem Vorurtheil befreien, als ob die Lebens- und Denkweise der wilden Völker noch dem Paradiese der Menschheit näher stände. Auch die durchgängige Anzweifelung der Angaben des Du Chaillu, so berechtigt sie sein mag, läfst erkennen, dafs der verdienstliche Herausgeber für die Jugend nicht hat arbeiten wollen.

X.

Biblisches Lesebuch für Schule und Haus von Dr. W. A. Hollenberg. Berlin, Enslin, 1863. XII u. 280 S. 8.

Aus dem Vorwort. Es war ein fruchtbarer Gedanke des alten Hamburgischen Rectors Johannes Hübner, als er (1714) die biblische Geschichte zu einer besondern Schuldisciplin machte. Wir sehen z. B., dafs fast alle biblischen Auszüge, welche seitdem gemacht wurden, den geschichtlichen Faden der heiligen Schrift noch bei weitem mehr in dem Gewebe derselben hervortreten lassen, als es ohnehin in dem wunderbaren Gange der Bibel vorgezeichnet ist.

Wenn wir nun auf zwei Dinge achten, auf die Auswahl des Stoffes und die Form der Sprache, so ist zunächst historisch zu beobachten, dafs eben die Auswahl immer und auch gegen den Willen der Auswählenden irgend eine Aenderung der Bibelworte nöthig gemacht hat. Anfangs nun setzte man sich mit grofser Harmlosigkeit über das Wort und den Erzählungston der Bibel weg, meist im Interesse der gröfseren Verständlichkeit. So that es auch die Calwer Biblische Geschichte, die bei weitem mehr verbreitet ist, als alle andern zusammengenommen, indem dies Buch nächst der Bibel und der Nachfolge Christi von Thomas a Kempis am meisten in der Welt übersetzt und gedruckt worden ist. Die Aenderungen des Ausdrucks wurden später aber in einigen Büchern, besonders wo die gläubige Ehrfurcht vor dem Worte Gottes zugleich mit dem Sinn für morgenländische Auffassungs- und Darstellungsweise fehlte, so gewaltsam, dafs bald das entgegengesetzte Streben stärker wurde, den Ausdruck von Luthers Bibel in jenen Auszügen möglichst wenig zu verändern. Diese Tendenz ist seit Zahns sehr verdienstvollem Vorbilde nur selten verlassen worden und wird gegenwärtig auch von Seiten der Geschmacksbildung so unterstützt, dafs sie im Ganzen als eine bleibende kann angesehen werden.

Etwas anders stellt sich die Sache, wenn man nicht Luthers Uebersetzung, sondern das Original als das Feste ansieht, um welches sich der Ausdruck des Auszugs in seinen Einzelheiten möglichst eng zu stellen habe. Das vorliegende Buch geht nun allerdings von der Ueberzeugung aus, dafs Luthers Bibel der Verbesserung dringend bedürfe, dafs in ihr nicht wenige, sondern viele, nicht blofs unbedeutende, sondern bedeutende Verfehlungen des Grundtextes stattgefunden, und bezieht sich dafür auf des verewigten Dr. R. Stier gründliche letzte

Schrift: der deutschen Bibel Berichtigung, 1861. Auch ist es nicht richtig, daſs Luthers Ausdruck, auch wo er den Grundtext nicht treffe, doch wenigstens immer gut deutsch sei. Möchte man doch mehr seinem eigenen Sprachgefühl, als der üblichen Versicherung trauen, die, was von der Lutherbibel im Ganzen unwidersprachlich gilt — denn die können wir schwerlich genug loben — auf das Einzelne in verkehrtem Eifer überträgt.

Indem ich daher den Bemühungen derjenigen Männer, welche wie Fr. von Meyer, Stier, de Wette, Bunsen u. A. unsere deutsche Bibel, ohne ihren Charakter im Ganzen schädigen zu wollen, der heutigen Sprache und dem Original näher gebracht haben, alle Theilnahme schenke, stelle ich mich grundsätzlich anders zu der oben ausgesprochenen Tendenz, den Ausdruck des biblischen Auszuges der Bibel selbst möglichst anzupassen. Ich würde etwa so sagen: die Aufgabe sei, dem Text der berichtigten Bibel so nahe zu kommen, als es die Rücksicht auf die heutige Bibelgewöhnung gestatte. In diesem Satze stecken zwei relative Bestimmungen, denn die berichtigte Bibel ist nichts constant gegebenes, sondern, wie ursprünglich Luthers Bibel auch, ein subjectives, der steten Vervollkommnung unterliegendes Werk, und sodann ist die heutige Gewöhnung an Luthers Bibelausdruck von Provinz zu Provinz, ja von Gemeinde zu Gemeinde verschieden. Darum liegt auch hier hauptsächlich eine Aufgabe des Tactes vor, der in der Ausgleichung verschiedener relativer Bedürfnisse sein eigenstes Gebiet hat. Ueberdies kommt uns auch die Natur einer Auswahl helfend entgegen. Es würde zu weit führen, wenn ich hier die einzelnen Abweichungen meines Textes aufzählen wollte, ich muſs auf das Buch selbst verweisen und bemerke nur, daſs ich fast überall Stiers Bibel zu Grunde gelegt habe, zuweilen verlieſs ich seine Aenderungen, um zu Luthers Ausdruck zurückzukehren, öfters suchte ich dem Original noch näher zu kommen im Einklang mit neuern Uebersetzern wie Hengstenberg, Ewald, Schlottmann (im Hiob), Bunsen u. A.

Die Auswahl der Stücke, welche ich aufzunehmen hatte, wurde durch eine ansehnliche Tradition zum Theil erleichtert. Die Auswahl ist von kritischen Ueberzeugungen nicht ganz loszulösen, am meisten aber wird sie von pädagogischen Gesichtspunkten aus modificirt werden, wie es denn in dieser Beziehung keine höhere Entscheidung giebt, als die von der Pädagogik hergenommene. Ich meine hier einfach die erziehliche Rücksicht auf den jungen Christen, der gewisse schwere Speisen noch nicht verdaut, aber auch mit leichten nur dann zufrieden sein darf, wenn sie plastische Elemente enthalten. Man kann überhaupt sagen, um einen z. B. von Zahn glücklich entwickelten Begriff zu benutzen, die Pädagogik habe auch hier das Elementare auszumitteln, die anschauliche Fülle, die dem einfachen Verständniſs eine zugängliche Seite darbietet und doch auch bei der gröſsten Entwickelung des Geistes nicht aufhört, lieb und werth zu sein. Wie ich nun diesem Streben glaubte nachkommen zu müssen, läſst sich nur durch eine eigene Untersuchung im Buche ermitteln, doch nenne ich hier solche Stoffe, die ich übergangen habe, obwohl sie bei Zahn und in den meisten Historienbüchern stehen: die 4 Ströme im Paradiese, die Genealogie von Kain und Seth, die (unverständliche) Geschichte von den Ehen der Söhne Gottes mit den Töchtern der Menschen, den Dienst Jacobs um Labans Heerden und seine Flucht, den Segen Jacobs, mehrere der Plagen in Egypten, den Aufruhr der Rotte Korah, die feurigen Schlangen (indeſs bleibt Joh. 3), Bileam, Hure Rahab, Eroberung von Jericho, Achans Diebstahl, List der Gibeoniten, Richter Simson, Hannas Lobgesang, Manches von Jonathans Freund-

schaft, Tempelbauten, vom Propheten in Bethel, von Isebels Tod, von Elisa's Wundern (in Zahn 64 u. 66), Sonnenzeiger des Ahas, von den drei Männern im glühenden Ofen, von Nebukadnezars Fall, Esther, Alles aus den Apokryphen, im Neuen Testament § 80—84. Warum ich diese Stücke weggelassen habe und einige andere aufgenommen, kann ich hier nicht ausführen. Eine Beschränkung im Stoffe war natürlich in praktischem und pädagogischem Interesse geboten; wie denn Jeder, der sich mit solchen Auszügen beschäftigen will, von der Ueberzeugung ausgehen wird, dafs eben ein Theil hier mehr schulmäfsigen Werth habe als das Ganze.

Wenn nun gefragt wird, was denn das Buch für neue Stoffe bringe, die in Zahn und andern Büchern fehlen, so ist das nicht ohne die Erörterung des Planes meines Buchs zu beantworten. Hierüber hatte ich in einer vorläufigen Ankündigung meines Unternehmens gesagt: „Von einem biblischen Historienbuch, wie wir deren in so grofser Zahl besitzen, soll sich das „Lesebuch" dadurch unterscheiden, dafs es mehr als sonst im Alten Testament an den betreffenden Stellen lyrische (so etwa 30 Psalmen) und prophetische Stücke in die Geschichte erhineinzieht, damit sich beide Formen der Darstellung gegenseitig erläutern und beleben. Es ist freilich nöthig, dafs man dabei nicht in so unkritischer Weise verfahre, als es z. B. im Calwer Handbuch der Bibelerklärung geschehen ist, wo auch der Prediger Salomonis für salomonisch gilt. Im Neuen Testament ist die Absicht des Buches, einige der apostolischen Briefe ihrem Kern nach in die Apostelgeschichte zu verweben, noch leichter zu verwirklichen. Dabei bleibt die Geschichte immer das Wesentliche des Ganges, den das Buch nimmt." Diese Andeutungen werden gezeigt haben, warum ich mehrere neue Stücke aufzunehmen hatte.

Was nun die Folge der Stücke betrifft, so ist sie für einen ersten Gang durch die biblische Literatur von geringer Wichtigkeit; das Einzelne wirkt eben als Einzelnes, und für die Bildung des religiösen Gedankenkreises ist dies das Wichtigste. Aber schon auf dieser Stufe des Unterrichts ist es für einen gewissenhaften Lehrer nicht gleichgültig, ob er das Einzelne in einer Ordnung anschauen läfst, die eine richtige Gesammtanschauung für spätere Zeit vorbereitet, oder ob die eben entstandenen Gruppen später wieder aufgelöst werden müssen. Wie viel weiter wären wir Alle im Verständnifs der Psalmen, des Hiob, des Jesaias, des Predigers, des Sacharja, der neutestamentlichen Briefe u. s. w., wenn wir von frühen Jahren her angehalten worden wären, diese Stücke in demjenigen sachlichen und zeitlichen Zusammenhang zu lesen, in welchen sie mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit gestellt werden! Das Princip wird ziemlich allgemein zugegeben; die Calwer Bibelerklärung ist ein Versuch, von der Basis der gewöhnlichen kirchlichen Meinungen über das Alter und die Entstehung der biblischen Bücher aus, die Schrift recht zu theilen und die lyrischen und prophetischen Stücke derselben in den geschichtlichen Zusammenhang zu versetzen. Nur um das vielseitige Bedürfnifs eines solchen Versuchs zu bekunden, sei dies hier gesagt. Die Schule wird hiefür etwas thun müssen, wie sie es in der Anordnung des Lebens Jesu wenigstens auch von jeher gethan hat. Denn die Schwierigkeit, aus den vier Evangelien eine Folge der Begebenheiten im Leben Jesu zu gewinnen, — und diese Schwierigkeit ist im Grunde unüberwindlich zu nennen — hat doch die Verfasser unserer Historienbücher nicht abgehalten, an die Stelle von vier Berichten eine irgendwie construirte Harmonie der Evangelien zu setzen. Hier kam freilich die dogmatische Voraussetzung zu Hülfe, dafs eben ein einziges Lebensbild in

vier verschiedenen Skizzen vorliege; dagegen wird eine Versetzung und neue Verknüpfung von Stücken des Alten Testaments von den Meisten aus dogmatischen Gründen für bedenklich oder unzulässig erachtet. Hengstenberg, Keil u. A. haben indefs durch ihre chronologischen Bestimmungen des Buches Hiob, des Predigers u. A. schon einigermafsen die gewöhnlichen Ansichten den kirchlichen Kreisen zu erneuter Prüfung empfohlen, noch mehr Kahnis, der sich durch seine kirchlichen Ueberzeugungen nicht hat verhindern lassen, in Bezug auf das Alte Testament sich den meisten kritischen Resultaten anzuschliefsen, die wir den Forschungen deutscher Gelehrten wie Bleek verdanken.

Mein Buch enthält nun natürlich gar kein Wort Kritik, und enthält sich bis auf die Ueberschriften eigener Zuthat; es setzt freilich eine Berechtigung der Kritik voraus. Man braucht blofs das Inhaltsverzeichnifs anzusehen, um dies zu erkennen. So ist schon der Segen Jacobs mit aus kritischen Gründen, mehr freilich aus exegetischen weggelassen, ebenso der Lobgesang der Hanna. Die Psalmen-Ueberschriften werden dann nicht berücksichtigt, wenn sie mit dem Inhalt nicht übereinstimmen, so sind nicht blofs die anonymen Psalmen 1 und 2, sondern auch Ps. 13, 23, 27, 62, 103, 139 als nachdavidisch behandelt. Hiob steht erst unmittelbar vor Hiskias, und von Elihu ist keine Rede. Jesaias ist in § 78 und 79 so gestellt, dafs der sogenannte erste und zweite Theil deutlich gesondert hervortreten. Noch weiter zu gehen und den zweiten Theil um ein Beträchtliches später anzusetzen, wie es sogar Kahnis thut, schien mir über das Mafs des schulmäfsigen Bedürfnisses hinauszugehen, auch über das Mafs von Zuversicht zur Kritik dieses Propheten. Die neutest. Briefe habe ich aus äufseren und inneren Gründen nur zum geringen Theil einfügen wollen so, dafs ich einige kleinere mehr fortlaufend excerpirte, und zwar nach Thudichum's Vorgang, einigen gröfseren aber einzelne Hauptstücke entnahm, wobei ich voraussetzte, dafs irgendwie auf der Schule sich für eine zusammenhängendere Lesung der neutest. Briefe Raum finden müsse. Natürlich nur unter dieser Voraussetzung konnte ich kleinere Briefe Pauli, wie die an die Epheser, Philipper, Colosser u. A., ganz übergehen, Briefe, welche sich sonst zur auszüglichen Benutzung sehr eignen würden.

Der biblische Geschichtsunterricht ist für die Jugend, und nicht blofs für sie, die einzige heilsame Einführung in die Rathschlüsse Gottes und in die innere Geschichte unseres Geschlechts. An guten Bildern und mündlichen Erzählungen, die von der Bibelsprache abweichen müssen, hat dieser Unterricht seine ersten Voraussetzungen und Anfänge. Nach erworbener Lesefertigkeit und gröfserer Uebung die Schriftsprache zu verstehen, nimmt der Schüler seinen Auszug in die Hand und liest darin mit dem Lehrer die einfachsten Geschichten, wozu sich das Alte Testament anfangs noch mehr eignet als das Neue. Umgeben und getragen von Bibelsprüchen, von Kirchenliedern und vom Gebet, erlangen diese Geschichten bald, ohne viele Nachhülfe, eine sehr entschiedene praktische Bedeutung für die einzelnen Schüler. Schon auf dieser Stufe mufs ich mein Buch für ein Lehrmittel halten, das andere an Brauchbarkeit übertrifft. Denn ich habe die für dieses Alter geeigneten Geschichten möglichst wenig verkürzt und dem Ausdruck eine epische Breite gelassen, die dem kindlichen Verständnifs ein besonderes Bedürfnifs ist; beispielsweise weise ich auf die Patriarchenzeit hin. Wären nun unsere katechetischen Einrichtungen allein nach dem Ideal zu construiren, wobei eine, die ganze Gesellschaft viel mehr durchdringende christliche Frömmigkeit vorausgesetzt würde,

so liefse sich der eben angedeutete Gang der christlichen Unterweisung einfach fortsetzen und erweitern. Bis zur Tertia hin würde das biblische Lesebuch neben dem Gesangbuch und dem von Zeit zu Zeit durchzusprechenden und aus der Geschichte zu erläuternden Katechismus immer wieder zu Grunde gelegt. Es mufs kläglich um die pädagogische Einsicht eines Mannes stehen, der da meint, dieser Stoff reiche nicht aus. Wäre es nicht so unpraktisch, so würde zu zeigen sein, dafs von da an der eigentliche Religions-Unterricht wegfallen und statt seiner tägliche kurze Andachten mit Bibellesung eintreten könnten. Vielleicht kommen wir wieder einmal dahin, aber vor der Hand mufs die Schule noch so Manches thun, was zwar das Haus und die späteren Bildungsfactoren (in der Kirche, der bürgerlichen Gesellschaft) thun sollten, was sie aber nur in den seltensten und glücklichsten Fällen wirklich thun. Dahin gehört eine Einführung der Schüler in die systematische und historische Seite der kirchlichen Lehren, eine Bemühung, welche bei einem wissenseifrigen Lehrer, der den innern Verkehr der Seele mit Gott noch nicht so würdigt, wie er es sollte, den Schülern das wahrhaft christliche Leben leicht verdunkeln und ihnen für alle Folgezeit die Fähigkeit zu religiöser Selbstbesinnung und Prüfung rauben kann, doch aber auch nachweisbar in andern Fällen der einzige adaequate Halt gewesen ist in Anfechtungen, wie sie ungesunde Bildungs- und Literatur-Verhältnisse so oft mit sich bringen. Neben diesen Bemühungen aber und wesentlich förderlich für die Einsicht in die biblische Theologie, wie sie in den obern Klassen durchgesprochen werden mufs, wird eine Benutzung meines biblischen Lesebuchs stattfinden können, besonders da die geringe Zeit, welche diesem Unterricht gewidmet wird, und die viele anderweitige Arbeit unserer Primaner, die aufserdem noch zum Theil unter dem Druck eines entscheidenden Examens gethan wird, eine Vertiefung in die Bibel selbst so sehr erschwert. Da gilt es denn, durch *intensive* Beschäftigung mit einem geordneten Auszuge des Werth*vollsten* starke Spuren für alle Zeiten in der Seele zurückzulassen, an denen der heilige Geist sein Werk treiben kann.

XI.

Neue Auflagen.

Nic. Bach, Deutsches Lesebuch für Gymnasien und Realschulen. 1. Theil. 6. Aufl. besorgt von Koberstein. Leipzig, Brandstetter. 1863. (15 Sgr.)

Blume (Dir. in Wesel), Evangel. Gesangbuch für Schule und Haus. 2. neu bearbeitete Aufl. von Ludw. Ruprecht (Hildesheim). Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1863. (12 Sgr.)

Bade Leitfaden für den Unterricht in der Geographie zum Gebrauche für Gymnasien. Vierte, vermehrte und verbesserte Aufl. von Fr. Bäumker, Gymnas.-Oberl. zu Paderborn. Paderborn, F. Schöningh. 2 Bde. 1864.

Xenophons Memorabilien erklärt von L. Breitenbach. 3. Auflage. Berlin, Weidmann. 1863.

Buttmannus, Demosthenis oratio in Midiam. 5. (4.) Aufl. Berlin, Mylius. 1864. (1 Thlr.)



Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Zum Pastor des Hermas.

Da Hr. Michael [1]) in der Sammlung kirchlicher Schriften, an welche er die kirchenhistorischen Unterweisungen knüpfen will, in erster Stelle den Pastor des Hermas aufgeführt hat, so giebt mir dies den Muth, in die Zeitschrift einige kritische Bemerkungen zu dem Texte dieses sonderbaren Buches aufzunehmen.

Es war früher bekanntlich nur in einer latein. Uebersetzung vollständig erhalten, die bei Cotelerius und Hefele abgedruckt ist, obwohl die Handschriften, besonders die Vaticanische, dabei nicht ordentlich gewürdigt worden sind. Zu dieser Uebersetzung trat durch Dr. Dressel eine sehr verschiedene Palat. (150) aus dem 14. Jahrh., offenbar viel besser als die früher bekannte. Der griech. Text, welcher bis dahin aus den griech. Kirchenschriftstellern (Clem. Al., Origenes, Doctrina ad Antiochum u. s. w.) nur sehr fragmentarisch bekannt war, wurde durch den Griechen Simonides nach Leipzig gebracht und dort 1856 durch Anger und W. Dindorf herausgegeben, so jedoch, dafs nur 3 Blätter vom alten Mscr. selbst vorlagen, während das Uebrige eine auf dem Berge Athos gefertigte Abschrift des Codex war. Selbst als man nach mehreren Anstrengungen die erste noch nicht verfälschte Abschrift, das Apographon des Simonides, erlangt hatte, konnte seine Zuverlässigkeit doch die der 3 Blätter nicht erreichen. Und was die Summe des Gewinns betrifft, so sagt selbst Dindorf, die griechische Textesgestalt des Lips. und des Apographon sei zwar vielfach besser und echter als die lateinische frühere Uebersetzung, aber noch viel zahlreicher seien die Stellen, die, im griech. Text verderbt, durch den alten Interpreten könnten geheilt werden, denn derselbe habe einen griech. Text vor sich gehabt, der den der Fragmente und des vollständigen Leipziger Codex weit an Güte übertreffe.

Gegenwärtig liegt nun für den ersten Theil bis ἐντολή 4 eine ziemlich vollständige neue griech. Handschrift vor, und zwar im codex Sinaiticus, den wir der glücklichen und geschickten Hand Tischendorfs verdanken. Schon das Alter der Hdschr. (4. Jahrh.) giebt dem Philologen einen Beweis des höhern Werthes derselben. Und für den erhaltenen Theil wird ohne Zweifel in einer künftigen griechisch-latein.

---

[1]) Vgl. das Juli-Augustheft 1863 S. 536 ff.

Ausgabe nur die neugefundene Handschrift zu Grunde gelegt werden können [1]).

Es bliebe die Aufgabe, den Sinaitischen Text mit dem bisherigen und mit den lat. Uebersetzungen zu vergleichen und dadurch die Familien der Handschriften möglichst genau festzustellen. Leider ist der Umstand dabei hinderlich, dafs der neue Text nicht in die *tria folia codicis Lipsiensis* hineinreicht und daher nur mit dem Apographon des Simonides verglichen werden kann. Aber auch so ergiebt sich Manches, was für einen späteren Herausgeber des griechischen und lateinischen Textes von Wichtigkeit ist. Möchte bald ein Gelehrter kommen, der das wüste Material in eine helle Ordnung bringe.

Ich gebe zunächst eine Probe von dem Anfang des griech. Textes, wobei A. das Apographon des Simonides bedeuten mag, Si. den neuen Text des Sinaiticus.

A. *ὁ θρέψας με πέπρακεν παιδίσκην* [2]) *τινὰ εἰς Ῥώμην. Μετὰ πολλὰ*
Si. *ὁ θρέψας με πέπρακεν με ῥόδῃ τινὶ εἰς Ῥώμην. Μετὰ πολλὰ*

A. *ἔτη ταύτην . . . . . καὶ ἠρξάμην αὐτὴν ἀγαπᾶν ὡς ἀδελφήν.*
Si. *ἔτη ταύτην ἀνεγνωρισάμην καὶ ἠρξάμην αὐτὴν ἀγαπᾶν ὡς ἀδελφήν.*

A. *Μετὰ χρόνους πολλοὺς . . . αὐτὴν εἰς τὸν ποταμὸν Τιβέριον*
Si. *Μετὰ χρόνον τινὰ* [3]) *λουομένην εἰς τὸν ποταμὸν τὸν Τιβέριν*

A. *εἶδον, καὶ ἐπέδωκα αὐτῇ χεῖρα, καὶ ἐξέβαλον αὐτὴν ἐκ τοῦ πο-*
Si. *εἶδον καὶ ἐπέπωκα αὐτῇ τὴν χεῖρα καὶ ἐξηγαγον αὐτὴν ἐκ τοῦ πο-*

A. *ταμοῦ. Ἰδὼν δὲ τὸ κάλλος αὐτῆς διελογιζόμην ἐν τῇ καρδίᾳ*
Si. *ταμοῦ. Ταύτης οὖν ἰδὼν τὸ κάλλος διελογιζόμην ἐν τῇ καρδίᾳ*

A. *μου λέγων Εὐτυχὴς ἤμην, εἰ τοιαύτην γυναῖκα εἶχον καὶ τῷ κάλλει*
Si. *μου λέγων Μακάριος ἤμην εἰ τοιαύτην γυναῖκα εἶχον καὶ τῷ κάλλει*

A. *καὶ τοῖς τρόποις· Μόνον τοῦτο ἐβουλευσάμην, ἕτερον δὲ οὐδέν.*
Si. *καὶ τῷ τρόπῳ· μόνον τοῦτο ἐβουλευσάμην, ετερον δε ουδε εν* [4])

A. *Μετὰ χρόνον τινὰ πορευομένου μου εἰς κώμας* [5]) *ἐδόξαζον τας*
Si. *Μετα χρονον τινα πορευομενου μου εις κωμας και δοξαζοντος τὰς*

A. *κτίσεις τοῦ θεοῦ, ὅτι μεγάλαι καὶ δυναταὶ καὶ εὐπρεπεῖς εἰσί*
Si. *κτισεις του θεου ως μεγαλαι και εκπρεπεις και δυνατοι εισιν*

A. *Περιπατῶν ἀφύπνωσα καὶ πνεῦμα με ἔλαβε καὶ ἀπήγαγε δι'*
Si. *περιπατων αφυπνωσα και πνευμα με ελαβεν και απηνεγκεν με δι'*

---

[1]) Es ist kürzlich eine 2. Aufl. von Dressels *patres apostolici* angekündigt worden, deren Titel den Schein erweckt, es seien die Vorzüge des Sinaiticus schon dabei ausgebeutet. Nichts weiter aber ist geschehen, als dafs den noch nicht verkauften Exemplaren am Ende der Einleitung einige Bogen mit Barnabas-Stellen und Hermas-Collationen zugefügt sind. Das nennt sich die zweite Auflage.

[2]) Hier steht im Apogr. *πεπρακεναικαιοδον*, was für den Si. spricht.

[3]) Hier hat der Corrector nach *τινὰ* zugefügt *ἴδον αυτην*, wogegen er über das nachfolgende *ειδον* Puncte gesetzt hat.

[4]) Der Corrector hat *ουδεν* gesetzt.

[5]) So steht auch im Sin. in der 2. Vision init., wo bisher *κώμην* gelesen wurde; der Latinus hat *cum iis* (Vatic. *cum his*) *cogitationibus proficiscens*, der Palat. *postea venissem apud civitatem Ostiorum*. In der 2. Stelle hat jener wieder *cum his*, woraus *Cumis* gemacht wird, der Pal. *apud regionem Cumanorum iter facerem*. *Κοῦμαι* heifst der Ort bei Ptol., *Κύμη* bei Strabo.

A. ἀνόδου ἀσκίνου δι' ἧς ὁ ἄνθρωπος οὐκ ἠδύνατο ὁδεῦσαι· ἣν δὲ ὁ
Si. ανοδιας [1]) τινος δι ης ανθρωπος ουκ εδυνατο οδευσαι ην δε ο

A. τόπος κρημνώδης καὶ ἀπερρωγὼς ἀπὸ τῶν ὑδάτων. Διαβὰς οὖν τὸν
Si. τοπος κρημνωδης και απερρηγως απο των ϋδατων Διαβας ουν τον

A. ποταμὸν ἐκεῖνον ἦλθον εἰς τὰς ὄχθας (*in margine* τὰ ὁμαλὰ) καὶ ἐπιθῶ
Si. ποταμον εκεινον ηλθον εις τὰ ὁμαλα και τιθω

A. τὰ γόνατα μου καὶ ἠρξάμην προσεύχεσθαι τῷ κυρίῳ καὶ ἐξομολογεῖσθαι
Si. τα γονατα και ηρ. πρ. τῷ θεῷ κ. ἐξ.

A. τὰς ὁμαρτίας μου. Προσευχομένου δέ μου ἠνοίχθη ὁ οὐρανός κ. βλέπω
Si. τ.[2])ἁμ. προσευχομενου δε μου ηνυγη ο ουρ. κ. βλ.

A. τὴν γυναῖκα ἣν ἐπεθύμησα ἀσπαζομένην με ἐκ τοῦ οὐρανοῦ κ. λέγουσαν
Si. τ. γ. ην επ. α. ἐκ τ. ουρ. λεγ.

A. Ἑρμᾶ, χαῖρε. ἐμβλέψας δὲ αὐτῇ λέγω Κυρία, τί συ ὧδε
Si. ερ. χ. βλέψας δὲ εἰς αὐτὴν λέγω αυτη κ. τί [*cor.* σύ] ωδε

A. ποιεῖς; ἡ δέ φησιν [απεκαλ]ήφθην [3]) ἵνα σου τὰς ἁμαρτίας
Si. π. η δε απεκριθη τοι ανελημφθην ινα σου τας ἁμ.

A. ἐλέγξω πρὸς κύριον· λέγω αὐτῇ Νῦν σύ μου ἔλεγχος εἶ; οὔ, φησίν,
Si. ἐλ. π. τὸν κυρ. λ. α. ν. σ. μ. ελ. ει ου φ.

A. ἀλλ' ἄκουσόν μου τὰ ῥήματα ἃ σοι μέλλω λέγειν. Ὁ θεὸς ὁ ἐν τοῖς
Si. ἀ. α. τὰ ῥ. ἁ σ. μ. λ. ο θ. ὁ ε. τ.

A. οὐρανοῖς κατοικῶν καὶ κτίσας ἐκ τοῦ μὴ ὄντος τὰ ὄντα κ. πληθύνας
Si. ουρ. κ. κ. κτ. ἐ. τ. μη οντος τ. ο. κ. πλ.

A. κ. αὐξήσας ἕνεκεν τῆς ἐκκλησίας ὀργίζεταί σοι, ὅτι ἥμαρτες εἰς ἐμέ.
Si. κ. αυ. εν. τ. εκκλησιας ορ. σ. ὁ. η. ε. ἐ.

Weit gröſser als die Verschiedenheit dieser Texte ist der Unterschied der beiden Hauptübersetzungen, die ich mit O. und P(al). bezeichnen will.

O.	P.
Qui enutriverat me vendidit quandam puellam Romae. Post multos autem [4]) *annos hanc visam ergo recognovi et coepi eam diligere ut sororem. Exacto autem tempore aliquo, lavari eam in flumine Tiberi*	*Qui me nutrivit, vendidit me in urbe Roma cuidam feminae nomine Radae* [5]). *Post multum temporis eam cognovi et coepi quasi sororem amare. Quam quum postea in flumine, qui appellatur Tiberis, lavan-*

---

[1]) Das δι' ἀνόδου ἀσκίνου hat schon viel vergebliches Grübeln bewirkt; der Interpret hat *tulit me per quendam locum ad dexteram*, der Pal. *tulit me in altam viam*. Conjecturen sind ἄσκιον, ἀσκήνου, δεξιόν, ὑπερδεξίου (Nauck), der Si. zeigt das Richtige und die Entstehung des Fehlers im Apogr., auch der Palatinus läſst sich begreifen, *ad dexteram* ist mir unklar.

[2]) Der Corrector hat das μου vor ἁμαρτ. eingefügt.

[3]) Aus diesem Worte des Apogr. hat Tisch. schon früher ἀνελήφθην hergestellt. Lateinisch steht *recepta sum huc*, Palat. *sursum sublata sum*.

[4]) *autem* und *visam* läſst der Vat. aus.

[5]) In *Radae* steckt offenbar das Ροδη des Si. Es wird somit die verkaufte *puella* einfach zu beseitigen sein. Die Rhode ist die Herrin des Hermas.

vidi, et porrexi ei manum et eduxi eam e flumine. Visaque [1]) *ea cogitabam in corde meo dicens: felix* [2]) *essem si talem uxorem et specie et moribus* [3]) *sortitus essem. Hoc solum nec ultra quidquam cogitavi. Post tempus autem aliquod, cum iis* [4]) *cogitationibus proficiscens honorificabam creaturam* [5]) *Dei, cogitans quam magnifica et pulcra sit. Et dum ambulassem, obdormivi. Et spiritus me rapuit et tulit me per quendam locum ad dexteram per quem non poterat homo iter facere. Erat autem locus ille in rupibus et abruptus et invius ab aquis. Cumque transissem locum illum, veni ad planitiem, et genibus positis coepi orare Dominum et confiteri peccata mea. Et orante me apertum est coelum et video mulierem illam quam concupieram, salutantem me de coelo et dicentem: Herma, ave. Et ego prospiciens illam dico ei: domina, quid tu heic facis? Ac illa respondit mihi: recepta sum huc, ut peccata tua arguam apud dominum. Domina, inquam, num tu me argues? Non, inquit. Sed audi verba, quae tibi dictura sum* [7]). *Deus qui in caelis habitat et condidit ex nihilo ea quae sunt, et multiplicavit propter sanctam ecclesiam suam, irascitur tibi quoniam peccasti in me.*

tem [se] vidissem, porrexi ei manum et produxi eam. Et bonam speciem eius considerans coepi in animo meo cogitare dicens: beatus essem si talem uxorem haberem bonis moribus et optima specie. Cumque hoc solum cogitassem et postea venissem apud civitatem Ostiorum et gratularer in omnibus creaturis Dei, quod magnae et ornatae et potentes essent, ambulans obdormivi. Et spiritus me sustulit et tulit me in altam viam, per quam homo ambulare non poterat, erat enim rupibus et scissuris delabentibus [6]) *conrosa. Transiens ergo flumen illud veni in locis mollibus et posui genua mea et coepi orare dominum et confiteri mea peccata. Me autem orante apertum est coelum et video feminam illam quam desideraveram, salutantem me de caelis [et] dicentem: ave, Herma Respiciens autem eam dixi ei: domina quid ibi facis? quae respondit mihi: sursum sublata sum, ut tua peccata redarguam apud dominum. Dico ego ei: tu ergo me accusas? Et ait mihi: ego non, sed audi sermones meos quos incipio tibi dicere. Deus, qui habitat in caelis, et fecit ex nihilo ut essent omnia abundare et crescere* [8]) *propter sanctam ecclesiam suam, irascitur tibi, quoniam peccasti in me.*

Indem ich mir Anderes für eine spätere Gelegenheit aufspare, füge ich hier einige Verbesserungsvorschläge von mir ein, die sich auf die Leipziger Handschrift selbst beziehen, welche leider, wie oben ge-

[1]) Der Vat. hat hier einige Zusätze, das *sortitus essem* fehlt aber, wie in P.; statt *honorificabam* steht *honorificans*, ohne *cogitans* vor *quam*.

[2]) *felix* läſst sich mit εὐτυχής wie *beatus* im P. mit μακάριος vergleichen.

[3]) *specie et moribus* entspricht der Folge im Griechischen; diese Folge ist im P. verändert, und Adjectiva sind zugefügt.

[4]) Ueber den verkannten Ortsnamen ist oben geredet worden.

[5]) *creaturam*, der Plur. κτίσεις wird von P. festgehalten, der *omnibus* ausschmückend hinzufügt. In *magnae et ornatae et potentes* entspricht P. der Folge des Si. Uebrigens spricht *ornatae* mehr für εὐπρεπεῖς als für ἐκπρεπεῖς des Si.

[6]) Dies läſst nur auf Miſsverständniſs, nicht auf eine andere Lesart des Pal. schlieſsen.

[7]) Der Vat. hat *quae tibi incipio dicere*, ähnlich wie P.

[8]) *abundare et crescere* statt des einzigen *multiplicavit* des O. entspricht dem griechischen πληθύνας καὶ αὐξήσας.

sagt, durch den Si. nicht controlirt werden kann. Ich thue es nur der Bequemlichkeit willen, und verweise übrigens auf meine kleine Schrift (1856) *de Hermae Pastoris codice Lipsiensi.*

Das erste Folium beginnt Mandat XII, 40. Hier ist wegen des Satzes ὁ διάβολος μόνον φόβον ἔχει, der durch das Fragm. aus *doctrina ad Antiochum* gestützt wird, im lat. O. statt *autem* wohl *solum* zu lesen. Leider fehlt der Pal. an dieser Stelle. Im 5. Capitel mufs in O. statt *in dominum credunt* aus Bodl. *sperant* gelesen werden. Der Satz *Diabolus enim temptat servos Dei et si invenerit vacuos exterminat* hat im Griech. nichts Entsprechendes an dieser Stelle, er steht aber dem Sinne nach etwas weiter unten in beiden Texten. Ich glaube an eine Lücke im griech. Text. Der Pal. steht nun wieder zur Seite, mufs aber mehrfach berichtigt werden. Denn wenn es in O. im Allgemeinen richtig heifst: *sicut enim homo cum implevit amphoras bono vino et inter illas amphoras paucas semiplenas posuit, et venit ut temptet et gustet amphoras, non temptat plenas, scit enim quod bonae (plenae) sunt, semiplenas autem gustat, ne sint acidae factae etc.*, so liest man in P. jetzt: *sicut enim homo, cum impleverit vascula bono vino et inter ipsa vascula pauca non plena reliquerit, cum venerit postea omnia vascula recognoscere non tanquam plena (scit enim quia plena non sunt) temptat autem illa, quae plena sunt; cito enim sema* (Dressel: *semiplena*) *vasa acetant*; es ist aber offenbar, dafs man am Ende lesen mufs: *non temptat plena, (scit enim quia plena sunt) temptat autem illa, quae plena non sunt etc.* Was Dr. Anger schon vermuthet hatte, *homines servos dei* müsse nach dem Griech. in *omnes s. d.* verwandelt werden, hat sich durch P. bestätigt.

Eine verdorbene Stelle des O., welche sich früher nicht füglich erledigen liefs (nämlich Mand. XII, 6 Dressel S. 481), wird in dem Pal. so erledigt, dafs man von Aenderungen des griech. Textes wenigstens sofort absieht. Der Pal. stimmt von *credite ergo etc.* bis *secundum illius voluntatem* trefflich zum Griechischen, nur dafs man *delictis vestris* [*delicta*] und *reliquum tempus vitae*, und das *recte ei servieritis* für Verdeutlichungen eigener Formation ansehen darf, zu denen im O. und Griech. die Veranlassungen fehlten. Der Interpr. O. scheint an ἀπεγνωκότες gescheitert zu sein und ζωήν als *salutem* gefafst zu haben; hinsichtlich des προστιθέντες wage ich keine Vermuthung, da sich die Lesart von O. nicht feststellen läfst (*obiicientes, adiicietis* Vat.). Wakius will lesen: *obliti estis deum et salutem vestram, et qui adiicientes peccatis vestris gravatis vitam vestram*, was freilich einen etwas andern griech. Text voraussetzte. Die Worte des O. *animabus vestris posthabitis* sind zu streichen, wie sie auch in einigen Handschriften fehlen. Die beiden Uebersetzer rathen zu lesen πάντων τῶν ἔργων für τῶν ἔργων. Etwas weiter ist mit dem Bodl. statt *qui potest vos salvos facere et perdere* zu lesen *qui potest salvum facere et perdere*; besser aber ist, was P. giebt.

Simil. I, 1 liest O.: *quid hic emitis agros et apparatis lautitias et aedificia et habitationes supervacuas?* der P. *et praeparatis aedificia et hab. sup.* Aber das griechische παρατάξεις πολυτελεῖς ist so gut gestützt, dafs etwas der Art zu lesen ist: *quid hic praeparatis agros et apparatus lautos et aedificia et hab. supervacuas.* Im Folgenden ist das griechische οὐ δύναται ἐπανακάμψαι in διανοεῖται (*cogitat* O. u. P.) zu ändern. Weiterhin lassen beide, O. u. P., gegen das Griechische mehrere Zeilen aus, nämlich was zwischen ἐρεῖ γάρ ὁ κύριος τῆς πόλεως ταύτης und zwischen λέγει γάρ σοι δικαίως ὁ κύριος τῆς χώρας ταύτης steht. Der Pal. hat wenigstens eine Spur da-

von: *dicit enim tibi dominus huius urbis aut his* (lies *is*) *qui habent* (lies *habet*) *potestatem regionis huius*. Im Uebrigen mufs in dieser Lücke statt πραξεις πολλας natürlich παρατάξεις πολλάς gelesen werden. Die Interpunction im Pal.: *Tu itaque, qui habes etc.* ist unrichtig; sie ist, wie die Abtheilung der Satzglieder, im O. richtig und die letztere auch im Griech. darnach zu bessern.

Die Stelle *paratus esto, ne cum voluerit dominus civitatis huius expellere te contradicas legi eius et eas in civitatem tuam* wird heifsen müssen *paratus esto ut cum voluerit dominus civitatis huius expellere te contradicentem legi eius, exeas et eas in civitatem tuam.* Im Archetypon des O. ist hinter *huiusmodi* (*operibus*) eine Lücke gewesen, welche dann mit *operibus* in einigen Abschriften ausgefüllt ist, nicht im Vat. u. L., der Pal. hat richtig *huiusmodi agros domusque.* Der Pal. hat das εἰς τοῦτο, wie es scheint, zweimal gelesen *quia propterea*, nachher *ob id.* In O. ist von ἃς ἐλάβετε παρὰ τοῦ θεοῦ keine Spur, und etwas bedenklich ist dieser Satz allerdings. Für ἀσύμφορον (O.: *perniciosae*) hat P. wohl ἀσύμφωνον: *inconveniens* gelesen.

Simil. II. *Quid diu intra te cogitas*, *diu* ist zu tilgen, oder in *tu* zu verwandeln (Vat. Pal.) und *cogitas* mit Vat. u. Pal. in *disputas*, auch sonst erweisen sich die Vorzüge des Pal. in der Abtheilung der Worte; auch in dem *invicem*, welches O. nicht ausdrückt. Die Worte *et super illam requieverit* (*refrigerit* V.) in O. sind vom Rande interpolirt.

Die Worte καὶ ἀνθρώπου μὴ ἔχουσαν δύναμιν sind gewifs verdorben, dem ἀνθρώπου entspricht in O. nichts, in P. steht *nullamque vim apud dominum possidentem*, dem Sinne nach gewifs richtig; Tischendorf will ανθρωπου für corrumpirt aus dem Compend. ανω ansehen; vielleicht findet sich einmal eine evidente Verbesserung. Für ἀναπλῇ ὁ πλούσιος ἐπὶ τὸν πένητα scheint mir immer noch ἀναβῇ aus dem Zusammenhang heraus empfehlenswerth; freilich hat der Pal.: *quando autem reficitur* (*reficietur*) *pauper a divite.* Für *societas* in O. ist *siccitas* zu lesen (Bodl., Lamb., Pal.).

In der 4. Simil. ist zu Anfang in P. das *arbores altas* in *arb. multas* zu ändern, in O. *dixit* in *dicit*; ebenso ist in *omni tempore vitae suae*; *omni* zu streichen und weiterhin *deum* (*dominum*) in *agnoverunt deum creatorem suum*, wie auch *et ceterae* vor *gentes* aus Mifsverständnifs und Auslassung eines Satzes hervorgegangen ist. *Haec hactenus.*

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

Der Candidat des höheren Schulamts Dr. Bernhard Augustin Schulz ist als sechster ordentlicher Lehrer an dem Königlichen katholischen Gymnasium zu Conitz definitiv angestellt worden.

Der Hülfslehrer am Gymnasium zu Dortmund Alex. Mette aus Zerbst ist als fünfter ordentlicher Lehrer daselbst angestellt worden.

Der Schulamts-Candidat August Krohn ist als dritter ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Herford angestellt worden.

Der Hülfslehrer Dr. Krummacher an der Realschule zu Siegen ist als dritter ordentlicher Lehrer angestellt worden.

Der Schulamts-Candidat Max G. Hoche zu Soest ist als ordentlicher Gymnasiallehrer angestellt worden.

Der geistliche Lehrer Terbeck am Gymnasium zu Rheine ist als erster ordentlicher Lehrer angestellt worden.

Der Gymnasiallehrer Jul. Bode zu Dortmund ist als dritter ordentlicher Lehrer an der Realschule zu Hagen angestellt worden.

Der Schulamts-Candidat und Hülfslehrer Dr. Edelbüttel ist als zweiter ordentlicher Lehrer an der Realschule zu Hagen angestellt worden.

Der Hülfslehrer Dr. Eschmann ist als vierter ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Burgsteinfurt angestellt worden.

Bei dem Kloster-Gymnasium zu Magdeburg ist der Gymnasiallehrer F. O. Müller aus Torgau als zweiter ordentlicher Lehrer seit dem 1. October c. definitiv angestellt worden.

Bei dem Dom-Gymnasium zu Halberstadt ist der bei demselben bisher beschäftigte Schulamts-Candidat Dr. Otto Diederichs aus Beedenbostel als fünfter ordentlicher Lehrer vom 1. Januar 1864 ab definitiv angestellt worden.

Bei der Landesschule Pforta ist der bisherige provisorische Adjunct Dr. Benndorff seit dem 1. November c. definitiv angestellt worden.

Der bisherige Rector der höheren Stadtschule zu Andernach, Rud. Loehbach, ist als Rector des nunmehrigen Progymnasiums daselbst bestätigt worden.

Den Oberlehrern am Gymnasium zu Dortmund, Dr. Böhme und Voigt, ist das Prädicat „Professor“ verliehen worden.

Dem ordentlichen Lehrer Seck am Gymnasium zu Essen ist der Charakter eines Oberlehrers beigelegt worden.

Die ordentlichen Lehrer zu Hagen, Schwarz und Danz, sind zum 30. September 1863 auf ihren Antrag entlassen.

Es sind gestorben:

Oberlehrer Hohoff am Gymnasium zu Recklinghausen, den 9. Aug.;
Dr. Ahlemeyer, Director des Gymn. zu Paderborn, den 28. Aug.;
Prof. Stern am Gymnasium zu Hamm, den 29. Septbr.

Am 4. Januar 1864 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstrafse 47.